UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class
053

Book
NO

Volume
81-82

F 11-20M

Einundachtzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1897.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einundachtzigster Band.

Mit den Portraits von:
Marie von Ebner-Eschenbach, G. Planck, F von Saar

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

053
NO
v.81-82

Inhalt des 81. Bandes.

April — Mai — Juni.

1897.

Seite

Th. Achelis in Bremen.
Mythologie und Völkerkunde 356

Juhani Aho.
Einsam ..... I. 235

Ch. Beiling in Wien.
Paris nach der Belagerung und während des Commune-Aufstandes. 211. 337

Georg Biedenkapp in Frankfurt a. M.
Die Seele im Lichte der Sprache 228

Karl Bienenstein in St. Leonhard a. Forst.
Marie von Ebner-Eschenbach 72

Eberhard Freiherr von Danckelman in Magdeburg.
König Svend von Dänemark. Novelle 277

* * *
Friede. Von einem Optimisten 50

Dagobert von Gerhardt-Amyntor in Potsdam.
Das schöne Schriftthum und der Staat 31

Ludwig Jacobowski in Berlin.
Der kluge Scheikh. Ein Sittenbild aus Nordafrika 139

Antonia Konstantin in Breslau.
Gedichte 234

F. Kunze in Suhl.
Die Seide im Licht der Culturgeschichte 40

Paul Lindau in Meiningen.
Eine Reise nach Athen. Tagebuchblätter 318

Sigmar Mehring in Berlin.
Aus „Sagesse" von Paul Verlaine 373

187830

Seite

J. Minor in Wien.
F. von Saar als Lyriker 302

Fritz Oliven in Berlin.
Der König. Allegorische Dichtung unter theilweiser Zugrundelegung des Undinenstoffes 374

Felix Philippi in Berlin.
Wer war's? Schauspiel in drei Acten 95

Paul Pochhammer in Zürich.
Bilder aus Dante in deutschen Stanzen 81

Fr. Rubinstein in Berlin.
Mann und Weib 87

Ernst Schwartz in Altona.
Die Bürgerlichen Gesetzbücher in Deutschland und ihre Verfasser ... 171

Harry Vosberg in Breslau.
Die Zielbewußten 402

Bibliographie 131. 269. 405

Bibliographische Notizen 135. 273. 409

Mit den Portraits von:
Marie von Ebner-Eschenbach, G. Planck, F. von Saar; radirt von Johann Lindner in München.

Marie Ebner-Eschenbach.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottländer in Breslau.

Einsam.

Von

Juhani Aho*).

I.

Das Abendessen war beendet, man saß im Salon, und die Uhr ging auf Zwölf. Man war den ganzen Abend einsilbig gewesen, und was gesagt wurde, war ohne Inhalt. Die Unterhaltung war mehr und mehr versiegt und drohte ganz in's Stocken zu gerathen. Wenn das Rollen einer auf der Straße vorüberfahrenden Droschke, das auf Minuten die Stille unterbrochen hatte, in der Ferne erklang, hörte man Nichts mehr als den wehmüthig singenden Ton der Lampenflamme.

Ich sah, wie Anna heimlich ein Gähnen hinter der Hand verbarg. Der Bruder, der mit langausgestreckten Beinen im Schaukelstuhl lag, gähnte ganz unverhohlen, — wir waren nämlich alte Freunde. Ich konnte nicht länger sitzen bleiben, obwohl ich meine Blicke gern noch eine Weile von meinem Platz unter dem Halbschatten eines Lampenschirmes dorthin gerichtet hätte, wo sie, von dem Licht der Lampe beschienen, über ihre Arbeit gebeugt saß. Jetzt legte sie das Nähzeug auf den Tisch und schien im Begriff, sich erheben zu wollen. Ich war ihr zuvorgekommen, nahm meinen Hut, der auf dem Clavier lag, und verbeugte mich vor der Mutter.

„Gehen Sie schon?" fragte diese, streckte aber doch ihre Hand aus.

„Es wird Zeit," sagte ich, und ich besaß nicht Stolz genug, um den niedergeschlagenen Ton meiner Stimme zu dämpfen, obwohl ich fühlte, daß ich es hätte thun müssen.

„Nun, dann leben Sie wohl und glückliche Reise!" Und dann

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Finnischen von Mathilde Mann — Altona.

wünschte sie mir noch Glück und Wohlergehen und hieß mich, viele neue Gedanken mit heimbringen.

„Viele neue Gedanken — ja!“ und ich bemühte mich, meiner Stimme einen halb bittern, halb verächtlichen Ton zu geben.

„Lebe wohl, alter Bursche, und schreibe über alles Mögliche, wie wir verabredet haben,“ sagte der Bruder, die Trägheit abschüttelnd, die mich den ganzen Abend gepeinigt hatte.

Anna saß zwischen ihnen. Ich war an ihr vorbei, von der Mutter zum Bruder gegangen. Ich wollte, daß der Druck ihrer Hand der letzte vor meiner Abreise sein sollte.

„Adieu — —“

„Adieu, glückliche Reise.“

Wie trocken, wie feierlich und wie kalt sie das sagte! Wie gleichgiltig und gefühllos ihr Händedruck war!

Als die Andern mich auf den Vorsaal hinausbegleiteten, blieb sie im Salon zurück und schloß das Clavier, an dem sie in der Dämmerstunde, als ich kam, saß und phantasirte. Ich hatte die Musik auf der Treppe gehört und hatte eine Weile hinter der Thür mit verhaltenem Athem und pochendem Herzen gelauscht. Ich sah sie jetzt die Lampe vom Tisch nehmen, und ich hoffte schon, daß sie vielleicht kommen, mir vielleicht die Treppe hinableuchten würde. Aber sie räumte nur die Noten auf, wandte sich dann ab, ging durch das Zimmer nach ihrer Schlafstubenthür und schloß sie, wie es mir schien, erbarmungslos. Das Letzte, was ich von ihr sah, war ihr feines Profil, ihre zarte Wange und eine ringelnde Locke über ihrem Ohr.

Nein, dachte ich, während ich die Treppe hinabging, wenn Du nicht willst, so will ich auch nicht. Und ich stieß die Hausthür auf, soweit die Feder nachgab. Mag sie knallen! Und sie knallte so, daß die Fensterscheiben klirrten und die lange, dunkle Diele erzürnt widerhallte.

Gott sei Dank, daß die Sache endlich klar wurde! Noch bis zum letzten Augenblick hatte ich mich mit Hoffnungen abgequält, — jetzt quält mich Nichts mehr. Ich glich dem Wüstenwanderer, vor dessen Blicken die Fata Morgana plötzlich verschwindet, und der Nichts als das endlose Sandmeer um sich her erblickt und weiß, daß er seinen Durst nicht löschen kann. Und die Resignation der Hoffnungslosigkeit erfüllt meine Sinne.

Sei zufrieden so, wie es ist, sage ich zu mir selber. Weshalb wallt Deine Brust, weshalb stöhnt Dein Herz?

Ein schläfriger Droschkenkutscher humpelt mit seiner Droschke um die Straßenecke im Schein einer flackernden Gaslaterne.

Die belaubten Bäume der Boulevards ragen gleich einem dunklen Gewölbe über meinem Kopf empor. Ueber den Friedhof an der alten Kirche schleicht ein Bursche mit seiner Liebsten.

Eine einsame Frauengestalt mit einem Tuch über dem Kopf mäßigt ihre Schritte und gleitet zögernd an mir vorüber. Sie hat so demüthige,

flehende Augen. Du hättest sie mit Dir nehmen können, sie wäre Dir so dankbar gewesen, sie erwartete Dich vielleicht, sie stand ja beinahe dort unter der Laterne still: Morgen würde sie Dich dann an den Dampfer begleitet haben, würde Dich aus der Volksmenge angesehen und Dir heimlich einen Gruß mit dem Taschentuch zugewinkt haben. Weshalb ließest Du sie gehen?

Anna kann ja nicht kommen. Sie würde gern kommen, aber sie kann nicht. Nimm Dir das nicht so zu Herzen, Geliebte, Du kannst ja nicht! Weine nicht, meine Kleine, stirb nicht vor Schmerz! Versuche, froh zu sein! In ein paar Jahren komme ich wieder und bringe so viele, viele neue Gedanken mit heim.

Plötzlich hallt der ganze Marktplatz von einem lauten Wagengerassel wider, und von Trekanten herab kommt eine Droschke mit flotten Studenten, die soeben in der Stadt angekommen sind.

Sie sind jung, sie jauchzen und rufen Hurrah! Sie können noch genießen, und ihnen liegt die Welt offen.

Aber bin ich denn ganz von Sinnen? Bitter und mißgünstig bin ich gegen diese jungen Leute, die sie wahrscheinlich gar nicht kennen und die sich Nichts aus ihr machen, wie auch sie sich Nichts aus ihnen macht! Und nur aus dem einen Grunde, weil sie hier zurückbleiben! Aber Einer von ihnen, derjenige, der mir zunächst saß, hatte seine weiße Mütze so keck und sorglos auf das eine Ohr gesetzt. Er hatte so kräftige Schultern und so schwarzes, lockiges Haar. Ich gehe mit einem Cylinderhut wie ein alter Herr, und ich bin dick und schwerfällig und unbeholfen.

Ich zwinge mich zu einem überlegenen Hohnlächeln bei diesem Vergleich, beschleunige meine Schritte und gehe über die Esplanade nach Kämps Hotel, über dessen Thür eine elektrische Lampe ihr bläuliches Licht verbreitet.

Welch' angenehmes Gefühl, in seine Wohnung, sein Hotel, seine Nummer hinaufzusteigen. In der Thürspalte steckt die Rechnung, die, „um Irrthümer zu vermeiden", jeden Tag hingelegt wird, so freundlich ihre Hand aus. Welch' heimischer Duft in diesem Zimmer! Von welch' einer vorzüglichen Ordnung zeugen nicht diese mangebrannten Lichte, beide gleich lang, die zu beiden Seiten des Spiegels stehen, und dann der Aschbecher, auf dessen Boden ich mechanisch lese: „Nordisches Aussteuermagazin in Helsingfors. — Großes Lager von Wirthschaftsgeräthen für Privatfamilien und Gasthäuser."

Weshalb sagt man: „unpersönlich wie ein Hotelzimmer?" Vielleicht weil es nicht den eigenen Stempel der Person trägt, weil es keine Erinnerungen an Ereignisse in unserem Leben erweckt. Aber ich habe ja mein halbes Leben im Hotel zugebracht. Diese stummen Stühle, Sophas und Tische, die einander alle gleichen, sind für mich gleichsam alte Erbstücke. Und da steht ja mein Koffer weit geöffnet vor dem Alkoven. Als ich ihn vor einer Woche bei meiner Abreise vom Lande packte, waren wir noch

gute Freunde. Sie brachte mir meine frischgebügelte Wäsche, ganz roth von wirthschaftlicher Anstrengung. Ihr war der Athem ausgegangen, als sie die hohe Bodentreppe hinaufgesprungen war, und um Luft zu schöpfen, setzte sie sich auf einen Stuhl und ließ die Hände in den Schoß sinken.

Sie wollte sehen, wie man einen Koffer packe, wenn man in's Ausland reisen wolle. „Ach was, Sie kennen ja nicht einmal die ersten Anfänge, Sie alter Knabe! Fort mit Ihnen!" Und sie schob mich bei Seite, wendete den Koffer um und fing an, Alles von Neuem einzupacken. Sie lag auf den Knieen am Boden, das Haar in entzückender Unordnung. Ich mußte ihr die Sachen zureichen. Die weiße Wäsche glitt durch ihre Hände und wurde im Koffer so hübsch und glatt auf einander gestapelt und der kleinste Zwischenraum mit Kragen und Taschentüchern ausgefüllt.

Ich stand da, unbeholfen und bezaubert. Das würde sie nicht thun, wenn sie mich nicht liebte. Morgen sollte ich reisen, jetzt war der rechte Moment gekommen. Und ich sprach aus, was mir den ganzen Sommer auf der Zunge geschwebt hatte — daß ich sie liebe.

Ihr Antlitz kann ich nicht sehen. Aber ich sehe ihren Nacken erröthen, sie legt noch ein Paar Taschentücher hinein, wirft dann den ganzen Stapel auf den Fußboden, und ich höre schnelle Schritte die Treppe hinabeilen und über die Diele in ihr Zimmer huschen, dessen Thür in's Schloß fällt.

Ohne daß mich Jemand bemerkt, — die Mutter ist in der Küche beschäftigt — gelange ich in's Freie, schweife über Berge und Hügel, und als ich zurückkehre, an den Eisenbahnschienen entlang, kaum des mir entgegenbrausenden Zuges achtend, und wieder zu Hause anlange, ist ihre Thür noch verschlossen. Aber in meinem Zimmer, oben auf meiner Wäsche liegt ein Zettel von ihrer Hand. Sie hat mich wie einen Freund betrachtet, wie einen älteren Bruder, fast wie einen Onkel. Von etwas Anderem kann gar nicht die Rede sein. Hat weder der Mutter noch dem Bruder das Geringste gesagt. Und bittet, daß auch ich es nicht thun möge, denn sie „will nicht".

Sie kam nicht zum Abendbrod. Ich sah sie nicht vor dem nächsten Morgen, kurz ehe der Zug abging. Das leichte Sommergewand war verschwunden, sie trug ein ernstes Promenadenkleid. Aus einem ausgelassenen, muthwilligen Mädchen, das ich noch gestern auf Grund unserer alten Bekanntschaft in den Arm genommen und herumgeschwenkt, hatte sie sich in eine würdevolle Dame verwandelt.

Finden sich da nicht Erinnerungen und theure, liebe Gegenstände in diesem Zimmer? Der Koffer trägt noch die Spuren ihrer Hände. Weshalb sagt man, daß es einem Hotelzimmer an Persönlichkeit gebricht und daß man nicht betrübt ist, wenn man es verlassen soll?

Und wohl hätte er Etwas zu berichten, dieser Alkoven, in dem ich die schlaflosen Nächte dieser meiner Marterwoche verbracht habe, und wo ich —

ein ausgewachsener Mann — weinend das Kopfkissen an mich gepreßt habe, in dessen einer Ecke sich der Namenstempel des Hotels befand.

Und wie kann ich es denn über mich gewinnen, Dich zu verlassen, Dich, die meines Herzens größte Freude war! Aber es mußte ja sein! Fort, Fort! Alles unter Schloß und Riegel! Meine ganze Vergangenheit unter's Schloß und den Schlüssel in die Tasche! Und auf den Knieen liegend, drückte ich schonungslos das Schloß des Koffers fest, als wollte ich etwas Todtes hineinpressen.

Die elektrische Klingel, die dort am Ende des Korridors ertönte, war wohl von mir in Bewegung gesetzt worden?

Ach ja, der Kellner! „Wollen Sie, bitte, dafür Sorge tragen, daß meine Sachen nach dem Dampfer hinabbefördert werden?"

So leb' denn wohl, mein Zimmer! und halblaut frage ich mich, ob es mir nicht schwer wird, meine Heimat zu verlassen? Wirf am Thor eine letzte Kußhand zurück nach den Hallen deiner Väter, aus deren Fenstern dir die erlöschende Abendgluth einen Abschiedsgruß entgegenstrahlt.

Ich gehe in die Restauration hinab. Ich kann mich ja nicht wie ein Ausreißer aus dem Staube machen. Dies ist ja ein selten feierlicher Augenblick! Und zu dessen Ehre muß man wohl einen Abschiedstrunk trinken.

Als ich die Treppe hinuntergehe, auf deren teppichbelegten Stufen nur ein leiser Widerhall meiner Schritte hörbar ist, erblicke ich mit Genugthuung im Spiegel das Bild eines Mannes, der die Augenbrauen satirisch in die Höhe gezogen hat und dessen Mundwinkel Verachtung ausdrücken. Ich schwelge förmlich in diesem meinem Hohn, in dem Trotz meines eigenen Gemüths, den ich plötzlich, nach langer Zeit, wieder in mir aufsteigen fühle. Und ich will diese Empfindung aufrecht erhalten.

Aber ich fühle, daß der Boden gleichsam gesprungen ist und daß der Hohn und der Trotz mit großer Schnelligkeit sinken.

Im Vorsaal der Restauration fühle ich eine harte Matte von Lindenbast unter meinen Füßen. Mein Ueberrock fällt mir von den Schultern in die Hände des Kellners — — — Dort vor dem Spiegel stand sie im Frühling und ordnete ihr Haar und ihren Hut. — — Der große Speisesaal ist erleuchtet wie zu einer Hochzeit. Aus dem Nebenzimmer ertönen Stimmen, man sieht Damenhüte, Offiziersepaulettes und eine weiße Hemdsbrust. — — Dort hatten wir einmal mit der ganzen Familie zu Abend gegessen, ehe sie auf's Land reisten. Der Saal ist jetzt fast leer. Vor der Thür, mitten im Zimmer, steht ein runder Sophatisch. Um denselben herum bewegt sich ein kleiner, kahlköpfiger Herr, der an einer Kruste knappert und eine Gabel in der rechten Hand hält. Ein paar andere Herren im Frack, Senatskanzlisten, die anscheinend von einer Sitzung kommen, sitzen weiterhin im Saal, Jeder auf einer Seite eines kleinen runden Tisches, sich mit den Stirnen fast berührend, in lebhafter Unterhaltung begriffen.

Ich gehe durch den ganzen Raum bis an die äußerste Ecke des Zimmers. Ein Kellner hat sich von seinem Observationsposten an der entgegengesetzten Wand in Bewegung gesetzt.

Ich weiß nicht, was ich bestellen soll, etwa einen Grog!

Aber als ich das Gewünschte bekomme und anfange meinen Trank zu mischen, begreife ich nicht, warum in aller Welt ich hier bin, einsam, mitten in der Nacht mir einen Grog brauend. Wie mit einem Schlage erschlafft meine Spannkraft, und ich falle zusammen wie ein Bündel. Ich bin nicht mehr im Stande, den Kopf aufrecht zu halten, und der Hohn und der Trotz stürzen von ihrer künstlich aufgebauten Höhe herab.

Denn das Ganze ist ja entsetzlich hoffnungslos und traurig. Sie war meine letzte Hoffnung gewesen. Sie hatte mich wieder aufgerichtet, mich, der ich schon hoffnungslos, geistig leblos dalag. Ich wollte ein neues Leben beginnen, wollte arbeiten, wirken, mich anstrengen. Ich hatte mich schon darauf vorbereitet. Und nun war Alles wieder wie vorher. Ich saß hier in dieser Restauration wie an einem öden Strand, von dem ich auf immer Abschied genommen zu haben glaubte. Ich fühlte mich noch älter und kraftloser als vorher. Nichts in mir war zerrissen, ich fühlte weder Schmerzen noch Beklemmungen. Aber meine ganze Kraft war erlahmt. Ich war wie ein alter, abgearbeiteter Ackergaul.

Während der letzten Nächte hatte ich ausgetobt, ausgeklagt. Jetzt fühle ich, daß ich nicht mehr klagen, nicht einmal mehr trauern konnte. Ich wäre froh gewesen, wenn ich die Erinnerungen hätte von mir stoßen können. Aber sie hatten sich nun einmal daran gewöhnt, um diese Zeit des Nachts zu kommen. Sie kamen in demselben Fahrwasser daher, das sie immer zu durchfurchen pflegten. Ebenso hell — wenn auch vielleicht ein wenig bleicher und farbloser als bisher.

II.

Ich habe sie gekannt, als sie noch ganz klein war. Das erste Mal sehe ich sie, als mich der Bruder in die Familie einführt und mich als seinen besten Freund vorstellt. Die Mutter ist eine stille, freundliche Wittwe, von mildem, sanftem Aussehen und mit ergrauendem Haar. Sie scheint nur für ihre Kinder zu leben.

Man bringt Kaffee, und den Brotkorb trägt ein kleines, hellängiges Mädchen, das mir offen in die Augen sieht und sich nicht im Geringsten bemüht, seine Lachlust zu bezwingen. Ihre Verneigung besteht aus einem kurzen, ruckweisen Knix, gleichsam aus Zwang gemacht und aus Gnade geschenkt, der aber seine bestimmte Zeit hat, ebenso wie die kurzen Kleider. Zwei schwarze Flechten reichen ihr bis in die Taille hinab. Du wirst sicher viele Herzen brechen, wenn Du nur erst erwachsen bist, denke ich im Vorübergehen.

Wir werden gute Bekannte. Ich besuche die Familie oft, und die Kleine geht um dieselbe Zeit zur Schule, wie ich auf die Universität gehe. Entweder hole ich sie ein, oder ich mäßige meine Schritte, wenn ich sie um die Straßenecke biegen sehe. Oft, wenn ich sie nicht bemerkt habe, bekomme ich einen Schneeball in den Rücken. Und wenn ich mich dann nach ihr umwende, ballt sie schon lachend einen zweiten in ihren rothgefrorenen Händen zusammen. Sie ist so morgenfrisch, den Hut auf dem einen Ohr, während die Muffe an einer Schnur an der Seite hängt wie eine Jagdtasche. Zuweilen geschieht es, daß ich ihr um acht Uhr begegne, wenn ich von einem Trinkgelage heimkehre, das die ganze Nacht gewährt hat. Sie ahnt nicht, woher ich komme, springt an mir vorüber und pufft mich im Vorbeigehen. Wenn ich dann nach Hause komme und mich entkleide, Alles, was mir von der durchwachten Nacht anhängt, abwasche und mich auf mein unberührtes Bett lege, steht sie in Gedanken einen Augenblick vor mir, gleich einem kleinen, reinen Vogel, den man kennt und den man oft vor sich über den Weg huschen sieht.

Sie ist offenbar stolz auf ihren erwachsenen Cavalier, der sie oft gar bis an die Schulthüre begleitet. Wenn sie mir begegnet, läßt sie es sich nicht nehmen, mir eine Verbeugung zu machen, und ich lüfte den Hut wie vor einer erwachsenen Dame. Und oft springt sie aus dem Mädchenschwarm auf der anderen Seite der Straße auf mich zu und giebt mir ihre Bücher zu tragen, um sich vor ihren Freundinnen mit ihrer Bekanntschaft zu brüsten. Wenn es ihr einfällt, kann sie wohl sagen: „Kommen Sie doch, bitte, bald einmal zu uns!“ Natürlich steht mein Name in ihrem Stammbuch und daneben ein Gedicht, und ich glaube, daß ich zu jener Zeit ihr „Ideal“ war.

Ich verlobe mich, und als ich mit meiner Braut die erste Visite mache, ist sie nicht zu bewegen, in den Salon zu kommen. Die Mutter will sie hereinholen, aber sie antwortet nur: „Nein, ich komme nicht!“ und ritzt Bilder auf die bethauten Fensterscheiben. Ich sehe das Alles durch die Thürspalte und höre die Mutter schelten: „Anna, besudele das Fenster doch nicht so!“

Meine Braut sitzt am Sophatisch und besieht Photographien. Ich empfinde eine augenblickliche Schwäche in meinen Gefühlen. Ihre Züge erscheinen mir, von vorn gesehen, so grob und alltäglich.

Am nächsten Tage erzählt mir der Bruder lachend, daß meine Braut, die Lehrerin an der höheren Töchterschule ist, in Annas Augen „häßlich“ und „hochmüthig“ sei, und daß Niemand in ihrer Klasse sie „ausstehen“ könne. „Wie kann man auch nur einen solchen Geschmack haben!“

Auf mehrere Jahre verschwindet sie aus meinen Augen und Gedanken. Ich mache mein Examen, ziehe auf's Land und komme nur selten nach Helsingfors. Ich habe aus dieser Zeit kein anderes Bild von ihr als das eines heranwachsenden, gewöhnlichen Schulmädchens in den oberen Klassen der finnischen höheren Mädchenschule. Sie ist schüchterner als früher, und

wenn der Bruder sie einmal mit irgend einer „Flamme" neckt, so geht sie beleidigt fort und zeigt sich nicht mehr.

Vor einem Jahr sehe ich sie zum ersten Mal in ihrer jetzigen Gestalt. Ich habe genug von den Verhältnissen und dem Leben auf dem Lande und in den kleinen Städten, wo ich seither Lehrer gewesen bin. Meine Verlobung ist längst aufgehoben, neue Verbindungen sind wieder abgebrochen. Es bietet sich mir eine Gelegenheit, in's Ausland zu reisen, und ich komme im Frühling nach Helsingfors, um Französisch zu lernen. Ich komme dorthin mit der inneren Leere, die in der Einsamkeit des Landes, in den entlegenen Winkeln der kleinen Städte, wo die Lebenskraft gleichsam eintrocknet, entsteht, und unter welcher der Geist schwindet und leidet. Alle Bande waren zerrissen, meine Eltern waren gestorben, und ich hatte keine Angehörigen, die mir nahe standen. Ich hatte gegen Niemand Verpflichtungen und ich konnte sorgenfrei leben, konnte noch einmal nach einem langen Zwischenraum das Leben in der großen Welt genießen, ehe ich mich ganz dem Alter übergab. Ich kam mit ungefähr denselben Gefühlen wie das erste Mal als junger Student.

Ich gehe geradeswegs nach dem alten, bekannten Hause und schelle. Ein erwachsenes junges Mädchen öffnet die Thür. Ich habe noch das deutliche Gefühl, daß ihre Züge, ihre Augen, ihr langes Haar, ihr rundlicher Busen, ihr schlanker Wuchs, — daß dies Alles sich in diesem Augenblick mit einem einzigen Schlage in meine Sinne einbrennt, wie in die Platte des Photographen.

Ich verliebe mich auf der Stelle in sie. Mit den zähen Gefühlen eines gereiften, erfahrenen Mannes klammere ich mich an ihr fest. Sie scheint mir Alles das zu besitzen, was ich bisher vergebens gesucht habe. Nicht ein einziger kleiner Zug, nicht eine Bewegung, auch nicht ein Tonfall in ihrer Stimme, der mich stört oder verletzt. Wenn ich früher liebte, habe ich oft eine Erschlaffung in meinen Gefühlen empfunden, eine Art von Intervallen. Ich konnte Fehler an diesen Anderen finden, konnte sie kühl beurtheilen, und immer hatte ich eine Ahnung, daß meine Liebe verschwinden würde, — wie sie es auch that. Und ich war mir stets klar darüber, weshalb ich diese Andere liebte. Jetzt kann ich die Gründe nicht finden, ich kann meine Neigung nicht definiren. Sie ist nur so, wie sie ist. Sie hat sich beim ersten Athemzug in mein Blut geschlichen, hat sich durch jede Ader, jeden Nerv gedrängt wie ein junger Wein, der verjüngt und Kraft giebt.

„Ah! Guten Tag!" ruft sie und streckt erfreut ihre Hand aus.

Die Aeußerung, daß sie ja schon eine erwachsene Dame ist, und daß ich sie kaum wiedergekannt hätte, schwebt mir auf der Zunge. Aber ein gewisses Etwas hindert mich daran. Ein dunkles Bedürfniß, mich selbst zu überreden, daß der Altersunterschied doch nicht so groß ist. Höchstens fünfzehn Jahre, — was ich in aller Geschwindigkeit ausrechne, während ich hinter ihr in den Salon trete.

Sie läuft hinaus, um die Mutter zu rufen, wendet sich in der Thür um und sieht mich an. Diese Bewegungen und Wendungen geschehen gleichsam in mir, und mein Blut geräth bei einer jeden in Wallung.

Ich habe dieselben Empfindungen wie vor Jahren, als ich mich zum ersten Male verliebte. Meine Liebe ist ebenso gefühlvoll, und mein Benehmen ebenso kindlich. Ich suche sie wie durch Zufall überall zu treffen, wo ich nur kann, ersinne alle möglichen Vorwände, um die Familie zu besuchen, und des Abends, ehe ich schlafen gehe, wandele ich oft vor ihrem Fenster auf und nieder. Ich vernachlässige alle meine Beschäftigungen, kümmere mich nicht um meine Vorbereitungen zur Reise oder um die Erlernung der Sprache, um derentwillen ich eigentlich hierher gekommen bin. Die Stunden bei meiner Lehrerin sind ungefähr ebenso wie früher in der Schule. Ich bemühe mich, mit so wenig wie möglich durchzukommen.

Der Frühling kommt, die See geht auf, und ich müßte mit einem der ersten Dampfer nach Lübeck fahren. Ich schiebe die Reise bis auf Weiteres auf. Im Süden ist es jetzt zu warm, Paris ist während der ersten Ausstellungswochen zu überfüllt und so weiter.

Hin und wieder machen wir Spaziergänge zu Zweien, schauen vom Observatoriumsberg auf das Meer hinab, das blaut und glänzt, und auf den Hafen, in den die Boote hineingleiten, wo die Segel flattern, und der von den weißschimmernden Häusern am Strandmarkt eingefaßt ist. Wir sitzen des Vormittags vor der Kapelle, wo sich die Menschen in farbigen Sommerkleidern um den Springbrunn drängen. Kleine Mädchen verkaufen frischgepflückte Blumen, und jedes Mal, wenn wir dort sind, erlaubt sie, daß ich ihr einen blauen Veilchenstrauß überreiche. Sie steckt ihn an ihre Brust, athmet den süßen Duft ein und vergißt die Blumen im selben Augenblick. Aber ich bin glücklich und kann meine Augen nicht von den Veilchen wenden, die dort im Knopfloch an ihrem Busen ruhen.

Wüßte ich nur, ob sie mich liebt oder ob sie schon einen Anderen hat. Und plötzlich überkommt mich eine Angst, auf so lange Zeit fortzureisen, irgendwohin dort hinter den Horizont jenseits der Berge und der fernen Meere!

„Manchmal habe ich gar keine Lust, Finnland zu verlassen," sagte ich eines Tages.

Sie aber bemerkte Nichts in meiner Stimme oder in meinen Blicken Sie grüßt einen vorübergehenden langen, hübschen Studenten dort am Springbrunnen, befeuchtet ihre Lippen mit dem Glase und sagt ganz sorglos, indem sie die ganze Zeit den Studenten nicht aus den Augen läßt:

„Aber warum denn nur? Es muß doch schön sein, hinaus zu reisen und die weite Welt zu sehen — —"

Es ist auch wohl zu viel verlangt, daß sie sich jetzt schon in mich verliebt haben sollte, tröstete ich mich. Aber der Gedanken, daß sie hier bleibt und vielleicht verlobt ist, wenn ich zurückkomme, quält mich mehr und mehr.

Ich bin eifersüchtig auf Alle, denn ich sehe, daß man bereits anfängt, aufmerksam auf sie zu werden. Oft wenden sich die Spaziergänger um und sehen ihr nach. Die Helsingforser Herrenwelt hat in ihr eine aufgehende Schönheit entdeckt. Sie selber hat das auch bemerkt. Zuweilen treibt die allzu deutliche Bewunderung der Vorübergehenden eine zarte Röthe auf ihre Wangen. Ich beobachte sie von der Seite, folge jeder Bewegung, jedem Farbenwechsel in ihrem Antlitz. Ohne jegliche Veranlassung fängt sie plötzlich an, fröhlich und lebhaft zu plaudern, was gemacht erscheint und mir nicht recht gefallen will. Oder sie ist zerstreut und behandelt mich kurz, als wolle sie mich reizen.

Eine Woche lang trage ich mich mit dem festen Entschluß, ihr meine Gefühle zu offenbaren. Aber ich schiebe es von Tag zu Tag auf, und an einem der ersten Sonntage im Juni stehen sie im Begriff, auf's Land zu reisen.

Die Eisenbahnstation wimmelt von Schülern, sie ist mit ihrem Bruder vorangeeilt. Ich puffe mich mit der Mutter durch die Menge, ihnen nach, allerlei Handgepäck tragend, das mit in's Coupé soll. Es klingelt zum dritten Male, und ich habe noch immer keinen endgiltigen Abschied nehmen können, bei dem ich durch meinen Blick und meinen Händedruck ihr meine Gefühle zu erkennen zu geben hoffe. Der Mutter sage ich in aller Eile Lebewohl, und gerührt wünscht sie mir glückliche Reise. Aber Anna steht bereits am Coupéfenster, umgeben von einem Schwarm zurückbleibender Freundinnen, die ich nicht bei Seite schieben kann. Erst als der Zug sich in Bewegung setzt, und ich trübselig seiner immer schneller werdenden Fahrt nachschaue, bemerkt sie mich, nickt mir munter und glücklich zu und zieht sich in's Coupé zurück.

Welch ein Sonntag in der heißen Stadt, die fast ausgestorben ist! Wie ich mich auf der Esplanade langweile, wo es von Burschen, Gardisten und Dienstmädchen wimmelt! Und wie mich das ewige Schmettern der russischen Hörner vor der Kapelle ermüdet! Dort ist das Gedränge so groß, daß man kaum hindurch kommen kann.

Ich streife am südlichen Hafen umher und komme nach Skatudden. Lange sitze ich dort, betrachte das Meer und die Segelboote auf dessen Oberfläche, was mich, ich weiß nicht, weshalb, noch trauriger stimmt. Und als ein Dampfboot voller Lustreisenden mit seinen wehenden Flaggen in's Meer hinaussteuert, ist es mir unmöglich, länger dort zu sitzen — ich kehre in die Stadt zurück.

Ich komme auf den Einfall, mich nach ihrer Wohnung zu begeben. Unter dem Vorwande, daß ich einen Auftrag auszurichten habe, lasse ich mir die Schlüssel von dem Wirth geben. Die Fenster in den Zimmern sind alle mit Kreide geweißt, die Gemälde, die Spiegel und die Kronleuchter sind in weiße Schleier gehüllt. Am Riegel auf dem Vorsaal hängt ein vergessener Hut. Das Clavier ist verschlossen. Ich berühre es, und es giebt

einen Ton von sich wie ein Schlafender, den man in seiner Ruhe stört. Klopfenden Herzens betrete ich ihr Zimmer. Das Bett ist leer, im Ofen liegt Papier und eine leere Pappschachtel. Auf dem Toilettentisch entdecke ich einen alten, zerrissenen Handschuh. Ich stecke ihn zu mir. Ich sage mir selbst, daß dies thöricht und lächerlich ist. Die ganze Welt würde mich auslachen, wenn sie wüßte, daß ich jetzt hier bin. Aber das ist mir einerlei! Ich weiß nur, daß ich sie liebe — wahnsinnig, hoffnungslos.

Ich liege lange auf dem Sopha im Salon. Zuweilen fährt ein Wagen unten auf der Straße, und das ganze Haus erzittert. Dann ist Alles still, ich höre nur das Summen der Fliegen.

Sie liebt mich nicht. Ich bin ihr völlig gleichgiltig. Sie dachte nicht einmal daran, mir Lebewohl zu sagen. Aber obwohl ich dessen so sicher bin, hoffe ich doch noch. Und ich versuche mich noch immer damit zu trösten, daß ich ihr Nichts gesagt habe, und daß sie infolge dessen meine Gefühle nicht kennt. Wenn sie sie kennte? Ob ich ihr schreiben soll? Und während ich dort liege, fange ich an, mir einen Brief an sie auszudenken. Ich will ihr meine Gefühle darlegen, ich will sie mit meinen Worten erweichen, will sie in die Tiefe meines Herzens schauen lassen, und sie wird vielleicht weich werden, wird mir vielleicht eine schwache Hoffnung geben.

Nach drei Tagen habe ich den Brief fertig, aber ich kann mich nicht entschließen, ihn abzusenden, ich wage es nicht, Alles auf's Spiel zu setzen. Und so schreibe ich denn statt dessen an ihren Bruder und theile ihm mit, daß ich mich entschlossen habe, erst im Herbst in's Ausland zu reisen. Wie ich erwartet habe, ladet er mich zu sich auf's Land ein.

Mich in die bequeme Sophaecke eines Coupés zweiter Klasse zurücklehnend, betrachte ich durch das offene Fenster die grünenden Fluren, die frischbelaubten Birken, die pflügenden Landleute auf dem Felde und die Eisenbahnstationen, die gleichsam zum sommerlichen Fest aufgeputzt sind. Einige sind frischangestrichen und ausgebessert, und im Vorüberfahren schlägt mir ein Geruch von frischer Oelfarbe und Asphalt entgegen. Wenn der Zug hält, erschallt aus dem Walde das Gezwitscher der Buchfinken, und in der Ferne ruft der Kuckuck.

Alle Trostlosigkeit und Verzweiflung ist dahin. Ich bin ganz sicher, daß sie mich lieben wird. Ich fühle in mir selber eine Kraft, der sie nicht wird widerstehen können. „Mit der Kraft meines Geistes" wiederhole ich mir in Gedanken. Und dann kann ich mich gleichzeitig wieder einigermaßen ruhig in den Gedanken finden, daß sie mich nicht liebt. Die hierdurch entstandene Sicherheit vermehrt meine Zuversicht und stärkt meine Hoffnung. Vor allen Dingen muß ich kühl sein und gegen meine allzugroße Reizbarkeit ankämpfen. Ich habe mir einen neuen Sommeranzug machen lassen, in dem meine kurze, untersetzte Gestalt ein wenig proportionirter erscheint.

Aber trotz alledem zittere ich nervös, als ich mich am Nachmittage der ersehnten Station nähere. Als der Zug pfeifend seine Ankunft meldet, zucke ich zusammen. Ich habe telegraphirt, und sie sind alle Drei auf dem Bahnhof, um mich abzuholen.

Ich bin ein wenig unbeholfen mit meiner Reisetasche in der Hand. Der Bruder erkundigt sich nach Neuigkeiten aus Paris, und ich kann nur verlegen lachen.

Anna ist noch schöner als sonst in ihrer leichten Sommerkleidung. Sie ist barhäuptig, hat aber einen Sonnenschirm, um sich gegen die Sonne zu schützen. Sie und der Bruder gehen voraus, ich komme mit der Mutter hinterdrein. Ich hoffe, daß sie am Kreuzwege auf uns warten werden, aber sie öffnet nur das Heck, das zu dem Wege über die Eisenbahnschienen führt, läßt es offen stehen und sieht sich nicht einmal nach uns um.

„Wir wohnen hier ganz einsam, beinahe wie in einer Wüste," sagt die Mutter. „Es ist uns sehr angenehm, daß Sie kommen. Wir haben uns Alle sehr gefreut, als wir Ihr Telegramm erhielten."

Daß sie sich Alle gefreut hatten, versetzte mich in gute Laune. Bei dem nächsten Heck wendet Anna sich um und ruft der Mutter eine Frage über die Schlüssel zum Theekasten zu:

„Sie liegen auf dem Tisch im Anrichtezimmer!" muß ich im Namen der Mutter zurückrufen.

Und dies tröstet mich vollkommen. Daß sie vorausging, war also keine Aeußerung ihrer Stimmung, wie ich befürchtet hatte. Sie geht nur voraus, um den Theetisch zu ordnen.

Wir sitzen lange beim Abendbrod. Sie geht geschäftig als Wirthin umher und setzt sich erst, als sie ihren Thee trinken will, auf den Platz mir gerade gegenüber. Die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und die Wangen in den Händen, hört sie mich an, obwohl ich jedes Mal, wenn sie sich bewegt, glaube, daß sie gehen will. Ich spreche, bin guter Laune und schildere treffend, wie ich selber meine, Helsingfors im Sommer, mein Leben auf dem Lande und die lächerlichen Zustände in den kleinen Städten. Es gelingt mir, sie in dieselbe Stimmung zu versetzen, sie faßt jede feine Nüance auf, und es will mir scheinen, als betrachte sie mich mit einem eigenthümlich neugierigen Glanz in ihrem Blick.

„Ja, er kann erzählen," sagt sie. „Es wird amüsant, seine Berichte zu hören, wenn er aus dem Ausland zurückkommt."

Wie ich Dich grenzenlos liebe! Wenn ich von dort heimkehre, so bereite ich Dir ein kleines, schönes Nest. Wie zufrieden und glücklich Du sein wirst! Und Du kannst es nicht unterlassen, mich wieder zu lieben! Von keinem Anderen, und nirgends kannst Du es besser bekommen. Ich bezaubere Dich mit der Wärme der Umgebungen, mit der ganzen Zärtlichkeit meiner eigenen Natur, Alles soll so behaglich für Dich werden, Du sollst Dich so wohl bei mir fühlen!

Und ich wollte sie nicht berühren, wollte sie nur auf die Stirn küssen. Das Gefühl, mit dem ich sie liebe, ist der reinste Idealismus — so scheint es mir.

Und während ich in der hellen Sommernacht oben in der Bodenkammer, die mir angewiesen ist, wache, überzeuge ich mich mehr und mehr davon, daß dies feine Gefühl, diese fast geistige Liebe, mir ein Recht verleiht, sie zu besitzen. Ich, der ich an Nichts glaube, bin in dieser Beziehung abergläubisch. Und ich nehme mir vor, ihrer würdig zu werden, indem ich ihr von diesem Tage an treu bin, im Auslande, in Paris, überall. Nach diesem Entschluß fühle ich mich wie ein unschuldiger Jüngling, und es kommt mir vor, als könne ich mit gutem Gewissen versichern, daß ich es bin. Ein reines Leben zu führen, ist mir fortan eine sittliche Pflicht, obwohl ich früher stets die Achseln zu zucken pflegte, wenn man über dergleichen sprach.

Im Laufe des Sommers wiege ich mich in den Traum ein, daß sie wirklich schon die Meine ist, daß sie mich liebt, und daß wir nur nicht mit einander darüber sprechen, wiewohl wir es Beide wissen. Ich begreife nicht, daß dies einzig und allein die Folge unserer Umgebung ist. Der Bruder ist ein wenig träge und liegt am liebsten in der Hängematte und liest Romane. Die Mutter hat immer irgend etwas in der Wirthschaft zu thun. Und auf diese Weise werde ich Annas einziger Verkehr, mit dem sie in Ermangelung von etwas Besserem fürlieb nehmen muß.

Den ganzen Sommer bleibe ich bei ihnen. Ich denke nicht mehr an meine Reise, ich denke an Nichts mehr, als an die Gegenwart, in der ich jetzt lebe und in der ich Alles habe, was ich wünsche.

Welche glücklichen Tage! Welch' ein in die Wirklichkeit übertragener Traum! Jeden Abend durchlebe ich in der Einsamkeit meines Zimmers noch einmal Alles das, was sich am Tage zugetragen hat. Es ist in den Hauptzügen jeden Tag dasselbe, nur mit geringer Abwechselung.

Am Morgen eile ich von meiner Bodenkammer hinab. Gewöhnlich schlafen alle die Andern noch; wenn ich die Treppe hinunter und über den Vorsaal gehe, komme ich an ihrer Thür vorüber und lausche. Von da drinnen dringt kein Laut an mein Ohr. Ich öffne die Hausthür, und der helle Sonnenschein strömt mir entgegen. Die Veranda ist noch ganz feucht dort, wo sie im Schatten liegt, und auf dem Rasenplatz glitzert der Thau. Ich setze mich in eine Ecke mit dem Rücken nach der Sonne zu, die noch nicht brennt, sondern nur wärmt. Ich habe ein Buch, aber ich lese nicht darin. Da ist das Fenster ihres Zimmers. Nur eine Gardine ist davor gezogen. Ich erblicke einen Stuhl und auf der Rücklehne ihre Kleidertaille. Ich will nicht dahin sehen, aber ich sehe es doch. Die Gardine verhüllt ihr Bett. Aber es ist mir, als könne ich sie schlafen sehen, die eine Hand unter dem Kopf, und die andere schlaff über den Rand des Bettes herabhängend, so daß die Finger fast den Bettvorleger berühren.

Ich gehe an den Strand hinab. Der ganze weite Fjord ist noch spiegelblank. Die Bretter der Brücke schwanken unter meinen Tritten. Ein Fischschwarm huscht dicht an den Rand des steil abfallenden Ufers, kehrt aber bald neugierig wieder zurück. Das Segelboot, das ich in Ordnung gebracht habe, hat sich seit gestern nicht gerührt. Im Boot liegen Angelruthen und Zugnetze bereit. Auf der andern Seite der Landzunge ist die Eisenbahnstation. Das weiße Boot des Bahnhofinspectors glänzt im Sonnenschein am Strande. Ein Güterzug steht dort und wartet. Er hat wohl eine Stunde dort gestanden. Die Rauchsäule aus dem Schornstein der Locomotive steigt ruhig und langsam in die Höhe. Es giebt nichts Eiliges hier in der Einsamkeit. Endlich ertönt dahinten ein schriller Pfiff, der von den Ufern widerhallt, und der Zug setzt sich keuchend in Bewegung. Als ich wieder nach dem Hause zurückkehre, höre ich noch lange das in der Ferne verklingende Geraffel der Räder.

Sie ist noch nicht aufgestanden. Ich sitze wenigstens noch eine Stunde an meinem früheren Platz in der Ecke der Veranda. Ich thue so, als läse ich, aber ich weiß nicht, was ich lese: Möge sie nur ruhig schlafen, ich habe keine Eile, sie ist dennoch die Meine, den ganzen langen Tag, heute wie gestern.

Endlich vernehme ich leise Schritte aus ihrem Zimmer. Im Fenster wird etwas Weißes sichtbar, das sich hastig zurückzieht. Ein entblößter Arm streckt sich nach der Kleidertaille aus, die über der Stuhllehne hängt, und die Gardine fällt wieder herab.

Ich durchlebe eine schwere, lange, zagende halbe Stunde, die mir wie eine Ewigkeit deucht. Vielleicht glaubt sie, daß ich mich hierher gesetzt habe, um zu sehen — ich beruhige mich erst, als ich sie leise eine Melodie summen und dann mit heller Stimme singen höre. Ich stehe auf und gehe auf der Veranda auf und nieder. Ihre Thür öffnet sich, und sie kommt heraus, munter wie ein Vogel. Die Wangen sind geröthet wie bei einem kleinen Kinde, das gerade aus der Wiege genommen ist.

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“

Sie stellt die Kaffeekanne auf den Tisch in der Veranda; wir lassen uns nicht Zeit, auf die Andern zu warten, sondern trinken unsern Kaffee zu Zweien. Sie ist meine kleine, junge Frau, wir haben unsern eigenen kleinen Haushalt, wir leben hier, weit ab, geschieden von allen Anderen, zufrieden und glücklich. Wie gern möchte ich darüber sprechen, wie gern eine kleine Anspielung von dem machen, was meine Gedanken erfüllt: aber ich fürchte, daß der geringste Laut, das entfernteste Geräusch das scheue Reh von meiner Seite jagen wird. In Gegenwart Anderer spreche ich ganz ruhig über Liebe und Gefühle. Sobald wir unter vier Augen sind, berühren wir nur alltägliche Dinge.

Wir berathen über das Programm des Tages.

Zuerst muß das Netz, das wir gestern Abend gestellt haben, revidirt werden. Ich schiebe das Boot hinaus, und sie hilft mit den Rudern nach. Sie will rudern, und ich setze mich an's Steuer. Wir gleiten in dem stillen Morgen durch das Rohr dahin, und das Plätschern der Ruder ist deutlich vernehmbar. Das Wasser glitzert auf den Ruderblättern und tröpfelt auf die klare Wasserfläche nieder, sobald sie mit dem Rudern inne hält und Etwas sagt. Wir sprechen über die Fischerei und wo wir morgen unsere Netze auswerfen wollen. Wir haben bald den Fischgrund und die Laichplätze ausgekundschaftet. Wir werfen die Netze gegenseitig auf unser Glück aus. Sie ist ganz entzückt und jubelt vor Freude, als sie sieht, daß die Netzleine stramm ist, — ein Zeichen, daß ich einen großen Fisch herausziehe. Und sie giebt sich den Schein, als sei sie ganz ärgerlich, als der Fisch gerade in dem Augenblick, da ich ihn in das Boot ziehen will, sich loszappelt und in die Tiefe hinabtaucht. Sie schilt mich und sagt, ich sei so ein, — so ein — — aber ich bin glücklich darüber. Sie kommt mir dadurch gleichsam näher, wird vertrauter mit mir. — Und wie geschäftig sie ist, wenn das Netz ausgebreitet wird und sie sich das Recht vorbehält, den Fang herauszunehmen und die in Unordnung gerathenen Maschen des Netzes zu entwirren! Ich darf ihr nicht helfen, sie will es Alles selber thun, und sie ist so eifrig dabei, mit den bis an die Ellenbogen zurückgestreiften Aermeln, den aufgeschürzten Röcken. Sie ist so geschäftig, daß sie sich nicht einmal Zeit läßt, das Haar aus der Stirn zu streichen, sondern es mit den Armen hinter das Ohr schiebt. Ich stehe ein wenig entfernt von ihr, rauche meine Cigarette und sage beinahe jedes Mal: „Nein, wir sind doch ohne Zweifel die tüchtigsten Fischer auf der Welt," — was eine stehende Redensart geworden ist.

Des Nachmittags segeln wir häufig. Im Anfang fuhr der Bruder mit, aber er machte sich nicht lange Etwas daraus. Trotzdem fragt Anna gewöhnlich der Form halber:

„Willst Du heute nicht ein wenig mit uns segeln?"

„Ich habe keine Zeit!"

„Du hast keine Zeit?"

„Du hast keine Zeit? Darf ich mir die Frage erlauben, welche wichtige Arbeit Dich heut am Mitfahren hindert?"

„Ich lese, wie Du siehst."

„Zeige mir, was für ein Buch es ist. — Oblomoff!"

„Du verstehst es nicht, aber es ist die feinste Psychologie, die ich jemals gelesen habe."

„Das weiß ich, — und Du selber bist gerade so ein Oblomoff."

„Vielleicht hast Du mehr Recht, als Du glaubst."

„Aber wir segeln! Nur gut, daß nicht Alle solche Faulenzer sind wie Du."

Auf dergleichen nichtssagende, gewöhnliche Aeußerungen von Sympathie

lege ich stets ein besonderes Gewicht und suche sie zu meinem Vortheil auszulegen.

Ich sitze am Steuer, und sie giebt Acht auf die Schote. Sie sitzt ganz dicht neben mir auf derselben Bank und lauscht meinen Befehlen, die ich mit sicherer, gebieterischer Stimme ertheile. Sie hat sich ein blaues, loses Costüm genäht, und auf dem Kopf hat sie einen kleinen Matrosenhut, dessen seidene Bänder im Winde flattern. Von dem großen, weißen Segel, auf das der blendende Sonnenschein fällt, hebt sich ihr schwarzes Haar und ihr feines Profil ab, das zu betrachten ich nicht ermüde.

Es weht stark. Sie befestigt die Schote nicht am Knopf, sondern behält das Tau in der Hand, bereit, es loszulassen, sobald ein Windstoß kommt. Sie umschließt es kräftig mit den Händen und stützt sich mit den Absätzen gegen den Boden des Bootes. Sie lehnt sich hintenüber, um dem schwankenden Boot Gleichgewicht zu verleihen. Ihre Taille ist nicht in ein Corset eingezwängt, ihre Hände sind sehnig und der Spann ihrer Füße ist hoch. Ich beuge mich vornüber, halte die Steuerpinne in der einen Hand und die Leine des Raasegels in der andern und spähe an ihrem Nacken vorbei und unter dem Segel hindurch nach dem Curs. Eine Welle nach der andern schäumt heran, das Boot hebt und senkt sich, und Anna, wie sie dort auf ihre Weise sitzt, das Segel und der ganze vordere Theil des Bootes, — das Alles wird zu einem Ganzen, zu einem lebenden Wesen, das ich leite und über die blaue Fläche führe nach einer Felseninsel oder einem weißschimmernden Seezeichen dort hinten am Horizont. Zuweilen bricht sich eine hohe Welle an dem Bug des Bootes und spritzt bis in den hinteren Theil des Fahrzeuges. Sie bekommt einen Sprühregen in's Gesicht und über die Schultern. Sie schreit auf und lacht auf einmal, verändert aber ihre Stellung nicht und läßt sich keine Zeit, die Tropfen von ihren Wangen zu trocknen.

Gegen Sonnenuntergang flaut der Wind ab, und mit einer schwachen seitlichen Brise gleiten wir langsam heimwärts. Die Klüverschote ist festgebunden, und leicht, geschmeidig, fast als sei er geschmiert, zertheilt der Bug des Bootes das Wasser, ohne Wellen aufzuwirbeln. Sie hat sich weiter nach vorn gesetzt, an den Fuß des Mastes, den Rücken mir zugewendet, und blickt vor sich hin, über die Oberfläche des Fjords, zuweilen die Hand in's Wasser steckend. Sie summt eine Melodie vor sich hin, und scheint in ihre eigenen Gedanken versunken zu sein, ganz als sei sie allein. — Wenn ich wüßte, was sie denkt, wenn ich nur ahnen könnte, wie sie über mich denkt! Ist sie nicht ein einziges Mal während dieser unserer gemeinsamen Fahrten auf den Gedanken gekommen, daß sie mich vielleicht liebt, und daß ich sie liebe? Aber ich habe es nicht ein einziges Mal in ihren Zügen gelesen, ich kann nicht eine einzige Bewegung, nicht einen einzigen Uebergang in der Stimme zu meinem Vortheil auslegen.

Ich werde niedergeschlagen und traurig und kann nicht umhin, An-

spielungen auf meine Abreise zu machen. — „Wo mag ich im nächsten Sommer um diese Zeit sein? — Wie mag es hier bei Ihnen aussehen, wenn ich wieder heimkehre?“ — Dazu sagte sie nur: „Es ist ja auch wahr, Sie wollen fortreisen! Wie lange gedenken Sie eigentlich fortzubleiben?“ — „Mindestens zwei Jahre.“ — „Zwei Jahre, ach!“ Und das ist Alles. Und es spricht sich in ihrer Stimme keine größere Verwunderung aus, als wenn es sich darum handelte, auf ein paar Tage in das nächste Kirchdorf zu fahren. Diese Abendstunden, in denen das Segel nicht mehr schwellt und das Boot sich kaum vom Fleck rührt, sind oft sehr peinlich für mich. Unser Unterhaltungsstoff ist erschöpft, sie scheint sich zu langweilen, sie sehnt sich an's Land zu kommen, obwohl sie es nicht sagt. Das ist gleichsam meine Schuld, ich halte sie in der Gefangenschaft, und das quält mich. Aber ich bemühe mich, unbekümmert auszusehen, als bemerke ich es nicht, als ob wir nicht die geringste Eile hätten. Und wenn das Segel schlaff herabhängt, greife ich zu den Rudern und rudere an den Strand, während sie das Steuer hält.

Wenn wir nicht auf dem Wasser sind, sitzen wir gewöhnlich mit den Andern auf der Veranda. Wie alle verliebten Männer, die nicht mehr in der ersten Jugend stehen, bemühe ich mich aufmerksam zu sein und ihr kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Es wird ihr ganz zur Gewohnheit, daß ich ihr stets das Ueberzeug anhelfe und es später mitsammt dem Regenschirm und den Galoschen in meine Obhut nehme. Ich gleiche einem Waffenträger, dem sein Herr befehlen kann, was er will, ohne ihm auch nur dafür zu danken. Eines Tages sitzen wir nach Tische da draußen. Die Damen nähen. Der Bruder hat sich einen Schaukelstuhl in den Salon geholt, und ich bewundere Annas geschickte Bewegungen bei der Arbeit. Sie sucht ihre Scheere. — „Ich wollte sie Ihnen gern holen, wenn ich nur wüßte, wo sie ist.“ — „Sie liegt auf dem Tische in meinem Zimmer.“ Ich stehe auf, um sie zu holen. Da aber sagt die Mutter: „Du bist zu anspruchsvoll, Anna. Du läßt Dir zu sehr aufwarten, Du, die Du so viel jünger bist!“ — Und der Bruder fügt hinzu: „In Deiner Stelle würde ich nicht so aufmerksam sein, — hol' Dir Deine Scheere selber, Anna!“ „Das thue ich auch,“ sagt sie und eilt ein wenig beleidigt an mir vorüber, ohne sich um meine Einwendungen zu kümmern.

Der Vorfall wirkte peinlich auf mich, da ich schon im Voraus unter dem zwischen uns bestehenden Altersunterschied leide.

Obwohl ich mit der Absicht hierher gekommen bin, ihr meine Liebe zu gestehen, vergeht der ganze Sommer mit der Erwägung, was wohl am besten ist. Am Schlusse derselben bin ich genau so zweifelhaft wie am Anfang.

Eines Sonntags im August, kurz vor unserer Rückkehr in die Stadt, habe ich freilich noch einen etwas glücklicheren Tag, der mir einen schwachen Hoffnungsschimmer giebt.

In einem benachbarten Kirchspiel ist ein Fest veranstaltet, und dorthin fahren wir, Anna und ich. Die Andern machen sich Nichts daraus. Wir steigen an unserm Ufer auf einen kleinen Dampfer, und die Mutter und der Bruder bleiben zurück. Wir stehen auf dem Deck, ich habe ihren Regenmantel über dem Arm und bilde mir ein, daß wir sie verlassen, um gleich Neuvermählten fortzureisen. Ich mache meine eigenen Hoffnungen in Gedanken zur Wirklichkeit. Sie, die dort an meiner Seite steht und mit ihrem rothen Sonnenschirm winkt, ist meine junge Frau. Die Hochzeit hat soeben stattgefunden, und wir reisen zum ersten Mal zusammen aus der Heimat fort.

Der Tag ist hell und schön, es weht ein warmer, südlicher Wind. Der Dampfer ist mit unbekannten Leuten angefüllt, und wir sitzen die die ganze Zeit beieinander. Gegen unsere Gewohnheit fehlt es uns heute nicht an Unterhaltungsstoff, denn wir kritisiren das Publicum und lachen über die mitreisenden Musikanten, die falsch spielen. Man sieht uns von der Seite an, man weiß, daß wir aus der Hauptstadt sind, aber die Herrn und Damen scheinen unbefangen und gleichgiltig zu sein. Wir haben ein Gesicht, als ständen wir den Andern gleichsam gegenüber, und dies erhöht unsere Sicherheit. Sorglos mit einander plaudernd, vielleicht absichtlich, als ob die Andern gar nicht existirten, steigen wir bei der Pfarrhofsbrücke an's Land; dort wimmelt es von Studenten in weißen Mützen und Damen in Nationaltrachten. Ich reiche Anna meine Hand, sie springt vom Dampfer herunter, und der flüsternde Zuschauerhaufen öffnet sich uns. Ihre Kleidung ist ja auch ungewöhnlich geschmackvoll und fein im Vergleiche zu denen der Andern, ihr Benehmen ist würdevoll, und ihr Gang leicht. Ich schwelge in der Aufmerksamkeit, die sie zu erregen scheint. Auf dem Strandwege begegnet uns ein Mann in einer Friesjacke, scheinbar ein Volksschullehrer. Als er Anna erblickt, scheint ihm plötzlich eine Offenbarung aus einer andern Welt aufgegangen zu sein. In seiner Ueberraschung strauchelt er, bleibt stehen, weicht zur Seite aus und ist nahe daran, in den Graben zu fallen.

Von unserer Promenade nach dem Festplatz habe ich folgendes Bild in meiner Erinnerung: Wir gehen neben einander her. Es weht uns frisch entgegen, sie beugt sich ein wenig vornüber, beschützt ihr Antlitz mit dem Sonnenschirm und hält ihren Hut mit der andern Hand fest. An der Brust trägt sie eine Blume, die ich soeben am Rande des Weges gepflückt habe, ihre Röcke flattern, und der Wind preßt sie fest gegen ihre Kniee. Mein Herz bebt, ich möchte sie ganz und gar besitzen, aber gleichzeitig empfinde ich einen Schmerz, denn ich weiß ja nicht, ob sie mich liebt. In einer Woche muß ich sie verlassen, und wer weiß, wie nahe er ist, er, der sie mir vielleicht entreißen wird!

Auf dem Festplatz fangen wir wieder an, unsere Umgebung zu kritisiren. Wir können uns kaum bezwingen, daß wir nicht laut über einen

Redner lachen, über eben denselben Volksschullehrer, dem wir vorhin begegneten, und der mit angenommenem Seminaristenpathos über die ersten Grundlagen des Vaterlandes und des Volkes spricht, welches Letztere er schließlich ermahnt, sich während des Festes anständig zu benehmen und sich nach Beendigung desselben schleunigst nach Hause zu verfügen, ein Jeglicher in seine Heimstatt.

Ein junger Student steht in unserer Nähe, hört unsere Kritik und betrachtet erst uns und dann den Redner bedeutungsvoll, womit er andeuten will, daß er nicht ist wie diese Andern, daß er derselben Ansicht ist wie wir und das Lächerliche in dem Ganzen sehr wohl aufzufassen vermag. Einen ungemischten Genuß gewährt uns der Gesang, der von der stutznäsigen, kurzhaarigen, weißgekleideten mit einer großen, gelben Blume am Hut versehenen Volksschullehrerin des Kirchspiels geleitet wird. Anna giebt ihr den Namen „die Prinzessin", und später zeigt sie sie mir während des Tanzes. Der Anblick ist wirklich unübertrefflich. Sie senkt den Kopf lieblich auf die Seite, hüpft wie eine Mücke und glänzt vor Seligkeit und Hitze. Früher würde ich nie das Herz gehabt haben, über so Etwas zu lachen, jetzt aber bemühe ich mich, unaufhörlich neue, lächerliche Seiten bei Allem zu entdecken.

Wir trennen uns keinen Augenblick von einander. Wir streifen zusammen über den Festplatz, kaufen uns gegenseitig Loose, genau so, wie wir unsere Netze auf unser gegenseitiges Glück auszuwerfen pflegen. Wir haben ein deutliches Gefühl, daß wir die Helden des Tages sind und daß sich Alle die Köpfe zerbrechen, wer wir nur sein mögen. Es scheint mir, — und das ist mir ein angenehmer Gedanke, — als ob man uns für ein Brautpaar hält.

Wir sitzen auf einer Wippe. Anna hat eine Düte mit Bonbons, die ich ihr gekauft habe. Ein kleines Mädchen steht vor uns und hält sich an dem Kleide ihrer Mutter. Beide schauen uns ganz ungenirt an, jeder Bewegung der Hand nach dem Munde folgend.

„Komm einmal her, Kleine, ich will Dir Bonbons schenken!"

Die Mutter schiebt das Töchterchen vor und befiehlt ihr, uns die Hand zu geben.

„Wie heißt Du?"

„Sag' jetzt schnell, wie Du heißt, dann bekommst Du Bonbons."

„Kajsa."

„Du mußt aber den Finger aus dem Mund nehmen, Kajsa!"

Und dann bekommt sie eine ganze Hand voll Confect.

„Kannst Du nun auch wohl hübsch „Danke" sagen? Du bist aber doch wirklich —"

Und die Mutter wendet sich selber an Anna, um zu danken.

„Haben Sie schönen Dank, Fräulein, — oder sind Sie vielleicht die Frau des Herrn da?"

Ich fühle, wie ich erröthe, und werde ganz verlegen, Anna aber lacht herzlich, als sei dies eine ungemein dumme und ganz unmögliche Combination. Ich fange auch an zu lachen, aber es kommt nicht so recht natürlich heraus.

Erst spät am Abend treten wir unsere Rückfahrt an. Der Salon ist voll von trinkenden Herren, und die Luft dort ist erstickend und qualmig. Es ist bereits ein wenig kühl. Anna hüllt sich in ihren warmen, wollenen Shawl, und wir suchen uns einen Platz auf dem Deck in der Nähe der Maschinenluke, aus der eine angenehme Wärme aufsteigt. Da sehen wir die röthlichen Schatten des Maschinisten und des Heizers jedes Mal, wenn die Ofenthür geöffnet wird. Die Fahrt dauert mehrere Stunden. Anna ist müde und fängt an schläfrig zu werden. Jetzt sitzen wir da, ohne ein Wort zu sagen, dicht neben einander, des Gedränges wegen. Ich fühle, daß ihr Kopf in meinen Armen ruht. Ich kann ihre Züge nicht so recht unterscheiden. Nur wenn der Schornstein von Zeit zu Zeit einen Strom von Funken auf die andere Seite des Dampfers hinübersendet, sehe ich in ihrem Licht, daß sie die Augen geschlossen hat. Hin und wieder öffnet sie sie, und sie sind so groß und dunkel.

Der Horizont fängt an, sich zu lichten, und die Funken verschwinden. Der silberbleiche Schein des Mondes vom westlichen Himmel spiegelt sich in dem stillen Meer. Das Fahrwasser wird enger, und die hohen, steilen Ufer erheben sich zu beiden Seiten fast unnatürlich groß in dieser eigenthümlich gemischten Beleuchtung des Mondes und des in der Ferne dämmernden Tages. Ich wage nicht, mich zu rühren, aus Furcht, sie zu stören. Ich bin jetzt sicher, daß sie mich liebt. Und ich verstehe nicht, die Schlußfolgerung zu ziehen, daß sie, wenn sie mich wirklich liebte, unmöglich so ruhig an meiner Seite schlummern könnte.

Erst als der Dampfer pfeift, ehe er an unserem heimischen Strand anlegt, erwacht sie, rückt von mir fort und zieht das Tuch fester um ihre Schultern; sie zittert in der Morgenkühle. Sie ist schlechter Laune, springt, ohne meine Hilfe anzunehmen, auf die Landungsbrücke hinab und geht in's Haus hinein, ohne auf mich zu warten.

Die Mutter empfängt uns mit warmem Kaffee. Ich hoffe, daß wir noch eine Weile zusammenbleiben und über das Fest reden werden, ich erwarte, daß sie berichten soll, wie fröhlich *wir* gewesen, wie *uns* Niemand kannte, und wie *wir* sie Alle kritisirten. Aber sie scheint es vergessen zu haben.

„Nun, habt Ihr einen angenehmen Tag verlebt?" fragt die Mutter.

„Ach ja!" antwortet sie.

Und gähnend, ohne mir auch nur einen einzigen Blick zu gönnen, geht sie auf ihr Zimmer, verschlafen „Gute Nacht" murmelnd.

Es währt lange, bis ich in meinem Bett auf der Bodenkammer, die gerade über ihrem Zimmer liegt, Schlaf finde. Die Sonne ist bereits aufgegangen und scheint durch das geöffnete Fenster. Von der See her

ertönt Ruderschlag, und auf der Wiese wird eine Sense gewetzt. Unten im Hofe vernehme ich Schritte, und die Küchenthür knarrt. Auf der Sonnenseite des Daches fangen die Sperlinge an zu zwitschern.

Es wird Nichts daraus. Sie liebt mich nicht. Ich bin ihr Nichts. Ihre Freundlichkeit gestern war ganz zufällig. Ich bin kindisch, daß ich soviel Gewicht auf dergleichen lege. Und ich beschließe, schon am folgenden Tage abzureisen.

Als ich aber am folgenden Tage meinen Koffer packen will, ist sie wieder freundlich. Sie kommt in mein Zimmer hinauf und hilft mir. Die Hoffnung erwacht von Neuem. Ich sage ihr, daß ich sie liebe. Sie läuft davon, fort aus meinen Augen.

Sie liebt mich nicht. Sie hat mich wie einen guten Freund, einen älteren Bruder, fast wie einen Onkel betrachtet.

Wie meine Gegenwart ihr peinlich gewesen sein muß! Denn ich war unvernünftig genug, nicht zu reisen. Ich bleibe und fahre dann mit demselben Zug wie sie und setze mich immer in dasselbe Coupé wie sie. Ich versuche sogar, mich ihr gerade gegenüber zu setzen. Und ich kann es nicht lassen, sie unablässig anzusehen. Sie weiß nicht, wohin sie den Blick wenden soll. Sie versucht zu lesen, zum Fenster hinauszusehen. Schließlich steigt sie auf den Stationen aus und steht auf dem Bahnsteig, bis die Mutter sie wieder hereinruft.

Wie widerwärtig ich ihr gewesen sein muß! Vielleicht ekelt sie sich geradezu vor mir altem Thoren?

— Wieviel ist die Uhr?

* * *

„Es wird geschlossen!“ ertönt die Stimme des Kellners dicht bei meinem Ohr. Ich erwache aus meinen Erinnerungen. Ich habe meinen Grog ausgetrunken, ohne es zu wissen. Ich habe die eine Gasflamme nach der andern auslöschen sehen. Ich entsinne mich dunkel, daß die Gäste aus dem Nebenzimmer durch den Saal gegangen sind. Der kleine kahlköpfige Herr saß noch vor Kurzem in einiger Entfernung von mir mit seiner halben Flasche Wein. Der Eine der Senatskanzlisten zog seine Weste herunter, als er ging, und glättete seinen Kragen.

Der Kellner steht mit der Serviette überm Arm hinter mir und fängt an, die Gläser wegzuräumen. Ich bin jetzt ganz allein in dem großen Saal. Eine einsame Gasflamme brennt über meinem Kopf und spiegelt sich in dem Spiegel an der entgegengesetzten Wand, wo schon Alles dunkel ist die Tischtücher sind fortgenommen, und von dem Sextatisch ist nur noch ein kahles unangestrichenes Brett zurückgeblieben.

Ich stehe auf und gehe in den Vorsaal hinaus, wo ebenfalls nur noch eine einzige Gasflamme brennt, die darauf wartet, daß ich gehen soll. Man hilft mir den Ueberrock an. Ich nehme meinen Hut und fahre mir

vor dem Spiegel mit der Bürste über's Haar. Selbst hier in der halben Beleuchtung sehe ich, daß es sich bedenklich lichtet. Bald werde ich kahlköpfig sein. Meine Züge sind bleich und leblos und schlaff, und meine Stirn ist tief gefurcht.

Ja, was sollte sie sich wohl aus mir machen? Ich fühle, daß ich am glücklichsten sein würde, wenn sie mit Mitleid und mit Bedauern an mich dächte.

Die ganze, große Restauration liegt da wie ein öder Berg. Aus seinen zahlreichen Höhlen wird auch nicht ein Laut hörbar. An der Corridorwand ist eine schwarze Hand gemalt, und darunter steht mit fetten Buchstaben: Speisesaal.

So reise ich denn also, so reise ich denn also in's Ausland, nach Paris: Freilich hatte ich mir dies ein wenig anders vorgestellt, aber in Wirklichkeit ist das Leben wohl immer so, denke ich, indem ich die Straße hinabgehe. An einer Ecke sehe ich die erleuchtete Uhr des Nicolaikirchthurms, die auf zwei zeigt.

Ich beschließe, diese Nacht gar nicht mehr zu Bett zu gehen. Ob ich in der Stadt umherstreifen oder auf den Observationsberg steigen soll? Als ich aber mechanisch den Weg über den Marktplatz einschlage, ist es mir zu unbequem, die Richtung zu verändern, so wandere ich denn an dem Obelisk vorüber, an den Strand hinab, vorbei an dem kaiserlichen Palast, wo ein schwarzer, unförmlicher Schiffsrumpf liegt und lange Straßen sich vom Himmel abheben. An der anderen Seite des Hafens spiegelt sich eine Reihe Gaslaternen in dem stillen Wasser. Zwischen der Brücke und der Seite des Fahrzeugs steigt der Rauch auf. Ich stolpere an der Schiffswache vorbei und begebe mich in die Kajüte hinab, wo ich mir im Hintersalon eine Koje reservirt habe.

— Ach, Gott, wie schwer doch das Leben ist!

III.

Am folgenden Morgen befinde ich mich auf dem Asphalttrottoir hinter der Kapelle, die südliche Esplanadenstraße hinabwandernd. Ich habe mich beim Kapitän erkundigt, wann der Dampfer abgeht, und er hat mir, nachdem er zuvor einige Befehle ertheilt, über die Achsel zugerufen: „Ungefähr um neun Uhr."

Jetzt ist es halb acht. Ich gehe am Runebergdenkmal vorüber und biege in die Boulevardstraße ein, — es ist derselbe Weg, den ich gestern Abend zurücklegte. In der Druckerei des Hauptstadtblattes sind die Maschinen in voller Thätigkeit, und die Papierlappen fliegen umher. Eine Reihe Schulmädchen geht an mir vorüber und biegt um die Ecke, wo der Weg nach der finnischen höheren Töchterschule führt.

Ich frage mich selber, was in aller Welt ich eigentlich hier thue. Und ich muß bekennen, daß ich noch einmal unter ihrem Fenster vorüber-

gehen will. Ich sage mir selber, daß ich verrückt bin. Aber zu gleicher Zeit sagt eine andere Stimme:

„Sei ruhig, mehr als ruhig, wenn Du auch verrückt bist."

Die Läden sind schon geöffnet. Vor mir her fährt ein Lastwagen. Jedes Mal, wenn die großen, schweren Räder von einem Pflasterstein auf den andern rollen, geht es mir wie ein schmerzhafter Ruck durch die Nerven. Ich habe schlecht geschlafen, ich bin sehr müde und schleppe die Füße nur mühsam weiter. Die heiße Sonne scheint mir so brennend in mein Antlitz.

Ich biege in die Friedrichstraße ein, und dort erblicke ich ihr Fenster. Das weiße Rouleau ist noch herabgelassen, und die Blumen, die dahinter stehen, zeichnen sich deutlich darauf ab. Sie schläft noch, also kommen sie nicht an den Dampfer.

Wenn sie die Absicht gehabt hätten, zu kommen, so würden sie gestern wohl davon gesagt haben. Und jetzt wird es mir plötzlich klar, weshalb die Stimmung gestern Abend so gedrückt war. Die Mutter war ernsthafter als gewöhnlich, und der Bruder war so zerstreut. Anna hatte es natürlich nicht lassen können, darüber zu sprechen, daß sie einen Antrag gehabt habe.

Gerade als ich mich ihrem Fenster gegenüber auf der anderen Seite der Straße befinde, wird die Balconthür geöffnet. Ich erschrecke und fahre zusammen, als werde ich auf böser That ertappt. Und ich eile weiter, ohne mich umzusehen. Soviel habe ich jedoch bemerkt, daß es eine Frauengestalt war, die heraustrat. Erst an der nächsten Straßenecke wage ich es, den Kopf umzuwenden. Ich sehe, daß es das Mädchen ist, welches Decken klopft.

Zum ersten Mal kommt mir meine Stellung lächerlich vor. Ich bin unbeschreiblich komisch. Ich alter Kerl, daß ich mich geberde wie ein Schuljunge! Und ich wiederhole mehrmals, indem ich eine Bewegung mit der Hand mache: „Nein, das ist ja eine reine Thorheit, das ist ja eine reine Thorheit!"

Und über den Kasernenplatz, wo eine Compagnie Gardisten exercirt und ein junger Lieutenant sich brüstet, — ein „einfältiger Narr" scheint er mir — eile ich raschen Schrittes nach dem Dampfer hinab.

Während ich vom Verdeck aus die Vorbereitungen zur Reise, den Hafen und die dort herrschende Bewegung betrachte, überkommt mich plötzlich ein Gefühl, als habe ich das Ganze abgestreift und überwunden. Die Landschaft ist gleichsam reingewaschen nach dem Regen, und mein Inneres hat sich aufgeklärt.

Das Schiff wartet schon ungeduldig auf den Augenblick der Abreise. Es verschlingt wie ein Thier die letzten Bissen seiner Ladung. Die Hafenfuhrleute schleppen, mechanisch Hoiho rufend, verspätete Waarencollis auf das Deck, von wo der knarrende Luftkrahn sie in die dunkle Tiefe des Lastraumes versenkt. Der schwarze Kohlenrauch wälzt sich gleich einer

dicken Wolke aus dem breiten Schornstein, sich von Zeit zu Zeit vor die Sonne schiebend und einen eigenthümlichen, gelben Schatten über den Quai und die Menschen auf demselben werfend.

Der Hafen liegt fast spiegelglatt da, aber in der Ferne, über den Blekholmssund hinweg, sieht man im Sonnenschein kleine Wellen auf dem unbegrenzten Meere glitzern. Zuweilen trägt ein Windhauch die feuchte Salzluft zu uns herüber. Es ist warm. Der Sonnenschein strömt vom Himmel herab, und das Auge wird geblendet von den weißen Wänden der Häuser und dem hochemporragenden Nikolaikirchthurm, der die umherliegenden Gebäude gleichsam krönt.

Auf dem Marktplatz wimmelt es von Käufern und Verkäufern. Hinter ihnen, von hier aus gesehen scheinbar über ihren Köpfen, rasselt ein rother Omnibus, dessen Glocke von Zeit zu Zeit klingelt. Im Hintergrunde wird das dichte Grün der Kapellenesplanade und das kolossale Grönquist'sche Haus sichtbar, auf dessen Dach eine Flagge lustig weht. An dem Marktplatz entlang läuft, seine ganze Harmonie störend, eine Reihe neuer, weißer Pfähle, an deren Spitze ein dicker Draht befestigt ist, der von dem Societätsgebäude nach der Verkaufshalle läuft.

Ich will dies lichte Bild als Erinnerung an mein Vaterland mitnehmen. Ich zwinge es, sich in mein Gemüth einzuätzen, indem ich die am meisten in die Augen fallenden Züge unzählige Male betrachte. Ich will keine anderen Erinnerungen festhalten, als diese eine. Alles Uebrige muß dahinter verschwinden, soll von diesen lebhaften Farben überdeckt werden.

Der Dampfer stößt langsam vom Quai ab. Schwerfällig wendet der Koloß mit Zuhilfenahme von Seil und Segel seinen Curs dem Meere zu. Die Blicke des Zurückbleibenden und der Abreisenden begegnen sich, finden und suchen einander, verirren und vereinigen sich wieder. Je mehr das Schiff sich entfernt, desto mehr verschwinden die Umrisse, sie gleiten an einander vorüber und finden keinen Vereinigungspunkt mehr. Die Taschentücher fangen an zu wehen, sie flammen auf wie Feuer, die zu einem letzten Lebewohl entzündet werden.

Die feinen Züge, das reine Profil und die ringelnde Locke am Ohr stehen plötzlich vor mir. Ich will sie in dieser Schaar am Strande suchen, obwohl ich nur zu gut weiß, daß ich sie dort nicht finden werde. Aber ich ziehe die Landschaft vor das lockende Bild, ich will nichts Anderes sehen als den Hafen, das Haus und den klaren Himmel.

Ich sehe das Alles, und ich sehe die Segelboote und die Yachten, die spielende Furchen in den Wasserspiegel zeichnen. Wüthend pfeifen die kleinen Dampfer im Hafen und umschwärmen den Vordersteven unseres Schiffes wie die Fliegen das Maul des unbehilflichen Ochsen.

Und der Ochse bläht seine Nasenlöcher, beschleunigt seine Fahrt und steuert durch den Langörnsund. Die einzelnen Fenster in den Häusern

am Strande verschwinden und schmelzen zu drei langen übereinanderliegenden Streifen zusammen. Der Lärm der Stadt ist nicht mehr vernehmbar, und das schwermüthige, kräftige Geräusch der Maschine dringt zum ersten Mal an mein Ohr. In voller Fahrt gleiten wir an Svenborgs Wällen vorüber, von denen uns hohle, schwarze Kanonenluken anstarren.

Wir sind draußen auf dem weiten Meere. Ich gehe in dem sanften Wind auf dem Deck auf und nieder. Helsingfors verschwindet mehr und mehr. Die Heimat versinkt in's Meer. Finnlands Strand ist ein schmaler Streif, und dann nur noch eine rothbraune Wolke. Jetzt sehe ich Nichts mehr als den blauen Himmel und das noch blauere Meer. Hie und da, weit hinten auf den Wellen erglänzt ein weißes Scheerensegel, und ich beachte jedes einzelne und suche zu ergründen, ob es auf Helsingfors zusegelt. Vor dem Vordersteven spiegelt sich die Sonne im Meer. Die Wellen zerstückeln, zersplittern den Schein, und dann entsteht dort eine breite Straße aus blendendem Licht.

Ich suche fortwährend etwas Neues in meiner Umgebung, was meinen Blick fesseln kann. Ich halte die Bilder fest, die mein Auge trifft, und ich ziehe sie wie einen Flor vor die Vergangenheit. Jede neue Aussicht ist gleichsam ein feiner Schleier. Und in dem Schmerz selber ist auch während dieses ersten Tages mein bisheriges Leben mit seinen Erinnerungen verschwunden, wie ferne, formlose Schatten, kaum sichtbar durch den Nebel und den Sonnenglanz. Ich kenne sie nicht wieder, es sind nicht meine eigenen Erinnerungen, sie gehören mir nicht. Es sind irgendwelche alte, unklare Bilder.

Ich selber gehe wie in einer Betäubung umher, als träume ich, als wäre ich mir dessen bewußt, ohne aber erwachen zu wollen. Das Meer senkt eine müde, angenehme Ruhe auf mich herab und wiegt mich in schlaffe Gleichgültigkeit ein. Auch nicht *ein* neuer Gedanke entsteht in mir, und jedes Gefühl schläft in demselben Augenblicke ein, in dem es erwacht. Ich entbehre Nichts, hoffe Nichts.

Ich treffe mich bald in dieser, bald in jener Situation an. Auf dem Deck in einem bequemen Ruhestuhl ausgestreckt, eine einschläfernde, sinnenumnebelnde Cigarre rauchend. Das Auge sättigt sich an dem weiten Meer, dem wolkenlosen Himmel und den kleinen plätschernden Wogen, die gegen den Bug des Schiffes schlagen, und von denen sich einige, wenn auch nur aus Versehen, in Schaum kleiden, gleichsam schlafbefangen und ohne die Kraft zu besitzen, das lange, schwere Schiff in die Höhe zu heben. Eine Menge Fahrzeuge sind am Horizont sichtbar. Diejenigen, welche sich im Schatten befinden, heben sich wie große schwarze Schmetterlinge gegen eine weiße Gardine ab. Auf der anderen Seite blitzen die Segel im vollen Licht, man kann ihre Rundung und hin und wieder auch die Raaen erkennen. Von dort gleitet der Blick zu unserem eigenen Fahrzeug zurück, klettert an den Strickleitern zu den Masten hinauf, betrachtet die

Taue und Segel, bis der Schornstein einen wolligen Rauch entsendet, der gleich einem schwarzen Schweif hinter dem Dampfer herzieht und sich leicht auf den Wasserspiegel legt.

Ich treffe mich auf dem Deck auf- und niederwandernd an, oder in das Kielwasser hinabstarrend, das immer unverändert ist mit denselben Blasen, demselben Schaum und denselben Wellen.

Zuweilen hebt sich ein Streifen Landes aus dem Meere empor, mehr und mehr anwachsend, bis wir in unserer nächsten Nähe ein hohes Festland erblicken. Da sind Kirchen, Städte und Berge, deren Gipfel grünende Wälder bedecken. Auch dort giebt es Menschen, die leben und streben. Ich denke, wie es dort wohl sein mag. — Ein Fischer legt mit seinem Segelboot an der Seite unseres Fahrzeuges an. Wenn ich jetzt in sein Boot spränge, an's Land ruderte und dort bliebe, mitten im Meere auf einer Oase in der Wüste, ohne die geringste Spur zu hinterlassen? Wenn ich mir dort für den Rest meines Lebens eine neue Umgebung schüfe? Es scheint mir, als müßte sich das leicht ausführen lassen. Ich will es dort versuchen, wohin ich reise. Je weiter fort, desto besser.

Aber wir lassen das Land weit hinter uns, es verschwindet und wird vergessen. Ich erblicke wiederum Nichts als das Schiff und die Segel am Horizont, die stets dieselben zu sein scheinen.

Die Sonne neigt sich zum Untergang. Gleich einer rothen Kugel versinkt sie hinter dem Wasserrand. Sie berührt das Meer und taucht in die Fluthen hinab, wie Jemand, der Anstalten zum Schwimmen macht und erst die Zehenspitze in's Wasser steckt, dann bis an die Taille hineingeht und schließlich kopfüber in die Tiefe hinabtaucht und verschwindet.

Es dunkelt. Der Gesichtskreis wird begrenzter, und der Horizont rückt uns näher. Die Bläue des Himmels und des Meeres wird grün, und die Nebel steigen auf. Aber durch die Dämmerung schimmern ferne Lichter. Sie zeigen uns den Weg, sie entstrahlen den Leuchtthürmen, die theils ununterbrochen scheinen, theils in regelmäßigen Zwischenräumen kommen und gehen. Und dazwischen hindurch sucht sich das Fahrzeug seinen Weg, den Curs von einem Leuchtthurm nach dem andern richtend. Unter dem Deck dröhnt die Maschine, sie scheint sich ihrer Stellung, ihrer Bedeutung wohl bewußt zu sein. Als alle zur Ruhe gegangen sind und nur ich allein noch auf dem Deck wache, ist es mir, als ob das ganze Schiff Leben annähme, als ob das Murmeln des Wassers am Kiel seine eigene, geheimnißvolle Sprache sei, deren Bedeutung es allein so recht versteht, während ich den Sinn nur ahnen kann.

Aber allmählich gewöhnen sich meine Sinne an die Umgebung, der Einfluß des Meeres verliert seine Kraft, und der versperrte Strom früherer Gedanken und früherer Gefühle erschließt sich auf's Neue.

Als ich am Morgen des dritten Tages auf das Deck hinaufkomme, halb geblendet vom Sonnenlicht, sehe ich den Kapitän einen Dampfer

beobachten, der rechts von uns qualmt und uns zu überholen droht. Dem Steuermann das Fernrohr reichend, sagt er: „Es ist die ‚Capella'."

Es ist die „Capella", die im Hafen hinter uns zurückblieb und die Heimat einige Stunden später verlassen sollte. Man meint, daß sie Travemünde kurz vor uns erreichen wird.

Mich über die Brüstung lehnend und mit den Augen das schöne Fahrzeug betrachtend, überkommt mich plötzlich eine Traumphantasie:

Sie befindet sich auf der Reise, sie, Anna, dort auf der „Capella": Sie ist am Abend abgereist, nachdem ich am Morgen die Heimat verlassen habe. Sie liebt mich dennoch, wie auch ich sie liebe. Als sie mich niedergeschlagen und unglücklich fortgehen sah, wachte sie die ganze Nacht, und der Gedanke an mich wollte ihr nicht aus dem Sinn. Sie gedachte unserer Sommerfahrten, und sie hatte Mitleid mit mir und fühlte, daß sie mich liebte. Am Morgen eilte sie an den Hafen hinab, aber der Dampfer war bereits abgefahren. Sie fand keine Ruhe, ehe sie auf dem Deck der Capella stand, — auch sie war auf der Reise in's Ausland begriffen. Sie gab Mutter und Bruder auf und folgte mir. Jetzt fährt sie dort, eine Strecke von mir entfernt und kommt vor mir an, und die Erste, die mir auf dem Quai in Lübeck entgegentritt, das ist sie. Wir setzen unsere Reise gemeinsam fort, sie ist meine Frau, und wir trennen uns nie mehr. All' das Andere ist nur ein böser Traum gewesen.

Und als ich erst einmal den Anfang gemacht habe, kann Nichts meine Phantasie mehr im Zaum halten. Ich hole sie zu mir auf das Schiff, auf dies Deck, hierher, an meine Seite! Am Tage sitzen wir hier auf dem Hinterdeck im Schatten des Segels. Ich sehe sie so unheimlich deutlich vor mir — die kleinsten Züge, die feinsten Veränderungen in ihrem Ausdruck, ihren Augen — daß mir plötzlich ganz bange vor mir selber wird und ich das Bild mit Gewalt verjagen, mich abwenden und sie mit einer bestimmten, abweisenden Geberde abschütteln muß. Aber sie ist gleich wieder da. Am Abend, als die Leuchtfeuer angezündet werden und die Laternen auf den Schiffen, die in der Finsterniß umherirren, wie rothe oder grüne Sterne schimmern, ziehen wir uns in einen der vielen Schlupfwinkel des Schiffes zurück, an den Fuß des Mastes oder an die äußerste Spitze des Vorderdeckes, wir sprechen leise mit einander, sind in denselben warmen Shawl gehüllt, ich halte ihre Hand unter meinem Arm, sie drückt ihn zuweilen sanft, und ich antworte auf dieselbe Weise.

Ich lebe mich in dem Grade in meine Phantasiewelt ein, daß das Flimmern der Sterne mich melancholisch macht und der Anblick der dem Schornstein entsprühenden Funken mich bewegt, melancholische Volkslieder vor mich hinzusummen.

Ich weiß sehr wohl, daß dies Alles ganz wahnsinnig ist, aber ich habe den Muth nicht, diese Stimmung zu verscheuchen. Ich habe nicht den Muth, mich selber auszulachen.

Voller Mitleid denke ich, daß mir ja nichts Anderes übrig geblieben ist. Ich bin ungefähr in derselben Lage wie Jemand, der trinkt, um seinen Kummer zu betäuben, und der doch jedes Mal, wenn er trinkt, das Bewußtsein hat, daß er es thut, weil er nicht wieder zur Wirklichkeit erwachen will. Er schreit, lärmt und tobt, bemüht, seinen Kummer zu vergessen, aber sobald er das Glas zum Munde führt, erinnert er sich, wenn auch nur dunkel, des Grundes, weshalb er trinkt. Wenn er des Morgens erwacht, quält ihn die Orgie des vergangenen Tages, aber auch die Veranlassung dazu. Denn der Kummer ist nicht verschwunden, er ist im Gegentheil noch schwerer und hoffnungsloser als bisher.

Auch ich erwache am Morgen gleichsam in einem geistigen Katzenjammer.

Während der letzten Nacht meiner Reise träume ich von ihr — gleichsam als Fortsetzung der Phantasien des Tages. Ich durchlebe nochmals die schönsten Stunden dort auf dem Lande, in denen ich mit ihr fischte und mit ihr segelte. Mein Schlaf ist leicht und unruhig und wird oft unterbrochen, aber ich bohre den Kopf in die Kissen, und es gelingt mir stets, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen. Aber schließlich wird der Lärm da draußen und das Geräusch auf dem Schiffe zu arg. Ich höre die Signalpfeife ertönen, sie läßt mich nicht schlafen, ihr aufscheuchender, angsteinflößender schriller Laut tönt mir in den Ohren, erst aus der Ferne, jetzt gerade über meinem Kopf.

Ich sehe, daß wir mitten in einem undurchdringlichen Nebel vor Anker liegen. Wir befinden uns in einem schmalen Fluß, sagt man, aber trotzdem ist es unmöglich, die Ufer zu sehen. Einige Klafter von uns entfernt scheinen die Umrisse eines anderen großen Fahrzeuges durch die Nebel Ich entziffere den Namen „Capella", aber das macht nicht mehr denselben Eindruck auf mich, wie gestern. Ich zittere vor innerer und äußerer Kälte. Meine Sinne sind leer, von allen Phantasien des gestrigen Tages und allen Träumen der Nacht ist Nichts zurückgeblieben, als die rauhe Morgenwirklichkeit. Der ganze poetische Duft, auch der falsche Duft von gestern ist verschwunden. Klagend tönt die Signalpfeife, und in der Ferne im Nebel antworten die andern Schiffe, unheimlich, gefahrahnend, gleich Vögeln, die einander vor einem Raubthier warnen, das ihnen irgendwo auflauert. Das vermehrt meine Verzweiflung und nimmt mir Alles, was mir noch an Muth und Widerstandskraft geblieben.

Ich weiß, daß hinter der Nebelwand dahinten, nur wenige Klafter von uns entfernt, die Fremde sich ausdehnt, weit, groß, unbekannt, gefühllos. Ich befinde mich bereits in ihrem Schlund. Ich muß ein neues Leben beginnen, muß mich in neue Verhältnisse umpflanzen, obwohl die Wurzeln noch in der alten Erde haften: Ich wollte, daß das Schiff gleich wieder in die Heimat zurückkehrte!

Diese Schwäche peinigt mich; ich wollte, ich könnte sie überwinden. Aber während der Eisenbahnfahrt wird sie nur immer größer. Dieselbe trostlose Wirklichkeit überall. Ich gleiche einem Span, der vom Winde hin und hergetrieben wird. Unendlich klein und unbedeutend. Daheim war ich doch Etwas: wenigstens doch ein Rad in der Maschinerie. Hier komme ich mir vor wie ein Ueberzähliger, der jeder Zeit, ohne vermißt zu werden, am Wegesrande zurückbleiben kann.

Allmählich erschlaffe ich und versinke in eine völlige Gleichgiltigkeit, willenlos folgt mein Körper den stoßenden Bewegungen des Zuges. Die Landschaft, Städte und Dörfer fliegen an mir vorüber, erregen aber nicht die geringste Neugier in mir. Sie sind gar nicht da für mich. Ich denke weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft. Ich lasse mich wie ein Untersuchungsgefangener von einem Gerichtsort zum anderen führen. Und ich erwache während der ganzen Reise nur ein paar Mal zu anderen Gefühlen. Das erste Mal in Köln, wo ich mit den anderen Reisenden den Dom besichtige.

Aus dem Eisenbahnlärm, dem ohrenzerreißenden Pfeifen der Locomotive, aus dem Staub des Waggons und dem Sonnenschein, der die müden Augen blendet, sehe ich mich plötzlich in die dämmrige Wölbung versetzt, wo das Licht gedämpft und matt ist, wo die Menschen fromm und vorsichtig auf den Zehen umherschleichen, und wo von irgend einem unsichtbaren Orte her, ich weiß nicht, ob vom Dache oder von den Wänden, eine stille, schwermüthige Musik herabtönt. Zwischen den Pfeilern hindurch erblickt man tiefe Perspectiven, und an deren Ende stehen Altäre mit kleinen, brennenden Lichtern, die einen milden, warmen Schein verbreiten. In einer Seitencapelle liegt eine schwarzgekleidete, verschleierte, bleiche Frau auf den Knien und schluchzt. Ich gehe auf den Zehenspitzen an ihr vorüber, und sowohl ich als auch die anderen Touristen fühlen, daß wir hier etwas Feines, Heiliges stören. Ich, der ich bisher stets behauptet habe, daß die religiösen Gefühle Nichts sind als ein ekstatischer Zustand bei schwachen Naturen, ich schmelze wie Wachs. Ich habe Lust, mich auf die Knie zu werfen und zu beten, und ich wünsche, daß ich glauben, daß ich mich daran halten könnte. Mag der Zug abfahren, mag die Welt ihren Gang gehen, sich weiter abmühen! Ich bleibe hier in dieser stillen Wölbung. Und wie gut verstehe ich jetzt nicht diese Eremiten und Mönche und Nonnen, die, lebensmüde und in ihren Hoffnungen getäuscht, sich in ein Kloster einschlossen und Vergessen in der Einsamkeit der Wüste suchten. Das ist etwas Anderes, als Vergessen in der Arbeit suchen und sich in dem Strudel der Welt betäuben.

Aber die Menschen kommen und gehen, und jedesmal, wenn die Thür geöffnet wird, dringt das Geräusch der Außenwelt, das Gerassel der Wagen, das Wiehen der Pferde von der nahegelegenen Eisenbahnstation bis zu mir herein. Vor mir geht ein Mann, in dem ich einen meiner Mitpassagiere

erkenne; er sieht nach seiner Uhr, und ich eile mit ihm hinaus, besorgt, zu spät zu kommen.

Gleich einem wilden Thier, das aus seinem Käfig ausgebrochen ist, braust der Zug aus Köln heraus. Als der Abend dämmert, nähern wir uns dem Ziel unserer Reise, und ich erwache abermals aus dem Zustand der Betäubung, an den ich mich allmählich gewöhnt habe.

Der Zug hat sich verspätet und will die versäumte Zeit wieder einholen. Er braust mit einer so unheimlichen Fahrt dahin, daß unser Wagen förmlich in die Höhe hüpft. Ich will aufstehen, taumle aber auf meinen Platz zurück. Ein Zug, der uns auf dem anderen Geleise entgegenbraust, reißt mich, so scheint es mir wenigstens, in zwei Theile. Ich stehe im Begriff, zu zerbröckeln, in kleine Stücke zu zerfallen. Ist das nur körperliche Müdigkeit, Mangel an Schlaf und Ruhe? Ich suche es dahin zu erklären und überwinde mich selber. Weshalb kann ich nicht sein wie die Andern, die ihre Sachen ruhig zusammenpacken und nichts Besonderes zu empfinden scheinen? Bin ich aus loserem Stoff gemacht oder ist die Arbeit selbst geringer? Was habe ich für Noth? Warum in aller Welt bin ich nur so unruhig? — Aber ich bemühe mich vergebens, meine Sinne zu beruhigen. Ja, nun ist es wieder da. Abermals überkommt sie mich, diese grenzenlose, herzzerreißende Sehnsucht nach Liebe, dieser Mangel an Zärtlichkeit, der ein schmerzhaftes Empfinden in jedem Nerv erregt. Und ich habe keine Hoffnung, daß es jemals kommen wird — ich bin ganz allein. Und deshalb habe ich jetzt ein Gefühl, als stürzte ich meinem Untergang entgegen. Die Fahrt wird immer wilder, ganze Strecken entlang pfeift die Locomotive, sich nur einen kurzen Augenblick unterbrechend. Aus einem Tunnel heraus und in einen anderen hinein. Brücken, Curven, kleine Stationen, an denen wir nicht Halt machen. Es scheint, als sei es nicht mehr möglich, den Zug zum Stehen zu bringen, als läge vor uns ein Magnetberg, der das eiserne Fahrzeug an sich söge, das keinem Steuer mehr gehorcht. Je näher man kommt, desto gieriger zieht er uns an. Schließlich erfaßt diese heimliche Kraft das Fahrzeug ganz und gar, alle Nägel fallen heraus, der Rumpf löst sich aus seinen Fugen, und das Schiff zerschellt an der felsigen Seite des schwarzen Wunders.

Plötzlich befinden wir uns unter einer Glaswölbung, die Fahrt läßt nach, und ruhig gleitet der Zug in den Bahnsteig ein. Ich finde mich als Glied in der langen Kette der Menschen wieder, deren eines Ende sich noch auf dem Bahnsteig befindet, während Paris das andere schon in seinem Rachen verschlungen hat.

(Schluß folgt.)

Das schöne Schriftthum und der Staat.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

Noch wird in deutschen Schriftstellerkreisen vielfach die Schiller'sche Klage laut, daß der deutschen Kunst (mit welcher Bezeichnung im vorliegenden Falle ausschließlich die Dichtkunst gemeint ist) kein Augustisches Alter blühen und keines Medicäers Güte lächeln will, ja, man weist mit einer unverkennbaren Erbitterung darauf hin, daß dem schönen Schriftthum in unserem Staate nicht einmal eine amtliche Pflegestätte bereitet sei, daß es von den Behörden gänzlich übersehen und nur noch von einem Publicum gepflegt werde, das der Dichtkunst wohl leidlich guten Willen, aber meist herzlich wenig Verständniß entgegenbringe. Die bildenden Künste, so sagen die Unzufriedenen, befinden sich in einer weit glücklicheren Lage; sie werden in unserem Vaterlande viel liebevoller behandelt, als die Dichtkunst, die mehr das Aschenbrödel unter den Künsten ist und unbeachtet in der Ecke stehen muß, während der Staat sich der bildenden Künste auf's Wärmste annimmt und ihnen wirksame Förderung zu Theil werden läßt.

Ist diese Klage berechtigt? und wie könnte ihr, wenn sie berechtigt ist, abgeholfen werden?

Das vom Cultus-Ministerium abhängige Staatsinstitut, das ausschließlich der Pflege der Künste und Wissenschaften zu dienen hat, ist die königliche Akademie der Wissenschaften und Künste. Sie besteht gewissermaßen aus zwei Akademien: In der Akademie der Wissenschaften giebt es eine physikalisch-mathematische und eine philosophisch-historische Klasse, in der Akademie der Künste eine Section für die bildenden Künste und eine für

die Musik. Eine Section für die Dichtkunst und das schöne Schriftthum ist völlig vergessen oder absichtlich nicht eingerichtet worden. Für den Gelehrten, für den Maler, Bildhauer oder Musiker ist also ein staatliches Forum vorhanden, dessen Aufmerksamkeit er durch sein Schaffen erregen kann; die beiden Akademien sind in der Lage, durch berufene zuständige Mitglieder ein Urtheil über irgend ein Kunst- oder wissenschaftliches Werk zu fällen, das Interesse des Staates für ein solches Werk anzurufen, sie ernennen Ehrenmitglieder und übernehmen durch solche Ernennung dem Publicum gegenüber eine gewisse Bürgschaft für die Würdigkeit des Geehrten, sie sind ein Areopag, der seinen Mitgliedern in den Augen der Welt Glanz verleiht und auch die Kurzsichtigen auf die Bedeutung der in die Akademie berufenen Gelehrten und Künstler eindringlich hinweist. Die Akademie der Künste vertheilt Prämien und Stipendien an jüngere Künster, denen durch solche Zuweisungen eine Aufbesserung ihrer materiellen Lage und die Mittel zu Studienreisen und zur ferneren Ausbildung gewährt werden. Sie verfügt zu diesem Zwecke über den großen akademischen Staatspreis, über die Michael-Beer'schen Stiftungen, über die von Rohr'sche, Meyerbeer'sche und Adolf Ginsberg-Stiftung. Es giebt eine Akademische Hochschule für die bildenden Künste und eine solche für die Musik; es giebt akademische Meister-Ateliers, akademische Meisterschulen für musikalische Composition, ein akademisches Institut für Kirchenmusik. In periodischen Ausstellungen, denen die Unterstützung durch staatliche Geldmittel, die Förderung durch staatliche Behörden zu Theil wird, kann der bildende Künstler seine Werke dem breitesten Publicum zur Schau stellen, welche Möglichkeit ihm den Absatz der Werke und die Erlangung eines berühmten Namens erleichtert. Der Staat selbst verwendet nicht unbeträchtliche Mittel zum periodischen Ankaufe von ausgestellten Gemälden und Bildwerken, deren Schöpfer gelegentlich noch durch Medaillen und Professoren-Titel geehrt werden; auch ruft er zu Zeiten durch Concurrenz-Ausschreiben die Künstler zum Mitbewerb um die Erlangung irgend welcher öffentlichen künstlerischen Aufträge auf, deren glückliche Erledigung dem Sieger wiederum hohe Ehren und materiellen Gewinn einzubringen pflegt. Von allen solchen Förderungen wird dem schönen Schriftthum Nichts zu Theil. Da es staatlich in dieser Hinsicht gar nicht berücksichtigt wird, bildet sich leicht eine gewisse Nichtachtung desselben, sogar in den Kreisen der Gelehrtenwelt, aus; so wie ein Mensch, der gar keine Beziehungen zur auserlesenen Gesellschaft hat, leicht für nicht „salonfähig" gehalten wird, so gilt bei manchem Vertreter der Wissenschaft das schöne Schriftthum für nicht „akademiefähig"; der einseitig geschulte Kopf hält es wohl gar für etwas Ueberflüssiges, nicht ernsthaft zu Nehmendes. Es ist eine traurige Thatsache, daß in keinem Culturlande die zeitgenössische Dichtung von den Vertretern der Wissenschaft und von den Litteraturlehrern der Jugend so gering geschätzt und grundsätzlich übersehen wird, wie im heutigen Deutschland. Für einen jungen Dichter, der etwa

ein Nibelungenlied oder einen Faust dichtete, besteht keine staatliche Instanz, die sich pflicht- und berufsmäßig seiner Dichtung anzunehmen hat, die ihn durch Prämien ehrt oder anderweitig sein Bekanntwerden erleichtert. Die Akademie der Künste hat für ihn keinen Platz, und die Akademie der Wissenschaften würde, wenn er ihr sein Werk vorlegte, von Rechts wegen ausrufen: „Das ist weder Physik noch Mathematik, weder Philosophie noch Geschichte — was soll uns das?“

Wenn auch das Cultus-Ministerium diesen Uebelstand erkennen mag, wenn es gelegentlich auch einem Dichter oder Schriftsteller seine Förderung zuwendet und hier oder da vielleicht ein Stipendium zur bequemeren Vollendung irgend eines dichterischen Werkes gewährt und wenn auch unmittelbar vom Throne auf manche Blüthe der vaterländischen Dichtung ein belebender Sonnenstrahl verständnißinnigen Antheils fällt, so sind das doch nur Gunsterweisungen, die zwar den idealen Sinn ihrer Spender in helles Licht setzen, aber nicht die Bürgschaft der Dauer für alle Zeiten in sich tragen, da ja das schöne Schriftthum nach wie vor akademieunfähig bleibt, ausgeschlossen aus dem vom Staate errichteten Tempel zur Pflege des Wahren, Guten und Schönen, und ein neuer Cultus-Minister, der etwa anders dächte und anders handelte, durch kein bestehendes Staatsinstitut an die Existenz der Dichtkunst amtlich erinnert werden würde.

Die Gefahr, die aus solcher Sachlage erwächst, ist eine zwiefache. Einerseits verkümmert die Dichtkunst bei dem Mangel staatlicher Pflegeorgane; sie wird schon heut fast nur noch von Frauen geschätzt; sie sucht deshalb ein dürftiges Unterkommen in vielfach recht faden und substanzlosen Familienblättern, und um dem breiten Publicum dieser Blätter annehmbar und verständlich zu bleiben, muß sie immer geringere Ansprüche an sich selber stellen. Daher das Ueberhandnehmen (die wenigen verdienstvollen weiblichen Federn bestätigen als Ausnahme nur die Regel) einer seichten und gedankenarmen Frauenlitteratur, einer von Damen für den weiblichen Durchschnittsgeschmack erwerbsmäßig betriebenen Romanfabrikation. Das Verlegergewerbe, das längst zur Großindustrie wurde und als solche den Büchermarkt mehr und mehr monopolisirt, leistet in geschäftskluger Ausbeutung dieser leidigen Verhältnisse der Verrohung des Geschmackes immer bedenklicheren Vorschub; es weiß genau, welche Waare marktgängig ist, und es zwingt diejenigen Dichter und Schriftsteller, die materiell nicht völlig unabhängig sind, fast ausnahmslos, mit dem Strome zu schwimmen und zu den Ansprüchen des Lesepöbels hinabzusteigen. Auf diese Weise wird es der vaterländischen Dichtkunst täglich schwerer gemacht, noch wahrhaft volksthümliche d. h. echt poetische Werke zu veröffentlichen; im Gegentheil, sie verliert fast gänzlich die unentbehrliche Fühlung mit dem Volke, sie kitzelt und befriedigt nur noch die oberen Zehntausend, die mit wenigen Ausnahmen den Begriff von der „heiligen Magie“ und culturellen Bedeutung der Dichtkunst längst verloren haben und nur noch nach flüchtiger Unter-

haltung oder prickelndem Nervenreize lüstern sind. Das Volk, das große, in seinem Kern noch nicht angefressene Volk, das nach wahrhaft Schönem und Edlem dürstet wie der Hirsch nach frischem Wasser, und das nur durch Stillung des Durstes vor dem Verschmachten seiner besseren Triebe und vor materialistischer Verseuchung bewahrt werden kann, es kennt und weiß Nichts von einer vaterländischen Dichtung, es liest nur noch schmutzige, rohe Hintertreppen-Romane oder die giftigen Hetzereien und lügenhaften Verheißungen umsturzlüsterner Verführer.

Eine derartige Vernachlässigung der der Dichtung schuldigen Achtung führt naturnothwendig zum Niedergange unserer ästhetischen Cultur und zur heillosesten Verrohung unserer öffentlichen Sitten. Oder ist es kein Zeichen der Verrohung, wenn gebildete, in hohen Aemtern und Würden stehende Männer sich laut rühmen, daß sie sich grundsätzlich um die Schöpfungen unseres modernen schönen Schriftthums nicht kümmern? wenn sie diese Hemmung ihres inneren Wachsthums mit dem Zeitaufwande entschuldigen zu können meinen, den ihnen die Beschäftigung mit der Politik, mit dem Vereinsunwesen und mit dem Lesen der politischen Tagesblätter zumuthet? Die Werthschätzung der göttlichen, durch keinen anderen idealen Factor zu ersetzenden Dichtkunst ist so heillos in die Brüche gegangen, daß man sich des Unbekanntseins mit allen neueren echt vaterländischen Dichtungen nicht mehr schämt, während man lebhaften Antheil an den Werken der Musik und bildenden Künste wenigstens zu heucheln bemüht ist. Der moderne Salonmensch würde sich eine Blöße zu geben fürchten, sollte er eingestehen, daß ihm Adolf Menzels „Moderne Cyklopen" oder Johannes Schillings „Nationaldenkmal auf dem Niederwalde" oder Richard Wagners „Götterdämmerung" böhmische Dörfer seien, er entblödet sich aber nicht, mit Stolz zu bekennen, daß er Gustav Freytags „Ahnen" oder Victor Scheffels „Ekkehard" noch nie gelesen habe — „er lese überhaupt keine Romane, diese seien doch eigentlich nur für die Damen; er lese nur politische oder wissenschaftliche Werke". Und dabei wirft er sich in die Brust und blickt herausfordernd in die Runde, als wollte er sagen: „Bewundert mich! Hier habt Ihr einen würdigen Vertreter der allein wahren Bildung unseres Jahrhunderts!"

Nach dieser Richtung hin können wir wirklich kaum noch tiefer sinken. Selbst die Franzosen, denen wir doch — ohne Selbstüberhebung sei es gesagt! — in so vielen Stücken überlegen sind, beschämen uns in der Werthschätzung der Dichtkunst auf eine für unsere Eigenliebe geradezu vernichtende Weise. Wo wäre der Staatsmann, der Truppenführer, der Gelehrte in Paris, der es wagen dürfte, sich mit der Unkenntniß der Werke eines Daudet zu brüsten? Und wenn der Franzose bis über den Kopf in der Arbeit seines Berufes steckt, so viel vaterländischen Stolz besitzt er doch, daß er sich täglich ein freies Stündlein erobert, in dem er sich mit den Erzeugnissen seines schönen Schriftthums nicht nur bekannt macht, sondern auch

befreundet. Man muß es gesehen haben, wie sich die vornehme, die gebildete Welt in den Läden der Buchhändler drängt, wenn die Ausgabe eines neuen Werkes aus der Feder eines beliebteren Pariser Dichters angekündigt ist. Die drei Francs fünfzig Centimes hat ein Jeder übrig, um das Buch, das noch feucht von der Presse ist, zu kaufen; man würde seiner Stellung Etwas vergeben, wollte man es nur zu leihen suchen; man würde sich lächerlich machen, wollte man es überhaupt nicht lesen. Und wir? Nun, wir sind eben viel gebildeter, viel wissenschaftlicher, als die „seichten" Franzosen; wir sind das Volk der Dichter und Denker, deshalb verachten wir die Werke der Dichtkunst und steinigen den, der sich erdreistet, einen Gedanken zu produciren, der gegen das Schema des gewohnheitsmäßigen, durch Katheder oder Kanzel gebilligten Denkens verstößt.

Es wäre thöricht, behaupten zu wollen, daß man allein durch liebevolle Pflege der Dichtkunst socialistisch-anarchistische Ungewitter beschwören könne; diese Wetter werden austoben, und der Himmel wird nicht eher wieder klar und heiter werden, bis sich die angehäuften Elektricitäten ausgeglichen haben. Wer aber weise ist, sucht durch Blitzableiter diese Ausgleichung in unschädlicher Weise zu fördern; unsere geplante Socialreform ist solch ein Blitzableiter, er kann aber nur wirken, wenn die gebildeten Stände nicht durch Unterlassungssünden immer wieder neue ungleiche Elektricität ansammeln und die Spannung bewußt oder unbewußt unterhalten. Eine solche Unterlassungssünde ist unter vielen anderen auch die hier beklagte Theilnahmlosigkeit gegen die vaterländische Dichtkunst und die dadurch bewirkte Verrohung des Geschmacks, die Verseichtung der ästhetischen Cultur. Wer die Kraft eingebüßt hat, sich durch Lesung eines wahrhaft schönen Schriftwerkes innerlich zu erquicken, zu erbauen und zu veredeln, dem wird auch ein Theil der sittlichen Kraft abhanden gekommen sein, durch sein Thun und Lassen der niederen, leicht beeinflußbaren und nur durch gewissenlose Hetzer verführten Menge ein Beispiel zu geben. Böse Beispiele aber verderben gute Sitten. Der tiefer Stehende blickt nach oben, und bereitwillig ahmt er nach, was ihm in bevorzugten Kreisen vorgemacht wird. Weht auf der Höhe die Stickluft materialistischer Versumpfung, so wird sie auch im Thale die Lungen vergiften und das rothe Blut zersetzen.

Die Aschenbrödelrolle, die man dem Königskinde Poesie zumuthet, hat eine steigende Verbitterung in den Kreisen der Schriftsteller und Dichter zur Folge, und diese Verbitterung ist hinwiederum eine nicht minder schwere Gefahr für den Staat. Die Männer von der Feder empfinden den Mangel einer sie fördernden staatlichen Organisation mit jedem Tage tiefer und schmerzlicher. Man könnte erschrecken über den hohen Grad von Pessimismus, der sich vielfach in litterarischen Kreisen der Entwickelung unseres Staatswesens und unserer gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber äußert. Hier hilft kein Vertuschen und kein Beschönigen; die freimüthigste Aussprache erscheint vielmehr als ein strenges Gebot der echten Vaterlandsliebe. Die

große Mehrheit unserer jüngeren Dichter und Schriftsteller fühlt sich durch die staatliche Vernachlässigung auf's Empfindlichste verletzt; wachsende Unzufriedenheit herrscht unter ihnen; man sieht mit grimmer Mißgunst auf die Vergünstigungen und Auszeichnungen, die den anderen Künsten und Wissenschaften zu Theil werden; man betrachtet sich als Paria, als an die Wand gedrückt, knirscht demzufolge mit den Zähnen und prophezeit einer Gesellschaft, die so wenig Achtung vor der Litteratur habe, den schmählichsten Untergang. Neidisch schaut man nach Frankreich, dessen Akademie die Dichter ehrt und ihnen Sitze unter den vierzig Unsterblichen anweist. Diese verbitterte Stimmung treibt die Unzufriedenen nur allzuleicht in das Lager der Gesellschaftsfeinde, und es steht zu befürchten, daß sehr viele Dichter und Schriftsteller der jungen Generation, wenn sie auch ihre Hinneigung zu staatsfeindlichen Parteien nicht immer laut verkünden, doch wenigstens im Stillen der zunehmenden Unterwühlung unserer Gesellschaft einen gesegneten Fortgang wünschen. Das ist eine scheinbar so unerklärliche Thatsache, daß sie nur durch die eben so unerklärliche stiefmütterliche Behandlung des schönen Schriftthums durch den Staat verständlich werden kann.

Diese Uebelstände werfen ihre Schatten auch auf den Verkehr in unseren Gesellschaftssälen. Hätten wir z. B. einen lebenden Odyssee-Sänger — so argumentiren die unzufriedenen Schöngeister — der etwa in seiner Jugend Lieutenant oder Referendar gewesen wäre, dann aber den Staatsdienst quittirt und sich ein halbes Jahrhundert lang ausschließlich dem Dienst der Musen mit glänzendstem Erfolge gewidmet hätte, er würde, in eine officielle Gesellschaft geladen, trotz seiner weißen Haare und des sie dicht umbuschenden Lorbeers, hinter den allerjüngsten Räthen und Hauptleuten sitzen müssen, da der Staat ein schönes Schriftthum nicht anerkennt und auch dem greisen Odysseesänger, in dem man noch immer nur den Referendar oder Lieutenant a. D. sehen würde, keinen anderen entsprechenden Platz anzuweisen vermöchte. Wie hoch erhaben sich auch ein echter Dichter über die kleinlichen Rangstreitigkeiten der Gesellschaft dünken mag, wie frei auch seine Seele von kindischem Ehrgeiz und eitler Titelsucht sein wird, immerhin wird es auf den Einen oder Andern leicht eine demüthigende oder verbitternde Wirkung üben, wenn ihm so augenfällig bewiesen wird, wie wenig Notiz der Staat von ihm und seines Gleichen nimmt. Das Vaterland — so wird der seiner Meinung nach Zurückgesetzte sagen —, das für den verwundeten Soldaten Pensionen und Ehrenzeichen bereit hält, hat für mich Nichts übrig, obgleich auch ich tapfer mit dem Federdegen kämpfe und der tiefen Wunden nicht achte, die mir täglich im Kampfe der Geister geschlagen wurden.

Wie nun der Gefahr einer noch ferneren Versiechtung unserer vaterländischen Dichtung und einer Fahnenflucht der theilweise verbitterten jüngeren Dichter in das Lager gesellschaftsfeindlicher Parteien zu begegnen wäre — die Antwort auf diese Frage wird von den unzufriedenen Dichtern

schnell genug gegeben. Die Akademie der Künste, so verlangen sie, ist durch eine Section für das schöne Schriftthum zu vervollständigen. Diese Section hätte jährlich einem oder mehreren Werken der lyrischen, epischen und dramatischen Production der letzten zehn bis zwanzig Jahre — (nicht eines neuen Werkes, über welches ein Urtheil möglicherweise noch gar nicht feststeht) — einen Ehrenpreis zuzuerkennen. Dieser Preis brauchte nicht immer in Geld zu bestehen; es würde gelegentlich nach dem Vorgange der Pariser Akademie genügen, wenn dem Verfasser des betreffenden Werkes die Berechtigung zugesprochen würde, hinfort auf dem Titel seines Werkes den Vermerk hinzuzufügen: „Preisgekrönt durch die Akademie der Künste". Ferner müßte die Section in den Stand gesetzt werden, Geldprämien und Stipendien zu Studienreisen jüngeren hervorragenden Dichtern und Schriftstellern zu bewilligen. Endlich würde auf den Vorschlag der Section der Staat die bedeutenderen Vertreter der zeitgenössischen Dichtung vielleicht durch Medaillen oder entsprechende Titel, analog dem Brauche, der Malern und Bildhauern gegenüber geübt wird, auszuzeichnen haben, sodaß ein in die Rangscala des Beamtenthums nicht eingegliederter Dichter, der frei seiner Muse lebt, dennoch eintretenden Falles einen entsprechenden würdigen Platz in der Gesellschaft fände.

Die Erfüllung dieser Forderungen würde vielleicht dennoch hier oder da die spöttelnde Kritik unverbesserlicher Staats- und Gesellschaftsfeinde hervorrufen, die Mehrzahl der heranreifenden Vertreter des schönen Schriftthums aber würde in solcher Berücksichtigung doch wohl freudig das fördernde Wohlwollen des Staates sehen, und mancher Feuerkopf, der heut öffentlich oder heimlich mit den Männern des Umsturzes liebäugelt, würde, schon durch das Band der Erkenntlichkeit, vielleicht wieder fester und inniger mit unserem Staate und seinen Einrichtungen verbunden werden. Wenn man sich nicht geflissentlich vor dem ungeheuren Einflusse verschließt, den heute die Tagespresse ausübt, an der ja, „über oder unter dem Striche", der größere Theil unserer Dichter und Schriftsteller mitarbeitet, so dürfte es dem Staate schon als ein Gebot der Klugheit erscheinen, sich die echten Jünger der Dichtkunst zu verpflichten und in ihnen ein Gegengewicht zu gewinnen gegen manchen umsturzlüsternen, sittlich nicht gefesteten und daher nur im Trüben fischenden Mitarbeiter staatsfeindlicher Journale.

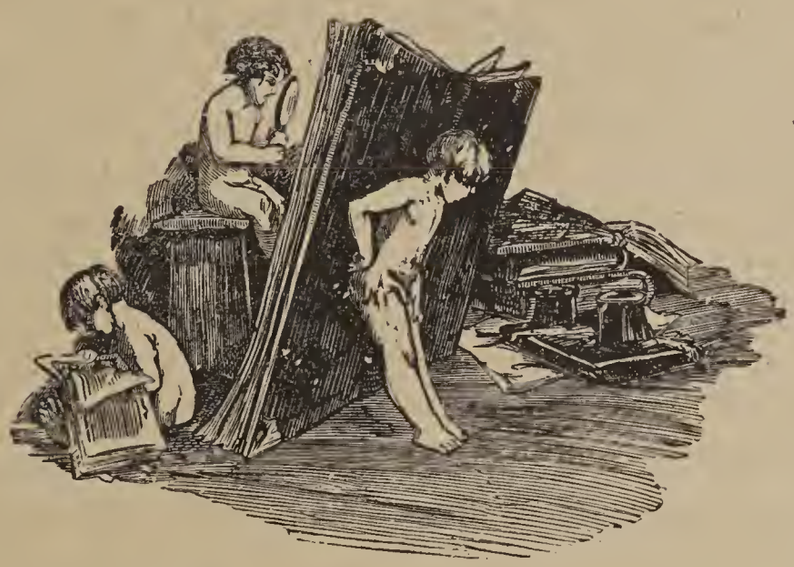
Im Vorstehenden haben wir dem Gedankengange Ausdruck gegeben, der jetzt weite Kreise der Schriftstellerwelt beherrscht und der thatsächlich eine Gefahr für die gedeihliche Fortentwickelung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse bildet. Wir wollen uns aber auch nicht den Einwänden verschließen, die von anderer Seite gegen die hier entwickelten Forderungen erhoben werden. Man hält nämlich die alte Klage über das mangelnde litterarische Interesse und über den Ueberfluß an werthloser Marktwaare für nur bedingungsweise berechtigt, da gerade in der Gegenwart das litterarische Interesse sich augenscheinlich hebe. In Frankreich seien die

Verhältnisse auch nicht so günstig, wie es die Unzufriedenen darzustellen beliebten; ein Dutzend Größen werde dort allerdings reich und bekannt, die Andern aber bleiben völlig unbeachtet, und es sei dort noch schwerer, als bei uns, sich überhaupt zu einigem Ansehen zu bringen. Zudem seien die von der unzufriedenen jüngeren Schriftstellerwelt gestellten Forderungen zur Abhilfe höchst bedenklicher Natur. Zwischen bildender Kunst und Dichtkunst bestehe doch der Unterschied, daß gewisse Kunstwerke überhaupt nur geschaffen werden können mit der Aussicht auf Ankauf für Museen und dergl., vor Allem aber darin, daß ein Kunstwerk der Plastik oder der Malerei sich nicht durch Vervielfältigung einen Markt schaffen könne, wie das Buch, das die Möglichkeit der Verbreitung in Tausenden von Exemplaren besitze. Bei der Wissenschaft aber kämen die unmittelbaren Nützlichkeitsmomente und die pädagogische Zweckmäßigkeit für den Unterricht niederer und höherer Art in Betracht. Titel, Stipendien, Medaillen würden die Uebelstände, die sie schon auf anderen Gebieten geschaffen, nur auch auf das schöne Schriftthum übertragen und, ohne nachhaltige Hilfe zu bieten, nur Spott und Aerger auf Seiten der Nichtberücksichtigten hervorrufen. In Künstlerkreisen sei eine Bewegung im Gange, das Medaillenwesen abzuschaffen, und auch auf die Professorentitel lege man kaum noch Werth, weil sie eben nur Künstlern verliehen werden, die ohnehin schon großes sociales Ansehen genießen und auf die fragwürdige Auszeichnung durch solchen Titel recht gern verzichten würden. Der schönen Litteratur könne nur geholfen werden, wenn, wie es ja den Anschein habe, wieder ein litterarisches Zeitalter komme. Sie sei zurückgedrängt worden in einer Culturepoche, die vorzugsweise eine naturwissenschaftliche war, in der sich die Theilnahme der Gebildeten den neuen Entdeckungen und Erfindungen auf diesem Gebiete zuwandte; jetzt, da wir mehr in eine Periode der gesellschaftlichen Fragen eingetreten seien, werde die schöne Litteratur, die diese Fragen künstlerisch zur Darstellung bringen könne, sich auch wieder weitere Kreise erobern.

Wer wollte verkennen, daß diese Einwendungen nicht ganz unbegründet und recht wohl geeignet sind, die lauten Stimmen der Unzufriedenen etwas zu dämpfen? Gleichwohl scheint es uns, wenn wir die Ansichten beider Seiten ohne Voreingenommenheit gegen einander abwägen, doch ein nobile officium des Staates zu sein, dem schönen Schriftthum wenigstens eine amtliche Pflegestätte in der Königlichen Akademie der Künste und Wissenschaften zu bereiten. Mag man von jeder Prämiirung dichterischer Werke, von jeder materiellen Unterstützung ihrer Urheber Abstand nehmen, um so die Gefahr zu meiden, daß der Dichter durch das Band der Dankbarkeit verpflichtet und so in seiner freien Bewegung gehemmt werde: eine ehrenvolle Anerkennung des schönen Schriftthums auch durch staatliche Organe und Einrichtungen wird aber immer eine Forderung bleiben, der man schon im Hinblick auf die ästhetische Erziehung des breiteren Publicums wird Gehör schenken müssen. So lange die Poesie nicht akademiefähig ist, so lange

wird die dumpfe Menge auch nicht die heilige Zauberkraft ahnen, mit der die Dichtkunst die ästhetische und sittliche Fortbildung des Volkes zu fördern vermag.

Uebertriebene Erwartungen von der Wirkung dieses unseres Vorschlages hegen wir nicht; unsere Stimme wird wohl vorerst noch die Stimme eines Predigers in der Wüste bleiben. Der Eine, der diese Zeilen liest, gähnt dabei; der Andere schüttelt zweifelnd den Kopf und denkt: „So brennend ist die Frage nicht!“ ein Dritter murmelt vielleicht: „Der Mann könnte Recht haben!“ aber er begnügt sich mit dieser halben Zustimmung und läßt es im Uebrigen gehen, wie es will. Trotzdem hielten wir es für eine patriotische Pflicht, in dieser Frage unsere Stimme zu erheben. Vielleicht fügt es ein günstiger Zufall, daß unsere Zeilen einem einsichtsvollen und einflußreichen Mann zu Gesicht kommen, der dem hier angedeuteten Wunsche weitere Folge zu geben bereit und in der Lage ist. Findet sich aber vorerst auch noch nicht ein solcher Mann und sollten wir wirklich unabwendbaren gesellschaftlichen Katastrophen entgegengehen, so wird man sich vielleicht nach dem Sturme unserer Mahnung erinnern, und unsere Kinder werden das nachholen, was wir versäumt haben, indem sie auch durch staatliche Pflege der ästhetischen Cultur unser deutsches Volk auf den Weg der sittlichen Freiheit und des gesellschaftlichen Wohlbefindens weisen werden. —



Die Seide im Licht der Culturgeschichte.

Von

F. Kunze.

— Suhl. —

„Seide auf dem Leibe löscht das Feuer in der Küche aus."
(Sprichwort.)

Eine arabische Fabel erzählt uns, daß, als die Seidenraupe im Begriff war, ihre Fäden zu ziehen, die Spinne herbeikam und zu ihr sagte: „Du machst ein Gewebe, und ich mache auch eins." „Ja," antwortete die Seidenraupe, „aber mein Gewebe wird das Gewand der Könige, und das Deinige ist für die Mücken!" Das war ein prophetisches Wort, denn zu alten Zeiten, wie noch heute, war die Seide die Tracht der Vornehmheit, des Reichthums und des Luxus. Es ist auch wohl kaum ein Rohmaterial und irgend eine Manufactur durch dasselbe hervorgerufen, das eine so hohe Bedeutung aufzuweisen hätte, wie gerade die Seide; nur sie hat sich im Laufe der Zeiten das unverlierbare Privilegium erobert, der strahlende Mittelpunkt der Luxusbestrebungen unzähliger Völker zu werden. Heutzutage gehören die farbenprächtigen Seidenstoffe zu den bevorzugten Dingen, welche über die knappe Nothwendigkeit des Lebens hinausgehen und nach Hume „den Sinnen schmeicheln". Ja, obgleich all' die seidenen Sächelchen „nicht gerade nöthig sind zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, oder zur Erringung der menschlichen Glückseligkeit", so stehen sie doch unter den Tausenden von Handelsartikeln mit obenan und sorgen für den Lebensunterhalt eines nicht unbeträchtlichen Procentsatzes der Menschheit. Bereits in älteren Dichtungen wird die Seide als die „königliche" gepriesen, und das mit Recht, denn mit ihrer Zartheit und Ausdauer vereinigt sie noch die seltenen Vorzüge der Weichheit, die eine nachgiebige Schmiegung um jede Form des Körpers gestattet, und eines metallischen Glanzes, an dem sich das Auge weidet, ohne

nur im Geringsten geblendet zu werden. Dazu kommt ihre eigenthümliche, auf das Gefühl fast elektrisch wirkende Glätte und endlich der weitere Umstand, daß sie das einzige unserer Gewebe ist, welches einen gewissen Klang hat, denn die Seide „rauscht", macht das Spiel der Glieder hörbar, ja sie erscheint gleichsam selbst lebensvoll. Aus dieser ihrer Eigenthümlichkeit erklärt es sich denn auch zur Genüge, warum die großen Farbenkünstler der Italiener und Holländer, z. B. Terbourg, Mieris, Veronese, Tizian u. s. w. so gern seidene Gewänder auf die Leinwand gebracht haben. Es war das feinfadige Gewebe, der vornehme Faltenwurf und vor Allem der milde und doch prächtige Schiller, der sie begeisterte. —

Von einem so bevorzugten Stoffe kann aber auch nicht behauptet werden, daß er „nicht weit her" sei. Deutet doch sofort schon der Name auf seinen fremden Ursprung hin, denn obgleich das Wort „Seide" (althochd. sîda, mittelhochd. sîde, spanisch seda, ital. seta, lat. seta = starkes Haar, starker Faden) zunächst wohl Nichts weiter als Faden oder Gewand überhaupt bezeichnet, so weisen um so bestimmter die Ausdrücke „Atlas" und „Taffet" auf den Orient. Jener soll arabischer Herkunft sein und das „Glatte, Glänzende" bedeuten, während dieser offenbar nur der auf das Gewebe übertragene Name der persischen Weberstadt Taffet ist. Trotzdem darf aber die ursprüngliche Heimat der Seide weder in Arabien noch in Persien gesucht werden, vielmehr stand einst die Wiege des gottbegnadeten Insects, welchem wir das kostbare Gespinnst verdanken, im großen „Reich der Mitte", in China. Hier soll das köstliche Product schon um 4000 v. Chr. bekannt und im Gebrauch gewesen sein, doch weniger als Luxusgegenstand, sondern vielmehr als Mittel zur Befriedigung des Bedürfnisses nach besserer Kleidung, weshalb eben die „königliche" Seide bis in die Neuzeit hinein bei den bezopften Bewohnern Hinterasiens ungefähr den Werth und Zweck hatte, wie in Germanien und Griechenland vor Alters der Flachs. —

Eine eigentliche chinesische Seidencultur datirt etwa aus dem Jahre 2602 v. Chr. und ist dem günstigen Umstande zu verdanken, daß in den ausgedehnten Wäldern der weißen Maulbeere für die Raupe des eigentlichen Seidenschmetterlings, unter Einfluß des günstigsten Klimas, die erforderlichen Existenzbedingungen vorhanden waren. Als die eigentliche Erfinderin des chinesischen Seidenbaues wird Si-ling-schi, die Gemahlin des Kaisers Hoang-ti (um 2640 v. Chr.), genannt, weshalb sie eben den Namen „Mutter der Seide" führte. Ebenso wie diese gekrönte Dame waren auch ihre Nachfolgerinnen beflissen, das Volk zum Betrieb des Seidenbaues anzuspornen, sowie Seidenhäuser und Haspelanstalten bauen zu lassen, überhaupt die Seidenweberei nach jeder Richtung hin zu unterstützen. Ja, die Herrscher selbst blieben in ihrem Eifer nicht zurück, sondern führten in der Folgezeit das begonnene Werk so erfolgreich weiter, daß der neue Industriezweig bald eine großartige Bedeutung für das mauerumgürtete Land gewann. Um's Jahr 550 bis 479 v. Chr. wurde

dort, „im fernen Osten", jede Familie, sobald sie sich im Mindestbesitz von fünf Acker Land befand, von oben herab angehalten, dieses agrarische Besitzthum theilweise mit Maulbeerbäumen zu bepflanzen, „damit alle Einwohner, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hätten, sich in Seide kleiden könnten".

In den Annalen Chinas, dieses ausgedehnten „Seidenkönigreichs", wird von einer fürsorglichen Landesmutter, deren Name leider verschwiegen wird, folgende Thatsache erzählt: „Die junge Kaiserin hielt es für ihre Pflicht, mit aller ihrer Kraft sich dem Seidenbau zu widmen, um dadurch dem Reiche ein Beispiel zu geben und die Bevölkerung zum Seidenbau anzuregen. Sie begab sich in Begleitung ihrer Damen in die Maulbeerplantage, stieg dort auf einen der Bäume, schnitt die Blätter eigenhändig herab in einen Korb hinein, den eine Dame hielt, so lange, bis eine Ehrendame sich auf ein Knie niederließ und rief: Es ist genug! Eine andere Dame trug dann diesen Korb voll Blätter in den Theil des Palastes, der zur Seidenzucht eingerichtet war und Kieu-Kouan genannt ward. Nahe dabei war das dem Staate gehörige große Gebäude Tsanchi oder Haus der Seidenraupen." Ein solches Beispiel wirkte zur Nachahmung, wenn auch nur innerhalb der Landesgrenzen, denn infolge der bekannten Abschließung der schlauen Chinesen gegen angrenzende Völker blieb der einheimische Seidenbau den letzteren lange Zeit hindurch gänzlich unbekannt. Erst um's Jahr 140 v. Chr. hatte eine eingeborene Prinzessin, die sich mit dem Fürsten des benachbarten Staates Kothan verheirathete, ungetreuer Weise das vaterländische „Geschäftsgeheimniß" gleichsam „verschleppt", indem sie behufs fernerer Betreibung ihrer anerzogenen Lieblingsbeschäftigung, des Seidenbaues, verschiedene Samenkörner des Maulbeerbaumes und mehrere Eier des Seidenwurmes (Bombyx mori) in den Kelchen des Blumenkranzes, der ihr langes Haar durchschlang, über die Grenze schmuggelte. Auf diesen Theil der Kleidung des erfinderischen Mädchens hatte nämlich die auch auf Prinzessinnen sich erstreckende Controle der gewissenhaften Grenzwächter keine Ausdehnung genommen. Bald blühte nun auch in Kothan der wohlstandfördernde Seidenbau, jedoch auch verborgen, bis er nach etlichen Jahrhunderten durch ähnliche Schmuggelei einer Prinzessin dieses Landes nach Tibet gelangte, um dann von hier aus seine „Reise um die Welt" anzutreten, wenn auch nicht gerade „in 80 Tagen", sondern innerhalb etlicher Jahrhunderte. Bald erlangten nämlich die benachbarten Inder die Kunst des Seidengewebes, denn laut einiger Stellen der Sanskritlitteratur erscheinen huldigende Stämme vor den Thronen der Sieger, um „wurmerzeugte" Gewänder als Geschenke darzubringen. In der ältesten indischen Geschichte kommen seidene Costümstücke als ausländische und zwar als chinesische Waaren vor, doch führten die Bewohner des Fünfstromlandes bald auch Seidenstoffe von ihrer Zucht und Fabrikation aus. Zunächst scheinen die Perser von ihnen mit diesem schillernden Luxus

beglückt worden zu sein. Bald kamen die gewinnbringenden Zeuge durch indische Kaufleute und persische Krämer auf die großen Märkte Babyloniens und Mesopotamiens, auch in die Hände der Phönizier, welche damals die Haupthandelsleute der alten Welt waren und sie dann über die Häfen des Mittelländischen Meeres nach Vorderasien und Osteuropa verbreiteten. Das muß sich schon um's Jahr 600 v. Chr. ereignet haben, denn der um jene Zeit lebende biblische Prophet Hesekiel predigt voller Eifer im 16. Capitel (V. 10 u. 13) gegen die seidenen Luxusgewänder seiner Zeitgenossen, während die Bibelstellen 2. Mose 25, 4 und 26, 31, sowie Klagelieder 4, 5 nach neueren Uebersetzungen eher von Flachs oder Baumwolle als von Seide reden. Bei den alten Israeliten muß aber die letztere ebenso wie anderwärts etwas Seltenes und Kostbares gewesen sein. —

Die Griechen bekamen ihre seidenen Waaren von den Persern. Ihre bekannten Schriftsteller Herodot (450 v. Chr.) und Xenophon (440 bis 354 v. Chr.) thun zuerst der „medischen Gewänder" Erwähnung, während später Aristoteles (geb. 385 v. Chr.) ausführlicher von dem weltbezwingenden Product erzählt, jedoch von der ihm unbekannten Entstehung desselben aus Unkenntniß nur sachverschleiernde Angaben bringt. So meint er z. B., daß das feine Gespinnst von asiatischen Weibern abgewickelt und dann in der Heimat gewoben würde, von welcher Thätigkeit eine Griechin, Namens Pamphilia, eine Tochter des Landes von der Insel Cos, die Erfinderin gewesen sein soll. Diese Notiz spann später Plinius noch weiter aus, bemerkend, die Griechen hätten die aus Asien kommenden seidenen Zeuge zuerst aufgelöst und dann wieder gewoben, und daraus wäre jener feine Stoff entstanden, welcher unter dem Namen der „coischen Gewänder" bei den römischen Dichtern viel genannt wäre. Strabo nennt das unbekannte Seidenland, unter dem wohl China zu verstehen ist, „Sericum", und seit jener Zeit bildeten sich in Griechenland verschiedene Namen für die seidenen Stoffe, welche als serische, assyrische, medische und coische hier und da in den Schriften auftreten. Die Bekanntschaft des fabelhaften „Seidenwurms" sollten die klassischen Hellenen erst in späterer Zeit machen.

Am Kaiserhofe zu Constantinopel bürgerte sich bald die vornehme Mode ein, seidene Stoffe zu tragen, so daß das Verlangen nach ihnen weit eifriger als zuvor sich geltend machte. Da aber der Imperator Justinian seinen Vorgängern gleich mit den Persern einen „ewigen Krieg" führte, so mußten seine Handelsleute aus naheliegenden Gründen die seidenen Stoffe aus Indien holen. Da brachten um's Jahr 530 zwei einheimische Mönche, welche dieses Land ebenso wie die medisch-persischen Gebiete als Heidenbekehrer durchzogen hatten, die ersten Kokons (Gespinnste) des Bombyx mori mit nach Byzanz, womit aber nicht viel gedient war. Durch reiche Geschenke bewog Justinian diese energischen Gottesmänner zur Reise nach China behufs Ausführung von Eiern des nützlichen Schmetterlings, was ihnen be-

kanntlich durch die List gelang, daß sie dieselben in ihren hohlen Stöcken verbargen und somit zugleich der auf Grenzschmuggelei mit dieser wichtigen Waare entfallenden Todesstrafe entgingen. Bald entstanden zu Constantinopel, Athen, Korinth und Theben die ersten Seidenmanufacturen, und bis in's zwölfte Jahrhundert blieb Griechenland fast im alleinigen Besitz der Seidenzucht in Europa, während für den morgenländischen Handel mit „Serica" China immer noch der Hauptmarkt blieb.

Den verschwenderischen und reichen Römern, die kurz vor Christi Geburt mit der Seide bekannt wurden, kam dieser Luxusartikel gerade recht. Die serischen, meist durchsichtigen Gazegewebe wurden von den putzsüchtigen Römerinnen besserer Stände theils glatt getragen, theils in Falten vielfach um den Körper geschlungen, ja auch wohl zu Unterkleidern benutzt. Welch' mächtigen Reiz diese seidenen Gewänder auf Altitaliens vornehme Damenwelt ausgeübt haben muß, ist deutlich aus den zelotischen Reden nüchterner Schriftsteller damaliger Zeit zu erkennen. Seneca, Plutarch, Cicero, Martial, Horaz, Ovid und andere Männer von Geist und Verstand geißeln die abscheuliche Tracht wegen ihrer hohen Preise und entsittlichenden Wirkung, abgesehen noch von weiteren Toilettenkünsten, die mit in Betracht kamen. Aber auch die charakterlosen Männer begannen sich der seidenen Kleidung zu bedienen, weil dieselbe angeblich im Sommer ihrer Leichtigkeit wegen sehr angenehm zu tragen sei. Der berühmte Julius Cäsar bedeckte bei einem öffentlichen Spiele sogar die Schaubühne mit seidenen Stoffen, während wiederum Caligula seinen Thron mit seidenen Decken belegte, in seidenen Gewändern triumphirte und für seinen Hof eine bedeutende Anzahl derselben kommen ließ. Ja, sogar an Wagen wurden die serischen Stoffe verschwendet. Ueberhaupt nahm der verderbliche Luxus des „wurmerzeugten" Products so auffällig zu, daß der Kaiser Tiberius die Anlegung der „coischen" Costüme als schimpflich verbot, trotzdem letztere damals noch aus Geweben bestanden, die gewissermaßen nur „halbseiden" waren, also nur seidenen Aufzug oder Einschlag aufwiesen. Erst Heliogabalus trug anno 218 n. Chr. ganz seidene Gewänder (holosericas).

Im Jahre 274 wurden die seidenen Kleider vom Kaiser Aurelian durchgehends verboten; er selbst trug kein „holoserisches" Gewand, und seiner Gemahlin Severina, die nur ein seidenes purpurfarbiges Kleid haben wollte, verweigerte er diese Bitte, da er es für tolle Verschwendung hielt, (nach damaligen Verhältnissen) Seide gegen Gold aufzuwägen. Ließ doch dieser gestrenge Imperator, der selbst kein seidenes Gewand unter seinen Kleidern duldete, in seiner Geldnoth einst die ihm überkommenen seidenen Mäntel, Ueberwürfe u. a. Costümstücke auf dem Markte zu Rom öffentlich versteigern: ein Beweis von der ansehnlichen Capitalkraft dieser Stoffe in damaliger Zeit. Bald darnach scheint aber dieser enorme Seidenwerth bedeutend gesunken zu sein, denn unter Ammianus Marcellinus (um 370 n. Chr.) wurden die duftigen Gewebe in Folge ihrer Allgemeinheit

selbst von den untersten Volksklassen zur Tracht ausersehen. Trotzdem bestand ein großer Theil jener Geschenke, welche im Jahre 408 den eroberungssüchtigen Alarich zur Aufhebung der Belagerung Roms veranlaßten, in seidenen Gewändern (4000 Stück!). Es schlug damit das bittere Wort Juvenals, das er einst angesichts der römischen Seidentrachten ausrief, jetzt zu Gunsten seiner Landsleute in's Gegentheil um, nämlich: „Mächtiger als durch Waffen unterwarf der Luxus das Volk und rächte den besiegten Erdkreis!" Um's Jahr 500 wurden seidene Gewebe von oben herab in Rom als Consulartracht vorgeschrieben.

Durch die geschehene Einführung der Seidenzucht im Abendlande war das „rauschende" Product auch bedeutend billiger geworden, so daß sein Gebrauch selbst in die gewöhnlicheren Volksklassen herabstieg. Schon die ehrwürdigen Kirchenväter hatten sich zur Zeit der römischen Sittenverderbniß gegen die Einbürgerung der Seide in der christlichen Bevölkerung mit geißelnden Reden gewandt. So meint z. B. Hieronymus: „Ein anständiges Mädchen verachte seidene Gewebe, serische Gewänder und Gold, das in Fäden sich ziehen läßt" — während Chrysostomus eifert: „Welche Strafe sind die nicht werth, die auf alle Weise darnach trachten, mit serischen und goldgewirkten Gewändern sich zu bekleiden!" Clemens von Alexandrien drückt seinen heftigen Unwillen besonders über das leichte, florartige Seidengewebe aus, welches sich dicht an den Körper schmiege und dessen Bau so ganz und gar zum beschämenden Ausdrucke bringe. Poetischer klingt schon des sanften Ambrosius Strafpredigt, nämlich: „Serische Kleider und golddurchwirkte Gewänder, womit des Reichen Leib bekleidet wird, bringen den Lebenden Schaden und keinen Nutzen den Todten." Mit den Zeiten wurden aber auch diese Sittenprediger noch bekehrt, ja, als sogar Epiphanius entdeckt hatte, „daß auch die heilige Jungfrau Watte und Seide gesponnen habe", da war es gleichsam für die Geistlichkeit zum Gebot geworden, die vorher wegen ihrer entsittlichenden Wirkung verpönten Seidengewänder zu ihrer eigenen Amtstracht auszuersehen. Dieser seltsame Umstand zog wiederum die günstige Folge nach sich, die großartigste, bisher kaum wieder so aufgelebte Musterweberei und Stickerei in Seide, Gold und Silber hervorzurufen, die denn auch bald Enormes an Pracht und Kostbarkeit leistete. Sie ward anfangs in Byzanz und Griechenland betrieben, darauf in vollendeterem Maße in Italien, während auch Deutschland und England später Großes darin leisteten. So stellte man in berühmten Fabriken der letzteren Länder ganze Scenen aus dem Leben Christi 2c. auf den bischöflichen Prachtgewändern dar, während die Byzantiner unter der Hauptform des griechischen Kreuzes sich mehr im Arabeskenstil bewegten, endlich aber die Italiener in ihren mauro-normannischen Webereien auf Sicilien Beides vereinigten und noch durch eingewebte Inschriften, wie z. B. auf der Kaiser-Dalmatika in Rom, an Kostbarkeit und Kunstfertigkeit erhöhten.

In Sicilien war schon seit Ende des 8. Jahrhunderts, wo in Spanien bereits vortreffliche Seidenwebereien bestanden, der Sitz arabischer Gewerbthätigkeit auf diesem Gebiete, obgleich dort die Fertigung der Seidenstoffe erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts größeren Aufschwung genommen zu haben scheint. In dankbarer Erinnerung an die Entstehung dieser gewinnbringenden Manufactur trugen deshalb im Jahre 1185 die Frauen der sicilianischen Hauptstadt Palermo am Weihnachtsfeste durchweg goldgelbseidene Kleider und kurze seidene Mäntelchen, wie ein arabischer Schriftsteller mittheilt. Der große Lagerplatz für die byzantinischen und arabischen Seidenstoffe ward aber bald das durch seine günstige Lage für den Seehandel ausgezeichnete Venedig, und von hier aus gelangten sie seit dem 11. Jahrhundert als begehrte „Krämerwaare" nach Deutschland, wo sie bisher nur als Geschenke von Constantinopel oder aus dem Morgenlande an den kaiserlichen Hof gekommen oder im kirchlichen Gebrauch gewesen. Gegen Ausgang des 13. Jahrhunderts war Venedig nicht blos Stapelplatz, sondern auch Fabrikort für Seidenstoffe geworden, und von hier aus hatte sich diese Weberei nach Florenz, Bologna, Lucca, Siene, Padua und Verona verbreitet. Später entstanden auch in Zürich, das für den venetianischen Seidenhandel nach dem Rhein Lagerort geworden war, die ersten Seidenwebereien. Die Einführung des Seidenbaues in Frankreich ist hinsichtlich der Zeit nicht genau zu bestimmen, doch bestanden 1345 sowohl zu Montpellier als auch in Marseille bereits Seidenwebereien. Roland von Beaucaire und Nismes kaufte einst als „prachtvolles Geschenk" für Johanna von Burgund 12 Pfund Seide aus Montpellier.

Deutschlands Standespersonen hatten schon zur Zeit der Kreuzzüge die Seide als einen kostbaren Handelsartikel kennen gelernt, während die eigentliche Seidenzucht und Seidenweberei durch französische Reformirte, welche nach Aufhebung des Edicts von Nantes aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, sich in unserem Vaterlande einbürgerte. Außer „sîde" ist in mittelalterlichen Dichtungen noch „phellel", das aus dem mönchslateinischen palliolum entstand und ursprünglich den Stoff für die weltlichen und kirchlichen Prachtgewänder bezeichnete, ein allgemeiner Name für Seidengewebe. So verschieden die Arten des Phellels waren nach Schwere, Webart und Ornamenten, so auch die Farben. Schon in althochdeutscher Zeit wird brauner, rother, blauer, grüner und später schwarzer erwähnt; später nennen die Dichter noch purpurfarbenen, violetten und tausendfarbigen. Allerlei Ornamente, sowie Durchwirkung mit Goldfäden vermehrten die Pracht dieses seidenen Stoffes, der nicht allein zu den Kleidern, sondern auch zu Ueberzügen der Betten und Sitze, desgleichen zu Roß- und Zeltdecken in Anwendung kam.

Im 14. und 15. Jahrhundert trug fast nur der Adel Deutschlands Kleider aus Sammt und Seide. Der Bürgerstand vermochte ihm das nicht gleich zu thun. Wo je hie und da Vertreter des letzteren dergleichen

Garderobestücke besaßen, waren sie meistens vererbt und fast gar nicht zum Anlegen bestimmt, als „todtes Capital" aufgespeichert. Nach der Leipziger „Kramerordnung" vom 4. März 1484 boten die dortigen Kaufleute unter anderen Sachen auch feil: „seydentuch, zendal, taffent etc." sowie gewirkte Seidenstoffe, seidene Schnuren u. s. w. Auf dem Reichstage zu Lindau, 1497, wurde bestimmt, daß den nichtadeligen Bürgern untersagt sei, Gold, Perlen, Sammt, Scharlach, Seide und Futter von Zobel- oder Hermelinpelz zu tragen; nur zum Wams durfte Sammt und Seide verwendet werden, doch ohne Verbrämung mit Gold- und Silberstoffen. Im nächsten Jahre schrieb wiederum der Reichstag zu Freiburg i. Br. den reisigen Knechten und Bauern vor, an ihrem Kostüm Stoffe aus Sammet oder Seide, sowie jeglichen goldenen oder silbernen Ausputz streng zu meiden. Auch eine undatirte Kleiderordnung der Stadt Dresden, aus jener Zeit stammend, untersagte den dasigen Bürgern und deren Angehörigen das Tragen von Goldstoff, Sammet, Damast, Seide, Futter von Pelzthieren u. s. w. Ferner heißt es darin: „Item sie sollen auch nicht seidene slauher (Schleier) noch andere dünne slauher, damit sie zweierley Farbe und durchsichtig machen, tragen."

Im 16. Jahrhundert waren die seidenen Gewandstoffe noch so theuer, daß der prachtliebende englische König Heinrich VIII. nur wollene Beinkleider trug, bis er aus Spanien durch einen Zufall ein paar gestrickte seidene Strümpfe erhielt, die er aber nur an Festtagen anzog. König Eduard V. hielt es für ein sehr wichtiges Geschenk, als er von einem Londoner Kaufmann, Namens Thomas Grasham, ein Paar seidene Strümpfe bekam. Erst die Königin Elisabeth (um 1600) trug für gewöhnlich seidene Strümpfe, die sie 1561 aus Mailand erhalten hatte. Fand man doch unter dem von ihr hinterlassenen Garderobenbestande allein 300 Kleider vor! 30 Jahre nach ihrem Tode stolzirten schon die deutschen Amtmannsfrauen in seidenen Strümpfen einher.

Die Geliebte des für Frankreichs Seidenbau damals eifrig bestrebten Königs Heinrich II., nämlich die reizende Diana von Poitiers, kleidete sich in schwarze Seide, und er selbst trug, ihr zu gefallen, das erste seidene Wams. Als er jedoch im Jahre 1559 auf der Hochzeit seiner Schwester mit dem Herzog von Savoyen mit seidenen Strümpfen einherging, da erntete er die allseitige Bewunderung und Prachtverehrung seitens des staunenden Volkes; ein Beweis von dem hohen Werthe dieser Garderobestücke in jenen Tagen. Ja noch unter Heinrich III. weigerte sich eine vornehme Edeldame mit Entschiedenheit, seidene Strümpfe anzuziehen, die ihr von einer am Hofe lebenden Muhme verehrt waren, weil sie dieselben für zu luxuriös und üppig hielt. Die Seide selbst gehörte mithin auch noch zu den theuersten Stoffen, was durch ihre Seltenheit bedingt war. Kein Wunder darum, wenn König Heinrich IV. zur Hebung des französischen Seidenbaues die anspornende Verordnung hinterließ, daß alle die Staats-

bürger, welche 12 Jahre hindurch unausgesetzt Seide gezüchtet hatten, das Adelsdiplom erhalten sollten. Aus jener Zeit stammt auch wohl folgendes bis auf den heutigen Tag in manchen Districten Frankreichs noch fort-erhaltene Gebet: „Allmächtiger Gott, wir flehen im Gebet zu Dir um Deine Gnade, Du mögest jeglichem Samen des Seidenwurmes, dessen gesponnene Werke Du für die menschliche Dürftigkeit und zum Schmucke Deiner Kirche für wichtig erachtet hast, durch Deinen gütigen Schutz begünstigen und segnen." —

Daß die seidenen Strümpfe nicht nur in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern als übertriebene Prachtstücke galten, beweist zunächst der Umstand, daß der König Jakob I. von Schottland (im 15. Jahrh.) von einem Grafen ein Paar derselben borgen mußte, um sich vor englischen Gesandten standesgemäß zeigen zu können. Dabei sprach er: „Ihr werdet gewiß nicht wollen, daß Euer König wie ein Lump vor den Fremden tritt." In Deutschland fand man aber noch im 16. Jahrhundert seidene Strümpfe an einem Manne so luxuriös, daß der Markgraf Johann von Brandenburg († 1571) seinem Rathe Berthold von Mandelsloh, welcher an einem Wochentage in Seidenstrümpfen zu ihm kam, verweisend entgegenrief: „Ei, ei, Bertholde! Ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur Sonn- und Festtags." Kaiser Karl V. nahm sogar 1547 bei einer Musterung, als es regnete, seinen kleinen mit Sammt überzogenen Hut ab, damit er nicht durch die Nässe verdorben würde. Durch ihn lernten deutsche Fürsten und Adelige mit dem Eindringen spanischer Sitten auch seidene Garderobenstücke kennen, während bisher Kleider von Leydener und Aachener Tuchen die gewöhnliche Tracht ausmachten. „Die Doctores am Hofe von Braunschweig gingen in Sammet und Seide, wie sollten sich Ritter noch in leydenschen und aachenschen Tuchen zeigen können!" — schreibt ein Zeitgenosse jener Tage. Der „glänzende" Vorzug des seidenen Kleides anderen gegenüber trat ja auch sehr auffällig zu Tage. Garzonus, der um's Jahr 1659 sein Werk „Piazza universale" herausgab, ruft auf S. 1055/6 desselben begeistert aus: „Seynd nicht die Adelichen Weibspersonen viel schöner vnd lieblicher anzusehn in jhren seydenen Kleidern, darauff so viel Gold vnd köstliche Edelgestein gesetzet? Seynd jhre Angesichter nicht noch klärer bey der weissen Seyden? Ist nicht ihr Aussehen ansehnlicher und gravitätischer, wenn sie in schwartzer Seide daher treten? Ist nicht die schöne liebliche Haut noch lieblicher bey der leibfarben Seyden? Sehen nicht diese gleichsam himmlischen Nymphen freudiger aus bey der blauen Seyden? Muß man sich nicht höchlich verwundern, wenn sie in vermischter und widerscheinender Seyde daher treten? In Summa, muß man nicht bekennen, daß ein seidenes Kleid, es sey an Mann oder Weib, gegen einem wüllenen gläntze oder leuchte, wie der Tag gegen die Nacht?" Der gute Mann hat wohl unbestreitbar Recht, auch für die heutigen Verhältnisse, denn bis zur Stunde steht die erobernde Seide tonangebend

im Mittelpunkte des Kostümlebens. Sie hat Kriege heraufbeschworen und Völker an den Abgrund geführt. Seit dem 30jährigen Kriege hat gerade die Seide die Industrie fast aller Länder in Anspruch genommen und selbst regierende Persönlichkeiten, z. B. Friedrich d. Gr. und Katharina von Rußland, zu ihren Vasallen gemacht. —

So ist die „königliche" Seide und der mit ihr getriebene Luxus schon so alt, daß der Glaube an eine Neuheit unseres Modehändlers auf ihrem Gebiete vor ihrer Geschichte nicht Stich halten kann. Das Gute ist eben „unverwüstlich".

Friede.

Von einem Optimisten.

— Europa, Winter 1896. —

Motto: . . . Ich spreche nicht von Abrüstung, denn diese könnte sich nur schüchtern und langsam bewerkstelligen lassen, ja ich rede nicht einmal von der Frage des obligatorischen Schiedsgerichtes. Aber man kann und man sollte bald zu dem Resultate gelangen, daß sich alle Staaten solidarisch verpflichten, gegen Jenen vorzugehen, der zuerst angreift.

. . . Wenn der Dreibund statt dreier Staaten alle Staaten in sich aufnähme, wäre der Friede auf Jahrhunderte gesichert.

San Remo, 7. Januar 1893.

A. Nobel.

Die Zeiten der Dschingis-Chans, Tamerlans und Napoleons sind vorüber. Die Begründung der Weltherrschaft eines Staates ist heute ausgeschlossen. Eine solche war nur möglich, so lange zwischen dem Culturgrade der einzelnen Völker und zwischen ihrer Wehrkraft ein wesentliches Mißverhältniß bestand. Dieses Mißverhältniß kam in zweierlei Consequenzen zur Geltung. Entweder der culturell entwickelte Staat wollte seine Herrschaft über die weniger entwickelten Völker ausdehnen; oder die weniger entwickelten Völker wollten durch ihr Massengewicht die höhere Cultur aus ihrer dominirenden Stellung verdrängen. Dies war der Kampf zwischen der aufstrebenden Cultur einerseits, der zurückgebliebenen Cultur oder Uncultur andererseits, nahm daher auch häufig den beiderseits herrschenden religiösen Glauben zum Feldzeichen.

Unter diesem Feldzeichen bekämpften sich die Völker auf Leben und Tod, das Resultat war jedoch immer der allmähliche Sieg des höheren Entwickelungsgrades, selbst dort, wo er materiell unterlag. Der weniger cultivirte Sieger konnte sich dem Einflusse der höheren Cultur des Besiegten für die Dauer nicht entziehen und wurde selbst zu deren Träger.

Diesem Schauspiele begegnen wir zu allen Zeiten, und wenn sich heute der Culturgrad eines Staates blos auf den höheren Grad der Wehrkraft oder die größere Menge angesammelten Reichthums zu beschränken scheint,

so ist in Wirklichkeit dennoch der höhere Grad geistiger Entwicklung im Allgemeinen maßgebend. Die Behauptung, daß die großen Siege Preußens dem besseren Schullehrer zuzuschreiben sind, ist gewiß nicht völlig unbegründet.

Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß der äußere Conflict Preußens durch den Gegensatz zum Ausbruch kam, der zwischen seiner inneren Entwicklung und jener Frankreichs bestand. Um zu dieser Ueberzeugung zu gelangen, genügt ein Blick in die Geschichte Preußens von der Zeit des großen Kurfürsten angefangen, wie Carlyle sie uns so trefflich vor's Auge führt, einerseits — und anderseits ein Blick auf die Geschichte des Staates, mit welchem es in Conflict gerathen war.

Während in Preußen der fest auf einen Punkt gerichtete Wille des Herrschers alle inneren Kräfte auf die Erstarkung des Staates, somit auf die Sicherstellung der Zukunft concentrirt hat, wurden die Kräfte Frankreichs durch Bewegungen zersplittert, die meist in der Vergangenheit wurzelten und weder den augenblicklichen Bedürfnissen der civilisirten Welt, noch deren zukünftiger Entwicklung Rechnung trugen.

Der Sieg Preußens war der Sieg des Staatenthumes, dem alle Factoren innerer Entwickelung dienstbar gemacht wurden, vom Dynastismus hinunter bis zur Volksschule, war aber gleichzeitig der Sieg des Humanismus, welcher den Staat zwar zum einzigen Object der gesammten inneren Kraftentfaltung stempelt, ihn aber auch verpflichtet, die erlangte individuelle Einheit zu Gunsten der Summe dieser Einheiten, der Staatengesellschaft, in die Wagschale des Weltgeschickes zu werfen.

In Frankreich hingegen war das zweite Kaiserreich ein Anachronismus. Napoleon III. nahm den bei Waterloo gerissenen Faden der Politik Napoleons I. wieder auf, deren Grundprincip darin gipfelte, den Staat nur als Mittel zur Begründung der Weltherrschaft zu betrachten.

Wenn wir von Gegensätzen in der inneren Entwicklung der Staaten sprechen, so meinen wir damit nicht die Verschiedenheit der Regierungsform. Es kann zwischen einer absoluten Monarchie und einer Republik Uebereinstimmung bezüglich der anzustrebenden Ziele herrschen. Maßgebend sind zwei Momente: die Emancipirung des Staates von der directen Einflußnahme außerstaatlicher Kräfte, und die Erhaltung des Gleichgewichtes aller inneren Kräfte durch die Alles überragende Staatsmacht.

Eine Staatsmacht, die nicht aufzukommen weiß gegen die Phantome einstiger staatsfeindlicher Mächte oder gegen den Traum einer zukünftigen internationalen, den Staat ignorirenden Verbrüderung der Menschheit, muß mit jenem Staate unbedingt in Conflict gerathen, dessen einziges Bestreben in der Erhaltung des Staates liegt, gepaart mit dem Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit, welche dieser Macht der Staatengesellschaft gegenüber obliegt, sobald sie nach Innen und Außen keiner materiellen oder spirituellen Macht unterthan sein will.

Wer immer in diesem Conflicte der jeweilige materielle Sieger bleiben mag, die Principien jenes Staates, der bei Wahrung seiner Individualität für die höhere Entwicklung der gesammten Menschheit kämpft, müssen über Kurz oder Lang die Oberhand gewinnen.

Und somit hätte sich der blutige Kampf, der Millionen von Menschen Jahrtausende über Gut und Blut gekostet hat, für den allgemeinen Fortschritt der Menschheit als überflüssig erwiesen.

Der Gedanke liegt nahe, das Mittel zur Hintanhaltung fernerer ähnlicher Kämpfe zu suchen.

Sind wir einmal von der Wahrheit durchdrungen, daß die inneren Gegensätze der Grundprincipien, welchen die einzelnen Staaten huldigen, es sind, die den Krieg provociren, so sei das Auge der Friedensfreunde darauf gerichtet, diese inneren Gegensätze zu beseitigen.

Völlig selbstständige, auf gleicher Höhe der Civilisation stehende, zur Selbstvertheidigung nahezu gleich gut gewappnete Individuen werden ihre Kräfte nicht leicht gegen einander erproben wollen.

Es liegt somit im Interesse des Weltfriedens, daß die gesammte civilisirte Menschheit sich in Staaten gruppire, die mächtig genug sind, ihre Selbstständigkeit zu wahren. Der Status quo, das uti possidetis civilisirter Völker von heute wäre somit zwar anzuerkennen, jedoch hätte dieser Standpunkt blos zum Ausgangspunkte zu dienen, denn sonst wäre kein Fortschritt denkbar, und dem Rückschritte, dem Verfalle wären Thüren und Thore geöffnet. Zur Selbstständigkeit eines Staates gehört auch die Möglichkeit seiner Entwicklung aus eigener Kraft, da ja sein Verfall durch diese schlechterdings nicht ausgeschlossen werden kann. Sowohl Entwicklung als Verfall des einzelnen Staates soll aber nicht auf Kosten der übrigen civilisirten Menschheit stattfinden können.

Blos die Stellung, welche die Staatsmacht nach innen zu erlangen und zu entfalten vermag, sei der Gradmesser ihres Gewichtes in der Staatengesellschaft.

Wer zu Hause Ordnung hält, ist auch ein Factor der allgemeinen Ordnung. Wer hingegen die eigene Kraft durch innere Kämpfe zersplittert, kann auch nach außen gemeingefährlich werden.

So lange dies blos bei einem Staate zutrifft, ist die Abwehr für die anderen leicht. Man isolire ihn, und er wird verhungern oder im eigenen Fette ersticken.

Was verhütet werden soll, das ist eine Verschleppung des Krankheitsstoffes eines Staates in die anderen Staaten. Die Interessen-Solidarität der Staaten müßte moralischen Krankheiten gegenüber ebenso allgemeine Anerkennung finden, wie dies bei physischen Krankheiten bereits der Fall ist. Hier ist es, wo die internationalen Kräfte zur Geltung kommen dürfen und sollen.

Internationale Kräfte nennen wir jene nationalen, das heißt unter dem Schutze des Staates entwickelten Kräfte des Individuums, die über die Grenzen des Staates hinaus reichen und dem Staate dadurch dienen, daß sie ihm auch seine internationalen Pflichten vor's Auge halten. Dies sind Wissenschaft, Kunst und Arbeit, durch welche der Erde materielle Schätze abgerungen werden, die ein Gemeingut der gesammten Menschheit bilden.

Jeder Krieg ist für die Erhaltung dieses kostbaren Gutes verderblich, und der Verlust, welchen dessen Gefährdung nach sich zieht, wird nur dann aufgewogen, wenn der Krieg eben dessen Erhaltung zum Zwecke hat. In diesem Falle ist der Krieg nicht nur kein zu vermeidendes Uebel, er ist sogar ein Postulat des Gemeinwohles und soll möglichst energisch geführt werden können.

Das Entbrennen eines unnützen, gemeinschädlichen Krieges kann nur durch den Willen hintangehalten werden, keinen solchen Krieg zu gestatten. Wünschen kann auch der Schwächste, wollen nur, wer stark ist. Somit ist die Erhaltung des Weltfriedens bedingt von der größtmöglichen Machtentwicklung derjenigen, die ihn erhalten wollen.

Den Weltfrieden erhalten wird nur jener wollen, der durch den Krieg mehr zu verlieren hat als zu gewinnen und sich dessen bewußt ist.

Die Erweckung dieses Bewußtseins bei den Machthabern der Erde ist nur durch zwei Mittel möglich:

1. durch den Nachweis der Vortheile des Friedens;
2. durch den Nachweis der Gefahren des Krieges.

Für ersteren sorgt die theoretische und praktische Entwicklung einer gesunden National-Oekonomie; für letzteren die Entwicklung der Zerstörungskraft.

In beiden Beziehungen hat das letzte Viertel dieses Jahrhunderts Großes geleistet, und das Resultat dieser Leistung ist die heute so allgemeine Verbreitung der Friedensliebe.

Was einst wiederholt versucht ward, durch Begründung der Weltherrschaft eines Staates zu erreichen, soll heute durch die Verbindung mehrerer Staaten angestrebt werden. Mehrerer Staaten und nicht aller Staaten, denn nicht alle Staaten als solche haben durch Krieg mehr zu verlieren als zu gewinnen.

Durch Krieg mehr zu verlieren als zu gewinnen haben nur jene Staaten, deren materielle Selbstständigkeit allgemeine Anerkennung findet; also Staaten, die reich genug sind, um keiner materiellen Unterstützung durch andere Staaten zu bedürfen, und kriegstüchtig genug, um diesen Reichthum zu vertheidigen. Solche Staaten haben das größte Interesse, mit einander nicht in Kampf zu gerathen, daher eventuelle materielle Gegensätze auf friedlichem Wege zu lösen. Schiedsgerichte, ob ad hoc

nominirt oder für alle Fälle principiell zwischen sich als höchste Instanz anerkannt, sind ein Postulat beiderseitigen Interesses, kommen jedoch besonders in letzterer Form einem Schutz- und Trutzbündnisse gleich. Zu einem solchen kann aber kein Staat durch eine dritte Macht gezwungen werden, weder durch die platonische Oberhoheit des Papstthums, wie dies im Mittelalter versucht ward, noch durch die ebenso platonische Autorität internationaler Friedens-Ligas, denen man heute das Wort spricht. Zur friedlichen Lösung obschwebender Differenzen können zwei Mächte blos durch die Ueberzeugung veranlaßt werden, daß ihr Kampf einem Dritten zu Gute käme.

Je mehr Boden diese Ueberzeugung gewinnt, umso deutlicher tritt das Friedens-Interesse in den Vordergrund, und schließlich kommt das einzig wahre Princip, jenes der Solidarität solcher Staaten zur Geltung, deren vornehmste Aufgabe in der Erhaltung der heutigen Weltordnung gipfelt.

Die erste Aeußerung dieses Principes war der Drang nach Großstaatenthum, in der einen oder der anderen Form, dessen erstaunliche Erfolge irrthümlich dem Nationalitäten-Principe zugeschrieben wurden.

Nachdem dem Drange zur Bildung von Großstaaten neuester Zeit in großem Maße entsprochen ward, wird dieser nunmehr durch den berechtigten Wunsch ergänzt, die erlangte Machtstellung für fernere Zeiten zu sichern. Diesem Wunsche entsprechend sehen wir Großmächte sich mit einander verbinden, und die Abschließung von Defensiv-Allianzen zwischen den maßgebendsten Großmächten ist das charakteristische Merkmal unserer Zeit.

Die anerkannte und manifestirte Solidarität mehrerer selbstständiger Staaten bedeutet aber die Begründung einer Weltmacht, gegen welche sich alle Kräfte auflehnen müssen und werden, deren Bethätigung hierdurch ausgeschlossen erscheint.

Die Geschichte liefert den Nachweis, daß auch die gesündeste Richtung nicht lange oder doch nicht ewig eingehalten werden kann. Hierfür giebt es zwei Gründe, einen positiven und einen negativen.

Der positive Grund ist der Drang des unterdrückten oder auch nur anscheinend zur Passivität verurtheilten Theiles der Gesellschaft nach ungebundener Freiheit und Macht. Der negative Grund ist das erschlaffende Sicherheitsgefühl, das sich derjenigen bemächtigt, deren Opferwilligkeit und Thatkraft allein im Stande war, die schützenden Schranken zu erhalten.

Wo immer ein Stück fruchtbaren Bodens gegen die Gefahr der sporadischen Ueberfluthung durch Errichtung von Dämmen erfolgreich geschützt ward, muß sich mit der Zeit Gleichgiltigkeit für die Erhaltung besagter Dämme bekunden. Man vergißt der Gefahr, weil es gelungen ist, sie zu beseitigen, und murrt gegen die Opfer, welche die Beseitigung erheischt.

Ueber die errichteten Dämme murren, sich ihrer Erhaltung entgegenstemmen werden alle Kräfte, die meinen, ihrer nicht zu bedürfen, besonders

aber jene, die sich in ihrer Bethätigung durch diese Dämme beengt fühlen. Diese Kräfte werden Alles aufbieten, um sich des unleidlichen Druckes zu entledigen, der auf ihrer Brust lastet. Gegen die verhaßte Gegenwart werden sie die Vergangenheit und Zukunft evociren; sie werden die Schatten verlorener, das Gaukelbild zukünftiger Mächte in das Spiel zu bringen trachten; sie werden Erinnerungen nationaler Größe erwecken und die Allmacht außerstaatlicher internationaler Verbrüderung als anzustrebendes, erreichbares Ziel hinstellen. Gegen die unüberwindliche materielle Macht werden sie ideale Mächte in's Feld führen, die Alles versprechen, weil sie nicht angehalten werden können, auch nur eine ihrer Versprechungen zu erfüllen.

„Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist Keins,
Das ist das Hexen-Einmal-Eins."

(Faust—Hexenküche.)

Schon der Bestand des Dreibundes hat diese Gegnerschaft provocirt, wie müßte dies erst der Fall sein, wenn Rußland und Frankreich oder auch nur eine dieser Mächte sich dem Dreibunde anschließt.

Der Dreibund als Kern des Solidaritäts-Principes aller maßgebenden Staaten ist ein Resultat, eine handgreifliche, mächtige Manifestirung des allgemein bestehenden Friedensbedürfnisses.

Um ein wirklicher Factor der Erhaltung dieses Zustandes zu sein, müssen die Friedensfreunde ihre Thätigkeit auf die Zukunft richten und dürfen sich nicht an der Gegenwart vergehen. Nicht „die Waffen nieder" sei somit ihr Schlagwort, sondern „hoch die Waffen, deren Bestand den Frieden erhalten kann und will."

Eigentlich handelt es sich heute nur um die Hintanthaltung eines Krieges.

Ohne uns die Rolle des Laubfrosches anzumaßen, glauben wir mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß zwischen Großmächten für geraume Zeit überhaupt nur mehr ein Krieg möglich ist.

Dieser eine Krieg würde so ungeheuerlich wirken, es müßten durch diesen alle Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung derart erschüttert werden, daß keine Krone, kein Staat, ja keine gesellschaftliche Ordnung sicher ist, ihn überdauern zu können. Alles Bestehende würde in seine Atome aufgelöst werden, es bliebe von der heutigen Civilisation wohl nur ein Trümmerhaufen übrig.

Diesen einen Krieg unmöglich zu machen, ist der Wunsch der Schwachen, ist erfreulicher Weise auch der Wille der Starken. Die Aufgabe der Friedensfreunde besteht somit lediglich darin, im engen Kreise des bürgerlichen Lebens dahin zu wirken, daß allen wohlverstandenen Pflichten zur Kräftigung des Staates im vollsten Maße entsprochen werde.

Wie schon gesagt, sind die Zeiten der Dschingis-Chans, Tamerlans und Napoleons vorüber. Daß sie es sind, danken wir aber der Vertheidigungskraft einer Anzahl von Staaten, die nicht durch das Genie eines Feldherrn oder das Gewicht der Massen über Bord geworfen werden können. Die Vertheidigungskraft dieser Staaten beruht auf der allgemeinen Wehrpflicht, durch welche ihr Machtverhältniß auf die natürliche Grundlage der ihnen in Wirklichkeit innewohnenden eigenen Kraft gestellt wird.

Das leichtfertige Anfachen und häufige Entbrennen von Kriegen war nur möglich, so lange der Krieg ein Handwerk war, und zwar ein einträgliches Handwerk für Männer verschiedenster Sorte. Generäle, die Titel und Ländereien anstrebten und erhielten; Lieferanten, die sich mit der Zeit Beides zu kaufen in der Lage waren; der Landsknecht, jener internationale Räuber von Beruf, der seinem Handwerk ungestraft obliegen konnte, sobald er sich in die Farben dieses oder jenes Fürsten gehüllt hatte; und schließlich Staatsmänner, die sich große Verdienste erwarben durch die Wiederherstellung des Friedens, den es ihrer hohen Politik seiner Zeit gelungen war, zu stören.

Dies waren die Zeiten des Werbersystems, das keine Landesgrenzen kannte, Zeiten, in welchen die Fürsten allein sich als Verkörperung der Menschheit und ihrer Interessen gerirten.

Wer sich mehr und bessere Truppen, den besseren Feldherrn kaufen konnte um Baargeld oder auf Credit, d. h. durch bessere Aussicht auf Beute, war bis auf Weiteres Herr der Situation. Es war dies die Zeit des Faustrechtes, gehandhabt von Raubrittern, Grafen und Fürsten, die sich gegenseitig bekriegten, um dann, wenn sie Sieger waren, ihre großgewachsene Kraft an den Nachbarfürsten zu erproben. Von Staaten und Menschheit war damals keine Rede.

Was hätten zu jener Zeit Romane wie „Die Waffen nieder" von Baronin Suttner, was hätten die abschreckenden Kriegsbilder eines Wereschtschagin zur Besänftigung der Kriegsfurien vermocht?!

Im Gegentheil! Die grausigsten Beschreibungen und bildlichen Darstellungen aller Gräuel des gestatteten Mordes, wie Bänkelsänger sie dazumal von Messe zu Messe trugen, haben nur dazu beigetragen, die Raub- und Mordlust Jener anzufachen, die vorzogen, ihr Leben im kurzen Kampfe auf's Spiel zu setzen, als sich dem täglichen, regelmäßigen, friedlichen Broderwerb zu weihen.

Die Welt war dazumal eben anders, und zwar aus dem einfachen Grunde anders, weil sie für die Menschheit, mit Ausnahme einiger Auserwählter, ganz unglaublich klein war. Auf einem höchst beschränkten Raume mußte man sich breitzumachen wissen, und darum gebrauchte man beider Ellenbogen nach Kräften. Krieg und Politik beschränkte sich zumeist auf den nächsten Nachbar und auf's Heute. Ueber diese hinaus war die Welt mit Brettern verschlossen.

Heute hingegen haben die geistigen Röntgen-Strahlen diese Bretterwand für Alle durchsichtig gemacht, die nicht den Vogel Strauß spielen wollen und den Kopf im Sand begraben, um nicht durch die erhöhte Kraft des Lichtes geblendet zu werden. Vor Allem sind es die geistigen und materiellen Lenker des Weltgeschickes, die dem unabweislichen Einflusse des erweiterten Gesichtskreises Rechnung tragen.

Wenn Lord Dufferin als Botschafter Englands in Paris in einer öffentlichen Rede sagen konnte: „Auf den Grenzen jedes Staates sollten zwei Galgen errichtet werden, auf welche im Falle eines Krieges die beiderseitigen Minister des Aeußeren und diplomatischen Vertreter aufzuknüpfen wären," so ist dies der Ausdruck der Meinung der meisten Machthaber der Erde.

Wenn zwei Staaten mit einander in Conflict gerathen, hat jedenfalls einer derselben, wenn nicht beide, Unrecht. Dieses Unrecht bei sich zu Hause aufzudecken, statt es durch Gewalt dem anderen Staate aufzudrängen, ist die vornehmste Aufgabe des Staatsmannes, des Diplomaten. Kommen sie dieser Pflicht nicht nach, so verdienen sie, laut obigen Ausspruches eines hervorragenden Staatsmannes und Diplomaten, den Galgen.

Nach ausgefochtenem Kriege wird die neue Ordnung der Dinge durch ein beiderseitiges Friedens-Instrument, mit oder ohne Betheiligung fremder Mächte, wie es gewöhnlich heißt, auf ewige Zeiten festgestellt.

Dieses Friedensinstrument wäre ebenso gut vor dem Kriege zu vereinbaren gewesen, wenn die beiderseitigen Staatsmänner nicht blos das gegnerische, sondern auch das eigene Unrecht im Auge gehabt hätten.

Allerdings wäre Keinem derselben durch die heutige Generation der Lorbeer des großen Mannes gespendet worden, die Nachwelt hingegen würde ihn zum Heros, zum Halbgott stempeln und als solchen verehren.

Wozu bedarf es da eines Schiedsgerichtes? Doch nur um dem, seines Unrechtes bewußten Staate eine goldene Brücke zu bauen, auf welcher er, unbeschadet der eigenen Würde, erleichterten Herzens den Rückzug antreten könnte.

Welche Verblendung, welche Sucht nach Schein-Erfolgen!

Als ob das freiwillige Eingestehen eines Irrthumes nicht tausendmal würdiger wäre, als die Unterwerfung dem Urtheilsspruche Anderer!

Weit besser als die Umkehr wäre das Nichtbetreten der falschen Bahn.

Hoch dem Staatsmanne, der dies seinem Vaterlande erspart; an den Galgen Jener, der es bewußt verschuldet.

Unleugbar nimmt gegenwärtig diese Auffassung allenthalben überhand, dort wenigstens, wo das Bewußtsein wirklicher Macht auch jenes der hiermit eng verknüpften Verantwortlichkeit wachruft.

Schon die Elemente, aus welchen die bestehenden großen Heere sich zusammenfügen, und die Art und Weise der heute zwischen civilisirten Völkern geführten Kriege ist deren häufigem Auftreten hinderlich.

Nicht mehr Söldlinge stehen dem Söldlinge gegenüber, sondern gedrillte, gewaffnete Bürger, die zwar an Gehorsam, Begeisterung und Patriotismus ihren Vorgängern gewiß nicht nachstehen, aber der großen Triebfeder des Hasses derselben unbedingt entbehren.

Dieser Haß entsprang aus den Furien der Verzweiflung und der Gewinnsucht.

Heute ist das „kein Pardon" aus dem Wörterbuche der Kriegsführung gestrichen, ebenso wie Plünderung und Raub.

Der Mann tödtet den Mann aus Pflichtgefühl, nicht aus Wollust. Der Krieg hat allgemein den Charakter der Abwehr gewonnen und jenen des Raubzuges abgestreift.

Zur Vertheidigung des im Kriegsherrn verkörperten Vaterlandes und häuslichen Herdes ist der bewaffnete Bürger gewiß besser geeignet als der gedungene Söldling, aber für einen unberechtigten Angriff auf friedliche Bürger anderer Staaten ist er weniger zu gebrauchen. Nur das Bewußtsein der Unfehlbarkeit seines Kriegsherrn, der das Schwert nicht ziehen wird, ohne hierzu zur Selbsterhaltung gezwungen zu sein, macht aus dem Bürger den Helden.

Diese Unfehlbarkeit zu wahren, ist des Machthabers heiligste Pflicht. Wo ist heute der Machthaber zu finden, der diese Pflicht vergessen könnte!

Erinnern wir uns des geflügelten Wortes Bismarcks über die Knochen des pommerschen Soldaten. Gewiß kein Träger einer wirklichen Macht wird heute die Haut auch nur eines seiner Unterthanen leichten Sinnes zu Markte tragen, ohne hierzu durch eine augenblickliche oder eine von seinem erhöhten Standpunkte aus im Voraus erkennbare zukünftige Gefahr gezwungen zu werden.

Diese zwingende Nothwendigkeit aber wird zwischen selbstständigen Staaten annähernd gleicher Kraftentwickelung täglich seltener und kann völlig verschwinden, wenn diese materielle Kraft nicht durch moralische Gegensätze erschüttert wird, die sich in deren Organismus von selbst entwickeln oder künstlich provocirt werden.

Weit gefährlicher als die äußeren Interessen-Gegensätze, die gewöhnlich auf Irrthum beruhen, sind für den Frieden auch heute noch die Gegensätze in der inneren Entwicklung der Völker.

Wohl sagt Tocqueville schon 1835, in seinem unvergleichlichen Werke „La démocratie en Amérique": Tous les liens de race, de classe, de patrie se détendent, le grand lien de l'humanité se resserre," in der Praxis aber machen sich alle die genannten Bande noch fühlbar, theils mit Recht, theils mit Unrecht.

Das Herabstimmen, das Verleugnen der Bande, die das Individuum z. B. an das Vaterland fesseln, wäre mit dem Aufgeben des Staatenthums gleichbedeutend, und man darf nie vergessen, daß die internationalen Interessen des Individuums blos durch den Staat erfolgreich

vertreten werden können, daß somit dem Staate umso mehr Garantien der Erhaltung gegeben werden müssen, je mehr Pflichten ihm die Wahrung und Förderung dieser Interessen auferlegt.

Der Staat steht dem Staate gegenüber, wie Individuum dem Individuum, und die Erhaltung seiner Individualität ist und bleibt die vornehmste Aufgabe, die heiligste Pflicht des Staatsbürgers, welcher er die eigene Individualität, sei sie persönlich oder collectiv, unterordnen muß.

Aber das sich Identificiren des Individuums mit der Individualität des Staates führt leicht zur gemeingefährlichen Uebertreibung, zum Chauvinismus, zu welchem, durch dessen Ueberhandnahme bei den Staatsbürgern, auch der Staat hingerissen werden kann.

Und dies ist der Ausgangspunkt jener Gegensätze, die sich zwischen verschiedenen Staaten durch die einseitige Entwicklung der inneren Kräfte heranbilden müssen.

Patriotismus ist das Band der Liebe, das die Angehörigen desselben Staates an einander knüpft und zur Individualisirung der Völker führt. Chauvinismus hingegen ist der Ausdruck des Hasses, durch welchen sich ein Volk das andere, ein Staat den anderen entfremdet, was zwischen diesen schließlich zum offenen Kampfe, zum Kriege mit den Waffen führen muß.

Der Chauvinismus ist die crasseste Verleugnung der Solidarität der Menschheit, und während er einerseits die Verständigung zwischen Staat und Staat hintertreibt, vergreift er sich andererseits auch an der Individualität des Staates. Der Chauvinismus verhindert den Staat, seinen internationalen Pflichten gerecht zu werden, während er selbst Internationalismus treibt, indem er unter dem Vorwande von Blutsverwandtschaft und historischen, oft prähistorischen Erinnerungen gegen den eigenen Staat Verbindung mit Angehörigen fremder Staaten nachsucht.

Staats-Chauvinismus, d. h. der Chauvinismus der Bürger eines Staates der gesammten übrigen Menschheit gegenüber, hat noch eine gewisse logische Begründung, weil er das Vaterland mit einem, wenn auch trügerischen Heiligenschein umgiebt, aber der Chauvinismus einer Nationalität anderen Nationalitäten desselben Staates gegenüber ist nicht nur ein Verbrechen, er ist auch unlogisch.

Den Staat als Machteinheit höher zu halten als die gesammte übrige Menschheit, kann noch als Patriotismus gelten, wenn auch als kurzsichtiger, aber der Nationalitäten-Chauvinismus ist ein Attentat gegen den eigenen Staat, er ist einfach Selbstmord.

Daß eine Nationalität, sowie eine Klasse, in den meisten civilisirten Staaten, trotz der überall anerkannten Gleichheit vor dem Gesetze, auch heute noch die Oberhand besitzt, ist unvermeidlich. Es ist dies mit den Traditionen, vielleicht mit der Entwicklungsgeschichte des Staates eng verknüpft und dürfte die natürliche Folge der Dienste und Opfer sein, die von der

herrschenden Race oder Klasse für die Bildung und Erhaltung des Staates geleistet und gebracht worden sind.

Und diese Oberhoheit ist nicht nur historisch begründet, sie kann auch ein Postulat des richtig verstandenen Opportunismus, sie kann auch Pflicht sein dem Staate gegenüber, dessen Erhaltung die vornehmste Aufgabe aller Staatsbürger ist. So lange eine Race oder Klasse das begründete Bewußtsein hat, allein im Stande zu sein, den durch sie errichteten Staat zu erhalten; so lange unter und außer ihr sich keine Kraft entwickelt hat, deren Leitung das Staatswohl gefahrlos überlassen werden könnte, darf die herrschende Race oder Klasse die Zügel nicht aus der Hand fallen lassen.

Daß die übrigen Staatsbürger heute an allen Früchten Betheiligung suchen, auch wenn sie den Baum weder gepflanzt noch gehegt haben, ist verständlich; ebenso verständlich aber ist es, daß das Mittel zur Verwirklichung dieses Wunsches blos darin besteht, ihrerseits den Nachweis zu liefern, daß sie gleiche Liebe, gleicher Opfermuth und gleiches Verständniß an's Vaterland kettet, wie jene, mit denen sie gleiche Rechte beanspruchen.

Daß also eine Nationalität, weil sie zu Hause nicht absoluter Herr ist, für sich hieraus das Recht vindicirt, gegen den Staat, dem sie angehört, die Bundesgenossenschaft außerhalb des Staates lebender Blutsverwandter nachzusuchen, ist ebenso Hochverrath, als wollte eine Klasse in internationale Verbindungen treten, weil sie sich zu Hause als der ihr gebührenden Herrschaft beraubt erachtet.

Was würde der heutige Fortschrittler zu einer internationalen Liga der Ritterschaft sagen? Was sagt er zu der Möglichkeit einer internationalen Liga des Capitals, der Arbeit, der Presse oder einer Confession?

Die von Tocqueville constatirte Lockerung der Bande von Race und Klasse ist ein Zeichen des Fortschrittes unserer Zeit; um aber dem großen Bande der Menschheit zu dienen und nicht zum Factor des Rückschrittes zu werden, muß diese Lockerung sich zu Gunsten des Staates vollziehen.

Der Weltfriede sowohl als der Bürgerfriede ist von der Erhaltung des Staatenthums bedingt.

Die einzige internationale Liga, deren Bestand und Entwickelung dem Bestande und der Entwickelung der Gesellschaft völlig entsprechen kann, ist jene der Staaten. Jede das Staatenthum ignorirende internationale Verbindung von unter dem Schutze des Staates lebenden Individuen aber ist ein Attentat gegen die Menschheit.

Die Bedürfnisse unserer Zeit manifestiren sich in zwei Bewegungen. Beide sind auf die Emancipation des Individuums vom übermäßigen Drucke einer localen Bethätigung der centralen Staatsgewalt gerichtet, sind

aber in der Wahl des Mittels wesentlich von einander verschieden. Die erste Bewegung, kurz als Internationale zu bezeichnen, ist bestrebt, die Grenzen des Staates, durch welche das Individuum in der Verfolgung seiner internationalen Interessen gehemmt wird, zu durchbrechen; die andere beschränkt sich darauf, das Eingreifen der centralen Staatsmacht in locale Interessen der Staatsbürger zu verhindern.

In ihrer weitesten Consequenz müßte die erstere Bewegung zur Entstaatlichung der Menschheit führen und ist Utopie. Um praktisch zu sein, muß sie sich begrenzen und bei der Verschmelzung kleiner Staaten in den Großstaat stehen bleiben.

Die internalionalen Interessen des Individuums kommen im Großstaate in doppelter Weise zur Geltung: 1. fallen durch diese die Schranken der vielen kleinstaatlichen Abgrenzungen, die der Entwickelung ihrer internationalen Interessen hinderlich sind; 2. kommen durch die große Machtentfaltung, deren der Großstaat fähig ist, diese Interessen nach außen kräftiger zur Geltung.

Um jedoch der Anforderung des Individuums, in der Verfolgung seiner Interessen möglichst ungehindert zu sein, voll zu entsprechen, muß der Großstaat auch der anderen modernen Bewegung, dem Drange nach Autonomie Rechnung tragen.

Wenn es einerseits im Wesen des Großstaatenthums liegt, alle inneren Kräfte in seiner Hand zu concentriren, um nach außen als große individuelle Einheit seinem Worte das nöthige Gewicht zu verschaffen, so liegt es andererseits gleichfalls in seinem Wesen, diese Kräfte sich innerhalb seiner Grenzen nach Möglichkeit entwickeln zu lassen.

Die individuelle Freiheit, welche der Großstaat seinen Staatsangehörigen dadurch sichern kann, daß er sie nach außen zu vertheidigen im Stande ist, darf er im Innern nicht hindern wollen.

Je größer der Staat ist, um so fähiger ist er, die individuelle Entwickelung seiner Bürger gegen das Eingreifen fremder Mächte zu schützen; aber auch desto unfähiger, diese Entwickelung vom Centralsitze seiner Allgewalt bis in die entferntesten Winkel seines Gebietes activ zu fördern.

Das „Alle für Einen" muß im Großstaate zur vollen activen Geltung kommen, das „Einer für Alle" hingegen muß auf die passive Rolle des Sich-Entwickeln-Lassens beschränkt werden.

Nur durch die genaue Scheidung des allgemeinen Staatsinteresses von den vielen rein localen Interessen der Staatsangehörigen vermag der Großstaat den Anforderungen zu entsprechen, für welche er geschaffen wurde.

Wie die Decentralisation der Staatsinteressen, so müßte auch die Centralisation der Local-Interessen zum Untergange des Großstaatenthums führen.

Die Gefahren, welche der Local-Egoismus, der sogenannte Particular-Patriotismus für den Bestand und die Machtstellung des Gesammtstaates im Gefolge hat, finden in der Centralisation der Wehrkraft und der Vertretung nach außen die nöthige Remedur.

Die Gefahr, die allgemeine Entwickelung aller inneren Kräfte eines Staates durch die unberufene, unheilvolle, weil nothwendig einseitige Einmischung der Centralgewalt gehemmt zu sehen, kann nur durch die Localisirung der Localinteressen, d. h. durch die größtmögliche Autonomie beseitigt werden.

Die Interessen von Individuum und Staat sind hier in vollster Uebereinstimmung. Die Freiheit des Individuums und die Macht des Staates werden beide durch Kräfte gefährdet, die darnach trachten, Staat im Staate zu werden.

Die Hintanhaltung des Clique-Wesens ist es, die Beide anzustreben haben; in dieser Bestrebung soll Individuum und Staat seitens der Friedensfreunde Unterstützung finden.

Hier öffnet sich ein weites Feld für eine ersprießliche Thätigkeit derselben. Nicht auf die Vermittelung bei eventuellen äußeren Conflicten der Großmächte sei ihr Auge gerichtet; worauf sie sich mit voller Kraft zu werfen haben, das sei die Verhütung von Anlässen dieser Conflicte, deren Urgrund doch immer in der unharmonischen Entwickelung ihrer inneren Kräfte zu finden ist.

Jener Staat, dessen äußere Machtstellung nicht durch Reibungen seiner inneren Kräfte geschädigt wird, bedarf keines Krieges, um sich im internationalen Concerte Geltung zu verschaffen, während es andererseits keinem Staatsbürger beikommen wird, an eine äußere, ob staatliche, ob antistaatliche Macht zu appelliren, so lange der eigene Staat ihm nach bestem Wissen und Gewissen gerecht wird.

Allen Aeußerungen des individuellen Egoismus sollen die Friedensfreunde, jeder bei sich zu Hause, mit Wort und Schrift entgegentreten, und der Gesammtegoismus des Staates gegen den Staat wird nicht die acute Form des Krieges annehmen können.

Nicht „die Waffen nieder" sollten die Friedensfreunde zum Schlagworte erheben, sondern: „nieder mit den Scheingründen, den Scheininteressen, welche die selbstständigen Großmächte miteinander in Hader bringen könnten", dies sei ihr Wahlspruch.

Die Scheingründe und Schein-Interessen, durch welche Staaten miteinander in Kriege verwickelt werden könnten, sind aber Producte einseitiger innerer Entwickelung.

Um einige Beispiele anzuführen, erwähnen wir die heute allenthalben bemerkbaren Bewegungen des Agrarierthums, des Schutzzolles, des Bimetallismus, die den schroffsten Gegensatz zum wirklichen Bedürfnisse, zur Internationalisirung aller materiellen Interessen bilden

In einem Staate hat sich der Ackerbau, im anderen die Industrie unverhältnißmäßig entwickelt, im dritten Staate die Silberproduction. Die Ueberproduction auf einem dieser Gebiete führt zum Drange nach künstlicher Beschützung derselben.

Das Correctiv liegt jedoch im Gegentheile der gewünschten schutzzöllnerischen Maßnahmen; in der Möglichkeit des unbeschränkten, dem wirklichen Werthe entsprechenden Austausches aller dieser Producte.

Selbst der vorübergehende Nachtheil einer Werthverminderung des betreffenden Export-Artikels wird durch die gleichzeitige Werthverminderung aller Import-Artikel aufgehoben. Wo der Staatsbürger durch die Ueberfluthung mit fremden Concurrenz-Producten in Wirklichkeit geschädigt wird, geschieht dies blos, weil die Vertretung fiscalischer Interessen mit der wechselnden Productions-Bewegung nicht Schritt hält.

Die Besteuerung hat das Gleichgewicht herzustellen, das im Säckel des Staatsbürgers gestört wird, sobald seine Einnahmequellen sich durch fremde Concurrenz vermindern. Der Fiscus darf heute nicht fordern, was er gestern mit Recht gefordert hat, wenn der Steuerzahler aus derselben Quelle heute unmöglich so viel einnehmen kann, als er gestern eingenommen hat; andererseits ist aber der Fiscus vollberechtigt, heute dort mehr zu beanspruchen, wo dem Steuerzahler der Genuß nicht von ihm erzeugter Güter um geringeren Preis erreichbar geworden ist.

Die Stabilität gewisser Steuersätze ist ein Haupthinderniß der gerechten Steuer-Vertheilung.

Allerdings werden hiermit an die Gestion fiscalischer Interessen ungeheuere Anforderungen gestellt, aber diese Anforderungen sind nur billig, denn der Staat ist dazu da, um rechtzeitige Vorkehrungen zu treffen, deren Nothwendigkeit und Tragweite der einzelne Steuerzahler nicht in der Lage ist zu erkennen, zu ermessen.

Zum Grundprincipe jeder gesunden Steuervertheilung sollte der Zehnt erhoben werden. Ein x-beliebiger Theil des wirklichen Profites, welcher dem Haushalte eines jeden Steuerzahlers *aus der Bilanz aller seiner Einnahmen und Ausgaben erwächst*, bildet den vollberechtigten Anspruch des Staates auf seinen Säckel.

Heute sind seine Einnahmen, morgen seine Ausgaben mehr zu belasten, je nachdem die einen zugenommen oder die anderen abgenommen haben. *Unleidlich erscheint nur jene Steuerlast, die nicht auf einem thatsächlichen Vortheile beruht, der dem Steuerzahler aus seiner Staatsangehörigkeit erwächst.*

Blos durch die streng wissenschaftliche Handhabung der Steuervertheilung, welche Rücksicht auf den fortwährenden Wechsel des Verhältnisses zwischen Production und Consumtion nimmt, kann durch Anwendung bald der directen, bald der indirecten Steuer das Interesse des Steuerzahlers gewahrt werden.

Dort nehmen, wo am leichtesten gegeben, und nicht dort, wo am leichtesten genommen wird, dies sei der Wahlspruch der fiscalischen Organe aller Staaten, und ihre ökonomische Solidarität wird ebenso erwiesen sein, wie ihre politische es heute schon ist.

Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, welch' unermeßliche Dienste die internationalen Friedens-Ligas der Menschheit erweisen könnten, wenn sie ihre volle Kraft auf dieses Gebiet werfen wollten.

Ein jedes ihrer Mitglieder sollte durch Eid oder Handschlag verpflichtet werden, bei sich zu Hause, auf legalem Wege mit Wort und Schrift dahin zu trachten,

I. daß in der inneren Entwickelung ihres engeren Vaterlandes Alles vermieden werde, was den einheitlichen Charakter der Großstaaten und ihre Machtstellung nach außen vermindern könnte; daß somit die Particular-Interessen der Bestandtheile großer Staaten den Interessen ihrer Großmachtstellung untergeordnet werden, um deren möglichst schlagfertige Wehrkraft zu erhalten und zu fördern;

II. daß die Großstaaten im Interesse der eigenen Machtstellung angehalten werden, der Entwickelung aller inneren Kräfte durch übergroße Centralisation in der Behandlung localer Fragen nicht hindernd in den Weg zu treten. Mit einem Worte: daß der Egoismus der Bestandtheile eines Großstaates nicht durch Particular-Chauvinismus, der Egoismus der Staatsmacht nicht durch centralen Chauvinismus großgezogen werde, daß somit die einzelnen Bestandtheile einer Großmacht sich nicht gegen die harmonische Entwickelung dieser Großmacht, die einzelne Großmacht sich nicht gegen die harmonische Entwickelung der Solidarität aller Großmächte auflehnen könne.

Wie aber hätte der Kleinstaat sich dieser großstaatlichen Solidarität gegenüber zu stellen?

Zwei Fehler haben sich in die bisherige Thätigkeit der Friedensfreunde hineingeschlichen, die sie eher als subversive, staatsfeindliche Clique erscheinen lassen, denn als Elemente der Erhaltung.

Den ersten dieser Fehler waren wir im bisher Gesagten beflissen aufzudecken, er besteht in der Verbindung des großen Zweckes der Friedenssicherung mit dem Verlangen nach Abrüstung. Der zweite Fehler liegt darin, als berechtigte Einheit der menschlichen Gesellschaft das Volk hinzustellen und nicht den Staat.

„Les nations peuvent protester contre les actes contraires à la morale ou au droit, accomplis par l'une d'entre elles, et refuser éventuellement de continuer avec elle des relations régulières."

„Les nations ont le droit d'accréditer auprès d'un Etat qui cause préjudice à autrui par le gaspillage de ses ressources ou qui

organise ou permet le massacre d'une partie de ses habitants, un conseil de gérance, dont les pouvoirs et les immunités seront déterminés par un traité international."

(Code voté par le Congrès de Budapest.)

Was unter „Nation" zu verstehen ist, wird mit folgendem ausgedrückt: „La population d'une colonie formée d'individus appartenant à une nation policée a le droit de réclamer son autonomie et de se constituer en nation indépendante."

Somit hätte „Nation" zwei Bedeutungen, die mit einander im Widerspruche stehen.

Nation heißt einerseits eine Gruppe von polizeilich organisirten Individuen, also Staat; und andererseits eine Gruppe von Individuen, die erst das Recht beansprucht, einen Staat zu bilden.

Es wird für die Nation das Recht vindicirt, bei bestehenden Staaten einen Conseil de gérance zu beglaubigen.

Für welche Nation? Für jene, die sich bereits in einen Staat abgegrenzt hat, oder auch für jene, die erst daran geht, einen Staat zu gründen?

Es kann hier gewiß nur der bereits bestehende Staat gemeint sein; warum diesen mit dem Namen „Nation" bezeichnen?

Und selbst als Staat hat eine als solcher anerkannte Gruppe von Individuen in Folge ihrer Selbstständigkeit noch nicht sofort das Recht erworben, auf das Gebahren eines anderen Staates Einfluß zu nehmen. Dieses Recht entspringt für einen Staat erst durch den gelieferten Nachweis der Staatengesellschaft gegenüber bereits geleisteter Pflichten oder mindestens des guten Willens, gepaart mit der Befähigung, sich diesen Pflichten zu unterziehen.

Von Nation, Volk, d. h. einer Gruppe zusammengewürfelter Individuen, selbst wenn sie ihre Zusammengehörigkeit aus freiem Willen manifestirt haben, kann völkerrechtlich wohl kaum mehr die Rede sein, als z. B. von einer noch so mächtigen Privatfamilie.

Wie eine Dynastie, so ist auch eine Nation an den Staat gebunden; hat sie diesen verspielt, so ist sie völkerrechtlich gleich Null.

Als Einheit in der menschlichen Gesellschaft kann das Volk in diesem Sinne gewiß nicht gelten; diese Einheit ist und bleibt der Staat, so lange man dem Staatenthum, der Staatengesellschaft nicht die Existenzberechtigung absprechen will.

Die in Wirklichkeit bestehenden, völkerrechtlich anerkannten Staaten würden wir in drei Kategorien eintheilen:

I. Großstaaten, die mächtig genug sind, um die eigene Selbstständigkeit zu wahren und jene anderer Staaten zu garantiren.

II. Staaten, deren geographische Lage oder deren z. B. aus Colonialbesitz stammender Reichthum einer fremden Garantie zur Erhaltung der eigenen Selbstständigkeit nicht bedürfen, wenn sie auch nicht in der Lage sind, für jene anderer Staaten einzutreten.

III. Staaten, die sich selbstständig nur erhalten können, wenn sie von außen geschützt werden.

Ueber die Aufgaben der Staaten I. Kategorie nach innen und außen haben wir uns im bisher Gesagten geäußert. Staaten der II. Kategorie können im wohlverstandenen Interesse der Gesammtheit füglich sich selbst überlassen werden, so lange sie nicht durch Unterstützung gemeingefährlicher Doctrinen oder mit den Anforderungen des Humanismus unvereinbaren Mißbrauch in der Wahrung ihrer Colonial-Interessen mit dem Gesammt-Interesse in Widerspruch gerathen und so drohen, das von Anderen mit Mühe und Opfern geschaffene Werk der Solidarität des Staatenthums zu gefährden.

So wäre z. B. die Gewährung eines unbeschränkten Asylrechtes für Individuen, die von irgend einem Staate gemeingefährlicher Umtriebe wegen verfolgt sind, oder die Aufrechthaltung von Sklaverei und Sklavenhandel begründete Motive eines internationalen oder besser gesagt: interstaatlichen Einschreitens gegen dieselben.

Die Staaten der III. Kategorie aber sind es, mit denen wir uns hier näher zu beschäftigen haben.

Ein Staat, der materiell aus eigner Kraft nicht nur Nichts für das Gesammtinteresse der in selbstständigen Staaten gruppirten Menschheit zu leisten im Stande ist, aber nicht einmal vermag, die eigene Individualität zu wahren, ist in der richtigen Bedeutung des Wortes eigentlich gar nicht ein Staat. Es ist dies eine Gruppe von Menschen, die durch Umstände meist zufälliger Natur aus der großstaatlichen Gruppirung der Menschheit herausgefallen sind oder durch das Mißverstehen der vornehmsten Interessen und Pflichten ihre staatliche Organisation nicht gehörig zu begründen, nicht nachhaltig zu vertheidigen vermochten.

Stellen wir uns z. B. eine Sekte vor oder eine philosophische Schule oder eine Kunstgenossenschaft, die ohne Anlehnung an irgend einen geographisch begrenzten, materiell, d. h. durch Gesetz und Heer vertheidigten Staat, es sich zur Aufgabe gestellt hat, für die Beglückung der Menschheit selbstständig zu wirken. Gewiß bleibt ihnen das unbenommen, so lange die in Staaten gruppirte Menschheit es zuläßt, und diese kann es nicht nur getrost zulassen, sie kann und wird die hohen Zwecke solcher Genossenschaften sogar mit Freuden und Begeisterung fördern, so lange sie das Bewußtsein hat, materiell durch diese Genossenschaften nicht dazu gezwungen werden zu können.

Aber mit dem Augenblick, als eine solche, wir möchten sagen, auf rein ethischen Kräften beruhende Genossenschaft sich der menschlichen Ge-

sellschaft mittelst materieller Gewalt aufdrängen will, hat sie aufgehört, die Rolle des schutzbedürftigen Förderers menschlichen Wohles zu sein; sie tritt als Streiter auf, der mit der Waffe in der Hand anderen Streitern gegenüber nur so viel gilt, als sie sich durch Gewalt erkämpfen kann.

Diesem gegenüber hat die Gesellschaft sich zu vertheidigen und wird es thun durch den Staat, sobald die Solidarität des Staatenthums mit jener der Menschheit als identisch anerkannt ist.

Im besten Falle ist der Staat III. Kategorie berechtigt, darauf Anspruch zu machen, als eine dieser ethischen Menschengruppen zu gelten, trotzdem er zufällig auch ein begrenztes Stück Grund und Boden sein Eigen nennt.

Diese Staaten, oder besser: diese Corporationen, höchstens Gemeinden, verdanken ihre Selbstständigkeit lediglich dem guten Willen der anderen Mächte und sollen gegen deren Solidarität, von welcher ihre Existenz bedingt ist, in keiner Weise störend eingreifen können.

Hier ist den Friedensfreunden Gelegenheit geboten, auch den Traum der Abrüstung, wenn auch in beschränktem Maße, zur Realität werden zu lassen.

Staaten, deren Selbstständigkeit nur durch die Wehrkraft anderer Staaten erhalten werden kann, bedürfen keiner eigenen Wehrkraft; diese wäre somit auf ein für die Erhaltung der inneren Ordnung nothwendiges Minimum zu zu beschränken. Es werde ihnen freigestellt, ihren heutigen Bestand unter die Garantie der Staatengesellschaft zu stellen und sich unter der Bedingniß der Abrüstung neutralisiren zu lassen; oder auf der Erhaltung und Entwickelung der eigenen Wehrkraft zu bestehen und auf die Garantirung ihres Besitzstandes seitens der anderen Mächte zu verzichten.

Ist das Bedürfniß nach Abrüstung wirklich so groß, wie die Friedensfreunde behaupten, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß die Kleinstaaten III. Kategorie mit Freuden auf ihre Neutralisirung eingehen werden, die ihnen gestattet, ohne eigenes Zuthun, ohne für die nutzlose eigene Wehrkraft Opfer zu bringen, für die materielle und moralische Entwickelung der Menschheit im eigenen Bereiche ungestört zu wirken.

Wollen sie aus dieser behaglichen, gesicherten Einzel-Existenz heraustreten und sich am fortschrittlichen Gange der Staatengesellschaft selbstständig betheiligen, so stehen ihnen zwei Wege offen: Entweder sie schließen sich einer der bestehenden Großmächte an, oder sie trachten, mit anderen Kleinstaaten eng verknüpft, einen neuen Großstaat zu bilden. In beiden Fällen wären sie genöthigt, einen Theil der ihnen eigenen Freiheit für die gewonnene Betheiligung an der Macht zum Opfer zu bringen. Sie müßten dem Particular-Patriotismus, den Traditionen der eventuellen Racen-Identität ihrer Bevölkerung entsagen

und aufgehen im Gesammtpatriotismus eines bestehenden oder erst zu gründenden Gesammtstaates.

Sollten sie jedoch vorziehen, die eigene Individualität zu erhalten, unter der einzigen Bedingung, diese nicht im Gegensatze mit den solidären Interessen der Staatengesellschaft geltend zu machen, sollte insbesondere die Menge der garantirten Neutralitätsstaaten zu große Proportionen annehmen, und den Großstaaten auf unabsehbare Zeiten zu große Opfer auferlegen, für welche ihr streng friedliches Gebahren erkauft werden müßte, dann käme eine neue Frage auf die Tagesordnung, die Frage der Betheiligung der Kleinstaaten an den für sie gebrachten Opfern.

Der Proceß der Großstaaten-Bildung würde in diesem Falle seinen natürlichen Verlauf nehmen. Die Kleinstaaten würden sich genöthigt sehen, mit Gut und Blut für die Erhaltung der Gesammtheit einzutreten, und würden selbstverständlich verlangen, nunmehr auch an der Macht betheiligt zu werden, zu deren Erhaltung sie beitragen müssen.

Läuft mit dieser Bewegung auch die Befriedigung des anderen Bedürfnisses der Menschheit parallel, nämlich die berechtigte Entwickelung der Autonomie, so steht nicht zu befürchten, daß die freiwillige Einschmelzung kleiner Staaten in das Gebiet des einen oder des anderen seiner großen Nachbarn zwischen diesen Eifersucht erregen müßte.

Sobald das friedliche Aufgehen eines Kleinstaates in einem Großstaat für letzteren nicht mehr bedeutet, als die Vermehrung seiner Pflichten nach innen und außen; sobald der auf diese Weise vergrößerte Staat den ihm neu zugekommenen Besitz nicht in der Lage ist als Colonie zu behandeln, die von der Centralmacht nach Herzenslust ausgebeutet werden kann; sobald ein Großstaat durch den ihm gewordenen Gebietszuwachs auch die Macht mit einer Bevölkerung wird theilen müssen, die ihm bisher fremd und gleichgiltig war; sobald dieser Zuwachs nichts Anderes ist als die Ausdehnung des Verwaltungsgebietes mit der Aufgabe, ihn nach außen zu vertheidigen; wird der eine Großstaat dem andern diesen Zuwachs gewiß nicht mißgönnen und eher darauf bedacht sein, diese neue Last von den eigenen Schultern abzuwehren.

Es wird somit das Gegentheil dessen zu beobachten sein, was bisher Annexionen hervorgebracht haben; es wird nicht für einen Gebietszuwachs gekämpft werden, und eine der größten Ursachen internationaler Kriege hat aufgehört, die Welt zu beunruhigen.

Einen Krieg wird es allerdings immer noch geben, den Krieg der höheren Cultur gegen die weniger hohe; den Krieg jener Kräfte, die das Gemeingut der Menschheit, den Erdball, besser zu verwerthen wissen als andere; den Krieg der Colonisirung, des Welthandels, der Industrie. Aber dieser Krieg, wenn er auch Opfer heischen, wenn er auch schwächliche Pflanzen, vielleicht duftende Blüthen grausam zertreten wird, ist mindestens

kein Krieg des entwickelten Menschen gegen den gleich entwickelten Menschen. Es ist dies ein Krieg ähnlich dem Kampfe, welchen der Mensch ununterbrochen gegen die Thierwelt gekämpft hat, der dazu führen wird, den Zähmbaren zu zähmen, für die Gesammtheit nützlich zu machen, den Unbezähmbaren aber zu verdrängen, zu vertilgen. Es ist dies der Krieg der geistig Starken gegen jene, die blos körperlich stark sind; der im geordneten Staate verbundenen geläuterten Menschheit gegen jene, die die Nothwendigkeit der Vermittelung des Staatenthums nicht anerkannt haben oder nicht zu respectiren gewillt sind; der Krieg der gesellschaftlichen Ordnung gegen Räuber, Diebe oder Schwächlinge; der Krieg des Gesammtwohles gegen den behäbigen, kurzsichtigen Egoismus desjenigen Theiles der Menschheit, der da meint, sich ohne Rücksichtnahme auf Andere ewiglich selbst zu genügen.

Die Gefahren der Vergewaltigung der gesammten civilisirten Welt durch einen civilisirten Staat sind geschwunden.

Nicht mit dieser hat heute der Politiker von Fach und der Weltbeglückungs-Dilettant zu rechnen.

Der gewappnete Friede ist eben Friede, und zwar der einzige Friede, der Aussicht auf Dauer hat.

Die möglichst große Heeresmacht eines Staates wird, so lange sie auf die Bewaffnung der eigenen Bürger beschränkt ist, durch die gleichzeitige, auf derselben Basis entwickelte, möglichst große Heeresmacht anderer Staaten wettgemacht und ist keine Bedrohung des Friedens.

„Ein Messer in des Kindes Hand,
O welch' ein großer Unverstand" —

ist zutreffend, aber von einem seiner Sinne mächtigen, seiner Kraft bewußten, entwickelten Mann ist nicht vorauszusetzen, er werde sofort auf seinen Nachbar schießen, sobald er ein Gewehr in Händen hat.

Wer sein Auge krampfhaft auf einen Punkt richtet, verfällt leicht in Hallucinationen; Hallucinationen sind die Gefahren, deren Grund die Friedensfreunde im Bestehen großer Heere zu erkennen glauben.

Durch die heute bereits vielfach anerkannte Solidarität des Staatenthums gegenüber den staatsfeindlichen Bestrebungen aller subversiven Elemente innerhalb und außerhalb des Staates werden die sonstigen idealen oder egoistischen materiellen Interessen, durch welche die Staaten mit einander in Conflict gerathen könnten, in den Hintergrund gedrängt.

Nicht diesen Conflict hätten die Friedensfreunde immer wieder als drohende Gefahr hinzustellen; sie hätten den Teufel, der nur in ihrer Einbildung besteht, nicht herauf zu beschwören, nicht an die Wand zu malen.

Was sie zu thun haben, ist: die Wege des Teufels zu durchkreuzen.

Diese Wege zu erkennen, ist heute leichter denn je; sie sind einfach gegen Alles gerichtet, was die Erhaltung, den Fortschritt der heutigen Civilisation zu schützen vermag, gegen alle Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung.

Dort, wo der offene Kampf gegen die bestehende Macht, wo der Sturm gegen die wohlvertheidigte Festung nicht möglich ist, beginnt die Minirarbeit.

Es wird der Menschheit glauben gemacht, die Gefahr der Ueberfluthung sei geschwunden, die errichteten Dämme seien überflüssig; die Opfer für ihre Erhaltung ein unmotivirtes Verlangen, das den ökonomischen Fortschritt der einzelnen Völker, der gesammten Menschheit unmöglich macht.

Es wird behauptet, die vorgeschrittene Menschheit bedürfe heute der Vormundschaft, der Vermittelung nicht mehr, sie könne sich in Liebe verbinden, ohne des Staates zu bedürfen.

Gegen das einzige Recht, jenes des augenblicklichen Bestandes durch erfolgreiche Kämpfe der Vergangenheit begründeter Mächte, werden Rechte in's Feld geführt, die längst durch begangenen Selbstmord verwirkt sind; es wird die Jahrhunderte über mühsam und consequent erkämpfte Individualität der zur Macht entwickelten Nationen durch das Dogma der Gleichberechtigung der gesammten Menschheit von heute als überwunden hingestellt, das heißt, es wird dem entwickelten Theile der Menschheit das Recht bestritten, sich als Führer der Massen zu geriren.

Die Freiheit wird bekämpft durch die Gleichheit, die Wahrheit durch die Lüge.

Unter dem trügerischen Feldzeichen der Solidarität der Menschheit wird jeder Einzelne aufgestachelt, diese Solidarität durch Verfolgung egoistischer Zwecke zu vernichten.

Sei es der einzelne Mensch, sei es eine Race, Klasse oder Confession, ja sei es ein selbstständiger, aber kleiner, ohnmächtiger Staat, sie werden aufgestachelt, sich der bestehenden Weltordnung entgegen zu stellen und Nichts unversucht zu lassen, was diese zerstören könnte.

Dem einen Staate wird die Existenzberechtigung abgesprochen, weil dessen Bürger verschiedenen einst feindlichen Racen angehören (Nationalitäts-Princip); der andere Staat soll nicht bestehen dürfen, weil er Anhänger verschiedener Confessionen birgt.

Dem einen Staate wird zugeflüstert, er könne nicht auf die Freundschaft des anderen Staates bauen, weil seine vergangene und zukünftige Geschichte mit jener des anderen Staates im Widerspruche steht.

Und erst die Solidarität mehrerer oder gar aller selbstständigen Großstaaten, was wird nicht gegen diese in's Feld geführt! Diese bedeutet soviel, wie die Begründung einer tyrannischen Weltherrschaft der bis an die Zähne bewaffneten Minoritäten über die armen, enterbten Massen.

Internationaler Militarismus, internationale Gendarmirung, internationale Eindämmung der Entwicklung jeder Einzelexistenz, dies ist die Parole der Machthaber der Erde. Nicht früh genug könne gegen diese Vergewaltigung Stellung genommen werden.

Dies der vielseitige, bald geflüsterte, bald auf allen Dächern laut verkündete Mahnruf jener, die in der Klärung und Sicherung der internationalen Verhältnisse mit Recht die Gefährdung ihres egoistischen, weltfeindlichen Handwerkes erkennen.

Auf denn, Ihr Freunde des Friedens, wenn Ihr nicht blos den Zweck verfolgt, durch das Spielen einer dankbaren Rolle den Applaus des gedankenlosen Publicums von heute zu erlangen; wenn ihr ernst darauf ausgeht, den Frieden zu sichern; so unterzieht Euch der schmucklosen, mühsamen, stetigen Aufgabe der Errichtung von Contreminen; beleuchtet mit dem Lichte der Wahrheit das innerste Wesen jener hochtönigen Argumente, mit denen Lüge die Menschheit zu berücken strebt.

Lehrt Eure Zeitgenossen jene Wälle hochschätzen, die, von den Vorfahren mühsam errichtet, sie vor Ueberfluthung schützen; lehrt sie Jenen Glauben schenken, die erhalten wollen, und sich abwenden von den Verkündern jener Menschenrechte, die nichts Anderes sind als eine Verleugnung des Fortschrittes, eine Aufopferung der Vorrechte seiner Anhänger zu Gunsten der unbegründeten Reclamationen der sogenannten Enterbten, die Alles verspielt haben, die Nichts geleistet haben, die aber dennoch gleichen Genuß am Werke ihrer siegreichen Gegner beanspruchen.

Haltet die Fahne der Verbrüderung, der Nächstenliebe, des Friedens hoch; aber vergeßt nicht, daß Verbrüderung, Nächstenliebe, Friede, Mittel sind, nicht Zweck.

Zweck ist die Sicherstellung des von den Vorfahren gewonnenen Bodens und die Betheiligung an dessen Genusse durch alle jene, die bereit sind, ihn heute zu pflegen und zu erhalten, gegebenen Falles auch mit den Waffen in der Hand.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Von

Karl Bienenstein.

— St. Leonhard a. Forst. —

Es wäre sicherlich ein ganz interessantes Thema: die Stellung der deutschen Dichter zum Adel. In keiner anderen Richtung, die religiöse Frage etwa ausgenommen, läßt sich der jeweilige Zeitgeist so scharf erkennen, als in dieser. Von Goethes schöngeistigen Adelsgesellschaften, wie wir sie z. B. aus dem Wilhelm Meister oder den Wahlverwandtschaften kennen, bis herab zu unseren „Jüngsten", welche oftmals mit Recht, häufig mit Unrecht ihre giftigsten Pfeile gegen das „Junkerthum" abschießen, hat sich jede litterarische Richtung mit dem Adel auf ihre Weise beschäftigt. Wie groß aber auch die Zahl der Dichter ist, welche ihre Stoffe den Kreisen der Aristokratie entnahmen, so ist doch die jener, welche wahrhaft getreue und glaubwürdige Adelstypen und Charaktergestalten geschaffen haben, eine auffallend kleine. Zu den hervorragendsten Dichtern letzterer Art zählt nun unstreitig Marie von Ebner-Eschenbach. Sie wurde am 13. September 1830 als eine Tochter des Grafen Dubsky zu Zdislavic in Mähren geboren. Nach dem frühen Tode der Mutter leiteten die Großmutter, sowie die Stiefmutter ihre Erziehung mit außerordentlicher Sorgfalt, und als auch letztere wieder starb, war es die zweite Stiefmutter, welche die kleine Comtesse mit den Schätzen unserer Litteratur vertraut machte und damit gewiß schon den poetischen Keim in die jugendliche Seele legte, welcher später zu so herrlicher Blüthe emporwuchs. Im Jahre 1848 vermählte sich die Dichterin mit dem jetzigen Feldmarschalllieutenant Baron von Ebner-Eschenbach und führt ein sehr glückliches Familienleben.

Aus diesen kurzen biographischen Daten mag man ersehen, daß die Dichterin in Sachen des Adels competent ist und daß sie zur Schilderung des österreichischen Adels geradezu berufen erscheint. Und sie hat auch,

obgleich die Anzahl ihrer Dichtungen eine verhältnißmäßig geringe ist, eine bedeutende Reihe von Typen und Originalen geschaffen, die in ihrer Totalität ein ausgezeichnetes Bild des österreichischen Adels geben. Sie kennt diesen in allen seinen Erscheinungen. Jetzt führt sie uns auf seine Schlösser und zeigt uns das Leben auf denselben, hier im Verkehr mit den Standesgenossen, dort das leichtsinnige Genußleben, dann wieder ein Leben strenger Arbeit und Pflichterfüllung. Und wie den Adel, kennt sie auch seine Dienerschaft vom Verwalter abwärts bis zum gewöhnlichen Knecht, und sie kennt auch den Bauern, wie er als Unterthan der Herrschaft lebte, und weiß uns Erschütterndes von ihm zu erzählen. Aber selbst dort, wo die Dichterin ihre Stoffe aus Sphären holt, die ferner liegen, wird man den Eindruck nicht los, daß adelige Anschauungen und Verhältnisse darin das Tonangebende sind, daß sie hinter dem Ganzen stehen, wie der Grundton hinter rauschender Melodie. Er kommt fast gar nicht zum Bewußtsein, weil er immer da ist. Es ist über allen Schöpfungen der Dichterin eine echt aristokratische Luft, feinste Noblesse, vornehme Ruhe; aus Allem weht es wie das eigenthümliche Parfüm in alten, reichen Herrenschlössern, welches gleichsam zusammengesetzt erscheint aus ehrenvollen Familientraditionen, stolzem Selbstbewußtsein, aus Wohlhabenheit und Unnahbarkeit gegenüber allen demokratischen oder gar communistischen Ansichten. Das macht, weil sich die Dichterin immer gleich bleibt, weil sie es versteht, alle ihre Werke mit ihrem eigensten Empfinden zu erfüllen. Und ihr Empfinden, ihre Betrachtungsweise ist ganz aristokratisch. Für sie ist der Adel wirklich das, was er gemäß seiner historischen Entwickelung sein soll: eine Auslese der Besten und Edelsten des Volkes, die sich zu diesem in kein anderes Verhältniß stellen kann, als in das eines leuchtenden Beispiels.

Dieser Geist edelster Vornehmheit ist, wie schon gesagt, der Hintergrund aller Werke Marie von Ebner-Eschenbachs, ihr Lebensnerv, und die Motive der Erzählungen sind manchmal ganz aus diesem Geiste heraus gewählt. Gleich im ersten ihrer Bücher findet sich eine Erzählung „Der Edelmann", deren Motiv nicht besser bezeichnet werden kann, als: das Wesen des echten Adels. Der Held der Erzählung ist ein Adeliger, der eine Bürgerliche geheirathet und sich deshalb mit seiner Familie entzweit hat, weil sie darin eine Verletzung des Standes erblickt. Wie hoch er aber trotzdem über ihnen steht, die eigentlich Nichts sind als Krämer, und wie sehr er sich dessen bewußt ist, geht aus den Worten hervor, die er an seinen Sohn richtet und die nichts Anderes sind, als der Dichterin eigene Ansichten. Sie sind einzig schön: „Was immer zu werden Du Dich entschließest, das sei ganz. Sei als Graf von Tannberg kein Fabrikant, nenne Dich nicht Graf Tannberg, wenn Du Fabrikant bist. Das Eine schließt das Andere aus. Der ehrenwertheste Kaufmann verfolgt materielle, der Edelmann im Sinne des Wortes verfolgt ideale Zwecke. In dem Augenblicke, wo der letztere vergaß, daß in ihnen und in ihnen allein seine Macht wurzelt, hat er

sich als Edelmann aufgegeben. Ein Geschäft, in dem er gewann, ist ein Geschäft, in dem er verlor. Seines Amtes ist es, Nutzen zu gewähren, nicht Nutzen zu nehmen. Die getreue Befolgung der hohen und subtilen Ehrbegriffe, die seinem Stand die Existenzberechtigung geben, legt Pflichten auf, denen heutzutage keine Rechte mehr entsprechen, und derjenige, der ihnen nachlebt, ist nicht allein ein Diener, er ist ein Opfer der Tradition. Wenn Du jemals Tannberg als Herr betrittst, so müssen die Räder stille stehen in den Fabriken . . . Erwiderst Du mir: Gut, ich will weder ein adeliger Kaufmann noch ein im Vorurtheil eingesponnener Landjunker werden, aber ich will heißen, wie meine Vorfahren hießen, und einen Lebensberuf ergreifen, der sich mit meinem Stande verträgt, weil er gleichfalls ideale Zwecke verfolgt, den künstlerischen z. B. oder den wissenschaftlichen, den geistlichen oder den kriegerischen — dann antworte ich: In den beiden ersten Fällen wird der Adel Dir hinderlich sein, denn ein ungünstiges und fast unbesiegbares Vorurtheil begrüßt seine Mitglieder auf diesen geistigen Gebieten, welche den meisten von ihnen bisher fremd geblieben sind, gegen deren Vertreter sie sich abwehrend verhalten. — In den beiden anderen Fällen wird der Adel Dir unnütz sein, wenn man ihn als gleichgiltig ansieht — verderblich jedoch, dem Besten in Deiner Seele verderblich, wenn er Dich zum Gegenstand einer Bevorzugung macht, welche Du ihm, nicht Dir selbst verdankst." Mag man sich zu diesen Anschauungen stellen, wie man will und hat auch die Zeit so Manches daran corrigirt — man könnte ja die Dichterin selbst als Beispiel contra anführen — so kann man ihnen gewiß hohe Idealität nicht absprechen. Eine nicht minder anziehende Gestalt ist Baron Schwarzburg in der Erzählung „Comtesse Paula". Das tolle Genußleben des Vaters hat die Familie in's Unglück gestürzt, und der Sohn sieht sich genöthigt, die Beamtenlaufbahn anzutreten. Schon das ist ein Grund, warum er unter seinen reichen Standesgenossen eine untergeordnete Rolle spielt; aber noch mehr hat er sich ihnen durch seinen Idealismus entfremdet. Besonders eine That ist es, die man nicht begreifen kann. Die Einen sehen in ihr etwas Außerordentliches und bewundern, die Anderen nennen sie krankhafte Schwärmerei und belächeln sie. Schwarzburg hat nämlich einen Proceß gegen sich selbst geführt. Seine Clientin war die Wittwe eines alten Dieners, welche ihr Vermögen in blinder Vertrauensseligkeit seinem Vater hingegeben hatte, nachdem ihr derselbe die beste Hypothek versprochen hatte. Das Geld wäre verloren gewesen, hätte nicht der Sohn sein Erbe hingegeben. Und darum mußte er einen Proceß führen, daß diese That nicht als eine des Edelmuthes, sondern als eine des Rechtes geschah. Er verwahrt sich auch dagegen, daß man sie als etwas Besonderes auffaßt, nachdem er sie selbst nur als das einfach Rechte betrachtet. „Sie" (die Wittwe) meint er, „hat Alles gesehen, aber dem Wort ihres Herrn mehr getraut, als dem Augenschein. Und dafür soll sie bestraft werden? Und der Sohn des Herrn sollte es zugeben? — Ich habe nicht in lächerlichem,

Opfermuthe gehandelt; ich habe meine Rechtschaffenheit gegen mein Geld vertheidigt, etwas Unschätzbares gegen etwas Schätzbares." — Auch hier finden wir also wieder das Bewußtsein, heilige Pflicht erfüllen zu müssen, als ein Charakteristikum des wahren Adels. Und wie die Dichterin den Adel von seiner höchsten und schönsten Seite nimmt, so auch das Leben. „Sie nimmt das Leben ernst, als eine sittliche Aufgabe, als eine Pflicht, und sie denkt hoch und edel von denen, welche diese Pflicht als etwas Heiliges empfinden," sagt Dr. H. Mielke gelegentlich der kurzen Betrachtung der Dichterin in seinem prächtigen Buche: Der deutsche Roman im 19. Jahrhundert. Den Beweis für diese Behauptung findet man in fast allen Büchern. Sie wählt mit Vorliebe Personen, welche aus diesem sittlichen Gefühle heraus handeln, und läßt uns tiefe Blicke in deren Seele thun. Da ist z. B. Graf Vohburg in der Novelle: „Margarethe". Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß durch seine Hochzeitsequipage ein Knabe überfahren wurde, der die einzige Freude seiner Mutter ist. Es wäre dem Grafen ein Leichtes, seine vollkommene Unschuld zu beweisen und sich damit aller Unannehmlichkeiten zu entledigen. Aber sein Pflichtgefühl läßt dies nicht zu. Nicht nur, daß er dem Knaben bis zu dessen Tode die sorgsamste Pflege angedeihen läßt, er sucht auch der Mutter auf alle mögliche Weise zu helfen und leidet die furchtbarsten Gewissenskämpfe, als er sieht, daß er nicht das geben kann, was ihr das Kind ersetzen würde, seine Liebe. In diesem Seelenleiden, das noch durch die unterdrückte Liebe zu dem dämonischen Weibe verstärkt wird, liegt die Sühne. — Doch nicht nur in den Kreisen des Adels findet die Dichterin solch edle Naturen, sondern auch in denen des Bürgerthums und denen der dienenden Klasse. Z. B. „Lotti, die Uhrmacherin". Trotz der feinen realistischen Züge, mit denen sie Lotti bedacht hat, ist diese doch das Idealbild des selbstlosen Weibes. Sie hat ihre Liebe an einen jungen Poeten hingegeben, dessen Werk sie begeistert hat. Er gelangt zu Ruhm und Ansehen und wird in vornehme Kreise gezogen, in denen er Lotti vergißt. Aber auch seine Muse leidet, er sinkt zum Sensationsromancier herab. Lotti, die den treuen Gottfried geheirathet hat, sieht mit wachsendem Kummer den Niedergang Halwigs. Und als er endlich vor der Alternative steht, entweder für eine große Summe, die seine adeligen Schwiegereltern vor dem Ruin retten könnte, innerhalb 10 Jahren 30 Bände Schund zu schreiben und damit litterarisch zu Grunde zu gehen, oder es nicht zu thun und in ernster Arbeit wieder zu echter Dichtung emporzusteigen, da verkauft Lotti ihre kostbare Uhrensammlung, um ihn zu retten. Man hat diesen Uhrenverkauf als unrealistisch gebrandmarkt, umso mehr, als Lotti halb und halb davon überzeugt war, daß Halwig damit doch nicht gerettet werden würde. Dieser Vorwurf ist aber nicht stichhaltig. Lotti hat wohl unvernünftig gehandelt, aber ganz und gar ihrem Charakter entsprechend. Die Liebe fragt eben gar nicht, ob ihr Gegenstand eines Opfers werth ist, sie bringt es scrupellos, ohne zu überlegen; es ist ein

Muß, das sich durch kein Raisonnement aus dem Empfinden hinausdrängen läßt. — Wahrhaft erschütternd wirkt „Das Gemeindekind", ein Buch, in dem uns erzählt wird, wie ein armes Weib aus Liebe zu seinem Manne dessen Schuld — er hat einen Raubmord begangen — auf sich nimmt und opferfreudig für den Geliebten büßt.

So einfach die Stoffe der meisten Erzählungen Marie von Ebner-Eschenbachs sind, so finden sie doch einen tiefen Nachhall in der Seele des Lesers. Und fragt man sich um den Grund, so findet man, daß es bei aller Zartheit die Wahrheit der Seelenschilderung ist. Darin ist sie groß. Aber ihre Seelenschilderung weicht von der moderner Schriftsteller weit ab. Während diese eine Seele bis auf's Kleinste zergliedern, jedes Gefühl und jedes Gefühlchen an's Licht hervorziehen, jede kleinste Nervenschwingung photographiren wie der Physiker die Tonwelle, während sie ihr Seelengemälde aus einer Anzahl lyrischer Momente zusammensetzen, geht Marie von Ebner-Eschenbach episch vor. Sie setzt die Seele aus einer Anzahl von Handlungen zusammen. Sie zeigt uns nicht nur, wie eine Person in wichtigen Lebenslagen handelt, sondern mehr noch die kleinen Alltäglichkeiten. Nur ein Beispiel. Sie schildert eine Dame, die um jeden Preis originell sein will und sich zu diesem Ende auch eine Schnupftabakdose eingesteckt hat. Da heißt es nun: „Sie zog ein goldenes Döschen aus der Tasche, nicht größer als ein Guldenstück. „Es ist immer Etwas darin, nur gerade heute nicht. Sehen Sie, ich habe mir einen Todtenkopf auf den Deckel graviren lassen. Ich habe auch Todtenkopf-Briefpapier. Ich denke immer an den Tod; ich glaube, daß ich durch Selbstmord enden werde." Wer könnte mit wenigeren Worten schöner darstellen, daß die ganze Originalität dieser Frau nur mühsam erkünstelt ist, als es die Dichterin thut mit der Bemerkung: „Ich habe auch Todtenkopf-Briefpapier!" Solche Züge ungemein feiner Beobachtung ließen sich überaus viele anführen.

Das führt uns jedoch schon hinüber auf die starke satirische Begabung der Dichterin. Es ist klar, daß sie im Adelsstande auch die vielen Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten entdecken mußte, die so manchem seiner Glieder anhaften. Und daß sie dieselben schonungslos aufdeckte, stellt nicht nur ihrer Wahrheitsliebe das beste Zeugniß aus, sondern macht sie zu dem, was sie ist, zur treuesten Schilderin der österreichischen Aristokratie. Ihr satirisches Meisterstück steht in dem Buche „Zwei Comtessen" und heißt „Comtesse Muschi". Es läßt sich nicht leicht ein liebenswürdigeres und oberflächlicheres Geschöpf denken, als diese Sportscomtesse. Außer der Jagd und den Pferden liebt sie Nichts, und ihr ganzes Leben ist eine einzige Albernheit. Und wieder ist es etwas ganz Nebensächliches, in dem die Dichterin den Charakter der Comtesse am deutlichsten zeigt: die Schilderung einer Abendunterhaltung, die sie, nachdem vier gute Bekannte, Offiziere, angelangt sind, arrangirt. Ich kann mir nicht versagen, diese köstliche Schilderung anzuführen: „Ich habe gleich eine Circusproduction

arrangirt, mir eine Viererpeitsche kommen lassen und zuerst den Fred vorgeführt, als den in Freiheit dressirten Vollbluthengst Araby. Es war zum Todtlachen, wie er über die Sessel gesprungen ist und traversirt und gewechselt und zuletzt dann das Sacktuch mit den Zähnen vom Boden aufgehoben hat. Dann hat die Kegel (die Gouvernante) an's Clavier genußt, und die vier Herren haben die Herolds-Quadrille zum Besten gegeben. Köstlich waren sie! So liebe Buben! Der kleine Hochhaus, der herzige Kerl, hat wirklich ein Gesicht wie ein Pferd. Zuletzt ist Fred seinem Bruder auf den Buckel gesprungen und hat sich präsentirt als Mlle. Pimpernelle auf dem großartigen Schulpferd Rob-Roy. Ach, wenn Du das gesehen hättest! . . . die koketten Augen, die er gemacht hat, und le petit air pincé, und das ruckweise Grüßen mit dem schiefen Kopferl — man kann sich nichts Spaßigeres denken. Wir haben uns königlich unterhalten, auch Papa und Mama." Und nach einer ähnlichen Albernheit geht es weiter: „Wir waren ganz echauffirt vor lauter Lachen, und ich habe zur Abkühlung ein jeu d'esprit von meiner Erfindung proponirt. Die ganze Gesellschaft hat sich um den Tisch setzen müssen, es ist eine Schale voll gestoßenem Zucker gebracht worden, und Einer nach dem Anderen hat seine Nase hineingesteckt. Wie das fertig war, habe ich commandirt: Eins, zwei, drei! und jetzt hat Jeder sich Riesenmühe gegeben, den Zucker mit der Zunge von seinem Nasenspitzel abzulecken . . . Wer's zuerst getroffen hat, der hat gewonnen . . ."

Von der Satire zum Humor, zum echten, goldenen Humor ist ein weiter Schritt, und es sind nicht allzu Viele, die ihn gemacht haben. Marie von Ebner-Eschenbach gehört zu den Wenigen. Wenn auch ein schelmisches Lächeln zwischen den Zeilen vieler ihrer Erzählungen herausklingt, so geht ein lautes, herzliches Lachen doch nur durch eine Erzählung, und das ist die Geschichte von den beiden „Freiherren von Gemperlein". Es sind zwei Brüder, die sich innig lieben und doch in beständiger Fehde leben. Der Eine huldigt demokratischen Ansichten, der Andere ist Vollblut-Aristokrat, und täglich platzen die divergirenden Anschauungen aufeinander. Das Gelungenste sind aber ihre Liebesgeschichten. Der Aristokrat verliebt sich in eine altadelige Dame, die er im Gotha gefunden hat, muß aber nach drei Jahren erfahren, daß er einen Druckfehler geliebt hat; denn besagte Dame ist — Oberlieutenant. Der Demokrat verliebt sich in eine Bürgerliche, mit der er ein paar gleichgiltige Worte getauscht hat, wartet aber mit seiner Erklärung, bis sich das Mädchen verheirathet hat. Dann umwerben Beide eine schöne Nachbarin. Einer wie der Andere spielt in aufopfernder Bruderliebe den Freiwerber für den Anderen, und Jeder holt sich einen Korb, denn die Dame ist schon verheirathet. Man muß Paul Heyse vollständig Recht geben, wenn er diese Novelle zu den besten Stücken unserer humoristischen Litteratur rechnet.

Bevor ich zu anderen in umfassenderer Weise ausgebeuteten Stoff-

gebieten der Dichterin übergehe, möchte ich zweier Dichtungen gedenken, die zu ihren besten gehören. Es sind „Nach dem Tode" und „Krambambuli". „Nach dem Tode" ist das subtilste Seelengemälde der Dichterin. Das Problem, das sie sich darin gestellt hat, ist eines der tiefsten und schwierigsten, die es giebt, eines, an dem Jeder, der nicht ein gottbegnadeter Dichter ist, scheitern muß, nämlich das: daß Jemand erst nach seinem Tode geliebt wird. Ein junger Graf heirathet auf Wunsch seiner Eltern deren Ziehtochter. Während sie ihn aber abgöttisch liebt, hat er kein Verständniß für ihr zartes, anschmiegendes Wesen. Darum trifft ihn auch ihr Tod nicht schwer. Nachher zwingt ihn eine sehr schöne, doch herzlose Comtesse in ihren Bann. Vor seiner Verlobung besucht er jedoch seine Eltern. Er findet sie gebrochen von dem Verlust der geliebten Schwiegertochter, er findet sein Kind, das ihm aber ganz fremd ist. Und wie er so inmitten der Heimat überall den Spuren der Verstorbenen begegnet, da beginnt er Vergleiche zwischen ihr und seiner Braut in spe anzustellen, die aber immer zum Nachtheil der Letzteren ausfallen. Schöner und schöner, von reinstem Lichte umstrahlt, steigt das Bild der Verklärten in ihm auf, bis er endlich, von namenlosem Sehnsuchtsschmerz gequält, vor dem Bett in ihrem Zimmer niederkniet und bitterlich weint. Er entsagt seiner Liebe und widmet sich seinem Kinde und seinen alten Eltern. — Nur mit wenigen trockenen Worten konnte ich den Inhalt der Erzählung angeben; ganz unmöglich ist es, den tiefen Stimmungszauber wiederzugeben, der über dem Ganzen liegt und der zum Schluß mächtig ergreift. „Krambambuli" ist eine Hundegeschichte. Es ist nichts Anderes, als der Kampf zwischen Liebe und Pflicht, unter dem eine Thierseele leidet und erliegt. Jedenfalls ist es ein höchst seltsames Motiv und, es spricht von gewaltiger, poetischer Kraft, daß es die Dichterin bewältigt hat.

Diese Erzählung grenzt aber bereits an ein anderes Gebiet, welches die Dichterin gerne poetisch durchstreift, nämlich an die Dorf- und Dienergeschichte. Sie führt uns in derselben gerne in die ihr wohlbekannten slavischen Länder und zugleich in die Zeit vor dem Jahre 1838. Mit Vorliebe schildert sie auch hier Leute, welche aus irgend einem idealen Gefühle heraus handeln. Und da ideale Gefühle gerade in bäuerlicher Umgebung am wenigsten geschätzt werden, ist das Loos dieser Menschen meist ein tragisches. So leidet „die Unverstandene auf dem Dorfe" alle Qualen desjenigen, der sich mit einem hohen Streben in eine Umgebung versetzt sieht, die das reine Widerspiel seiner Ideale ist; die „Resel" geht an dem Uebermaß ihrer hingebungsvollen Liebe zu Grunde! Und wie ergeht es erst dem galizischen Bauern „Jacob Szela"! Er ist der Führer der kaisertreuen Bauern, die gegen die revolutionären polnischen Adeligen zu Felde ziehen. Nur seinem Einfluß ist es zu danken, daß manches Unheil verhütet wurde, und doch muß er in die Verbannung ziehen. Man schiebt ihm nämlich die Gräuel in die Schuhe, welche von den Bauern

verübt wurden, die er aber nicht hindern konnte. „Jacob Szela" ist weniger eine Novelle, als ein getreues historisches Bild aus den galizischen Unruhen des Jahres 1846. Stoffverwandt ist die Erzählung „Der Kreisphysikus." Doctor Nathaniel Rosenzweig ist ein jüdischer Arzt. Mit Treffsicherheit hat die Dichterin Rosenzweig als einen nur auf Erwerb bedachten, allerdings auch arbeitsamen Mann dargestellt. Er liebt nur seine Großmutter, sonst ist er kalt und herzlos. Aus Neugierde wohnt er einmal einer Versammlung bei, in der ein polnischer Emissionär, Dembowsky, seine Menschheitbeglückungs-Ideen vor den Bauern entwickelt. Dembowsky selbst, eine Art Tolstoi, hat sein Leben nach seiner eigenen Lehre eingerichtet. Er hat alle seine Güter verschenkt und lebt nun als armer Apostel der Liebe. Wie nun Rosenzweig durch diesen Schwärmer von seinem Egoismus bekehrt und ein warmherziger Freund aller Menschen wird, das ist eine Aufgabe, in der Marie von Ebner-Eschenbach alle ihre psychologische Kunst entwickeln konnte und entwickelt hat. Nebenher geht aber noch die ausgezeichnete Schilderung des polnischen Adels und der geheimen revolutionären Gesellschaften, die ein so schmähliches Ende fanden.

Dann die Dienergeschichten. In ihrer Mitte steht immer eine Charaktergestalt. Die Dichterin hat vorzugsweise die Dienerschaft im Auge, wie sie in slavischen Ländern zu finden ist. Sie ist der Herrschaft mit hundetreuem Gehorsam ergeben, nimmt Gutes und Schlechtes mit gleicher Devotion entgegen und ist zu jeder Zeit bereit, für das Wohl der Herrschaft das eigene in die Schanze zu schlagen. Eine solche Natur ist „Bozena", eine slavische Magd, welche an Frau, Kind, Enkel und Urenkel mit gleicher Liebe hängt, den Kampf gegen das Schicksal derselben aufnimmt und ihn dank ihrer unwandelbaren Treue und Selbstaufopferung zum Guten wendet. Künstlerischer als dieses umfangreichste Werk der Dichterin, ist die kleine Skizze: „Er läßt die Hand küssen." Ein seiner Herrin blind ergebener Diener wird eines kleinen Versehens halber von derselben auf's Härteste bestraft. Sie läßt ihn durchpeitschen, und der Arme stirbt unter den Streichen. Die Begnadigung kommt zu spät. Phlegmatisch meldet der Diener die letzten Worte des Unglücklichen: „Er läßt die Hand küssen." Dieser lakonische Schluß wirkt ergreifend.

Das wären die bedeutendsten Werke, mit denen sich die Dichterin das uneingeschränkte Lob der Kritik und die Gunst eines weiteren Publicums gewonnen hat. Den auserlesensten Genuß bereitet sie aber dem Kenner durch ein Buch, das den unscheinbaren Titel: „Parabeln, Märchen und Gedichte" trägt. Seit Herder und Rückert sind keine so schönen und tiefsinnigen Parabeln geschaffen worden, ja, sie reihen sich würdig an die Meister- und Musterstücke der Bibel an, wenn sie auch ganz von modernem Geiste erfüllt sind. Sie stehen vor uns wie Gebilde aus blendendem Marmor in prachtvoller Formenschönheit. Sie sind nicht todt, sondern sprechen zu uns wie der Marmor eines Buonarotti. Eine unendlich reiche

Gedanken- und Gemüthswelt thut sich vor uns auf, es ist, als spräche das Leben und die Kunst zu uns. Doch statt aller weiteren Lobsprüche sei es mir vergönnt, nur ein Beispiel anzuführen:

Der Kleinen Lob.

Einige Künstler und Kunstfreunde standen vor dem Moses des Michelangelo. Die Einen liehen ihrer Begeisterung Worte; die Anderen schwiegen, von Ehrfurcht übermannt. Es war auch ein Drechsler aus der Vorstadt da, der blinzelte zu dem mächtigen Bildwerk empor, musterte es eine Weile und sprach dann mit Gönnermiene: „Recht nett!"

Verwandt mit den Parabeln sind auch die „Aphorismen". Auch hier wären Beispiele wohl das Beste, doch will ich mich mit Rücksicht auf den Raum derselben enthalten. Sie sind interessant, verhalten sich aber doch zu den Parabeln nur wie die Lehre zum Beispiel.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Art der Dichtung Marie von Ebner-Eschenbachs. Man hat sie auf beiden Seiten, der realistischen und der idealistischen, beansprucht und damit bewiesen, daß sie über beiden steht. In einer Parabel erzählt sie von einem Maler, der nach dem Kopf seines stummen Pferdelenkers einen gemalt hat, welchen man für den eines berühmten Redners hielt, und nach dem Modell der Tänzerin Mira schuf er das Bild der keuschen Zenobia. Die einen Kritiker loben dies, die anderen tadeln es. Der Maler aber sagt einfach: „Ich erhebe denselben Anspruch auf treue Wiedergabe der Natur, wie sie, (die nur malen, was Jeder, auch der Gemeinste sieht), wenn es mir gelingt, überzeugend darzustellen, was ich allein gesehen habe: den edlen Zug im Gesicht der Verworfenen, einen Blitz des Geistes im Auge des Einfältigen." Damit hat sie ihre litterarische Art auf's Beste ausgedrückt. Sie nimmt die Natur, wie sie dieselbe findet. Sie giebt Nichts dazu, sie nimmt Nichts weg; sie weiß uns jeden Menschen so zu schildern, wie er wirklich ist, bis auf seine Sprache und sein Benehmen herab. Sie ist wahr vom Anfang bis zum Ende. Aber neben dem, was Alle sehen, hat sie noch die köstliche Gabe, auch das zu entdecken, was den Anderen verborgen bleibt, was den Menschen über die Alltäglichkeit hinaushebt, das Ideale, das Heilige und Schöne in ihm. Und daß sie das sieht, verdankt sie nur ihrem Glauben an die Menschheit, ihrer festen Ueberzeugung, daß selbst im Verworfensten noch ein göttlicher Funke glimmt. Das ist es auch, was uns so überaus sympathisch aus allen ihren Dichtungen anspricht, was uns erhebt und begeistert, entzückt und mit lieber Wärme umwebt: daß sie aus den Wirren und Schmerzen des Alltags den Weg zum Frieden, zur Harmonie zeigt an ihrem eigenen Beispiel, das da heißt: „Wer glaubt, der wird erlöst."

Bilder aus Dante

in deutschen Stanzen.

Von

Paul Pochhammer.

— Zürich. —

Drei ihr Lebensschicksal selbst darstellende Sünder des VIII. und IX. Höllen-Kreises:
Odysseus, Bertrand de Born und Ugolino.

I. Odysseus.

(Inferno XXVI, V. 13—142; 14 Stanzen aus 43 Terzinen.)

Zurück die Stufen wir nun aufwärts zogen.
Erst half Virgil mir auf des Dammes Rand,
Dann ging's hinan zum nächsten Brückenbogen
So steil, daß oft ich brauchte auch die Hand.
Seitdem hab' viel ich still in mir erwogen —
So ernst hat nachgewirkt, was dort ich fand, —
Ob nicht auch mir durch Mißbrauch Schaden brächte,
Was durch den Stern mir gaben höh're Mächte.

Denn wie vom Berg, den er zum Ruhsitz wählte,
Der Landmann, wenn die Sonne abwärts schleicht,
Die gar zu lang mit ihrem Strahl ihn quälte,
Sobald die Fliege dann der Mücke weicht,
Dort, wo er pflügte oder Trauben zählte,
Glühwürmchen sieht, soweit das Auge reicht,
So sah ich hier bis in die fernsten Weiten
Im Grund der achten Bucht nur Flammen schreiten.

Wie Elisa, das Haupt gewandt nach oben,
Mit Staunen den Elias sah verklärt,
Und wie, als in die Wolken er erhoben,
Ein Funke schien sein feuriges Gefährt,
So vor mir her im Thal die Funken stoben,
Von denen jeden hier ein Sünder nährt! —
Ich stand weit vorgebeugt. Um nicht zu fallen,
Mußt' einen Felsenzacken ich umkrallen.

Mein Führer sah, wie ich dem Schau'n mich weihte,
Und sprach: „Es brennt ein Geist in jedem Licht,
Die Flamme weicht nicht mehr von seiner Seite!"
Und ich: „Ich dacht' es selbst mir anders nicht,
Doch sage mir: Wen hüllt wohl ein die breite,
Die in zwei Hörner ihre Spitze bricht,
Als säh' Eteocles man hier verbrennen
Und sich im Tode noch vom Bruder trennen?"

„Ulysses siehst und Diomed Du leiden,"
Er drauf, „wie Zorn sie aneinander schloß,
Vereint auch hier die Strafe diese Beiden.
Jetzt schmerzt sie ihre List mit Trojas Roß,
Die Den bestimmte, von der Stadt zu scheiden,
Aus dem der Römer edler Same sproß,
Auch die, die Deidamia Thränen brachte,
Und die aus Helden Tempelräuber machte!" —

„Wenn jene Lohe nicht sie zwingt, zu schweigen,
So bitt' ich," rief ich, „ein für tausend Mal,
Laß mich das durst'ge Ohr zu ihnen neigen,
Wenn unter uns sie stehn im Jammerthal!" —
Und er: „Ich will mich gern gefällig zeigen,
Nur triffst zum Reden Du nicht rechte Wahl,
Laß mir das Wort, ich kenne Dein Begehren,
Und Griechen sind's, die ich nur weiß zu ehren."

Als nah genug sie drauf gekommen schienen,
Und schicklich fand der Meister Zeit und Ort:
„Ihr zwei Vereinte!" sprach er da zu ihnen,
„Wenn ich's um Euch verdiente durch mein Wort,
Mag viel, mag wenig sonst mein Lied verdienen,
So geht von uns nicht ohne Antwort fort!
Bewegt Euch nicht! Doch Einer von Euch sage,
Wo endlich er beschloß die Erdentage!"

Das größre Horn von dieser alten Leuchte
Begann nun flackernd hin und her zu wehn,
Als wenn der Wind es hier und dorthin scheuchte.
Ein murmelnd Knistern hörte ich entstehn,
Dann mir die Spitze eine Zunge däuchte,
Und feurig sprechen glaubt' ich sie zu sehn,
Bis endlich Töne auch sich ihr entrangen,
Worauf zum Ohr mir diese Worte drangen:

„Als ich von Circe einst mich losgerissen,
Die mich gehalten länger als ein Jahr,
Dort, wo wir jetzt Cajeta ruhen wissen,
So groß mein Schmerz um Sohn und Vater war,

Und meidend selbst der Liebe Ruhekissen,
Erwählt' ich mir von Neuem die Gefahr:
Von gut und bösen Menschen wollt' ich Kunde
Mir selbst gewinnen auf dem Erdenrunde.

Mit einem Schiff und wenigen Getreuen
Betrat ich wiederum das hohe Meer,
Wir wollten kühn mit ihm den Kampf erneuen.
Durch viele Inseln warf's uns hin und her,
Rechts sah'n wir Felsen, links die Wüste dräuen,
Bis dann wir sah'n, schon alt und sorgenschwer:
Das Säulen-Paar, von Hercules gegründet,
Das laut: Bis hierher und nicht weiter! kündet.

‚O, Brüder, seht! Zum fernsten West wir drangen
Durch tausendfache Noth!' so rief ich da,
‚Nicht laßt uns vor der Abendwache bangen,
Wo uns das letzte, höchste Ziel so nah:
Der Sonne folgend, Kunde zu erlangen
Von jener Welt, die noch kein Auge sah!
Nicht ziemt's dem Menschen gleich dem Vieh zu leben,
Nach Tugend soll er und nach Kenntniß streben!'

Und zündend traf die Rede meine Alten!
Ich hätte jetzt nicht mehr am sichern Strand,
Selbst wenn ich's wollte, sie zurückgehalten.
Schon unser Steuer hin nach Morgen stand
Und um die Ruder sich die Fäuste ballten.
Nun ging's hinaus, dann stets zur linken Hand,
Und kraftvoll schlugen wir die grauen Wogen,
So daß dem Sturme gleich wir vorwärts flogen.

Des Südens Sterne jetzt ich schauen konnte,
Sie brannten uns zu Häupten jede Nacht,
Und unser Pol verschwand im Horizonte.
Schon fünf Mal war verlöscht und neu entfacht
Das Licht, das uns die nächt'gen Fahrten sonnte,
Seit wir von Spanien uns aufgemacht:
Da sah ich einen Berg zum Himmel ragen,
Wie nie ich solchen sah in ird'schen Tagen.

Wir jauchzten, doch — zu früh! Ein Sturmeswehen
Erhob vom Lande sich mit einem Mal,
Wir mußten wirbelnd uns im Kreise drehen,
Drei Mal durchschneidend Wellen-Berg und -Thal,
Dann sah ich häuptlings unser Schifflein stehen,
Der Schnabel sank — wie's höh're Macht befahl —
Bis über meinem Haupt und der Genossen
Für immer sich die Meeresfluthen schlossen!"

II. Bertrand de Born.

(Inferno XXVII, V. 112—142; 4 Stanzen aus 10 Terzinen.)

Ich blieb, gefesselt immer noch vom Schauen,
Da sah ich Etwas, das ich so allein
Nicht wagte meinem Liede zu vertrauen,
Wär' nicht in Wahrheit mein Gewissen rein
Und fähig, jenen Schild um mich zu bauen,
Der uns erlaubt, im Kampfe stark zu sein:
Ich sah wahrhaftig einen Rumpf dort gehen,
Ganz ohne Kopf, und glaub' ihn noch zu sehen!

In seiner Hand ihm schwebte als Laterne
Das abgeschlagne Haupt; er trug's am Haar:
„O weh' mir!" sprach's. Ich sah die Augensterne,
Es sah uns an, sobald es nahe war. —
So leuchtete er selbst sich in die Ferne,
Aus Zweien Eins und doch ein grausig Paar!
Wie's möglich war, daß dies sich zugetragen,
Kann der nur, der es angeordnet, sagen.

Ich sah bis dicht zur Brücke vor ihn dringen.
Dann hob den Arm er mit dem Haupt empor,
Um näher so mir dieses Wort zu bringen:
„Der lebend Du durchschrittst der Hölle Thor,
Trafst größere Pein Du wohl in ihren Ringen,
Als die der Himmel hier für mich erkor?
Geh! Künde, daß Du sahst Bertram vom Borne,
Der trotzen hieß den Sohn des Vaters Zorne!

Ich säte Feindschaft, und der Kön'ge Frieden
Ward nur durch meinen bösen Rath verletzt.
Wie Absalom und David sie sich mieden,
Ahitophel hat schlimmer nicht gehetzt!
Und weil zwei eng Verbund'ne ich geschieden,
Muß tragen schmerzdurchzuckt mein Haupt ich jetzt
Getrennt vom Quell, der hier im Rumpf geblieben:
Vergeltung ist's für das, was ich getrieben!" —

Ugolino.

(Inferno XXXII, V. 124—139, XXXIII, V. 1—90; 12 Stanzen aus 35 Terzinen.)

Wir waren endlich weiter jetzt gegangen,
Da sahen vor uns wir ein grausig Paar,
Das gleichfalls schien in einem Loch gefangen. —
Von ihnen der uns Nächste größer war,
Der Andre drum von ihm so überhangen,
Als wenn ihm Mütze sei des Großen Haar.
Doch da, wo endet' seine eigne Mähne,
Schlug gierig ein der Obre seine Zähne.

Nagt hier am Melanip Tydeus von Theben?
„O Du, der Du am Feind so viehisch nagst!“
So rief ich, „willst Du Kunde wohl mir geben,
In wessen Leib Du Deine Hauer jagst,
Und welche Ursach' er Dir gab im Leben
Zu solcher Wuth? Wenn Du mit Recht ihn klagst
Und Teufel nicht mir selbst die Zunge brechen,
Will droben in der Welt ich für Dich sprechen!“

Den Mund sich wischend mit des Andern Haaren,
Erhob der Sünder sich vom grausen Mahl —
Der Untre hatte schweren Biß erfahren —
Und sagte: „Soll erneuen ich die Qual,
Die ich so heiß noch fühle wie vor Jahren?
Doch bleibt mir freilich dann wohl keine Wahl,
Wenn diesem Erz-Verräther, den ich nage,
Zum Strafgericht noch wird das, was ich sage!

Ich kenn' Dich nicht, wenn ich auch wohl erkannte,
Daß Dich das heilige Florenz gebar,
Noch weiß ich, was hierher den Fuß Dir bannte.
Vernimm, daß ich Graf Ugolino war,
Und Roger dies, den Erzbischof man nannte.
Nun hör', warum ich beiß' ihm Haut und Haar:
Du weißt bisher doch nur, daß mein Vertrauen
Zu ihm mir eintrug tödtlich Kerkergrauen. —

Doch wie ich starb, will jetzt ich Dir entdecken,
Auch über ihn das, was Du noch nicht weißt:
Ich lag in einer jener dunklen Ecken
Des Hungerthurms, wie er nach mir noch heißt,
In den man Schuld'ge pflegt noch heut zu stecken.
Oft hatte schon der Mond mich dort umkreist;
Da plötzlich brach ein Traum des Schicksals Siegel,
Und wies die grause Zukunft mir im Spiegel:

Von Pisa ward gehetzt ein Wolf mit Jungen
Zum Berg, der dort am Weg nach Lucca liegt:
Der hier befahl die Hatz! — Die Kraft der Lungen
Erprobt Gualandi, und voran er fliegt,
Sismond, Lanfranchi kommen nachgesprungen,
Die magre, gut geschulte Meute siegt . . .
Ich sah's: der Vater wie die Söhne sanken,
Und scharf Gebiß zerriß der Wölfe Flanken. —

Der Traum mich weckte, eh' die Nacht vergangen.
Im Schlaf die Söhne weinten, und erwacht,
Hört' ich sie, träumend noch, nach Brod verlangen. —
Bedenkst Du, was ich selbst hierbei gedacht,

Wird bald die Thräne Dir am Auge hangen,
Wer da nicht weint, den Nichts wohl weinen macht!
Die Stunde kam! — Wir harrten bang der Speise,
Ein Jeder traumgeschreckt in gleicher Weise!

Da — hört' ich unten sie den Thurm verschließen,
Und sprachlos starrte ich in's Angesicht
Den Meinen, ohne Thränen zu vergießen.
Doch sie, sie hielten nun sie länger nicht;
Mein kleiner Anselm läßt die seinen fließen:
‚Was, Vater, siehst Du mich so an?' er spricht!
Ich weinte nicht, und auch nicht Antwort sagte
Den Tag, die Nacht, und bis es wieder tagte. —

Sobald den ersten Strahl das Licht uns schickte,
Zu hellen traur'gen Kerkers öde Wand,
Ich schnell in alle vier Gesichter blickte,
Und als das eigne Leid ich viermal fand:
Biß ich in meine Hände. — Mich erstickte
Der Schmerz! — und sieh! Die eigne Hand
Hielt jedes Kind mir hin: ‚Iß, Vater, meine!
Mein Fleisch ist elend, doch es ist das Deine!'

Da mußt' ich — ihretwegen — still mich halten.
Wir schwiegen diesen — auch den nächsten Tag!
O harte Erde! Konnt'st Du nicht Dich spalten!?
Der dritte Tag verrann . . . und dann erlag
Zuerst mein Gaddo dieses Wurms Gewalten:
‚Warum denn hilfst Du nicht, mein Vater, sag?'
Noch hör' ich's, und noch drei Mal mußt ich sehen,
Ein Kind — durch Hungertod — zu Grunde gehen!

Am sechsten Tag war ich's nur, der noch lebte,
Blind, stolpernd über sie . . doch früh und spat
Zwei Tage noch vom Mund ihr Name schwebte,
Was nicht der Schmerz vermocht, dann — — Hunger that!"
Kaum war sein Wort verhallt — zurück er strebte
Zu dem, der büßte für den Henkerrath:
Als wenn ein Hund am Knochen satt sich machte,
So unter seinem Biß der Schädel krachte. —

O Pisa! Schandfleck Du im schönen Lande
Melod'schen Laut's! Dein Strom bestrafe Dich!
Capraia und Gorgona, eilt zum Strande!
Des Arno stolze Mündung schließe sich,
Bis Du ersäufst! Schlugst Du den Mann in Bande,
Mit welchem Rechte trafst so fürchterlich
Die Knäblein Du? — Von diesen zwei ich nannte,
Doch auch Brigat und Hugo einst ich kannte!

Mann und Weib.

Von

Fr. Kubinstein.

— Berlin. —

Der Kampf der Geschlechter hat nicht geruht, so lange es Menschen auf Erden giebt. Wir erleben das Gleiche bei gewissen elektrischen Vorgängen, wobei Substanzen, die eben wie von heißer Sehnsucht gepackt, sich zu vereinigen strebten, nach kurzer Zeit mit der gleichen Kraft der Abstoßung von einander eilen. Auch die todte Natur haßt und liebt. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn unter den Menschen die beiden Geschlechter, trotz aller Sehnsucht, aller gegenseitigen Anziehung, die nach dem Hohen Liede stark ist wie der Tod, gelegentlich in feindselige Beziehungen gerathen und von Generation zu Generation Streitpunkte mit einander auszufechten haben. Die Litteratur aller Zeiten und Völker spiegelt das wieder. „Das Weib, das Du mir zugesellt hast, verführte mich, und ich aß," sagte der erste Mensch im Paradiese zu dem Herrn des Gartens. Die List des Weibes hat hier den ersten Sieg erfochten über das Gewissen des Mannes. Goethes Iphigenie meint, des Weibes Schicksal sei beklagenswerth. Hans Sachs beleuchtet den Kampf der Geschlechter in seinem Possenspiel: „Das heiß Eisen"; Turandot, Katharina, die ungezähmte Widerspenstige, sind Beispiele für stolze, herrische Frauen, die sich dem männlichen Geschlechte nicht unterwerfen wollen.

Der Kampf der Geschlechter wiederholt sich in jeder Ehe, in jedem Haushalt, mit wechselndem Erfolge. Das Weib, mit einer stärkeren Subjectivität, mit zäherem Egoismus ausgestattet, mit seiner geringen socialen Veranlagung, wenigstens soweit diese aus dem Bewußtsein entspringt, ist in diesem Kampf häufig genug im Vortheil. Immer die

primitivere Natur strebt nach unbegrenzter Herrschaft. Sie muß an der Außenwelt ihre Schranke finden, die nach Expansion trachtenden Kräfte müssen durch gleich starke äußere Gegenkräfte in Schach gehalten werden. Der Mann verfügt eher über die hemmenden Kräfte der Selbstbeschränkung.

Der Kampf der Geschlechter ist in den Händen der Natur das Mittel, beide Seiten aneinander höher zu schrauben. Der männliche Geist hat in höherem Grade das Streben nach Differenz, er will über die Menge hinausragen, sich auszeichnen, er ist aristokratisch. Der Frau wohnt wiederum mehr ein Streben nach Gleichheit inne. Was die eine hat, muß die andere auch haben. „Auch" und „gleich" sind die Stichworte der Frauen. Sie sind Demokraten. Diese beiden Kräfte, Streben nach Differenz und Streben nach Gleichheit, sind die Grundkräfte der menschlichen Gesellschaft wie überhaupt der Natur. Der Kampf der Geschlechter wird in der Gegenwart, ihren Eigenheiten entsprechend, auf verschiedenen Gebieten geführt. Zunächst auf dem wirthschaftlichen. Da zahlreiche Frauen nicht in die Lage kommen, sich zu verheirathen, die bisherigen Gebiete weiblicher Thätigkeit aber überfüllt sind und in Folge dessen nur schlecht bezahlte Arbeit gewähren, entsteht naturgemäß der Drang, weitere Felder mit geringerem Wettbewerb den Frauen zu eröffnen. Diese Bewegung macht keine Prätensionen, erhebt keine socialen Ansprüche, will die Grundverfassung der Gesellschaft nicht antasten. Sie hat die meisten Erfolge zu verzeichnen und ist beständig noch weiter siegreich.

Eine mit der ersterwähnten nur wenig innerlich verwandte Bewegung geht auf die Freiheit der akademischen Fächer für die Frauen. Sie will uns weibliche Prediger, Juristen, Philologen, Naturforscher, Aerzte bescheren. Hier spornt bereits der weibliche Ehrgeiz weit mehr als in der ersten Kategorie. Der wirthschaftliche Factor tritt zurück. Das gebildete, selbst gelehrte Proletariat ist zahlreich genug, um vor dem weiteren Zustrom zu diesen Fächern zu warnen. Allein die „moderne Frau" ist überzeugt, daß sie Alles das kann, was der Mann kann, er soll Nichts voraus haben. Darum sollen Mädchengymnasien gegründet, Frauencurse in allen akademischen Fächern eingerichtet, Frauen selbstverständlich auch als Professoren auf die Lehrstühle befördert werden.

Der dritte Zweig der Frauenbewegung richtet sich auf die „Emancipation in der Ehe". Damit ist nothwendig auch eine völlige Umwandlung der gesetzlichen Bestimmungen über das Erbrecht der Frau, über das Bestimmungsrecht bezüglich ihres eingebrachten Vermögens, über Vormundschaft. Erziehungsrecht, Stimmrecht verbunden.

Die Argumente für und wider sind jedem gebildeten Menschen bis zum Ueberdruß bekannt. Die Führerinnen der Frauenbewegung und ihre Gegner haben nun aber allmählich einsehen gelernt, daß bloße Behauptungen ihre Sache nicht fördern. Ist es wahr, daß die Intelligenz der Frau, daß ihre körperliche Kraft, die Schärfe ihrer Sinne, ihre geistige Spannkraft,

ihre Widerstandsfähigkeit gegen äußere Beeinflussung geringer sind als die entsprechenden Eigenschaften des Mannes, so hat die Natur ihr Urtheil gesprochen, und die Frauenfrage ist zu Ungunsten der Frau entschieden.

Die Frauenfrage ist also im Grunde nur mit Hilfe der Naturwissenschaft zu lösen. Da ist es denn erfreulich, daß neben dem vielen unsinnigen Zeuge, das in dieser Frage geredet und geschrieben wird, auch einmal ein Untersucher erstanden ist, der in zwölfjähriger unverdrossener Arbeit ein geradezu erstaunliches, wissenschaftliches, gründlich gesichtetes Material aufgehäuft hat, das geeignet ist, unendliches Geschwätz, unnütze, leere Streitereien abzuschneiden. Dieser Forscher ist Dr. Havelock Ellis, der uns das Ergebniß seiner Arbeiten in einem mäßigen Bande von 400 Seiten vorlegt*).

Man spricht von deutscher Gründlichkeit, aber die „thoroughness“ dieses Buches hält ihr reichlich die Wage. Jeder Leser wird die einführenden Worte des Uebersetzers gutheißen: „. . . ich führe einen . . . englischen Schriftsteller ein, der glänzende Leistungen hinter sich und eine bedeutende litterarische Laufbahn vor sich hat und dessen höchst umfassende Bildung, klares Urtheil, warmes Gefühl und künstlerische Gestaltungskraft ihn in seltenem Maße befähigen, die Natur des Weibes zu verstehen und darzustellen.“

In einer höchst anziehenden Einleitung führt Ellis aus, wie die kriegerischen Zeiten des Alterthums und Mittelalters nothwendig die Stellung und Schätzung der Frau beeinträchtigen mußten, wie dagegen seit dem 18. Jahrhundert, mit dem Aufblühen der Industrie, der Entwickelung der Maschinenarbeit, der wirthschaftlichen Umwälzung die sociale Tendenz dahin geht, die künstlich geschaffenen Unterschiede in der Stellung der Geschlechter aufzuheben. Beide Geschlechter werden in ganz ähnlicher Weise unterrichtet, mit gleichen Spielen und Körperübungen beschäftigt, die gröberen Symptome des Uebergewichtes eines Geschlechts über das andere gerathen allmählich in Vergessenheit. Dieser Proceß des Uebergangs schreitet immer noch fort. Während Ellis durchaus der Ansicht ist, daß die künstlich geschaffenen Differenzen zwischen Mann und Weib im Laufe der Entwickelung verschwinden werden, ist er doch als Arzt einsichtig genug, zu erkennen, daß so lange die Natur den Frauen die Aufgabe der Fortpflanzung der Species zuertheilt, sie dem Manne niemals in den höchsten psychischen Processen gleich sein werden. Alsdann wendet er sich den von ihm sogenannten secundären sexuellen Charakteren zu, d. h. jenen natürlichen Eigenschaften und Anlagen, die immer einen unvermeidlichen Einfluß auf die Vertheilung der Arbeit unter die beiden Geschlechter ausüben werden. Diese secundären Geschlechtereigenthümlichkeiten sind solche, welche die beiden

*) Mann und Weib. Anthropologische und psychologische Untersuchung der secundären Geschlechtsunterschiede von Dr. Havelock Ellis. Autorisirte deutsche Ausgabe von Doctor H. Kurella. Leipzig, Georg H. Wigands Verlag, 1894.

Geschlechter, indem sie sich stärker differenziren, anziehender für einander machen. Man kann sie sich sehr wohl durch die geschlechtliche Zuchtwahl im Sinne Darwins entwickelt denken. Eine weitere Gruppe sexueller Unterschiede wird als tertiäre bezeichnet.

Zwei Typen dienen zum Vergleich für die sexuellen Charaktere beim Manne und beim Weibe; den einen bildet das Kind, den anderen der Affe, Wilde und Mensch im Greisenalter. In diesem Capitel finden sich sehr tiefe biologische Einsichten, die aber, als vom eigentlichen Thema abweichend, nicht weiter berücksichtigt werden können. Halten wir uns an obige zwei Typen, so haben wir auf der einen Seite die Merkmale der Unreife (kindlicher Typ), auf der anderen die der Ueberreife. Jede Charakteristik eines erwachsenen männlichen oder weiblichen Individuums geht nach der einen oder der anderen Richtung. Hier fallen schon interessante Streiflichter auf die Unsicherheit der so lange und weithin angenommenen Behauptung, daß das Weib auf keiner Altersstufe größer oder schwerer ist als der Mann, ebenso auf die Angabe von dem größeren Stirnlappen des Gehirns bei Männern. Aber wir wissen jetzt, daß das Stirnhirn des Affen relativ größer ist, als das des Menschen, und keine besonderen Beziehungen zu den höheren geistigen Functionen hat! Die Voreingenommenheit der Forscher für ein bestimmtes Resultat macht die Gewinnung sicherer Ergebnisse außerordentlich schwierig.

Dagegen erweckt die Methode des Verfassers das größte Vertrauen. Mit ruhiger, kritischer Sicherheit werden nicht blos von Anderen Zahlen- und Vergleichsreihen angenommen, sondern stets wird geprüft, *wie* sie gewonnen sind, ob das Beobachtungsmaterial groß genug und sonst geeignet war, die gemachten Schlüsse zu gestatten. Die Beobachtungen der einzelnen Forscher auf gleichen Gebieten werden gegenübergestellt und wo — wie häufig — sich Widersprüche ergeben, wird die Frage als nicht spruchreif zurückgestellt. Auf diese Weise bleiben freilich die meisten Fragen in der Schwebe, aber was wir von Antworten erhalten, ist wissenschaftlich gesichert, und man kann damit weiter operiren, ohne fürchten zu müssen, morgen oder übermorgen schon widerlegt zu werden. Das litterarische Material, das Ellis in seinem Buch verwerthet hat, ist von erstaunlichem Umfang. Man kann wohl sagen, daß er keine wichtige Abhandlung, die sich mit seinem Gegenstand beschäftigt, unberücksichtigt gelassen hat.

Was hat Ellis nun untersucht?

Einmal die Größe und Proportion des Körpers bei Mann und Weib. Die Größe bei der Geburt, das Verhalten des Körperwachsthums, die Unterschiede der Statur bei Erwachsenen, das Körpergewicht und weiter viele Einzelheiten des Rumpfes und der Gliedmaßen. Als Ergebniß zeigt sich vollkommen deutlich, daß die Unterschiede zwischen Mann und Weib sich nicht nur auf allgemeine Proportionen und Wachsthumsgesetze erstrecken, sondern auf jeden Theil des Körpers einzeln genommen, daß ein Mann

Mann ist bis auf seinen Daumen, und ein Weib Weib bis in ihre kleine Zehe. Mit voller Deutlichkeit ergeben sich drei allgemeine Schlüsse: 1. Das Weib ist früher reif als der Mann. 2. Beim Weib tritt die Entwickelungshemmung früher ein. 3. Die Proportionen des Weibes haben in Folge dieser beiden Thatsachen die Tendenz, sich denen der Kinder und der Männer von kleiner Statur zu nähern. Der körperliche Typus des Weibes ist jugendlich. — Kein Wunder, daß sie alle so lange wie möglich jung sein oder doch scheinen wollen.

In zwei Capiteln werden weiter die wichtigen Unterschiede des Beckenringes (Beckenknochens), des Kopfes und Gebisses abgehandelt. Sie haben größtentheils nur für den Fach-Anthropologen Interesse. Bemerkenswerth ist die gesicherte Thatsache, daß bei primitiven, niedrigstehenden Völkern der Schädelinhalt bei Mann und Weib nahezu gleich groß ist, durch die Cultur und in ihrem weiteren Verlaufe steigert sich der Unterschied beider Geschlechter beständig.

Viele landläufige Irrthümer werden hier zerstört. Der Stirntheil des Schädels ist bei Frauen vielfach größer gefunden worden als bei Männern, dafür war wiederum der männliche Schädel breiter, über die Seitenwandbeine gemessen. Eine hohe Stirn ist durchaus nicht immer die Geleitschaft einer hohen Begabung. Aus der Untersuchung des Schädels ergiebt sich jedenfalls kein triftiger Grund, dem einen Geschlecht eine höhere Stellung von Natur wegen einzuräumen als dem anderen. Der männliche Schädel nähert sich dem senilen (greisenhaften), der weibliche dem kindlichen Typus.

Sehr drastisch sind die Bemerkungen unseres Autors in der berühmten Gehirnfrage, die ich wörtlich anführen will: „Die Anschauungen über die Geschlechtsmerkmale des Gehirns haben ihre Geschichte, die nicht sehr ruhmvolle Blätter in den Annalen der Wissenschaft füllt, denn sie wimmeln von Vorurtheilen, grundlosen Hypothesen und übereilten Verallgemeinerungen. Mancher wissenschaftliche Ruf ist an diesem weichen glatten Organ gescheitert."

Bei den europäischen Rassen ist zweifellos das absolute Gewicht des Männergehirns beträchtlich größer als das des Weibergehirns. (Mendel giebt im Artikel „Gehirn" in Eulenburgs Realencyclopädie das durchschnittliche Mehrgewicht auf 100 g an; nach den Quellen, die Ellis citirt, schwankt es zwischen 128 g und 154 g.) Bestimmt man aber das Gehirngewicht im Verhältniß zum Körpergewicht, was logischer ist, so ergiebt sich, daß das Weib im Vergleich zum Körpergewicht ein größeres oder ein ungefähr eben so großes Gehirn hat wie der Mann. Nach v. Bischoff, einem berühmten Gehirnanatomen, verhält sich das Körpergewicht des Weibes zu dem des Mannes wie 83 : 100, das Hirngewicht dagegen wie 90 : 100. Das weibliche Gehirn ist danach sogar relativ größer. Auch der französische Anatom Topinard leugnet jeden erheblichen Unterschied der Geschlechter in dieser Beziehung. Da aber beim Weibe die Tendenz zur Anbildung

von Fett eine größere ist, so kann man nur 70% der entsprechenden Gewebe des Mannes rechnen. Dann hat das Weib mit einem absoluten Hirngewicht von 90% des männlichen factisch einen erheblichen Ueberschuß an Hirnmasse!

Freilich hatten Turgenjew und Cuvier schwere Gehirne, aber noch um 200 g schwerer war das von Bischoff untersuchte Hirn eines ganz gewöhnlichen Individuums. Ein Arbeiter und ein Ziegelstreicher wiesen fast dasselbe Hirngewicht auf wie der berühmte russische Schriftsteller und ein noch größeres als Cuvier. Die sechs schwersten Frauengehirne stammen zur Hälfte von Geisteskranken oder Abnormen. Ein großes Gehirn ist anscheinend ein gefährlicher Besitz. Es muß im rechten Verhältniß zur Muskelmasse stehen. Wahrscheinlich haben große Denker meistens große Gehirne, aber unter ausgezeichneten Männern der That scheinen kleine Gehirne ebenso häufig zu sein wie große. Das Endurtheil des Autors läuft darauf hinaus: Vom gegenwärtigen Standpunkte der Hirnanatomie und Hirnphysiologie aus hat man keinen Grund anzunehmen, daß ein Geschlecht irgend welche Superiorität über das andere besäße.

In der gleichen, vorsichtig tastend voranschreitenden Weise, wie ein Jäger, der auf Moorgrund vordringt, hat nun Ellis weiter untersucht: Die Sinne mit besonderer Berücksichtigung der Schmerzempfindlichkeit beider Geschlechter, die Bewegungsfunctionen d. h. die Muskelkraft und die größere oder geringere Leichtigkeit, mit der sich Impulse in Muskelaction umsetzen, die intellectuelle Veranlagung bei Männern und Frauen, den Stoffwechsel mit allen Einzelheiten (Blut, Athmung, Ausscheidung, Giftwirkung, Vertheilung von Haar und Hautfärbung), die inneren Organe; den periodischen Verlauf der weiblichen Lebensfunctionen, die hypnotischen Erscheinungen und verwandten unbewußten Phänomene (Träume, Hallucinationen, Wirkung von narkotischen Mitteln, Neurasthenie und Hysterie, religiös-hypnotische Erscheinungen), die Affecte des Weibes, die künstlerische Begabung, dann krankhafte (psychopathische) Erscheinungen des Geisteslebens (Selbstmord, Wahnsinn, Criminalität), die Variabilität (Fähigkeit, sein Wesen unter äußeren Einwirkungen zu verändern) des Mannes. Endlich werden in einem Schlußcapitel die gewonnenen Resultate übersichtlich zusammengestellt. Es würde die Leser ermüden, wollte ich alle Capitel eingehend analysiren. Ueberall stützt sich die Untersuchung auf sorgfältige, gewissenhafte Experimente, eigene oder solche erprobter Forscher, große Zahlen, vorsichtigste Schlußfolgerung. An diesem Werke kann der Laie lernen, was Wissenschaftlichkeit, was Oberflächlichkeit ist.

Das Endergebniß ist ein überraschendes. Ellis erklärt am Ende seiner großen Untersuchungsreihe, fundamentale und wesentliche Merkmale von Mann und Weib, wie sie vor allem Einfluß äußerer Umstände bestehen, nicht mit Sicherheit bestimmen zu können. Es ist demnach nicht erlaubt, starre Dogmen über die besondere Sphäre des einen oder anderen Geschlechts

aufzustellen. Die kleine Gruppe von Frauen, welche eine absolute Inferiorität des männlichen Geschlechts beweisen will, die zahlreichere Klasse von Männern, welche die Frauen in enge undurchbrechbare Schranken bannen wollen, müssen beide vor dem Richterstuhl dieser Erkenntniß abgewiesen werden. Die Thatsachen sind viel zu complicirt, um sofort zu Schlüssen zu führen, die auf praktische Anwendung drängen, viele Thatsachen sind unter wechselnden Lebensbedingungen wandelbar. Nur die Natur kann entscheiden, ob sociale Veränderungen legitim sind. Ihr Spruch kann Tod oder Sterilität sein, aber kein anderes Tribunal kann dies ersetzen.

Wenn Ellis somit den größten Theil der angeblichen secundären Geschlechtsunterschiede abweist, so verdienen seine Feststellungen wirklicher Differenzen um so mehr Credit. Dahin gehört in allererster Reihe die nachgewiesene größere Variabilität des Mannes. Ich sagte schon gleich im Anfange, der Mann wünscht sich auszuzeichnen, das Weib will nur anderen gleich sein. Das ist der Sinn der größeren Variabilität.

Vorbild des Mannes ist in dieser Hinsicht Julius Cäsar, der lieber in einer kleinen Stadt der Erste sein will als in Rom der Zweite*).

Ein anderes, schon früher erwähntes, allgemeines Ergebniß von gleicher Tragweite ist die Frühreife des Weibes. Seine Entwickelung ist rascher und früher abgeschlossen. Ein Resultat dieses Gesetzes ist, daß Frauen im Allgemeinen Merkmale kleiner Männer und theilweise auch die von Kindern besitzen. Schon allein aus diesem Grunde ist der ganze Organismus des Durchschnittsweibes physisch und psychisch fundamental von dem des Durchschnittsmannes verschieden. Wenn das Kind den ursprünglichen Typus, gleichsam den „Standard" darstellt, so liegt die Abweichung immer auf Seiten des Mannes. Ellis hält den kindlichen Körper für höher entwickelt als den des Erwachsenen und begründet dies ganz eigenartig. Der Mensch wächst im weiteren Verlaufe der Degradation und Greisenhaftigkeit entgegen. Geniale Männer behalten am meisten vom kindlichen Typus. Von Goethe sagte Riemer, er wäre sein Leben lang ein großes Kind gewesen. Ellis' Meinung ist also doch wohl etwas mehr als ein geistreiches Paradoxon.

Das Weib steht dem Typus, dem die menschliche Entwickelung zustrebt, am nächsten. Dies gilt von den körperlichen Merkmalen: der moderne, gebildete Städter mit seinem großen Kopf, zartem Gesicht und zarten Knochen steht dem weiblichen Typus viel näher als der Wilde. Der Gelehrte, dessen Typus sich der moderne Mann sehr nähert, nimmt physisch wie geistig eine Stellung zwischen der des Weibes und der des

*) Goethes Ausspruch: „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte," besagt genau dasselbe. Sitte, das ist das Allgemeingiltige, Freiheit das dem Individuum Eigenthümliche.

Durchschnittsmannes ein. Im ganzen Verlauf der Culturentwickelung sehen wir, wie der Mann dem Weibe näher kommt. Wilde und barbarische Völker sind gewöhnlich kriegerisch, d. h. männlich in ihrem Charakter, während die moderne Civilisation ihrem Wesen nach industriell, d. h. weiblich ist. Die Gewerbe haben die Tendenz, den Mann dem Weibe gleich zu machen. Dieser Uebergang von der kriegerischen Staatsform zur mercantilen ist bereits von Stuart Mill und Herbert Spencer hervorgehoben, in England und den Vereinigten Staaten auch schon erheblich weiter vorgeschritten als z. B. in Deutschland, das zur Zeit anscheinend am Scheidewege zwischen beiden Entwickelungsrichtungen steht. Noch überwiegt die militärische Richtung, aber sie ist bereits in ihren Grundfesten erschüttert, und an ihrem Fundament nagt jeder Tag. Ellis meint, daß der Ausspruch: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan," eine biologische Wahrheit enthalte.

Ein Werk wie dies ist eine Welt. Ich bin mit meiner Wanderung durch diese Welt zu Ende. Auf jeder Seite interessante Probleme, tief erfaßt und geschickt formulirt, glänzende Einblicke in die Werkstatt der Natur, ein reifer Geist, gesättigt mit allem erforderlichen Wissen, eine gründliche Gerechtigkeit für das, was mit Worten schwer definirt werden kann. Während bisher die Frauenfrage eine wahre Pein für alle Verständigen war, hat Ellis die Erörterung auf ein Niveau erhoben, das uns die größte Anregung, hohen geistigen Genuß und bleibenden Gewinn an Erkenntniß verspricht.

Wer war's?

Schauspiel in drei Acten

von

Felix Philippi.

— Berlin. —

Personen.

Geheimrath Professor Eduard von Imhoff.
Helene, seine Frau.
Baron Alexander von Romberg.
Gräfin Düren.
Dr. Ernst Justus, Kreisphysicus.
Lucy, seine Tochter.
Dr. Hessing, Redacteur.
Rainwald, Major a. D.
Lamprecht, Bürgermeister.
Hübner, Stadtrath.
Griebenow, Buchhändler.
Sperling, Wirth der Weinstube zum „goldenen Anker".
Fritz, Kellner.
Franz, Diener bei Imhoff.

Zeit: Die Gegenwart.

Ort: Eine kleine Universitätsstadt.

Erster Act.

Die Weinstube zum goldenen Anker.

Ein nicht zu hoher Raum, breit und behäbig. Wände und Decken ein wenig eingeräuchert. Mitte (allgemeiner Auftritt) Glasthüre nach der Straße hinaus. Draußen vor der Thüre eine große rothe unangesteckte Gaslaterne. Rechts (Alles vom Zuschauer) führen einige Stufen zu einer Glasthüre, auf der „Comptoir" steht. An beiden Thüren, so wie auch am Fenster blaue Gazevorsetzer. Links vorne ein tiefes Fenster ohne Gardinen, offenstehend, oben ein Lambrequin, rechts von der Mittelthüre ein altmodisches Buffet mit Gläsern und Flaschen, oben als Decoration eine Bowle und ein paar Eiskübel. In der Nähe eine Kellerthüre (ein Brett). Links von der Mittelthüre ein altmodischer, grüner Kachelofen, die linke Ecke wird eingenommen von einem abgenutzten Rundledersopha, davor ein runder, ungedeckter Tisch und einige Stühle. Ueber dem Tisch eine unangesteckte Gaslampe. Im Vordergrunde links, in der Nähe des Fensters, ein langer, ungedeckter Tisch mit Feuerzeug, Aschbecher, einem Ständer mit „Reservirt", die Stühle in peinlichster Ordnung. An dem über dem Tisch befindlichen Gasarm ein Klingelzug für die Bedienung. Rechts im Vordergrunde ein kleiner viereckiger Tisch, auf dem ein Schachbrett mit aufgestellten Figuren. Zwei umgelegte Stühle. Eine große altmodische Stehuhr. An den Wänden ein paar alte unelegant eingerahmte Kupferstiche, Vereinsbilder, ein Wirthsdiplom, Reclamen von Weinhandlungen, ein Abreißkalender mit einer „3", eine Schiefertafel, auf der mit Kreide deutlich geschrieben steht: „Heute Fricassée von Huhn", ein Ständer mit einigen Zeitungen. Die Möbel, wie man sie in Weinstuben vormärzlicher Zeit findet, womöglich hellpolirt, schwerfällig, mit Lederüberzügen. Die Dielen blankgescheuert und mit Sand bestreut.

Der Eindruck behaglich, keinesfalls modern oder gar elegant. Es ist Frühjahrsnachmittag.

Fritz schläft in einer Ecke, das Gesicht in einer Serviette vergraben. Dr. Justus, Mitte der Fünfziger, sein Wesen knurrig und polternd, aber dennoch liebevoll und gütig, tritt mit seiner Tochter Lucy ein.)

Justus (sich umsehend, grob). Natürlich wieder kein Mensch da!

Lucy. Der Kellner schläft ja dort in der Ecke.

Justus. Aha! (Ruft.) Fritz! Fritz! Das schläft wie'n Murmelthier. (Oeffnet die Comptoirthüre und lacht höhnisch.) Hahaha! Hier schläft der Kerl, und da drin steckt der Herr Wirth alle Viere von sich! Verflixte Bummelwirthschaft! Das ist ja keine Kneipe, das ist ja ein Schlafwagen!

Lucy. Es scheint Dir, liebster Papa, in dieser „Bummelwirthschaft" doch recht gut zu gefallen. Wie lange kommst Du eigentlich in den „goldenen Anker"?

Justus (grob). 32 Jahre!

Lucy. Zeit genug, um sich mit den Gewohnheiten des Hauses vertraut zu machen.

Justus. Naseweis!

Fritz (noch im Schlafe sprechend.) Beefsteak mit Bratkartoffeln 4 Mark 75, einen Schoppen Trabener 11 Mark 20 . . .

Justus (lachend). Ja, die Preise passen Dir wohl, alter Gauner! Zum Glück kann der Kerl seine Kunden nur im Schlafe betrügen. (Ihn rüttelnd.) Entschuldigen Sie, sehr verehrter Herr, wenn ich störe . . .

Fritz (erwachend und aufspringend). Verzeihung, Herr Kreisphysicus, aber ich war eben ein bischen eingedusselt . . .

Justus. Das brauchen Sie uns nicht erst mitzutheilen, das haben wir schon so bemerkt. Am hellen lichten Tage zu schlafen! Sagen Sie mal, wovon sind Sie denn mit Ihren 3 oder 24 Jahren schon so müde?

Fritz. Seitdem der Herr Baron Romberg auch Abends zu uns kommt, wird's immer später. Gestern war's drei Uhr!

Justus. Gott soll Einen bewahren! Drei Uhr! Da hatte ich schon meine fünf Stunden 'runtergehauen! Mit wem kneipt eigentlich der Herr Baron hier?

Fritz. Wie's gerade so kommt. Vorgestern mit einem Champagnerreisenden, den er hier zufällig traf. Ach, Herr Doctor, der hat saftige Anekdoten erzählt . . .

Justus. Unterstehen Sie sich!

Fritz. . . . und gestern Abend hat er paar von den Kunstreitern mitgebracht, die jetzt im Circus auftreten. Fräulein Amanda war auch dabei!

Justus. Und mit der kneipt der Herr Baron Alexander von Romberg, Freiherr auf Tannhausen, Majoratsherr von Leuckhoff, Oberstallmeister und weiß der Teufel sonst noch was? (Zu Lucy leiser.) Und da wundert sich der Mensch, wenn ihn die Leute in dem Krähwinkel hier durch die Zähne ziehen!

Fritz. Und einen Durst hat die Gesellschaft! Elf Flaschen Sect, dreizehn Knickebeins und neun Schlummerpünsche! Und dann wurden sie Alle riesig fidel, und zum Schluß hat Fräulein Amanda . . .

Justus (einen Blick auf Lucy.) Halten Sie gefälligst Ihren Schnabel! Ich habe Sie gar nicht gefragt, was Ihre Amanda zum Schluß zu thun für gut befunden hat! Also rufen Sie 'mal Herrn Sperling.

Fritz. Sofort! (In's Comptoir.)

Lucy. Papa, in den Circus könntest Du auch 'mal mit mir gehen!

Justus. Blödsinn! Für die Hopserei Geld ausgeben!

Lucy. Das ist auch gar nicht nöthig. Doctor Hessing hat uns seine zwei Redactionsplätze für die ganze Zeit zur Verfügung gestellt.

Fritz (in der offenen Comptoirthüre, leise). Herr Sperling schläft.

Justus (ihn höhnisch copirend). Herr Sperling schläft, (laut) ich will meine Jahresrechnung bezahlen und neuen Krätzer bestellen!

Fritz (hineinrufend.) Herr Sperling, der Herr Kreisphysicus wollen zahlen!

Sperlings (Stimme). Zahlen? Komme schon!

Fritz (zurück).

Lucy (tritt an's Fenster und sieht auf die Straße hinab).

Justus (Fritz bei Seite nehmend). Sagen Sie mal, Fritz, was hat denn eigentlich dieses Fräulein Amanda zum Schluß aufgeführt?

Fritz (leise). Getanzt hat sie auf dem Stammtisch da (versucht es nachzumachen) so hoch! Nur viel schöner!

Justus. Kann ich mir denken! Schade, wäre gern dabei gewesen!

Fritz. Und dem Herrn Baron liefen vor Lachen immer die Thränen in seinen langen Bart.

Sperling (seidene Mütze, weiße Weste, Bartcotelette). Entschuldigen viele Male, Herr Physicus, aber ich war . . .

Justus (hält ihm den Mund zu). . . . um Himmelswillen, sonst erzählen Sie mir die ganze Geschichte noch 'mal (Indem er mit ihm zur Comptoirthüre geht). Der Zeltinger, Herr Sperling, war wieder nicht zu trinken.

Sperling (devot lächelnd). Das behaupten der Herr Doctor nun schon seit 32 Jahren!

Justus. Lucy, warte hier 'nen Augenblick.

Sperling. Fritz, geben Sie Fräulein Justus Etwas zu lesen. (Beide Comptoir ab.)

Lucy (will sich an den langen Tisch setzen).

Fritz. Um Gotteswillen, Fräulein!

Lucy (erschrocken). Was giebt's denn?

Fritz. Der ist ein für alle Male reservirt. Lebenslänglich! Wenn die Herren kommen und die Stühle stehen nicht ganz genau in der Reihe und das Feuerzeug statt rechts vom Aschbecher links . . . na, das Donnerwetter! Wollen Sie vielleicht (auf rechten Tisch) hier Platz nehmen?

Lucy. Aber der ist ja auch belegt?

Fritz. Der ist für Excellenz Imhoff und den Herrn Baron Romberg reservirt. Die Herren kommen erst später, und dann nehmen die's auch nicht so genau.

Lucy (setzt sich).

Fritz (giebt ihr eine Zeitung). Neuesten „Fliegenden" gefällig?

Lucy. Danke. (Sie beginnt zu lesen.) Ja, Fritz, die sind ja vom 4. April, und wir haben heute den 3. Mai?

Fritz. Die neuesten „Fliegenden". Zuerst ist das Museum darauf abonnirt, in der zweiten Woche die „Harmonie", dann die Buchhandlung von Griebenow, wir bekommen sie immer erst vier Wochen später!

Lucy (lacht). Ach so! . . . Kommt Herr Doctor Hessing auch regelmäßig zum Nachmittagsschoppen?

Fritz. Heute jedenfalls! (Heimlich.) Heute haben sie nämlich so 'ne Sitzung, da soll irgend 'was Wichtiges berathen werden.

Lucy. Wer kommt denn noch?

Fritz. Um drei viertel fünf der Herr Major Rainwald, sieben Minuten vor fünf der Herr Bürgermeister mit dem Stadtrath Hübner, dann der Buchhändler Griebenow.

Lucy. Und wer ist Ihnen, ehrlich gesagt, der Liebste von Allen?

Fritz. Der Herr Baron Romberg; der zahlt doch wenigstens Trinkgelder!

(Durch die Mitte tritt)

Dr. Hessing (sympathische Erscheinung, Anfang der 30).

Lucy (erschrocken aufstehend). Papa ist nebenan im Comptoir . . .

Fritz (eilfertig). Der Herr Papa ist wirklich nebenan, Sie können's uns glauben!

Hessing. Fritz, Sie sind zwar noch jung, aber schon ein kolossaler Esel! Vor Allem bringen Sie mir 'mal den 96er Rachenputzer Ausbruch.

Fritz (Kellerthüre ab).

Hessing (lachend). Also um Sie zu sehen, Fräulein Justus, muß man in die Weinstube zum „goldenen Anker" gehen!

Lucy. Der Vorwurf trifft nur Sie selbst, Sie haben sich volle acht Tage nicht bei uns blicken lassen. (Sie setzt sich.)

Hessing (nimmt gleichfalls am Schachtisch Platz). Daran war . . .

Lucy (einfallend). . . . die Arbeit Schuld! Wie oft haben Sie nun das schon den Leuten vorgelogen?

Hessing. Sehr oft! Aber dieses Mal ist's ausnahmsweise die Wahrheit!

Fritz (bringt den Wein und spült während des Folgenden am Buffet die Gläser, ohne sich um die Beiden zu kümmern).

Lucy. Und finden Sie immer noch nicht mehr Befriedigung in Ihrer Thätigkeit?

Hessing (sich einschenkend). Im Gegentheil, sie wird mir immer lästiger! (Trinkt.) Donnerwetter, schmeckt das Zeug scheußlich! Pardon, darf ich Ihnen anbieten?

Lucy (lächelnd). Außerordentlich liebenswürdig, aber ich danke!

Hessing. Sie, mein liebes Fräulein, haben glücklicherweise keine Ahnung von den Pflichten des Chefredacteurs eines Weltblattes in einer Stadt von 45311 Einwohnern. So viel waren's wenigstens bis gestern Abend. Eine Zeitung, die nicht Kritik üben darf, ist ein Unding.

Lucy. Wer hindert sie daran?

Hessing. Die 45311 Personen. Sind nämlich Alle unsere Abonnenten. Dieses ewige Rücksichtnehmen auf alle die Cevatterschaften, diese ewige Begeisterung . . . selbst für die dümmsten Sachen . . . man bekommt's wahrhaftig satt!

Lucy. Ihnen steckt Ihre Neigung, Romane zu schreiben, zu sehr im Kopf.

Hessing (aufstehend und umhergehend). Ja, weiß es der Himmel, da haben Sie Recht, Fräulein Justus. Ich fühle es, darin könnte ich Etwas leisten, das würde mich befriedigen! Wenn ich nur einen Stoff fände, der mir interessant genug schiene, ihn zu packen. (Er trinkt.) Wenn das Zeug warm wird, schmeckt's immer grauseliger!

Lucy. Das kann doch nicht schwer sein, ein Thema zu finden. Schauen Sie sich doch in der Welt um. Da passirt so viel!

Hessing. Ja, in der Welt! Aber nicht in der Welt, in der ich hier lebe! Die ist so jämmerlich eng, so klein! Die hiesige Gesellschaft! Gewiß meist sehr brave, pflichttreue, anständige, in ihrem Beruf sehr tüchtige Leute, aber so geradlinig, so unangenehm correct . . . so . . . so . . . penetrant wacker! Außer Excellenz Imhoff, seiner Frau und Baron Romberg wüßte ich hier keinen Menschen, der interessant genug wäre, ihn auf Herz und Nieren zu prüfen. (Sich leicht verbeugend.) Die dumme Redensart von den „Anwesenden" ersparen Sie mir natürlich. (Wird lebhafter.) Wenn ich mich so ganz hineinversenke in die Arbeit mit ihren Zweifeln und Fortschritten, und wenn endlich der Tag kommt, an dem mein Buch erscheint und ich es in den Schaufenstern der Buchhandlungen sehe . . . (nach dem Titel suchend) na also . . . „Temtemtem," Roman in zwei, meinetwegen in drei Bänden von Wilhelm Hessing . . .

Lucy. Kommt Zeit, kommt Rath. Ich verspreche Ihnen, ich werde die Augen offen halten und Ihnen Alles, was ich sehe, getreulich berichten. Vielleicht wird's doch ein Roman.

Hessing. Und wissen Sie auch, wem ich das Buch widme? „Fräulein Lucy Justus in herzlicher Zuneigung der Verfasser." (Er ergreift ihre Hand.) Und wenn's Ihnen gefiele, das würde mich so glücklich und stolz machen . . .

Lucy (aufstehend, leise). Der Papa!

Hessing. . . . Und Ihren Papa macht's natürlich auch glücklich und stolz . . . (Justus bemerkend und im Ton abfallend.) Ach so!

Justus (aus dem Comptoir). Was . . . was macht mich denn gar so glücklich und stolz, Herr Doctor Hessing?

Hessing (gewandt fortfahrend). . . . daß unsere geliebte Stadt so blüht und gedeiht und Friede und Eintracht herrscht. . .

Justus. Was wissen Sie denn von „Friede und Eintracht"? In der „Harmonie" reißen sie sich die Köpfe herunter, in der „Concordia" sprechen unter drei Mitgliedern mindestens zwei nicht mit einander . . . wissen Sie, wer die beliebteste und gesuchteste Persönlichkeit im ganzen Ort ist: der Schiedsrichter!

(Durch die Mitte tritt Major Rainwald ein.)

Lucy (leise zu Hessing, während Justus Rainwald begrüßt). Das wäre vielleicht gleich ein Stoff, das vielgerühmte gemüthliche Leben einer kleinen Stadt zu schildern.

Hessing. Nicht übel!

Justus (zu Lucy). Mach', daß Du fortkommst!

Lucy. Vergiß nicht, Doctor Hessing heut Abend zum Skat einzuladen. Onkel Mercker hat ja Gott sei Dank abgesagt.

Hessing (begleitet Lucy, ihr die Hand küssend). Auf baldiges Wiedersehen!

Rainwald (sich vor Lucy verbeugend). Mein Fräulein . . .

(Lucy Mitte ab. Rainwald in Civil, angenehme Erscheinung, Mitte der 40er, man sieht ihm den früheren Militär an. Fritz bringt ihm, wie später jedem Eintretenden, den üblichen Schoppen, man muß sehen, daß er mit den verschiedenen für Jeden charakteristischen Gewohnheiten durchaus vertraut ist. Sie setzen sich; sie nehmen die Plätze nicht nebeneinander ein, sondern Rainwald Längsseite Stuhl 2, Hessing Stuhl 5, Justus rechter Eckplatz.)

Justus. Na, Major, wie stehts mit der Gesundheit?

Rainwald (sich auf das Bein klopfend). Muß 'mal wegen des Pedals da nach Teplitz! Aber sehen Sie mal den Arm und die Hand! Die können Gott sei Dank noch fest zugreifen. Im Pistolenschießen nehme ich's heute noch mit dem Jüngsten auf! (Zu Hessing). 'Was Neues in der Politik, Herr Doctor? (Da Hessing verneint.) Oder im Städtchen?

Hessing. Das wollte ich gerne hier erfahren. Man hat mir eine sehr feierliche Einladung zu einer Sitzung geschickt. . .

Rainwald. Ja, eine höchst fatale, mehr als das, eine sehr ernsthafte Geschichte!

Hessing. Klingt ja recht aussichtsvoll!

(Währenddessen treten in lebhaftem Gespräch ein Lamprecht, Bürgermeister, und Hübner, Stadtrath.)

Lamprecht. . . Dieser Ansicht bin ich auch . . . nur nichts Halbes . . . energisch muß die Sache angepackt werden, denn dieser Zustand ist unhaltbar . . .

Hübner. Das sagt meine Frau auch.

Lamprecht. Guten Tag, meine Herren! (Er schüttelt Hessing die Hand.) Mein lieber Herr Doctor, ich danke Ihnen für ihr pünktliches Erscheinen. Ich wünschte nur, ich hätte Sie zu einer weniger traurigen Angelegenheit hierherbitten können.

Hessing (leise zu Justus). Sind wir denn hier zu einer Hinrichtung eingeladen?

Justus (nickt).

Hessing. Der Delinquent?

Justus. Witt're so 'was!

Lamprecht. Sind wir vollzählig?

Justus. Griebenow fehlt noch.

Hübner (am Fenster). Kommt eben um die Ecke.

Griebenow (tritt ein; allgemeine, ganz kurze, den Darstellern überlassene Unterhaltung).

Sperling (aus dem Comptoir begrüßt die Gäste).

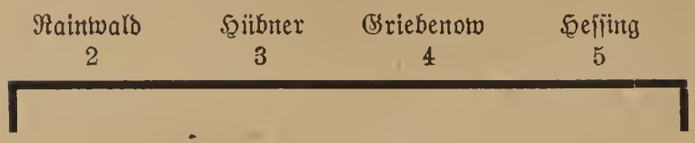
Fritz (hat Jedem seinen Schoppen hingestellt.)

Lamprecht. Herr Sperling, Sie sorgen wohl dafür, daß wir jetzt nicht gestört werden!

Sperling. Zu Befehl, Herr Bürgermeister! (Er giebt Fritz Ordre, dann in's Comptoir.)

Fritz (in den Keller).

(Alle haben jetzt Platz genommen.)



Griebenow (bietet eine Prise an, die circulirt).

Lamprecht (bleibt sitzen). Meine Herren, ich habe Sie heute Alle hierhergebeten nicht zu dem gewohnten Plauderstündchen, sondern um Ihnen eine sehr ernste, unsere ganze Stadt bewegende Angelegenheit vorzutragen. Ich möchte auch mit Ihnen berathen, welche Schritte dagegen zu thun sind. Und dann noch Eins, meine Herren, ich spreche hier nicht als Bürgermeister zu Ihnen, nicht etwa als das sogenannte „Oberhaupt der Stadt", sondern einfach als Mann zu Männern, zu Ehrenmännern.

Justus (brummt). Bischen lange Einleitung!

Hübner. Pst!

Lamprecht. Glauben Sie also ja nicht, daß ich irgend welchen Druck auf Sie ausüben möchte . . .

Justus. Ja, lieber Lamprecht, zum Drücken gehören immer Zwei. Einer, der drückt, und der Andere, der . . . na ja, eben der Esel!

Hübner (spitz). Der Herr Kreisphysicus scheint ja wieder bei trefflicher Laune zu sein.

Justus (grob). Bin ich immer! Also gefälligst weiter im Text. Habe um sieben meinen Skat.

Lamprecht. Ihnen Allen ist ja bekannt, daß in unserer Stadt seit Monaten ein Unfug getrieben wird, der in der letzten Zeit immer größere Dimensionen angenommen hat. Ich meine die anonymen Briefe!

Hessing (leise zu Justus). Also da soll's hinaus?

Lamprecht. Daß der Anonymus aus unseren Kreisen stammt, ist leider ganz zweifellos . . .

Rainwald. Auch meine Ansicht!

Lamprecht. Dafür spricht die intime Vertrautheit mit allen gesellschaftlichen Verhältnissen, und auch die elegante Form, in die alle diese Anklagen und Verleumdungen gekleidet sind!

Justus. Na, Witz ist auch dabei, verteufelt viel Witz! (Zu Hessing.) Den Menschen müssen Sie ausfindig machen und dann für Ihr Blatt engagiren. Und wozu denn, lieber Lamprecht, gleich so starke Worte wie „Verleumdungen"! Soviel mir bekannt ist, sind die Briefe alle ein bischen leidenschaftlich, das gebe ich zu, von „Verleumdungen" weiß ich Nichts. Ueberlegt's Euch nur, liebe Leute, wird schon Einer sein, den Ihr auch ordentlich gepiekt habt und der nun keine andere Gelegenheit hat, sich zu revanchiren.

Hübner (scharf). Aber, Herr Physicus, unterbrechen Sie doch nicht immer den Herrn Bürgermeister!

Justus. Erstens meinen Sie wohl den Herrn Lamprecht, denn wir sind hier nicht in einer Magistratssitzung . . . Gott sei Dank! sondern in der Kneipe, und zweitens Herr Stadtrath, rede ich, wenn mir's paßt! Das thue ich seit fünfundfünfzig Jahren, und an dieser mir lieben Gewohnheit werden Sie wahrhaftig auch Nichts ändern!

Rainwald (begütigend). Aber, meine Herren!

Lamprecht (ein wenig lebhafter). Der Herr Physicus scheint doch keine Ahnung von dem Umfang der Sache zu haben. Nicht ein Haus ist verschont geblieben von den vergifteten Pfeilen, die . . .

Justus. Puh puh! Werden Sie nur nicht poetisch, lieber Lamprecht! Und dann: nicht ein Haus? Ich habe zum Beispiel noch nie solchen Wisch bekommen, und Geheimrath Imhoff auch nicht. Mit dem sprach ich 'mal kürzlich über die Sache. Na, und der dächte ich, führt doch hier das allererste Haus!

Hübner (scharf). Das hat vielleicht seine besonderen Gründe, daß der Herr Geheimrath bisher verschont geblieben ist!

Justus. Nana, orakeln Sie nur nicht! Und überdies, wo soll das Alles hinaus? In solchen Geschichten muß sich Jeder seiner eigenen Haut wehren!

Lamprecht (aufstehend und stehenbleibend). Das beabsichtigen wir auch zu thun, und deswegen habe ich Sie, meine Herren, also den Gesammtvorstand der „Harmonie", hierhergebeten. Dem Vorstand des Vereins ist dieses anonyme Schreiben zugegangen. Es enthält schwere Anklagen gegen die Ehre unseres Vereins.

Griebenow. Man verlangt strenge Untersuchung oder droht mit Austritt!

Justus. Nanana!

Hübner. Meine Frau betritt die „Harmonie" nicht wieder!

Justus. Wird sich schon beruhigen!

Hübner (wüthend). Meine Frau beruhigt sich nie! Sie sitzt zu Hause und weint sich die Augen roth!

Justus. Soll sie sich Bleiwasserumschläge machen!

Rainwald. Meine Herren, wir müssen nach diesen Vorkommnissen Stellung nehmen in der Sache!

Justus. Ach was, Kleinstädtereien!

Rainwald (energisch). Nein, Herr Physicus, das sind nicht Kleinstädtereien. Mit Ihrem beliebten Schlagwort kommen Sie dieses Mal nicht durch! Ob 'ne Stadt groß ist oder klein, ob sie zwei Millionen oder fünfzig Tausend Einwohner hat . . . das ist in solchem Falle ganz egal! Der Ehrenstandpunkt fängt nicht erst bei Stadtbahnen und Nachtcafés an . . .

Hübner. Bravo!

Griebenow. Bravo!

Rainwald. Das ist so die Manier der Großstädter, gleich geringschätzig von Krähwinkeleien zu sprechen . . .

Hübner. Bravo!

Griebenow. Bravo . . . bravo!

Rainwald. . . . wir werden also eine Erklärung in der Zeitung erlassen. In der werden wir Alle, der Gesammtvorstand, unserer Entrüstung über den Scandal Ausdruck geben und strengste Untersuchung versprechen!

Lamprecht (sich wieder setzend). Und dabei (zu Hessing), Herr Doctor, rechnen wir auf Ihre gütige Unterstützung im Tageblatt!

Hessing. Gegen eine bezahlte Annonce wäre natürlich Nichts einzuwenden, während . . .

Rainwald. Nein, Verehrter, wir bitten um mehr. Wir möchten aus Ihrer Feder einen Artikel haben, der gegen anonyme Briefe im Allgemeinen und gegen unsern Fall im Besonderen vorgeht. Das würde klärend und befreiend wirken.

Hessing. Ich kann Ihnen da leider nicht entgegenkommen, meine Herren, unsere Zeitung hat vorläufig keine Veranlassung, sich mit der Sache zu beschäftigen!

Justus (copirend). Bravo! bravo!

Lamprecht. Und jetzt, meine Herren, komme ich zu dem heikelsten Punkt der traurigen Angelegenheit. Wer ist der Schreiber dieser anonymen Briefe?

Justus. Ja, „die Nürnberger thäten keinen hängen . . ."

Lamprecht (energisch). Wir glauben, ihn aber schon zu haben, Herr Kreisphysicus! Der Verdacht hat sich gegen eine ganz bestimmte Persönlichkeit gewendet, die wir Alle kennen: gegen den Herrn Baron Romberg! (Allgemeine Zustimmung.)

Justus (auffahrend). Sind Sie bei Sinnen, Lamprecht?

Lamprecht. Dieser Verdacht wird bereits von der ganzen Stadt getheilt. Der Name des Barons als Urheber dieser Briefe fliegt bereits von Mund zu Mund!

Griebenow. Ich bitte um's Wort: sehr merkwürdig ist es jedenfalls, daß diese Briefe begannen kurze Zeit nach der Rückkehr des Barons von seinen großen Reisen. Warum war denn Ruhe, so lange er bei den Botokuden und Kamtschadalen war?

Hübner. Wäre er nur lieber dort geblieben! Das sagt meine Frau auch!

Justus. Paperlapapp da mit Ihren Botokuden!

Lamprecht. Und — so weit sind wir schon bei den Recherchen — nachgewiesenermaßen gelangten die Briefe nur an solche Familien und Persönlichkeiten, mit denen der Herr Baron sich durch sein brüskes Benehmen verfeindet hat.

Rainwald. Ich bitte auch um's Wort. Der Erste, der einen anonymen Brief bekommen hat, war ich, und ich zögere durchaus nicht, um Licht in die Sache zu bringen, diesen Brief hier vorzulesen. Er lautet: „Mein Herr! Mit aufrichtiger Besorgniß sehe ich, daß Sie Stellung gegen den Baron von Romberg nehmen. Der Schreiber dieses weiß genau, daß nur persönliche und ganz unbegründete Empfindlichkeiten die Ursache sind. Er appellirt an Ihr männliches Ehrgefühl, um durch Ihren Einfluß die Kleinstadthetzereien zu beendigen . . ."

Justus. Der hat ja so Recht!

Rainwald. . . . „die dem Baron Romberg den Aufenthalt in der Stadt zu verleiden begonnen haben". Herr Kreisphysicus, ich frage Sie nun, in wessen Interesse ist dieser Brief geschrieben? Doch nur im Interesse des Herrn Barons! Wer hat nun den zweiten, den dritten, den zehnten Brief bekommen? Immer nur solche Personen, mit denen der Herr Baron in offener Feindschaft lebt . . .

Hübner. Zum Beispiel Herr Eberti . . .

Justus. Ach so, der? Dem 'mal der Herr Baron 'nen dummen Jungen aufgebrummt hat?

Hübner (giftig). Bitte, Herr Eberti ist mein Neffe!

Justus. Das ist Ihr Pech, Herr Stadtrath!

Rainwald. Aber selbst in den Briefen, in denen Rombergs Name gar nicht genannt wird, weisen die Fäden, genau verfolgt, doch immer wieder auf ihn hin.

Lamprecht (erregt). Sie gestatten mir wohl, Herr Physicus, daß ich Ihnen den Brief an die „Harmonie" vorlese . . . wenigstens die markantesten Stellen . . . „bisher war dieser Verein nur ein Tummelplatz von Intriguen und Mottenburgereien" . . . (Allgemeine große Entrüstung.)

Justus (vor Vergnügen auf den Tisch klopfend). Mottenburgereien ist ausgezeichnet!

Lamprecht. . . . „aber demnächst wird Ihnen Gelegenheit geboten sein, frischen Luftzug einzulassen." Und was bedeuten diese Worte? Die Ankündigung, daß . . .

Griebenow. Ja, meine Herren, wir sind nun in eine höchst peinliche Lage versetzt worden. Romberg hat sich in der „Harmonie" als Mitglied vorschlagen lassen . . .

Hübner. . . . und zwar durch seinen besten Freund, den Herrn Geheimrath Imhoff!

Lamprecht. Daß der Herr Baron nicht den geselligen und künstlerischen Zwecken unseres Vereins dienen will, sondern nur aus Uebermuth Eintritt begehrt, werden Sie wohl Alle zugeben!

Hübner. Einen Menschen, auf dem ein so schwerer Verdacht ruht, nehmen wir nicht in unseren Verein auf!

Rainwald. Excellenz Imhoff wird davon unterrichtet werden!

Justus (auf den Tisch schlagend). Das wird nicht geschehen, solange ich mit Vorstand der „Harmonie" bin, und ich bin schließlich ihr Begründer! Blech! Alles Blech! In unserem Verein entscheidet, wie überall, die Ballotage. Die schwarze und die weiße Kugel. Wollen die Mitglieder Romberg nicht, so werden sie schon wissen, was sie zu thun haben. Vorsehung brauchen wir nicht zu spielen! Volksstimme — Gottesstimme! (Er greift wüthend den Klingelzug, Fritz bringt ihm einen neuen Schoppen.)

Lamprecht (gleichfalls auf den Tisch schlagend). Und ich sage Ihnen, Herr Physicus, der Mann wird nicht vorgeschlagen werden, und diese Erklärung wird noch heute, vom Ge-

sammtvorstand unterschrieben, an den Herrn Geheimrath abgeschickt! Sie lautet: „Ew. Excellenz müssen wir auf Ihr gefälliges Schreiben vom 20. vorigen Monats zu unserem lebhaften Bedauern mittheilen, daß wir nicht in der Lage sind, den von Ew. Hochwohlgeboren vorgeschlagenen Herrn Baron von Romberg in den Verein ‚Harmonie' als Mitglied aufzunehmen. Mit vorzüglichster Hochachtung Ew. Excellenz ergebenste." Hier ist meine Unterschrift.

Rainwald (rufend). Tinte und Feder! Das unterschreibe ich auch!

Griebenow. Ich gleichfalls! (Fritz bringt Schreibzeug.)

Hübner. Ich natürlich auch!

Justus (losbrechend). Und ich unterschreibe nicht! Ja, zum Donnerwetter, wollt Ihr Euch denn Alle unsterblich lächerlich machen! Kann mir Einer von Ihnen etwas wirklich Belastendes gegen den Baron anführen, daß er diese Briefe geschrieben hat? Na, gefälligst heraus mit der Sprache? (Kurze Pause.) Nichts, gar Nichts!

Hübner. Das werden wir schon nachweisen!

Justus. Erst weist es nach, und dann wollen wir weiter reden!

Lamprecht. Das werden schon die Schriftexperten entscheiden!

Justus. Ach, Du lieber Gott, diese Esel! Auf ein albernes Weibergeklatsch hin einen anständigen Menschen beleidigen? Das überlassen Sie gefälligst den Schandmäulern in den verfluchten Kaffeeschlachten!

Hübner. Die Begriffe über „anständige Menschen" sind eben verschieden. Ein Mann, der bei seiner Rückkehr den Damen der Gesellschaft keinen Antrittsbesuch macht, ist kein anständiger Mensch. Das sagt meine Frau auch!

Justus (wüthend). Das sagt Ihre Frau, und Sie sagen es auch!

Griebenow. Ich bitte auch um's Wort. Am zweiten Osterfeiertage kommt Herr Baron Romberg in meinen Laden und fragt, (empört) während die Frau Consistorialrath Fromann und die Frau Oberlehrer Gottschalk Erbauungsschriften aussuchen, ob ich nicht Nana vorräthig hätte! Und das an einem Feiertage! Ist das vielleicht anständig?

Justus (vor Wuth mit beiden Händen trommelnd). Jesses, Jesses, Jesses!

Lamprecht. Ein Mann, der es nicht unter seiner Würde hält, mit Komödiantenpack hier die Nacht durchzukneipen, ist auch nach meinen Begriffen kein anständiger Mann!

Justus. Ach, machen Sie sich doch nicht lächerlich, Lamprecht! Wohl 'ne Todsünde, 'paar hungrigen Seiltänzern ein warmes Abendbrod zu poniren?

Hübner (höhnisch). Bitte: eine Seiltänzerin war auch dabei!

Justus. Wenn sie hübsch war, hat er ganz recht. (Allgemeine Entrüstung.) Wissen Sie, Herr Stadtrath, als Sie bei den Bonner Husaren standen, haben Sie Ihre Abende wohl auch nicht ausschließlich in der „Herberge zur Heimat" oder im „Jünglingsverein" verlebt!

Hübner (giftig). Herr Kreisphysicus, jetzt reißt mir die Geduld!

Justus (grob). Lassen Sie sie reißen!

Lamprecht (beschwichtigend). Aber, meine Herren, Ruhe, Ruhe! Sie sind doch hier nicht in der „Harmonie"!

Justus. Meine lieben Leute, sind Sie sich denn auch ganz klar über die Folgen? Soweit ich den Herrn Baron kenne, wird er Euch, wenn er's erfährt, nicht gerade zu Chocolade mit Schlagsahne drüben in der Conditorei einladen. Da wird geschossen werden, meine Herren, ja: geschossen, und Kinderpistolen werden's nicht sein, darauf können Sie sich verlassen!

Rainwald (energisch). Dafür ist ja unsereins auch noch da!

Justus. Und dann, wenn er Sie, Herr Stadtrath, niedergeknallt haben wird ...

Hübner (furchtbar erschrocken). Warum denn gerade mich?

Justus. . . . dann wird er unserer geliebten Stadt den Rücken kehren. Dann habt Ihr den reichsten Mann vertrieben, den einzigen Menschen, der Leben und Bewegung in die öde Bude brachte . . .

Lamprecht. Vom Standpunkt der Steuerzahlung und im Interesse der Commune würde ja allerdings das Fortgehen des Barons zu beklagen sein . . .

Justus. Haha! Also doch!

Lamprecht. Aber die Moral, die Sittlichkeit stehen allezeit obenan!

Rainwald. Das ist auch meine Meinung!

Griebenow. Bravo!

Hübner (Griebenow die Hand schüttelnd). Ich danke Ihnen im Namen meiner Frau!

Justus (immer lebhafter). Aber nicht allein den reichsten Mann wollt Ihr zum Tempel hinausjagen, auch den wohlthätigsten Mann! (Den Stuhl vor Zorn umwerfend.) Ja, wackeln Sie nur mit dem Kopf, so viel Sie wollen, Herr Stadtrath, und Sie auch, Herr Bürgermeister! Wenn der Stadtsäckel geplündert war durch Bälle und Réunions und solchen Blödsinn und Ihr keinen Pfennig übrig hattet für meine armen Kranken, dann bin ich jedes Mal zu diesem vielgeschmähten Mann hinausgepilgert auf sein Gut. Denn ich wußte ganz genau: der giebt mit vollen Händen und aus vollem Herzen! Keine geachtete Familie gewährt ihm mehr Einlaß? Keine Dame erwidert seinen Gruß? (Am Fenster.) Bemühen Sie sich gefälligst hierher! Da fährt ja der „schwarze Mann" auf'm Velociped vorbei, Euer Kinder- und Weiberschreck, der Herr Baron von Romberg! Und neben ihm radelt die erste Frau in unsrer Stadt, die Gattin des Geheimraths von Imhoff, Frau Excellenz Imhoff, geborene Comtesse Bretten!

Hübner (nach kurzer Pause mit bedeutungsvollem Lächeln zu Griebenow). Hm! Hm!

Justus. Wenn Sie Husten haben, Herr Stadtrath, will ich Ihnen Lakritzen verschreiben, andernfalls möchte ich Sie bitten, Ihre Hmhms! etwas geschickter zu placiren!

Griebenow. Sie werden wohl erlauben, daß nicht Alle von . . . der . . . Eigenart der Frau von Imhoff so begeistert sind!

Lamprecht. Am wenigsten die Damen!

Rainwald. Bitte, meine Herren: Darum kümmere ich mich nicht! Daß Romberg direct oder indirect mit diesen anonymen Briefen zu thun hat — das ist meine Ueberzeugung, und die werde ich vertreten. An irgend welchen abfälligen Urtheilen über Frau von Imhoff betheilige ich mich nicht, das wollte ich ganz ausdrücklich betonen!

Hübner. Na, ich würde meiner Frau einen so . . . so intimen Verkehr mit Herrn Baron Romberg nicht gestatten. Indessen, die Frau Geheimräthin muß wohl daran ihr ganz besonderes Gefallen finden.

Griebenow. Augenscheinlicherweise!

Justus (außer sich). Das dulde ich nicht! Wenn Sie schon keine Achtung haben vor dem genialen Gelehrten, dessen Name einen Weltruf hat, dessen Wirken unsere lumpige Universität zu einer der ersten in Deutschland gemacht hat . . . haben Sie gefälligst Achtung vor dem Mann! (Mit erhobener Stimme.) Imhoff ist mein Freund, und ich leide es nicht, daß seine Frau verdächtigt wird! Wer meines Freundes Ehre beleidigt, beleidigt auch mich! Verstandez-vous? (Da Lamprecht erwidern will.) Jetzt rede ich noch! Weil sie anders ist, als die andern Frauen hier? Weil sie reitet? Weil sie ihre Toiletten nicht vorschriftsgemäß aus der hiesigen Schnittwaarenhandlung bezieht, sondern aus Paris und Wien? (Immer schneller.) Weil sie glänzend ist und schön und geistvoll und über die Lästermäuler geringschätzig die Achseln zuckt . . . deswegen wagt man es, ihre Ehre anzutasten? (Donnernd.) Wissen Sie, meine Herren, was ich darauf nur sagen kann: Pfui Deibel! (Er spuckt aus und rennt wüthend umher.)

Lamprecht. Ihre Wuth, Herr Physicus, beweist gar Nichts. Wie stets wird die Majorität entscheiden. Die Majorität hat die Absendung der Erklärung an Herrn Geheimrath Imhoff beschlossen? (Zustimmung.) Und damit basta! (Ihm die Erklärung hinhaltend.) Zum letzten Male also, Herr Doctor, wollen Sie unterschreiben?

(Geheimrath von Imhoff tritt unbeobachtet ein.)

Justus (das Papier ergreifend und in der Mitte entzweireißend, dann schleudert er es wüthend unter den Tisch). So unterschreibe ich diesen Wisch! (Allgemeine große Entrüstung.) Und hiermit zeige ich meinen Austritt an aus Eurem Verein für sittliche Entrüstung, und Einer soll mir folgen, der Herr Ge . . .

Imhoff (vornehme Erscheinung, Ende der 40, leicht ergrautes Haar, Gelehrtenkopf, aber ferne jeder Pedanterie). Guten Abend, meine Herren!

(Alle sind ganz unwillkürlich aufgestanden.)

Griebenow (devot). Guten Abend, Herr Geheimrath!

Hübner (kriecherisch). 'N Abend, Excellenz!

(Pause, während welcher Imhoff nach vorn gegangen ist, er legt den Havelock ab, wobei ihm Fritz behülflich ist; die Sonne geht unter; die Anderen unterhalten sich scheu im Flüstertone.)

Lamprecht (tritt noch einmal an Justus heran, der ihn schroff zurückweist).

Verschiedene. „Zahlen!" „Ich auch!" „Nach Ihnen!"

Imhoff (steht hinter dem Schachtisch, höflich und formell). Die Herren alle wohlauf?

Justus (auf und ab). O ja, wir haben die Zeit sehr angenehm verplaudert! Na, wer von Ihnen hat denn nun die Courage? . . .

Rainwald (vortretend und mit der Hand abwehrend). Bitte, Herr Physicus, hier in der Kneipe keinen Eclat! (Er tritt vor Imhoff hin, männlich und vornehm). Herr Geheimrath, wann kann ich die Ehre haben, Sie in Ihrem Hause zu sprechen?

Imhoff (ein wenig verblüfft). Mich? . . . Entschuldigen Sie — — ich habe morgen Mancherlei vor . . . um vier . . . um fünf . . . darf ich um ein halb sieben um den Vorzug bitten, Herr Major?

Rainwald (sich verbeugend). Werde pünktlich erscheinen, Excellenz!

(Langsam in leiser, lebhafter Unterhaltung gehen die Anderen ab, Alle mit Verbeugung gegen Imhoff.)

Imhoff (macht Hessing, der sich sehr ergeben verbeugt, ein besonders freundliches Compliment). Gut, daß ich Sie hier treffe, Herr Doctor! Meine Frau und ich bitten Sie, morgen den Abend bei uns zu verbringen.

Hessing. Wird mir eine besondere Ehre sein, Herr Geheimrath!

Imhoff. Und ehe ich's vergesse, Justus, Du kommst natürlich auch und bringst Deine Lucy mit. Wir erwarten morgen Nachmittag die Gräfin Düren. (Er setzt sich.)

Justus (leise zu Hessing). Erwarten Sie mich zu Hause. Komme gleich nach. (Hessing ab.)

Justus (immer erregt auf und ab). Fritz, noch 'nen Schoppen!

Fritz. Herr Doctor haben schon den zweiten!

Justus. Halten Sie's Maul und thuen Sie, was ich Ihnen sage!

Fritz (ab).

Justus. Ich muß meinen Aerger 'runterspülen!

Imhoff (ruhig und freundlich). Aerger? Worüber, Justus?

Justus. Ach was, Aerger! Eine Schandwuth habe ich!

Imhoff (lächelnd). Das ist mir bei Deinem ein bischen cholerischen Temperament nichts Neues! Alter Freund, was zwickt und zwackt Dich denn gar so sehr?

Justus (am Fenster). Da geht diese Schwefelbande! (Er wirft das Fenster zu.) Hol' Euch Alle der Satan!

Imhoff (lacht). Hahaha! Wie menschenfreundlich! Sag' mal, Justus, was will Rainwald von mir?

Justus (grob). Weiß ich nicht!

Imhoff. Der Mann hat noch nie mein Haus betreten. Du weißt es übrigens ganz gut, was er von mir will!

Justus (grob). Ach was, laß mich zufrieden!

Imhoff. Ich scheine ja da gerade zu einer recht animirten Scene gekommen zu sein. Steht denn Rainwalds Wunsch, mich zu sprechen, in irgend einem Zusammenhang mit Eurer Debatte?

Justus (brummt etwas Unverständliches in sein Glas).

Imhoff. Du, höre mal, Justus, Du flunkerst mir da Etwas vor! In Deiner Rage apostrophirtest Du ja die Herren mit den Worten, ob „Jemand die Courage habe?"

Justus (betroffen). So? Hab' ich das?

Imhoff. Also heraus mit der Sprache! Halbe Worte und Andeutungen machen mich nervös und unruhig! Gesteh mir's ein, mein Alter, sie haben auf mich räsonnirt?

Justus (ihn ansehend, nach kurzer Pause). Auf Dich nicht!

Imhoff (lebhafter). Mach' mich nicht ungeduldig, Justus, ich merke ja, ich fühle es ja, ich war der Gegenstand Eures Gespräches! Also bitte, vorwärts!

(Es beginnt im Zimmer und auf der Gasse zu dunkeln.)

Justus. Na, wenn Du's durchaus wissen willst . . . 's ist auch besser, daß Du's von mir erfährst, als von Anderen . . . also . . . (unentschlossen) nein . . . ich sag's doch nicht!

Imhoff (streng). Jetzt muß ich aber ernstlich darum bitten!

Justus (nach kurzer Pause) Sag', Imhoff, wenn Du spazieren gehst und wirst mit Straßenschmutz bespritzt — was thust Du da?

Imhoff. Ich ärgere mich vielleicht ein Bischen, dann gehe ich nach Hause und lasse mir die Kleider reinigen.

Justus (trinkt). Schön! Wenn Du nun aber siehst, daß ein paar Gassenbuben Dich absichtlich mit Schmutz bewerfen?

Imhoff. Dann züchtige ich die übermüthigen Schlingel! (Geringschätzig.) Vielleicht auch das nicht einmal! Ich weiche ihnen aus und vermeide es, ihnen nochmals Gelegenheit zu einem solchen Bravourstückchen zu geben!

Justus (aufspringend und am Tisch stehen bleibend). Recht so! Und so sollst Du auch handeln!

Imhoff (unruhig). Aber Ernst, ich verstehe Dich garnicht!

Justus. Glaub's, daß Du mit Deiner reinen Kinderseele das nicht gleich capirst! Hinaufgeklettert bist Du in der Wissenschaft zu Ruhm und Ehren, mit Deinen Erfindungen hast Du Dir 'nen Namen gemacht, der unsterblich . . .

Imhoff (abwehrend). Aber Justus!

Justus. Na also gut. Darüber wollen wir uns nicht streiten, ob Du unsterblich wirst. Das können wir hier auch nicht abwarten. Aber (ernst) Eduard, der Mensch hat auch noch andere Pflichten, als nur der Wissenschaft, der Menschheit zu dienen! Hat auch Pflichten gegen sich selbst! Zwischen uns giebt's keine Redensarten! Daß ich kein Geschichtenträger und Einbläser bin — na, das weißt Du! Und (seine Hand ergreifend) daß ich's von Herzen gut mit Dir meine . . . alter Junge, glaubst Du's mir . . . Also kurz und gut: ich rathe Dir, schränke den Verkehr zwischen Deinem Hause und Romberg ein . . . (Die Sonne sendet die letzten Strahlen in's Zimmer.)

Imhoff (gedehnt). Wie?

Justus. Oder besser (ein wenig beklommener und leiser) den Verkehr zwischen Romberg und . . . Deiner Frau!

Imhoff (überlegen lächelnd). Ach, ist mein alter Justus auch schon unter die Pharisäer gegangen? Schüttelst wohl auch schon Dein weises Haupt über die Extravaganzen Rombergs? (Innig.) Den muß man kennen, wie ich ihn seit langen Jahren kenne mit seinen kleinen Schwächen und seinen großen Tugenden, und dann . . . liebt man ihn!

Justus. Nein, Imhoff, mach' der Sache ein Ende! Denn — also 'raus muß es — man tuschelt und flüstert vorläufig noch ganz leise, daß . . .

Imhoff (schnell aufstehend, scharf). Justus!

Justus. Kein Wort weiter, mein Junge, weiß Alles, was Du sagen willst! Daß es nichtswürdige Verleumdung ist . . . Romberg ist ein Ehrenmann . . . na, über Deine Frau ein Wort zu verlieren, wäre wirklich Frevel!

Imhoff (stark). Dieser Ansicht bin ich auch! (Er setzt sich.)

Justus. Aber . . . wozu den infamen Klatschbasen unnöthig die Mäuler aufreißen! . . . (Er geht umher.) Romberg ist ein recht rares Exemplar! Der hat gewiß mal an einem Sonntag bei hellstem Sonnenschein die Nase in die Welt gesteckt! Ein schöner Kerl, reich, unabhängig, begabt, so recht der Mann, um die Weiber toll zu machen! Mag er wollen oder nicht — die einfache Thatsache, daß er mit einer Frau verkehrt, sei es auch noch so freundschaftlich . . . die genügt, um dieses Femininum in schlechten Ruf zu bringen. Man muß auch den Schein vermeiden! Und wozu . . .

Imhoff. Du stockst? Du siehst ja, ich bin ganz ruhig.

Justus (mit einem Ruck, den er sich giebt). Ja, Imhoff, wozu die Frau in die Gefahr bringen? (Er legt ihm beide Hände auf die Schultern, milde und warm.) Mein guter, alter Freund, mir kannst Du ja doch keinen blauen Dunst vormachen . . . Du — — bist . . . nicht glücklich in Deiner Ehe! (Pause; eindringlich, aber leiser.) Nicht wahr, Du bist nicht glücklich?

Imhoff (nach kurzer Pause, leise und zitternd). Nein! . . . Ich habe das Glück nicht gefunden, das ich gesucht habe! . . .

Justus. Wußt' ich! Fühlte ich! Deine traurigen, müden Augen . . . Ja, die sprachen beredter, als Dein stummer, stolzer Mund! Und Deine Frau ist auch nicht glücklich! Kann es nicht sein! Die hat sich aus ihrem strahlenden Leben nicht in die enge Welt hier hineingewöhnen können, vielleicht auch nicht wollen! Kann mir's wohl denken, wie Du zuerst an ihr herumgemodelt und — gebosselt hast. Aber dann hast eingesehen, daß der Stein zu hart war . . .

Imhoff (ergreift bewegt Justus' Hand). Du hast Recht, Justus!

Justus. Und, Eduard, eine unbefriedigte oder gar unglückliche Frau kann nicht ungestraft mit Romberg verkehren! (Pause.) Noch Eins, liebst Du sie noch?

Imhoff. Ja!

Justus. Dann mache mit Romberg ein Ende, bevor es zu spät ist, bevor . . .

Romberg (durch die Mitte, in elegantem Velocipedanzuge, bleibt in der Thür stehen, auf der Gasse und Bühne herrscht Zwielicht). Hahaha! Wißt Ihr, Kinder, wie Ihr mir vorkommt? Wie so in der Spinnstube die alten Weiber, die sich in der Schummerstunde Gruselgeschichten erzählen! (Er kommt herein.) Na, im Dunkeln, sagt man ja, sei gut munkeln! (Er reicht Imhoff die Hand, die dieser, in Sinnen versunken, ihm langsam giebt.) Guten Abend, mein Junge! (Er begrüßt Justus.) Servus! Na, altes Medicinalhuhn, wieviel Menschen haben Sie heute in die Welt hineingeholfen und wievielen wieder 'raus? (Wegwerfend.) Ich weiß übrigens immer noch nicht, was angenehmer ist für die Passagiere: die Ankunft oder die Abfahrt!

Justus. Mir ist ein längerer Aufenthalt auf der Hauptstation doch das Liebste!

Romberg. So hängen Sie am Leben? Geschmackssache! (Er verbeugt sich gegen den leeren Stammtisch.) Sie erlauben doch, meine Herren? Meinen unterthänigsten Gruß, Herr Bürgermeister! . . . Herr Stadtrath, Frau Gemahlin 'mal wieder den Hausschlüssel confiscirt? (Währenddessen zündet Fritz die Straßenlaterne an, welche ihr rothes Licht in die Weinstube wirft.) Weißt Du, Eduard, wie lange Deine Frau und ich bis Fichtenthal gebraucht haben und dann über Langenhöhe zurück? 'ne Stunde 55 Minuten! Hui, das ging! Wie die Frau radeln kann, es ist wahrhaftig großartig! Als wir beim Waldschlößchen vorbeikamen, wurde da grade bei Kaffee und Kuchen so 'ne große Schlacht geschlagen! Alle waren sie da: die Frau Stadträthin und die Frau Bürgermeisterin und natürlich die baumlange Tante Griebenow! Und da gab's nun ein Gewisper und Getuschel! Wir das sehen und vorbei . . . haste nicht gesehen! . . . Kinder, die Augen hättet Ihr sehen sollen! Ach was Augen! Glühende Dolche, vergiftete Pfeile, Ihr kennt ja die edlen Sippen aus der „Harmonie"! Scheußlich!

Justus. Und in diesen Verein begehren Sie Einlaß, Baron?

Romberg. Natürlich! Das Stiftungsfest nächste Woche muß ich mitmachen. Das sehe ich schon Alles vor mir! Der ganze Saal erfüllt von Beamtenwürde und Bierdunst

und absoluter Heirathsfähigkeit und . . . hahaha . . . dazwischen ich! Ich glaube, ich mache so viele schlechte Witze, daß ich 'rausgeworfen werde!

Justus. Vielleicht werden Sie gar nicht 'reingelassen!

Romberg (lachend). Oho, Eduard, hast Du mich denn nicht angemeldet?

Imhoff. Bereits vor vierzehn Tagen. Die Ballotage findet übermorgen statt, nicht wahr, Justus?

Justus. Nein! Sie findet gar nicht statt.

Romberg. Also ein Abiturium mit Erlassung des mündlichen Examens? So gut ist's mir auf dem Gymnasium nicht gegangen!

Justus. Baron, ich will Sie vor Unannehmlichkeiten schützen. Sie werden gar nicht aufgenommen werden!

Romberg. Die Geschmacklosigkeit habe ich den Brüdern zugetraut, die Courage nicht!

Imhoff. Da ich Romberg vorgeschlagen habe, wäre das ja auch eine persönliche Beleidigung für mich. Sprichst Du im Namen des Vorstandes?

Justus. Bin soeben ausgetreten!

Romberg. Potz Tausend, das wird ja ganz dramatisch! (Sich auf die Tischkante setzend.)

Justus. Daß Sie nicht Enfant gâté bei den Leuten sind, das wissen Sie . . .

Romberg. Das rechne ich mir zur ganz besonderen Ehre an, Herr Physicus!

Justus. Daß aber die ganze Meute sich auf Ihren ehrlichen Namen stürzt, na, das wird . . .

Romberg (ernsthafter). Mein ehrlicher Name?

Justus. Baron, man hält Sie allgemein für den Schreiber der anonymen Briefe!

Imhoff (macht empört eine lebhaft abwehrende Bewegung).

Romberg (bricht in ein unbändiges Gelächter aus). Hahaha! Und darauf fallen Sie auch 'rein, Herr Medicus? Hahaha! Mein alter Justus, man merkt, Sie haben auch nicht ungestraft dreißig Jahre in diesem Nesselfeld gesessen. Wissen Sie, um was ich Sie längst beneidet habe? Um Ihre göttliche Grobheit!

Justus. Was das anbetrifft, glaube ich, daß auch Sie . . .

Romberg. Ja! Aber in Ihrer Grobheit liegt mehr Verve, mehr — mehr Schmiß! Ich weiß schon, was ich thun werde! Am nächsten Sonntag Vormittag, wenn die Militärmusik spielt und der ganze Spieß beisammen ist — dann stelle ich mich mit meiner Reitpeitsche auf den Marktplatz und rufe: „Wer von Euch Hallunkenpack es wagt meine Ehre anzutasten . . . (er zieht durch die Luft) dem werde ich mit dieser Feder da, meine Initialen in's Gesicht schreiben, dann kann er ja vergleichen, ob die Handschrift mit der der anonymen Briefe stimme!"

Imhoff. Alexander, man muß eine Verständigung zu erzielen suchen . . . man muß den Leuten beweisen, daß sie Unrecht haben . . .

Romberg. Faule Compromisse schließe ich nicht!

Imhoff. Gedulde Dich noch bis morgen. Rainwald hat sich bereits bei mir angemeldet.

Romberg. Ach, ist mein Spezi natürlich auch dabei? . . . (Ernsthafter.) Bis morgen Abend lasse ich Dir Zeit, die Bande zu einer demüthigen Abbitte zu zwingen. Wenn nicht . . . die Lerchen draußen im Birkenwäldchen haben lange genug kein Pulver gerochen!

Justus (nach der Uhr sehend). Donnerwetter, ich muß fort. Zum ersten Male in meinem Leben freue ich mich nicht auf meinen Skat. Gute Nacht, Eduard!

Imhoff. Gute Nacht, Justus! Auf morgen!

Justus (ab, es ist jetzt auf der Bühne ganz dunkel).

Romberg (zu Fritz, der aus dem Comptoir kommt). Sie, Kameel, machen Sie mal hier gefälligst Licht!

Fritz (steckt die eine Gasflamme über dem Schachtisch an; nur diese brennt und beleuchtet die Gruppe der beiden Männer, während der übrige Theil der Bühne in tiefer Dunkelheit liegt; ab).

Romberg. Komm Eduard, wir wollen uns den Abend nicht mit solchen Lumpereien verderben! (Setzt sich Imhoff gegenüber, steckt sich eine Cigarette an). Wenn ich mir's recht überlege, was habe ich denn eigentlich gethan, daß man mir so 'was zutraut?

Imhoff (zieht einen Bauer). Du paßt nicht zu diesen Menschen hier . . . (nach kurzer Pause) Alexander, warum lebst Du eigentlich hier?

Romberg (einen Bauer dagegenziehend). Das fragst Du mich? Einige Berechtigung hätte ich doch dazu! Bin ich etwa nicht der größte Grundbesitzer auf zwanzig Meilen im Umkreis? Habe ich vielleicht Tannhausen nur dazu geerbt, daß die Stallknechte auf den Sopha's herumlungern und die Bedienten meinen Rothwein austrinken . . . und überdies, ich fühle mich wohl hier, trotz all' des kleinstädtischen Packs, heidenmäßig wohl! (Warm.) Hab' ich nicht Dich, hab' ich nicht Dein Haus? (Pause.) Und nun laß uns vernünftig spielen! (Pause.)

Imhoff (macht einen Zug).

Romberg. Eduard, spiele doch nicht so zerstreut! (Leicht.) Wenn Du nicht Acht giebst, nehme ich Dir Deine Königin fort!

Imhoff (ruhig). Glaubst Du? (Er sieht nicht auf vom Brett, nach etwas längerer Pause zieht er wieder.)

Romberg (lacht kurz, aber herzlich auf.) Ach so, Du willst das Spiel verlieren?

Imhoff (ruhig und einfach). Nein, Alexander, ich will das Spiel gewinnen! (Beide stützen den Kopf in die Hand; tiefe Stille; während die Männer, nunmehr ganz vom Spiel gefangen genommen, auf das Schachbrett blicken, fällt ganz langsam der Vorhang).

Zweiter Act.

Bei Geheimrath von Imhoff.

Ein Salon von reichster und vornehmster Eleganz mit breiten Glasschiebethüren nach dem Park. Das Mobiliar des Salons in hellen, heitern Farben gehalten. Wiegestühle, Theetische, Chaiselongues, Stehlampen, Damenbibliothek, Schreibtisch, geöffneter Flügel, viele lauschige Ecken. Links eine Thüre. Draußen unmittelbar an der Glasthür eine große Veranda mit schöner Steinbalustrade, auf der buntglasirte Vasen mit Blumen gefüllt stehen. Auf der Veranda einige Gartenstühle, die aber die Circulation nach dem Park nicht hemmen dürfen. Ueber die Veranda ist eine buntgestreifte Marquise gespannt. Ausblick in einen großen wohlgepflegten Park. Sonnenschein. Nachmittag des folgenden Tages.

Franz (alter, vornehmer Diener, begießt die Pflanzen um eine Statue).

Justus (vom Garten her mit aufgeknöpfter Weste, nimmt den Hut ab). 'Tag, Franz!

Franz. Guten Tag, Herr Kreisphysicus!

Justus (sich den Schweiß von der Stirn trocknend). Bärenhitze! Am vierten Mai! Wenn's so weiter geht, Franz, halte ich meine Sprechstunden nächstens im Schwimmbassin ab . . . Hier wird wohl noch allgemeines Nachmittagsschläfchen gehalten?

Franz. O nein, die gnädige Frau hat die Frau Gräfin Düren von der Bahn abgeholt, und der Herr ist schon seit zwei Stunden in der Universität.

Justus. Für mich Nichts hinterlassen?

Franz. Der Herr Geheimrath läßt den Herrn Physicus bitten, hier auf ihn zu warten. Sie wüßten schon, wegen gestern.

Justus. Also, die Frau Gräfin 'mal wieder da! Immer noch so heiter und guter Dinge?

Franz. Zu dienen, Herr Doctor! Wenn die kommt . . . das ist für uns Alle ein Festtag. Da ist der Herr immer gleich so anders . . .

Justus. Hm! . . . Wo sind denn die Damen?

Franz. Im Park bei den Taubenschlägen. (Verlegen.) Herr Doctor, ich hätte auch 'ne recht große Bitte.

Justus. Raus damit. Aber gefälligst ohne lange Einleitung.

Franz. Meine Frau ist seit einigen Tagen nicht so recht wohl, und da möchte ich den Herrn Doctor bitten, doch 'mal nachzusehen!

Justus. Na also vorwärts! Wo ist sie denn?

Franz öffnet die linke Thür. Beide ab, währenddessen kommen vom Park her Helene von Imhoff, Ende der 20; Arm in Arm mit Gräfin Düren, Ende der 50; beide Damen in Sommertoiletten ohne Hüte.)

Düren (mit dem Rücken gegen Bühne, bleibt auf der Veranda stehen). Köstlich, Helene, wirklich charmant! Wie das Alles gepflegt ist! Aus den Blumenarrangements erkenne ich Ihren Geschmack! (Wendet sich nach rechts.) Pardon, noch einen Augenblick! Die Aussicht ist womöglich noch schöner! Ganz englisch, diese kurzgeschnittenen Rasen . . . superb . . . Sagen Sie, Helene, gehört der Kirchthurm schon zu Tannhausen?

(Beide kommen vor.)

Helene. Es ist die Pfarrkirche von dort. Man hat eine Stunde zu Pferd hinüber. Bei günstigem Winde hören wir die Abendglocken von drüben läuten! (Sie setzen sich vorne rechts.)

Düren. Kommt Romberg oft?

Helene. Alle Tage.

Düren. Das freut mich, daß Sie mit diesem Prachtmenschen so gute Nachbarschaft halten!

Helene. Wir reiten, fahren, rudern zusammen. Er leiht mir Bücher und Musikalien . . .

Düren. Spielt er noch so gut Clavier?

Helene. Wundervoll! Unser neuester Sport ist das Velociped. Das habe ich zum größten Entsetzen der hiesigen Damenwelt gelernt.

Düren (launig). Ja, ja, das Velocipedfahren! Scandalirt eine Frau über das Radfahren des weiblichen Geschlechts — uns hört doch hier Niemand — so setze ich immer ein gewisses Mißtrauen in die Gradheit ihrer Beine. Und mit wem verkehren Sie sonst?

Helene (verächtlich). Mit Niemandem!

Düren (sie lächelnd betrachtend). Und was sagt Imhoff dazu? . . . wird Ihr Mann da nicht ein bischen eifersüchtig?

Helene (stolz). Dafür ist kein Grund vorhanden!

Düren (ihr die Hand drückend). Von Ihrer Seite gewiß nicht, Helene! Aber halten Sie es nicht für möglich, ja sogar für sehr wahrscheinlich, daß sich Romberg über Hals und Kopf in Sie verliebt?

Helene (steht auf, kurz abweisend). Darüber habe ich noch nie nachgedacht!

Düren (sie prüfend ansehend, dann langsam). Wissen Sie, Helene, daß Sie da soeben eine Unwahrheit gesprochen haben? Ich bin sogar überzeugt, das Sie schon sehr viel darüber nachgedacht haben! (Gütig.) Runzeln Sie nicht die Stirn, mein Liebling, und setzen Sie sich 'mal zu mir! (Geschieht.) Ganz nahe. So ist's recht. Und nun beichten Sie mir 'mal ein wenig. (Sie streichelt ihr über das Haar.) In Ihren Briefen an mich stand immer so viel zwischen den Zeilen. Sie erzählten mir da von Ihren weiten Ritten mit Romberg, Sie berichteten mir in Ihrer amüsanten, manchmal sogar ein bischen boshaften Weise von dem Leben in Eurem Krähwinkel, von den lächerlichen Intrignen, die man gegen Sie spinnt . . . über die scheinen Sie sich übrigens viel zu sehr zu kränken . . . Sie erzählten mir von Sonne, Mond und Sternen, nur von Einem sprachen Sie nie:

Helene (richtet den Kopf stolz in die Höhe).

Düren. . . . von Ihrem Mann! Und so haben Sie mich dazu verleitet, über Ihre Ehe ein wenig nachzudenken. (Gütig.) Helene, Sie wissen doch, daß ich Sie lieb habe, nicht wahr?

Helene. Ja.

Düren. Ich habe mich oft gefragt: wie kamen Sie dazu, ein so schönes, vielumworbenes Mädchen, den so viel älteren Mann zu heirathen? Wie kam so viel Lebenslust zu so viel Ernst? (Leiser.) Haben Sie Imhoff geliebt?

Helene. Sein Charakter, sein Genie haben mich stets mit Bewunderung erfüllt . . .

Düren Nur mit Bewunderung? So, so! (Nach kurzer Pause.) Und jetzt sind Sie mit Romberg so befreundet?

Helene. Er ist hier der einzige Mensch, der so denkt und fühlt wie ich! Soll ich vielleicht mit diesen lächerlichen, hämischen Krämerseelen verkehren? Ich hab's versucht! Ich kam hierher mit dem festen Vorsatz, Alles zu vergessen und mich hier einzugewöhnen . . . ich kam mit gutem Willen, glauben Sie mir's, Elisabeth, aber ich konnte mich nicht unterdrücken lassen . . . wollte ich mich nicht selbst und alle Freude am Leben verlieren. (Voll Hohn.) Gräfin, wenn Sie diese Menschen kennen würden, wie ich sie kenne! Diese Männer: engherzige Pantoffelhelden, und diese Weiber, diese Weiber! (Leidenschaftlich.) Können Sie mir's verdenken, daß es mir ein wahres Labsal ist, mit einem Menschen wie Romberg sprechen zu können? . . . ich wüßte wahrhaftig nicht, was ich ohne ihn beginnen sollte! (Pause.)

Düren. Fürchten Sie nicht die Gefahr?

Helene (stolz). Welche? Ich weiß, (schroff) was ich dem Namen meines Mannes schuldig bin! (Flammend.) Was ich da drinnen empfinde . . . das geht wohl nur mich an! (Sie geht erregt nach hinten.)

Düren (aufstehend, für sich). Schlimme Dinge!

Justus (von links).

Düren (bemerkt ihn und versucht, sich zur Heiterkeit zu zwingen). Ah, da ist ja auch mein lieber alter Grobian!

Justus. Herzlich willkommen, Frau Gräfin! (Indem er ihr die Hand küßt.) Heut ist Donnerstag. Bin also rasirt.

Helene (vorkommend, mit gekünstelter Heiterkeit). Halt, halt! Sonst werde ich eifersüchtig!

Justus (küßt auch Helenen die Hand). Hat der Spaziergang Sie erfrischt, Frau Gräfin?

Düren (nimmt links Platz). Diese Luft hier, köstlich! Ihr Leutchen in der kleinen Stadt wißt ja gar nicht, wie gut Ihr es habt!

Justus. Mit der „guten Luft" ist das bei uns so 'ne Sache, Frau Gräfin! Hier draußen — na ja, da geht's ja! Aber da drunten im Nest, da brodelt's wie in 'ner richtigen Großstadt!

Düren. Haben Sie denn hier jetzt so viel Fabriken?

Justus. Fabriken? Nee! Aber Kaffeekränzchen! (Er zeigt in den Park.) Da kommt Einer, der pfeift noch aus 'nem ganz andern Loch, wenn er auf das Thema zu sprechen kommt! (Romberg kommt durch den Park.)

Düren (lachend). Ist wohl der schwarze Mann, mit dem man die ungezogenen Bälger zu Bett schickt? „Kinder, seid artig, sonst kommt der Baron Romberg!"

Romberg (lachend). Das habe ich mir gedacht, daß Sie nur von mir sprechen, Gräfin! (Küßt ihr die Hand.) Ja, ja, alte Liebe rostet nicht! (Dann küßt er Helenen die Hand.) 'Tag, Frau Helene! Bitte um etwas weniger Regenwettervisage, Herr Physicus! . . . Frau Helene, nachher reiten wir noch ein Stündchen bis zu Tisch . . . ein Wetter, kolossal . . . die Chaussee schon im Schatten . . . die ganze Luft so erfüllt von Fliederduft!

Justus. Prosit Mahlzeit, nach Kaffee riecht's!

Romberg. Das sage ich Ihnen gleich, beste Gräfin, unser Tagesprogramm dürfen Sie nicht stören . . .

Düren. Noch ganz der Alte! Wissen Sie, Romberg, von wem ich Sie grüßen soll? Von dem schönsten Mädchen in der Residenz, das sich recht oft und ich glaube recht ungeduldig nach Ihnen erkundigt!

Romberg. Der Engel soll sich erkundigen, bis er so alt wird wie eine Balleteuse! Nein, Gräfin, den Pelz verdienen Sie nicht! Mit den beiden himmlischen Menschen hier fühle ich mich so wohl . . . ich wäre ein Narr, wollte ich's ändern!

Düren (verständnißvoll nickend für sich). Hm! Hm!

Imhoff (von links). Guten Tag allerseits! Nun, Gräfin, haben Sie sich schon wieder eingelebt bei uns?

Düren. Gewiß, lieber Imhoff, ich bin ganz orientirt.

Imhoff (tritt an den rechten Tisch und liest einige Briefe).

(Lucy und Hessing kommen vom Park her.)

Lucy. Es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, gnädige Frau, daß ich so früh komme. Aber Papa hatte natürlich verschlummert, um welche Uhr gegessen wird, und da dachte ich, lieber ein bischen zu früh, als zu spät!

Justus. Hast'e ganz Recht, mein' Tochter!

Helene (der Gräfin vorstellend). Fräulein Justus . . . Herr Doctor Hessing!

Düren (sie wohlgefällig betrachtend). Ein hübsches Brautpaar! Meine Gratulation!

Lucy, Hessing (lachen).

Lucy. Weit gefehlt, Frau Gräfin, wir haben ganz und gar nicht die Absicht! So nett nämlich der Herr Doctor aussieht, so unausstehlich ist er!

Düren (leise zu Helene und Romberg). Und dabei lacht ihnen Beiden die Liebe aus den Augen!

Lucy (ist auf ihren Vater zugetreten und knöpft ihm die Weste zu). Wie das wieder aussieht — schrecklich!

Justus. Aber bequem!

Lucy
Hessing } (gehen nach der Veranda und plaudern dort).

Franz (servirt Thee).

Düren (Thee nehmend). Gott sei Dank, eine gute Tasse Thee. Den Menschen, der mir heute das Diner im Speisewagen servirte, sollte man wahrhaftig aufhängen.

Justus . . . oder in die Harmonie aufnehmen! (Da Justus ihm den Thee servirt, entrüstet). Thee? Nee!

(Stellung.)

Lucy Hessing
Helene * * * Justus
Düren *
Romberg * Imhoff
* *

Helene
Düren
Romberg } (unterhalten sich sehr lebhaft).

Justus (tritt an den noch Briefe lesenden Imhoff heran, leise). Imhoff, einen Augenblick!

Imhoff (leise und schnell). Hast Du Rainwald nochmals gesprochen? Wird er kommen?

Justus. Schlag halb sieben.

Düren (rufend). Allons, allons, Messieurs!

Imhoff. Gleich, Gräfin! (Leise.) Sprach er nicht sein Bedauern über den Vorfall aus?

Justus (leise). I bewahre! Ich weiß nicht: der Mann macht heute einen verteufelt sicheren Eindruck! (Sprechen weiter.)

Lucy und
Hessing } (lachen laut auf der Veranda).

Düren (das Paar mit der Lorgnette betrachtend.) Das zwitschert, wie ein paar Lerchen, die sich über den erwachenden Frühling freuen!

Romberg (sich auf seinem Stuhl nach Imhoff umdrehend). Kinder, seid doch nicht so ungalant gegen die Damen! (Er steht auf und tritt ungefähr in die Mitte). Was steckt Ihr denn da schon wieder so geheimnißvoll die Köpfe zusammen . . . En avant! (Er will zu den Damen.)

Imhoff. Alexander!

Lucy und Hessing } (kommen zurück).

Romberg. Du willst wohl über die Dummheit von gestern mit mir reden? Nein, mein Junge, ich gehe zu den Damen, das ist mir wichtiger! Bis sieben hast Du noch Zeit, dann sind die vierundzwanzig Stunden um.

(Die allgemeine Aufmerksamkeit richtet sich auf das Gespräch.)

Imhoff. Und dann?

Romberg (ihm auf die Schulter klopfend). Dann überlasse die Sache gefälligst mir.

Imhoff (lebhafter, ohne auf die Gesellschaft zu achten). Das eben will ich vermeiden, wenn es irgend möglich ist.

Helene (zu Düren). Die Sache scheint ernsthaft zu sein!

Düren (beschwichtigend). Vielleicht ein Sturm in einem Glase Wasser!

Romberg. Aber Eduard, hier vor den Damen . . .

Imhoff (unbeirrt). Laß mich gewähren, Alexander! Ich werde den Mann von seinem Unrecht überzeugen und Dir jede Satisfaction verschaffen. Ich habe noch eine Stunde Zeit, die werde ich nützen.

Romberg (übermüthig). Wenn Dir's aber nicht gelingt, mein alter Spezi?

Düren. Darf man vielleicht erfahren?

Hessing (leise zu Lucy). Hier finde ich den Stoff zu meinem Roman.

Romberg. Meinetwegen! Wir wollen 'mal die Sache ein paar klugen, unparteiischen Richtern vortragen. Also, mes dames, kurz und bündig: ich bin beleidigt worden! Name und Ursache können Sie nicht interessiren. Hundsföttisch beleidigt worden! Nicht wahr, Eduard, das giebst Du doch zu?

Imhoff (bestimmt). Jawohl!

Romberg. Justus, Sie auch?

Justus. Als 'ne Schmeichelei kann man's allerdings nicht auffassen!

Romberg. Ich frage Sie also, verehrte Anwesende: was hat ein Mann von meiner Herkunft in solchem Falle zu thun? Nun, Frau Gräfin? (Kurze Pause).

Düren (ernst). Wenn es sich um die Dame Ihres Herzens handelt, müssen Sie die Affaire mit zehn Schritt Barrière abmachen!

Romberg. Nein, Gräfin, es handelt sich ausnahmsweise um gar keine Dame! . . . Herr Doctor Hessing, darf ich um Ihre Ansicht bitten?

Hessing (selbstverständlich). Herr Baron, ich war Corpsstudent!

Romberg. Verstehe! Sanctioniren also! . . . Fräulein Justus?

Lucy. Ich verstehe von diesen Dingen wirklich zu wenig. Ich war nämlich nicht Corpsstudent.

Romberg. Justus, was würden Sie thun, wenn Sie beleidigt würden?

Justus. Strychnin verschreiben und 's den Andern saufen lassen!

Romberg (lacht). Hat 'was für sich! Frau Helene?

Helene (aufstehend, ruhig). Ein Mann, wie Sie, muß sich unter allen Umständen schlagen.

Romberg. Bravo. Sie sprechen doch immer meine Sprache!

Helene. Bist Du nicht auch dieser Ansicht, Eduard?

Imhoff. Ich stehe auf dem Standpunkt der Gräfin! Ein Mann hat meinem Empfinden nach nur das Recht und die Pflicht, mit der Waffe für die Ehre seiner Frau einzutreten oder sich zu rächen, wenn sie selbst seinen Namen beschmutzt. Alle anderen Gründe sind für mich nicht stichhaltig! Wenn es ein Bube in frechem Uebermuth wagt,

mich zu beschimpfen, soll ich deswegen mein Leben auf's Spiel setzen? Soll ich Alles dem blöden Zufall des Laufes einer Kugel preisgeben? Alles, was ich erstrebt und erreicht habe und genieße? Die Achtung meiner Mitmenschen, die Früchte meiner Arbeit, den Frieden meines Hauses? Das Alles hinopfern, weil es einem Thunichtgut beliebte, mich körperlich oder moralisch anzurempeln?

Düren. Imhoff, Sie werden diese Sitte nicht aus der Welt schaffen!

Imhoff. Gewiß nicht! Aber ich habe nicht nöthig, mich an dieser mittelalterlichen Barbarei zu betheiligen! Was wird denn mit solchem Ehrenhandel bewiesen? In den meisten Fällen weiter Nichts, als daß der Beleidiger ein besserer Schütze ist, als der Beleidigte! In den meisten Fällen nur, daß eine Familie unglücklich gemacht wird durch die Raufluft eines salonfähigen Wegelagerers!

Romberg. Ich theile Deine Ansicht nicht, Eduard! Beweisen will ich nur, daß ich mir von Niemandem auf Gottes weiter Erde eine Nichtswürdigkeit ungestraft nachsagen lasse! Wie ein Mensch ohne Geld leben kann — schön muß es nicht sein, aber ich kann mir's denken! Wie aber ein Mann leben kann, ohne seine Ehre vertheidigt zu haben bis zum letzten Athemzuge: das verstehe ich nicht! Mehr als mein Leben kann ich für meine Ehre nicht einsetzen, der Preis ist hoch, aber doch nicht zu theuer!

Imhoff. Du würdest als verheiratheter Mann nicht so sprechen!

Romberg. Ob ledig oder nicht, das ändert an der Sache gar Nichts.

Imhoff. Mehr als Du glaubst! Man setzt sein Leben nicht so leicht auf's Spiel, wenn man noch Pflichten gegen Andere hat!

Romberg. Mein guter Eduard, was meine Urahnen und Väter gethan haben in solchen Fällen, das werde ich auch thun, und so Gott will, sollen's meine Jungens mir 'mal nachmachen! Glaubst Du, daß wir umsonst die drohende Faust in unserem Wappen führen? Glaubst Du, es würde sich für mich schicken, mir von einem Amtsrichter und ein paar Schöffen meine beleidigte Ehre repariren zu lassen? Ich heiße Alexander von Romberg! Gebe Dir gerne zu, daß Dein Adel wahrscheinlich viel mehr werth ist: Du hast Dir Deinen Adel durch Deine Heldenthaten in der Wissenschaft errungen . . . mir ist mein Adel in die Wiege gelegt worden! . . . Nenn's junkerliches Vorurtheil, nenn's mittelalterliche Brutalität, nenn's, wie Du willst . . . aber dieses „Vorurtheil" habe ich mit der Muttermilch eingesogen, mit diesem Vorurtheil bin ich aufgewachsen, mich zu wehren mit der Waffe in der Hand, wenn ich angegriffen werde; ja, das steckt uns Allen nun einmal im Blute — mit diesem Vorurtheil werde ich . . . und wenn's bestimmt ist, durch dieses Vorurtheil einmal sterben!

Helene (ist ihm mit leuchtenden Augen gefolgt). Wenn ich ein Mann wäre, ich dächte ebenso!

Imhoff. Ich kenne bessere Mittel, seine Ehre zu vertheidigen und wiederherzustellen, klügere und menschlichere! Dem Gegner sein Unrecht beweisen, den Feind zur Abbitte zwingen! Weise Rainwald nach, daß Du nicht der Schreiber dieser anonymen Briefe bist . . . zwinge ihn, an Deine Ehrenhaftigkeit zu glauben! (Immer lebhafter.) Ich gebe Dir mein Wort, Alexander, ich will Dich darin unterstützen, so weit es in meinen Kräften steht. Meine Verbindungen hier reichen weit, mir stehen alle Kreise offen, alle Mittel zur Verfügung, und es sollte doch wahrhaftig mit dem Teufel zugehen, wenn es nicht gelingen würde, den Missethäter unter dieser Handvoll Leute ausfindig zu machen! (Immer stürmischer.) Ich werde suchen, unablässig suchen, thue das auch. . . . Justus, Doctor Hessing, meine Frau werden Dich unterstützen . . . (Mit hinreißender Wärme.) . . . Und glaub' mir's, an dem Tage, an dem wir den Frevler ausliefern und an den Pranger stellen, an dem Tage, an dem Rainwald Dich um Verzeihung bitten muß . . . Alexander, an diesem Tage wirst Du einsehen lernen, daß man durch andere Mittel seine besudelte Ehre reinigen kann, als durch einen brutalen Kugelwechsel!

Romberg (die Uhr ziehend, kalt.) Halb sieben? Noch eine halbe Stunde, Eduard, dann ist die Frist abgelaufen!

Franz (links). Herr Major Rainwald wünscht Excellenz zu sprechen. (Kurze Pause.)

Imhoff. Führen Sie den Herrn Major in mein Arbeitszimmer!

Düren. Franz, holen Sie mir doch, bitte, meinen Umhang! (Franz ab.) Ich denke, wir promeniren ein bischen im Park und sehen uns die Fasanerie an! (Während sie mit Romberg und Helene nach hinten geht.) Ich muß nämlich zu meiner Schande gestehen, daß ich Fasanen nur in getrüffeltem Zustande kenne! (In die Hände klatschend.) Ach, wie schön: sehen Sie doch den Mond!

Lucy (leise zu Hessing). Sie haben Recht: den Stoff zu Ihrem Roman haben Sie gefunden. Wird er traurig enden?

Hessing. Ich hoffe nicht.

(Die Gesellschaft in lebhafter Unterhaltung in den Park.)

Helene (dreht sich noch einmal auf der Schwelle um, sie tritt einige Schritte vor, als ob sie Etwas sagen wollte, dann folgt sie den Andern).

Imhoff (zu Franz, der der Gräfin den Umhang gebracht hat und nun von der Veranda zurückkehrt). Franz, bitten Sie den Herrn Major doch lieber hierher. Die Luft in der Bibliothek ist jetzt immer so stickig!

Franz (ab).

(Die Sonne vergoldet Park und Salon mit ihren letzten Strahlen.)

Justus. Na, weniger schwül ist's hier auch nicht!

(Pause, während welcher Imhoff einen Gang durch's Zimmer macht, dann einen Moment auf die Veranda tritt, sich frische Luft zufächelt und dann zurückkehrt.)

Rainwald (von links). Excellenz! (Er verbeugt sich).

Imhoff (erwidert höflich den Gruß).

Justus. Warum haben Sie denn, Herr Major, nicht den Herrn Bürgermeister mitgebracht, wie Sie mir Vormittags zusagten?

Rainwald. Der Herr Bürgermeister ist verhindert . . .

Justus. Haha! Erst ist er furchtbar entrüstet, und dann spielt er den Drückeberger!

Rainwald. Herr Geheimrath, dürfte ich um den Vorzug bitten, allein mit Ihnen verhandeln zu dürfen?

Justus. Die versteckte Anspielung scheint mir zu gelten! Gehe schon, Herr Major, da draußen athme ich wenigstens frische, reine Luft! (Er geht in den Park; es beginnt jetzt allmählich im Park und Salon zu dunkeln.)

Rainwald (setzt sich auf eine erneute Einladung Imhoffs).

Imhoff (ihm gegenüber). Sie haben mich zu sprechen gewünscht . . .

Rainwald. Ja, Excellenz!

Imhoff. Gestatten Sie mir, Ihnen der Kürze halber zu bemerken, daß ich über den Zweck Ihres Besuches unterrichtet bin. Ich hoffe, Herr Major, Sie haben das Unrecht eingesehen, welches Sie meinem Freunde zugefügt haben!

Rainwald. Ich bedauere, Excellenz, das ist nicht der Zweck meines Besuches. Ich bin hier, um den Verdacht zu bekräftigen, den man in der ganzen Stadt gegen den Herrn Baron hegt. Nach den Statuten unseres Vereins hätte es ja genügt, wenn wir schriftlich . . .

Imhoff (mit verbindlicher Handbewegung unterbrechend). Bevor Sie fortfahren, Herr Major, und vielleicht Worte ausgesprochen werden, die unwiderruflich sind . . . daß die anderen Herren des Vorstandes, die Herren Lamprecht, Griebenow . . . (Er sucht nach weiteren Namen.)

Rainwald (ergänzend). Stadtrath Hübner . . .

Imhoff. . . . und Hübner die Aufnahme des Herrn Barons verweigern . . . das hat wohl immerhin erklärliche Gründe. Romberg ist ein Mann, der sein Herz auf der Zunge trägt, dessen Lebensanschauungen in schärfstem Widerspruch stehen zu den Ansichten der Herren . . . es sind wohl auch ein paar Hitzköpfe unter ihnen . . . genug, das ist

in einer so kleinen Stadt wohl nicht verwunderlich. Daß aber Sie, Herr Major, ein ernsthafter Mann, sich gewissermaßen zum Fahnenträger dieser Herren bereit erklären ... das verleiht der Affaire doch eine eminente Bedeutung!

Rainwald (entschieden). Die verdient sie auch, Excellenz!

Imhoff. Herr Major, ich habe nicht die Ehre, Sie genau zu kennen. Ich weiß nur, daß ich es mit einem Ehrenmanne zu thun habe, dafür bürgt mir der Rock, den Sie lange Jahre getragen haben ...

Rainwald (ergrimmt). ... und den ich auf Betreiben des Herrn Baron ablegen mußte!

Imhoff. Wir sind bereits bei dem Punkte, den ich erwähnen wollte. Sie waren gleichzeitig mit Romberg Adjutant bei Hofe. Sie hegten die Hoffnung, Oberstallmeister zu werden. Als Romberg diese Auszeichnung zu Theil wurde, glaubten Sie, daß er gegen Sie intriguirt habe, und nahmen Ihren Abschied. Die Sache wirbelte viel Staub auf. Seit jener Zeit verfolgen Sie ihn, wie ich höre, ganz offenkundig mit Ihrem Haß. Hand auf's Herz, Herr Major, glauben Sie nicht, daß dieser Groll — wie soll ich mich ausdrücken? — dieser gekränkte Stolz Sie auch bei der Beurtheilung des Falles verwirrt, der Sie heute hierhergeführt hat?

Rainwald. Nein, Excellenz, das sind ganz getrennte Dinge! So fest ich davon überzeugt bin, daß ich den Kabalen des Barons meinen Abschied verdanke (Imhoff wehrt lebhaft ab, Reinwald steht auf, mit Energie), so fest glaube ich daran, daß er der Schreiber dieser anonymen Briefe ist! (Pause).

Imhoff. Da ich mir unmöglich denken kann, daß Sie lediglich auf ein Gerücht hin den unbescholtenen Mann anklagen ...

Rainwald (sich wieder setzend). Ganz recht, Herr Geheimrath, den Klatsch überlasse ich den Anderen, und es wird in unserer Stadt wahrhaftig genug albernes Zeug geklatscht!

Imhoff (plötzlich lebhaft). Nicht wahr, das glauben Sie auch? (Er athmet ein wenig auf, dann langsam.) Welche Beweise haben Sie also in Händen?

Rainwald. Zunächst: sämmtliche anonyme Briefe sind auf demselben englischen Papier mit dem gleichen sehr seltenen Wasserstempel geschrieben. Keine Handlung in der Stadt führt diese Sorte Papier. Baron Romberg hat nun eine Bücherbestellung für die Universitätsbibliothek genau auf demselben Papier gemacht, auf dem die anonymen Briefe geschrieben sind. Hier die Beweisstücke: den Brief an die Harmonie — die Bestellung des Barons. Das beweist seine Unvorsichtigkeit zur Genüge!

Imhoff (der einige Zeit die Briefe prüft, dann ruhig lächelnd). Herr Major, verzeihen Sie, das beweist gar Nichts. Ich selbst bin zufällig in der Lage, Sie über diese Papiergeschichte aufzuklären. Ich machte vor einiger Zeit Romberg auf ein sehr lesenswerthes Buch aufmerksam. Da ich mein Exemplar nicht entbehren konnte, bestellte er sich das Werk in der Universitätsbibliothek. Und zwar — ich entsinne mich ganz genau — er schrieb die Bestellung dort, am Schreibtisch meiner Frau, die gerade nicht anwesend war. Sie sehen also, daß da eine Zufälligkeit vorliegt, daß meine Frau zufällig dasselbe Briefpapier besitzt, wie der anonyme Briefschreiber! Die Sache also klärt sich in ganz natürlicher Weise auf! Dadurch wird die Frage nicht beantwortet: wer war's? Das also sind keine Beweise, Herr Major! (Dämmernder Mondschein im Park.)

Rainwald. Excellenz, Sie zwingen mich, eine Angelegenheit zu berühren, welche ich lieber nicht zur Sprache gebracht hätte! Weil dabei eine Ihnen sehr nahestehende Persönlichkeit, die ich aufrichtig verehre, eine gewisse Rolle spielt: Ihre Frau Gemahlin!

Imhoff (ihn erstaunt ansehend). Meine Frau?

Rainwald. Urtheilen Sie selbst, Herr Geheimrath! Ich hatte auf dem letzten Universitätsball das Unglück, das Mißfallen Ihrer Frau Gemahlin zu erregen durch eine abfällige Bemerkung, welche ich über Romberg machte. Ich gebe zu, das war unvorsichtig, aber bei meinen Gefühlen für den Herrn Baron wohl verzeihlich ...

Imhoff (ungeduldig auf die Lehne seines Sessels klopfend, lebhafter.) Beweise, Beweise, Herr Major.

Rainwald. Am nächsten Morgen erhielt ich diesen anonymen Brief. Der Schreiber bezieht sich offenbar auf das Gespräch mit Ihrer Gemahlin und giebt mir in einer recht leidenschaftlichen Weise den Rath, mich mit der Person Rombergs nie mehr zu beschäftigen! Mit diesem Briefe schwand für mich jeder Zweifel an der Urheberschaft. Die Sache liegt wirklich zu einfach. (Imhoff folgt Rainwald mit immer lebhafterer Theilnahme.) Ihre Gemahlin ist, wie Sie selbst, mit dem Baron sehr befreundet. Sie war zornig über die Aeußerung, die ich gemacht hatte. Das merkte ich sofort. Sie hat sie in ihrem Freundschaftsgefühl am nächsten Tage Romberg wiedererzählt und (auf den Brief klopfend) der Schluß ergiebt sich von selbst!

Imhoff (der lange in den Brief starrt). Seltsam! Seltsam! (Lebhafter.) Irgend eine zufällig in der Nähe befindliche Person wird Ihr Gespräch belauscht haben . . .

Rainwald (bestimmt). Niemand, Excellenz!

Imhoff (immer lebhafter). Besinnen Sie sich nur genau, Herr Major, irgend ein Unberufener . . .

Rainwald. Niemand, Excellenz! (Aufstehend, mit aller Energie.) Diesen Brief hier kann nur Herr Baron Romberg geschrieben haben!

Imhoff (fährt sich mehrere Male verwirrt über die Stirn, er will zu sprechen beginnen, man merkt ihm die wachsende Unruhe an, endlich zögernd). Herr Major . . . ich selbst bin . . (Plötzlich aufspringend und auf den Tisch schlagend). Nein und tausend Mal nein! Der Mann kämpft nicht mit geschlossenem Visir! Der Mann ist einer Feigheit unfähig!

Rainwald. Das sagen Sie, als sein Freund, Excellenz, aber ich brauche doch diesen Standpunkt nicht zu theilen!

Imhoff (immer steigernd). Ich werde den Urheber erforschen, verlassen Sie sich auf mich und . . . (während dieser Worte erscheint auf der im Mondschein daliegenden Veranda Romberg) wenn ich Ihnen den Frevler stelle . . . (leidenschaftlich) werden Sie sich dann zu einer öffentlichen Abbitte bereit erklären?

Rainwald (siegesgewiß). Dann? . . . zu jeder!

Romberg (vortretend). Nein, so lange wollen wir mit der Affaire nicht warten! (Kalt.) Kurz und bündig: halten Sie mich für den Schreiber dieser Briefe: ja oder nein? (Sie stehen sich gegenüber.)

Rainwald (ihm fest in die Augen sehend). Ja!

Romberg (verächtlich). Ich bin kein Freund von Verzögerungen! Wenn es Ihnen genehm, können wir die Sache bereits morgen früh austragen!

Rainwald (haßerfüllt, aber ruhig). Es ist mir genehm!

Romberg (kalt). Die Bedingungen in einer Stunde?

Rainwald (kalt). Einverstanden!

Romberg (höhnisch). Hm! Hm! Sie haben doppeltes Pech, Herr Major, Sie schießen sich mit mir an einem Freitag!

Rainwald (mit eisiger Ruhe). Ich bin nicht abergläubisch, Herr Baron! (Er verbeugt sich ehrfurchtsvoll vor Imhoff, der seinen Gruß höflich, aber kalt erwidert, und verläßt dann den Salon links.)

Imhoff (geht erregt durch's Zimmer). Umsonst! Umsonst!

Romberg (wieder in leichterem Ton). Du hast Dir gewiß alle Mühe gegeben, diesen . . . verunglückten Oberstallmeister umzustimmen . . . ich danke Dir dafür, mein Junge! aber ich verlange noch einen Dienst von Dir! Du mußt sofort zu ihm gehen und ihm die Bedingungen überbringen!

Imhoff (ihn starr ansehend). Ich?

Romberg (ernster). Ich habe Niemanden hier in der Stadt, von dem ich diesen Freundschaftsdienst verlangen könnte. Du hast mir vorher ja allerdings deutlich genug gesagt, wie Du über das Duell denkst! Aber den Dienst darfst Du mir nicht verweigern!

Ich verlange von Dir viel, sehr viel . . . ich verlange von Dir, daß Du mir zu Liebe Deine Ueberzeugung opferst . . . aber unsere Freundschaft wiegt mehr als das Alles! (Mit inniger Wärme.) Nicht wahr, alter Kamerad, Du wirst mir das nicht verweigern? (Er hält ihm die Hand hin.)

Imhoff (sieht ihn lange an, dann schlägt er ein, mit edler Größe). Weil ich von Deiner Unschuld überzeugt bin, soll es geschehen!

Romberg. Ich danke Dir!

Imhoff (drückt die elektrische Klingel).

Franz (von links).

Imhoff. Bitte Hut und Mantel!

Franz (ab).

Imhoff (in sichtbarer Erregung). Wo wohnt Raimwald?

Romberg. Da hinten, wo sich die Hasen und Füchse gute Nacht sagen . . . am Mühlenberg . . . schöne Gegend . . . Also Schlag 6 Uhr, 500 Schritt vom Eisenbahndamm links bei den drei Pappeln . . .

Imhoff (an ihn herantretend). Und die Bedingungen?

Romberg. Zehn Schritt Barrière, gezogene Pistolen ohne Stecher und Visir (bestimmt) unbeschränkter Kugelwechsel bis zur vollständigen Kampfunfähigkeit des Einen!

Imhoff (schaudernd seine Hand ergreifend.) Alexander, das ist der sichere Tod des Mannes!

Romberg. Er verdient nichts Anderes!

Franz (mit Hut und Mantel und dann ab).

Imhoff. Auf Wiedersehen, Alexander! (Mit inniger Wärme.) Wahrhaftig, wenn Du's nicht wärst . . . für einen Anderen thät ich's nicht!

Romberg. Weiß schon, mein Alter! Ueber Dein Ausbleiben werde ich die Gesellschaft beruhigen . . . (nach der Uhr sehend) und überdies . . . es wird ja erst in einer Stunde gegessen.

Imhoff (links ab).

Romberg (geht durch's Zimmer, setzt sich in einen Wiegestuhl und pfeift vor sich hin; der Mond beginnt ganz allmählich in den Salon zu scheinen; eine Weile tiefe Stille).

Helene (tritt vom Park ein, leise). Romberg!

Romberg (aufspringend.) Ah, meine beste Freundin!

Helene (vorkommend.) Mein Mann nicht hier?

Romberg (leicht und unverdächtig.) Ich glaube, er wollte noch einen kleinen Spaziergang machen. Und Sie so allein? Wo haben Sie denn die ganze Gesellschaft gelassen?

Helene. Die Gräfin macht Toilette, die Anderen sind weit hinten im Park, wir sind also ungestört!

Romberg (ernst). Ungestört! Das klingt ja gerade so, als ob Sie mich sprechen wollen?

Helene. Das will ich auch!

Romberg. Schönste Frau, ich bin ganz Ohr! Frau Helene, Sie machen ja ein Gesicht, wie acht Tage Regenwetter? Dieser verflixte Justus steckt mit seiner ewigen Brummerei wahrhaftig alle Leute an! Also, was befiehlt meine Herrin?

Helene. Ich möchte morgen einen großen Spazierritt machen, über das tiefe Moor nach Eckersberg und Schönlinde und dann über Wallingen zurück.

Romberg. Die Entfernung unterschätzen Sie! Das bekommen wir an einem Tage unmöglich fertig.

Helene. Wenn wir früh aufbrechen, geht's vortrefflich! (Sie sieht ihn prüfend an.) Ich darf Sie also morgen früh um sechs Uhr hier vor der Terrasse erwarten?

Romberg. Morgen früh? Bedauere, aber das ist unmöglich!

Helene. Warum?

Romberg (ausweichend). Erstens habe ich Abrechnung mit den Inspectoren . . . ich glaube, die Herren betrügen mich doch an allen Ecken und Enden . . . dann will um sieben Uhr eine alte Frau von 93 Jahren aus meinen Sprengel beerdigt sein . . . können Sie sich das vorstellen, Frau Helene, 93 Jahr! . . Da muß ich als Gutsherr wieder einige tiefempfundene Worte sprechen und die Leidtragenden trösten, die schon seit 25 Jahren auf den Tod der alten Dame warten . . . kurz, morgen früh geht's wirklich nicht!

Helene. Weil Sie nicht wollen!

Romberg. Sie sind recht offenherzig!

Helene. Weil Sie sich morgen früh mit Rainwald treffen wollen!

Romberg. Wenn Sie's denn errathen haben! (Achselzuckend.) Wer kann mich wohl daran hindern?

Helene (ihn fest ansehend). Ich!

Romberg. Sie?

Helene. Ich will nicht, daß Sie sich mit ihm schießen!

Romberg. Ihr Wille in Ehren, Frau Helene, aber dieses Mal muß ich schon ungehorsam sein! Der Kerl hat mich hier vor zehn Minuten noch einmal auf's Schmählichste beleidigt, und . . . „ein Mann, wie ich, muß sich doch unter allen Umständen schlagen"!

Helene. Und wenn Sie fallen?

Romberg. Das ist höchst unwahrscheinlich! Ich treffe ziemlich sicher! Wenn's aber schief geht . . . 'nen schönen Kranz legen Sie mir auf's Grab — aber wenn ich bitten darf, ohne weiße Atlasschleife, die kann ich nicht ausstehen — und wenn Sie die Glocken von drüben läuten hören, so wissen Sie, daß ich mich zu meinem Vätern versammelt habe. Soweit ich die Herren kenne, werden sie mir einen außerordentlich warmen Empfang bereiten! . . . Ein Mann über Bord, basta!

Helene (tonlos vor sich hinsprechend). Und . . . was soll dann werden?

Romberg (blickt sie betroffen an). Frau Helene, würde denn mein Tod wirklich eine solche Lücke in Ihr Leben reißen? (Kurze Pause; dann wieder leicht.) Machen wir uns doch gegenseitig keine Complimente! Oder wollen Sie? So will ich Ihnen sagen, daß es keine schönere und liebenswerthere Frau auf der weiten Erde giebt, als Sie! (Er sieht sie lächelnd von der Seite an.) Sind Sie jetzt zufrieden? . . . Und nun spreche ich 'mal ausnahmsweise ernst: und für den Fall daß ich morgen um diese Zeit ein stummer Mann sein sollte . . . das will ich Ihnen doch noch sagen, daß ich Ihnen Dank schuldig bin, ja, Helene, wahrhaftig, heißen Dank! . . . Denn . . . ohne Phrase . . . alle Freude am Dasein verdanke ich doch nur Ihnen! (Er geht umher.) Das habe ich Ihnen für alle Fälle sagen wollen: ob's nun ein Abschied ist oder nicht . . . und sprechen wir nie mehr darüber! (Er hält ihr die Hand hin.) Abgemacht?

Helene (die, während er sprach, vor sich hingestarrt hat). Abschied! Das ist das richtige Wort! Deswegen wollte ich mit Ihnen sprechen. Wir müssen Abschied nehmen, Romberg . . . noch heute . . . Abschied für immer!

Romberg (betroffen). Helene! Ich entdecke ja ein ganz neues Talent an Ihnen: Räthsel aufzugeben! . . . Ist das nun Scherz oder Ernst?

Helene. Bittrer Ernst! . . . Es wird Ihnen ja nicht so schwer fallen, Sie sind ja schon einmal fortgegangen, ohne Abschied!

Romberg (sehr ernst). Ich bitte Sie, Helene, erinnern Sie mich nicht an die größte Dummheit meines Lebens! Weiß es der liebe Himmel, wenn je zwei Menschen für einander bestimmt waren . . . (Pause.) Jetzt kann ich' Ihnen ja sagen . . . ich habe Sie damals geliebt . . . unsinnig . . . bis zur Raserei . . . ich glaube, ich wäre im Stande gewesen, Gedichte zu machen! . . . Und wissen Sie auch, was mich fortgetrieben hat? . . . Trotz, dummer, einfältiger Trotz . . . würdig eines Gymnasiasten, der sich in der Tanzstunde verliebt hat . . . Begreife, wer's kann! . . . Weil die Vettern und Basen und die ganze

liebe Verwandtschaft tuschelte: „Da kommt er nicht mehr los, jetzt ist er endlich gefangen!“ Sehen Sie, Helene, das fuchste mich, und deswegen habe ich Reißaus genommen, ich Narr!

Helene (leise). Und ließen mich allein! . . . und ich habe Sie nicht einmal hassen können!

Romberg (geht erregt umher, dann bleibt er stehen, in vornehmer Männlichkeit). Als ich damals vor Ihnen davongelaufen war, da tröstete ich mich mit dem recht bequemen Mittel: „Betäube Dich 'mal wieder ein bischen!“ . . . Das habe ich redlich gethan! Ich habe in den fünf Jahren das Leben studirt in seinen Höhen und Tiefen! Ehrlich gesagt, viel mehr in seinen Tiefen! . . Und das Resultat? Plunder, Nichts als Plunder! Von außen — na ja — da sieht ja mein Leben so aus, was die Menschen unter Glück verstehen . . . ein festes Dach über'm Kopf und festen Grund unter den Füßen . . . für die blöde Menge genug, um Einen zu beneiden . . . aber die Menschen kennen mich nicht . . . ich glaube, Helene, selbst Sie kennen mich nicht . . . schauen Sie nur einmal genauer hin . . . (Auf sein Herz deutend.) Da drin wär's doch erbärmlich einsam . . . ohne Sie! Ja, sehen Sie mich nicht so entgeistert an, Frau Helene! Denn wenn die Ausgelassenheit zur Tollheit ausartete und ich beinahe Ekel bekam vor mir selbst . . . dann brauchte ich mich nur in eine schöne, stille Erinnerung zurückzuretten . . . und fühlte mich wieder als anständiger Kerl! Dieser Erinnerung danke ich, daß ich nicht mit Haut und Haaren in dem Morast stecken geblieben bin! Und als ich zurückkam, das Herz voll von Sehnsucht nach dem Glück, als ich zugreifen wollte . . . da war's zu spät . . . (Pause.) Zugestanden, ich bin Ihnen damals viel schuldig geblieben, und das wollen Sie heute mit Zinsen einkassiren! Großmüthig ist das nicht! . . . (Pause.) Helene, warum wollen Sie mir denn eigentlich den Stuhl vor die Thür setzen? (Mit bebender Stimme.) Warum wollen Sie denn eine Freundschaft so gewaltsam zerreißen, die so schön und so stark war? (Er tritt vor sie hin und sieht sie leidenschaftlich an). Warum?

Helene (hält beide Hände vor's Gesicht, wie um sich vor seinem Anblick zu schützen, dann leidenschaftlich ausbrechend.) Lassen Sie mich gehen, Romberg!

Romberg. Nein, Helene, so leichten Kaufs kommen Sie nicht davon! Jeder Verbrecher hat doch das Recht, nicht allein das Urtheil zu hören, sondern auch die Begründung . . . ich dächte, dann hätte ich wohl auch noch darauf Anspruch! (In tiefstem Ernst.) So sehr hassen Sie also die Vergangenheit, Helene?

Helene (schließt schaudernd einen Moment die Augen und drückt mit beiden Händen die Schläfen dann bebend.) Ich bitte Sie, gehen Sie und kommen Sie nie mehr wieder!

Romberg (sieht sie lange kopfschüttelnd an). Hm! . . Seltsam! . . . Und somit wollen Sie ein großes Todtenkreuz unter meinen Namen setzen: „Hier ruht“ und so weiter . . . „Friede seiner Asche“ . . . also im Handumdrehen wollen Sie mich aus Ihrem Leben streichen, als sei ich nie gewesen? Versuchen Sie's doch, ob Sie's können! Ich bin ehrlich genug zu sagen, ich kann's nicht! (Pause, dann innig.) Helene, nicht ein Wort, nicht ein einziges, aufklärendes, beruhigendes Wort?

Helene (sich abwendend, leise). Verlassen Sie mich . . . (Pause).

Romberg (in tiefer Bitterkeit). Seien Sie unbesorgt, Frau Helene, unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen! (Er tritt dicht auf sie zu, in glühender Leidenschaft, leise.) Wissen Sie, was Sie in diesem Augenblick aus mir gemacht haben! Einen Menschen, dem das Leben werthlos geworden ist! (Lautlos.) Gute Nacht, Helene! (Er wendet sich nach der Richtung der Glasthür; leiser Dämmerschein des Mondes im Salon, er geht langsam, als ob ihn seine Füße nicht tragen, nach hinten, dann wendet er sich noch einmal nach ihr um, flüsternd.) Gute Nacht!

Helene (hat sich zu ihm gewendet, als er in der Thür steht, ruft sie). Romberg! . . .

Romberg (eilt zurück).

Helene (in rathloser Verwirrung). Romberg . . . ich muß mit Ihnen sprechen . . . ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll . . . aber es muß sein . . . ich . . .

Romberg sieht sie prüfend an, dann herzlich). Helene, was haben Sie auf dem Herzen? Haben Sie doch Vertrauen zu mir, sagen Sie mir doch Alles, was Sie bedrückt . . . vielleicht kann ich Ihnen helfen . . .

Helene (immer angstvoller). Romberg . . . Sie dürfen sich morgen nicht schlagen.

Romberg. Ich darf nicht?

Helene. Für mich nicht schlagen . . .

Romberg. Für Sie?

Helene. Hören Sie mich an! . . Wenn ich darüber nachdenke, so ist's mir, als hätte Alles anders werden können, wäre ich hier in glückliche Verhältnisse gekommen . . . Hätte ich hier Menschen gefunden . . . Menschen! . . Da hätte sich wohl Vieles vergessen lassen . . . Aber ich fand nicht ein einziges warmes Herz! . . Wo ich mich freundlich und harmlos gab, begegnete ich nur verletzenden Mißverständnissen . . . wo ich anklopfte, fand ich nur kleinstädtische Klatschsucht, da zog ich mich dann erkältet und erbittert zurück! (Flammend.) Alle die Nadelstiche habe ich stillschweigend ertragen, die Neid und Bosheit mir zufügten, aber als Sie zurückkamen, Romberg . . . als sich das elende Spiel wiederholte . . .

Romberg (stürmisch einfallend). . . . als man mich angriff, als man mir das Leben verbittern wollte, da haben Sie mich durch jene Briefe zu schützen versucht?

Helene. Da habe ich versucht, die Menschen zum Schweigen zu bringen, die Ihnen den Aufenthalt hier verleiden wollten, denn ich konnte . . . ich mochte . . . (mit dem Bekenntniß kämpfend) ja, daß Sie's nur wissen! . . ich wollte Sie nicht wieder verlieren!

Romberg (aufjauchzend in toller Lust). Herr Gott im Himmel, Helene, dann lieben Sie mich ja auch? (Er umarmt und küßt sie lange und leidenschaftlich, dann sieht er sie lange an, schaudernd und leise). Helene, es mußte so kommen . . . früher oder später. . . Da nützte kein Kämpfen und Wehren!

Helene (traumverloren). Kein Kämpfen und Wehren! (Pause.)

Romberg (küßt noch einmal leidenschaftlich und lange Helene).

Helene. Nun Romberg . . . sind Sie jetzt bereit, das Opfer für mich zu bringen?

Romberg. Welches Opfer?

Helene. Sie dürfen sich für mich nicht schlagen!

Romberg (innig). Helene, ich will Ihnen jedes Opfer bringen, das Sie von mir verlangen . . . das können Sie nicht verlangen!

Helene. Sie müssen, Romberg! meine Thorheit darf kein Menschenleben fordern!

Romberg. Was soll denn sonst geschehen? Soll ich morgen früh als Feigling dastehen?

Helene. Das sollen Sie auch nicht, denn ich . . .

Romberg. Jetzt ist Nichts mehr zu halten . . . (Da sie ihn wieder anfleht.) Kein Wort weiter davon, Helene, das kann nicht sein!

Helene (sich von ihm losmachend). Ihr Stolz ist also stärker als Ihre Liebe?

Romberg (leidenschaftlich). Ich beschwöre Sie, verbittern Sie uns diese einzige Stunde nicht! . . . Lassen Sie mich doch endlich Alles wieder gutmachen, was ich früher an Ihnen verschuldet habe! . . . Den Teufel auch, jetzt ist's doch meine Pflicht, die Affaire auf mich zu nehmen! . . . (Immer stürmischer.) Und wenn der Mensch dennoch besser treffen sollte, als ich . . . ich wüßte doch, wofür ich stürbe! Das war mir immer ein schrecklicher Gedanke, wie Millionen Andere körperlich und womöglich geistig gebrochen in einem Krankenbett dahinzusiechen! . . . (Hinreißend.) Aber so herausgerissen zu werden aus dem frischen, blühenden Leben und zu wissen, für wen man stirbt, für Jemanden, den man lieb hat . . . so lieb! . . . (Ueberströmend.) Da verliert der Tod wahrhaftig alles Grausige . . . da ist er nur noch verlockend und verführerisch!

Helene. Und das ist Ihr letztes Wort, Romberg?
Romberg. Mein letztes Wort! Ich werde mich für Sie schlagen!
Helene. So zwingen Sie mich, mir selbst zu helfen!
Romberg. Helene, Sie wollen doch nicht etwa . . .
Helene. Ja, ich werde noch heute Abend meine Schuld eingestehen!
Romberg. Und dadurch das Duell vereiteln?
Helene. Das werde ich!
Romberg (in höchster Leidenschaft). Helene, wenn Sie mir unmöglich machen, für Sie und meine Ehre einstehen zu können . . . dann . . .

Rapides Tempo.

Imhoff (tritt von links ein, ahnungslos und liebenswürdig). Ihr Beide so allein und in dieser poetischen Beleuchtung? (Pause.)

Romberg (Fassung gewinnend). Wir haben uns hier ein bischen Gespenstergeschichten erzählt, nicht wahr, Frau Helene?

Imhoff (gütig). Helene, man erwartet Dich dort. Justus brummt schon, daß nicht gegessen wird.

Helene (geht langsam und müde mit geschlossenen Augen links ab).

Imhoff (der sich noch ein Mal vergewissert, daß sie allein sind, dicht an Romberg herantretend, leise und schnell). Ich habe Rainwald nicht zu Hause getroffen. Seine Wirthin erwartet ihn erst in einer Stunde. Ich habe hinterlassen, daß ich noch ein Mal kommen werde. (Er legt Romberg beide Hände auf die Schultern, sieht ihm tief in die Augen, dann mit innigster Wärme.) Ja, ja, was thut man nicht Alles für einen Menschen, wie Du!

Romberg (wie aus einem Traum erwachend, unwillkürlich überwältigt, ergreift er Imhoffs Hand und preßt sie an sich).

Imhoff. Aber Alexander, schäme Dich doch! So kenne ich Dich ja gar nicht! (Mit absichtlicher Bedeutung.) Weil ich weiß, daß Du mir treu bist und ich mich auf Dich verlassen kann . . . deswegen thue ich gern Alles für Dich! (Romberg schlägt die Augen vor Imhoffs Blick nieder). Kein Wort weiter! Komm, wir wollen uns jetzt stärken! (Er geht nach links. Vollmondschein.)

Romberg. Ich . . . komme gleich nach! (Imhoff ab; Romberg hält sich an einem Stuhl fest, dann bricht er zusammen, ohne laut zu werden). Was nun? . . . Was nun? . . . (Er starrt vor sich hin, dann bäumt er sich gegen sich selber auf, springt auf, stampft ärgerlich mit dem Fuß, giebt sich Haltung.) Donnerwetter, Kerl, nicht die Contenance verloren! (Er geht nach links, wo er mit lauten Zurufen der Gesellschaft empfangen wird.)

(Der Vorhang fällt schnell.)

Dritter Act.

Scenerie des vorigen Actes.

Abend desselben Tages. Die Marquise über der Veranda ist hinaufgezogen. Mehrere Stehlampen mit rothen Schirmen erhellen das Zimmer. Der Park in verschwimmendem Mondlicht. Die Bühne ist einen Moment leer.

Franz (von links, sieht nach, ob Alles in Ordnung ist, rückt hier und dort noch einen Sessel zurecht, stellt mehrere Cigarren- und Cigarettenkästchen mit brennendem Licht auf einen Rauchtisch und öffnet das Clavier; dann öffnet er die beiden Flügel der linken Thür).

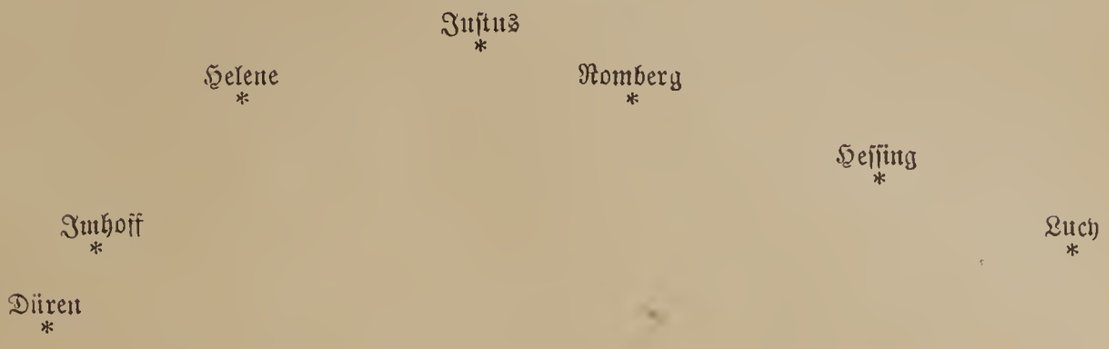
(Aus dem Nebenzimmer Stühlerücken, lebhaftes Stimmengewirr und das Geräusch einer eben aufgehobenen Tafel. In lebhafter und heiterer Unterhaltung kommen in zwanglosen Gruppen: Düren, Helene, Lucy, Imhoff, Romberg, Justus und Hessing.)

Düren. O, welche Barberei, bei Mondschein die Lampen anzustecken! (Sie setzt sich vorn links, fächelt sich Luft zu und lacht herzlich zu dem vor ihr stehenden Imhoff.) Nein, Imhoff, so gut habe ich mich bei Tisch lange nicht unterhalten.

Imhoff. Mit Romberg?

Düren. Nein, den fand ich heute so gezwungen heiter. Aber über den alten Justus habe ich Thränen lachen müssen. (Sie versucht ihn zu imitiren.) Ist mit all seiner Grobheit doch ein Prachtexemplar! (Sie unterhalten sich weiter.)

Stellung:



Lucy (leise). Nun, was macht der Roman?

Hessing. Den Entwurf habe ich im Kopfe ungefähr fertig. Mir fehlt nur noch die Lösung, der Schluß.

Lucy. Kommt auch Etwas von Liebe in Ihrem Buche vor?

Hessing. Viel!

Lucy. Glücklich oder unglücklich?

Hessing (bedeutungsvoll). Beides, Fräulein Lucy!

Romberg (zu Beiden tretend, übermüthig). Na, junges Volk, wollt Ihr nicht ein bischen hopsen? (Man wechselt die Stellungen.)

Lucy (in die Hände klatschend). Tanzen, Herr Baron? Himmlisch!

Romberg. Gräfin, thuen Sie doch den jungen Leuten den Gefallen und spielen Sie Eins auf!

Düren. Sie Quälgeist! . . Meinetwegen, den Beiden da drüben zu Liebe! (Während sie zum Flügel geht.) Aber nur einen Walzer!

Lucy (am Clavier stehend, jubelnd). Ja, ja, Frau Gräfin, wenn Sie ihn sechs Mal hinter einander spielen, sind wir ja vorläufig ganz zufrieden.

Düren (setzt sich an den Flügel und intonirt einen Walzer; das Spiel darf nicht das Gespräch (undeutlich) machen oder gar übertönen).

(Währenddessen hat Hessing Lucy gravitätisch zum Tanz aufgefordert und Lucy mit einem tiefen, sehr ceremoniellen Knix eingewilligt).

Lucy, Hessing } (tanzen auf der Veranda; man sieht sie ab und zu rechts und links verschwinden und dann wieder vorkommen).

Imhoff, Justus } (vorn links rauchend).

Imhoff (das tanzende Paar wohlgefällig betrachtend und nach hinten nickend). Du, Justus, . . . wird das Etwas?

Justus. Meinetwegen! Meine weißen Handschuhe sind auf alle Fälle gewaschen!

Imhoff (lächelnd). Er paßt zu ihr!

Justus. Und zu mir! Ist mir noch wichtiger! Spielt 'nen ausgezeichneten Skat! (Sie sprechen weiter.)

Helene (jetzt rechts).

Romberg (tritt zu ihr, laut). Na, Frau Helene, hätten Sie nicht auch Lust, ein bischen zu walzen? (Leise und schnell.) Sie haben bei Tisch ein so verdächtiges Gesicht gemacht . . . ja, ja, ich kenne Ihre Augen . . . wenn Sie vielleicht doch entschlossen sein sollten, das Duell noch durch 'ne Generalbeichte zu vereiteln . . .

Helene (leise). Ja, dazu bin ich jetzt entschlossen.

Romberg (leise). Sie spielen ein gefährliches Spiel!

Helene. Ich wiederhole es, meine Thorheit darf morgen früh kein Unglück herbeiführen!

Romberg (leise, warnend). In Ehrenhändeln verstehe ich keinen Spaß, Helene!

Helene (fleht ihn noch einmal mit einem Blick an).

Düren (bricht das Spiel ab). Ich kann nicht mehr!

Lucy. Ach, wie schade, Frau Gräfin, wir sind noch gar nicht müde!

Düren (steht lachend auf). Aber ich! . . . Fräulein Justus, ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag. Ich habe gehört, Sie Beide sängen so reizende Duette. Gehen Sie jetzt mit Herrn Doctor Hessing nach dem See, rudern Sie dort im Mondschein und singen Sie. Wir hören hier gerne zu. Oder ist das Opfer zu groß?

Lucy (Hessing schelmisch von der Seite ansehend). Wollen Sie? Mir liegt nämlich gar Nichts daran!

Hessing. Mir auch nicht!

Lucy. Also gehen wir! (Beide nach dem Park ab.)

Düren. Wenn jetzt der Mondschein nicht seine Schuldigkeit bei den Beiden thut, dann gebe ich selbst die Hoffnung auf. Wissen Sie, Helene, wie es werden wird? Wir werden hier ganz genau wissen, wann die Beiden sich dort den Verlobungskuß geben!

Justus. Nun?

Düren. Sehr einfach! Plötzlich wird im Gesang eine längere Pause entstehen. In diesem Augenblick, Herr Kreisphysicus, werden Sie Schwiegervater!

Justus. Bin ich auch 'was Rechts!

Düren. Uebrigens, Romberg, wollen Sie mit mir eine Partie Ecarté spielen? ich habe lange keinen so gefährlichen Gegner gefunden.

Romberg. Mit Vergnügen, Gräfin!

Helene (die linke Thür halb öffnend). Franz, stellen Sie den Spieltisch im Boudoir auf!

Justus (nach der Uhr sehend). Muß mich noch auf ein halb Stündchen empfehlen. Will noch Einer heute das Licht der Welt erblicken!

Romberg. Natürlich arme Schlucker?

Justus. Nichts zu beißen!

Romberg (ihm aus dem Portefeuille einen Schein gebend). Legen Sie das dem jungen Menschenkind von mir in die Wiege! Das, Gräfin, gewinne ich Ihnen ja doch gleich wieder ab!

Düren (links ab).

Romberg (folgt ihr; in der Thür stehend, sucht er noch einen Blick von Helene zu erhaschen, dann mit ärgerlichem Kopfschütteln ab).

Justus. Komme nachher wieder und hole mein Kind ab. Adjes so lange! (Er geht summend in den Park.)

Imhoff (folgt ihm einige Schritte und will nach links abgehen).

Helene (vorne rechts). Eduard, hast Du einen Augenblick Zeit für mich?

Imhoff. Ich wollte eigentlich noch eine wichtige Correctur lesen und muß nachher noch einmal fortgehen. Hat es nicht bis morgen Zeit?

Helene. Nein, ich möchte Dich gleich sprechen!

Imhoff. Bitte!

Helene. Ist die Sache zwischen Rainwald und Romberg durch Deine Vermittelung jetzt beigelegt?

Imhoff. Leider nicht. Dieser Rainwald ist ein unbeugsamer Starrkopf. Er hat sich nun einmal in die Idee verrannt, daß Romberg mit diesen anonymen Briefen zu thun hat. Der hat ihn gefordert. Ich habe mein Möglichstes gethan, es zu verhindern. Aber diese Hitzköpfe lassen Einem ja gar keine Zeit, Nachforschungen anzustellen. Und ich bin ganz sicher, ließe man mir Zeit . . . ich würde der Sache auf den Grund kommen.

Helene (ruhig). Hast Du denn bereits irgend einen Verdacht? (Der doppelstimmige Gesang vom See her, keinesfalls störend, beginnt und begleitet leise die folgende Scene; vielleicht ein bekanntes ernstes Duett von Schumann, Schubert oder Brahms, keinesfalls eine banale Composition.)

Imhoff. Vorläufig nicht den geringsten. Nur Eines scheint mir festzustehen: da die Briefe thatsächlich nur an solche Personen gelangt sind, mit denen Romberg sich verfeindet hatte, so muß es Jemand sein — darin wirst Du mir Recht geben — der an ihm ganz besonderen Antheil nimmt . . . der es für seine Pflicht hält, sich . . . wie soll ich sagen . . . sich gewissermaßen für ihn zu rächen. (Er geht umher.)

Helene (ruhig und bestimmt). Also eine Frau!

Imhoff. Eine Frau? . . (Er dreht sich nach ihr um und bleibt dann stehen; kurze Pause.) Wie kommst Du darauf, Helene?

Helene. Eine Frau, die ihn liebt!

Imhoff (starrt einen Moment vor sich hin, dann langsam wiederholend) . . . die ihn liebt?

Helene. Würdest Du nicht verstehen, daß eine Frau aus Liebe zu einem solchen Mittel greift?

Imhoff (sieht sie einen ganz kurzen Moment an, dann). Nein! Ihre Mittel sind nicht allein unwürdig, sie sind auch unklug! Denn der Mann, für den sie diese Thorheit begeht, würde ihr wahrscheinlich wenig Dank wissen!

Helene. Wenn er ihre Liebe nicht erwidert, gewiß! (Pause.)

Imhoff (geht wieder umher, bleibt nervös hier und dort stehen, er sieht seine Frau wieder einen Moment an, dann schüttelt er heftig mit dem Kopf, als ob er die ihn bestürmenden Gedanken abwehren wollte. Endlich bleibt er stehen). Zugegeben, Du hättest Recht, die Schreiberin wäre eine Frau, die ihn liebt! Versetze Dich in ihre Lage! Romberg ist ein guter Schütze, er wird nicht fallen . . . aber wenn die Frau vielleicht morgen früh hören wird, daß Rainwald auf dem Platze geblieben ist . . . Kannst Du Dir vorstellen, wie sie weiter leben kann?

Helene. Sie kann doch auch ihr Unrecht wieder gut machen, bevor es zu spät ist?

Imhoff (bleibt stehen, fährt sich einige Male über die Stirne). Bevor es zu spät ist? . . (Seine Unruhe wächst sichtlich.) Und morgen früh bereits soll das Duell sein? . . . Ich . . . ich verstehe Dich nicht . .

Helene (langsam) . . . ja . . . ihr Unrecht gut machen . . . vor . . . morgen früh . . .

Imhoff (tritt auf sie zu, seine Angst wächst immer mehr, endlich jedes Wort langsam betonend) Vor morgen früh . . . (er sieht sie durchbohrend an, sie schlägt vor seinem Blick die Augen nieder, plötzlich ergreift er stürmisch ihre Hand und zwingt sie gewaltsam, ihn anzusehen: kurze Pause).

Helene. Jetzt weißt Du Alles!

Imhoff (läßt ihre Hand fahren, dann hält er sich, am ganzen Körper bebend, am nächsten Sessel fest; er greift sich krampfhaft nach dem Halse, um Luft zu schöpfen, endlich murmelt er vor sich hin) Mein Gott, träume ich denn? . . . träume ich denn?

(Der Gesang wird immer leiser und verstummt allmählich ganz.)

Imhoff (rafft sich auf, er geht in höchster Erregung durch's Zimmer, dann zur linken Thüre, diese halb öffnend). Franz!

Franz' (Stimme). Excellenz?

Imhoff. Friedrich soll sofort anspannen! Ich fahre noch zum Major Rainwald! (Thüre zu; im Zimmer umher, ingrimmig vor sich hin.) Wieder gut machen . . . wieder gut machen! (Immer umher und vor sich hinsprechend, als ob er sie ganz vergessen hätte.) Jetzt nur gerecht sein . . . gerecht sein!

Helene (gefaßt). Nur einen Augenblick noch . . . ich bitte Dich! Ich will mich ja gar nicht vertheidigen, Eduard . . .

Imhoff (ohne auch nur einen Moment seine Vornehmheit zu verlieren). Daß Du diese Briefe geschrieben hast, war eine unwürdige Thorheit . . . Du hättest mehr Achtung vor Dir selber haben sollen . . . und mehr Achtung (schmerzlich), wenn auch nicht vor mir, so wenigstens vor meinem Namen!

Helene. Meine größere Schuld liegt weit zurück. Ich habe ihn geliebt, Eduard, bevor ich Deine Frau wurde . . . Das habe ich Dir verschwiegen . . . (leiser) ich habe

nie aufgehört, ihn zu lieben! (Pause.) Ich wollte Dir ja Alles längst sagen, aber ich fand noch nicht den Muth dazu!

Imhoff (vornehm). Und woher hast Du heute den Muth dazu genommen? Weil sein Leben morgen auf dem Spiele steht?

Helene. Sein Leben und das Leben des Anderen! Ich hätte mit Dir gesprochen, wäre ich auch nicht durch das Duell dazu gezwungen worden! Denn heraus mußte ich . . . das fühlte ich längst . . . aus dieser Unfreiheit, aus diesem ewigen Lügen! (Pause.) Die drei Jahre unserer Ehe waren ja doch nur ein gräßlicher Kampf für mich und . . . für Dich! Ja, Eduard, auch für Dich! Du fühltest, daß ich Deine treue, ehrliche Liebe nicht erwiderte, aber . . . ich konnte Dir nicht mehr bieten . . . ich empfand wohl in den ersten Jahren, wie zart und innig Du um meine Neigung warbst, wie Dich jeder freundliche Blick von mir glücklich machte und Dir wieder neue Hoffnung gab! . . . und dann fühlte ich auch, wie Du nach und nach erlahmtest, wie Du Dich immer mehr und mehr in Deine Wissenschaft vergrubst! . . . Eduard, Dich trifft wahrhaftig keine Schuld! Du bist mir ehrlich entgegengetreten, aber mein Jawort damals war eine Lüge! . . . Ich habe mit meinem Geständniß wenigstens erreicht, daß sich die beiden Männer morgen nicht gegenüberstehen! . . . Ich habe damit viel erreicht, aber . . . (vor sich hinsprechend) ich habe wohl noch mehr verloren . . .

Imhoff (sieht sie kopfschüttelnd an; kurze Pause).

Helene. Nun ist es endlich klar geworden zwischen uns, und nun wollen wir . . . ich bitte Dich, Eduard, ohne harte Anklagen auseinander gehen!

Imhoff (nach kurzer Pause). Du hast Recht, wir müssen uns trennen! Die Briefe, die Du geschrieben hast . . . die trennen uns nicht . . . Das „warum" Du sie schriebst . . . Das ist es, was ein Zusammenleben zwischen uns unmöglich macht! . . . da würde es auch Nichts nützen, wenn ich Dir Zeit lassen wollte, Dich noch einmal zu prüfen! Nur noch Eins, Helene: (schmerzlich und bebend) Du trennst Dich leichter von mir, als ich mich von Dir! . . . (Er geht umher nach kurzer Pause, vornehm.) Die Gräfin Düren ist Dir eine treue, ergebene Freundin, vielleicht beratheſt Du Dich mit ihr über die Zukunft . . . Ihr Haus bietet Dir gewiß Schutz!

Helene (ruhig und gefaßt). Ich danke Dir, Eduard! (Sie geht langsam nach dem Park.)

Düren (von links). Halt, Halt, Helene, wohin wollen Sie denn?

Helene (mühsam). Ich . . . wollte noch ein wenig gehen!

Düren (heiter). So allein? Und in die tiefe Nacht hinaus?

Helene (bedeutungsvoll). Ja, Gräfin, in die tiefe Nacht hinaus!

Düren (sieht sie und dann Imhoff einen Moment prüfend an, dann verständniß- und liebevoll). Zu Zweien geht sich's besser! (Indem sie ihren Arm um Helenens Nacken legt.) Stützen Sie sich nur auf meinen Arm . . . nur muthig . . . so ist's recht! (Beide Park ab.)

Imhoff (öffnet schnell die linke Thür). Franz, angespannt?

Franz (von links.) Zu Befehl, Excellenz . . . Aber, Excellenz . . . Der Herr Major Rainwald ist selber da . . .

Imhoff (betroffen.) Der Herr Major?

Franz. Er wollte den Herrn Geheimrath durchaus noch sprechen.

Imhoff. Lassen Sie sofort eintreten! (Franz ab; er sieht einen Moment vor sich hin, dann setzt er kopfschüttelnd seinen Gang durch's Zimmer fort.)

Rainwald (von links, verbeugt sich). Excellenz, verzeihen Sie, daß ich noch zu so später Stunde störe. Ich habe zu meinem Bedauern Ihren Besuch verfehlt, und da ich hörte, daß Sie sich heut Abend noch ein Mal zu mir bemühen wollten . . .

Imhoff. Ich war beauftragt, Herr Major, Ihnen im Namen meines Freundes eine Forderung zu überbringen!

Rainwald (höflich, aber kalt). Excellenz, dem Manne, den ich verehre, wollte ich den Weg zu mir ersparen, dem Secundanten des Herrn Baron Romberg gewiß nicht! (Er verbeugt sich und will gehen.)

Rombergs (Stimme aus der Nähe). Halloh! . . . Komme schon!

Imhoff (geht langsam nach vorn).

Romberg (mit Cigarette, von der Veranda). Willst Du Etwas von mir? (Er dreht sich noch einmal kurz nach dem Park um.) Sag' mal, Eduard, ist mir da nicht eben Rainwald im Park begegnet? (Höhnisch lachend). Haha! Der kann sich ja gar nicht von hier trennen: . . . (Die Achseln zuckend.) Soll wohl so 'ne Neuerung fin de siècle sein, sich die Forderung selbst vom Secundanten abzuholen? (Verächtlich.) Pah! . . . Also angenommen für morgen früh? . . . (Er sieht Imhoff an). Wie siehst Du denn aus? . . . Hältst Dich ja kaum noch auf den Beinen! . . . Ja, ja, zu dickes Blut . . . Du arbeitest und hockst zuviel . . . So 'was rächt sich immer . . . mußt 'mal ausspannen! . . . (ihn nochmal ansehend.) Also losgeschossen: was fehlt Dir denn?

Imhoff (sich noch bezwingend). Nichts!

Romberg. Glaube ich Dir nicht! Aber . . . (große Wolken paffend) was wolltest Du mir denn sagen?

Imhoff (langsam). Ich wollte . . . Dir sagen, daß das Duell unterbleibt!

Romberg (sieht ihn lange an, dann schroff). Ah! Da werde ich wohl auch noch ein Wörtchen mitzureden haben! . . . Das nenne ich doch einigermaßen über meinen Kopf handeln! Hat's Dich also doch im letzten Augenblick gereut, ihm meine Forderung zu überbringen? Na . . . hätt's eigentlich für richtiger gefunden, wenn Du mir erst Mittheilung davon gemacht hättest! (Ihn prüfend ansehend.) Oder hast Du Dich am Ende gar von diesem Schwätzer übertölpeln lassen?

Imhoff. Nichts von alledem!

Romberg (schroff). Aber ich darf doch ganz ergebenst nach dem Grunde fragen?

Imhoff. Du wirst Dich mit Rainwald auf meinen Wunsch nicht schlagen!

Romberg (ihn beunruhigt ansehend). Auf Deinen Wunsch?

Imhoff (tritt auf ihn zu). Ich war's Deiner Ehre und unserer Freundschaft schuldig! . . . (ergreift seine Hand leidenschaftlich) verlaß mich nicht, Alexander, ich habe nur noch Dich auf der Welt!

Romberg (der ihn immer angstvoller anstarrt, mit bebender Stimme). Imhoff, was sollen denn Deine wirren Reden bedeuten?

Imhoff (langsam). Helene hat mir gestanden, daß sie selbst diese Briefe . . .

Romberg (wüthend auffahrend und aufstampfend). Hat sie also doch gesprochen! (Er erschrickt im Moment über seine eigenen Worte).

Imhoff (sieht ihn an). Doch? . . . doch gesprochen? (Kurze Pause, er sieht Romberg immer schärfer an, er fährt sich seiner Gewohnheit gemäß mehrere Male über die Stirne, dann ganz langsam sprechend.) Du wußtest also, daß sie diese Briefe geschrieben hat . . . Du wußtest es . . . und wolltest Dich dennoch schlagen? (Er starrt ihn mit furchtbarem Ausdruck an, dann mit erhobener Stimme.) Alexander, das thut man nur, wenn man eine Frau liebt! . . . Antworte mir! (Sie stehen sich Aug' in Auge gegenüber.)

Romberg (der den Blick langsam vor Imhoff senkt, schreit plötzlich verzweifelt auf). Eduard . . . um Gotteswillen . . . schlag mich nieder! (Lange tiefe Pause; das Duett, aber in weiter Entfernung, wird vom See wieder hörbar; fieberhaft). Ich schwör' Dir's, Eduard, ich allein war schuld daran! Als sie mich bat, nie wieder zu kommen . . . da hat's mich überwältigt! Nur ich allein trage die Schuld, ich allein, . . . ich ganz allein! (Lange Pause.)

Imhoff (eisig). Ich werde morgen früh nicht als Dein Secundant neben Dir stehen, aber . . . ich will Dir als Dein Gegner gegenüberstehen!

Romberg (schlägt die Hände vor's Gesicht).

Imhoff (mit eisiger Ruhe). Bist Du bereit?

Romberg (wild). Das kann ja nicht sein! (Ihn anflehend). Bedenke doch, Mensch, wir Beide! . . . Einer von uns auf dem Rasen! . . Einen Ausweg hätt's gegeben . . . den hast Du mir aber verrammelt . . . ich hätte mich morgen früh so schön als anständiger Kerl aus der Welt drücken können! Kein Hahn hätte danach gekräht, hätte ich

Imhoff. Herr Major, bitte noch einen Augenblick! Ich wollte soeben zu Ihnen kommen, um Ihnen zu sagen, daß das Duell nicht stattfinden kann!

Rainwald (ihn starr ansehend). Nicht stattfinden kann? (Stolz und kalt.) Ich habe bis zu diesem Augenblick nicht gewußt, daß es dem Herrn Baron Romberg an Muth gebricht!

Imhoff (energisch). Bitte, Herr Major! . . . (Er geht ein Mal durch's Zimmer, dann starrt er vor sich hin, endlich mit festem Entschlusse.) Ich habe Ihnen versprochen, nach dem Schreiber dieser anonymen Briefe zu forschen . . . Ich habe nicht lange zu suchen brauchen . . . Ich habe ihn bereits gefunden!

Rainwald. Gefunden?

Imhoff (mit erzwungener Ruhe). In meinem eigenen Hause! Meine Frau hat diese Briefe geschrieben!

Rainwald (hält sich an einem Stuhl fest). Excellenz!

Imhoff. Ich bin Ihnen diese Erklärung schuldig, um Sie von Ihrem Unrecht zu überzeugen! . . . Sie werden also einsehen, daß das Duell zwischen Ihnen und meinem Freunde nicht stattfinden kann! Herr Baron Romberg selbst weiß noch Nichts von der Affaire. Ich habe mein Versprechen gehalten und Ihnen den Thäter genannt; Sie, Herr Major, werden Ihr Versprechen halten und dem Herrn Baron Abbitte leisten, für die Beleidigung, die Sie ihm zugefügt haben!

Rainwald (verbeugt sich).

Imhoff. Ich werde morgen die Ehre haben, Sie zu besuchen und Ihnen die Revocation zur Unterschrift vorzulegen, deren Wortlaut Herr Baron Romberg zu bestimmen hat! . . . Im Uebrigen, Herr Major, gestatte ich Ihnen, von der Mittheilung, daß meine Frau diese Briefe geschrieben hat, nach Belieben Gebrauch zu machen. Mir liegt daran, daß die Wahrheit zu Tage kommt und auch nicht der leiseste Schatten mehr auf dem Namen des unschuldig Verdächtigten ruht! Ich will nicht, daß durch Verschleierungen wieder Stoff zu neuen abenteuerlichen Gerüchten gegeben wird! (Mit Energie.) Mir liegt daran, daß die Frage klar und deutlich nicht nur von Ihnen, sondern vor der ganzen Stadt beantwortet wird: wer war's?

Rainwald (sich aufrichtend, in edler Männlichkeit). Excellenz, verzeihen Sie, wenn ich widerspreche. Ich sehe meinen Irrthum ein und bin selbstverständlich bereit, Herrn Baron Romberg jede Erklärung zu geben, die er verlangt. Aber, Herr Geheimrath, damit muß die Sache auch abgethan sein. Welche Gründe Ihre Frau Gemahlin hatte, diese Briefe zu schreiben . . . ich weiß es nicht . . . Aber wozu auch noch den Namen der Dame in die Oeffentlichkeit ziehen! Ich bürge dafür, daß die Ehre des Herrn Baron in dieser Affaire schon morgen vollständig hergestellt sein wird! Ich bürge dafür, daß auch nicht der leiseste Makel an ihm haften bleibt! Aber wozu wollen Sie, Herr Geheimrath, Ihre Frau Gemahlin compromittiren und sich selbst unglücklich machen! . . . Was Sie mir gesagt haben, Excellenz, haben Sie nur mir gesagt, darauf mein Ehrenwort! Ueber meine Lippen wird niemals ein Wort kommen, wer es war! (Er verbeugt sich.)

Imhoff. Ich danke Ihnen für Ihre ritterliche Gesinnung, Herr Major . . . Aber an meinem Entschluß werden Sie Nichts ändern! . . . Ich werde das Uebrige mit Herrn Baron Romberg berathen! (Da sich Rainwald verabschieden will, tritt er auf ihn zu und reicht ihm die Hand.) Ich habe in dieser Stunde einen Ehrenmann kennen und schätzen gelernt! (Er klingelt.)

Imhoff. Begleiten Sie den Herrn Major hinaus und bitten Sie den Herrn Baron Romberg auf einen Augenblick zu mir.

(Während Rainwald schon links abgegangen ist.)

Franz. Der Herr Baron promenirt im Park ganz allein. (Er folgt Rainwald.)

Imhoff (geht nach der Veranda, er beugt sich über die Balustrade, legt die Hand über die Augen, um in der Dunkelheit besser sehen zu können, dann ruft er): Alexander! (Kurze Pause, er ruft lauter.) Alexander!

mich von Rainwald erschießen lassen! . . Aber was nun? . . Fehlte noch gerade, daß ich Dir außer Deinem Glück noch Dein Leben nehme . . . Scheußlich! . . Nicht auszudenken! . . Oder soll ich mich von Dir niederknallen lassen? . . . Wäre freilich kein Kunststück! . . Aber willst Du mit dieser Last auf dem Buckel durch's ganze Leben keuchen? . . . Donner und Doria! Soll denn Alles vergessen sein? . . All' die lange, schöne Zeit, die wir zusammen marschirt sind? . . All' die Freundschaft und Liebe, die wir beiden Kerle doch wahrhaftig für einander gefühlt haben? . . Soll denn das Alles zertrümmert und kurz und klein geschlagen werden um dieser einen Stunde willen? . . Kannst mir's glauben, Eduard, ich hab' mich Jahre lang vor dieser Stunde gefürchtet . . . ich fühlte ja, daß sie kommen mußte . . aber ich hatte nicht mehr die Willenskraft, zu gehen . . . die war schon längst zum Teufel! . . Wie mit so'ner wilden Bestie habe ich jahrelang mit dieser Leidenschaft gerungen . . . aus Freundschaft zu Dir! . . . Jahrelang führte ich ja ein Leben, um das mich kein Hundsfott beneiden möchte . . . aus Freundschaft zu Dir! . . . Jetzt muß 'mal ehrlich Farbe bekannt werden . . . manchmal beschlich mich doch so Etwas wie Neid, so'ne Art von Bitterkeit gegen Dich . . ja, man kommt auf zu dumme Gedanken, wenn man so allein in seinen vier Wänden haust und Niemanden hat, der Einem den Kopf wäscht . . . aber das waren doch nur immer Augenblicke . . . die waren ja doch vorüber, sobald ich Dich wiedersah . . . Ich schwöre Dir's, Eduard, nie hat in diesen langen vier Jahren ein Wort, ein Blick ihr verrathen . . . bis vorhin! . . Sie hatte wahrhaftig mehr Courage als ich! . . Sie bat mich, zu gehen, und in diesem verfluchten Augenblick hat's mich überrumpelt . . . da gingen alle guten Vorsätze in die Brüche . . . Alles Gefühl der Freundschaft, der Pflicht . . . der Liebe zu Dir . . . (wild) Alles . . . Alles . . . auch die Vernunft blieb stumm und still . . . die hätte mir doch sagen müssen, daß ich nie und nimmermehr auf den Trümmern Deines Glückes mein eignes würde aufbauen können! (Hinreißend.) Eduard! . . . alter Freund . . . Ich will ja Alles thun, was Du von mir verlangst . . . Du sollst mich nie wiedersehen . . . ich will mich ja vor Dir verkriechen, wie so'n Thier im Walde . . . (in flammendem Ungestüm) jage mich, wie'nen Bedienten aus dem Hause! . . beschimpfe mich, schlage zu . . . mach' mit mir, was Du willst! . . . Nur verlange nicht, daß ich Dir morgen gegenüberstehen soll!

Imhoff (tritt nach kurzer Pause auf ihn zu, mit etwas stärkerer Betonung als vorhin.) Bist Du bereit?

Romberg (läßt den Kopf sinken, tonlos). Ich . . . bin . . . bereit!

(Der Gesang vom See her wird jetzt vernehmlicher und zwar im Gegensatz zum Anfang eine heitere Melodie.)

Romberg (rafft sich auf, dann geht er langsam nach hinten).

Justus (kommt durch den Park und erscheint eben auf der Veranda).

Romberg (dreht sich noch einmal nach Imhoff um, dann bebend, aber schnell). Eduard, leb' wohl! (Als er Justus sieht, tritt er an ihn heran, leise.) Gut, daß ich Sie treffe, Justus! Lassen Sie sich morgen Vormittag doch 'mal auf Tannhausen sehen . . . 's giebt dort vielleicht mancherlei für Sie zu thun! Gute Nacht, Justus! (Er drückt ihm die Hand und will schnell ab.)

Justus (hält ihn bei der Hand fest, voll Energie). Halt! . . nicht von der Stelle! . . . (Da sich Romberg losmachen will, packt er ihn immer fester.) Nee, mein Lieber, los kommen Sie mir nicht! Wie in 'nem Schraubstock halte ich Sie, bevor Sie mir nicht gesagt haben, was das mit morgen zu bedeuten hat! . . So'n Gesicht wie Sie macht man nur, wenn man sich drücken will auf Nimmerwiedersehen! . . . Imhoff, mir kannst Du Alles sagen . . . ehrlich und offen . . . was habt Ihr Beide mit einander vor? Pause; mit herzbezwingender Innigkeit.) Eduard . . . rede jetzt, damit Du morgen Nichts zu bereuen hast!

Imhoff (in wildem Schmerz aufschreiend). Justus! Die Leute haben doch Recht gehabt!

Justus (leise und traurig). O, das ist schade!

Romberg (will sich losreißen). Leb' wohl!

Justus (bebend). Und Du läßt ihn wirklich gehen, Imhoff? . . . (Schaudernd.) weißt Du auch wohin?

Imhoff (in überwallendem Gefühl). Alexander!

Romberg (stürzt zu ihm, ergreift stürmisch seine Hand und will sich über sie beugen).

Imhoff (entzieht ihm in furchtbarer Erregung seine Hand, er sieht ihn nochmal an, dann mit steinernem Ausdruck). Geh! . . wir wollen uns nie mehr wiedersehen! (Kurze Pause.)

Romberg (sieht ihn verklärt an, aus tiefstem Herzen). Eduard . . . ich will geduldig warten, bis Du mich wieder einmal rufst! (Er eilt nach hinten ab.)

Imhoff (steht vorn an einem Tisch gelehnt, als er Justus sieht, stürzt er ihm in die Arme). Ich danke Dir, mein treuer, mein einziger Freund!

Justus (seine Rührung bekämpfend). Unsinn! . . . Nichts zu danken! . . Habe nur meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gethan!

(Während der Gesang vom See her in eine übermüthig jauchzende Weise übergeht und fortdauert, fällt schnell der Vorhang.)

Illustrirte Bibliographie.

Zwischen Kaspi und Pontus. Kaukasische Skizzen von Bernhard Stern. Mit Illustrationen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Abchase.

Die Kaukasusländer gehören noch immer zu den ethnographisch, culturgeschichtlich und historisch interessantesten Gebieten unseres Planeten. Sie haben wunderbare Schicksale erlebt, wie kaum irgend eine andere Gegend der Erde: Perioden blühender Cultur und tiefer Barbarei haben hier wiederholt mit einander abgewechselt; blühende Reiche und Städte sind hier entstanden, zerstört und von neuen Gründungen abgelöst worden, die wiederum in Trümmer fielen und den Dünger für künftige Culturblüthen bildeten. Und da alle diese wechselnden Perioden der Geschichte und anscheinend jedes der hier durchgezogenen Völker Spuren zurückgelassen hat, so findet man hier eine wunderbare Mannigfaltigkeit sowohl in den Ueberresten von Monumenten aller Art, wie in den Völkerschaften dieses Gebirgslandes. In Bezug auf die Letzteren sei auf die von einer Autorität, wie Heinrich Brugsch, herrührende Versicherung hingewiesen, daß noch heute im Kaukasus, — von Dialecten abgesehen — mehr als 70 Ursprachen geredet werden! Von diesen haben sich manche nur in wenigen Dörfern, manche nur in wenigen Familien lebendig erhalten. Im Kaukasus wandert man immerfort zwischen uralter Vergangenheit und jüngster Gegenwart. „Neben den Wohnungen des Troglodyten" — sagt der Verfasser des Buches „Zwischen Kaspi und Pontus" — „neben Höhlenstädten und in Felsen gehauenen Ortschaften sieht man grandiose Trümmerstätten von Prachtbauten, Canälen und Aquäducten, welche in den Zeiten der Weltmonarchien Assyrien, Babylonien und Alt-Persien errichtet wurden. Neben Hütten aus Erde und Lehm, neben strohbedeckten Kosakenstanitzen, neben den Filzzelten der Nomaden und den Schneehäusern der Bergbewohner ragen althellenische und römische Burgen, genuesische Kirchen und Capellen, mohamedanische Moscheen und Medressen, Bauten

Kabardinerin.

Aus: Bernhard Stern, „Zwischen Kaspi und Pontus".

Verlag der Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Naphthafontaine.
Aus: Bernhard Stern, „Zwischen Kaspi und Pontus".
Verlag der Schles. Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

und Festungen der neuesten Zeit. Im Kaukasus sind die ältesten Städte, die ältesten christlichen Gotteshäuser. Im Kaukasus giebt es aber auch Städte, die kaum ein Jahrhundert alt sind." —

Einen Streifzug durch dieses „Wunderreich" — das unter dem Fittich des russischen Adlers schon Manches von seiner ursprünglichen Eigenart eingebüßt hat und naturgemäß unter dem Einfluß der stetig weiter vordringenden modernen Civilisation noch mehr von seinen dem Ethnographen und Culturhistoriker werthvollen Eigenthümlichkeiten verlieren muß, macht Bernhard Stern in dem vorliegenden Buche; und der Leser desselben wird nicht bereuen, an diesem Streifzuge sich betheiligt zu haben. In sieben Aufsätzen schildert der Verfasser die kaukasischen Trachten, die Frauen im Kaukasus, den Parsentempel Atesch Djah, die kaukasischen Petroleumfelder, die Juden im Kaukasus, erzählt uns von der georgischen Apostelin Nina und von dem großen Alexander. —

Tscherkesse.
Aus: Bernhard Stern, „Zwischen Kaspi und Pontus".
Verlag der Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

In dem Abschnitt über die kaukasischen Petroleumfelder werden uns interessante Mittheilungen über die Naphthaindustrie, welcher die Handelsstadt Baku ihre Blüthe verdankt, gemacht. Die einst weltberühmte Stadt war vor 50, ja noch vor 20 Jahren öde und beinahe verlassen und schien dem baldigen Untergang verfallen zu sein. Da trat eine plötzliche Besserung ein, und binnen wenigen Jahren schwang sich Baku zu einer der ersten russischen Handelsstädte empor. 1879 besaß sie 15600; im Jahre 1884 bereits 46000 und 1891 gegen 100000 Einwohner! Die gewaltige Entwickelung verdankt sie hauptsächlich dem aus Schweden eingewanderten Ludwig Nobel, dem Bruder des Dynamit-Nobel, durch den die Gewinnung und Raffinirung von Naphtha, die bis dahin kaum der Rede werth war, einen ungeahnten Aufschwung nahm. —

Das interessante Buch, das ein werthvolles Material in einer gewandten Darstellung bietet und mit hübschen Illustrationen ausgestattet ist, von denen wir einige als Probe beifügen, wird in gewissem Sinne durch ein anderes Werk des Verfassers ergänzt, das in demselben Verlage erschienen ist: „Zwischen der Ostsee und dem Stillen Ocean. Zustände und Strömungen im modernen Rußland."

Der Verfasser hat hier ein reiches, aus schwer zugänglichen älteren und neueren Quellen gesammeltes Material, das durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen ergänzt worden ist, in 10 Aufsätzen, die künstlerische, wirthschaftliche und politische Fragen behandeln, sehr geschickt verarbeitet. Besonderes Interesse werden gegenwärtig Aufsätze erregen wie: „Russisch-französische Bündnisse und Händel", „Deutsch-russische Handelsbeziehungen", „Eine Hohenzollernfürstin in Kurland", „Zarenkrönungen", „Hunger und Pest in Rußland". — l —

Bibliographische Notizen.

Aretin und sein Hof. Roman von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebr. Paetel.

Wir lauschen nicht nur dem Nestor unserer zeitgenössischen Erzähler, Rudolf von Gottschall, immer von Neuem gern, wir hören auch nicht auf, ihn immer von Neuem hoch zu schätzen. Gottschall ist ein sehr hervorragender Stilist, und von seinen gereiften Lebensanschauungen, seinen reichen Erlebnissen, seinem umfassenden mannigfaltigen Wissen erklingt es so fesselnd und so anregend immer wieder aus seinen Erzählungen, daß uns schon deswegen diese Bücher werthvoll erscheinen. Nicht was er erzählt — denn ein sehr erfindungs-glücklicher Fabulist ist Gottschall nicht — sondern wie er erzählt, läßt uns ihm noch immer unter den deutschen Belletristen einen ersten Platz einräumen. Auch in seinem neuesten, uns vorliegenden Buche ist die Fabel das Minderwerthige. Es handelt sich hierbei um zwei Liebespaare, denen als Originalität höchstens nachgerühmt werden kann, daß sie sich nicht kriegen, daß nicht Flitterwochen ihr Hoffen erfüllen, sondern der grimme Tod sie auseinanderreißt. Aber das Milieu, in dem diese beiden Paare sich bewegen, das bunte Treiben in der stolzen Adria-Stadt Venedig in den Anfängen des sechzehnten Jahrhunderts, ist mit seinen grellen Contrasten, seiner Pracht und seiner Fäulniß, meisterlich geschildert und findet in dem Hause Pietro Aretinos eine Art Centralstelle. Es klingt wirklich oft, als hörten wir den witzigen, geistsprühenden und frivolen Aretino selbst berichten, wenn Gottschall die Personen seines Buches in der Sprache und den Anschauungen ihrer Zeit sich über Begebenheiten, über ihr Hoffen und ihr Fürchten unterhalten läßt, wie überhaupt, vielleicht sogar ohne es zu wollen, uns Gottschall in seinem Roman einen sehr geistvollen litteraturgeschichtlichen Essay über Pietro Aretino, jenen Voltaire des sechzehnten Jahrhunderts, giebt, den Werth seiner fesselnden Dichtung hierdurch wesentlich erhöhend. A. W.

Die Sünderin. Realistischer Roman von Max Luft. München, August Schupp.

Die moderne Litteratur hat sich verschiedene Schlagworte geschaffen, d. h. sie hat Begriffe, mit denen man längst künstlerisch gerechnet, in einer ganz willkürlichen Auslegung sich zurecht gestutzt. Wie alt z. B. in ästhetischem Sinne der Begriff „Realismus" schon ist, würde sich nur beantworten lassen, wenn man die Geschichte der Cultur bis zu ihren Anfängen verfolgt, und nun, plötzlich, soll der Realismus in der Kunst, also das Streben, die Wirklichkeit künstlerisch zu verwerthen, als ein litterarischer Fortschritt unserer Zeit betrachtet werden! Wir können uns hier nicht vertiefen in die Berechtigung und Bedeutung dieser pseudo-revolutionären litterarischen Bewegung; nur kurz sei erwähnt: Nicht die realistische Richtung, sondern deren Auswüchse halten wir für modern!

Zum Belege hierfür machen wir auf das obengenannte Buch aufmerksam. Einen „realistischen Roman" nennt es der Autor, und dabei strotzt es von Unwirklichkeiten, ja, die Heldin selbst können wir sogar nur aus der Erfahrung, daß die Perversitäten innerhalb der Frauennatur unbegrenzt sind, für auch nur möglich bezeichnen. Ob sich auf jene Thatsache, auf die erwähnten Perversitäten, wohl des Dichters wüthender Haß wider das Weib im Allgemeinen zurückführen läßt? Und ob der Zweck des Buches vielleicht darin gipfelt, diesem Hasse Ausdruck zu geben, ihn in die Erscheinung

treten zu lassen? Möglich; für die Befriedigung solcher Privat-Bedürfnisse halten wir unsere Zeit entschieden für zu kostbar, und andrerseits steht fest, daß sonst „wirklich" in dem Buche nur einzelne nebensächliche Episoden und (leider!) die hier und dort angewandte halb cynische, halb vulgäre Ausdrucksweise sind, von der wir, nebenbei bemerkt, eigentlich wünschten, daß sie nach wie vor in jeder ästhetischen Bethätigung „unwirklich" bliebe.

Um bis zu Ende gerecht zu sein, wollen wir aber nicht unterlassen, auf das Ausklingen des Buches aufmerksam zu machen, das uns des Autors Fähigkeit, auch echte Herzenstöne anzuschlagen, in einigen kurzen Accorden beweist. A. W.

Des Lebens ewiger Dreiklang. Von A. von Falstein. Berlin, Schuster und Loeffler.

Die Erzählung von Falsteins enthält die erschütternde Beichte eines Menschen, der im Leben Schiffbruch gelitten hat. Philipp Haller, der als Schreiber bei einem zweifelhaften Winkeladvocaten einer kleinen Stadt endet, legt sie dem ehemaligen Schulgefährten ab, der zu Rang und hohen Ehren gekommen; das Leben hat die Beiden vollkommen von einander getrennt, und geliebt hat Haller den Jugendgefährten eigentlich nie, aber Achtung hat er vor ihm, dem Zielbewußten, er, der zu der großen Armee der Charakterschwachen gehört, die trotz der größten Begabung dennoch untergehen im Sturme des Lebens, wenn sie vor den Kampf gestellt werden; freilich, wenn das Schicksal sie weich bettet, können auch sie aufwärts steigen, aber weich gebettet hat es Philipp Haller niemals, — im Gegentheil, und so ist des Schulfreunds prophetischer Ausspruch zur traurigen Wahrheit geworden: „Du bist zwar gescheidter als wir Alle, aber aus Dir wird Nichts, weil Du ein Lump bist." Nun, ein Lump im landläufigen Sinne ist Philipp Haller nicht geworden, aber wie es kam, daß er zum elenden Schreiber des schmutzigen Winkeladvocaten wurde, das möge Jeder selbst nachlesen, Zeit und Mühe wird ihn nicht verdrießen. mz.

Vergebens und andere Geschichten. Von Mania Korff. Eduard Moos, Zürich, Erfurt, Leipzig.

Der Band enthält fünfzehn Erzählungen, in Stimmung und Inhalt vollkommen von einander abweichend, einzelne sind ganz skizzenhaft gehalten; die größte Novelle „Vergebens" zeigt, daß Mania Korff auch größeren Aufgaben gewachsen ist, und die Art und Weise, in welcher sie einen oft behandelten Conflict löst, bekundet bei aller weiblichen Feinfühligkeit, daß ihr Talent männliche Kraft besitzt. mz.

Der Kakadu und Prinzessin auf der Erbse. Zwei Novellen von Anna Croissant-Rust. Leipzig, August Schupp.

Anna Croissant-Rust besitzt ein starkes Talent, von dem wir zweifellos noch werthvolle Gaben zu erwarten haben. Die Dichterin beobachtet scharf sowohl die Ereignisse auf dem Markte des Lebens als die Merkmale besonderer Individualitäten, die, aus der Tiefe erschaut, wir als Beiträge zur Geschichte des Menschenthums schätzen können. Die Dichterin hat aber auch den rechten Muth ihrer Meinung; sie spricht aus, was sie erschaut und was sie ergründet, rückhaltslos und eindringlich, und sicher nicht ihr Verschulden ist es, wenn nicht Lehren hieraus geschöpft werden, die besonders dem Reinmenschlichen zu gute kommen. In der Wahl des Stofflichen hascht, so will uns scheinen, die Dichterin zu viel nach Absonderlichem; sie hat es nicht nöthig, ihre Darstellungen interessiren durch die lebhaften Farben und die psychologische Feinfühligkeit ihrer Durchführung ohnehin, und schließlich fesseln uns die Wiederholungen jener alten Geschichten, die immerdar neu bleiben und uns hier so ergreifend berichtet werden, mehr, als die Wunderlichkeiten, von denen wir, allerdings gleichfalls in ansprechender Form, erfahren. A. W.

Humoresken und Phantasien. Von Max Kalbeck. Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.

Eins hat uns in dem Buche zunächst gewundert, und das ist: wie wenig der Autor, der in Wiener Journalisten-Kreisen schon jahrelang eine hervorragende Position besitzt, im Grunde genommen zu erzählen weiß! Wie er erzählt, das ist reizend, witzig und geistreich, geschmackvoll und unterhaltend; aber was er erzählt, fesselt stofflich fast durchgängig nur durch den Gedankenwerth, die viel umfassende Belesenheit, die anregend, interessirend, wir an ihren Früchten häufig erkennen und durch die belebten Schilderungen, die warme Empfindung, die uns vielleicht mehr noch Gefallen an dem Autor, als an seinen Gaben erweckt. Nicht gleichwerthig sind diese; hier und dort hat der Autor sein Thema nicht richtig geschätzt und giebt uns zu viel oder zu wenig, wird zu breit oder

ist zu kurz; aber eine anmuthende individuelle Lebensauffassung, gemüthvolle Weltanschauungen, die poetisch beschwingten Ausdruck finden, ist der Vorzug aller Capitel der in ihrem Genre sehr schätzenswerthen Sammlung. Vielleicht ist es aus diesem Grunde, daß uns jene Skizzen und Bilder, die aus der Jugendzeit des Dichters stammen, die Breslau, seiner Vaterstadt gelten, am gelungensten erscheinen; jedenfalls tritt uns hier Max Kalbeck am liebenswürdigsten entgegen.

A. W.

Kindergeschichten. Von Paul Victor. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft.

Die Kindergeschichten sind wohl hauptsächlich für Erwachsene berechnet; einzelne darunter, wie „der Brief an den lieben Gott", bekunden des Verfassers Feinfühligkeit für das Seelenleben der Kinder, aber der umfangreiche Band enthält auch viel Minderwerthiges, und eine engere Auswahl, welche die Spreu vom Weizen sondert, würde dem Werke zum Vortheil gereichen. mz.

Unter fremder Sonne. Von Paul Remer. Berlin, Schuster u. Loeffler.

Die Gepflogenheiten des „papiernen Zeitalters" haben es mit sich gebracht, daß jeder einigermaßen Federgewandte, der „eine Reise thut", besonders, wenn dieselbe über Salzwasser geht, sich bemüßigt fühlt, seine Erlebnisse auch anderen — oft wenig Neugierigen — mitzutheilen und ein Buch daraus zu machen, an dem die äußere Ausstattung, das gute Papier, der schöne Druck oft das einzig Lobenswerthe ist. Man wird deshalb immer zufrieden sein, wenn sich unter dieser Art von Litteratur Etwas findet, das sich über das allgemeine Niveau vortheilhaft erhebt; ein derartiges Buch ist das vorliegende.

Paul Remer macht eine Reise von Hamburg nach Venezuela und beschreibt uns dieselbe mit Gemüth, Laune, Humor und Geist. Das Buch liest sich angenehm und giebt Aufschluß über noch wenig bekannte Gegenden, z. B. die Ansiedlung schwäbischer Bauern im venezolanischen Urwald, Curaçao, Caracas, Haiti u. A. Bei des Verfassers guter Beobachtungsgabe hätten wir gewünscht, über die wenig bekannten Erdstriche mehr und Eingehenderes zu erfahren, was bei Beschränkung des gemüthlichen Inhaltes recht gut angegangen wäre; aber wir wollen uns — da es nicht geschehen — auch mit dem Gebotenen begnügen und das hübsche Buch gern empfehlen. V. T.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Anzengrubers, Ludwig, Gesammelte Werke. Lieferung 6—10. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Astl-Leonhard, Hugo, Ein deutsches Testament. 1. Die Natur als Organismus. Wien, Selbstverlag des Verfassers.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1897, Heft 2. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bender, Hedwig, Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Untersuchungen über das Wesen der Philosophie im Allgemeinen und über die Möglichkeit der Metaphysik als Wissenschaft und ihr Verhältniss zur naturwissenschaftlichen Forschung im Besonderen. Leipzig, Hermann Haacke.

Bertal, Dr. Th., Gesundes Blut und starke Nerven. Zweite Folge. Mittel und Wege zur Erhaltung der Lebenskraft und Verhütung von Krankheiten. Ursache und Heilung der Zuckerkrankheit etc. Physiologisch-chemische Erläuterungen nach Julius Hensels Ernährungs-Theorien. Leipzig, Oskar Gottwalds Verlag.

Bethusy-Huc, Valeska, Gräfin (Moritz von Reichenbach), Sühnopfer. Eine Land- und Waldgeschichte. Dresden, Carl Reissner.

Bormann, Edwin, Der Kampf um Shakespeare. Humoristisches Märchendrama in einem Acte. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Bourgeois, Emil. Ludwig XIV. in Bild und Wort mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Carikaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit. Uebertragen von O. Marschall von Bieberstein. Lfg. 8—12. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Couperus, Louis, Novellen. Autorisirte Ausgabe, übersetzt von E. Otten. 2 Bände. Bd. I: Eine Illusion. — Marquise d'Yéména. — Ein Seelchen. Bd. II: Hohe Trümpfe. — Kleine Räthsel. — Ein Verlangen. Berlin, Siegfried Cronbach.

Danckelmann, Eberhard, Freiherr von, Kant als Mystiker?! Eine Studie. Leipzig, Hermann Haacke.

— Shakespeare in seinen Sonetten. Ein Sendschreiben an Herrn Lic. Dr. Schaumkell, Oberlehrer in Ludwigslust i. M. Leipzig, Hermann Haacke.

Duboc, Julius, Dr. phil., Anti Nietzsche. Erweiterter Separat-Abdruck aus des Verfassers „Jenseits vom Wirklichen." Dresden, Hellmuth Henklers Verlag (Johs. Henkler & Schirrmeister.)

— Zwei Zeitgedichte. Zur Frauenfrage. Eine Epistel an die Männerwelt. Zur Judenfrage. Dresden, Hellmuth Henklers Verlag (Johs. Henkler & Schirrmeister.)

Elsässer, Bernhard, Opfer. Schauspiel in drei Acten. Den Bühnen gegenüber Manuscript. Frankfurt a./M., Gebr. Knauer.

Eschelbach, Hans, Antiochus. Drama in drei Acten. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchh.

Faldella, Giovanni, J. Fratelli Ruffini. Storia della Giovine Italia. Libro IV dupplizii militari. Torino, Roux Frassati & Co.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. 2. Aufl. Band I—VI. Leipzig, S. Hirzel.

Grashy, Anna, Für uns! Gedichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Hango, Hermann, Nausikaa. Trauerspiel in fünf Aufzüg. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Hanstein, Dr. Adalbert von, Die sociale Frage in der Poesie. Erweiterter Abdruck aus der Akademischen Rundschau 1896. Erstes Tausend. Leipzig, Akademischer Zeitschriften-Verlag. Freund & Möschke.

Helmholtz, H. von, Vorlesungen über theoretische Physik. Band V. Vorlesungen über die elektromagnetische Theorie des Lichts. Herausgegeben von Arthur König und Carl Runge. Mit 54 Figuren im Text. Hamburg, Leopold Voss.

Hugo, Victor, Strahlen und Schatten. (Les rayons et les ombres.) Gedichte. In das Deutsche übertragen von Hildegard Stradal. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Im Kampf des Lebens. Eine lyrische Anthologie. Nach sittlichen und ästhetischen Grundsätzen zusammengest. v. C. Belschner. Stuttgart, W. Kohlhammer, Verlag.

Jungmann, Max, Heinrich Heine ein Nationaljude. Eine kritische Synthese. Berlin, Siegfried Cronbach.

Kahlenberg, Hans von, Misere. Roman. Dresden, Carl Reissner.

Kempin, Dr. jur. Emilie, Rechtsbrevier für deutsche Ehefrauen. 52 Merksprüche aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch mit Erläuterungen. Berlin W., J. J. Heines Verlag.

Kerner von Marilaun, Anton. Pflanzenleben. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. 1. Band. Gestalt und Leben der Pflanze. Mit 215 Abbildungen im Text, 21 Farbendruck- und 13 Holzschnitt-Tafeln von Ernst Heyn, Fritz von Kerner, H. von Königsbrunn, E. von Ransonnet, J. Seelos, J. Selleny, F. Teuchmann, Olof Winkler u. A. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut.

Klausner-Dawoc, Ludwig, Jacob. Biblisches Charakterdrama in fünf Acten. Berlin, Siegfried Cronbach.

Kohlrausch, Robert, Wie Maler Vincenz Romanisch lernte und andere Novellen. Stuttgart, Robert Lutz.

Kresse, Oscar, Der Marquis von Pombal. Roman. Mit einem Titelbild von José Malhóa in Lissabon. Berlin, John Schwerins Verlag, Actiengesellschaft.

Kritik, Die. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. IV. Jahrgang. No. 122, 123, 124, 125. Berlin, Kritik-Verlag.

Lassar-Cohn, Dr., Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge. 2., umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 21 Abbildungen. Hamburg, Leopold Voss.

Lorenz Felix, Jugend und Tod. Gedichte. Berlin, Ernst Baum.

Meister, Friedrich, Klar zum Wenden! Seegeschichten u. nautische Skizzen. Dresden, Carl Reissner.

Meyers Reisebücher. Riviera, Südfrankreich, Corsica, Algerien und Tunis. Von Dr. med. Th. Gsell-Fels. Vierte Auflage von „Südfrankreich". Mit 25 Karten u. 30 Plänen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Ohnet, Georges, Unnützer Reichthum. Roman. Einzige autorisirte Uebersetzung von Max von Weissenthurn. Berlin, Richard Taendler.

Petersdorff, Hermann v., Der erste Hohenzollernkaiser im Dienste preussischer und deutscher Grösse. Zum 100jährigen Geburtstage Wilhelms I. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Reuter, Karl August Hermann, König Otto der Zweite. Deutsches Schauspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a./M., Reinhold Mahlau.

Rigutini, Giuseppe u. Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches u. deutsch-italienisches Wörterbuch. Lieferung 11. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Schultze, Ernst, Volkshochschulen und Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung. Mit einer Einleitung von Dr. Eduard Reyer. Leipzig, Gg. Freund.

Schulz-Dresden, Carl Theod., Eine neue Bestattungsart. — Verheissungsvoll für die Zukunft. Weder Erd- noch Feuerbestattung. Berlin, Verlag d. Actiengesellschaft Pionier.

Skulpturenschatz, Klassischer, herausgegeb. v. F. von Reber u. A. Bayersdorfer. Heft 3 bis 5. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

Spamers illustrirte Weltgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. F. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt und Dr. K. Sturmhoefel neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt v. Prof. Dr. Otto Kaemmel. Dritte, völlig neugestaltete Auflage. Mit nahezu 4000 Text-Abbildungen nebst vielen Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. Band IV: Geschichte des Mittelalters. II. Theil: Von den Kreuzzügen bis zum Zeitalter der Renaissance. In dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. G. Diestel. Mit 441 Text-Abbildungen u. 14 Beilagen u. Karten. Leipzig, O. Spamer.

Stenglin, Felix von, Leidenschaft. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Stern, Bernhard, An der Wolga. Von Nischny-Nowgorod nach Kasan. Reisemomente. Berlin, Siegfried Cronbach.

Studnička, Dr. F. J., Bis an's Ende der Welt! Astronomische Causerien. Zweite ergänzte Auflage. (Mit zahlreichen Illustrationen.) Prag, Fr. Rivnáč.

Treffal, Karl August von, Wie erlerne ich das Hypnotisiren? Gemeinverständlich erläutert. Berlin, Hermann Brieger.

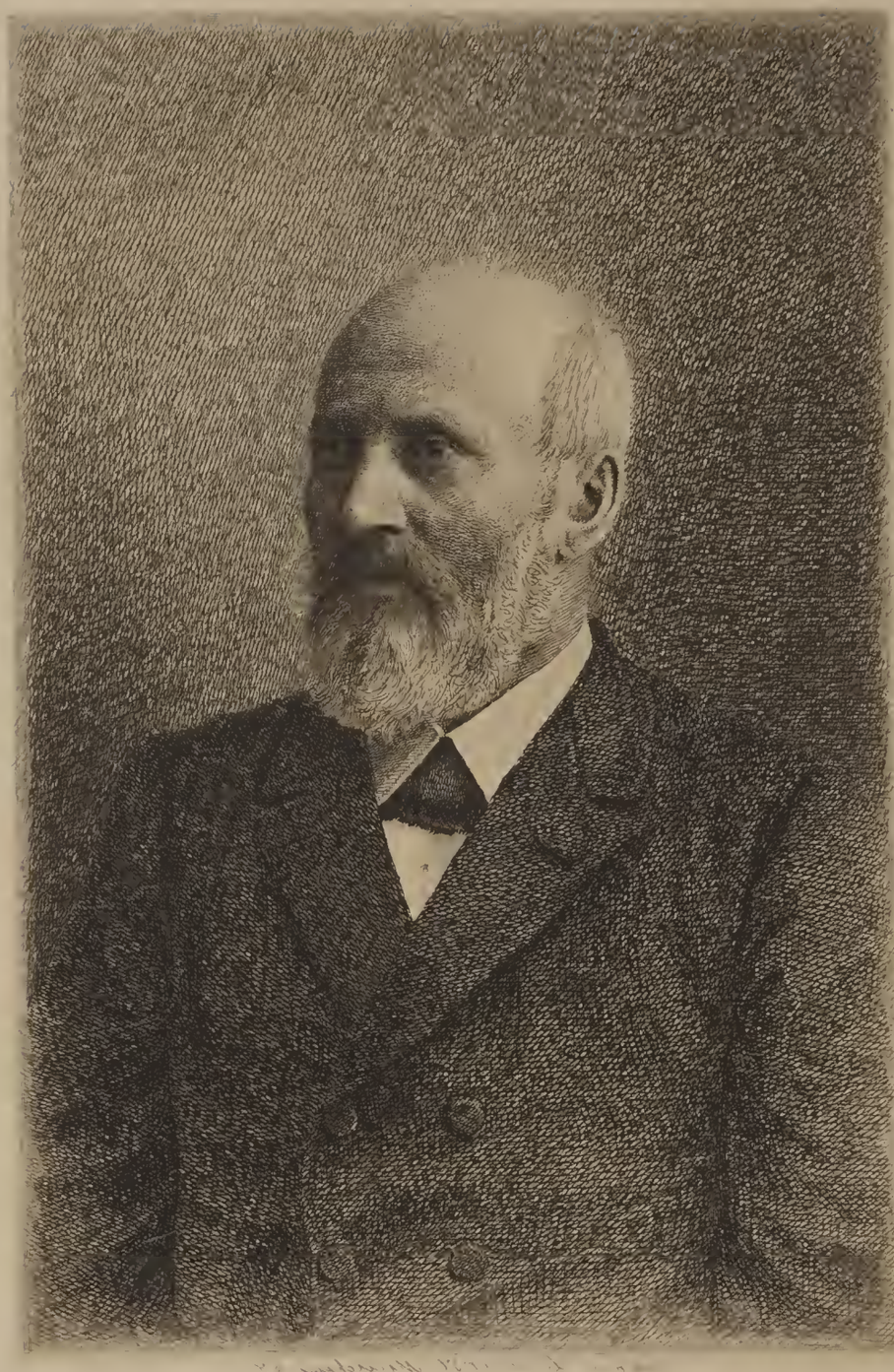
Truth, Prinzessin Fee. Wiener Roman. Berlin, T. Trautwein'sche Buchhandlung.

Wrede, Friedrich von, Pflicht. Dramatische Studie in einem Aufzuge. Salzburg, Herm. Kerber.

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft. Begründet von L. Quidde. Neue Folge im Verein mit G. Buchholz, H. Lamprecht, B. Marcks, herausgegeben von Gerhard Seeliger. 1. Jahrgang 1896/97 Monatsblätter. No. 7. 8. 9. I. Jahrgang 1896/97, Vierteljahresheft 3. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY
OF THE



G. Planck

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Der kluge Scheikh.

Ein Sittenbild aus Nordafrika.

Von

Ludwig Jacobowski.

— Berlin. —

Scheikh Hamed war seit einigen Tagen sehr mißgestimmt. Das Kußkussuh, das seine alte Mutter Aïscha so trefflich zuzubereiten verstand, hatte er nur zur Hälfte aufgegessen, obschon die Fürsorge der Alten es so stark gepfeffert hatte, daß es ihm fast die Kehle zerschnitt. Und gestern war ihm beinahe Etwas zugestoßen, was einer schweren Sünde gleichkam. Als die Sonne hinter den mächtigen Palmenbäumen in die Wüste gesunken war, stieg der Mueddin auf das Minaret, pflanzte die weiße Fahne auf und pries in näselndem Lobgesang den Schöpfer und Muhamed, seinen Propheten. Beinahe hätte er, der fromme Muselmann, das Gebet des Mueddin überhört, er, der Scheikh, der sich selbst rühmte, ein direkter Nachkomme des Propheten zu sein!

Seine alte Mutter war gestern mit verschobenem Turban in die Kniee gesunken und ein paar Augenblicke in dieser Haltung geblieben, wie ein Christ, ein richtiger Christ — Allah verderbe sie, dachte Hamed bei sich — weil ihr Sohn, der große und mächtige Scheikh von El Kantarah sich so hatte vergessen und vor lauter Schläfrigkeit das Gebet des heiligen Mueddin hatte überhören können! Was war nur mit ihm? O, sie wußte es genau! Vor zwei Monden war er aus Biskarah zurückgekehrt, aus dieser gottlosen Stadt, wo jeder Muselmann inmitten des Lärms und der Vergnügungen der Kaffeehäuser die Lehren Muhameds vergaß! Ueber einen Monat war er in Biskarah geblieben, und von den sechshundert und dreiundsiebzig Francs, die er mitgenommen hatte, war nicht ein einziger nach El Kantarah zurückgekehrt.

Biskarah und seine bösen Vergnügungen mußten schuld sein, daß ihr herrlicher Sohn jetzt wieder so düster und traurig vor seinem Zelte saß und mit Niemandem sonst sprach als mit dem jungen und tollen Ben Aïssa und dem alten Junggesellen, dem Sidi Ali el Kebir.

Was mußte El Biskarah auch für ein schrecklicher Ort sein! Der alten Frau fiel ein, was ihr eine andere gläubige Frau über das fluchbeladene Treiben dieser Stadt erzählt hatte! Das ewige Höllenfeuer, in dem die Ungläubigen einst dampfen und winseln sollten, mußte sich über die schamlose Stadt ergießen, denn sie hatte mit ihren schändlichen Tänzerinnen den Scheikh so mürrisch gemacht! Ganz Biskarah sollte voll von diesen abscheulichen Mädchen sein, und in jedem Kaffeehause sollten sie in sinnberückender Anmuth tanzen, schön wie die Huris im seligen Paradies.

Die alte Aïscha senkte den Kopf. Sie ließ die braunen Töchter ihres Stammes einzeln vor ihrem inneren Auge vorbeiwandeln, und ab und zu nickte sie mit dem Kopf, als wenn sie eine Schöne im Geiste freundlich begrüßt hätte. Eins stand bei ihr fest: Sie mußte ihn zu bewegen suchen, sich ein Weib zu nehmen. Er, der Scheikh Hamed, war schon dreißig Jahre alt, und noch nicht ein einziges Mal hatte er seiner Mutter gesagt: „He, Täubchen, wie ist's? Willst Du nicht fragen, was die schöne Semila kostet, oder Leila, das schlanke Mädchen mit den runden Augenbrauen?"

Eben senkte sich die Sonne hinter die weiße Moschee, daß das kugelige Minaret in rothem Feuerschein erglühte. Am dunkelnden Himmel hoben sich die Orangenbäume scharfgezackt ab, so daß die strengen Linien der Aeste stark hervortraten; das tiefe Grün der Olivenbäume schien fast schwarz, und ihre Stämme glitzerten wie Bronze, während die letzte Gluth der sinkenden Sonne an ihnen hinabglitt. Ein Roß wieherte von einem nahen Zelte her, und ein paar Hunde bellten durch die Dämmerung.

Aber selbst als ein paar Kameele heiser kreischten, störte das den Scheikh nicht in seiner Ruhe. Erst als sich eine Hand leise auf seine rechte Schulter legte, wandte er das Gesicht um, das er eben dem tiefrothen Glanz der Abendwolken zugekehrt hatte. Er erkannte das gebräunte welke Gesicht seiner Mutter, und einen Augenblick glitt ein sanfter Zug über sein verfinstertes Gesicht.

„Nun, was ist's, Aïscha!" hub er an.

„Allah segne Dich, Scheikh." Sie machte eine Pause und suchte nach Worten. Wie selten kam es vor, daß sie ihn zuerst ansprach, denn es ziemte sich nicht für ein Weib, dem Herrn und Scheikh mit einem Anliegen zu nahen, sondern zu warten, bis er sich zu dem demüthig dastehenden Weibe herabließ. Und so stand sie und suchte nach Worten.

Da fiel ihr eine List ein, und in lebhafterem Tone fuhr sie fort:

„Achmed hat schon wieder drei Töpfe zerschlagen."

„Was? Der Hund? Drei Töpfe?" Zornig funkelten die Augen des

Scheikhs, denn seine Habsucht berechnete sofort den Schaden mit ein und einem halben Franc. „Gieb ihm die Peitsche, dem Hundesohn!“ Und er ballte die rechte Faust, als wollte er selbst den armen Negersklaven züchtigen.

„Scheikh, ich werde alt und schwach. Ich kann's nicht mehr. Nimm Dir eine Frau, eine junge schlanke Frau!“

Jetzt war's heraus, und die Alte wich einen Schritt nach dem Zelte zu zurück, ganz erschreckt über ihre eigene Kühnheit und um dem drohenden Jähzorn ihres Sohnes auszuweichen.

Aber seltsam! Er fuhr nicht auf; er packte sie nicht bei den Schultern und warf sie nicht in das Zelt zurück, sondern zu ihrem maßlosen Erstaunen drehte er den Kopf von ihr weg und starrte wieder vor sich hin über die weiße glänzende Moschee hinweg zu den Oliven- und Palmenbäumen und dann zu der grauen Wüste, die sich hinten in unendlicher Weite verlor.

Aber als sie noch immer keine Antwort erhielt, huschte sie wie ein Schatten in das Zelt zurück, äußerst zufrieden mit der ersten Wirkung ihrer Worte.

„Nimm Dir eine Frau, eine junge schlanke Frau!“ Diese Worte gingen ihm nicht aus den Ohren, und immer mehr versank er in süßes Nichtsthun und in Träumereien.

Eine junge schlanke Frau! Ein Name drängte sich stumm über die Zunge: Assaïdy . . . Er sprach ihn nicht aus, aber er fühlte, daß er auf seinen Lippen lag und daß ihre schlanke Gestalt sich in sein schläfriges Sinnen drängte. Wo war sie geblieben, die junge Tänzerin von Biskarah, die ihn vom ersten Tage seiner Ankunft an gefesselt hielt wie ein junges stürmisches Roß an der wallenden Mähne? Ein Fluch entrang sich seiner Brust. O, hätte er sie jetzt in seinen Händen, er hätte sie erdrosselt mit einem frommen Gebet auf den Lippen, weil sie eines Tages mit einem Franzosen auf und davon gegangen war! Und doch, wie schön waren ihre Gazellenaugen! Wie konnte sie tanzen, die junge Assaïdy vom Stamme der Ulad-Naïl! Kein Muskel an ihrem schmalen Körper ruhte dann, es flogen an ihr die Gewänder und die bebenden Glieder, nur das braune, ovale Gesicht blieb unbeweglich, und die tiefliegenden Augen schauten starr und stumm. Wie war er an dem ersten Tage, an dem er sie tanzen gesehn, aufgesprungen und hatte ihr ein Zehnfrancsstück an die Stirn gepreßt, wo es einen Augenblick haften blieb, um dann von ihrer braunen Hand aufgefangen zu werden. Auge in Auge standen sie sich da gegenüber, und heiß flog sein Athem um ihre Wange. Als sie sich völlig erschöpft auf die Strohmatte des Fußbodens hinfallen ließ, hatte er keinen Blick von ihr gewandt und nicht gehört, wie ein alter Schriftgelehrter von dem großen und berühmten Sidi Abd-el-Kader zu erzählen anfing und es still wurde im ganzen Kreis. Und als dieser endlose Bericht den Naïlijah-

Mädchen zu langweilig wurde und sie aus dem Kaffeehaus stürzten, um in das zweite zu laufen, da war er ihnen fast taumelnd gefolgt. Dort hatte er zum ersten Mal den gottversl . . . Wein genossen, und keiner seiner Blicke glitt ab von den blitzenden Goldketten der leichtfüßigsten der ganzen Tänzerinnenschaar, der lustigen Assaïdy. Ueber einen Monat lang war er in Biskarah geblieben, und als das letzte Goldstück gewechselt war, war sie verschwunden, und er zog mit dem Morgengrauen nach El Kantarah zurück, um nicht dem Spott der klügeren Kabylen El Biskarahs anheimzufallen.

Eine Frau fehlte ihm, braun und schlank wie Assaïdy. Er fühlte es, seine Mutter hatte Recht.

„He, Aïscha!" rief er halblaut in das Zelt hinein und hockte sich wieder mit gleichmüthigem Gesicht hin. Die Dämmerung hatte zugenommen, und ein leiser Wind strich durch die Palmenbäume und streute würzige Düfte in die Abendluft. Die Blätter der dunklen Oliven erschienen jetzt tiefschwarz, und durch die federartigen schmalen Palmenzweige leuchtete das letzte schwache Abendroth.

Die Alte schlich sich zaghaft aus dem Zelt, in der bangen Erwartung, jetzt den Zornesausbruch ihres Sohnes ertragen zu müssen. Schweigend stand sie am Eingange und wartete mit gesenktem Kopfe auf die ersten Worte des Scheikhs. Dieser schwieg, um seine Worte möglichst unbefangen und gleichgiltig erscheinen zu lassen. Endlich nach längerer Pause hub er mit leiser Stimme an:

„Allah hat Dich heute mit Klugheit gesegnet. Weißt Du, wen ich zur Frau nehmen soll?"

Ein maßloses Erstaunen zog über die verwitterten Züge der Alten, und ihre Hände strichen erregt über ihre zerlumpte Kleidung. Aber sie wußte, daß sie nicht mit der Antwort zögern durfte, wenn sie nicht seinen Zorn erregen wollte, und sofort fand sie einen Namen: „Fatthûme".

Als er, um seine Erregung nicht zu verrathen, von Neuem schwieg, fuhr sie, sicher gemacht durch seine Ruhe, geschwätzig fort: „Der alte Sidi Mustapha ist Dir gut. Und er hat vier tapfere Söhne. Sie können mit Dir zusammen alle Tuaregs davonjagen, wenn Du ihre Schwester Fatthûme nimmst."

Während sie so weiter schwatzte, schloß der Scheikh die Augen halb, und in seinem Geiste sah er die prächtige hohe Gestalt des jungen Kabylenmädchens, wie sie zum Brunnen schritt, neben sich die kleine unscheinbare Subida, ihre liebste Freundin, mit der sie zusammen Wasser holen ging. Was für große ernste Augen sie hatte! Wie still sie meist war, wenn die beiden Mädchen mit anderen Frauen zusammen saßen und Kußkussuh aßen oder süße Mandeln! Sie gefiel ihm, und bald glitt in seiner Phantasie der Schatten der leichtfüßigen und leichtsinnigen Assaïdy weit weg, um dem Bilde der schwermüthigen Fatthûme Platz zu machen.

Aber, sie war gewiß nicht billig! Er fragte Aïscha, wieviel Rinder er noch habe. Die Alte verstand ihn sofort, schüttelte aber bedenklich den Kopf.

„Nun!" stieß er hervor, ärgerlich, daß sie schwieg, und runzelte die schwarzen Augenbrauen.

„Zweihundert Francs!" sagte sie endlich und erhob sich von der Erde.

„Wa—s? Zweihundert? Fatthûme zweihundert Francs?" Die Zahl schnitt ihm in die Seele, denn geizig war er wie ein echter Kabyle, der jahrelang in seinem schmutzigen Burnus umherlief, ehe er ein paar Francs für einen neuen hervorholte. Zweihundert Francs, das war eine ungeheure Summe, zumal jetzt, wo er in Biskarah sechshundertdreiundsiebzig Francs seines Vermögens verloren hatte. Aber hatte Sidi Mustapha, Fatthûmes Vater, nicht jüngst erst seinem lustigen Freunde Ben Aïssa Fatthûme abgeschlagen, als er nur 20 Francs geboten? Hatten nicht die vier Brüder über den Spaßmacher aufgebrüllt, als er wirklich zwanzig Francs hervorgeholt hatte?

„He, Ben Aïssa," hatte Grofon, der Aelteste geschrieen, „dafür kauf' Dir ein Kalb und heirath' es."

Zwanzig Francs war in der That wenig, aber Ben Aïssa hatte nicht mehr.

Freilich, schön war sie, so schön, daß Ben Aïssa ein langes Gedicht gemacht hatte, das er an demselben Abend zum Besten gegeben, um sein Leid in die tiefe Abendstille auszusingen:

„Vor Liebesgram wank' ich daher;
Mein Schatten, der wankt hinterher.
Mich macht ja die Sehnsucht so matt,
Die tief mich getroffen hat,
Du Kind mit den schmachtenden Augen."

Und während dem Scheikh ein paar Töne dieses traurigen Liedes einfielen, lächelte er befriedigt. Er würde nicht klagen und ein Lied singen, wie der närrische Ben Aïssa. Das hatte er nicht nöthig. Mehr als zwanzig Francs würde er schon bieten, denn er besaß mehr, viel mehr, so viel, daß er es Niemandem sagte, als nur sich allein, wenn er in seinem einsamen Zelte lag. Kein Laut seiner klingenden Francsstücke durfte in die Stille hinausgehen, so eifersüchtig bewachte er seine Krüge voll Münzen.

Aber freilich, zweihundert Francs, das war eine harte Nuß. Und doch, wenn er sie sich vorstellte, wie sie Morgens zum Brunnen ging, wie sie sich in den Hüften wiegte, daß das lange Gewand sich in prächtigen Falten um den Leib schmiegte, wie ihr dunkles Auge durch die Luft starrte und die Stirn leuchtete gleich dem Blitz in den Wolken . . . dann . . .

„Aïscha!" schrie er seine Mutter an. „Geh hin zu Sidi Mustapha. Und sage seiner alten Mutter: Der Scheikh Hamed will Fatthûme zum

Weibe. Und biet' ihm hundertundfünfundzwanzig Francs. Und geh hinauf bis zweihundert Francs. Aber Du weißt, Aïscha, immer wenig, immer ganz wenig. Sagt sie: ‚Noch zehn Francs!' so leg fünf hinzu! Hörst Du, nur immer fünf!"

II.

Es dunkelte schon stark, als sich Scheikh Hamed träge erhob, um seine beiden Freunde aufzusuchen. Warum sollte er auch heute von seiner Gewohnheit abweichen, heute gerade, wo er ihnen den wichtigen Entschluß, ein Weib zu nehmen, mitzutheilen hatte! Waren sie nicht die beiden Einzigen, denen er sein Herzeleid um Assaïdy anvertraut, die Einzigen, denen gegenüber sich die ganze Gluth seines heißen Blutes offenbart hatte? Als er nach der Heimkehr aus der verruchten Stadt seine Wuth in maßlosen Schimpfworten ausgelassen, hatte ihn nicht Ben Aïssa, der Junge, kräftig unterstützt und der alte Sidi el Kebir bedächtig zustimmend mit dem Kopfe genickt?

Freilich, der Weiberhaß des Alten war komisch. Wenn er an Alis Eheepisode dachte, dann verzog sich sein braunes Gesicht ein wenig, als wollte es lächeln. Wie Ali zu seinem Weibe gekommen, das wußte ja das ganze Dorf! Vier große Capitel des Koran kannte er auswendig, so gelehrt war er, und er wäre ein tüchtiger Mufti geworden, wenn das unsterbliche Gesetz nicht befohlen hätte, erst dann einen Mufti anzustellen, wenn er verheirathet war. Und Jahr und Jahr hatte der gelehrte spindeldürre Mann gewartet, da er die Weiber haßte und Nichts liebte als seinen Koran und den gelehrten Commentar des heiligen Zamachscharî. Endlich aber, da seine ganze Sehnsucht doch darauf stand, ein großer und gelehrter Mufti zu werden, hatte er sich der alten Aïscha anvertraut, und für sein ganzes Vermögen von sechzig Francs hatte sie ihm eine angejahrte Frau besorgt. Nun, wie hatte er damals aufgeathmet.

Hamed lachte, während er daran dachte und weiterschritt.

Jetzt mußte Ali zum Mufti gewählt werden! Da vergrub sich der Unglückliche immer tiefer in den weisen Commentar des Zamachscharî, und Tag für Tag hoffte er, seine neue Würde zu erlangen. Endlich sollte er zum Mufti gewählt werden; in zwei Tagen sollte er ein bedeutender Mann werden, der den Koran im Kopf und Herzen trug und die klugen Gesetze des heiligen Buches ernst und bedächtig auslegen würde. Aber — Scheikh Hameds Gesicht verzog sich jetzt zu einem breiten Lachen — da fiel es dem Weibe Alis ein, zum Kadi zu laufen und auf Ehescheidung zu klagen, weil ihr Mann sie ganz und gar vernachlässige. Was gab es nun für eine Scene! Der Alte wurde zum Kadi gerufen und auf alle giftigen und boshaften Fragen seines Weibes konnte er nur trübselig dareinschauen und „Ja" sagen. Er hatte ihr Nichts zu essen gegeben, er hatte ihr keine Kleider geschenkt, er hatte sie nie geschlagen und angeschrieen, er hatte sie

kaum angesehen! Gewiß, Alles gab er zu, denn Lügen, beim Barte Muhameds, die kamen nicht über seine geweihte, vor lauter Gebetsprüchen schon heilige Zunge. Und so stand er am Tage vor seiner Wahl zum Mufti wieder ohne Weib da. Das Gesetz gebot es: er konnte nicht Mufti werden und war es nicht bis zum heutigen Tag geworden. Er hatte für immer von den Weibern genug und haßte sie ingrimmig.

Der Scheikh fuhr aus seinem Brüten auf. Ein Esel hatte aus einem entfernten Zelt geschrieen, und ein vielstimmiges kreischendes Echo antwortete auf den Mißton. Hinten verschwanden die dunkelgrauen Wellenlinien der Wüste völlig in dem schwarzen Horizont, und die Orangenbäume zu seiner Linken regten sich kaum im Abendwind. Nur ein naher Bach rieselte deutlich durch die Dunkelheit mit geschwätzigem Gefäll, und ein paar Nachtigallen sangen selige Töne aus den dunklen Olivenkronen. Ueber die Fächer der Palmen floß das erste fahle Mondlicht und tropfte durch die breitgeöffneten Blattfedern hindurch, um sich im trüben Bache zu spiegeln.

Da schlug der leise, melancholische Klang einer maurischen Quitzra (Guitarre) an sein Ohr. Nun war er an das Ende des Dorfes angelangt, und drüben unter der letzten Palme sah er schon das Zelt Ben Aïssas. Der Scheikh zog die Augenbrauen halb hernieder, um die immer tiefer sinkende Dunkelheit zu durchspähen, und seine scharfen Augen erkannten bald die beiden Gestalten, die vor dem Zelte hockten. Ohne seine Schritte zu beschleunigen, näherte er sich ihnen, indeß die einförmigen Töne der Quitzra immer lauter durch die Stille klangen.

„Allah behüte Euch!" rief er ihnen zu und setzte sich auf die breite Rasenbank vor dem Zelt.

„Der Prophet segne Dich!" klang die zitternde, leise Stimme des Alten zurück, indeß Ben Aïssa nur nickte und fortfuhr, zu den traurigen Tönen seiner Guitarre zu summen. Endlich hörte er mit einem scharfen Klang auf und hob den Kopf. Ein volles Lachen lag auf seinen jungen Zügen, und als er jetzt zum Himmel aufsah, glitt das bleiche Mondlicht kühl und gespenstisch über die schmalen und fast kindlichen Züge.

„Paß auf, Scheikh, ich habe heut ein neues Lied gemacht!" —

„Ah!" entschlüpfte es dem Alten, und er sah Ben Aïssa an, um auf seinem offenen Gesicht zu lesen, welcher Art seine neue Improvisation sein würde. Er hatte immer Angst, wenn Ben Aïssa ihn mit seiner kurzen schrecklichen „Liebesehe" aufzog. Aber als dieser den Kopf ein wenig hin- und herwiegte, gleichsam als ob er sich auf seinen Text besinnen wollte und ein paar Töne lustig und schnell anschlug, erkannte er zu seiner Beruhigung, daß es ein friedliches Gedicht sein mußte, ohne grausame Anspielungen. Und das war doch gut! Wie oft hatte Ben Aïssa durch ein paar lose Verse den Zorn manches reichen Kabylen erweckt, und wenn er noch dazu einmal den jähzornigen Scheikh reizte, dann war der arme Teufel, der keine Verwandte hatte, kaum noch seines Lebens sicher, und Niemand war da,

der ihn rächen würde. Er hatte ihn zwar gern trotz seiner losen Streiche, aber was konnte er für ihn thun, wenn ihm der Scheikh zürnte?

Die Quitzra klang jetzt in vollen rhythmischen Tönen, und langsam, mit starker Betonung sang Ben Aïssa halblaut durch die Nacht, indem er ab und zu den Oberkörper nach vorn beugte, gleichsam, als wollte er damit einen Vers oder einen Ton nachdrücklich hervorheben:

„Geh weg, Assaïdy, Du falsches Weib.
Bring Datteln nicht und braune Feigen an,
Denn jetzt ist Fastenmonat Ramadan.

Wieg nicht so zitternd Deinen schlanken Leib,
Und wag' es nicht, mit Mandeln mir zu nahn,
Denn jetzt ist Fastenmonat Ramadan.

„Was, Du willst fort, Assaïdy?" . . . O bleib' . . .
Biet' mir nur Deine rothen Lippen an,
So brech ich, Allah, gern den Ramadan! —

Mit ein paar kräftigen Tönen schloß Ben Aïssa das Lied, lachte laut auf und bog den Oberkörper nach vorn, um die Wirkung seines Liedes auf den Scheikh zu erkunden. Er konnte nicht sehen, daß Ali ängstlich das Gesicht des Scheikhs musterte und daß dieser die Stirn gerunzelt, weil der Sänger keck an seine schmerzlichste Wunde gerührt hatte. Aber zu stolz, um dem armen Teufel einen Vorwurf zu machen, schwieg er, obschon er fühlte, daß Ben Aïssa auf eine Antwort wartete. Es wurde still im Kreise, und nur der ängstliche Ali, der vergebens nach einer Koranstelle suchte, um die Aufmerksamkeit der Beiden abzulenken, fing an zu hüsteln.

Der Mond war indeß voll aufgegangen, und die weite Wüste lag in hellem Grau vor ihren Blicken da. Der Wind war fast still, und kaum regte sich ein Blatt in den Palmenkronen über ihren Häuptern. Durch die klare ruhige Luft drang scharf der tiefe Schrei aufgeweckter Kameele und wurde von einem Chor blökender Schafe und heulender Hunde fast endlos fortgesetzt.

Endlich brach Ben Aïssa das Schweigen.

„Nun, Scheikh, ist die süße Assaïdy denn in Deinem Herzen schon todt? Du thust, als ging Dich mein Lied Nichts an."

„Assaïdy?" fragte der Scheikh mit gedehnter Stimme und so ruhig, als spräche er den Namen zum ersten Male aus. „Was geht sie mich an? Was Allah will, geschieht und muß geschehen. Was kann ich dagegen thun?"

„Recht so!" bestätigte Ali und fügte salbungsvoll den Spruch aus dem Koran hinzu: „Gott ist Herr über Ost und West, und wohin Ihr Euch wendet, da ist Gottes Auge, denn Gott ist allgegenwärtig und allwissend."

„Und noch vorgestern hast Du mit den Zähnen geknirscht und gesagt,

daß Du sie haben wolltest, um sie zu zerschneiden, Stück für Stück!" warf Ben Aïssa lachend und erstaunt ein.

Der Scheikh wiegte den Kopf ein paar Mal nach vorn, als betete er, wie es fromme Moslems zu thun pflegten. Endlich sagte er und beobachtete die verblüfften Mienen der Beiden genau:

„Assaïdy ist bei mir so vergessen wie Fatthûme bei Dir, Ben Aïssa!"

Der junge Mann fuhr auf, aber der Name, den er eben gehört, verschloß ihm den Mund, der sich schon zu einer zornigen Antwort geöffnet hatte. Nur sein Herz pochte so heftig, daß er es zu hören vermeinte.

„Nicht wahr, Ben Aïssa, Du hast sie doch ganz vergessen? Und das ist gut! Man muß solche Mädchen vergessen, wenn es auch in den Eingeweiden brennt und rast. Assaïdy ist bei mir längst vergessen, denn ich habe einen — Ersatz!"

„Was?" klang es durch die Nacht. Ben Aïssa bog seinen Kopf dem Haupt des Scheikhs zu, um ihm in's Gesicht zu sehen, indeß der alte Ali erschrocken an sein erstes und einziges Weib dachte und sich trübe den Bart strich.

Langsam, mit scharfer Betonung, ein leises Lächeln in den Mundwinkeln, fuhr Scheikh Hamed fort:

„Ja, ich will heirathen!"

Einen Augenblick herrschte Todtenstille. Auch die Thiere im Dorfe waren verstummt, so daß die drei Männer in der Stille der Nacht ihre eigenen Athemzüge hören konnten.

Ben Aïssa lachte jetzt laut auf, und auch der Alte wiegte den greisen Kopf hin und her, wobei der Turban sich ein wenig nach links verschob.

„Aber Scheikh," rief Ben Aïssa aus, „weißt Du nicht, daß die Frauen uns den Weg zur Hölle zeigen? Hast Du das nicht selbst oft genug gesagt?"

„O tiefe Wahrheit!" murmelte Ali.

„Nein!" wehrte Hamed ab und sah ihn ruhig an. „Es giebt gute und schlechte Kameele, und es giebt gute und schlechte Frauen!"

„Aber Scheikh," wiederholte Ben Aïssa, „wird sie sich nicht mit der alten Mutter prügeln?"

„Hm," antwortete er gelassen, „ist ein junges Füllen tückisch, bekommt es die Peitsche."

„Scheikh," fing er von Neuem an, „giebst Du Dein Herz einem Weibe, wird es darauf herumtreten, sagt ein Weiser!"

Ali nickte wiederum lebhaft.

„Geh, Ben Aïssa," rief ihm lachend Scheikh Hamed zu, „das heilige Buch sagt: ‚Wenn die Frauen Euch erzürnen, gebet Verweise, sperret sie in ihre Gemächer ein und züchtigt sie'."

Da ermannte sich der alte Sidi Ali el Kebir und murmelte fast traurig:

„Nun wirst Du nicht mehr Abends zu uns Beiden kommen. Wer ein junges Weib im Zelt hat, der bleibt des Abends daheim!“

Ben Aïssa fing von Neuem zu lachen an. „Ei, woher weißt Du das? Doch nur vom Hörensagen!“

Ali verstand diese Anspielung wohl, aber er war dem jungen lustigen Ben Aïssa zu freundlich gesinnt, als daß er ihm zürnen konnte. Mit einem Weisheitsspruch that er ihn ab:

„Wer einen weißen Bart zaust, der wird im Jenseits von seinen eigenen Kindern gezüchtigt!“

Ben Aïssa hörte nicht auf das Gemurmel des Alten, denn aufgestachelt durch die überraschende Neuigkeit Hameds, regte sich seine Neugier geschäftig, und so fragte er:

„Hast Du denn schon gewählt? Hat Deine Mutter schon mit ihrer Mutter gesprochen?“ — Er stützte das Kinn in die rechte Hand, indeß sein Ellenbogen auf dem rechten Knie ruhte.

„Gewählt habe ich schon! Und morgen geht Aïscha zu ihr!“ klang die ruhige Antwort des Scheikhs zurück.

Er wollte nicht den Namen sofort sagen. Unbewußte Scheu und stille Schadenfreude verschlossen ihm noch den Mund.

„Ist sie schön?“

„Wie eine Huri!“

„Schlank?“

„Wie die Palmen von El-Aghuat!“

„Augen?“

„Wie junge Gazellen; ihre Blicke versengen die Eingeweide!“

„Kennen wir sie? Ist sie aus El Kantarah?“

„Gewiß, Ihr kennt sie gut, Du sagst sogar . . . sehr gut!“

„Fatthûme?“ schrie es laut durch die Nacht. Mit einem Ruck fuhr Ben Aïssa auf und griff nach dem Dolch in seinem Gürtel.

Der Scheikh hob langsam den Kopf empor und sah ihm ruhig in's Auge. Der Bursche würde es doch wohl nicht wagen, den Scheikh anzugreifen, der ihn um Haupteslänge überragte!

Schlaff ließ Ben Aïssa die Rechte sinken, und als der Alte, erschreckt über die Heftigkeit Ben Aïssas, ihn auf die Rasenbank niederziehen wollte, folgte er kraftlos der zitternden, schwachen Hand und setzte sich still zu Boden, als sei Nichts geschehen. Scharf durchstießen die Blicke des Scheikhs die monderhellte Dunkelheit, aber das Gesicht des jungen Kabylen lag tief im Schatten der hohen Palmenfächer, und die Linien seines Burnusses lagen unbeweglich da, als trüge ihn eine unbewegte Brust.

Mit berechneter Langsamkeit erhob sich der Scheikh.

„Bringt den Abend gut zu, Ihr Beide!“ rief er ihnen zu, und der grausame Hohn dieser Worte fiel wie Gifttropfen in das zuckende Herz Ben Aïssas.

„Bleib' in Allahs Hut!" klang die dünne, spärliche Stimme des alten Ali als Antwort zurück.

Auch Ben Aïssa wollte antworten, aber kein Laut kam über die arme zuckende Lippe. Was sollte er sagen? Er wußte, wie es kommen würde. Morgen würde die Mutter des Scheikhs den Kaufpreis Fatthûmes bestimmen, der Scheikh würde zahlen, und in acht Tagen knatterten die Büchsen zum Hochzeitsfeste. Er stöhnte auf. Was sollte er dazu thun? Nichts! Hatte er Geld? Nein! Und er senkte den Kopf. Wie Allah bestimmt, ist es gut . . .

In acht Tagen war Fatthûme die Frau des Scheikhs.

III.

Fatthûme war eben dabei, zwei große rothbraune Krüge auszuwaschen, um sie nachher am Brunnen zu füllen. Obschon es noch früh am Morgen war, brannte die Sonne schon schwer, und es überlief sie immer wie ein glühender Strom, wenn sie sich bückte und mit feuchtem Sand den schlank gerundeten Henkel sauber rieb. Kein Windhauch griff in die Feigen- und Dattelbäume. Die Luft lag heiß und träge da und verhieß einen sengenden Wüstentag. Ab und zu ließ sie den Blick auf dem Eingang des Hauptzeltes ruhen, aus dem ihr Gatte, der Scheikh Hamed, heraustreten mußte, denn in ihrem Nachbarzelt hatte sie schon sein Kußkussuh fertig, das er jeden Morgen aß, und auch der tiefschwarze Kaffee dampfte schon auf glühenden Kohlen, damit der Scheikh nicht einen Augenblick zu warten brauchte.

Einmal, als sie vergebens gelauscht hatte, ob er schon wach sei, hatte sie die Krüge behutsam in den Sand gestellt und sich emporgerichtet mit hoch erhobenem Kopfe. Schlaff hingen die schmalen braunen Hände an dem grünen Untergewand herab, und in dem Blick, der weithin über die Zeltreihen und weithin über die Palmen- und Feigenbäume flog, lag eine sonderbare stille Gluth; die Lippen öffneten sich, als wollten sie zu einem Entfernten sprechen.

Da schlugen ein paar Hunde an.

Sie fuhr zusammen und bückte sich hastig, um von Neuem feuchten Sand in die Töpfe zu werfen.

Sie hörte Schritte eiligst über den Sand knirschen, aber mit gesenktem Blick arbeitete sie weiter, denn an dem festen Tritt erkannte sie einen Mann, und wie durfte sie, die echte Moslemfrau, einen fremden Mann anschauen? Nur wenige Schritte von ihr entfernt hielt der Fremde an. Sie hörte sein heftiges Athmen deutlich, und plötzlich vernahm sie die laute Frage:

„He, Scheikh Hamed! Seid Ihr schon auf?"

Sie erkannte jetzt die Stimme. Das war Hassan, der Sklave Ussefds, mit dem ihre Gespielin Subida verehelicht war. Sie horchte gespannt hin,

während ihre Finger mechanisch an den Wänden der Krüge auf und abglitten.

Wieder rief Hassan:

„Scheikh Hamed? Seid Ihr auf? — Kommt zu meinem Herrn Yssëïd. Sein Weib Subida ist todt!“

Mit einem leisen Schreckenslaut ließ Fatthûme den Krug fallen, den sie eben in der Hand gehalten, daß er hin- und herschaukelnd im Sande liegen blieb, und hockte mit abgewandtem Gesicht am Boden hin.

Scheikh Hamed erschien mit ruhigem Gesicht vor seinem Zelte. Er gähnte, während er fragte:

„Was, todt?“

„Allah behüte und bewahre Euch, Herr. Kommt nur hin. Ich weiß nicht, weshalb. Sidi Yssëïd erwartet Euch!“

Scheikh Hameds Blick traf jetzt das am Boden kauernde Weib. Er sah, wie sie zitterte, und verstand, warum. Die Todte war ja die langjährige Vertraute Fatthûmes gewesen! Da wurde seine Stimme ein wenig milder, und er bot ihr den Morgengruß.

„Allah segne diesen Tag für Dich! Fatthûme!“

„Ich danke Dir, Herr!“ antwortete sie leise und erhob sich. „Willst Du nicht Kaffee trinken und Kußkussuh essen?“

„Nein, bei Yssëïd trinke ich ihn!“

Sie sah ihm nach, und in ihrer Brust schlug es so laut, als ob sie ahnte, warum ihre kleine, schmale Subida so plötzlich gestorben war. Hatte sie nicht noch gestern Nachmittag mit ihr gelacht und mit ihr Mandeln gegessen? Hatte sie nicht noch gestern Abend für sie einen geheimen Auftrag ausgeführt?“

Was war mit ihr?

Sie grübelte und grübelte. Erst gestern hatten sie einander gestanden, daß sie sich als junge Frauen so lieb hätten wie einst als Mädchen, da sie mit den andern zum Brunnen gingen, am Boden niederhockten und sich Liebesgeschichten erzählten. Und Beide waren zu dem Ergebniß gekommen, daß sie erst ein Jahr lang ihren Männern gehörten und in dieser Zeit fast ganz das Lachen verlernt hätten! Und die arme kleine Subida hatte still vor sich hingesehen und dann plötzlich gesagt: „Wie Gott will! Es geschieht ja Nichts ohne ihn!“ Und dann hatte sie aufgelacht und ein Liedchen gesummt, das sie, Fatthûme nur zu gut kannte. Ben Aïssa hatte es früher an manchem Abend in El Kantarah gesungen, früher als er noch der Freund des Scheikhs war und noch in El Kantarah wohnte . . .

Ihre Gedanken verirrten sich. Lässig lag die Hand in ihrem Schoß, und aus dem Gewirr der Empfindungen, die sie durchströmten, löste sich die eine stumme Frage: „Wird er heute da sein?“

Vergessen war die todte Subida, das ganze weite Dorf. Sie sah nur den Brunnen, in dessen Schatten Ben Aïssa kauerte und ihrer harrte.

Ein Zittern durchlief ihren Körper, und helle Schweißtropfen traten auf die Stirne. Da sah sie weit hinten den Scheikh zurückkehren, in eifrigem Gespräch mit Sidi Ali el Kebir. Sie fühlte den Drang, ihm entgegenzueilen und ihn zu fragen, ob es wahr sei, daß Subida todt und warum sie so plötzlich gestorben, aber ihre Glieder waren wie an dem Boden geheftet, ihre Sinne so verstört, daß sie den Gruß, den ihr der greise Ali bot, nur mit scheuem Kopfnicken erwiderte und kaum hörbar Etwas murmelte.

Jetzt standen die beiden Männer dicht vor ihr, aber unterwürfig, wie sie es von Kindheit an gewöhnt war, hielt sie den Kopf gesenkt und wartete auf ein gnädiges Wort ihres Herrn.

„Yssëïd traf gut. Mitten in's Herz," sagte der Scheikh mit tiefer Stimme. „Möge jeder Moslem seine Ehre so rächen, wie es Yssëïd that."

„Allah allein ist der Herr; er macht, was er will!" hüstelte der Alte und trat mit dem Scheikh in das Hauptzelt, durch dessen offene Eingangsspalte das volle heiße Sonnenlicht strömte.

Wie erstarrt kauerte Fatthûme am Boden. Aus der beengten Brust stieß pfeifender Athem. Yssëïd hatte Subida getödtet!! Mitten in ihr Herz hatte er den Dolch gestoßen.

Und heute früh?

Warum heute früh?

Was hatte seine Wuth erregt? Was konnte die stille sanfte Subida verbrochen haben? Sie grübelte in Einem fort, aber ihr tiefes Weh überwand ihr klares Sinnen, und so jagten sich die Gedanken in ihrem verwirrten Kopf in irrer Hast, und sie saß da und stierte vor sich hin, indeß ihr große Thränen über die gebräunten Wangen rannen.

Die Sonne war höher und höher gestiegen, und auf dem hellen Sande lag schwere und träge Gluth. Ein leiser Wind hatte sich jetzt aufgemacht und trug von nahen Oliven- und Granatenbäumen leise Düfte herüber; wenn er über den Sand hinwegstrich, hob sich feiner Staub vom Boden auf, der die Luft noch trockener und heißer machte.

Die tiefe Stimme des Scheikhs weckte sie aus ihrem ruhelosen Brüten.

„Also, Ali, schreib das Protokoll!" klang es aus dem Zelte. „Ich war gerade dabei, aus dem Zelt zu gehen. Da höre ich draußen rufen! ‚Scheikh Hamed! Seid Ihr auf? Kommt zu meinem Herrn Yssëïd. Sein Weib Subida ist todt!' Ich gehe hinaus. Draußen steht Hassan, Yssëïds Sklave. Ich gehe mit ihm zu Yssëïd. Yssëïd sitzt auf einer Strohmatte. Neben ihm liegt Subida todt. Ich sage: ‚Allah segne Deinen Tag!' ‚Dich behüte Muhamed!' sagt er. ‚Hast Du Subida getödtet?' frage ich. ‚Ja!' sagt Yssëïd, ‚ich habe sie getödtet.' Da frage ich: ‚Warum?' — Yssëïd sagt: ‚Heute früh schlafe ich nur halb, und da seh ich, wie Subida leise aufsteht. Sie guckt mich lange an, und ich thue, als

wenn ich schlafe. Ganz still geht sie aus dem Zelt, und ich schleiche hinterher. Weißt Du, Herr, wohin sie ging? Zum Kuât (Kuppler) Killo, den kein Schakal anbellt und kein Hund ansieht. Killo wartet schon vor seinem Zelt, und Subida spricht zu ihm und streichelt seinen Bart. Ich stehe hinter einer Dattel und sehe Alles. Endlich nickt der Kuât — dieses Hundeblut! — ‚Ja', und sie lacht und geht hastig und leis zurück. Ich gehe auch zurück. Und wie sie in's Zelt tritt, ganz behutsam und langsam und sich bückt, da sieht sie Niemanden. Sie schreit auf, ich packe sie am Hals und ziehe sie ganz zu mir herein. Und wie sie am Boden liegt, setze ich ihr den Dolch an den Hals und sage: ‚Subida, was machst Du beim Kuât? Mit wem hältst Du's?' Sie röchelt und spricht kein Wort. ‚Sag's oder ich schneid' Dir den Hals durch!' schrei' ich und faß' den Dolch fester. Sie beißt die Lippen zusammen und zischt: ‚Nein!' Da schnitt ich ihr den Hals durch, und den großen Dolch stieß ich ihr mitten in die Brust! . . . Das, Scheikh, hab' ich gethan!' Darauf hab' ich, der Scheikh Hamed, gesagt: — Hast Du Alles geschrieben, Ali? Gut! Weiter — Da habe ich, der Scheikh Hamed, gesagt: ‚Du hast Recht gethan, Yssëïd, Allah wird Dich segnen. Du bist ein Mann, und Deine Ehre ist rein wie frische Stutenmilch. Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es! . . . Darauf . . ."

Er hielt plötzlich inne, denn vor dem Zelt hörte er ein Krachen, und dann fiel ein Körper schwer zur Erde. Er ging hinaus, indeß Ali el Kebir langsam die krausen arabischen Buchstaben seines Protokolls weiter malte. Vor dem Zelte lag zwischen zerbrochenen Krügen Fatthûme lang ausgestreckt, das Gesicht grau und blutleer. Aus dem Nachbarzelt stürzte Aïscha mit einem Sklaven hervor, und noch ehe der Scheikh zu der Entscheidung kam, ob er sie liegen lassen oder aufheben sollte, trugen Aïscha und ein paar hinzugeeilte Frauen die Ohnmächtige in ihr Zelt. Als sich die Wand hinter ihnen geschlossen und nur noch das Gemurmel einiger alter Weiber hörbar wurde, die mit in das Zelt gegangen waren, kehrte er nachdenklich zu Ali zurück.

„Wo habe ich aufgehört?" fragte er und ging, den Oberkörper hin- und herwiegend, auf und ab.

„Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!" hüstelte die heisere Stimme des Graubarts.

Die Palmenzweige, welche die Zelte überdachten, bogen sich im Winde, und die schlanken Blätter raschelten wie unter dem Griff einer festen Hand. Durch die Eingangsöffnung wehte die schwüle Sommerluft herein und lagerte sich drückend um seine Wangen.

„Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!" murmelte er wie mechanisch nach . . . Ihm wollte das Bild, das er eben gesehen, gar nicht aus dem Sinn. Gewiß hatte sie gehört, was er gesprochen, vielleicht gar ge-

horcht, wie es dies erbärmliche Geschlecht der Weiber so gern that! Aber ein Jahr lang hatte sie schon mit ihm zusammen gelebt, und nie hatte sie sein Argwohn beim Horchen ertappt! Warum jetzt? Gewiß, sie wollte nur wissen, warum ihre Subida, diese Tochter einer Hündin, dieses ‚Hundeblut', erdolcht worden war! Aber konnte sie das nicht ahnen? Legte ein getreuer Muselmann — Allah segne seine Tage und vernichte alle Christen- und Judenhunde! — doch nur Hand an sein Weib, wenn sie treulos war und zu einem andern Manne die Augen aufschlug! Warum hatte sie also gehorcht? Warum fiel sie zu Boden?

„Nun, Scheikh," wiederholte Ali und lachte, denn er wollte einen Witz machen, „Allah sagt zwar: ‚Am Ende der Geduld liegt das Himmelreich', da aber Dein Protokoll kein Himmelreich ist, möchte ich nicht, daß Du es erst am Ende meiner Geduld zu Ende bringst."

Er lächelte still vor sich hin, obschon sein prüfendes Auge bemerkte, daß seine witzige Bemerkung nicht die Spur eines Lächelns auf dem tiefbraunen Gesicht des Scheikhs hervorgerufen hatte. Und so wiederholte er, lauter, als es seine Art war, indem er den Kopf vorstreckte, die Worte: „Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!"

Wie vom Blitz getroffen, stand der Scheikh da. Ein Verdacht stieg in ihm empor, der ihm den Athem nahm, und seine Hand griff nach dem Dolch, der im Gürtel steckte. Aber als er den Blick des Alten verwundert auf sich ruhen fühlte, besann er sich und zwang sein Herz zur Ruhe. Wie weibisch, sich hinreißen zu lassen! Er athmete tief auf, als ginge mit seinem Athemzug auch sein niederdrückender Gedanke fort.

„Yssefs Dolch muß heiß bleiben. Es ist noch nicht zu Ende. Noch lebt der Versucher Subidas," fuhr er mit harter Stimme fort.

„Weiß er, wer es ist?" entgegnete achselzuckend der Alte. „Subida hat Nichts verrathen. Sonderbar!" Und er wunderte sich im Stillen maßlos, daß ein Weib einmal still geschwiegen hatte.

„Hat er den Kuât schon gefragt?"

„Nein!"

„Er muß ihn nennen, der Hund, der Bastard. He, Achmed," rief er mit mächtiger Stimme und wartete ein paar Augenblicke, bis die unterwürfige Gestalt des Schwarzen vor dem Zelt erschien, „lauf zu Killo, dem Kuât. Der Hund soll sofort herkommen, sonst reiße ich ihm die Leber aus dem Leib und werfe sie den Schakalen zum Fraße hin."

In Eilsprüngen lief der Neger über den Sand. Stillschweigend hatte Sidi Ali el Kebir zugehört. Ihn ging es eigentlich wenig an. Ihm fiel eine mystische Ansicht ein, die der berühmte Zamachschari über die Dschin (Geister) ausgesprochen hatte. Und sein grüblerischer Sinn versenkte sich in die Geheimnisse des Urgrunds der Existenz der bösen Geister und ihrer endlichen Besiegung durch Muhamed, den heiligen, den seligen. Während er still nachdachte, ob das Princip des Bösen vor oder gleichzeitig nach

dem Princip des Guten zur Welt gekommen war, überhörte er ganz, wie der Scheikh, der neben ihm regungslos stand, einmal wie geistesabwesend hervorzischte: „Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!“

IV.

Achmed verschwand sofort wieder, als ihm eine kurze Kopfbewegung seines Herrn zu eilen befahl, und schloß das Zelt hinter sich zu. Der hagere Killo stand an der Thür, und seine grauen Augen flogen ängstlich von dem Scheikh, der unbeweglich vor sich hinsah, zu dem greisen Ali, dessen behagliches Denken über den Ursprung des bösen Princips in der Welt noch zu keinem Ergebniß gekommen war. Killo murmelte halblaut einen Gruß, aber kein Laut antwortete ihm.

Sein Kopf verkroch sich in die schmalen Schultern, daß der spärliche weiße Bart fast bis zum Gurt seines schmutzigen Burnus reichte. Aber so durchbohrend sein Blick einen Augenblick lang auf den Zügen der Beiden ruhte, er konnte Nichts aus ihnen lesen, denn nur zu gut wahrten sie Beide die muhamedanische Etikette; regungslos schienen ihre Gesichter, als machte jede tiefe Erregung hinter dem Antlitz Halt.

Eine Schaar von Flughühnern mochte jetzt über das Zelt hingerudert sein, denn scharfes Flügelschlagen und ein vielstimmiges helles „Küllü, küllü“ scholl in die Stille hinein, um sich dann mit dem Echo des Gesanges aufgescheuchter Ammern und Finken zu vermischen. Ein Edelfink schien eben auf der Spitze einer Zeltstange sich niedergelassen zu haben, denn sein Ruf erklang aus nächster Nähe.

Wieder wagte Killo den scheuen Blick langsam vom Boden zu erheben, aber ängstlich blieb er an dem Gurt des Scheikhs hängen. Er sah, wie sich plötzlich die linke Hand Hameds um den Griff des Dolches legte, der im Gürtel hing, und ein Zittern durchlief ihn, als ahnte er, was ihm bevorstand.

„Du Hund!“ fuhr ihn der Scheikh jetzt mit rauher Stimme an.

Killo kroch so tief in sich zusammen, daß der Blick des Scheikhs nicht eine Linie seines verwitterten Antlitzes sehen konnte, nur die spärlichen grauen Haare, die der Turban hinten am Halse freiließ.

„Mit wem war sie zusammen?“ fragte der Scheikh schneidend und mit einer Festigkeit, die den Kuât erbleichen machte.

„Ich hab's geschworen, Herr, bei Allah hab' ich's geschworen, daß ich nicht reden will, so lange ich meine Zunge hab'!“

„Dann reiß ich sie Dir heraus!“ schrie der Scheikh. Ali sah ihn erstaunt an, und Hamed fühlte, daß in seinem Blick ein Vorwurf lag. Ali hatte Recht. Wie konnte er sich vor diesem Hunde so verrathen!

Er schwieg einige Augenblicke still und holte tief Athem. Diese

Schurken vom Schlage Killos schworen immer, ihre bösen Geheimnisse zu bewahren, und brachen die Schwüre, wenn es ihnen an's Leben ging.

Aber er wollte, er mußte wissen, wer der Geliebte war.

„Wo hat Subida ihn zuletzt gesehen?" fragte er nach langer Pause.

Mit einem Ruck schnellte der Kopf des Alten empor, und für einen Augenblick bemerkte der Scheikh in seinen grauen Augen einen so erstaunten Ausdruck, daß er stutzig wurde. „Sollte er doch auf falscher Spur sein?" dachte Killo. Aber er wußte, daß er über kurz oder lang doch vor dem Dolche Hameds die Wahrheit gestehen mußte, und so leitete er seine Beichte mit dünner Stimme ein:

„Subida? Nein! Warum sie Yssëïd erstochen hat, weiß ich nicht!" . . .

„Ah!" — — — schrie der Scheikh auf. Er taumelte an einen Pfosten und lehnte sich schwerathmend zurück. Seine Ahnung hatte das Richtige getroffen.

Natürlich, wie konnte er auch nur denken, daß die kleine, schmale, blaßgraue Subida bei einem jungen Kabylen Liebe erwecken konnte, außer bei dem armen Yssëïd. Sah er nicht jetzt im Geiste, wie sie als Mädchen mit Fatthûme dahinschritt, jene klein und unscheinbar, und diese hoch und herrlich, so hoch, daß der kleine Kopf Subidas an ihrer Schulter ruhen konnte! Und hatten die jungen Krieger nicht über die so ungleichen Freundinnen gelacht? Hatte nicht Fatthûme stets den rechten Arm um Subida gelegt, gleichsam um Allen zu zeigen, daß sie ihr die Liebste war, obschon kaum ein Krieger ihrer begehrte? Hatte nicht das Lästermaul Ben Aïssa, als er die Beiden früher einmal zusammen zum Brunnen gehen sah, den Witz gemacht, sie gingen einher, wie ein großes königliches Kameel, das sein Junges zur Tränke führe? . . .

Sein Weib verrieth ihn. Sein Weib hatte ihn verrathen!

„Allah!" drängte es sich fast unbewußt auf seine trockene Zunge, während sein Gesicht fahl wurde wie Wüstenstaub in der Frühe.

Der Sand knirschte leise unter dem schlürfenden Schritte Killos, der sich langsam an der Wand entlang der Thürspalte zuschob, aber der Scheikh hörte es nicht, auch nicht den Schlag des lustigen Finken, der noch immer auf dem Dache saß und sein Lied in die durchsonnte Luft hinauspfiff. Als aber die Hand des Kupplers leise den Vorhang zurückschob, der in's Freie führte, und plötzlich ein heller heißer Streif goldenen Lichtes in das verdüsterte Zelt fluthete, schreckte der Scheikh aus seinem Brüten auf.

Mit einem Blick überschaute er, daß Killo sich aus dem Staube machen wollte. Ein Satz zum Eingang, ein mächtiger Griff seiner rechten Faust, und Killo lag stöhnend am Boden. Rasend vor Wuth beugte der Scheikh den Oberkörper über den Aechzenden; in seinen Augenhöhlen trat das Weiße hervor, während sein Athem schwer und heiß über das furchtentstellte Gesicht des Alten wehte.

„Scheikh!“ wimmerte er unter dem Griff der würgenden Rechten. „Was willst Du? Bei Allah! Laß mich los. Ich sag' Dir, was Du willst. Nur laß mich!“

„He!“ höhnte Hamed grimmig und hob die Hand vom Halse des Alten, um seinen Dolch zu packen, „erst schwörst Du bei Allah, sie nicht zu verrathen. Jetzt schwörst Du bei Allah, es mir zu sagen! Du Hund Du!“ Und mit einem Ruck zog er den Dolch und strich, gleichsam um seine Schärfe zu prüfen, mit der Spitze über die Stirn des Kupplers, daß aus der geradlinigen Wunde das Blut über das entsetzte Gesicht strömte.

Da riß Ali den Arm des Scheikhs zurück.

„Pfui, ein Kuât! Mach' Deinen Dolch nicht gemein!“ rief er tadelnd aus. Unsagbare Verachtung lag in seinen Worten. Sofort erhob sich der Scheikh und duldete es, daß Killo vom Boden aufstand und sich mit seinem schmutzigen Aermel das Blut aus dem Gesicht strich.

Mit gedücktem Kopf schlich er von Neuem zum Eingang.

„He! Du! mit wem war sie zusammen?“ grollte die tiefe Stimme des Scheikhs. „Sag's, oder ich reiße Dir die Leber aus dem Leib!“

„Mit Ben Aïssa!“ klang die Antwort des Alten zurück, und blitzschnell schob er sich hinaus, um dem neuen Zornesausbruch des Scheikhs zuvorzukommen. In sinnloser Wuth riß dieser den Dolch aus dem Gürtel und schleuderte ihn dem Fliehenden nach. Aber seine zitternde Hand verfehlte das Ziel, das Eisen fuhr knirschend in ein Palmenrohr, daß der blanke Stahl zitterte und schwirrte.

Da legte sich die Hand Alis langsam auf den schlaff heruntergesunkenen Arm des Scheikhs, und sein weißer Turban drängte sich dicht vor dessen Gesicht. Aber der Scheikh achtete nicht darauf. Weit in's Leere starrten seine Augen, und nur das Auf- und Niedergehen der breiten Männerbrust verrieth die gewaltige Erregung, die ihn durchtobte. Wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, drängten sich wieder die Worte über seine Lippen: „Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!“ Und gleichsam, als ob ihn der fremde Klang seiner Stimme aufgeweckt hätte, fuhr er mit der Linken über das Gesicht und schüttelte dann die Hand des Alten von seinem Arm.

Jetzt war er wieder Herr über sich selbst, ein großer Scheikh, ein echter Muselmann. Mit ruhigen Schritten ging er in die eine Ecke seines Zeltes, in der seine Waffen hingen, und prüfend glitten seine Augen über die glänzenden Lanzenspitzen hin. Kurze, geradlinige Dolche hingen dort über langen, mit Messing ausgeschmückten Steinschloßflinten, und dazwischen drängten sich die Widderhörner, angefüllt mit Pulver.

Mit durchdringenden Blicken verfolgte der Alte die Bewegungen des Scheikhs. Er wußte, daß das Leben Ben Aïssas und Fatthûmes kein Durrakorn und keine Dattel mehr werth waren, wenn er nicht dazwischentrat. Und das mußte er thun, um des Scheikhs, um Ben Aïssas willen dem ganzen Stamme zu Liebe.

Pah, Fatthûme ging ihn Nichts an. Ob sie lebte, ob sie im Wüstensand verendete, wie ein gestochenes Füllen, hm, das rührte ihn wenig. Sie war nur ein Weib, und der heilige Prophet verachtete die Weiber und jeder echte Moslem mit ihm. Aber sie stammte aus der großen und mächtigen Familie des tapferen Sidi Mustapha, dessen Wort und Einfluß fast so viel galten, wie die des Scheikhs. Und hatte Sidi Mustapha nicht vier Söhne, vier große starke Söhne mit blitzenden Gewehren und ragenden Lanzen?

War der älteste, Gorfon, nicht fast so groß und stark wie der Scheikh selbst? Und kannten sie nicht die strengen Gebote der Blutrache so gut wie Hamed? Der Tod Fatthûmes hätte einen ewigen Krieg beider Familien zur Folge, der Niemanden schonte, nicht den entferntesten Verwandten, nicht das kleinste Kind, nicht das geringste Schaf, das ihr Eigenthum war. In Rauch würde das ganze weite Dorf aufgehen und der Stamm aussterben in dem Kampfe dieser beiden Familien!

„Allah!“ klang es dumpf aus dem Munde des nachdenklichen Greises. Das mußte verhindert werden! Und Alles um eines elenden Weibes willen! „Ach, diese Weiber! . . .“

Und er begann leise zu reden:

„Was willst Du thun, Scheikh?“ —

„Wer ein treuloses Weib hat, der tödte es!“ zischte dieser zwischen den Zähnen hervor, und mit einem Ruck riß er ein Gewehr herab und betrachtete den blinkenden Lauf mit gierigen Blicken.

„Fatthûme hat noch einen Vater!“ wagte der Alte einzuwerfen.

„Was hat er solche Hündin zur Tochter!“ schrie der Scheikh ihn an.

Unbekümmert um seinen Zorn fuhr der Alte fort:

„Und sie hat vier Brüder. Gorfon ist kühn wie Du! Büchsen tragen weit. Ist Fatthûme heute todt, ist Dein Leib morgen ein Sieb. Die Schakale werden dann ein paar Nächte lang weniger vor Hunger heulen.“

Der Scheikh starrte ihn durchdringend an. Er hatte die Warnung verstanden. Langsam stellte er das Gewehr an die Wand und ließ das Widderhorn fallen. Ja, Ali hatte Recht. So sehr sich sein Groll dagegen wehrte, so sehr sein Rachegefühl danach verlangte, Fatthûmes weißen Hals zu würgen, bis kein Laut mehr zwischen ihren Zähnen hindurchkonnte, so sagte ihm blitzschnell sein Verstand, daß er lebendig nicht aus El Kantarah kommen würde, wenn er Fatthûme tödtete.

In diesem Augenblick war sie gewiß weit draußen am Brunnen, und ehe sie zurückkam oder ehe Hamed sie einholen konnte, konnte Killo — der Schakal! — schon längst beim alten Mustapha gewesen sein. Dann waren freilich fünf Büchsen geladen und fünf Speere geschärft, die darauf warteten, daß er Fatthûme erstach. Konnte Killo jetzt etwas Anderes thun, als sich in den Schutz Mustaphas begeben? Gewiß war er schon da, sagte sich der Scheikh, und erzählte in diesem Augenblick die Geschichte seiner, des

Scheikhs, Schande. Und würde Mustapha nicht sofort zur Flinte greifen? Er hörte schon dessen heisere tiefe Stimme: „Fatthûme ist in Gefahr. Der Scheikh ist nur noch ein Sandkorn werth. Blutrache bis in's letzte Glied!“ Und wie der Blitz griffen jetzt seine vier Söhne nach den Lanzen und Gewehren, und aus der Halle Mustaphas schufen sie eine bewaffnete Festung. Vielleicht standen sie schon draußen, weit hinter den dunklen Palmenbäumen. Gewiß, sie waren schon draußen, sagte sich die unruhig tastende Phantasie des Scheikhs. Und er horchte, als hätte er nicht eine Vision, sondern als ob draußen schon ein paar Flintenschlösser knackten.

Es war jetzt seltsam still im Zelt. Der Finke oben hatte sein Schlagen eingestellt. In den Lüften schienen sich die Flughühner und Ammern nicht mehr fröhlich zu tummeln, nicht das Blöken eines einzigen Schafes drang in das ruhige Zelt, nur die Fliegen summten vorlaut durch die Stille, und ab und zu knirschte der Sand unter den langsamen Schritten Alis.

Wie sonderbar still es war, dachte sich der Scheikh, und unwillkürlich sah er sich um. Aber sein Blick begegnete nur dem ernsten Auge des Greises und blieb an ihm hängen. Er holte tief Athem und steckte die Daumen in den Gürtel.

„Du hast Recht! Es darf nicht so sein. Aber meine Rache muß ich haben. Soll der Stamm mit Fingern nach mir zeigen, und sollen die Mädchen die Nase ziehen, wenn ich vorbeigehe?“

„Ach was!“ lehnte Ali unwillig ab. „Keiner wird wagen, Dich scheel anzusehen. Und bist Du klug, Scheikh,“ — hier lachte er leise — „so läßt Du Fatthûme gehen und bemühst Dich, das Kaufgeld zurückzubekommen! Weiber sind Weiber. Kaufst Dir eben ein anderes!“

Gewiß, Ali sprach ganz klug. Aber Fatthûme war eine gute und tüchtige Hausfrau. Er konnte den ganzen Tag in die Luft schauen und rauchen und Kaffee trinken. Sie war eine stille Frau, die er kaum hörte, und nahm seiner alten Mutter Aïscha alle Arbeiten ab. Was konnte sie für die Alte Kuchen backen! Wenn die Tage des Ramadan zu Ende gingen, des großen Fastenmonats, den er als getreuer Muselmann gewissenhaft einhielt, da zeigte sie ihre Künste. Da gab es Kuchen in zweiunddreißig Arten, und wenn er an den Mschelwisch dachte, der vor lauter Honig und Oel schon von Weitem duftete, und an den süßen Burek, da regte sich in ihm der leise Wunsch, sie zu behalten und sich nicht scheiden zu lassen. Aber was half es! Die Schande war zu groß, und sein ganzer Stamm würde ihn anspeien, wenn er erfuhr, er hätte Beweise von ihrer Untreue und lebte mit ihr weiter in alter Gemeinschaft.

Und Ben Aïssa! Wenn er an dessen lachendes Gesicht dachte, dann kochte es in ihm.

Dieser Spaßmacher also war es, der immer Gesichter schnitt und Abends so täuschend wie Schakale schreien konnte, damit die Hunde aus den Hütten

hervorliefen und wie toll bellten. Der Lump, der nicht einmal die erste Sure des Koran auswendig wußte und nur Verse machen konnte von früh bis spät, der sich einmal in einen Frauenburnus verkleidete und am hellen Tag den alten Schriftgelehrten Omar umarmte, so daß alle Frauen das fluchvergessene Weib steinigen wollten, bis sein lachendes Gesicht zum Vorschein kam. Dieser Spaßmacher — sein Nebenbuhler!

Aber er wollte klug sein, sehr klug, denn Ali hatte Recht.

„Allah! Ich werde sie würgen, bis sie keinen Laut mehr schreien kann. Dann laß' ich sie los und geb' sie frei, wenn sie bei Allah schwört, daß sie die Schuldige ist. Dann muß der alte Knauser Mustapha mir mein Kaufgeld wiedergeben!"

Seine Augen leuchteten wie im Triumph, denn nun regte sich seine Habsucht auch. Mochte sie gehen, wohin sie wollte, auch zu Ben Aïssa — dieser Lump würde die Ehebrecherin gewiß nehmen —, wenn er nur seinen Kaufpreis wiedererhielt, seine zweihundert Francs, für die er sich drei oder vier Sklavinnen kaufen konnte.

Sidi Ali war sehr vergnügt über den Scheikh. Er war doch klug, und so erschöpfte sich der Alte in Lobeserhebungen und pries Hameds Verschlagenheit. Aber als er den Scheikh anguckte, bemerkte er, wie dessen Augen weit offen in's Leere starrten und wie sein Gesicht von ingrimmiger Lust durchleuchtet war.

„Was hast Du?" fragte er erstaunt.

„O, ich hab' jetzt meine Rache! Warte ab, wart' ein ganzes Jahr ab! Dann wirst Du sagen: Ich bin ein kluger Scheikh!"

Ein Zug des Triumphes glitt über sein Gesicht, indeß der Alte ungewiß den Kopf schüttelte. Aber als würdiger Moslem verschmähte er es, neugierig zu sein, und so schwieg er . . .

V.

Ein Jahr war vergangen, und wieder reiften die Datteln. In der Strohhütte Ben Aïssas hockte Fatthûme auf einer weichen Matte. Eine leise Dämmerung wogte durch das Innere der Hütte, und nur ab und zu hüpften ein paar goldige Sonnenstrahlen durch das dichte Dach. Vor ihr dampfte auf einem kleinen Tischchen der Kaffee, und das weiße Schälchen, das neben dem ihren stand, bewies, daß Ben Aïssa erst vor kurzer Zeit aufgebrochen war, um seine kleine Schafheerde auf die Weide zu führen.

Draußen war die Luft voll schwerer träger Sonne. Kein Windhauch strich durch die Lüfte und griff in die Wipfel der schlanken, kerzengeraden Oliven; das helle Grün der Granatbäume schien von der Hitze noch heller geworden zu sein, daß es fast grau schimmerte, und das tiefdunkle Laub der Karuba hing regungslos im schweren und schwülen Dunst des Sommers. In den Zweigen der Feigen- und Pfirsichbäume war es still, und nur

selten klang der helle Schlag eines Finken oder eines Wiedehopfs durch den Frieden. Im Dorfe drüben selbst schien das Leben eingeschlafen zu sein. Selten zeigte sich ein Negersklave auf der Straße, der mit schweren Krügen beladen zum Brunnen ging; selten schlug ein Hund an, und das Echo, das er erweckte, war nur ein müdes Gebell, das bald erstarb.

Reglos lag Fatthûme da. Die Hände unter den Hinterkopf gelegt, starrte sie mit großen Augen in die Luft, und das stille Lächeln, das auf ihren Lippen ruhte, zeigte, daß ihr Geist glücklichen Gedanken nachging.

Und konnte sie nicht glücklich sein? Erst gestern, als eine Schaar junger Frauen und Mädchen an ihrem Zelte vorbei gegangen war, gerade als sie davor stand, hatte die Eine in Einem fort geschluchzt, weil sie ihr Mann tagaus tagein schlage; eine Andere wies mit zuckenden Lippen auf eine tiefe Wunde am Oberarm, und Niemand hatte Lust zu fragen, von wem sie herrührte, denn sie wußten Alle, daß nur ihr Herr und Gebieter der Thäter sein konnte. Und eine alte Frau hatte ruhig gelacht und gesagt: „Wie Allah es bestimmt; es war so und wird immer so sein. Wie Allah es bestimmt, so geschieht's!"

Wie glücklich war sie im Vergleich zu diesen armen Frauen! Nie hatte die Faust Ben Aïssas sie unsanft geschüttelt; sein Stirnrunzeln hatte ausgereicht, sie still und gefügig zu machen, wie die demüthige Frau eines echten Moslems es sein sollte. Wenn er Morgens aufbrach, um seine Schafheerde auf die Weide zu treiben, lehnte sie an dem Pfosten des Eingangs innerhalb der Thür, um ihm nachzuschauen und dann fromm zu beten: „Mir hat Allah einen guten und weisen Gebieter gegeben. Jedem Derwisch will ich darob die Füße küssen, und keiner soll von mir gehen unerquickt und unbelohnt!"

Und wenn die Sonne sich langsam hinten auf die Berge senkte, dann wartete sie vor dem Zelt, bis er heimkam, ohne Furcht zu haben, daß die andern Weiber sie auslachten ob ihrer verliebten Narrheit. Wohnte sie doch in der letzten Hütte des Dorfes, meist unbeobachtet von den neugierigen Augen der spähenden Frauen, die noch immer mit Fingern auf sie wiesen, weil sie der Scheikh verstoßen.

Welch ein stilles Glück, wenn er heimkam! Lachte er nicht immer? Und fragte er nicht immer gleich: „Hat Allah heute Deinen Tag gesegnet?" Und wenn sie lautlos in's Zelt huschte, um ihm dann glückselig in's Gesicht zu sehen, dann lachte er wieder, daß die weißen Zähne hervorguckten, und sie bekam dann nur mühsam die Frage heraus: „Willst Du Kußkussuh essen? Oder Mandeln? Oder Weizenkuchen?"

Wie anders war es früher gewesen! Den schmutzigsten Topf hatte ihr die alte Aïscha in die Hand gedrückt, daß sie ihn mit Sand wüsche; die zerrissenste Matte hatte sie ihr aufgedrängt, daß sie die großen Löcher geschickt zusammenflechte, indeß die Alte immer rief: „He, spnt' Dich. Du kriechest ja fast!" Und wenn sie einen neuen Haïk wollte, mußte sie bei

Aïscha betteln, die nach tagelangem Reden dem Scheikh drei Francs für das Kleidungsstück abpreßte. Nie hatte sie selbst gewagt, vor dem jähzornigen Manne einen Wunsch zu äußern, selbst nicht an den heißen, stillen Wüstenabenden, in denen er sich wie ein verliebter Sklave geberdete.

Wie anders war ihr zu Muthe, wenn sie Ben Aïssa gegenüberstand. Sie sehnte sich nicht nach einem blauseidenen Turban, und wenn eine junge Araberfrau hochfahrend vorüberging, daß die Armspangen aneinander klirrten, lief sie nicht in's Zelt und flehte auch um welche. Nein, sie empfand ein unendliches Wohlgefühl, sich ihm zu Füßen hinzukauern, wenn er gegen Sonnenuntergang heimgekehrt war. Dann reichte sie ihm die kurze Elfenbeinpfeife, die er in Marocco erworben hatte, und sie wurde nicht müde, zuzuhören, was er in dieser großen, heiligen Stadt gesehen.

Nein, wie klug er auch war! Immer wieder konnte sie den Beschreibungen der fremden Stadt lauschen, und Einzelnes vermochte sie fast schon wörtlich zu wiederholen. Wenn er ihr von dem mächtigen Meer erzählte, dann hatte sie die Vorstellung, als ob es so weit und unendlich wäre wie die Wüste, die sich draußen vor ihren Augen ausdehnte, und schüttelte immer ungläubig den Kopf, wenn er erzählte, daß das ganze Meer nur blau und grün aussehen sollte. Und wenn er berichtete, wie die Christen — diese Ungläubigen! — aussähen in ihren steifen Kragen und starren runden Hüten, dann machte sie den Mund auf wie ein kleines Kind, lachte hell und schlug die Hände zusammen über diese unerhörten und neuen Dinge. Und einmal — sie lächelte jetzt still, als sie daran dachte — hatte sie ihn gefragt, wie viel eine weiße Frau koste! Da hatte er den Mund verzogen und mit beiden Händen ihren Kopf umfaßt: „Fatthûme!" hatte er lachend gerufen, „diese Ungläubigen bekommen ihre Frauen geschenkt und soviel Ochsen und Kühe und Franken, harte, blanke Franken dazu!" Da hatte sie verblüfft gesagt: „O, da muß es viel weiße Frauen geben und soviel Ochsen und Kühe! Nicht wahr?"

Wie hatte er sie damals ausgelacht und in seiner Lustigkeit ihr den weißen Turban verschoben, damit er sie beim Haar zupfen konnte!

Sie lächelte wieder still vor sich hin und versank immer tiefer in Träumereien. Unbeweglich stand die Luft im Zelt, und nur ein paar summende Fliegen spielten im Scheine der Sonnenstrahlen, die sich hellgoldig durch die Ritzen des Palmenrohrs hindurchschoben. Einmal hörte sie ein Rauschen über dem Zelt, als ob eine Vogelschaar mit breiten Flügeln darüber hinweggestrichen wäre, und sie hob einen Augenblick den Kopf hoch, um zu horchen, ob es die Flughühner waren, die alltäglich am Nachmittag vom Walde her über das Dorf flogen. Aber sie ließ den Kopf sinken. Die Sonne konnte jetzt erst gerade über dem Dorfe stehen, und ehe Ben Aïssa heimkam, mußte sie tiefer und tiefer sinken.

Manchmal empfand sie es mit leiser Trauer, daß sie tagaus tagein allein blieb. Niemand suchte eine Frau auf, die der Scheikh verstoßen

hatte, und sie selbst hätte nie gewagt, in's Dorf zu gehen und eines der Mädchen wie ehedem anzusprechen. Früher, als ihre kleine Subida noch lebte, da hatte sie ein Wesen, mit dem sie plaudern und dem sie die wichtigen Schicksale jedes einzelnen Tages anvertrauen konnte. Mehr als je sehnte sie sich jetzt nach der Todten, und oft fiel ihr ein, wie sie Beide am Brunnenrand gesessen und geklagt hatten und wie Subida immer leise geantwortet hatte: „Wie Allah will!" Wenn Subida jetzt bei ihr gesessen hätte, vor ihr auf der Matte am Fußboden . . . Allah sei gesegnet! — Fatthûme und Subida hätten nicht geklagt und gejammert, sondern gelacht und Mandeln gegessen und Kaffee geschlürft.

Freilich, ob Ben Aïssa gütig zu Subida gewesen wäre . . . hm, das bezweifelte sie doch. Hatte er nicht einmal mit gerunzelter Stirn gesagt, als sie über ihr Alleinsein geseufzt hatte: „Ist es nicht gut, daß Du das ganze Dorf nicht siehst? Sollen sie Dich anschreien? Sollen die Kinder mit Steinen nach Dir werfen?"

„Hätt' ich nur eine, wie Subida war!" hatte sie geantwortet. Wie zornig war er da geworden! So hatte sie ihn noch nie gesehen! „Ein Weib ist schon schlimm!" hatte er geschrieen, „und wenn zwei zusammen sind, dann ist der Betrug fertig!" Damals hatte sie geschluchzt, und an demselben Abend, als sie im Zelt gesessen, waren ein paar Buben vorbeigelaufen und hatten geschrieen: „Mit wem betrügt sie ihn jetzt?"

Fatthûme seufzte tief. Sie wußte, daß ein leises Mißtrauen gegen sie in Ben Aïssas Brust schlummerte. „Wär' ich der Scheikh gewesen, ich hätte Dich damals erstochen wie ein tolles Füllen!" hatte er einmal gesagt. Da hatte sie ihn ängstlich angeguckt, und er hatte sofort wieder gelacht.

Mit Bangen hatte sie damals die Worte gehört, und mit Bangen traten sie ihr jetzt vor die Seele. O, er konnte unbesorgt des Morgens fortgehen und, wenn die Sonne auf den Hügeln lag, heimkehren. Immer lebte nur sein Bild in ihrer Seele, obschon eines sie an manchen Tagen und in mancher Nacht beunruhigte: das war der Scheikh!

Sie zog die Stirn kraus, als sie jetzt an ihn dachte, und seufzte schwer. Allah! wer ihr nur sagen konnte, was er von ihr wollte! Und während sie den Oberkörper erhob und die Knie noch mehr anzog, stand ihr wieder die Schreckensscene vor Augen an jenem Tage, an dem Subida gestorben . . .

— — — — — — — — — — — — — —

. . . Mit gefüllten Krügen war sie in sein Zelt geschlichen und hatte demüthig und leis wie immer: „Allah segne Dich!" geflüstert. Er hatte ihr den Rücken zugekehrt und blieb in dieser abweisenden Stellung eine ganze Minute, ohne ihrer zu achten. Vielleicht, dachte sie, füllt er seine Pulverhörner nur, und in dieser Männerarbeit pflegte er nie seinem Weibe einen gnädigen Blick zu schenken. Langsam ging sie mit den beiden Krügen

an ihm vorüber, und als sie ihn verstohlen anschaute, um zu sehen, in welcher Stimmung er war, traf sie ein Blitz aus seinen verdüsterten Augen so scharf, daß sie regungslos stehen blieb, wie eine Maus vor dem Blick der Schlange. „Was hat er nur?“ fragte sie sich angsterfüllt und neigte demüthig das Haupt auf die Brust. Aber das Herz schlug ihr, daß sie meinte, er müßte den Schlag hören.

Hamed verschloß die Thür.

„Stell' die Krüge hin!“ befahl er mit rauher Stimme, und leise trug sie sie in eine Ecke. Aber trotz aller Behutsamkeit rann das Wasser über den Rand des einen auf den Boden. Sie erblich, denn sie wußte, selbst dieses geringste Versehen genügte, seinen Zorn zu wecken.

In der Ecke blieb sie schüchtern stehen und wagte nicht aufzuschauen.

„He!“ schrie er sie an.

Sie hob, erschreckt durch seinen Schrei, den Kopf.

Da geht er zur Wand, an der die Gewehre hängen, und sein Auge fliegt ruhelos von einem Lauf zum andern, bis er an einem geraden Dolche hängen bleibt. Langsam hebt sich seine rechte Hand hoch, langsam sinkt sie herunter, und langsam zieht er den schlanken schmalen Stahl aus der blinkenden goldgelben Scheide. Er dreht sich zu ihr um und prüft die scharfe Spitze an dem Ballen seiner linken Hand.

„Allah!“ schreit sie auf und sinkt in's Knie.

Er weiß Alles! Und in wahnsinniger Flucht jagen sich die Bilder vor ihrem inneren Auge: Ein Brunnen, aus dem sie Wasser schöpft, Ben Alissa, der vor ihr steht, Subida, die auf eine neue Botschaft wartet, Killo, der seine Franken schmunzelnd einstreicht . . . Dazwischen hört sie, als ob es meilenweit ist, entferntes Gebell von Hunden. Ihr ist, als sei sie ganz allein mit dem fürchterlichen Manne auf der Welt, und wenn sie auch nach ihrem Vater Sidi Mustapha rufen will, nach ihren Brüdern, . . . sie sind gar nicht da; ihre Brüder, wo sind sie? . . . Wo ist überhaupt das ganze Dorf geblieben? Ist nur die Wüste da, die große, weite durstige Wüste, und Niemand in dem heißen Sonnenbrand, als sie und er und der schrecklich blitzende Dolch? . . .

„Allah!“ schreit sie noch einmal. Aber eine eherne Faust packt sie an dem Burnus, und ehe sie noch einen Laut ausstoßen kann, liegt sie lang auf dem Boden, und der Scheikh mit blutunterlaufenen Augen kniet auf ihrer Brust.

Sie schließt die Augen vor entsetzlicher Angst, und ihr fallen nur ein paar Worte ein, die sie tagaus, tagein von den Derwischen gehört, und die ihre kleine Subida in jeder Noth gesprochen hat: „Wie Gott will. Es kommt, wie es kommt. Und ich sterbe auch, wie Allah will.“

Rettung giebt es nicht. Auf den Verrath eines Weibes steht der Tod, und das Weib war begnadet, dem nur ein milder Dolchstich zu Theil wurde.

Da hört sie seine Stimme hervorkeuchen:

„Ben Aïssa ist's. He?"

Sie schweigt.

Da wird er wüthend und schlägt sie mit der geballten Faust in's Gesicht. „He, Ben Aïssa? Du Tochter einer Hündin?"

Sie macht mühsam die Augen auf und nickt nur ganz wenig mit dem Kopf.

„Du weißt, daß ich Dich tödten kann, wenn ich Lust hab', und wie ich Lust hab', Stück um Stück?"

Sie nickt wieder, fast gefühllos. Eine lange bange Pause vergeht, und sie mustert mit unstetem Blick sein Antlitz. Endlich fliegt ein entsetzliches Lachen über sein Gesicht. Er erhebt sich, und ganz betäubt, daß er den Dolch noch unbenutzt in der Hand zückt, steht sie auf und starrt ihn wie irre an.

„Ich laß' Dich leben, wenn Du mir bei Allah dreierlei versprichst!"

Sie vermag vor Ueberraschung keinen Laut herauszustoßen, nur das Blut schießt ihr in den Kopf, und sie hält sich zitternd an der Wand fest.

„Schwöre mir bei Allah, daß Du Sidi Mustapha sagst, Du hast Schuld, und daß ich Dich gehen lasse, weil Du ein schlechtes und faules Weib bist!"

„Aha!" durchblitzte es ihr Gehirn. Er wollte den Kaufpreis zurückhaben. Und obschon sie dumpf vorausahnte, daß sie nun im ganzen Dorfe verfehmt war, weil der Scheikh sie verstoßen, obschon sie wußte, daß ihr Vater sich die Haare ausraufen würde vor Zorn, wenn er den theuren Preis zurückzahlen mußte, schwor sie mit zitternder Stimme: „Ja!"

„Bei Allah und Muhamed schwöre, daß Du Ben Aïssa heirathest und mit ihm in meinem Dorfe leben wirst!"

Sie sah ihn verständnißlos an. Sie wußte nicht, was er beabsichtigte, denn sein Gesicht war wieder undurchdringlich geworden; nur in den Augen zuckte ein seltsames Feuer:

„Allah segne Dich!" flüstert sie inbrünstig, nachdem sie den zweiten Schwur geleistet.

Und schwöre mir bei Allah und Muhameds heiligem Haupt, bei allen Heiligen im Paradies, daß Du heute über's Jahr mit mir freundlich thun wirst, als wäre ich Ben Aïssa!" . . .

Der Scheikh trat so dicht auf sie zu, daß nur eine kleine Luftschicht zwischen Beiden stand, aber seine Augen waren so flackernd, daß sie meinte, die Luft brenne fast, die zwischen ihnen lag. Instinctiv wich sie einen Schritt zurück. Aber obgleich er die letzten Worte noch einmal hervorstieß und sie beim Handgelenk packte, verstand sie ihn nicht und bewegte blos die Lippen.

Aber glücklich, auch den letzten Schwur leisten zu können, schwor sie zum dritten Male: „Ja!“ Erschöpft sank sie dann zur Erde, und ihre brennenden Augen sahen nur noch, wie der Scheikh den Dolch wieder an die Wand hing und mit einem sonderbar teuflischen Gesicht aus dem Zelt ging . . .

VI.

In ihrem Geiste wanderten die Bilder jenes schrecklichen Tages in jagender Eile vorüber. Stundenlang lag sie da, ohnmächtig, ihrer Herr zu werden; sie sah nicht, daß sie die Schale voll Kaffee umgestoßen hatte, und achtete nicht darauf, daß eine schmale grünliche Eidechse behutsam unter einer Decke hervorschlüpfte, um sich in dem schmalen Sonnenstreif zu sonnen, der ab und zu durch den Eingang fiel, wenn ein leiser Windstoß dagegen fuhr. Sie wollte sich erheben, um hinauszugehen, aber sie fand nicht den Willen dazu.

Ihr fiel jetzt ein, wie sie dann eines Tages regungslos in dem Zelt ihres Vaters hockte und von Neuem die Klagen vernahm, daß er das schöne blanke Geld habe zurückzahlen müssen. Stumm saß sie da, als plötzlich der Vorhang beiseite geschoben wurde und Ben Aïssas Gestalt in dem Zelte erschien.

„He, Ben Aïssa! Willst sie wohl holen?“ schrie ihn Sidi Mustapha an. „Bei Allah, für zwanzig Francs hast Du die Tochter einer schlechten Mutter!“

„Du hast Recht. Ich komme, um Fatthûme zu holen,“ klang seine tiefe Antwort, und sie ging ihr durch Mark und Bein. „Allah hat den Schwur gehört. Hier sind zwanzig Francs.“

Wie Sidi Mustapha ihn anstarrte! Man sah es ihm an. Er grollte, daß er nicht mehr erhalten, aber ein Schwur war ein Schwur. Dann ließ Sidi Mustapha sie Beide allein. Sie wäre am liebsten zu dem armen Hirten hingestürzt und hätte sich vor ihm hingeworfen mit dem jungen, heißen Körper und hätte seine Füße geküßt vor inbrünstiger Dankbarkeit. Damals hatte sie sich nur sinnlos vor lauter Glück den Turban vom Kopf gerissen und in Einem fort gestammelt: „Allah, Allah . . .“

Wieder rissen ihre Gedanken ab, und ihr Kopf sank müde hintenüber auf die Matte . . .

„He, Du, Fatthûme!“ rief eine Stimme draußen vor dem Zelt. Mit einem Schrei fuhr sie auf und taumelte dann zurück. Den Laut kannte sie. Das war des Scheikhs Stimme. Sie zitterte am ganzen Leibe. Was wollte er? Er hatte sie seit einem Jahr nicht angesehen, sie nicht gerufen, nie ein Wort mit Ben Aïssa gesprochen. Und nun kam er zu ihr, während Ben Aïssa fort war!! So behandelte ein Moslem nur ein schlechtes, ein ehrloses Weib! —

Regungslos blieb sie stehen und wagte kaum Athem zu schöpfen. Aber

in ihren Augen irrten die Flammen der Angst, und die Hände, die schlaff herabhingen, zitterten und vermochten kaum, sich am Burnus fest zu halten.

Da sieht sie, wie eine knochige Hand sich um die Matte am Eingang legt und sie mit einem Ruck zurückstößt. Die ganze goldene Fluth des Lichtes strömt in das Zelt, mit so plötzlichem Glanze, daß sie nicht aufschauen kann. Dann fällt der Vorhang zu und leises Halbdunkel webt wieder seine matten Schleier im Innern des Zeltes. Erst jetzt vermag sie den Kopf zu heben.

Sie schreit auf.

An dem Eingange steht der Scheikh.

Wie sie seinem heißen Blicke begegnet, da überläuft es sie kalt. Als ob sie noch sein Weib war wie ehedem, steht sie ihm fassungslos und angsterfüllt gegenüber. Das Herz schlägt ihr unter dem Burnus hörbar, daß sie meint, sie müßte sich das Gewand vom Leibe reißen, um Luft schöpfen zu können.

Wie ein Blitz fuhr es ihr durch den Kopf. Ist jetzt ein Jahr um und kommt er, sie an das dritte Versprechen zu erinnern? War jetzt wirklich ein Jahr vorbei? Wie ausgehöhlt erschien ihr der eigene Kopf, denn nicht ein einziges Bild aus dem letzten Jahre drang in ihr Bewußtsein; sie sah nur sich wieder am Boden liegen und das verzerrte Gesicht des Scheikhs über sich. Sonst war jede Erinnerung verschwunden, als ob das ganze letzte Jahr wie ein Hauch vorübergegangen war, ohne Sinn, ohne Spur, ohne Ereigniß! So sehr sie auch ihr Gedächtniß anstrengte, sie sah sich nur immer am Boden liegen, und jede Zeit war ausgelöscht wie ein Regentropfen in erhitzter Luft.

„Weißt Du, Fatthûme?“ hörte sie eine schreckliche Stimme sprechen, und wieder bezwang der tiefe schneidende Klang ihren ganzen Muth. Kraftlos ließ sie den Kopf auf die Brust sinken.

„Heut ist ein Jahr um! Es war der dritte Tag vor dem Ramadan!“ sprach dieselbe fürchterliche Stimme wieder.

„Ah!“ stieß sie hervor. Nun wußte sie, daß er Recht hatte. Drei Tage vor dem Ramadan war sie in Sidi Mustaphas Haus zurückgekehrt, und damals hatte sie ihr Vater in die Hütte der niedrigsten Sklavinnen gestoßen, wo sie alte Matten flicken mußte . . . Ein Jahr war um, und nun fielen ihr seine Worte ein: „Schwöre mir, daß Du mit mir freundlich bist, als wäre ich Ben Aïssa!“

Mit schreckensbleichem Gesicht wich sie tief in das Zelt zurück. Ein triumphirendes Lachen auf den verzerrten Zügen, folgte ihr der Scheikh ein paar Schritte; als sie abwehrend die Hände ausstreckte, um seiner Berührung zu entgehen, blieb er stehen und ließ die Blicke im Zelt herumwandern.

Er fand, was er suchte. Nur ein altes Gewehr hing an der Wand und daneben ein Pulverhorn, sonst war kein Schwert und keine Lanze da. Mit einem Ruck riß er das Gewehr herab und prüfte genau, ob es un-

geladen war. Dann hing er es befriedigt wieder auf und griff nach dem Pulverhorn. Er fand es gefüllt.

„Hast Du Wasser?“ fragte er herrisch.

Sie wies auf eine Ecke des Zeltes, in der ein gebräunter Wasserkrug stand, ahnungslos, was er im Sinne hatte. Sie sah, wie er das Pulver in den Krug schüttete und hörte das Gurgeln und Klatschen der nassen Kugeln.

Der Scheikh war zufrieden. Ben Aïssa konnte nur den kleinen geraden Dolch bei sich haben, denn die Hirten trugen nie eine andere Waffe, und gegen diesen schützte ihn das breite Schwert, das an seiner Seite hing, seine größere Körperkraft und seine Geschicklichkeit.

Er zog, um sich grausam an ihrer Angst zu weiden, das Schwert halb heraus. Sie schrie wieder auf.

„Warum schreist Du so? Ich thue Dir Nichts, und Ben Aïssa auch Nichts, mein Schätzchen!“ lachte er und schritt auf sie zu.

„Geh, geh,“ jammerte sie, und die Thränen stürzten ihr über das entsetzte Gesicht. „Wenn Ben Aïssa kommt! . . .“

„Er soll kommen. Paß auf, er muß jeden Augenblick kommen. Ich erwarte ihn gerade, mein Täubchen!“

„Allah! er ist rasend, wenn Du hier bei mir bist. O Scheikh, Allah soll den Bart Deines Vaters segnen und Deine Mutter und Deine Kinder bis in's zwanzigste Glied. Nur geh, nur geh! . . .“

Sie stürzte zum Eingang, aber mit einem Griff schleuderte sie der Scheikh zurück. Ihr Athem jagte, und auf der Stirn erschienen die heißen Schweißtropfen bebender Angst.

Da hörte sie draußen einen Schritt, der ihren Willen vollends lähmte. Sie wollte den Mund öffnen, aber der linke Arm des Scheikhs legte sich blitzschnell fest um ihre Brust und die breite Hand verschloß ihr die Lippe, indeß seine Rechte den Griff des Schwertes packte.

Fast ohnmächtig lag sie an seiner Schulter. Die Hand des Scheikhs preßte sich so jäh auf ihren Mund, daß sie kaum Athem erhielt und das heiße Blut ihr jagend in's Gesicht strömte.

Näher und näher kam der Schritt. Er mußte jetzt dicht vor dem Zelt sein. Da suchte sie sich mit einem gewaltigen Ruck zu befreien, aber wie Eisen lag Hameds linker Arm um ihren Leib, daß sie kein Glied bewegen konnte.

„Fatthûme!“ schrie es am Eingang.

Mit einem einzigen Satz sprang eine Gestalt auf sie zu. Ein Dolch blitzte durch die Luft, und mit gellendem Schrei stürzte das Weib, durch die Brust getroffen, zur Erde. Der Scheikh sprang zur Seite und zog blitzschnell das Schwert. Ein Streich und die wüthend erhobene Rechte Ben Aïssas flog mit dem Dolch zur Erde. Noch einen Blick befriedigter Rache, und der Scheikh ließ den Verwundeten bei der Todten allen . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

„So war es, Sidi Mustapha!“ schloß Scheikh Hamed seinen aufgeregten Bericht. Die vier Söhne des Alten schwiegen, nur ihr Vater antwortete gelassen:

„Du bist hineingegangen und wolltest Wasser?“ fragte der Alte und sah ihn mit durchdringenden Blicken an.

„Nur deshalb! Ist das schlimm?“ fragte er geringschätzig und hielt ruhig den Blick des Alten aus. „Nein!“ antwortete er sich selbst, „sie war doch noch vor einem Jahr in meinem Zelt!“

„So geb' ich für Ben Aïssas Leben kein Durrakorn!“ schrie der älteste Bruder Fatthûmes, Gorfou, und sprang auf. An der Wand hingen die Gewehre der jungen Männer, und in wenigen Minuten waren sie gewaffnet, brennend vor Durst, Blutrache für die todte Schwester zu nehmen. Mit glänzendem Auge prüfte der forschende Blick des Scheikh die Gestalten, die hoch und stark waren wie er.

„Er hat kein Pferd, der Hund!“ rief Gorfou. „Wir treffen ihn noch im Zelte.“

Als sie langsam durch das Dorf schritten, im Gürtel den Dolch, an der Seite das Schwert und in der Rechten das lange Gewehr, zogen sich alle Frauen und Mädchen scheu zurück. Nur die Männer traten vor die Zelte und folgten in kurzer Entfernung mit dem Scheikh dem alten Sidi Mustapha und seinen vier Söhnen. Erwartung und Kampfeslust glühten in den Blicken Aller, und je näher sie dem Zelte Ben Aïssas kamen, desto langsamer wurden ihre Schritte. Endlich machte Sidi Mustapha Halt und mit ihm seine Söhne.

Ueber fünfzig Schritte hinter ihnen stand der Scheikh inmitten der Männer seines Stammes, denen er leise die Einzelheiten der Ermordung Fatthûmes mittheilte. Lautlos hörten sie es mit an, und manche Faust ballte sich drohend.

In tiefer Stille lag das Zelt Ben Aïssas da. Die Sonne war hinter den Palmenwald gesunken, und der Himmel schimmerte in einem tiefen Roth, das einzelne Strahlen über die Kuppel der weißen Moschee warf. Eine Schaar aufgescheuchter Tauben zog über das Zelt hinweg und verflog sich in die Zweige der Olivenbäume, und manchmal fuhr ein Pärchen auf, um erschreckt von dem Geklirr der Waffen auseinander zu stieben und Zuflucht in dem dunklen Blattgewirr zu suchen.

Kein Laut drang aus dem Zelte. Lange und schwere Minuten standen die Männer davor, endlich erhob sich Gorfou, der stärkste und ungestümste der Brüder Fatthûmes, aus seiner geduckten Haltung. Er schwang sein Gewehr wie ein dünnes Palmrohr in der Hand und schrie, daß es weithin scholl:

„Ben Aïssa, Du Hundesohn. Wo ist Fatthûme, meine Schwester?“

Bei den ersten Worten Gorfous durchlief ein Zittern die schweigsame

Reihe der Männer. Sidi Mustapha athmete tief auf, und die Hähne von vier Gewehren knackten laut.

Da klang des greisen Ali Stimme durch die Schaar der Männer hindurch: „Allah segnet die Guten und straft die Bösen. Ohne seinen Willen stirbt kein Wurm der Welt!“

Noch einmal schrie Gorson durch die Stille: „Hundesohn, komm' heraus! Wo ist Fatthûme, meine Schwester?“

Wieder horchte die schweigende Reihe der Männer, und alle Blicke hingen an dem Eingang des Zeltes. Aber Alles blieb still. Da flüsterte Gorson seinem jüngsten Bruder ein paar Worte zu. Wie ein Pfeil schoß dieser in das Dorf zurück und kam mit einem flammenden Holzscheit wieder. Das Gewehr in dem linken Arm, das brennende Holz in der Rechten, kroch Gorson dem Zelte zu. Bewegungslos harrte die Masse hinten auf den Augenblick, in dem die trockenen Palmzweige der Hütte Feuer fangen würden.

In Eilsätzen flog Gorson von dem Zelte fort und zurück zu seinen Brüdern. Kaum hatte er das Gewehr wieder in die Rechte genommen, als eine mächtige Flamme kerzengerade emporstieg. Die Hände zitterten ihm vor Erregung.

Endlich!

Ein Fuß schob sich durch den Eingang und stieß ihn bei Seite, dann erschien ein Kopf, und endlich stand Ben Aïssa vor dem Zelt. Mit seinem linken Arm hielt er die Todte umschlungen, daß die Füße am Boden schleiften, das Haar hing ihm wirr um das rauchgeschwärzte Gesicht, und an seinem Burnus klebte dunkelrothes Blut. Als er aufsah, erblickte er in einiger Entfernung Sidi Mustapha und seine Söhne und weit hinter ihnen die dunkle Kette seiner schweigsamen Stammesgenossen.

Da ließ er den Leichnam seines Weibes auf den Sand gleiten und streckte ihnen hilflos den blutenden Armstumpf entgegen . . .

Rollend zischten vier Kugeln durch die Luft, und in's Herz getroffen fiel Ben Aïssa vornüber auf sein todtes Weib.

Gleich einer Habichtschaar schossen die Männer auf die Beiden zu, und schwatzend und gesticulirend, mit glühenden Augen, umstanden sie die Todten. Als der Scheikh herantrat, machten sie ihm ehrerbietig Platz.

In seinen Augen funkelte es seltsam. Er hatte erreicht, was er wollte: Er hatte jetzt erst seine Rache voll gekostet, nur war Ben Aïssa das Werkzeug gewesen, derselbe Ben Aïssa, um dessenwillen ihn Fatthûme verrathen! Wer wollte ihn anklagen? War er nicht ein kluger Scheikh?

Er wandte sich um, sein Zelt aufzusuchen; dann sah er den alten Ali vor sich stehen mit bleichem Gesicht.

„Also Du warst bei ihr, Scheikh?“ stotterte er mit zitternder Stimme.

„Ja!“ antwortete er erstaunt und mit hochmüthigem Blick.

„Allah weiß und sieht Alles, Scheikh!“ erwiderte der Alte und sah ihm starr in die Augen. „Wenn Du am Tage des jüngsten Gerichts über die Brücke der Gläubigen gehst, ich sage Dir, Scheikh, bei Allah und dem heiligen Propheten, fallen wirst Du in den Rachen der Hölle, in den Rachen der Hölle wirst Du fallen!“

Der Scheikh zuckte die Achseln, sah ihn von oben herab an und ging mit langsamen Schritten in das Dorf zurück. Er war sehr befriedigt! Wo gab es, wie ihn, einen so klugen Scheikh?

Die Bürgerlichen Gesetzbücher in Deutschland und ihre Verfasser.

Von

Ernst Schwartz.

— Altona. —

Wenn wir in Berlin, dem Geleise der Pferdebahn folgend, die Leipziger Straße östlich entlang gehen, kommen wir an dem Abgeordnetenhause vorüber und um die Südseite des Spittelmarktes herum durch die Seydelstraße in die Alte Jakobstraße. Die letztere Straße, die Alte Jakobstraße, bildet hier mit der Alexandrinen-, Stallschreiber- und Sebastianstraße einen Häuserblock in Gestalt eines länglichen Vierecks. Zwischen ihren Häusern Nr. 54 und 56, einem Postamte gegenüber, befindet sich eine Lücke, durch welche man in das Innere des Häuserblockes tritt und nun nach wenigen Schritten vor dem Portal der Luisenstädt'schen Kirche steht. An die Kirche schließt sich ein großer Garten an, welcher von dem Kirchplatze durch ein eisernes Gitter getrennt ist, nur auf einer kurzen Strecke, wiederum durch ein Gitter eingefriedigt, unmittelbar an die Sebastianstraße stößt und im Uebrigen von den Hinterhäusern der genannten vier Straßen bezw. den Höfen derselben umschlossen wird. Mit alten Linden, Ebereschen und Kastanienbäumen besetzt und durch die hohen Häuser vor dem Tosen des weltstädtischen Verkehrs geschützt, wird dieser Garten gegen eine geringe Jahresmiethe von den Bewohnern der benachbarten Straßen als Erholungs- und Spielplatz benutzt, und so spielen an sonnigen Nachmittagen der guten Jahreszeit auf den von Jasmin, Syringen und Flieder eingehegten Wegen Kinder, sitzen auf den Bänken Kindermädchen, in den von Waldrebe und Geisblatt beschatteten Lauben ehrsame Bürger- und Beamtenfrauen. Mehrere hohe Grabsteine unter ehrwürdigen Trauerweiden, ein von einem verfallenden

Holzstaket eingehegter und von Epheu übersponnener Grabhügel, mehrere alte Erbbegräbnisse an der Mauer der Südostseite zeigen uns, daß wir uns auf einem alten Kirchhofe befinden. Ungefähr in der Mitte dieser Mauer ist eine schwarze Eisenplatte eingelassen, welche ein Relief in Goldbronze trägt, ein männliches Brustbild, von Eichenlaub umrahmt, darunter die Inschrift. Das Bild hat kurzes, welliges Haar und ein mit seinem ruhigen Ausdruck entfernt an Uhland erinnerndes feingeschnittenes, bartloses Antlitz. Die Inschrift lautet:

„Dem Gedächtniß des ruhmreichen Mannes Svarez, welcher den Gedanken des großen Königs, seinen Landen ein Allgemeines Landrecht zu geben, mit schöpferischer Kraft ausführte, weiht dieses Denkmal die Juristische Gesellschaft zu Berlin. 1876."

Wir stehen an dem Grabe des am 27. Februar 1746 in Schweidnitz geborenen, am 14. Mai 1798 in Berlin als Geheimer Oberjustiz- und Tribunalsrath gestorbenen Schöpfers des Allgemeinen Landrechts, Karl Gottlieb Svarez. Wohin wird der seine Schritte lenken müssen, welcher dereinst das Grab des Schöpfers des vor Kurzem publicirten Bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich aufsuchen will? Und wer ist dieser Schöpfer? Warum ist sein Name noch nicht bekannt? Oder läßt sich überhaupt keine einzelne Persönlichkeit nennen, die den Anspruch erheben darf, als der Verfasser, der Schöpfer des vom 1. Januar 1900 an im ganzen Deutschen Reich geltenden Bürgerlichen Gesetzbuches bezeichnet und gefeiert zu werden?

* * *

Mit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich werden das Gemeine Recht und die territorialen Codificationen, also das Allgemeine Landrecht, Code civil, das Badische Landrecht, das Bürgerliche Gesetzbuch für das Königreich Sachsen und der Codex Maximilianeus Bavaricus Civilis der Geschichte übergeben werden, nachdem sie, das älteste seit 1756, das jüngste seit 1865, das territoriale Rechtsleben beherrscht haben. Wird die Entstehung dieser Gesetzbücher mit der des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches verglichen, so sieht man, wie mit jedem jüngeren Gesetz die Person des Verfassers mehr und mehr aus einer greifbaren Einzelpersönlichkeit zu einer unfaßbaren und uncontrolirbaren Sammelmehrheit sich erweitert, ja aus einer concreten Individualität zu einem abstracten Begriff sich verflüchtigt. Das älteste der genannten Gesetzbücher ist das Bayerische. Der Verfasser desselben, Franz Xaver Aloysius Wiguläus Freiherr von Kreittmayr, dessen Andenken kürzlich durch die Rectoratsrede des Münchener Universitätsrectors v. Bechmann erneuert wurde, ist als Sohn eines bürgerlichen Beamten am 14. December 1705 in München, woselbst seit 1845 ein ehernes Standbild von Schwanthalers Hand einen der öffentlichen Plätze ziert, geboren. Der frühreife Jüngling studirte die Rechte zu Ingolstadt, darauf Geschichte und Staatsrecht, wofür

es damals in Ingolstadt keinen Lehrstuhl gab, zu Utrecht und Leyden. Nach vollendeten Studien praktisirte er zunächst kurze Zeit am Reichskammergericht zu Wetzlar und wurde sodann, noch nicht zwanzig Jahre alt, zum Mitglied des Kurfürstlichen Bayerischen Hofrathes ernannt. Im Jahre 1745 wurde er in den Reichsfreiherrnstand erhoben und, nachdem er einen Ruf in den Reichshofrath zu Wien abgelehnt, zum Geheimen Rath und Hofrathskanzler, im Jahre 1749 zum Geheimen Rathsvicekanzler und Conferenzminister ernannt, welches Amt er bis zu seinem am 27. October 1790 erfolgten Tode bekleidet hat. Er war außerdem erster Vicepräsident und Kanzler der am 28. März 1759 unter seiner lebhaften Theilnahme gegründeten Münchener Akademie der Wissenschaften, und drei Mal, 1740, 1745 und 1790 Beisitzer und Kanzler des Reichsvicariats-Hofgerichts. Als Chef der Justiz hat er das gesammte Bayerische Recht — mit Ausnahme des öffentlichen — codificirt, unter Einziehung der gutachtlichen Aeußerungen der verschiedenen Gerichtshöfe und der Landschaftsverordneten, aber ohne weitere Gehilfen, indem ausschließlich in seine Hände die Ausführung des ganzen Werkes gelegt war und von ihm in sechs Jahren vollendet wurde. Am 7. October 1751 wurde der Strafrecht und Strafproceß umfassende Criminalcodex, der nach Feuerbachs Ausspruch in drakonischem Geist gehaltene Codex juris Bavarici Criminalis, am 14. December 1753 der den Civilproceß in höchst verständiger und tüchtiger Weise regelnde Codex juris Bavarici Judiciarii, endlich am 2. Januar 1756 das Bürgerliche Gesetzbuch, der Codex Maximilianeus Bavaricus Civilis, auch genannt Kurbayerisches Landrecht, publicirt. Die von Kreittmayr bei der Abfassung dieses Civilcodex befolgte Absicht ist, wie der ursprüngliche Titel ausspricht, die,

> „alle zur bürgerlichen Rechtsgelehrsamkeit gehörige Materien, so viel nicht schon in dem bereits 1751 resp. 1753 neu eröffneten Codice criminali et judiciario besonders hiervon enthalten ist, sowohl nach deren Gemein- als statutarischen Rechtsgrundsätzen, mit durchgängiger Applicirung des Ersten auf die Letztere, wie auch mit nöthiger Entscheidung oder Supplicirung, deren vorher entweder in thesi streittig und zweifelhaft oder defectuos befundener Stellen benebst dem am Ende beigefügten Lehnrecht"

zu begreifen,

> „sohin mit Einschluß obgedacht neuer Gerichts- und Criminal-Ordnungen ein kurz, deutlich, ordentlich und vollständiges Systema juris privati universi, wie solches in hiesigen Kurlanden dermahlen üblich und eingeführt ist, in IV. Theilen, XLIX Capituln, doch allerwegen in ganz natürlichem und ungezwungenem Zusammenhang"

darzustellen. Das Gesetzbuch bezweckt nur eine klare und übersichtliche Fassung und Redaction des im Lande geltenden Gemeinen und particularen Rechts, um dadurch der Unsicherheit, der Ungleichheit und der Willkür in der Rechtsanwendung abzuhelfen. Es ist in dem Codex, so sagt das Einführungspatent,

„eben nicht viel Neues enthalten, sondern nur das ältere, sowohl Gemeine als statutarische Recht, wie solches in hiesigen Kurlanden bisher meistentheils gangbar und üblich gewesen, aus seiner fast unübersehbaren Weitschichtigkeit und höchst beschwerlichen Unordnung in solche Gestalt und Enge gebracht worden, daß es auch jeder, welcher selbes entweder von Amts- oder eigenen Angelegenheiten wegen zu wissen bedarf, desto leichter begreifen, behalten und befolgen kann."

Gemäß dieser Stellungnahme zu dem überlieferten Rechtsstoffe wird das Gewohnheitsrecht ohne Beschränkung für eine ebenbürtige Rechtsquelle erklärt, dem Gerichtsgebrauche sein Einfluß auf die Rechtsentwickelung gewahrt, die Fortgeltung des Statutar- und Localrechts an keine besondere Bedingung geknüpft und die subsidiäre Geltung des Gemeinen Rechts ausdrücklich anerkannt, dabei aber dem kanonischen Recht seine Geltung nur

„in geistlichen Händeln und so weit solches mit denen Concordatis und der Observirung einstimmig ist,"

gewahrt. Das System ist das der Justinianeischen Institutionen. Der erste Theil enthält nämlich allgemeine Sätze über Recht, Gerechtigkeit, Rechtsquellen und sodann Bestimmungen über die Geburts- und Berufsstände, Familie, Verwandtschaft, väterliche Gewalt, Ehe, Vormundschaft, Leibeigenschaft; der zweite Theil enthält das Sachenrecht, der dritte das Erbrecht, der vierte Verträge (auch die bäuerlichen Besitzrechte), Delicte und Lehnrecht. Ein besonderes Interesse nimmt das Gesetzbuch, nimmt überhaupt diese ganze Legislation noch deshalb in Anspruch, weil sie das erste Beispiel einer ausführlichen Darlegung der s. g. Materialien bietet, indem zu den drei Gesetzen umfangreiche Anmerkungen veröffentlicht sind. Die auf den Codex Civilis bezüglichen sind von 1757—1768 in fünf Foliobänden erschienen, ebenso wie das Gesetzbuch ausschließlich von Kreittmayr verfaßt, und stellen ein vollständiges Repertorium der praktischen wie theoretischen juristischen Litteratur in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dar.

In denselben Jahren, in welchen Kreittmayr für Kurbayern, war auch der Chef der Preußischen Justiz für das junge Preußische Königreich an einem umfassenden bürgerlichen Gesetzbuch thätig. Samuel Freiherr von Cocceji, der Sohn des berühmten Staatsrechtslehrers Heinrich Freiherr von Cocceji und Erbe seines juristischen Ruhmes, ja zum Theil Erbe seiner eigenthümlichen juristischen Anschauungen, war geboren zu Heidelberg 1679, wurde 1699 Doctor und 1701 Professor der Rechte in Frankfurt a. O., ging dann aber zur juristischen Praxis über und wurde 1704 Regierungsrath zu Halberstadt, 1711 Regierungsdirector daselbst, 1712 Subdelegat zur Visitation des Reichskammergerichts, 1714 Geheimer Justiz- und Oberappellationsgerichtsrath in Berlin, 1718 Geheimer Kriegsrath bei dem Generalcommissariate, 1722 Präsident des Kammergerichts, 1727 Staats-

und Kriegsminister, 1730 Präsident des Deutschen und Französischen Oberconsistoriums und Director über die Königliche Bibliothek, Antiquitäten-, Medaillen-, Naturalien- und Kunstkammer, des Conseil François und des Kirchenraths am Dom, auch aller geistlichen und Kirchensachen, zugleich Obercurator aller Königlichen Universitäten und des Joachimthal'schen Gymnasiums. Im Jahre 1731 wurde er zum Präsidenten des Oberappellationsgerichts und Lehendirector, endlich am 1. März 1738 unter Uebertragung des allgemeinen Präsidiums in allen und jeden Justizcollegiis zum ersten Chef der Justiz in den gesammten preußischen Landen ernannt, als welcher er am 28. März 1748 mit dem schwarzen Adlerorden Rang und Charakter als Großkanzler erhielt. Er war ein Mann, der mit der strengen Gründlichkeit des gelehrten Juristen die erfahrene Einsicht des ausübenden Richters, mit der massenhaften Kenntniß der Gesetze die vereinfachende Betrachtung des die Principien suchenden Rechtsphilosophen, mit dem im Leben schaffenden Gedanken eines einrichtenden Staatsmannes den klaren Blick des ordnenden, umfassenden Gesetzgebers verband und noch im hohen Alter seinem um ein Menschenalter jüngeren Monarchen an Energie gewachsen war. Friedrich der Große gedenkt seiner wiederholt mit dankbarem Lobe. So in der am 22. Januar 1750 in der Akademie verlesenen dissertation sur les raisons d'établir ou d'abroger des lois. Ferner gedenkt er seiner im Eingang zu der Geschichte des siebenjährigen Krieges, wo er kurz die Geschichte der Rechtsverbesserung erzählt, als eines unbescholtenen und geraden Charakters, als eines gelehrten und aufgeklärten Mannes, als eines Tribonians, als eines Mannes, der sich zur Wohlfahrt der Menschen der mühsamen und schwierigen Arbeit, die Gesetze zu bessern und die Gerichtshöfe zu reinigen, mit Eifer hingegeben habe. Noch in den 1779 erschienenen Briefen über die Vaterlandsliebe schreibt er: „England rühmt sich Newtons, Deutschland Leibnizens. Wollt Ihr neue Beispiele? Preußen ehrt und achtet den Namen seines Großkanzlers Cocceji, der seine Gesetze mit so viel Weisheit verbesserte." Und von ihm ist die herrliche Marmorbüste Coccejis gestiftet, welche noch heute den großen Sitzungssaal des Kammergerichts schmückt. Beider, des Königs und seines Justizministers, Gedanken begegneten sich so eng, daß der König dem Letzteren am 18. August 1747 schrieb: „Ich kann auch nicht umbhin Euch zu danken, daß Ihr in allen solchen Sachen entriret, die meinen idées und sentiments ganz völlig conform seien." Es war aus der Seele Coccejis gesprochen, wenn der König in der erwähnten Abhandlung erklärt: „Was die Processe verlängert, giebt den Reichen ein beträchtliches Uebergewicht über den Gegenpart, der arm ist." „Die gerechte Mitte, welche die Kraft der Verträge aufrecht hält, aber die zahlungsunfähigen Schuldner nicht unterdrückt, ist der Stein der Weisen in der Jurisprudenz. Ueberhaupt sind klare Gesetze, welche keinen Auslegungen Raum geben, ein erstes Mittel, und die Einfachheit mündlichen Verfahrens das zweite."

Zunächst wurden Gerichte und Anwaltschaft neu geordnet, wurde der, schließlich allerdings in eine praktische Unmöglichkeit auslaufende Versuch gemacht, die Erledigung der Processe — alle drei Instanzen in einem Jahr! — zu beschleunigen, und wurde ein mündliches Verfahren angebahnt. Der hiernach befolgte Gang, die formale Seite, die Handhabung des bestehenden Rechts, zuerst zu reformiren und für das bestehende Recht, damit es gelte und regiere, sowohl Männer mit der rechten Kenntniß, als auch Formen mit der rechten Wirkung zuzubereiten, war der einzig richtige und ist daher sowohl dreißig Jahre später von Carmer und Svarez, als auch in unserer Zeit eingehalten worden. Aber das mündliche Verfahren, wenn es lebensfähig sein soll, setzt ein einfaches und sicheres, d. h. ein codificirtes Recht voraus, und auch diese Wahrheit wird von dem großen König und Cocceji bethätigt. Schon am 9. Mai 1746 hatte Cocceji erklärt, daß das Corpus juris abzuschaffen und ein deutsch geschriebenes Gesetzbuch zu verfassen sei, welches sich blos auf die Vernunft und die Landesverfassungen gründen dürfe. Die Hauptursache der vielen und langwierigen Processe sei der Mangel eines sicheren („gewissen") Rechts: „Die Justiz-Collegia müssen sich nach dem alten Römischen Lateinischen Recht richten, welches in lauter ohne Ordnung zusammengeflickten Stücken besteht, und wovon die Hälfte auf diese Lande nicht applicable ist, ja, worin kein Gesetz ist, welches nicht pour et contre ausgelegt werden kann. Dieses confuse Recht wird durch das Sachsen- und kanonische Recht und durch die unzählige Edicta noch in größere Confusion gesetzt." Dieser Erklärung entsprach der § 24 der natürlich von Cocceji selbst concipirten Königlichen Verordnung vom 31. December 1746:

> „Und weil die größte Verzögerung der Justiz aus dem ungewissen Lateinischen Römischen Recht herrühret, welche nicht allein ohne Ordnung compilirt worden, sondern worin singulae leges pro et contra disputiret, oder nach eines Jeden caprice legitimiret oder extendiret worden, so befehlen Wir gedachtem unserem Etats-Ministre von Cocceji ein Teutsches Allgemeines Landrecht, welches sich bloß auf die Vernunft und Landesverfassungen gründet, zu verfertigen und zu Unserer Approbation vorzulegen, worüber Wir hiernechst aller Unserer Stände und Collegiorum auch Universitäten Monita einholen und die besonderen Statuta einer jeden Provinz besonders beydrucken lassen wollen, damit einmahl ein gewisses Recht im Lande etabliret und die unzähligen Edicte aufgehoben werden mögen."

Einen Bericht vom 16. August 1747 schloß Cocceji mit den vom König „mit ausnehmendem Vergnügen" vernommenen Worten: „Hiernächst fehlet nichts als ein in der Vernunft und denen Landesverfassungen gegründetes Landrecht, welches ich gleichfalls binnen Jahresfrist verfertigen, und Ew. Majestät allerunterthänigst präsentiren werde." Also auch Cocceji nahm das Werk ausschließlich in die eigene Hand. Bereits 1749 erschien der erste Theil des neuen Gesetzbuches. Der volle Titel lautet:

> „Project des corporis juris Fridericiani das ist Sr. Königlichen Majestät in Preußen in der Vernunft und Landes-Verfassungen gegründete Landrecht, worinnen

> das Römische Recht in eine natürliche Ordnung, und richtiges Systema, nach denen dreyen objectis juris gebracht: Die General-Principia, welche in der Vernunft gegründet sind, bei einem jeden Objecto festgesetzet, und die nöthige Conclusiones, als so viel Gesetze, daraus deducirt: All: Subtilitaeten und Fictiones, nicht weniger was auf den Teutschen Statum nicht applicable ist, ausgelassen: Alle zweifelhafte Jura, welche in denen Römischen Gesetzen vorkommen, oder von denen Doctoribus gemacht worden, decidirt, und solchergestalt Ein Jus certum und universale in allen Dero Provintzen statuirt wird."

Dieser erste Theil behandelt nach einer kurzen Einleitung in einem ersten Buch die status libertatis, civitatis und familiae, in einem zweiten das Eherecht und in einem dritten das Vormundschaftsrecht. Der zweite Theil erschien 1751 und enthält das Sachenrecht unter den Rubriken dominium, servitus, pignus und hereditas. Der dritte Theil — auch dieses Gesetzbuch hält also das Institutionensystem inne, nur noch steifer und unselbstständiger als der Codex Bavaricus — der dritte Theil sollte das Obligationen- und das Strafrecht behandeln. Das erstere wurde von Cocceji vollständig ausgearbeitet, aber das Manuscript ging 1754 zwischen Berlin und Minden, nach welchem letzteren Orte es dem erkrankten Verfasser nachgesendet worden, spurlos verloren, und von dem Strafrecht wurde nur der Abschnitt über den Ehebruch fertig. Als Cocceji am 24. October 1755 starb, hatten das zweite und dritte Buch des ersten Theils in einer Anzahl Landestheile Gesetzeskraft erhalten; alles Uebrige blieb eben Project.

Gleichwohl ist die Arbeit nicht vergeblich gewesen. Die Nachfolger haben mehr, als sie selbst wußten oder nur ahnten, in den von Cocceji gezogenen Geleisen ihre Bahnen durchschritten. Coccejis Gesetzbuch ist zwar nicht das Werk eines Gesetzgebers, der aus seinem Volke hervorwächst, sondern das eines gelehrten Juristen. Die Terminologie ist die lateinische. Man findet, so heißt es in § 31 der Vorrede,

> „man findet nöthig annoch zu erinnern, daß man gezwungen worden, die mehreste lateinische Titul, wie auch die Namen der Actionen und andere terminos artis beizubehalten; weil eines Theils die Advocaten sowohl als die Richter von zu langen Jahren her daran gewohnt, und die Termini gleichsam naturalisirt sind; andern Theils sehr schwer fallen dürfte, dieselbe in das Teutsche zu versetzen; weil diese Sprache nicht dazu gemacht ist, eine Sache auf eine kurze Art zu exprimiren."

Statt kurz und schlicht zu verordnen, hat das Corpus juris Fridericiani eine Neigung, lehrhaft zu sein, trägt sogar Antiquitäten aus der Römischen Rechtsgeschichte, z. B. die Geschichte des Erbfolgerechts der Ascendenten vor, ja, der Verfasser vergißt auch wohl einmal, daß er Gesetzgeber ist, und citirt sich wie ein Gelehrter (II. 6. Tit. 2, § 3):

> „Wir haben an einem andern Ort gezeiget, daß die Familie ein corpus sei, welches die Natur selbst formiret hat und auf zweierley Art consideriret werden kann."

Materiell will das Cocceji'sche Gesetzbuch eine Verwirklichung der Sätze des abstracten Naturrechts, will es „in der Vernunft gegründet" sein. Daher wird in § 30 der Vorrede gesagt:

„Se. Königl. Majestät haben die in dem Corpore juris — d. h. dem Römischen — und in denen angeführten Extracten versteckte principia juris naturalis hervorgesucht, solche bei einer jeden Materie vorausgesetzet, vernünftige conclusiones daraus deducirt, folglich das Römische Recht ad artem redigirt, das ist, in eine vernünftige Ordnung gebracht: So daß dieses Landrecht mit Grund ein jus naturae privatum genannt werden kann."

Die dem Römischen Recht innewohnenden und nun zu Tage geförderten Principien werden also den Principien des Naturrechts gleich geachtet. Das Detail ist daher im Wesentlichen römisch-rechtlich, die Stellung des Gesetzbuches zu dem nicht römischen Rechtsstoff geradezu eine feindliche. Aber auch dem Römischen Recht gegenüber nimmt das Gesetzbuch formell eine völlig selbstständige Stellung ein, indem es keineswegs wie das Bayrische die subsidiäre Geltung des Gemeinen Rechts anerkennt. Es verbietet das Gewohnheitsrecht, soweit es nicht ausdrücklich zugelassen ist. Die Provinzial- und Statuarrechte sollen binnen Jahresfrist zur landesherrlichen Approbation eingesendet werden, widrigenfalls sie als beseitigt gelten. Im Uebrigen werden die nicht aufgenommenen Rechte kurzweg „cassirt". Es wird ferner verboten (Vorrede § 28 IX),

„einen commentarium über das ganze Landrecht oder einen Theil desselben zu schreiben, oder der Jugend limitationes, ampliationes oder exceptiones contra verba legis an die Hand zu geben, oder dergleichen ex ratione legis zu formiren."

Und ebenmäßig wird verboten, in Proceßschriften und Urtheilen das Römische Recht oder gar die Autorität eines Rechtsgelehrten anzuführen, vielmehr soll das Recht eben nur aus dem Gesetzbuch geschöpft, und in zweifelhaften Fällen an die Centralstelle berichtet werden. Wen erinnert nicht alles Dies an die Bestimmungen des um ein Menschenalter jüngeren Allgemeinen Landrechts?

Coccejis dritter Nachfolger Johann Heinrich Casimir von Carmer, im December 1779 zum Großkanzler ernannt, war von vornherein darüber nicht in Zweifel gewesen, daß, wenn das Werk überhaupt gelingen sollte, die Arbeit nicht in die Hand eines Einzelnen gelegt werden durfte, nicht einmal in die alleinige Hand seines langjährigen Mitarbeiters und Vertrauten Svarez. Aber Svarez' Antheil nicht blos an der Leitung der Arbeit, sondern an der Arbeit selbst war ein so großer, sein Einfluß auf seine Mitarbeiter ein so mächtiger, daß er mit Recht von jeher nicht lediglich für den allerdings hervorragendsten Theilnehmer an einer Mehreren übertragenen Arbeit, sondern für den eigentlichen Schöpfer des Allgemeinen Landrechts erklärt worden ist, welchem die Anderen als seine Gehilfen unterstanden. Allerdings fügten sich seine Mitarbeiter bereitwillig seiner Ueberlegenheit. Dagegen sollten fast 90 Jahre verstreichen, ehe die wahre Bedeutung seiner selbst den Preußischen Juristen fast zu einer mystisch gewordenen Persönlichkeit durch die Stölzel'sche Biographie nachgewiesen

wurde. Erst kürzlich, am letztverflossenen 8. November, ist ihm auf dem Ritterplatz in Breslau, woselbst er fünfzehn Jahre als Mitglied der Oberamtsregierung gewohnt hat, ein von dem Berliner Bildhauer Peter Breuer geschaffenes, ganz vortreffliches Denkmal, welches ihn in Lebensgröße darstellt, errichtet, und in dieser Veranlassung das Deutsche Volk daran erinnert worden, daß es in ihm den Schöpfer des Allgemeinen Landrechts zu verehren hat.

Zur Ausarbeitung des Gesetzbuches wurde um Svarez ein Kreis von Juristen versammelt: Generalfiscal Pachaly, Assistenzrath Klein (der rühmlichst bekannte Criminalist), die Kammergerichtsräthe Kircheisen (der spätere, 1825 verstorbene würdige Justizminister), von Goßler und Baumgarten und, jedoch nur für kurze Zeit, Referendar Volkmar. Zunächst wurde ein Auszug aus dem Corpus juris angefertigt. Dieser Auszug wurde dergestalt legislatorisch bearbeitet, daß bei jeder einzelnen Bestimmung bemerkt war, ob sie beizubehalten oder abzuändern sei, daß ferner dasjenige, was die Landesgesetze über die betreffenden Materien enthielten, hinzugefügt, und unter Berücksichtigung von Präjudizien neue Vorschläge gemacht wurden. Das auf diese Weise erwachsene Rohmaterial wurde von Klein überarbeitet und formulirt. Sobald ein Haupttheil fertig war, wurde er zuvor noch von einem anderen Mitarbeiter geprüft und dann schließlich von Svarez revidirt, geprüft, ergänzt und in eine gewisse Form und Ordnung gebracht. So entstand der erste Entwurf, sehr wesentlich abweichend von der Kleinschen Arbeit, welche, so werthvoll und verdienstvoll sie auch an sich war, für Svarez nur als eine Vorarbeit, eine Erleichterung bezüglich der Sammlung des Materials diente. Dieser erste Entwurf wurde einer im März 1781 errichteten Gesetzcommission, zu welcher außer Svarez und Baumgarten die Geheimen Tribunalsräthe Scherer, von Könen, Heydenreich, Lamprecht, Goldbeck (der spätere Großkanzler) und Scholz gehörten, und solchen Männern, welche bereits durch öffentliche Schriften sichere Proben ihrer Einsicht in dem Fache der Gesetzgebung abgelegt hatten, zur Eröffnung ihrer Gutachten und Erinnerungen mitgetheilt. Die eingegangenen Aeußerungen wurden von Svarez geprüft, und auf Grund der Revisionsbemerkungen ein neuer Entwurf von ihm ausgearbeitet. Dieser zweite Entwurf wurde bruchstückweise, wie er entstand, von Svarez, Carmer und Klein berathen, endgiltig festgestellt und von 1784 bis 1788 in sechs Abtheilungen unter dem Namen „Entwurf eines Allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten" veröffentlicht. In einer Vorerinnerung zur ersten Abtheilung war eine allgemeine Aufforderung an philosophische Rechtsgelehrte und praktische Juristen ergangen, den Entwurf zu prüfen und etwaige Erinnerungen einzusenden. Außerdem wurden die einzelnen Abtheilungen bei ihrem Erscheinen an berühmte praktische und theoretische Juristen, an besondere Sachverständige und an die höheren Gerichte der Monarchie zur Prüfung und Aeußerung versendet. Die Prüfung sollte sich besonders auf

die Abweichungen vom Römischen Rechte, auf die Ergänzung desselben, wo es sich um dem Römischen Rechte unbekannte Verhältnisse und Institute handelte, ferner auf die Vollständigkeit des Inhalts und auf die sprachliche Fassung richten. Für die besten Gutachten wurden Preismedaillen mit dem Bilde des Königs und der Aufschrift „Fridericus legislator solvit aenigma“ ausgesetzt. Auch die Stände sämmtlicher Provinzen erhielten Auftrag, ihre Erinnerungen und Bemerkungen nicht blos über das Project überhaupt, sondern vorzugsweise auch über die auf die particularen Statuten und Einrichtungen bezüglichen Bestimmungen mitzutheilen. Endlich wurde über Materien, welche in specielle Zweige der Staatsverwaltung einschlugen, mit den betreffenden Behörden in besondere Verbindung und Berathung getreten. Die durch dies Alles bedingte umfangreiche Correspondenz, die Concipirung aller Verfügungen bis in das kleinste Detail, sogar die Prüfung der eingehenden Preisschriften zum Zwecke ihrer Prämiirung lag wiederum Svarez ob. Aus den massenhaft heranströmenden, schließlich 38 Actenfolianten umfassenden Erinnerungen, Gutachten und Kritiken wurde nach einer von Svarez aufgestellten Instruction d. d. 19. August 1787 in den Jahren 1787 bis 1790 durch fünf Juristen ein Auszug gefertigt. Diese fünf Juristen waren Goßler, der 1840 im 101. Lebensjahre verstorbene spätere Obertribunalspräsident und damalige Kammergerichtsrath H. D. von Grolmann und die Kammergerichtsassessoren Eggert, Silberschlag und Beyme, Letztere der bekannte spätere Kabinetsrath und Minister. Der Auszug selbst füllte noch 8 Folianten. Sämmtliche in ihm enthaltenen Erinnerungen unterzog Svarez einer begutachtenden Erörterung mit Vorschlägen zu anderer Fassung oder gänzlicher Abänderung des Entwurfs; diese Erörterung, in seiner mikroskopisch kleinen Handschrift einen starken Folioband umfassend, ist als das würdigste Denkmal seines Genies und unglaublichen Fleißes unter dem Namen „Revisio monitorum“ in der Preußischen Juristenwelt hochberühmt geworden. Die einzelnen Erinnerungen wurden an der Hand der Svarez'schen Revision in Conferenzen unter Vorsitz des Großkanzlers geprüft. Gleichzeitig mit dem Vorschreiten der Revision arbeitete Svarez unter Zuziehung zweier seiner Mitarbeiter — Goßler für das Handels-, Post- und Bergwerksrecht, Klein für das Strafrecht — den Entwurf um. Hierbei wurden wieder über mehrere Materien Sachverständige — z. B. über das Handels- und Seerecht der Hamburger Büsch, über das Verlagsrecht F. Nicolai — gehört und die Chefs der betreffenden Behörden befragt, auch mehrere Punkte durch besondere Cabinetsordres entschieden. Den neuen Entwurf erhielt sodann die Gesetzcommission zur Prüfung, welche jedoch nur geringe Ausstellungen machte. Hiermit war das Werk vollendet. Das von Svarez entworfene Publicationspatent wurde vom König Friedrich Wilhelm II. am 20. März 1791 vollzogen. Im Juni desselben Jahres gelangte das Gesetzbuch unter dem Namen „Allgemeines Gesetzbuch für die Preußischen Staaten“ in 10 000 Exemplaren zur Aus-

gabe, um am 1. Juni 1792 in Kraft zu treten. Zunächst trat aber, veranlaßt durch den „betriegerischen und Intriganten Pfaffen" Wöllner, den damaligen Cultusminister, ein Stillstand ein, das Gesetzbuch wurde durch Cabinetsordre vom 18. April 1792 bis auf Weiteres suspendirt und schien bereits für immer begraben zu sein, als die politischen Verhältnisse, insbesondere die Nothwendigkeit, den Rechtszustand der neuen Provinz Südpreußen rasch zu ordnen, es wieder an das Tageslicht führten. Am 17. November bezw. 18. December 1793 wurde eine Revision bezüglich aller neuen, weder aus den bisherigen Gesetzen fließenden, noch zu deren näherer Bestimmung und Ergänzung dienenden Vorschriften befohlen, auch ein neuer Name für das Gesetzbuch angeordnet. Diese Arbeit, für welche vom König eine Frist von nur sechs Wochen gesetzt war, mußte wiederum auf Svarez fallen, welcher allein das ungeheure Material genügend beherrschte, um jeden Paragraphen auf die Frage prüfen zu können, ob derselbe im Verhältniß zum bisherigen Recht etwas Neues enthalte. Seine Arbeit, die sogenannten „amtlichen Vorträge bei der Schlußrevision des Allgemeinen Landrechts" wurde von dem inzwischen zum Minister avancirten Goldbeck geprüft, welcher aber nur an einigen wenigen Stellen eine Randbemerkung machte, und sodann von Svarez selbst im Ministerrathe Vortrag über sie gehalten, wobei seine Vorschläge fast ausnahmslos Billigung erhielten. Durch Patent vom 5. Februar 1794 wurde das Gesetzbuch unter der nunmehrigen Bezeichnung „Allgemeines Landrecht für die königlich Preußischen Staaten" mit Gesetzeskraft vom 1. Juli 1794 ab publicirt. Bestehend aus einer Einleitung und zwei Theilen mit 43 Titeln und 19 189 Paragraphen, von denen über 15 000 auf das Privatrecht entfallen, und in der amtlichen Ausgabe 4 Bände von zusammen 2470 Seiten stark, war es in der Zeit vom 14. April 1780 — dem Datum der der Carmer'schen Justizreform als gesetzliches Fundament dienenden Cabinetsordre — bis zum 20. März 1791, also in nicht elf, und wenn bis zur zweiten Publicirung d. d. 5. Februar 1794 gerechnet wird, in nicht vierzehn Jahren zu Stande gekommen, wobei die gesammten Materialien schließlich auf 88 Folianten angewachsen waren. Der Leiter und geistige Beherrscher der ganzen Arbeit und zugleich der Hauptarbeiter, der dem so umfangreichen Gesetzbuche bis in das kleinste Detail das Gepräge gab, und zu welchem die anderen Arbeiter sich als Gehilfen verhielten, welche noch in späteren Jahren stolz darauf waren, seines Geistes einen Hauch verspürt zu haben, in Wahrheit, wie ihn auch die Inschrift auf dem Revers des Breslauer Denkmals nennt, der „Schöpfer des Allgemeinen Landrechts" ist „der ruhmreiche Mann Svarez".

Friedrich des Großen ebenbürtige Nebenbuhlerin war auch auf diesem Gebiete seine Concurrentin, und wenn auch das Oesterreichische Bürgerliche

Gesetzbuch nicht zu denjenigen Gesetzbüchern gehört, welche am 1. Januar 1900 der Geschichte übergeben werden, so darf es als ein gleichfalls Deutsches Gesetzbuch für einen erst vor fünfundzwanzig Jahren aus der Rechtsgemeinschaft ausgeschiedenen Deutschen Territorialstaat, dessen Dynastie drei und ein halbes Jahrhundert hindurch Deutschland seine Kaiser gegeben hat, auch hier vorgeführt werden.

Maria Theresia berief, nachdem sie durch Handbillet vom 1. Mai 1749 die Trennung der Justiz von der Verwaltung angebahnt hatte, in der ausgesprochenen Absicht, durch einen vollständigen Codex allen ihren Provinzen

„ein sicheres gleiches Recht und eine gleichförmige rechtliche Verfahrungsart"

zu geben, im Jahre 1753 eine Commission theoretischer und praktischer Juristen aus Böhmen, Mähren, Schlesien, Ober-, Nieder-, Inner- und Vorderösterreich. Von ihnen waren der Advocat und Professor von Azzoni zu Prag, der Regierungsrath von Holger zu Wien und der am 15. August 1726 zu Revo in Tirol geborene, 1754 zum Professor des Naturrechts in Wien, 1782 zum Staatsrath in inländischen Geschäften, 1790 zum Präsidenten der Hofcommission in Gesetzgebungssachen ernannte, am 7. August 1800 gestorbene, um das Unterrichtswesen und die Gesetzgebung Oesterreichs in gleicher Weise verdiente Freiherr Karl Anton Martini zu Wasserberg die bedeutendsten. Die Commission, welche in Brünn ihren Sitz nahm, sollte nach der Instruction

„sich einzig auf das Privatrecht beschränken, so viel möglich das bereits übliche Recht beibehalten, die verschiedenen Provinzialrechte, insoweit es die Verhältnisse gestatten, in Uebereinstimmung bringen, dabei das Gemeine Recht und die besten Ausleger desselben, sowie auch die Gesetze anderer Staaten benutzen und zur Berichtigung und Ergänzung stets auf das allgemeine Recht der Vernunft zurücksehen".

Bezüglich des Geschäftsganges wurde dabei empfohlen, vorerst einen Plan des ganzen Gesetzbuches zu entwerfen, sodann die Bearbeitung der einzelnen Materien unter die Mitglieder zu vertheilen, über die gelieferten Arbeiten gemeinschaftlich zu berathschlagen und schließlich den Entwurf einer in Wien zusammenzuberufenden Revisionscommission zu unterbreiten, welche der Brünner Commission, der sogenannten Compilationscommission, ihre Bemerkungen mitzutheilen und, wenn keine Vereinigung zu erzielen sein würde, die Entscheidung der Kaiserin einzuholen hätte. Azzoni entwarf den Plan, wonach wiederum im Anschluß an das Justinianeische Institutionensystem der Rechtsstoff in die drei Theile Personen-, Sachen- und Obligationenrecht gegliedert wurde. Gleich die Einsendung der ersten Capitel gab in Wien Anlaß zur sofortigen Einberufung der Revisionscommission, welche das ihr Vorgelegte als ungenügend verwarf. Nach drei Jahren war der erste Theil vollendet. Das Manuscript desselben umfaßte drei, das der von Holger verfertigten Motive siebzehn Foliobände. Diese Arbeit wurde verworfen, die Brünner Commission, deren Geschäftsgang

sich als zu schleppend erwiesen hatte, aufgelöst und die Weiterführung des Werkes der Wiener Commission überwiesen, in welche Azzoni und Holger eintraten. Nach Umarbeitung des ersten Theils, 1761, starb Azzoni, schied auch Holger aus und trat an ihre Stelle das Commissionsmitglied Hofrath von Zenker. Dieser hatte bereits 1766 einen acht geschriebene Folianten großen Entwurf vollendet, welcher aber von der Kaiserin namentlich auf Kaunitz' Rath verworfen und dem Regierungsrath Horten zur Umarbeitung bezw. Abfassung eines Auszuges übergeben wurde. Im Jahre 1772 trat eine neue Compilationscommission zusammen, welcher die Kaiserin durch Handschreiben vom 4. August folgende Instruction ertheilte:

1. „Soll das Gesetz- und Lehrbuch nicht mit einander vermengt, mithin Alles, was nicht in den Mund des Gesetzgebers, sondern ad cathedram gehört, aus dem Codex weggelassen;
2. Alles in möglichster Kürze gefaßt, die casus rariores übergangen, die übrigen aber unter allgemeinen Sätzen begriffen; jedoch
3. alle Zweideutigkeit und Undeutlichkeit vermieden werden.
4. In den Gesetzen soll man sich nicht an die römischen Gesetze binden, sondern überall die natürliche Billigkeit zum Grunde legen; endlich
5. die Gesetze, soviel möglich, simplificiren, daher bei solchen Fällen, welche wesentlich einerlei sind, wegen einer etwa unterwaltenden Subtilität nicht vervielfältigen."

Die Berathungen der Commission begannen sofort, schliefen aber 1776 ein, nachdem der erste Theil des Gesetzbuches vollendet war, welcher 1782 von Hofrath von Keeß auf's Neue umgearbeitet und als „Josephinisches Gesetzbuch" 1786 für die Deutschen Erblande und Galizien publicirt wurde. Leopold II. löste 1790 die Commission auch formell auf und ernannte eine neue, die sogenannte Hofcommission in Gesetzgebungssachen oder Gesetzcompilations-Hofcommission, welche sowohl das Josephinische Gesetzbuch als auch die sonst vorhandenen Entwürfe revidirte und aus der Hand ihres Präsidenten Martini von 1794 bis 1796 abermals einen Entwurf in drei Theilen ausstellte. Durch Cabinetsschreiben vom 20. November 1796 wurde der Druck verfügt, „damit jeder Sachverständige im In- oder Auslande seine Meinung hierüber eröffnen könne". Zugleich wurde in jeder Provinz eine aus Richtern, Verwaltungsbeamten und Ständemitgliedern bestehende Commission zur Prüfung des Entwurfs ernannt und der Entwurf zu gleichem Zwecke den Juristenfacultäten mitgetheilt, auch, um eine praktische Probe zu machen, in West- und Ostgalizien als geltendes Gesetz eingeführt. Erst 1801 hatten die Commissionen in den Provinzen ihre Arbeit beendigt. Wiederum ward eine Hofcommission bestellt, um den Entwurf mit Rücksicht auf die eingegangenen Erinnerungen zu revidiren. Vorsitzender war der Staatsminister Graf von Rottenhann, Referent der 1751 zu Graz geborene, am 23. August 1828 zu Hietzing gestorbene Wiener Universitätsprofessor Franz Aloys Edler von Zeiller, der nachmalige erste Commentator des Gesetzbuchs. Die Plenarsitzungen der Commissionen dauerten fünf Jahre. Von Ende 1806 bis Anfang 1808

war ein engerer Ausschuß der Commission beschäftigt, die bei der Detailberathung übersehenen Widersprüche und Lücken zu beseitigen bezw. auszufüllen und dem ganzen Werke eine einheitliche Form zu geben. Dieser revidirte Entwurf wurde im Staatsrath geprüft, in Folge dieser Prüfung von der Hofcommission abermals in einigen Punkten geändert und, nachdem endlich noch mehrere auf fiscalischen Rücksichten beruhende Beanstandungen überwunden waren, am 7. Juli 1810 genehmigt. Durch Patent vom 1. Juni 1811, achtundfünfzig Jahre nach dem Beginn der ersten Arbeiten, erfolgte die Publication als „Allgemeines Bürgerliches Gesetzbuch für die Deutschen Erblande der Oesterreichischen Monarchie", mit Gesetzeskraft seit 1. Januar 1812.

Bedeutend rascher, in nicht ganz vier Jahren, kam das bürgerliche Gesetzbuch in Frankreich zu Stande.

Hier war bereits 1790, also gleich im Beginn der Revolution, die Ernennung eines Ausschusses zur Entwerfung eines allgemeinen Civilgesetzbuches beantragt, in die Verfassung vom 16. September 1791 der Satz:

„Il sera fait un code des lois civiles commun à tout le royaume"

aufgenommen, vom Convent zur Ausführung dieser Bestimmung eine Gesetzgebungscommission ernannt und von dem Berichterstatter derselben, dem bekannten Juristen und Politiker, Präsidenten des Convents, Justizminister und zweiten Consul Jean Jacques Régis de Cambacérès nach einander am 9. August 1793, 9. September 1794 und 12. Juni 1796 dem Convent bezw. dem Rathe der Fünfhundert jedesmal ein neuer Entwurf vorgelegt werden. Das Consulatsgesetz vom 10. November 1796 verhieß wiederum das baldige Erscheinen eines allgemeinen Civilgesetzbuches, und nun nahm Napoleon die Angelegenheit in die Hände. Am 17. August 1800 wurden vier hervorragende Juristen zu einer Commission vereinigt, um einen Entwurf auszuarbeiten. Diese Juristen waren: Felix Julian Jean Bigot de Préameneu, geboren am 26. März 1746 zu Redon, Advocat am Pariser Parlament, 1807 Cultusminister, gestorben zu Paris am 31. Juli 1825; Jacques de Maleville, geboren den 19. Juni 1741 zu Domme, Advocat in Bordeaux, 1796 Mitglied des Cassationshofes, 1806 Senator, 1814 Paire, gestorben zu Paris am 23. November 1824; François Denis de Tronchet, geboren am 23. März 1726 zu Paris, Advocat am Parlament und einer der drei Vertheidiger Ludwigs XVI., 1802 Präsident des Cassationshofes und Senator, gestorben zu Paris am 10. März 1806; endlich Jean Etienne Marie Portalis, geboren am 1. April 1746 zu Bausset, 1765 Advocat zu Aix, 1794 zu Paris, 1801 Mitglied des Staatsrathes, 1803 Senator, 1804 Cultusminister, gestorben zu Paris am 25. August 1807 und als der größte Französische Jurist seiner Zeit — Svarez' Biograph nennt ihn den Französischen Svarez — im Pan-

theon beigesetzt. Diese Männer konnten, indem sie unter sich die Materien vertheilten, schon am 21. Januar 1801, also nach vier Monaten, den „projet de code civil“ vorlegen. Derselbe wurde dem Cassationshof und den Appellationsgerichten zur Prüfung mitgetheilt und fand bei diesen allgemeinen Beifall. Nach Eingang der Antworten wurde der Entwurf im Staatsrath unter lebhafter Betheiligung Napoleons berathen und dabei die einzelnen im Staatsrath angenommenen Artikel sofort an die gesetzgebende Versammlung überwiesen. Da diese auf Antrag des Tribunals gleich den ersten Titel verwarf und die Verwerfung des zweiten Titels vorauszusehen war, zog die Regierung am 3. Januar 1802 ihre Vorschläge zurück. Napoleon säuberte zunächst das Tribunal von den oppositionellen Elementen, leitete vertrauliche Mittheilungen zwischen Tribunal und Staatsrath ein, ließ von Beiden eingehende Berathungen abhalten und die gefaßten Beschlüsse dem gesetzgebenden Körper vorlegen, welcher sie in den Jahren 1803 und 1804 nach und nach annahm, wobei die jedesmalige Publication sofort erfolgte. Die auf diese Weise erlassenen Einzelgesetze wurden durch Gesetz vom 20. März 1804 zu einem Ganzen unter dem Namen „Code civil des Français“ vereinigt, welchen Namen das Gesetzbuch nach mehrfachem Wechsel mit der Bezeichnung Code Napoléon auch gegenwärtig trägt.

In Art. 5 des Einführungsgesetzes ist bestimmt:

> „A compter du jour où ces lois sont exécutoires, les lois romaines, les ordonnances, les coutumes générales ou locales, les statuts, les règlements, cessent d'avoir force de loi générale ou particulière dans les matières qui sont l'objet des dites lois composant le présent Code.“

Publicirt wurde der Code mit Geltung „dans tout le territoire français“. Somit wurde das bereits bei der Publication einen Theil des Französischen Kaiserreichs bildende linke Rheinufer sofort, die hanseatischen Departements durch Senatsconsult vom 10. December 1810 des einheimischen Rechts beraubt und dem Code unterworfen. Der Code wurde ferner eingeführt in der Stadt Danzig gemäß Schreibens des General Rapp vom 19. November 1807, jedoch nach Rathsverordnung vom 17. August 1808 nur subsidiär an Stelle des Römischen, kanonischen und des Preußischen Landrechts. Weiter im Königreich Westfalen durch Gesetz vom 15. November 1807, im Fürstenthum Arenberg durch Verordnung vom 28. Januar 1808, im Großherzogthum Frankfurt durch Gesetz vom 15. September 1809, im Großherzogthum Baden durch Edicte vom 3. Februar, 22. Juni und 22. December 1809, im Großherzogthum Berg durch Gesetz vom 1. Januar 1810, im Herzogthum Köthen durch Patent vom 28. December 1810 und im Herzogthum Nassau durch Verordnungen vom 1. und 4. Februar 1811. Nach dem Sturze Napoleons wurde in einer Reihe Territorien das einheimische Recht wieder hergestellt und blieb das Französische Recht nur bestehen in dem linksrheinischen Theil

der Preußischen Rheinprovinz und dem Großherzogthum Kleve-Berg (jetzt Bezirk des Kölner Oberlandesgerichts mit Ausnahme der früheren Landgemeinde Oberbonsfeld), in Birkenfeld, in Rheinhessen, in Rheinbayern und in Baden. Ebenso gilt es noch in Elsaß-Lothringen. In Baden erfolgte die Einführung nicht in reiner Gestalt, sondern in deutscher Bearbeitung und mit mehreren Hundert Zusätzen, unter dem Titel „Das Badische Landrecht nebst Handelsgesetzen" und mit Gesetzeskraft seit 1. Januar 1810. Der Verfasser dieser Bearbeitung war der am 14. Februar 1754 zu Büdingen geborene und am 17. November 1813 in Karlsruhe gestorbene Staatsrath Johann Nikolaus Friedrich Brauer. Dieser ausgezeichnete, außerhalb seiner engeren Heimat nicht nach Gebühr bekannt gewordene Mann war reich ausgestattet mit nicht gewöhnlichen Geisteskräften, war ein kenntnißreicher und gut geschulter theoretischer Jurist und zugleich in der bedeutenden und einflußreichen Stellung, welche er nach einander im Ministerium des Aeußeren, des Inneren und der Justiz einnahm, als geübter und erfahrener Geschäftsmann bewährt, drei Jahrzehnte hindurch der treue Freund und zuverlässige Berather seines Fürsten, maßgebend für die weltliche Gesetzgebung und zugleich betraut mit den Ausführungen der Wünsche und Gedanken, die der Großherzog für die Förderung des kirchlichen und religiösen Lebens seines Landes hegte.

Savigny hat das Französische Gesetzbuch schwer getadelt, es geradezu „eine politische Krankheit" genannt, und dieser Tadel ist vielfach nachgesprochen. Aber es war keineswegs ausschließlich niedrige Liebedienerei, welche dem Code einen leichten Weg nach Deutschland bahnte, sondern die Unzufriedenheit mit dem eigenen Rechtszustande war mehrfach weit gewichtiger. Wenn Savigny in seinem berühmten Streit mit Thibaut seiner und als überzeugter Gegner der Codification eigentlich jeder Zeit den Beruf zu einer codificirenden Gesetzgebung absprach, so hatten die verschiedenen Deutschen Justizminister in dem praktischen Rechtsleben Gelegenheit genug, sich davon zu überzeugen, daß eine solche zusammenfassende Gesetzgebung nothwendig sei und daher auch dann in's Werk gesetzt werden müsse, wenn man über den Beruf, d. h. die Befähigung dazu zweifelhaft sei.

Den buntesten Rechtszustand wies Bayern auf, welchem während der Napoleonischen Kriege nach und nach gegen hundert verschiedene Territorien einverleibt worden waren. In den Kreisen Oberbayern, Niederbayern und in dem Neuburg'schen Theil von Schwaben gilt neben einigen Stadtrechten der Codex Maximilianeus; in den ehemaligen Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth neben den älteren Statuten das Preußische Allgemeine Landrecht; in dem ehemaligen Bisthum Bamberg das Bamberger Landrecht; in dem ehemaligen Bisthum Würzburg das Würzburger Landrecht; in den übrigen Theilen von Ober-, Mittel- und Unterfranken und

Schwaben außer Neuburg gelten einundvierzig größere Statuten und Gesetzgebungen; endlich in der Pfalz der Code. Zur Beseitigung dieser unseligen „Civilgesetz-Statistik" wurde schon 1809 beschlossen, den Code in Deutscher Umarbeitung auf Bayern zu übertragen, und der berühmte Criminalist Paul Johann Anselm von Feuerbach, seit 1808 mit dreiunddreißig Jahren Geheimrath im Justizministerium, mit der Arbeit betraut, der Plan aber schon 1810 wieder aufgegeben und eine Commission eingesetzt, um den Codex Maximilianeus in eine für die ganze Monarchie passende Form umzugießen. Der von der Commission bis 1811 fertiggestellte Entwurf fand wegen seiner starken Abweichungen vom Codex keinen Beifall. Der Freiherr Christoph von Aretin, geboren am 2. December 1773 zu Ingolstadt und gestorben als Präsident des Amberger Appellgerichts am 24. December 1824, bekannt als charakterloser Lobhudeler Napoleons und jämmerlicher Denunciant der nach München berufenen norddeutschen Gelehrten, stellte bis 1816 einen neuen Entwurf fertig, der sich dem Codex Maximilianeus mehr anschloß, so daß er für gut befunden und seine Publication mit Geltung seit 1. October 1818 beschlossen wurde. Nikolaus Thaddäus von Gönner, geboren am 18. December 1764 zu Bamberg und gestorben als Staatsrath am 19. April 1827 zu München, ein vielseitiger und trefflicher Jurist, aber von Charakter ein neidischer, gehässiger Streber im schlechtesten Sinne des Wortes, setzte es durch, daß dieser Beschluß aufgehoben wurde, und übernahm selbst den Auftrag zur Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches, kam aber mit seinem sich weit freier bewegenden Entwurf nicht über die Einleitung und das Familienrecht hinaus. Dagegen ein vollständiger Entwurf in 1395 Artikeln, welcher die Rücksicht auf den Codex Maximilianeus ganz aufgab und die Oesterreichische Gesetzgebung zur hauptsächlichen Grundlage nahm, freilich aus diesem Grunde nicht gefiel, ward in den Jahren 1832 bis 1834 ausgearbeitet von dem verdienten Präsidenten des Appellationsgerichts zu Eichstädt, dem am 6. April 1774 zu Windheim geborenen, am 3. Januar 1859 zu Nürnberg gestorbenen Freiherrn Karl Ludwig von Leonrod, dem Vater des gegenwärtigen Bayerischen Justizministers. Im Jahre 1844 wurde eine Gesetzcommission ernannt, um die Entwürfe zu einem bürgerlichen, Handels-, Strafgesetzbuch, einer Civil- und einer Strafproceßordnung auszuarbeiten, jedoch im März 1847 aufgelöst, nachdem das mit dem Entwurf zu dem bürgerlichen Gesetzbuch speciell betraute Commissionsmitglied, der damals an der Universität München docirende allbekannte Pandektist Karl Ludwig Arndts, ein vollständiges Sachen- und Obligationenrecht im Brouillon entworfen und über die zu befolgenden Grundsätze einen ausführlichen, von der Commission im Wesentlichen genehmigten Bericht erstattet hatte. In Folge Cabinetsordre vom 8. October 1854 wurde die Arbeit wieder aufgenommen und bis zum Jahre 1858 ein Entwurf in sieben Büchern und 4583 Artikeln

vollendet. Eine Commission unterzog ihn einer zweimaligen, zum Theil völlig umgestaltenden Lesung und veröffentlichte in den Jahren 1861 und 1864 aus Theil I. das Hauptstück von den Rechtsgeschäften in 172, Theil II, „das Recht der Schuldverhältnisse" in 976, Theil III, „Besitz und Rechte an Sachen" in 450, aus Theil I ferner 30 auf Sachen bezügliche Artikel, sowie dazu zwei bezw. 298 und 131 Seiten starke Bände Motive. Das Gesetzbuch war als ausschließendes, nicht blos als subsidiäres Recht gedacht, und zu Grunde lag ihm die — in dem bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich wiederkehrende — systematische Anordnung: Allgemeiner Theil, Recht der Schuldverhältnisse, Rechte an Sachen, Familienrecht, Erbrecht. Die ausdrücklich zur „allgemeinen Beurtheilung" bezw. „allgemeinen Prüfung und Würdigung" aufgeforderte Kritik äußerte sich dahin, daß das im Entwurfe Dargebotene im Vergleiche mit anderen Gesetzbüchern und Entwürfen unbedingt das Beste sei, und rühmte die klare und verständige Schreibart, die Genauigkeit und Umsicht des Ausdrucks, die kernige und präcise Sprache, die feste, so viel als möglich deutsche Terminologie, die Uebersichtlichkeit des Ganzen, die Tüchtigkeit der Redaction der einzelnen Artikel und das richtige Maßhalten zwischen zu großer casuistischer Ausführlichkeit und übermäßig dürrer Kürze. So hatte die Bestimmung der Bayerischen Verfassung vom 26. Mai 1818 Tit. VIII. § 7: „Es soll für das ganze Königreich ein und dasselbe Bürgerliche — — Gesetzbuch bestehen" einen mächtigen Schritt zur Verwirklichung gemacht, aber die politischen Ereignisse überholten das Werk, nachdem bereits die auf Schaffung eines einheitlichen Rechts gerichteten Bestrebungen des Deutschen Bundes von einer weiteren Fortführung abgemahnt hatten.

In Hessen-Darmstadt bestimmte die Verfassungsurkunde vom 17. December 1820 ebenmäßig, daß für das ganze Großherzogthum ein Bürgerliches Gesetzbuch eingeführt werden solle. In diesem aus 45 verschiedenen Territorien zusammengebrachten Staate galt und gilt noch heute in der Provinz Rheinhessen der Code civile, in den Provinzen Starkenburg und Oberhessen das Gemeine Recht neben zahlreichen localen Verordnungen und einer Reihe von mehr oder weniger ausführlichen Landrechten. Der Ministerialrath Moritz Wilhelm August Breidenbach, geboren am 13. December 1796 zu Offenbach, der Verfasser und Commentator des Hessischen Strafgesetzbuches vom 17. September 1841, erhielt den Auftrag, einen Entwurf zu einem Bürgerlichen Gesetzbuch auszuarbeiten. Die erste Abtheilung (Personen- und Familienrecht) erschien gedruckt 1842, die zweite (Vermögensgegenstände und deren Eintheilung, Besitz, Eigenthum, Dienstbarkeiten, Verjährung, Ersitzung) und die dritte (Erbrecht) 1845, die vierte (Von den Verbindlichkeiten) 1853. Der allgemeine Theil sollte erst nach der ständischen Annahme der einzelnen Stücke entworfen und schließlich sämmtliche Theile gemeinsam als einheitliches Gesetzbuch publicirt werden. Diese Entwürfe, begleitet von ebenso ausführlichen, wie von echt wissenschaftlichem

Geiste getragenen Motiven, waren unter gleichmäßiger Benutzung des Gemeinen und des Französischen Rechts mit vielem Geschick selbstständig und nach eigenem Plan ausgearbeitet und bewiesen einen unverkennbaren Fortschritt in der Kunst der Gesetzesverfassung. Daß auch diese Mühen vergeblich waren, lag wesentlich in dem Widerstande der rheinisch-hessischen Codisten, welche der Rechtsgemeinschaft mit dem großen Gebiete des Französischen Rechts nicht zu Gunsten einer gemeinschaftlichen Gesetzgebung des kleinen Großherzogthums entsagen wollten, und zudem fiel mit dem am 2. April 1857 erfolgten Ableben Breidenbachs die treibende Kraft weg.

In Sachsen war schon 1763 die Anfertigung „eines eigenen Deutschen Gesetzbuches" in's Auge gefaßt worden, hatte von 1791 bis 1819 eine allerdings sehr unthätige Gesetzcommission bestanden, und waren seit 1830 wiederholte, jedoch mit Unwillen zurückgewiesene Stimmen laut geworden, das Oesterreichische Gesetzbuch anzunehmen. Im Jahre 1846 wurde die Sache endlich ernstlich zur Hand genommen. Gustav Friedrich Held, geboren am 28. Mai 1804 zu Meuselwitz, 1828 Advocat, 1832 Assessor am Schöppenstuhl zu Leipzig, 1835 Appellationsgerichtsrath in Dresden, vom 25. Februar bis 2. Mai 1849 Justizminister, darauf wieder Geheimrath im Justizministerium, am 24. April 1857 zu Dresden gestorben, stellte bis 1852 einen sich zum Theil sehr eng an das Oesterreichische Gesetzbuch anlehnenden „Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Königreich Sachsen" fertig, der zwar 1853 den Ständen vorgelegt, aber von Karl Georg von Wächter, dem juris consultorum Germaniae juris consultissimus, und von Joseph Unger, dem bekannten Oesterreichischen Juristen und Staatsmann, so ungünstig beurtheilt und in der bis zum Obligationenrecht gediehenen ständischen Berathung so zerfetzt wurde, daß die Regierung ihn zurückzog. Nun wurde der Plan gefaßt, sich mit den benachbarten Staaten des Sächsischen Rechts zu einer gemeinsamen Civilgesetzgebung zu vereinigen. Dem zu Folge trat im Jahre 1856 eine aus Abgeordneten des Königreichs Sachsen, der Thüringischen Staaten und des Herzogthums Anhalt-Dessau bestehende Commission zusammen. Vorsitzender war der Sächsische Appellationsgerichts-Präsident von Langenn, Referent zuerst Held, dann der Geheime Justizrath Siebenhaar, eifrigstes Mitglied der Verfasser des bekannten dreibändigen Werkes „Das praktische Gemeine Civilrecht" Karl Friedrich Ferdinand Sintenis, geboren am 25. Juli 1804 zu Zerbst, 1825 Advocat, 1837 Professor in Gießen, 1841 Rath in Dessau, 1850 zweiter und 1853 erster Präsident des Oberlandesgerichts für Anhalt-Dessau-Köthen, 1863 Anhaltischer Justizminister, gestorben am 2. August 1868. Durch den Referenten wurde ein neuer Entwurf ausgearbeitet, den die Commission bis Mai 1860 in zwei Lösungen berieth und mit allgemeinen Motiven begleitete, während Siebenhaar für die ständische Berathung in großer Eile specielle Motive ausarbeitete. Die Vorlage an den Landtag erfolgte am 30. November 1860, die Annahme durch denselben im

Juli 1861, die Publicirung als „Bürgerliches Gesetzbuch für das Königreich Sachsen" am 2. Januar 1863. Das am 1. März 1865 und nur für das Königreich Sachsen, nicht für die anderen Commissionsstaaten in Kraft getretene Gesetzbuch besteht aus 2620 Paragraphen und zerfällt in die fünf Theile Allgemeine Bestimmungen §§ 1 bis 185, Sachenrecht 186 bis 661, Recht der Forderungen 662 bis 1567, Familien- und Verwandtschaftsrecht 1568 bis 1998, Erbrecht 1999 bis 2620. Sein Inhalt erstreckt sich nur auf das allgemeine Privatrecht, nicht auf die Specialrechte; insoweit sind aber alle früheren Gesetze, deren Giltigkeit nicht ausdrücklich vorbehalten ist, aufgehoben. Das Gewohnheitsrecht ist als Rechtsquelle nicht anerkannt.

Wenn man sieht, wie seit dem Tage, an welchem das Oesterreichische Gesetzbuch in Kraft trat, also in mehr als fünfzig Jahren, die einzige Frucht der vielfachen und angestrengten Bemühungen das nur für das kleine Sächsische Königreich in Geltung getretene Gesetzbuch ist, muß der Erfolg derjenigen Bestrebungen, welche von den beiden großen Deutschen Einigungen, dem Zollverein und dem Bunde, ausgingen, als ein großartiger Fortschritt erscheinen, mögen sie auch nur das Obligationenrecht betreffen. Zu nennen sind nämlich die Wechselordnung, das Handelsgesetzbuch und der in dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich zu einem wundersamen Leben erwachte Dresdener Entwurf eines allgemeinen Deutschen Gesetzes über Schuldverhältnisse.

Der berüchtigte Demagogenjäger, aber höchst kenntnißreiche und fleißige Jurist Karl Albert Christoph Heinrich von Kamptz, von 1832 bis 1842 Preußischer Gesetzgebungsminister, hatte bis zu seiner Entlassung vierzig mit Motiven ausgestattete Gesetzentwürfe fertig gestellt, darunter 1836 einen Entwurf des Wechselrechts, welcher 1838 durch den Berliner Stadtgerichtsrath Grein revidirt und erweitert worden war. Dieser revidirte Entwurf war den Beschlüssen des Staatsministeriums entsprechend umgeformt und sodann einer Commission des Staatsraths unterbreitet worden, in welcher Kamptzs Nachfolger Friedrich Carl von Savigny, also der größte Jurist, den Deutschland, aber unfähigste Justizminister, den Preußen bis dahin gehabt hatte, den Vorsitz führte, Grein als Referent, der große Germanist Carl Friedrich Eichhorn, damals Mitglied der Gesetzcommission, und Geheimer Justizrath, als Correferent fungirte, und welche ihn im Laufe des Jahres 1843 in dreizehn Sitzungen prüfte. Den aus dieser Prüfung hervorgegangenen Entwurf hatte eine neue Commission zur Prüfung erhalten, welche, mit dem damaligen Geheimen Legationsrath v. Patow, dem bekannten Staatsmann, als Vorsitzenden und dem Geheimen Justizrath Bischoff als Referenten ihren Bericht im October 1846 erstattete, indem sie mit Hinblick auf eine Vereinbarung der Zollvereinsstaaten, eine gemeinsame Wechselordnung abzufassen, den Entwurf so zu gestalten bemüht

gewesen war, daß er den andern Vereinsstaaten zur gleichmäßigen Annahme vorgeschlagen werden könne. Der Entwurf war dann wieder in die Savigny'sche Commission zurückgekehrt, hier einer neuen, vielfach ändernden Prüfung unterzogen und endlich mit einer Denkschrift vom 31. August 1847 veröffentlicht worden. Diese Denkschrift enthielt eine seitens der Preußischen an die Regierungen sämmtlicher Deutschen Bundesstaaten gerichtete Einladung, behufs Berathung eines allgemeinen Wechselrechts auf den 20. October d. J. Deputirte in Leipzig zusammentreten zu lassen. Am genannten Tage trat die Conferenz zusammen. Sie bestand aus den Abgeordneten der Staaten Oesterreich, Kurhessen, Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Oldenburg, Holstein und Lauenburg, Mecklenburg-Schwerin, Weimar, Meiningen, Altenburg, Koburg-Gotha, Braunschweig, Nassau, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß-Greiz, Schleiz, Lobenstein und Ebersdorf, Hohenzollern-Sigmaringen, Hohenzollern-Hechingen, Liechtenstein, Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg. Die Abgeordneten — zwanzig Juristen, zehn kaufmännische Sachverständige — waren: für Oesterreich und Liechtenstein Hofrath Dr. Heisler; für Preußen v. Patow, Bischoff, Bankier Magnus und Präsident der Handelskammer zu Köln Camphausen; für Bayern Oberappellationsgerichtsrath Dr. Kleinschrod und Bankier Assessor Schmidt; für Sachsen Vicepräsident Dr. Einert, Kramermeister Poppe und Kaufmann Georgi; für Hannover Schatzrath Lehzen und Bankier Hostmann; für Württemberg und beide Hohenzollern Obertribunalrath Dr. von Hofacker; für Baden Ministerialrath Brauer und Bankier Hohenemser; für Hessen-Darmstadt Breidenbach; für Hessen-Kassel Obergerichtsrath Fuchs; für Oldenburg und Bremen Senator Dr. Albers; für Holstein und Lauenburg Bürgermeister Etatsrath Behn; für Mecklenburg-Schwerin Professor Dr. Thöl, der berühmte Handelsrechtler, damals in Rostock lehrend; für die Sächsisch-Thüringischen Staaten Geheimrath Thon; für Braunschweig Hofrath Liebe und Kaufmann Haase; für Nassau Geheimrath Vollpracht; für Lübeck Syndikus Dr. Elder; für Frankfurt Syndikus Dr. Harnier; für Bremen neben Senator Dr. Albers der Aeltermann Lürmann; für Hamburg Senator Lutteroth-Legat und Handelsgerichtspräses Dr. Halle. Die wissenschaftlich bedeutendsten und einflußreichsten Mitglieder waren Bischoff, Einert, Breidenbach und Thöl. Den Vorsitz in den fünfunddreißig Sitzungen führten abwechselnd von Könneritz und von Patow, und als Referent fungirte wiederum Bischoff, als Protokollführer der Leipziger Stadtgerichtsrath Dr. Haensel und der Preußische Kammergerichts-Assessor Siegfried Borchardt, Letzterer bereits damals als juristischer Schriftsteller aufgetreten und bis zu seinem am Weihnachtsabend 1880 erfolgten Tode Autorität auf dem Gebiete des Wechselrechts nicht blos in Deutschland, sondern in allen Cultur- und Handelsstaaten. Die Berathung schloß sich an den Preußischen Entwurf an, unter Berücksichtigung jedoch einiger anderer Entwürfe und einiger particulären Wechsel-

ordnungen. Bereits am 1. December fand die Schlußsitzung und in der Zeit vom 14. Februar 1848 bis 25. Juli 1850 die Einführung der „Allgemeinen Deutschen Wechselordnung" in allen Bundesstaaten, ausgenommen in Luxemburg und Limburg, statt. Das Gesetz ist an wissenschaftlicher Klarheit und Sicherheit, sowie an praktischer Brauchbarkeit das beste Gesetz, welches Deutschland besitzt.

Die Reichsverfassung vom 28. März 1849 bestimmte in § 64:

> „Der Reichsgewalt liegt es ob, durch die Erlassung allgemeiner Gesetzbücher über bürgerliches Recht, Handels- und Wechselrecht, Strafrecht und gerichtliches Verfahren die Rechtseinheit im Deutschen Volke zu begründen."

Bereits am 26. November 1848 hatte der Reichsverweser die Wechselordnung als Reichsgesetz verkündet und gleichzeitig der Reichsjustizminister, der am 5. November 1875 in Berlin während seiner Betheiligung an den Arbeiten des Reichstages verstorbene berühmte Staatsrechtler Robert von Mohl eine Commission zur Ausarbeitung eines „Entwurfes eines allgemeinen Handelsgesetzbuches für Deutschland" berufen, welche aber in ihrer Arbeit nicht weit kam. Dagegen nahm der reactivirte Bundestag das Werk mit einer Umsicht und Entschlossenheit zur Hand, welche das letzte Decennium seiner Existenz insoweit zu einem nicht unrühmlichen gemacht hat.

Zunächst wurde der schon früher aufgeworfene Plan eines allgemeinen Handelsgesetzbuches aufgenommen. Am 21. Februar 1856 beantragte Bayern die Niedersetzung einer „Commission zur Entwerfung und Vorlage eines allgemeinen Handelsgesetzbuchs für die Deutschen Bundesstaaten". Am 17. April 1856 wurde der Antrag zum Beschluß erhoben und am 18. December näher beschlossen, daß die zu dem Ende niederzusetzende Commission am 15. Januar 1857 in Nürnberg zusammentreten solle. Die Commission trat zur festgesetzten Zeit in Nürnberg zusammen, und zwar hatten sich als Commissäre eingefunden:

für Oesterreich: Handelsgerichtspräsident Dr. Ritter von Raule und Sectionsrath im Handelsministerium Dr. Schindler aus Wien;
für Preußen: Geheimer Oberjustizrath Dr. Bischoff und Commerzienrath R. Warschauer aus Berlin;
für Bayern: Justizminister Dr. von Ringelmann aus München, Appellationsgerichtsdirector Dr. Seuffert aus Nürnberg, Kaufmann und Handelsgerichtsassessor Chr. Merk aus Nürnberg, Fabrikant und Wechselgerichtsassessor Th. Sander aus Augsburg;
für Sachsen: Staatsminister a. D. R. Georgi aus Dresden;
für Hannover: Professor Dr. Thöl aus Göttingen;
für Württemberg: Professor Dr. von Gerber aus Tübingen, der am 23. December 1891 als Sächsischer Cultusminister gestorbene Verfasser des allbekannten „System des Deutschen Privatrechts", und Staatsrath a. D. Kaufmann v. Goppelt aus Heilbronn;
für Baden: Ministerialrath C. Ammann aus Karlsruhe;

für die Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen Häuser: Professor Dr. von Hahn aus Jena;
für Nassau: Präsident Vollpracht aus Wiesbaden;
für Mecklenburg-Schwerin: Senator Dr. Mann aus Rostock;
für Lübeck: Richter Dr. Haltermann aus Lübeck;
für Frankfurt: Senator Dr. Müller aus Frankfurt;
für Bremen: Senator Dr. Heineken und Aeltermann C. F. Gabein aus Bremen;
für Hamburg: Präses a. D. Dr. Halle.

Diese Commission wählte den Justizminister Dr. v. Ringelmann zu ihrem ersten, den Ritter von Raule zu ihrem zweiten Präsidenten und Bischoff zum Referenten und bestellte den Bayerischen Assessor Lutz, den späteren langjährigen Cultusminister, zu ihrem Secretär und Protokollführer. Der Berathung wurde ein von Bischoff schon vorher ausgearbeiteter Entwurf in sechs Büchern zu Grunde gelegt, welcher neben dem Handelsrechte auch das Seerecht und das Assecuranzwesen, den kaufmännischen Concurs und die Gerichtsbarkeit in Handelssachen umfaßte. Ueber denselben wurden in 176 Sitzungen vom 21. Januar bis 2. Juli 1857 und vom 15. September 1857 bis 3. März 1858 zwei Lesungen gehalten. Während dieser Zeit ergaben sich in den Mitgliedern der Commission theils Vermehrungen, theils Veränderungen. Außer den oben angeführten Bundesstaaten ließen sich nämlich noch vertreten:

Kurhessen durch Obergerichtsrath Schuppius aus Kassel;
Hessen-Darmstadt durch Ministerialrath Frank aus Darmstadt und Kaufmann Röder aus Mainz;
Braunschweig durch Obergerichtsrath Trieps aus Wolfenbüttel;
Anhalt-Dessau-Köthen durch Professor Dr. von Hahn.

Schon in der ersten und zweiten Sitzung traten noch ein: für Preußen Geheimer Commerzienrath Ruffer aus Breslau und für Sachsen Appellationsgerichtsrath Dr. Tauchnitz aus Leipzig. Für Bayern traten später an die Stelle Merks der Kaufmann und Handelsgerichtsassessor Zahn und dann der Handelsgerichtsassessor Kirchdörffer, und für Hamburg wurden noch zu Commissären ernannt der vormalige Handelsrichter de Chapeaurouge, Senator Dr. Haller und Dr. Trummer. Endlich trat für den am 11. Juli 1857 verstorbenen Dr. Bischoff der Geheime Oberjustizrath und Senatspräsident Dr. Heimsöth aus Köln ein, welcher wie sein Vorgänger das Amt eines Referenten übernahm.

Nach Beendigung der zweiten Lesung siedelte die Commission zur Berathung des Seerechtes nach Hamburg über, woselbst am 26. April 1858 die Eröffnung statt hatte. Als Commissäre hatten sich eingefunden:

für Oesterreich: Dr. Ritter von Raule, Oberlandesgerichtsrath Benoni von Clanisberg aus Triest und Ritter von Sartorio aus Triest;

für Preußen: Dr. Heimsöth, Tribunalsrath Pape aus Königsberg — der spätere Präsident des Reichs-Oberhandelsgerichts und Vorsitzender der Commission zur Ausarbeitung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich —, Commerzienrath Rahno aus Stettin und Navigationsschuldirector Albrecht aus Danzig;
für Bayern: Dr. Seuffert;
für Hannover: Dr. Thöl;
für die Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen Häuser und Anhalt-Dessau-Köthen: Dr. von Hahn;
für Braunschweig: Dr. Trieps;
für Mecklenburg-Schwerin: Dr. Mann;
für Oldenburg: Generalconsul H. Th. Schmidt aus Hamburg;
für Lübeck: Dr. Asher aus Hamburg;
für Bremen: Dr. Heineken und Handelsrichter C. E. E. Klugkist aus Bremen;
für Hamburg: Dr. Halle, H. J. Herz und N. Hudtwalcker aus Hamburg.

Während dieser seerechtlichen Berathungen starb Generalconsul Schmidt und traten ferner ein:

für Oesterreich: Dr. Schindler;
für Preußen: Commerzienrath Schnell aus Königsberg und Kaufmann Behrend aus Danzig;
für Württemberg: Dr. von Gerber;
für Oldenburg: Dr. Föhring aus Hamburg;
für Bremen: Senator H. F. Weinhagen aus Bremen;
für Hamburg: Senator Dr. Petersen, Präses Dr. Versmann, Capitän Göde und Oberappellationsrath a. D. Dr. Oppenheim, sämmtlich aus Hamburg.

Als Präsident fungirte Dr. Ritter von Raule, als Referent zuerst Dr. Heimsöth und sodann Pape, als Protokollführer Lutz und Dr. Ullrich aus Hamburg. Ueber den Entwurf des Seerechts wurden zwei Lesungen abgehalten, welche mit 371 Sitzungen vom 28. April 1858 bis zum 25. October 1859 und vom 9. Januar bis 22. August 1860 dauerten.

Sodann kehrte die Commission zum Zwecke einer dritten Lesung der vier ersten Bücher des Handelsgesetzbuches nach Nürnberg zurück, woselbst sich am 19. November 1860 zusammenfanden:

für Oesterreich: Dr. Ritter von Raule und Dr. Schindler;
für Preußen: Dr. Heimsöth und Pape;
für Bayern: Dr. Seuffert;
für Sachsen: Dr. Tauchnitz;
für Hannover: Dr. Töhl;
für Württemberg: Dr. von Gerber;

für Baden: Ammann;
für Kurhessen: Oberappellationsgerichtsrath Gleim aus Kassel;
für Hessen-Darmstadt: Geheimrath Frank;
für die Großherzoglich und Herzoglich Sächsischen Häuser und Anhalt-Dessau-Köthen: Dr. von Hahn;
für Mecklenburg-Schwerin: Dr. Mann;
für Lübeck: Dr. Haltermann;
für Bremen: Dr. Heineken;
für Hamburg: Dr. Trieps.

Vom 28. November an war Dr. Seuffert auch für Nassau bevollmächtigt, und am 15. Februar 1861 trat für Thöl der Oberjustizrath Dr. Leonhardt aus Hannover, der spätere, langjährige Preußische Justizminister, ein. Als Präsident fungirte Dr. Ritter von Raule, als Referent Dr. Heimsöth, als Secretär und Protokollführer Lutz. Die Berathung erfolgte in 41 Sitzungen vom 19. November 1860 bis 11. März 1861. Am 12. März fand die Schlußsitzung statt. Am 14. März wurde, unterzeichnet von Raule, Heimsöth, Pape und Lutz, der Entwurf in fünf Büchern und 911 Artikeln der Bundesversammlung mittels Begleitschreibens vom gleichen Tage übersendet. An den Berathungen hatten theilgenommen 56 Commissäre, nämlich 36 Juristen und 20 kauf- und seemännische Sachverständige, welche vom 15. Januar 1857 bis 12. März 1861 im Ganzen 589 Sitzungen abgehalten haben. Soweit bekannt, sind von diesen Männern heute nur noch zwei am Leben.

Das Handelsgesetzbuch ist das umfangreichste und neben der Reichsverfassung und dem Reichsstrafgesetzbuch einflußreichste Gesetz, welches bisher für ganz Deutschland gegolten hat. Sein großer Werth ist unbestritten, seine Einwirkung auf die Gestaltung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich ist offenbar, und es ist mit der Wechselordnung die einzige große Codification der Vergangenheit, welche, obschon mit manchen Abänderungen, auch neben dem Bürgerlichen Gesetzbuch das Geschäftsleben in Deutschland beherrschen wird. Um so näher liegt die Frage, ob einer seiner sechsundfünfzig Verfasser in so nachhaltiger und eindringlicher Weise eingewirkt hat, daß trotz der großen Zahl der Baumeister der geschaffene Bau an seinen Namen angeknüpft werden darf. Diese Frage scheint niemals aufgeworfen zu sein und kann auch nicht für einen Einzelnen beantwortet werden. Aber wenn es Einer verdient, nicht blos als einzelner Theilnehmer an der so Vielen übertragenen Arbeit, sondern als das Haupt, als der geistige Führer und Bannerträger genannt zu werden, so ist es derselbe Mann, der als der Erste aus der großen Schaar, nicht ein halbes Jahr nach Beginn der Arbeit, abgerufen wurde, nämlich Bischoff. Nur eine Pflicht der schuldigen Dankbarkeit und Verehrung ist es, wenn das Andenken an diesen so völlig vergessenen Mann, dessen Namen „kein Lied, kein Heldenbuch meldet", an dieser Stelle wieder heraufgeführt wird.

Friedrich Wilhelm August Bischoff war am 26. August 1804 zu Halberstadt geboren, wo sein Vater als Calculator bei der Königlichen Kammer diente. Dort besuchte er Schule und Gymnasium. Die Eltern verlor er schon, bevor er die Hochschulen Halle und Berlin bezog. Nach beendigtem Rechtsstudium legte er im Jahre 1825 an seinem Geburtstage die erste juristische Prüfung ab, trat dann aber zu seiner allgemeinen Ausbildung eine Reise nach Italien und Frankreich an, von welcher er erst nach Neujahr 1827 zurückkehrte. Am 30. Januar 1827 wurde er als Auscultator beim Berliner Stadtgerichte verpflichtet. Bereits bei seiner Präsentation zur Referendariatsprüfung, gegen Ende 1828, berichtete das Stadtgerichtsdirectorium unter sonstigen Aeußerungen des Beifalls: „Besonders im Criminalfache hat er sich als einen ganz außerordentlichen Arbeiter bewährt; mit Recht zählt das Stadtgericht ihn unter seine hoffnungsvollsten Zöglinge." Am 10. April 1829 wurde er zum Referendar, am 17. Januar 1834 zum Kammergerichtsassessor ernannt. Im folgenden Jahre berief ihn von Kamptz als Hilfsarbeiter in das Ministerium für Gesetzgebung und die Justizverwaltung der Rheinprovinz. Bereits 1838 wurde er unter Belassung in seinem Dienstverhältnisse zum Landgerichtsrath befördert, 1840 zu den Arbeiten des Staatsraths herangezogen, im Februar 1842 zum Geheimen Referendar beim Staatsrath und im September desselben Jahres zum Geheimen Justizrath ernannt. Im Staatsrathe arbeitete er an dem Entwurf des Strafgesetzbuches, sowie an der Revision des Handels- und Wechselrechts und wurde deshalb, wie oben mitgetheilt, ausersehen, mit Patow, Magnus und Camphausen Preußen 1847 auf der Leipziger Wechselconferenz zu vertreten, wobei ihm das Referat und damit der wichtigste Theil der Arbeit zufiel. Am 29. Juli 1848 trat er als vortragender Rath in das Justizministerium, und hier begann sein erfolgreichstes Wirken, sobald die ruhiger gewordenen Verhältnisse im Jahre 1849 gestatteten, wichtige und vielfach erörterte Fragen der Legislation zum Austrag zu bringen. Der eigentlichen Justizverwaltung, dem Regieren und Ordnen, dem Einrichten und Controliren war seine Neigung am wenigsten zugewandt; das überließ er gern, voll Anerkennung der Befähigung Anderer, fremder Hand, und wo es auf Zahlenverhältnisse ankam, bemerkte er wohl lächelnd: „Ich bin doch ein gar zu schlechter Rechenmeister." Dagegen waren die schwierigsten Arbeiten aus dem Gebiete des Staatsrechts bei ihm vortrefflicher Erledigung gewiß; in internationalen Verhandlungen geleitete seinen Fleiß und seine Kenntniß ein seltener Tact zum erwünschtesten Resultate; wichtige, die kirchlichstaatlichen Verhältnisse betreffende Angelegenheiten wurden von ihm in gründlichster und rücksichtsvollster Weise erörtert; der Verbesserung des Gefängnißwesens war seine Neigung und sein Studium lebhaft und erfolgreich zugewendet. Das Strafrecht vor Allem fand in ihm den gelehrten Kenner, der mit dem Lichte lauterer Humanität im Dunkel des Elends und des Uebels die

Grenze zu finden bemüht war, über welche hinaus „die Liebe zur Gerechtigkeit und der gemeine Nutzen" eine Minderung der Buße gestattet. War deshalb bereits früher im Staatsrath und in der Versammlung der vereinigten Ausschüsse der Landtage seine Thätigkeit bei Berathung eines neuen Strafrechts vielfach erprobt worden, so konnte der Justizminister Simons, der bald nach Uebernahme des Portefeuilles die endliche Erledigung des oft unterbrochenen Werkes sich zur Aufgabe gestellt hatte, keinen erfahreneren und zuverlässigeren Mitarbeiter finden als ihn. Der Entwurf des Strafgesetzbuches, welches dem Landtage in der Session 1850/1851 zur Beschlußnahme vorgelegt wurde, ist vorzugsweise sein Werk, und er war es, der als Regierungscommissar viele Monate hindurch an den Verhandlungen Theil nahm, bis der Entwurf zur Annahme gelangt war, um am 14. April 1851 als „Strafgesetzbuch für die Preußischen Staaten" publicirt zu werden. Ein Freund von ihm, damals Mitglied der zweiten Kammer und Vorsitzender der von dieser erwählten Strafgesetzcommission, zugleich der zeitlich erste Commentator des Preußischen Strafgesetzbuches, der ausgezeichnete Germanist Georg Beseler hat in seinen Erinnerungen, „Erlebtes und Erstrebtes" (1884, S. 104/105), sich nach einem Menschenalter in folgender Weise über jene Zeit ausgesprochen:

> „Vor Allem aber lag in der Persönlichkeit des Regierungscommissars, Geheimen Justizrathes Bischoff die Gewähr erfolgreicher Thätigkeit. Ich habe den vortrefflichen Mann bei dieser Gelegenheit zum Freunde gewonnen und bewahre ihm ein treues Gedächtniß. Seit Svarez hat Preußen keinen für die Gesetzgebung so begabten und so einflußreichen Juristen gehabt wie Bischoff. Er beherrschte vollständig den Stoff und faßte die Gesetzgebungskunst im höheren Sinn auf, indem er an Stelle der casuistischen Behandlung der früheren Zeit die knappe Methode, welche die Rechtsprincipien bestimmt hervortreten läßt, zur Geltung brachte. Die maßgebende Revision des Strafgesetzbuches vom Jahre 1845 war hauptsächlich sein Werk, er vertrat als Referent in der Leipziger Wechselconferenz die Preußische Regierung, ihm ist hauptsächlich die Preußische Concursordnung zu verdanken, in der Nürnberger Bundescommission für das Handelsgesetzbuch fungirte er wieder als Berichterstatter über den von ihm verfaßten Preußischen Entwurf. Die Ueberspannung der Kräfte raffte ihn hier mitten in der Arbeit frühzeitig dahin. Als Regierungscommissar war Bischoff unübertrefflich: immer auf das Beste unterrichtet, von großer Schärfe und Sicherheit in der Redaction, gewandt in der Debatte, freundlich und entgegenkommend in der Form, im Unwesentlichen zum Nachgeben bereit, in der Hauptsache fest und zähe."

Als ein äußeres Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste ist seine am 28. Juni 1851 erfolgte Ernennung zum Geheimen Oberjustizrathe zu betrachten. Auch an den Gesetzen, die seitdem dem Strafgesetzbuch ergänzend und modificirend hinzutraten, hatte er vorzugsweisen Antheil. Sorgsam und treu forschte er, wo die Erfahrung auf Aenderungen des kaum geendeten Werkes hinwies; geschickt paßte er neues Detail in das bleibende Rechtssystem, ohne letzteres zu gefährden.

Kaum war hier seine Hand einigermaßen frei, so drängte sich neuer Stoff zu wichtiger Arbeit heran. Das Concursverfahren und die mit

demselben in Verbindung stehenden Bestimmungen des materiellen Rechts waren nicht mehr im Stande, den Ansprüchen einer raschen und sicheren Rechtspflege zu genügen; Nachhilfe der Gesetzgebung im Einzelnen reichte nicht aus; es galt eine Umgestaltung im Ganzen. Auch hier war es Bischoff, der im Auftrage des Ministers die Aufgabe übernahm und sie in ähnlicher Weise wie beim Strafgesetzbuche durch alle Stadien der Gesetzgebung durchführte. Die aus diesen Mühen hervorgegangene Concursordnung vom 8. Mai 1855 ward wegen der durch sie bewirkten Vereinfachung, Elasticität und Beschleunigung des Verfahrens sogleich als ein großer legislativer Fortschritt anerkannt, hat sich, die Sicherheit des gemeinrechtlichen Processes mit der Ungezwungenheit des Französischen Verfahrens verbindend, während ihrer vierundzwanzigjährigen Geltung allseitigen Beifall erworben und liegt, wie fast allen späteren Gesetzgebungen anderer Länder, so insbesondere der Reichsconcursordnung zu Grunde, wie sie überhaupt von vornherein mit der Tendenz ausgearbeitet war, auch in andere Rechtsgebiete eingeführt zu werden.

Ein neues Feld der Thätigkeit bot sich Bischoffs rastlosem Eifer sofort dar. Der Versuch, der bei dem Wechselrechte unter günstigen Umständen gelungen war, sollte in größerem Maßstabe erneuert werden: der Versuch, dem gesammten Deutschen Vaterlande ein gemeinsames Handelsrecht zu geben. Sollte dies gelingen, so bedurfte es dazu einer in so seltener Weise begabten Persönlichkeit, wie die seinige war. Zu der besten Kraft des gereiften Mannes gesellte er gerade für diese Aufgabe fast jugendlichen Enthusiasmus. Einer der bedeutendsten und der nach Svarez in der Verschwiegenheit des stillen amtlichen Wirkens einflußreichste Jurist, den Preußen je gehabt hat, verband er mit dem vollsten Vertrauen und Stolz auf sein engeres preußisches Vaterland die wärmste Begeisterung für Deutschlands Ehre und Einigkeit, und so schien er das neue Werk als die wichtigste Aufgabe seiner amtlichen Thätigkeit anzusehen, ja, wie er selbst wiederholt aussprach, er lebte nur für dasselbe. Schon nach kurzer Frist konnte er einer Versammlung ausgezeichneter rechtsverständiger und praktischer Fachmänner den umfangreichen Entwurf vorlegen, der mit gleicher Geschwindigkeit unter Benutzung der begutachtenden Beschlüsse revidirt und in seiner neuen Fassung den anderen Bundesstaaten mitgetheilt wurde. Bei der am 15. Januar 1857 in Nürnberg zusammentretenden Conferenz war er stimmführendes Mitglied für Preußen, wurde sein Entwurf der Berathung zu Grunde gelegt, er selbst ebenso wie einst in Leipzig zum Referenten erwählt. All sein vielseitiges Wissen, alle glänzenden Eigenschaften seines Verstandes, alle gewinnenden Tugenden seines edlen Gemüthes offenbarten sich auch in dieser Versammlung. Fast ein halbes Jahr währte die aufreibende Arbeit; da warf ihn, als eben die erste Lesung beendet war, eine heftige Krankheit, gegen welche der ermattete Geist und der leidende Körper nicht länger zu kämpfen vermochte, auf das Lager

und entriß ihn schon nach zwei Tagen dem Werke, dem Vaterlande und den Freunden, nur acht Monate älter als Suarez und wie dieser — er war unverehelicht geblieben — ohne Hinterlassung von Nachkommen.

Im Herbste zuvor hatte die Greifswalder Juristenfacultät bei ihrer vierhundertjährigen Jubelfeier unter Beselers Decanat ihn zum Doctor der Rechte ernannt. Nicht leicht hat diese Ehrung einen Würdigeren getroffen als ihn, der für das Recht gelebt hat und in seinem Beruf gestorben ist. Sattelfest in jeder Disciplin des Rechts, sicher im Gemeinen Recht und zugleich der größte Kenner des Preußischen und Französischen, beseelt von einem Fleiße, der keine Ermüdung kannte, und durchdrungen von einer Treue im Kleinsten, die stets den Blick auf das Ganze gerichtet hielt, suchte er nie das Seine, aber gerade der Zug der Anspruchslosigkeit, der Milde, der Nachgiebigkeit, der durch sein ganzes Wesen ging, machte sein Wirken, besonders in berathenden Versammlungen so ungemein erfolgreich und segensvoll. Seine Ruhe und Mäßigung bei lebendigstem Widerspruch, sein bereites Nachgeben bei Unwesentlichem, seine vermittelnde Zusprache beim Kampfe der Meinungen brachten oft der gefährdeten Sache den Sieg. Sicherte ihm sein klarer, heller Verstand, der in ausgezeichnetem Redactionstalent, rascher Auffassung der Debatte, eleganter und erschöpfender Erörterung des zur Berathung stehenden Gegenstandes besonders hervortrat, die Hochachtung der Fachgenossen, ließen Besprechungen über Kunst und Litteratur den feinen, klassisch gebildeten Geist erkennen, dessen Urtheil, durch Studien und Reisen gereift und geläutert, gern gehört und gesucht wurde, so war es doch noch viel mehr die unbeschreibliche Liebenswürdigkeit einer treuen Seele und eines reinen Herzens, die ihm unbewußt die Zuneigung und Freundschaft derer zuführte, welche ihm nahetraten. Und wer weiß heute noch Etwas von ihm, den man am 14. Juli 1857 „allzufrüh und fern der Heimat" nach dem Johanniskirchhofe in Nürnberg zur letzten Ruhe hinaustrug? Auf den Hügel des besten Deutschen Mannes sollten die besten steinernen Zeugen Deutscher Herrlichkeit in stummer Trauer herniederschauen, in seinen Todesschlummer die Wasser des schönsten Brunnens Sagen Deutscher Einigkeit rauschen, das nahe Sebaldusgrab daran erinnern, was Deutscher Sinn und Wesen zu schaffen und zu vollenden vermögen, aber im neuen Deutschen Reiche ist sein Name vergessen, als ob er nie gewesen wäre, wie hell immerhin aus dem Schutt und Moder des versunkenen Hügels und des verwitterten Grabsteines das alte Wort „Immeritus mori" heraufleuchtet. —

Noch während das Handelsgesetzbuch noch im Werden begriffen, ging der Bundestag bereits einen Schritt weiter. Am 17. December 1859 beantragten die Regierungen von Bayern, Sachsen, Württemberg, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Nassau, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg und Mecklenburg-Strelitz eine Erörterung der Frage, ob und inwieweit die Herbeiführung eines gemeinsamen Civil- und

Criminalgesetzbuchs wünschenswerth und ausführbar sein werde. Der mit der Prüfung des Antrages betraute Ausschuß erstattete am 12. August 1861 einen meisterhaften Bericht, welcher für das Sachen-, Familien- und Erbrecht eine gemeinsame Gesetzgebung wenigstens zur Zeit als theils nicht Bedürfniß, theils unmöglich bezeichnete, für das Obligationenrecht dagegen eine solche dringend empfahl und mit dem Antrage schloß, eine Commission zur Ausarbeitung und Vorlage des Entwurfs eines allgemeinen Gesetzes über die Rechtsgeschäfte und Schuldverhältnisse (Obligationenrecht) für die Deutschen Bundesstaaten mit dem Sitz in Dresden in Aussicht zu nehmen. Am 6. Februar 1862 beschloß die Bundesversammlung diesem letzteren Antrage gemäß, und in Folge eines weiteren Bundesbeschlusses vom 13. November 1862 trat die Commission am 5. Januar 1863 in Dresden zusammen. Als Vertreter waren auf ihr erschienen:

für Oesterreich: Dr. Ritter von Raule;
für Bayern: Geheimrath Appellationsgerichtsdirector von Metz aus München;
für Sachsen: Geheimer Justizrath Dr. Siebenhaar aus Dresden;
für Hannover: Obergerichtsdirector Dr. Lüder aus Verden;
für Württemberg: Obertribunalsrath Dr. Kübel aus Stuttgart;
für Hessen-Darmstadt: Geheimrath Dr. Müller aus Darmstadt;
für Frankfurt: Senator Dr. Gwinner aus Frankfurt;
für Mecklenburg-Schwerin: Professor Dr. Meibom aus Rostock.

Nassau und Meiningen übertrugen das Commissariat an den Abgeordneten für Bayern bezw. Sachsen. Kurhessen und Schwarzburg-Rudolstadt standen durch fortlaufende Entnahme der Sitzungsprotokolle mit der Commission in Verbindung.

Meibom und Gwinner schieden im Laufe der Berathungen aus.

Vorsitzender war Raule, Referent Siebenhaar, Protokollführer Bezirksgerichtsrath Dr. Franke und Bezirksgerichtsactuar Just, Beide aus Dresden.

Die Vertheilung der Arbeiten fand in der Weise statt, daß neben dem Plenum drei Ausschüsse bestanden: ein vorbereitender zur Ausarbeitung der Vorlagen für die materiellen Berathungen, ein Redactionsausschuß zur Formulirung der in den Plenarversammlungen gefaßten Beschlüsse und ein Ausschuß zur Prüfung der Protokolle. Als Grundlage der auszuarbeitenden Vorlage diente der Bayerische Entwurf, jedoch unter anhaltender Berücksichtigung des Hessischen Entwurfs und des Sächsischen Gesetzbuches. Daneben wurden die Grundsätze des Gemeinen Rechts, sowie die Bestimmungen der größeren Civilcodificationen — Allgemeines Landrecht, Oesterreichisches Gesetzbuch, Code civil, Züricher'sches Gesetzbuch — und die sonstigen particularen Gesetzgebungen berücksichtigt, und waren die Vorschriften des Handelsgesetzbuches in vielen Punkten maßgebend. In 324 Plenarsitzungen, also ungerechnet die zahlreichen Ausschußsitzungen, wurden zwei Lesungen, die erste vom 5. Januar 1863 bis 16. Juni

1865, die zweite vom 6. October 1865 bis 28. Mai 1866 vorgenommen. Am letztgenannten Tage schloß die Commission ihre Arbeit ab. Der 1045 Artikel enthaltende Entwurf wurde im Jahre 1866 durch Dr. Franke im Auftrage der Commission veröffentlicht und gelangte natürlich in der Bundesversammlung nicht mehr zur Berathung. Ihm war aber beschieden, zweiundzwanzig Jahre später zu neuem Leben zu erwachen, indem er, was in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden oder doch unbeachtet geblieben zu sein scheint, zu einem großen Theil in das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich hinübergenommen ist.

Der dem constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes am 4. März 1867 vorgelegte Entwurf einer Bundesverfassung erklärte in Artikel 5 Nr. 13 für der Beaufsichtigung seitens des Bundes und der Gesetzgebung desselben unterliegend

> „die gemeinsame Civilproceßordnung und das gemeinsame Concursverfahren, Wechsel- und Handelsrecht".

Lasker stellte hierzu den Abänderungsantrag:

> „die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels-, und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren",

wogegen Miquel die Fassung:

> „die gemeinsame Gesetzgebung über das bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren"

beantragte. Miquel wurde bei der am 20. März 1867 stattfindenden parlamentarischen Berathung insbesondere von Gerber und Wächter unterstützt, von denen Gerber allerdings eine alsbaldige Codification ablehnte und ein stückweises Vorgehen empfahl, der greise Wächter dagegen in jugendlicher Frische die Codification anrieth und nur für die nächste Zukunft andere Arbeiten — ein gemeinsames Strafrecht — für dringender erachtete. Die Abstimmung entschied für den Lasker'schen Antrag, der von den verbündeten Regierungen angenommen und somit geltendes Recht wurde. Aber gleich bei den ersten dem Obligationenrecht angehörenden Bundesgesetzen erfüllte sich Miquels Prophezeiung, daß es unmöglich sein werde, das Obligationenrecht abgesondert von dem übrigen Rechtssysteme zu behandeln und bezüglich der übrigen der Competenz des neuen Bundes unterstellten Gesetzgebung von dem bürgerlichen Recht abzusehen, ohne in die größten Conflicte und Schwierigkeiten zu gerathen. Im Jahre 1869 wurde daher der Miquel'sche Antrag von Miquel und Lasker zusammen und ebenso in den Jahren 1871, 1872, 1873 von Lasker wieder eingebracht und jedes Mal im Reichstage mit großer Majorität angenommen, begleitet von einer lebhaften Agitation in den territorialen Landtagen. Endlich, am 12. December 1873, trat der Bundesrath mit vierundfünfzig gegen vier Stimmen (beide Mecklenburg und Reuß ältere Linie) bei, und durch das Gesetz vom

20. December 1873 wurde die Nr. 13 des Artikels 4 der Reichsverfassung dahin formulirt:

„Die gemeinsame Gesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gesetzliche Verfahren.

Bei Annahme des Lasker'schen Antrages hatten die verbündeten Regierungen im Bundesrathe sich dahin verständigt, daß in Ausführung des Gesetzes alsbald die Codification des bürgerlichen Rechts für das Deutsche Reich in Angriff genommen werden solle. Dem entsprechend war schon am 12. December 1873 der Ausschuß für Justizwesen beauftragt worden, über die Einsetzung einer Commission zur Ausarbeitung eines Entwurfs sich zu äußern. In Erledigung dieses Auftrages beantragte der Ausschuß am 8. Februar 1874:

„Der Bundesrath wolle beschließen, fünf angesehene Deutsche Juristen zu berufen, mit der Aufgabe, über Plan und Methode, nach welchen bei Aufstellung des Entwurfs eines Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs zu verfahren sei, gutachtliche Vorschläge zu machen."

Diesen Antrag erhob der Bundesrath am 28. Februar 1874 zum Beschluß und berief nachstehende Juristen: Reichs-Oberhandelsgerichtsrath Dr. Goldschmidt aus Leipzig, Obertribunalsdirector Dr. von Kübel aus Stuttgart, Appellationsgerichtspräsident Meyer aus Paderborn, Oberappellationsgerichtspräsident von Neumayr aus München, Oberappellationsgerichtspräsident von Weber aus Dresden, und demnächst an Stelle des gleich bei Beginn der Berathung schwer erkrankenden Präsidenten Meyer den Appellationsgerichtspräsidenten von Schelling aus Halberstadt. Von diesen Männern sind gegenwärtig nur noch Goldschmidt als Geheimer Justizrath und Professor der Rechte in Berlin und von Schelling als pensionirter Justizminister ebenda am Leben. Die Commission berieth in vierzehn Sitzungen vom 18. März bis 15. April unter Schellings Vorsitz in Berlin und überreichte am letztgenannten Tage ihr Gutachten nebst Vorschlägen dem Bundesrathe. Geistiger Vater dieses Gutachtens war Goldschmidt, der sich hierbei als ein wahrer Pfadfinder für das bei Ausarbeitung des Entwurfs zu beobachtende Verfahren bewährt hat. Allerdings wurde bereits durch ihn der irrige Weg gewiesen, den die spätere Commission betrat. Bei dem Abschnitt über das Verhältniß zu dem bestehenden Recht und den früheren Entwürfen heißt es nämlich:

„ . . . Hiernach untersagt es sich, dem künftigen Gesetzbuch oder einem Haupttheil desselben eines der innerhalb des Deutschen Reiches bestehenden Civilgesetzbücher oder einen der für einen Deutschen Einzelstaat oder für den Bereich des ehemaligen Deutschen Bundes ausgearbeiteten Gesetzentwürfe unmittelbar zu Grunde zu legen."

Die Commission zur Ausarbeitung des Entwurfes hat nämlich demnächst sich dahin geeinigt:

„es sei, ohne principielle Beschlußfassung darüber, in wie weit die Vorschläge der Vorcommission zu Folge der Beschlüsse des Bundesraths für bindend zu gelten haben, an den Grundprincipien der Vorcommission in dem Sinne festzuhalten,

daß kein vorhandenes Gesetzbuch und kein vorhandener Entwurf die Grundlagen der Berathungen bilden, daß vielmehr aus dem Schoße der Commission selbst ein den Berathungen zu Grunde zu legender Vorentwurf hervorgehen solle."

Dieser Beschluß, keines der vorhandenen Gesetzbücher, keinen der vorhandenen Entwürfe zu Grunde zu legen, also von einer directen, unmittelbaren Heranziehung des in reichstem Maße vorhandenen gesetzgeberischen Materials abzusehen, hat dazu genöthigt, statt blos ein bereits gesammeltes und gesichtetes Material zu formuliren, in mühevoller und insbesondere ungemein zeitraubender Arbeit das Rohmaterial selbst zu sammeln und zu sichten. In der That wäre es viel zweckmäßiger gewesen und die Arbeit wäre in erheblich kürzerer Zeit beendigt worden, wenn man den Bayerischen Entwurf zu Grunde gelegt und für das Obligationenrecht den Dresdener, für das Erbrecht eine hervorragende Privatarbeit, nämlich den Mommsenschen „Entwurf eines Reichsgesetzes über das Erbrecht" herangezogen hätte. Genöthigt wurde man schließlich doch zu einem entsprechenden Schritte. Denn der Redactor des Theilentwurfs des Rechts der Schuldverhältnisse starb vor Beendigung seiner Arbeit, die Uebertragung der Vollendung des Torso an einen neuen Redactor hätte den Abschluß des ganzen Werkes auf eine ungewisse Reihe von Jahren verzögert, und daher wurde für die Plenarberathungen das Fehlende aus dem Dresdener Entwurfe ergänzt.

Der Bundesrath erhob am 22. Juni 1874 die Vorschläge der Vorcommission zum Beschluß und erwählte am 2. Juli 1874 folgende Juristen zu Mitgliedern der Commission zur Ausarbeitung eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich:

1. Appellationsgerichtsrath Derscheid aus Colmar, gestorben als Reichsgerichtsrath 1892;
2. Ministerialrath Dr. Gebhard aus Karlsruhe, jetzt im Ruhestande in Freiburg i. B. lebend;
3. Obertribunalsrath Johow aus Berlin, jetzt als Geheimer Oberjustizrath und Kammergerichtsrath a. D. im Ruhestand in Berlin lebend;
4. Obertribunalsdirector Dr. von Kübel aus Stuttgart, gestorben als Senatspräsident beim Oberlandesgericht daselbst am 5. Januar 1884;
5. Geheimer Justizrath und vortragender Rath im Justizministerium Dr. Kurlbaum II. aus Berlin, jetzt Oberlandesgerichtspräsident in Stettin;
6. Reichs-Oberhandelsgerichtspräsident Dr. Pape aus Leipzig, gestorben als Vorsitzender der Commission am 11. September 1888;
7. Appellationsgerichtsrath Dr. Planck aus Celle, jetzt im Ruhestande in Göttingen lebend;
8. Professor Dr. von Roth aus München, gestorben am 29. März 1892;

9. Ministerialrath Dr. von Schmitt aus München, jetzt Präsident des Obersten Landesgerichts daselbst;
10. Oberappellationsgerichtspräsident Dr. von Weber aus Dresden, gestorben am 8. Februar 1888;
11. Geheimrath und Professor Dr. von Windscheid aus Heidelberg, gestorben als Professor in Leipzig am 26. October 1892.

Für Dr. von Kübel trat am 26. März 1884 ein

12. Professor Dr. von Mandry aus Tübingen

und für Dr. von Weber am 28. März 1888

13. Geheimer Justizrath und vortragender Rath im Justizministerium Dr. Rüger aus Dresden.

Als Hilfsarbeiter wurden der Commission beigegeben:

1. Kreisgerichtsrath Neubauer aus Berlin, jetzt Oberlandesgerichtspräsident in Naumburg, seit dem Zusammentritt der Commission;
2. Stadtgerichtsrath Achilles aus Berlin, jetzt als Reichsgerichtsrath a. D. im Ruhestande in Berlin lebend, seit October 1874;
3. Gerichtsrath Boerner aus Leipzig, seit October 1874;
4. Obergerichtsrath Braun in Celle, jetzt Oberconsistorialrath in Berlin, von October 1874 bis Juli 1877;
5. Stadtgerichtsassessor Vogel aus Darmstadt, als Geheimer Justizrath gestorben am 28. December 1883, seit November 1874;
6. Kanzleirath Dr. Martini aus Rostock, von Februar 1875 bis October 1877;
7. Obergerichtsassessor Dr. Struckmann, jetzt Geheimer Oberregierungsrath und vortragender Rath im Reichsjustizamt, seit Juli 1877;
8. Kreisrichter von Liebe aus Braunschweig, jetzt Reichsgerichtsrath, seit Juli 1877;
9. Landgerichtsrath Ege aus Stuttgart, jetzt Reichsgerichtsrath, seit December 1879.

In der Commission waren somit die verschiedenen Rechtsgebiete vertreten, nämlich:

das Gemeine Recht durch von Windscheid (Romanist), von Roth (Germanist), von Kübel, Planck, von Schmitt, Braun, Vogel, Martini, Struckmann, von Liebe;

das Preußische Landrecht durch Johow, Kurlbaum, Pape, Neubauer, Achilles;

das Französische Recht durch Derscheid (Code civil) und Gebhard (Badisches Landrecht);

das Sächsische Gesetzbuch durch von Weber und Boerner.

Zum Vorsitzenden der Commission ernannte der Reichskanzler den Präsidenten Dr. Pape, welcher für die Zeit seiner Abwesenheit von Berlin die Wahrnehmung derjenigen Geschäfte, welche er selbst von Leipzig aus nicht würde versehen können, Johow übertrug. Die Besorgung der geschäft-

lichen Interna übernahm Neubauer, welcher sich dabei als eine Geschäftskraft ersten Ranges erwies. Fünf Mitglieder der Commission, unterstützt durch Hilfsarbeiter, übernahmen die Ausarbeitung der beschlossenen Theilentwürfe nebst Sammlung und Sichtung des überreichen Materials und Ausarbeitung von Motiven. Es waren dies Gebhard mit Boerner für den allgemeinen Theil, von Kübel mit Vogel und Ege für das Obligationenrecht, Johow mit Achilles, Martini und Liebe für das Sachenrecht, Planck mit Braun und Struckmann für das Familienrecht, von Schmitt mit Neubauer für das Erbrecht. Die Commission trat zum Zwecke ihrer einleitenden Berathungen am 17. September 1874 unter Papes Vorsitz in Berlin zusammen und berieth in acht Sitzungen bis zum 29. desselben Monats. Unmittelbar nach Schluß der letzten Sitzung traten die fünf Redactoren der Theilentwürfe ebenfalls unter Papes Vorsitz zu einer ersten Sitzung zusammen und versammelten sich in der Folge unter Johows Leitung regelmäßig in jeder Woche einmal. Der durch den einmal eingeschlagenen Weg bedingte kolossale Umfang der Vorarbeiten der Redactoren — dieselben waren schließlich auf neunzehn gedruckte Foliobände angewachsen! — die Behinderung Papes bis zum 1. October 1879 durch seine richterliche Thätigkeit und das aus persönlichen Gründen im October 1883 erfolgende Ausscheiden Windscheids, also der beiden Männer, welche dem ersten Entwurf materiell und formell ihren Stempel aufgedrückt haben, ferner mehrfache Erkrankungen, von Kübels Ableben, endlich der mehrfache Wechsel der Hilfsarbeiter: alles dies war Schuld daran, daß die ursprüngliche Hoffnung, bereits im Laufe des Jahres 1876 die Theilentwürfe vollendet zu sehen, schwer getäuscht, und der erste Theilentwurf, der des Erbrechts, erst 1879 vollendet, ein nothgedrungener Abschluß erst 1884 erreicht wurde. Während dieser Vorbereitungszeit vereinigte sich die Gesammtcommission sechs Mal zu insgesammt 78 Plenarsitzungen, um in eingehenden Berathungen den inneren Zusammenhang und die Einheit der Arbeit zu wahren. Am 1. October 1881 trat sie dauernd zusammen, um nunmehr durch fortlaufende Plenarberathungen auf Grundlage der Theilentwürfe den Gesammtentwurf festzustellen. Nebenbei wurde zur Herstellung der nothwendigen Harmonie zwischen den einzelnen Theilen für jeden Theil ein Redactionsausschuß gebildet, welcher aus Pape, von Weber und dem betreffenden Redactor bestand. Während dieser Berathungen wurden mit Ausnahme der Sommerferien wöchentlich drei Sitzungen abgehalten und über jede Sitzung von einem der Hilfsarbeiter ein Protokoll aufgenommen, dessen Verlesung und Feststellung unter Papes ganz besonderer Leitung in einer vierten wöchentlichen Sitzung erfolgte.

Schließlich wurde der Gesammtentwurf zum Zwecke seiner endgiltigen Feststellung einer allgemeinen Revision unterzogen, welche am 30. September 1887 begann und bis zum 22. December dauerte. Die Sitzungsprotokolle dieser sechs Jahre drei Monate beanspruchenden Berathungen,

734 an der Zahl und 12 309 metallographirte Folioseiten stark, gaben die Anträge, die gefaßten Beschlüsse und deren Begründung vollständig wieder. In ihnen und den Motiven zu den Theilentwürfen sind die eigentlichen authentischen Motive zum Entwurf enthalten.

Am 27. December 1887 überreichte Pape den Entwurf nebst durch die Hilfsarbeiter unter Leitung der Theilredaction, jedoch ohne Prüfung durch die Gesammtcommission ausgearbeiteten Motiven dem Reichskanzler. Dieser legte ihn dem Bundesrathe vor, welcher am 31. Januar 1888 die Veröffentlichung beschloß, worauf vom März bis Juli 1888 die Veröffentlichung auf dem Buchhändlerwege in sechs Bänden — — ein Band Entwurf, fünf Bände Motive — erfolgte. Die Aufnahme seitens der Deutschen Juristenwelt war im Ganzen keine günstige, „der kleine Windscheid", wie der Entwurf nicht unzutreffend genannt wurde, fand bei den Theoretikern sogar eine recht unfreundliche Aufnahme. Aus der überreichen kritischen Litteratur, die sich bis zum Beginne der zweiten Lesung anhäufte, sind die umfangreichen Besprechungen von dem Reichsgerichtsrath a. D. Dr. Bähr in Cassel und von Professor Dr. Gierke in Berlin jedenfalls von bleibendem Werth. Alle diese Kritiken und Besprechungen wurden im Reichsjustizamt durchgearbeitet und in ihren Resultaten geordnet. Durch Bundesrathsbeschluß vom 4. December 1890 wurde eine neue Commission von 22 Mitgliedern berufen, um die zweite Lesung des Entwurfs vorzunehmen. Die Zusammensetzung dieser Commission war eine sehr bunte, hat sich aber als eine glückliche bewährt: juristische Theoretiker und Praktiker aus allen Deutschen Rechtsgebieten und neben ihnen als nichtständige Mitglieder und zugleich Vertreter der hervorragendsten politischen Fractionen im Reichstage besonders sachkundige Angehörige der Landwirthschaft, des Handels und des Gewerbes. Die ständigen Mitglieder waren der Staatssecretär im Reichsjustizamt Dr. Bosse, die Mitglieder der ersten Commission Dr. Planck, Dr. Gebhard, Professor Dr. von Mandry und Dr. Rüger, die Geheimen Oberjustizräthe und vortragenden Räthe im Preußischen Justizministerium Küntzel, jetzt Oberlandesgerichtspräsident in Marienwerder, und Eichholz (gestorben 12. Mai 1895), Oberregierungsrath Jakubetzky aus München, Ministerialrath Dr. Dittmar aus Darmstadt, Rechtsanwalt Dr. Wolffson sen. aus Hamburg (gestorben am 12. October 1895) und der Director im Reichsjustizamt Hanauer aus Berlin. Zu den nichtständigen Mitgliedern gehörten die Reichstagsabgeordneten Dr. von Cuny, Freiherr von Gagern, Goldschmidt, von Helldorf-Bedra, Hoffner, Leuschner, Freiherr von Manteuffel-Krossen und Spahn, der Geschäftsinhaber der Discontogesellschaft Generalconsul Russel aus Berlin, Oberforstmeister Dr. Danckelmann aus Eberswalde, Professor Dr. Konrad aus Halle, Professor Dr. Sohm aus Leipzig und Rechtsanwalt Justizrath Wilke aus Berlin. Den Vorsitz führte zuerst Dr. Bosse. Als dieser zum Preußischen Cultusminister avancirte, übernahm nach seiner am 2. April 1892 erfolgten Ernennung zum Staats-

secretär im Reichsjustizamt Hanauer den Vorsitz und führte ihn bis zu seinem Tode am 30. April 1893. Sein Nachfolger Nieberding überließ, da die Arbeiten der Commission schon zu weit vorgerückt waren, den Vorsitz dem Geheimen Oberjustizrath Küntzel und behielt sich nur die politische Oberleitung vor. Zu Commissaren der Reichsjustizverwaltung wurden Boerner, Struckmann und Achilles bestellt, von denen die beiden ersteren später als ständige Mitglieder der Commission beitraten; außerdem war aus dem Reichsjustizamt auch der Director Gutbrod an der geschäftlichen Leitung betheiligt. Schriftführer waren Professor Dr. André aus Göttingen, Amtsrichter Greif aus Berlin, Amtsrichter Dr. Unzner aus München und die Berliner Gerichtsassessoren Dr. von Schelling und Ritgen.

Am 1. April 1891 begannen die Sitzungen dieser Commission. Generalreferent war Dr. Planck, Specialreferenten für den allgemeinen Theil Dr. Gebhard, für das Recht der Schuldverhältnisse Jakubetzky, für das Sachenrecht Küntzel, für das Familienrecht Dr. von Mandry, für das Erbrecht Dr. Rüger und nach dessen Ernennung zum Sächsischen Generalstaatsanwalt Geheimrath Boerner. Im Herbst 1894 wurden die ersten drei Bücher, im Sommer 1895 auch das vierte und fünfte vollendet, und im October 1895 das Ganze dem Reichskanzler überreicht. Die Commission durfte sich rühmen, den Entwurf in materieller wie formeller Hinsicht vielfach verbessert zu haben, ohne gegen die Pflicht pietätvoller Bescheidenheit gegenüber den Arbeitern der ersten Lesung sich verfehlt zu haben. Als die ausgezeichnetsten und einflußreichsten aus ihrer Mitte werden genannt Boerner, Jakubetzky, Küntzel, Planck und Sohm. Ende October 1895 wurde der Entwurf dem Bundesrath und am 17. Januar 1896 dem Reichstage zur Beschlußfassung zugestellt. Die erste Lesung dauerte vom 3. bis 6. Februar und gipfelte in den Darlegungen Plancks. Alsdann wurde der Entwurf einer Commission von 21 Mitgliedern überwiesen, welche vom 17. Februar bis 11. Juni berieth und sich einer anerkennenswerthen Mäßigung befleißigte. Die Mitglieder dieser Commission waren Dr. Bachem, Dr. von Bennigsen, Graf Bernstorff, Dr. von Buchka, Dr. von Cuny, Dr. Enneccerus, Dr. Förster, Frohme, Freiherr von Gültlingen, Gröber, Himburg, Kauffmann, Lerno, Dr. Lieber, Munckel, von Normann, Dr. Schädler, Schröder, Spahn, Stadthagen, Dr. von Wolslegier, und in Folge späteren Wechsels Lenzmann, Müller, Pauli und Freiherr von Stumm. Den Vorsitz führte Spahn, und die Berichterstattung übernahmen für den allgemeinen Theil und das Recht der Schuldverhältnisse Dr. Enneccerus, für das Sachenrecht Dr. von Buchka, für das Familienrecht Dr. Bachem, für das Erbrecht Schröder. Im Plenum dauerte die zweite Lesung vom 19. bis 27. Juni, die dritte vom 30. Juni bis 1. Juli. Bei der Schlußabstimmung erfolgte die Annahme mit 222 gegen 48 Stimmen. Am 18. August wurde das „Bürgerliche Gesetzbuch für das

Deutsche Reich" vom Kaiser vollzogen und demnächst im Reichsgesetzblatt publicirt. Der Beginn seiner Geltung ist auf den 1. Januar 1900 gesetzt.

* * *

So lange es Culturstaaten giebt, hat noch kein Gesetzbuch eine so große Seelenzahl unter seiner Herrschaft vereinigt, als vom 1. Januar 1900 an mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich der Fall sein wird. Wer ist sein Verfasser, wohin werden spätere Generationen ihre Schritte lenken müssen, wenn sie das Grab seines Schöpfers aufsuchen wollen? Zu Beginn dieser Darstellung hieß es, daß mit jedem jüngeren Gesetze aus der Reihe der Bürgerlichen Gesetzbücher in Deutschland die Person des Verfassers mehr und mehr aus einer greifbaren Einzelpersönlichkeit zu einer unfaßbaren Sammelmehrheit sich erweitere, ja aus einer concreten Individualität sich zu einem abstracten Begriff verflüchtige. Es bedarf nur eines kurzen Rückblickes, um die Richtigkeit dieser zuerst befremdenden Worte klar vor die Seele zu führen.

Das Bayerische Gesetzbuch vom Jahre 1756, der Codex Maximilianeus, knüpft fest und sicher an einen bestimmten Verfasser an, an Kreitmayr. Um das Allgemeine Landrecht sammelt sich bereits ein Generalstab von Arbeitern, aber Svarez' persönliche Mitarbeit ist eine so umfangreiche, sein Einfluß auf seine Mitarbeiter ein so mächtiger, daß schon seine Zeitgenossen in ihm die Seele des Ganzen erblickt haben und die Nachwelt ihn als den eigentlichen Schöpfer des Gesetzes feiert, unter welchem die übrigen Mitarbeiter gestanden haben wie der Generalstab unter dem Feldherrn, unentbehrlich und ehrenvoll, aber immer doch untergeordnet. Das Oesterreichische Gesetzbuch hat zu seiner Vollendung so viele Decennien beansprucht, die Kräfte so vieler und zum Theil nicht einmal ihrem Namen nach bekannt gewordener Männer verbraucht, daß nur die Namen von Martini und Zeller besonders hervorgehoben werden können, und zwar die österreichische Jurisprudenz als Wissenschaft sich auf einen bestimmten Begründer, nämlich auf Unger zurückführen läßt, nicht aber das Gesetzbuch auf einen bestimmten Verfasser. Der Code civil ist von vier Juristen in vier Monaten entworfen. Savigny hat in seiner berühmten Schrift „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" ihre juristische Befähigung als eine geradezu bemitleidenswerthe dargestellt, aber die Unzulänglichkeit seines eigenen Standpunktes zur Genüge charakterisirt durch den Ausspruch: „Eine Rechtswissenschaft, die nicht auf dem Boden gründlich historischer Kenntniß ruht, versieht eigentlich nur Schreiberdienst bei dem Gerichtsgebrauch", — wonach die römischen Pandektenjuristen und die Glossatoren kümmerliche Pfuscher gewesen sein müßten. In der That waren jene vier, sämmtlich aus der Advocatur hervorgegangenen Männer zwar keine Professoren und Buchgelehrte, aber in mannigfaltiger

Praxis geschulte ausgezeichnete Juristen, obenan Portalis. Aber Savigny hat Recht, wenn er andererseits behauptet, daß bei dem Code die politischen Elemente der Gesetzgebung vor den technischen von Einfluß gewesen seien. Die Franzosen feiern und zwar mit Fug ihr Gesetzbuch als den letzten, unvergänglichen Nachhall eines größeren Geschlechts, als einen Nationalschatz aus größerer Zeit, und wenn sie dabei an den Verfasser denken, denken sie mindestens eben so oft wie an Portalis und dessen Gefährten, an ihren unsterblichen ersten Kaiser. Bei dem Sächsischen Gesetzbuch nennen wir Held als den Verfasser, Wächter und Unger als die zermalmenden Kritiker des ersten Entwurfs, Sintenis und Siebenhaar als die Hauptarbeiter am zweiten. Aber sobald dieser zweite Entwurf der Oeffentlichkeit und später der ständischen Berathung übergeben wird, zerrinnt uns das ohnehin schon verblaßte Bild des Verfassers vollends unter den Händen. Die Wechselordnung führt ursprünglich zurück auf eine Umarbeitung der §§ 713 bis 1249 des Theil II, Titel 8 des Allgemeinen Landrechts, und diese Umarbeitung ist, bis sie an die Leipziger Wechselconferenz gelangte, ihrerseits so oft umgearbeitet worden und hat in der Conferenz so gewichtige Einwirkungen erfahren, daß wir wohl Bischoff als das geistige Haupt der an der Abfassung betheiligten Schaar, nicht aber als Verfasser bezeichnen können. Aehnlich verhält es sich mit dem Handelsgesetzbuch. Nur erscheint Bischoff, als Verfasser des zu Grunde gelegten Entwurfs und als Referent bei der ersten und wichtigsten Lesung des Handelsrechts, hier in noch höherem Maße als der spiritus rector, in so hohem Maße, daß, wenn überhaupt einem einzelnen Manne, die Ehre ihm gebührt. Während endlich der Hessische Entwurf noch auf den Namen Breidenbach geht, läßt sich bei dem letzten Bayerischen und bei dem Dresdener nur die Gesammtheit der mit der Abfassung betrauten Commission nennen.

Am weitesten verflüchtigt sich die Person des Verfassers bei dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Im Reichstage ist Miquel der Vater, Lasker der Treiber des Gedankens. In der Vorcommission ist Goldschmidt der Pfadfinder. In der Commission des ersten Entwurfs ist Pape, unterstützt durch Neubauers geniale organisatorische Thätigkeit, der zusammenhaltende und anspornende Führer, Windscheid der mit seinem Pandektenlehrbuch die gemeinrechtliche Praxis beherrschende und die romanistische Wissenschaft noch einmal, zum letzten Mal eng zusammenfassende, gewiß mehr durch sein Pandektenwerk als durch seine unmittelbare Persönlichkeit einflußreiche große Kathedergelehrte, sind Johow und Planck die erfahrenen Praktiker der land- und der gemeinrechtlichen Schule. Der erste Entwurf, so viel er auch angegriffen worden, ist gleichwohl das feste sichere Fundament geblieben, aber wer will schildern, ein wie großer Theil des beeinflussenden Verdienstes auf den Einzelnen jener unzählbaren Schaar entfällt, welche durch die wissenschaftliche Kritik, durch ihre Arbeit in der zweiten Commission, durch ihre Betheiligung an den Arbeiten des Reichstages um

die Fertigstellung des Werkes bemüht gewesen ist? So sind es die Namen Pape, Windscheid und Planck, um welche sich die anderen Mitarbeiter an dem großen Werke schaaren. Pape, dessen Bildniß schon seit Jahren den für die Plenarsitzungen des Reichsgerichts bestimmten Saal schmückt, will eine Schaar Verehrer ein Denkmal in seiner Vaterstadt Brilon in Westfalen setzen. Windscheid, dessen Marmorbüste die Räume der Leipziger Universität ziert, bedarf keines Denkmals, da er selbst sich durch sein Pandektenwerk ein Denkmal aere perennius gesetzt hat. Beide sind bereits dahingeschieden. Unter den Lebenden weilt noch G. Planck. Specialreferent für das Familienrecht bei dem ersten Entwurf, Generalreferent bei dem zweiten Entwurf, war er schließlich zu dem genauesten Kenner des großen Werkes herangewachsen, welcher für dasselbe bei den Berathungen im Reichstage auf's Meisterlichste und Würdigste als Commissar des Reichsjustizamtes eintrat. Möge der Lebensabend dieses trefflichen, nicht genug zu ehrenden Mannes, dessen Bildniß und Namenszug diesem Aufsatze beigegeben ist, in seiner erinnerungsreichen gelehrten Vaterstadt im Leinethal sich glücklich und anmuthig gestalten! Freilich der Verfasser des Gesetzbuches ist auch er nicht, ein bestimmter einzelner Verfasser läßt sich überhaupt nicht nennen, die ganze Deutsche Juristenwelt hat sich an der Arbeit betheiligt, und so muß, weil die Juristen die Vertreter der Nation in Dingen des Rechts sind, das Deutsche Volk selbst als Verfasser seines Gesetzbuches gelten. Das Grab dieses Verfassers wird die Nachwelt hoffentlich vergebens suchen.

Preisen wir uns deshalb glücklich. Denn ist dem wirklich so, ist das Bürgerliche Gesetzbuch als ein Werk des Deutschen Volkes zu betrachten, nicht blos als das Werk mehrerer oder gar eines einzigen Mannes, so wird es auch dem Geiste unseres Volkes verwandt und zugethan sein. Wir hoffen schon jetzt und sind sogar fest überzeugt, daß mit ihm für das Deutsche Rechtsleben und die Deutsche Rechtswissenschaft eine neue Zeit beginnen werde. Gehen wir dieser mit voller Zuversicht entgegen! Der bisherige Wettlauf des Deutschen Rechtslebens und Deutscher Rechtskunst ist beendigt, eine neue Bahn thut sich vor uns auf, und es gilt zu erproben, ob uns Apollo auch hier den Sieg verleiht, welchen er uns dort nicht versagte.

Paris nach der Belagerung und während des Commune-Aufstandes.

Von

Ch. Belling.

— Wien. —

Unter den Hunderttausenden, die in Berlin den rauschenden Festlichkeiten des hundertjährigen Geburtsfestes des ersten Kaisers von Neudeutschland und der Enthüllung seines Denkmals beiwohnten, wie viele mag es wohl noch gegeben haben von jenen deutschen Kriegern, die vor 25 Jahren als Jünglinge auf der Ostseite der Riesenstadt Paris in den zerstörten Dörfern und Gehöften gelagert, stolzen Hauptes, aber ernst sinnend auf den zu ihren Füßen liegenden Hexenkessel hinabschauten, in welchem im brudermörderischen Kampfe alle Dämonen des Hasses, der sinnlosen Wuth losgelassen waren? Bei Vielen mag die Erinnerung an jene blutige, grauenvolle Zeit verblaßt sein, doch nimmermehr kann sie verlöschen bei Jenen, die nicht unthätige Zuschauer von außen waren, sondern sich zu ihrem Unglück in der Stadt selbst befanden und von der wilden Bewegung unwiderstehlich mit fortgerissen wurden.

Die erhabene Feier der Erinnerung des ganzen deutschen Volkes an den vor 25 Jahren ausgefochtenen Riesenkampf um Existenz und Volksthum führte mich so lebhaft wieder in das damals Erlebte zurück, daß ich mich gleichsam gezwungen fühlte, in kurzen Zügen meine Leidensgeschichte während der drangvollen Zeit vom Ausbruch des Krieges bis zur Vernichtung des nichtswürdigsten aller Aufstände, des Commune-Aufstandes, niederzuschreiben, schlicht und wahrheitsgetreu, ohne irgend welche geschichtliche oder philosophische Bemerkung.

Meine Familie war in den fünfziger Jahren von München nach Paris übersiedelt, und ich hatte mich daselbst sehr bald so akklimatisirt, daß

ich für einen vollendeten Pariser gelten konnte, obwohl ich im Herzen stets ein Deutscher blieb. Es war auch damals gar kein Grund vorhanden, für einen Deutschen sich dort unbehaglich zu fühlen oder gar seine Heimat zu verleugnen. Im Gegentheil, die Franzosen hatten einen gar gewaltigen Respect vor der profunden Gelehrsamkeit der Deutschen, denen sie mit Vorliebe die Erziehung ihrer Kinder anvertrauten, da sie von der höheren Moralität und Erziehungsweise der Deutschen überzeugt waren. Natürlich in politischer Beziehung galten ihnen die Deutschen als harmlose Geschöpfe, die da absolut Nichts dreinzureden hatten; der Deutsche sollte sich bei seinem Krug Bier und bei seiner Pfeife mit Kannegießern begnügen. Die hohe Politik, dazu war la France, la grande nation, da; das taugte Nichts für solche träumerische, poetisch angelegte Naturen, wie solche die Deutschen waren.

Wohl veränderte sich diese Anschauungsweise vom Jahre 1866 angefangen; empfand man doch die Niederlage der Oesterreicher bei Königgrätz, als ob dort Frankreich selbst besiegt worden wäre, so daß man ganz ernsthaft von einer „Revanche pour Sadowa“ sprechen hörte. Uebrigens wird Jeder, der damals Frankreich bewohnte, bestätigen, daß schon zu jener Zeit die Franzosen einen Unterschied zwischen Deutschen und Preußen machten. Sei es instinctive Abneigung, seien es geschichtliche Ereignisse, le Prussien war nie beliebt bei den leichtlebigen Franzosen. Zum Beweise diene das so oft gehörte „travailler pour le roi de Prusse“, umsonst arbeiten, oder die besondere Anwendung des Wortes „Prussien“ auf jenen Körpertheil, an dem man unartige Kinder zu strafen pflegt. Das konnte man schon lange vor dem Kriegsjahr 1870 hören.

Im besagten Jahre war ich wohlbestallter Professor an einem Pariser Lyceum, einzig und allein damit beschäftigt, die jungen Franzosen in die Mysterien des deutschen Satzbaues und der Grammatik einzuführen; da kam zunächst der Rummel mit der Besetzung des spanischen Königsthrones durch einen Hohenzollern, bis endlich die verlotterte napoleonische Wirthschaft und wohl auch die Unhaltbarkeit der inneren Zustände den blutigsten der Kriege des Jahrhunderts heraufbeschworen. Man hetzte und schürte den nationalen Eigendünkel so lange, bis endlich zum Siedepunkt gelangt, der Chauvinismus alle Schranken durchbrach, und der Ruf „à Berlin, à bas les Prussiens“ durch alle Straßen gellte.

Wer Gelegenheit gehabt hat, auf einem französischen Gymnasium Geschichte zu studiren, der kann sich über die nationale Ueberhebung der Franzosen nicht mehr wundern; er saugt sie sozusagen mit der Muttermilch ein. Seit den Zeiten des Sonnenkönigs, so lernt er in seiner Geschichte, dreht sich Alles um Frankreich und um Paris, die Hauptstadt dieses Landes und der Welt. Die Siege Napoleons verdrehten nun vollends die Köpfe und, wenn man von Leipzig und Waterloo zu sprechen wagte, so hieß es, um das durch 25 Jahre dauernde fortwährende Kriege erschöpfte

Frankreich zu überwältigen, habe ganz Europa sich gegen das isolirte Land vereinigen müssen. Natürlich dachte und sagte man allgemein: „Mit den l . . . . Preußen werde man im Handumdrehen fertig"; das Napoleonsfest am 15. August mußte unbedingt in Berlin gefeiert werden; das war nicht allein die Ansicht des Pariser Mobs, sondern geistig hochstehender Personen. Nur so ist der Taumel zu erklären, in dem sich im Juni und Juli die ganze Pariser Bevölkerung befand.

Hatte ich schon die größte Mühe, die unruhigen Geister meiner Schüler in gewöhnlichen Zeiten zu zügeln, so war das nach der Kriegserklärung eine wahre Sisyphusarbeit; ebenso bitter empfand ich die sofort eingetretene Zurückhaltung und Kühle meiner Collegen, ihre theils mitleidigen, theils hohnvollen Blicke. Glücklicherweise war das Ende des Schuljahres nicht mehr ferne, und so konnte ich hoffen, das Gewitter würde vorüberziehen, ohne mir besonderen Schaden zuzufügen.

Es wäre unnütz, von den täglichen, ja stündlichen Aufregungen zu sprechen, denen während jener Zeit ein ruhiger Mensch in Paris ausgesetzt war. Das fortwährende Gethue und Brüllen der früher so verpönten Marseillaise, das Rasseln der Trommeln, das Hin- und Herziehen der Truppenkörper, vor Allem der Auszug der sogenannten Moblots, eigentlich Reservisten, die, mit Stöcken bewaffnet, heulend und johlend täglich unter meinen Fenstern ihren Auszug in's Lager von Châlons bewerkstelligten, die vollständige Auflösung der gesellschaftlichen Beziehungen, all das wirkte nervenzerrüttend auf mich, der mit seinem ganzen Gefühl jenseits der Grenze bei seinen deutschen Landsleuten stand, mit seiner ganzen Stellung aber, seinen Familienbanden an Paris gekettet war.

Und dennoch war der eigentliche Deutschenhaß noch nicht zum Durchbruch gekommen, noch waren die Nachrichten von der Grenze nicht geeignet, das stolze Selbstgefühl zu verletzen, obwohl in Manchen der Verdacht aufdämmerte, daß doch nicht Alles zum Besten bestellt war, bis auf den letzten Gamaschenknopf, wie Marschall Leboeuf in der Kammer versicherte.

Ich war damals zufälliger Weise Zeuge des Abschiedes, den Marschall Leboeuf von dem aus Algier herbeigerufenen und nach dem Elsaß beorderten Marschall Mac Mahon nahm. Beide kamen über die Treppe herab, der Erstere mit fröhlicher Miene, laut sprechend und gesticulirend, Mac Mahon düster drein blickend, verschlossen. Ich hörte noch, wie Leboeuf dem Mac Mahon zurief: „Und nun, lieber Marschall, fügen Sie neue Lorbeeren zu den schon erworbenen hinzu," worauf Mac Mahon ganz trocken antwortete: „Je ferai mon devoir" (ich werde meine Pflicht thun), adieu!

Am 6. August durchschwirrten die Stadt Gerüchte von einer kleinen Schlappe in einem Vorpostengefecht, wie es die Zeitungen nannten, das bei Weißenburg stattgefunden haben sollte; doch war es schwer, aus den widersprechenden Nachrichten sich die Lage klar zu machen.

Am 7. fuhr ich auf der Impériale des Omnibus Clichy-Odéon auf das rechte Seine-Ufer hinüber, Geschäfte halber, als ich an einigen Fenstern die Tricolore flattern, wie auch mit Fahnen geschmückte Fiaker in den Straßen herumfahren sah, so daß ich mir dachte, es sind sicher Siegesbulletins eingetroffen. In der Rue Richelieu, in der Nähe der Börse mußte der Omnibus halten, so dicht gedrängt stand die Menschenmenge von der Nationalbibliothek bis zum Börsenplatz. Ich stieg von meinem luftigen Sitz herunter, um ebenfalls Neuigkeiten zu erhaschen, hörte aber nur Unbestimmtes; man habe verkündet, daß bei Wörth ein großer Sieg erfochten sei, der Kronprinz von Preußen gefangen mit 30000 Mann, 70 Kanonen seien erobert und eine Menge Fahnen. Die Leute waren wie in einem Traume, umarmten sich auf der Straße, wildfremde Menschen tauschten ihre Meinungen aus, schwenkten die Hüte, „vive la France" rufend, so daß man schier nicht mehr an der Richtigkeit der Siegesnachricht zweifeln konnte.

Von ferne sah man plötzlich über die Stufen des Börsentempels einen Knäuel von Menschen sich herabwälzen und wie einen Keil in die dicht gedrängte Menge auf dem Börsenplatz sich einschieben; dabei hörte man rufen: „un espion", ein preußischer Spion, schlagt ihn todt, nieder mit den Preußen!" Mit äußerster Mühe gelang es einigen Sergeants de ville den Unglücklichen von seinen Peinigern zu befreien und in's Polizei-Commissariat abzuführen.

Aber noch immer blieb das schwarze Brett leer, auf dem die officiellen Bulletins angeheftet werden, noch immer wußte man nichts Officielles, bis endlich gegen 3 Uhr ein Zettel erschien, der aber alsbald von der wüthenden Menge herabgerissen wurde. Wie man bald erfuhr, wurde in einem Telegramm in dürren Worten mitgetheilt, Mac Mahon, bei Reichshofen geschlagen, befinde sich auf dem Rückzuge nach Châlons. Mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht unter der Menge, die sie mit ohrenbetäubendem Geheule und lauten Verwünschungen gegen Napoleon und gegen die Preußen empfing; im Nu verschwanden die Fahnen, verdüsterte sich das Aussehen der Menge, ja der ganzen Stadt.

Ich war für denselben Abend bei einem meiner Freunde, einem der ersten Chirurgen von Paris, einem Mitglied des Institut de France und Professor der Chirurgie an der Universität von Paris, zum Dîner eingeladen. Seinen gewohnten vielfachen Beschäftigungen nachgehend, hatte er sich diesen Tag um die Dinge der Außenwelt nicht gekümmert, war daher, als ich zu ihm kam, von der Unglücksbotschaft noch nicht unterrichtet.

Als ich ihn mit seiner gewöhnlichen heiteren Miene eintreten sah, fragte ich ihn, ob er schon die Zeitungen gelesen habe. Auf seine verneinende Antwort theilte ich ihm in schonendster Weise die verhängnißvolle Nachricht mit, worauf er zuerst ungläubig lächelte und einem Diener

befahl ein Abendblatt zu holen; als er nun mit eigenen Augen die Unglücksbotschaft gelesen, sank er bleich und athemlos in seinen Lehnstuhl und fing bitterlich zu weinen an. Nie hat mich ein Schauspiel so tief gerührt, wie der Anblick dieses Mannes; der große, starke, hochangesehene und gelehrte Mann vergoß Thränen über das Unglück seiner Vaterlandes. Vom Diner war natürlich keine Rede mehr.

Derselbe Gelehrte aber ließ sich einige Tage später als einfacher Hilfschirurg in die Liste der Armee eintragen, leistete seine Dienste in der Armee Mac Mahons bis Sedan, wurde dort gefangen, nach Deutschland transportirt, entkam aus der Gefangenschaft und schloß sich, trotz der Gefahr, bei neuerlicher Gefangennahme erschossen zu werden, der Loire-Armee an, bei welcher er bis zum Ende des Krieges verblieb. Wenn man bedenkt, daß diesem Manne seine ärztliche Praxis in Paris jährlich ca. 200000 Franken eintrug, daß er nicht allein dieses Einkommen, sondern auch Gesundheit und Leben auf's Spiel setzte, um dem Vaterlande zu dienen, so wird man wohl zugeben müssen, daß eine Nation, die solche Beispiele von Vaterlandsliebe aufzuweisen hat, schwer zu besiegen ist. Und solche Beispiele von Aufopferung waren durchaus nicht selten. Von den drei Söhnen eines mir befreundeten mehrfachen Millionärs kämpfte einer in dem blutigen Ausfall der Pariser bei Bougival und verlor den rechten Arm, der zweite, der sich unter die Marinesoldaten hatte aufnehmen lassen, hauchte sein junges Leben auf dem blutigen Schlachtfelde bei Le Mans aus, und der dritte machte den Feldzug im Süden unter Bourbaki mit.

Das Schuljahr war unterdessen ohne Sang und Klang, ohne die üblichen Preisvertheilungen zu Ende gegangen, und ich konnte frei für zwei Monate über meine Person verfügen. Zu gleicher Zeit aber hatten sich die ungünstigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze gleichsam überstürzt: mit Entsetzen vernahm man in Paris die Einnahme von Nancy durch Ulanen, das Heranstürmen der deutschen Heeressäulen, die schon bald das Lager von Châlons erreicht haben sollten. Je düsterer die Nachrichten aus dem Osten klangen, desto erbitterter offenbarte sich in Paris der Haß gegen die Deutschen; die auf's Tiefste verwundete Volksseele bäumte sich gegen die Thatsachen auf, witterte überall Verrath und sah in jedem Deutschen einen Spion. Der Deutsche war in jenen Tagen gewissermaßen vogelfrei, und ich halte es heute noch für eine praktische und menschenfreundliche Maßregel der französischen Regierung, wenn sie die Ausweisung sämmtlicher in Paris wohnenden Deutschen binnen drei Tagen anbefahl. Mich persönlich betraf zwar diese Verordnung nicht, da ich als Staatsbeamter gewissermaßen naturalisirt war; aber mein deutscher Name und meine deutsche Abkunft schon machten mich bei den Hausbewohnern verdächtig, und obwohl ich dieses Hintertreppengeflüster verachten konnte, so war doch meine Lage nichts weniger als angenehm. Ich beschloß daher, wie so viele Hunderttausende anderer Pariser, während der Ferien mich

in Sicherheit zu bringen und die Gastfreundschaft meines ehemaligen Zöglings, eines Prinzen des königlichen Hauses von Italien, in Anspruch zu nehmen und erst dann zurückzukehren, wenn die Luft rein wäre. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt, oder nach galanter französischer Weise ausgedrückt, „ce que femme veut, Dieu le veut", was die Frau will, will Gott. Meine Frau, eine Vollblut-Pariserin, hing mit jeder Faser an ihrer Vaterstadt, und bei dem Mangel an logischem Denken konnte sie es nicht fassen, daß man ihren Gatten als Prussien betrachte, und noch weniger, daß Paris, die Weltstadt, je von den verhaßten Preußen belagert werden könnte. Alle meine Ueberredungskünste scheiterten an ihrem hartnäckigen Widerspruche, und nach langem Kampfe schlossen wir endlich einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen dahin lauteten, daß sie mit der Tochter in Paris bleiben würde, ich aber meine Person im Süden in Sicherheit bringen sollte, denn schließlich mußte sie doch einsehen, daß mein Leben in Paris in Gefahr war und daß es besser ist, einen lebenden Gatten in der Ferne als einen todten in der Nähe zu haben. Ehe ich mich noch entschloß, wollte ich mir Rath holen bei der Gemahlin eines hochgestellten, im Felde stehenden Generals, mit dem ich sehr befreundet war. Obwohl sie mir nun die beruhigendsten Mittheilungen machte, nämlich daß der Plan in Ausführung begriffen sei, die Preußen zwischen den beiden französischen Armeecorps Bazaines und Mac Mahons einzuschließen und zu zermalmen (écraser), so meinte sie doch, ich solle den Rummel vorübergehen lassen; nach einem glänzenden Siege würde die Volksstimmung wieder umschlagen, und ich könnte getrost ruhig in Paris weiterleben. Gleichsam zur Bestätigung ihrer Nachricht brachten die Abendblätter Einzelheiten über eine furchtbare Schlacht, die Bazaine bei Metz gegen die Preußen gewonnen haben sollte. Ein ganzes Armeecorps, darunter das Regiment der Kürassiere von Bismarck, sollte in die Steinbrüche von Chaumont gedrängt und dort jämmerlich umgekommen sein, was natürlich die Pariser unbändig freute.

Dennoch traute ich dem Landfrieden nicht, packte meine Siebensachen und begab mich auf den Südbahnhof, um dem Höllenbreughel in Paris zu entgehen, denn schon hieß es, daß am nächsten Tage die Abfahrt der Züge auf der Ost- und Südbahn eingestellt werden sollte. Ein trostloseres Bild als dasjenige, das damals ein Pariser Bahnhof bot, läßt sich nicht denken. Der Südbahnhof wurde von Tausenden belagert, die mit Kind und Kegel und allem Hausgeräth die Vorhöfe, den Eingang, die Wartesäle besetzt hielten und auf den Abgang der Züge warteten, die in unregelmäßigen Zeitabständen abgelassen wurden, da vor Allem die Truppen und Kriegsmaterial befördert werden mußte.

Da ich allein und nur mit einem Handkoffer versehen war, so gelang es mir, wenn auch mit Mühe, einen Platz im bereitstehenden Zuge zu erobern und mit heiler Haut der unheilvollen Atmosphäre von Paris zu entrinnen. Wie sehr meine Vorsicht gerechtfertigt war, bewiesen die Schlag

auf Schlag folgenden unheilvollen Nachrichten, die ich in Mailand empfing, sowohl von den Schlachtfeldern als auch von Paris, bis nach Einschließung der Stadt jede Verbindung mit derselben und meiner Familie abgeschnitten war.

Anstatt einiger Wochen, war ich gezwungen, Monate, lange, bange Monate in der Ferne zu verweilen, ohne Nachricht von den Meinigen, auf die Gnade und Gastfreundschaft Fremder angewiesen.

Der am 23. Januar im Hauptquartier in Versailles abgeschlossene Waffenstillstand machte endlich dem blutigen Ringen der Völker und dem Leiden der Pariser nach viermonatlicher Belagerung ein Ende. Die Thore der Festung wurden freigegeben, um Brod und Lebensmittel für die Verhungernden in die Millionenstadt hineinzulassen.

Während dieser vier langen Monate hatte ich nur ein einziges Mal von meiner in Paris eingeschlossenen Frau Nachrichten durch einen mit den bekannten Ballons beförderten Brief erhalten, worin sie mir in knappen Worten mittheilte, daß sie unsere im Quartier latin gelegene Wohnung habe verlassen müssen, nicht allein wegen der immer zunehmenden Feindseligkeit der übrigen Hausbewohner, sondern auch weil ein Wasserleitungsrohr geborsten war und, da der Schaden aus Mangel an Arbeitskräften nicht reparirt werden konnte, das in den Zimmern gefrorene Wasser den Aufenthalt unmöglich machte. Sie sei daher in die rue de Lille zu einer befreundeten Familie übersiedelt, woselbst sie jetzt unter dem Namen derselben als Cousine der Frau forthungere. Der Brief trug das Datum des 15. Decembers und den Poststempel „Montpellier“, seitdem hatte ich von ihr keine wie immer geartete Nachricht erhalten. Ich mußte also heim — das traute Wort hatte aber für mich jeden Wohlklang verloren: hatte ich denn noch ein Heim, konnte ich künftighin Paris als meine Heimat betrachten, die so tief gedemüthigte Stadt, deren Bevölkerung durch die unerhörten Leiden der Belagerung, durch das Bombardement und die schließliche Uebergabe auf's Aeußerste gegen alle Deutschen erbittert war? Konnte ich mich dort noch heimisch fühlen? Nimmermehr, rief mein deutschfühlendes Herz, und doch mußte ich es zum Schweigen bringen und die gefährliche Reise nach Paris antreten, denn die Pflicht rief mich dahin auf den vulcanischen Boden. Es war jedoch viel leichter, die Reise zu beschließen, als sie von Mailand aus, wohin ich mich während des Krieges geflüchtet hatte, auszuführen, da im Südosten, also auf der direkten Linie von Turin nach Paris, der Kampf um Belfort noch fortdauerte. Es blieb daher nur der Umweg über Genua, Marseille, Bordeaux, Tours oder über Verona, München, Frankfurt, Straßburg. Ich entschloß mich für letztere Richtung, um so mehr, als ich in Wiesbaden den dort in Kriegsgefangenschaft mit seiner Familie lebenden, mir sehr befreundeten französischen General vor meiner Rückkehr nach Paris besuchen wollte. Er war in der Schlacht bei Sedan verwundet gefangen genommen und in Wiesbaden internirt worden. Er

bewohnte dort mit seiner Familie eine sehr elegante, an der Anhöhe gelegene, mit allem Comfort ausgestattete Villa, von der man eine prachtvolle Aussicht über die Stadt und Umgebung hatte. Er selbst war von seiner Verwundung wieder hergestellt und empfing mich mit der alten Herzlichkeit. Obwohl glühender Patriot, rechnete er es mir nicht zum Verbrechen an, in Deutschland geboren worden zu sein, und sah in mir nur den Freund früherer Tage. Er vereinigte in sich das Martialische des Soldaten mit dem feinen Benehmen des Aristokraten, und auch im bürgerlichen Gewande mußte sein energischer und doch feingezeichneter Kopf mit den scharf und hell blickenden Augen Jedem auffallen.

Er lud mich gleich zum Frühstück ein, wobei die ganze Familie versammelt war. Die Gemahlin des Generals, ebenfalls aus uraltem französischen Adel, ebenso liebenswürdig wie ihr Gatte, theilte jedoch keineswegs seine philosophische Ruhe und seinen Gleichmuth gegenüber Zufällen des Krieges. Denn als die Sprache auf die Kriegsereignisse im Juli und August hinüberglitt, erging sie sich in den heftigsten Ausfällen gegen die Deutschen, die sie gleich allen ihren Landsleuten als „voleurs de pendule", Uhrendiebe betitelte, ja, sie stellte sogar die Behauptung auf, daß selbst hochgestellte Persönlichkeiten des deutschen Heeres in manchen Schlössern, wo sie einquartiert waren, das Silberzeug hatten mitgehen lassen. Auf die abwehrende Handbewegung ihres Gatten fuhr sie mit der Frage heraus: „Haben sie nicht auch Dir Deine Pferde gestohlen?" worauf er mit aller Ruhe bemerkte, daß es wohl nicht angehe, die auf dem Schlachtfeld gemachte Beute als gestohlenes Gut zu bezeichnen; außerdem hätten ihm ja die Preußen zwei von seinen sechs Pferden, ohne sein Ansuchen, aus freien Stücken zurückgegeben. Nach Tisch lud er mich ein, mit ihm eine Partie Billard zu spielen, und bei dieser Gelegenheit hielt er mir ein Privatissimum über die politische Lage. Wenn ich jetzt nach so vielen Jahren an diese Unterredung zurückdenke, so muß ich staunen, mit welchem Scharfsinn und mit welchem fast prophetischen Geiste der schlichte Militär die politische Lage beurtheilte. Damals freilich fand er an mir einen sehr ungläubigen Zuhörer, denn wahrlich eine Revanche nach der zerschmetternden Niederlage mußte jedem Unbefangenen als Utopie erscheinen. Er gab auch zu, daß es noch lange dauern würde, um Frankreich wieder actionsfähig zu machen, auch daß es allein einen Waffengang nicht wagen dürfte, aber setzte er hinzu: „Sie werden sehen, daß, wenn Frankreich erstarkt, es an Rußland einen Bundesgenossen finden wird, denn auch dieses muß Deutschlands Uebermacht als eine Last empfinden und ein Gegengewicht suchen." Die Ereignisse haben bewiesen, daß mein General die Lage richtig beurtheilt hatte, obwohl noch lange nachher Bismarck von der thurmhohen Freundschaft sprechen konnte, die Rußland und Preußen verbinde. Die Alliance Rußlands und Frankreichs ist eine Thatsache geworden, und schon wenige Jahre nachher mußte Bismarck sagen: „Wir laufen Niemandem nach!" Da die

Zeit drängte, so mußte ich von der Familie bald Abschied nehmen, indem wir uns baldiges Wiedersehen in Paris wünschten.

Es war damals wirklich kein Vergnügen, auf deutschen Eisenbahnen herumzureisen, da sie fast ausschließlich für militärische Zwecke dienten, und so ein armer Civilist konnte eben nur mitfahren, wenn zufällig ein Platz leer war. Von einem regelmäßigen Fahrplan war keine Rede, man fuhr ab und kam an, wie es eben die Stationsvorsteher, die alle Militärs waren, für gut hielten.

Wir kamen also erst spät Abends gegen 7 Uhr in dem arg zerschossenen Bahnhofe von Straßburg an. Grauenvoll war die Verwüstung schon außerhalb der Stadt, da die Bäume umgehauen, die Häuser ringsum zerstört waren. Im Bahnhofe jedoch herrschte ein lebhaftes Drängen und Treiben. Da ein Zug nach Nancy bereits in der Halle zur Abfahrt bereit stand, so beeilte ich mich, an dem Schalter ein Billet nach Nancy zu lösen, wurde jedoch mit einem barschen „Ihr laisser-passer zuvor," belehrt, daß es mit dem Weiterfahren seine Schwierigkeiten haben dürfte. Ein danebenstehender Unteroffizier deutete mir an, daß kein Reisebillet verabfolgt würde ohne Vorweisung eines von der Straßburger Commandantur ausgestellten Passierscheines. Was nun thun? Sollte ich in später Abendstunde in die Stadt zur Commandantur laufen, wo überdies wahrscheinlich zu der Stunde nicht amtirt wurde? Unterdessen wäre der Zug über alle Berge gewesen. Die Halle wimmelte von Soldaten in allen Uniformen und von allen Graden; ich ersah einen, wie mir schien, höhergestellten Offizier, vor dem alle Andern salutirten und der ein sehr Vertrauen erweckendes Aeußere hatte. Ich trat auf ihn zu und setzte ihm meinen Fall auseinander, indem ich ihn schließlich nach Vorweisung meiner Papiere bat, für mich beim Cassier zu interveniren, damit mir dieser auch ohne „laisser-passer" ein Billet verkaufe. Meine Physiognomik hatte mich nicht getäuscht. Mit wirklicher Liebenswürdigkeit verwandte er sich für mich, und ich erhielt auch auf seine Verwendung vom Cassier ein Fahrbillet bis Nancy, da bis Paris keine Billete verkauft wurden.

Es war höchste Zeit, schon hatte der Stationschef, ein preußischer Offizier mit rother Mütze, das Zeichen zur Abfahrt gegeben, der Locomotivführer den üblichen Pfiff ertönen lassen und der Zug sich langsam in Bewegung gesetzt, als ich mit meinem Koffer, in den ich vorsichtshalber Schinken, Würste und andere Lebensmittel eingepackt hatte, schwerbeladen zu einer noch halb offenen Thüre eines Coupés III. Klasse mich hineinzwängte. Während ich aber noch den linken Fuß nachzog, schlug der Conducteur die Thüre zu, so daß ich vom Schmerz betäubt mitten unter die Passagiere hineinfiel.

Zwischen den Beinen der Mitreisenden auf dem Boden sitzend, mit dem Rücken an den kleinen Koffer gelehnt, überhörte ich im ersten Schmerz die Schimpfereien in deutscher und französischer Sprache, die den überzähligen

Eindringling beehrten. Ich mußte auch in dieser Lage bis Pfalzburg aushalten, woselbst endlich ein Reisender ausstieg, dessen Platz ich alsdann einnehmen konnte. Da ich ein Billet I. Klasse gelöst hatte, so verlangte ich von dem Soldaten, der als Conducteur fungirte, einen Platz in dieser Wagenklasse, wurde aber barsch abgewiesen mit dem Bemerken, es sei Alles besetzt.

Unterdessen war aber der Fuß so angeschwollen, daß ich den Stiefel ausziehen und einen der glücklicher Weise mitgenommenen Filzschuhe anziehen mußte, so daß ich als patentirter Halbinvalide nach sechsstündiger Fahrt gegen halb ein Uhr Nachts in Nancy ankam.

Seit Mittag hatte ich Nichts mehr genossen, weder Speise noch Trank waren über meine Lippen gekommen; es war also natürlich, daß ich mich in dem entsetzlich verwüsteten Bahnhof nach etwas Eßbarem umsah, vor Allem also nach dem Büffet suchte, da ich die in meinem Koffer befindlichen Eßwaaren für Paris aufheben wollte, wo angeblich Hungersnoth herrschen sollte.

Es war jedoch von Büffet oder Schank keine Spur zu entdecken; was nun beginnen bis früh 5 Uhr, wo der nächste Zug nach Epernay weiter dampfen sollte? In den verwahrlosten Wartesälen lagen überall auf dem Boden Soldaten herum; in die Stadt war es zu weit, kein Fuhrwerk zu sehen, und zu Fuß konnte ich es in der späten Nacht und bei der Beschaffenheit meines linken Beines nicht wagen, in der Stadt von Gasthof zu Gasthof zu wandern. Es blieb mir Nichts übrig, als, nachdem ich einige Bissen von den mitgenommenen Vorräthen verzehrt hatte, in einem leer gebliebenen Winkel zwischen den Soldaten mich auch auf den Boden zu legen, um den Morgen zu erwarten.

Daß eine solche Nacht in den ersten Tagen des Februars nicht zu den angenehmen Erinnerungen des Lebens zu zählen ist, versteht sich wohl von selbst.

Endlich schlug es vier Uhr, und damit kam Bewegung in die schlafende oder liegende Menge. Die Schalter wurden geöffnet, aber wieder tönte mir das fatale: „Ihr Laisser-passer!“ entgegen. Ich berief mich vergebens auf meine Herkunft aus Straßburg, auf die Unmöglichkeit, um früh vier Uhr auf die Commandatur in Nancy zu laufen; der Cassier wies mich kurz ab.

Ich hielt nun Umschau, ob ich nicht wieder einen Schutzengel in Gestalt eines höheren Offiziers fände, und das Glück war mir hold wie in Straßburg, hier noch mehr als dort, denn meine gänzlich derangirte Toilette, mein Filzschuh und ungekämmten Haare hatten wahrlich nichts Empfehlenswerthes. Ein Ulanenoberst war mein Schutzengel in Uniform. Ich hatte ihm in beweglichen Worten mein Abenteuer geschildert, und er verbürgte sich beim Cassier für meine Identität, worauf ich anstandslos ein Billet 2. Klasse bis Pantin, letzte Station vor Paris, erhielt.

Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß, so oft ich in die Lage kam, mit preußischen Offizieren zu verkehren, die höheren Offiziere stets von der größten Zuvorkommenheit, Liebenswürdigkeit waren, während die jüngeren Nichts an Hochmuth und Aufgeblasenheit zu wünschen übrig ließen, wie ich noch im Laufe desselben Tages erfahren sollte.

Um fünf Uhr früh verließ der mit Soldaten vollgepfropfte Zug die Halle in Nancy und fuhr im langsamsten Tempo gegen Westen. Endlich gegen ein Uhr war längerer Aufenthalt in der Champagner-Stadt Epernay, und ich hoffte doch endlich daselbst meinen knurrenden Magen zu befriedigen, was mir auch insoweit gelang, daß ich ein Stück Brot und den bekannten Leckerbissen der preußischen Troupiers, die famose Erbswurst, eroberte. Ich kehrte mit meiner Beute zum Zuge zurück, um in mein Coupé einzusteigen, sehe aber dort beim Wagenfenster zwei junge preußische Offiziere lehnen. Ich will nichts destoweniger einsteigen, als mir Beide ein herrisches „Zurück" zudonnern; ich erlaube mir die bescheidene Einwendung, daß ja mein Koffer im Wagen sei, ein Beweis, daß ich von Nancy bis hierher in demselben gefahren sei. Die liebenswürdigen Herren schnauzten mich mit der Antwort ab „Militärcoupé". Das ging mir über den Strich; ich suchte den Stationsvorstand auf, der ebenfalls ein Offizier, aber ein artiger war, erklärte ihm den Fall, worauf er augenblicklich mit mir auf den streitiggemachten Wagen zuschritt und im Commandoton den Herren bemerklich machte, der Zug sei kein Militärzug, das Coupé kein Dienstcoupé, folglich hätten sie gar kein Recht, dasselbe für sich in Beschlag zu nehmen.

Mit verhaltenem Grimm mußten sich die Junker bequemen, Platz zu machen, und so saß ich mit diesen beiden unangenehmen Reisegefährten allein bis zur Stadt Meaux, wo sie endlich säbel- und sporenklirrend ausstiegen. Von hier bis Pantin, welches die letzte Station vor Paris sein sollte, befanden sich nur mehr sehr wenige Reisende im Zug, und wir sollten bald erfahren, daß man mit Civilisten auf militärischen Bahnen nicht viel Federlesens macht.

Schon sahen wir durch den Schleier des Abendnebels die Kuppeln des Panthéons und des Invalidendomes und die anderen Thürme von Paris in die Lüfte ragen, schon glaubten wir uns glücklich am Ziel, als plötzlich mitten auf freiem Felde der Zug stehen blieb und der Zugführer in jeden Waggon mit Stentorstimme hineinschrie: „Aussteigen, Alles aussteigen, der Zug geht zurück."

Da stand ich nun knapp an der Bahn neben einem gänzlich durchweichten Ackerfelde, weit und breit keine menschliche Seele als die paar mitreisenden Unglücksgefährten und in einer Entfernung von etwa einem Kilometer das zerschossene Dorf Pantin. Wie sollte ich mit meinem zerschundenen Fuße und dem schweren Koffer über die Stoppelfelder gelangen? Außerdem befand ich mich in einer furchtbaren seelischen Aufregung, dieses brutale, deutsche Commandowort: „aussteigen", so ganz in der Nähe von

Paris, dieser Herrscherton im fremden Lande führte mir so recht eindrücklich den Umschwung der Dinge vor Augen. Etwas Anderes ist es, dem Laufe der Ereignisse in den Zeitungen zu folgen, etwas Anderes wiederum, das Ergebniß dieser Ereignisse mit Augen zu sehen, sie gewissermaßen an seinem Leibe zu fühlen.

So nahe bei Paris, wo die Familie schmerzlich auf die Heimkehr des Gatten und Ernährers nach den langen Leiden der Belagerung wartete, und, Gott, doch so fern, denn noch war keine Woche seit Abschluß des Waffenstillstandes verflossen; strenge Verfügungen, sagte man mir, verhinderten den freien Verkehr der Pariser mit der Außenwelt, und ich stand da ohne irgend welche Legitimation, nur mit einem Reisepaß versehen.

Da ich offenbar im Februar nicht auf freiem Felde übernachten konnte, so spannte ich alle meine Kräfte auf's Aeußerste an, um wenigstens bis nach Pantin zu gelangen und dort irgendwo zu übernachten. Pantin war aber wie ausgestorben, die Häuser ohne Thüren und Fenster mit zerschossenen oder abgedeckten Dächern (die Deutschen benützten die Dachbalken zum Bivouacfeuer), auf der Straße unergründlicher Koth, zerbrochene Flaschen und Gefäße; nirgends ein Mensch zu erblicken oder ein Ort, wo man hätte ausruhen können. Ich war der Verzweiflung nahe, als ich endlich einen fünfzehnjährigen Burschen über eine Hecke hervorlugen sah. Ich fragte ihn, ob er mir den Koffer bis zum Thore von Paris, porte d'Allemagne, tragen wolle gegen eine ausgiebige Entschädigung für seinen Zeitverlust, erhielt jedoch nur eine unfläthige Beschimpfung als Antwort. Das war also der erste Gruß aus französischem Munde in meiner sogenannten Heimat.

Meine wirklich trostlose Lage — vom linken Filzschuh, im Ackerboden durchnäßt, war die Sohle abhanden gekommen, und ich stand mit dem bloßen Strumpf bekleidet im Straßenkoth — zwang mich, mit dem widerhaarigen Burschen zu parlamentiren. Sein Patriotismus verbot ihm, einem Preußen Dienste zu leisten; ich mußte ihm also vor Allem beibringen, daß ich meine Familie in Paris habe und diese dort aufzusuchen der Zweck meiner Reise sei. Ein Fünffrankstück unterstützte meine Beredsamkeit so sehr, daß er sich endlich herbeiließ, meinen Koffer auf die Schulter zu nehmen, und vor mir einhertrabte.

Schon hoffte ich am Ziele zu sein, als ich auf der schnurgeraden Landstraße preußische Pickelhauben auftauchen sah und mir diese Erscheinung plötzlich auch die Erinnerung an die fatalen „Laisser-passer" auffrischte, ohne welche man ja jetzt auf französischem Boden nicht mehr circuliren durfte.

Richtig kam auch ein preußischer Unteroffizier, der sich aber zu meinem Glücke als gemüthlicher Sachse entpuppte, auf mich zugeschritten, um meinen Passirschein zu besichtigen. In Jammertönen erzählte ich ihm, daß ich gestern von Frankfurt abgereist, mir unmöglich einen Passirschein aus

dem Versailler Hauptquartier habe verschaffen können, sprach von meiner Familie in Paris, von meinem Fußleiden, und, sei es nun mein aufrichtiger deutscher Accent, sei es sächsische Gutmüthigkeit, ich hatte sein Herz gerührt. Er sagte mir nur: „Gehn Se nur in Gottsnamen, aber sehn Se, daß Se da drinnen nein kommen, denn die verlangn auch a Laisser passer.“ Ich wollte ihm meinen Dank in Gestalt von einem Dutzend guter Cigarren abstatten, doch würdevoll winkte er mir mit der Hand ab und wandte sich zu seinen Kameraden, die auf der Straße hin und her patrouillirend, von den vor der Porte d'Allemagne angesammelten Parisern angegafft wurden, als ob sie wilde Thiere aus dem Jardin des Plantes wären.

Während ich auf diese Menge Neugieriger zuschritt, ertönte ein Kanonenschuß vom nahen Walle. Ich fragte meinen Burschen, was das bedeute, worauf er mir, indem er den Koffer niederstellte, erwiderte: „Punkt sechs Uhr wird geschlossen, Sie haben gerade noch fünf Minuten Zeit, um hineinzukommen. Ich kann Sie nicht begleiten, weil ich nicht mehr heraus könnte.“ Damit verduftete er. Natürlich nahm ich schnell meinen Koffer auf, schob mich unbemerkt in die Menge der Neugierigen, kam mit ihnen durch das Thor, an der Wache und den Zollaufsehern vorbei, ohne daß irgend Jemand mich nach einem Passirschein gefragt hätte, und stand nun in der eingebrochenen Dunkelheit am Anfang der rue d'Allemagne, die in ihrer Fortsetzung als rue Lafayette ungefähr vier Kilometer lang ist und bei der Oper endet.

Ich war nun also nach so vielen Fährlichkeiten wirklich in Paris, und ich hätte allen Grund gehabt, mein Glück zu preisen, so schnell und so unerwartet an's Ziel gelangt zu sein, aber diese Einsicht kam mir erst später, in dem Augenblicke, als ich Scylla und Charybdis, den preußischen Wachtposten und das Pariser Festungsthor, hinter mir hatte, war ich doch an Geist und Körper zu erschöpft, um viele Betrachtungen anzustellen. Nur das Eine bemerkte ich beim Weiterschreiten, daß für Reinigung der Gehwege nicht gesorgt war, daß anstatt der Gasflammen hie und da dürftige Petroleumlampen brannten und im Allgemeinen eine unheimliche Stille herrschte. Die Läden waren alle geschlossen, von Fuhrwerken irgend welcher Art keine Rede, und die wenigen Passanten sahen alle abgehärmt und trotzig aus. Unwillkürlich fiel mir das deutsche Studentenlied ein: o Jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum! Unter dem Geschrei „à Berlin“ hatte ich Paris verlassen, und jetzt fand ich die Pickelhauben knapp vor den Thoren!

Doch war ich, wie gesagt, in diesem Augenblick unfähig, historisch-philosophische Betrachtungen anzustellen, denn die Vorübergehenden betrachteten mich mit meinem Koffer und meinem defecten Schuhwerk mit äußerst mißtrauischen Blicken, und ängstlich spähte ich in die Ferne, ob denn nicht irgendwo ein Einspänner als Retter in der Noth auftauchen möchte.

Und richtig, zu allen Glücksfällen des Tages gesellte ich noch der, daß ein vereinsamter Wagen die rue Lafayette heraufgekrochen kam, wahrscheinlich, um auszuspannen.

Ich rief ihn an und bat ihn, mich nach der rue de Lille, am linken Seine-Ufer, zu fahren, er könne begehren, was er wolle. Und wirklich war er so bescheiden, nur 10 Franken für die Fahrt zu verlangen, die unter anderen Umständen eben nur 2 Franken gekostet hätte.

Also endlich, endlich hatte ich das ersehnte Ziel erreicht, wieder in meine Familie zurückkehren zu können nach sechsmonatlicher schmerzlicher Trennung.

Es ist hier nicht der Platz, die Leiden und Schreckniſse der Aermsten zu schildern, welche während der Belagerung die Schreckniſse des Hungers, der Kälte und des Bombardements wehrlos über sich ergehen lassen mußten. Ich sah noch das schwarze, mit Häcksel und sogar mit Sand vermengte Brot, von dem jedes Mitglied der Familie per Tag ein Pfund sich beim Bäcker gegen Vorzeigung einer Anweisung holen mußte. Der Hunger war schrecklich gewesen, doch noch schrecklicher der Mangel an Kohlen, weil man sich nicht erwärmen, nicht kochen konnte. Die Beschießung hatte anfänglich wenig Bestürzung verursacht, man war an den Tag und Nacht fortdröhnenden Kanonendonner schon so gewöhnt, wie etwa der Müller an das Klappern der Mühle.

Erst in den letzten Tagen des Bombardements, als die 3/4 Meter langen eisernen Zuckerhüte bis nach Notre-Dame, also in die innere Stadt flogen, krachend die Häuser vom Dach bis zum Keller durchbohrten, in die Haufen der armen, am Gehwege paarweise aufgestellten Personen schlugen, die da seit 5 Uhr früh vor Kälte zitternd warteten, bis die Bäcker- und Fleischerläden geöffnet wurden, um ihren kärglichen Vorrath von Brot und Pferdefleisch zu beziehen, erst in diesem Moment wurde der durch Leidenschaft blind gewordenen, durch lügnerische Siegesbulletins aller Art irregeleiteten Pariser Bevölkerung der ganze blutige Ernst des Krieges offenbar.

Dennoch war das Resultat des Bombardements für das Auge nicht so sichtbar, als man nach der furchtbaren Beschießung hätte denken sollen; man sah wohl hie und da klaffende Löcher in den Häusern, aber doch keine Ruinen, keine Trümmer, und ich schreibe dies der Bauart der Pariser Häuser zu, deren Vorderfront durchwegs aus Quadersteinen besteht.

Wie schon bemerkt, hatte ich von Frankfurt bis Paris Eßvorräthe mitgeschleppt in der Befürchtung, daß es dort an Lebensmitteln noch mangeln würde, und hatte deshalb lieber gehungert, um diesen Vorrath nicht anzutasten.

Glücklicherweise war meine Befürchtung ganz grundlos; schon am Tage nach Abschluß des Waffenstillstandes gab es hinreichend Wein, Brod und Fleisch. Letzteres wurde sogar in Karren durch die Straßen geführt und war damals billiger als zu gewöhnlichen Zeiten. Woher dieser Ueberfluß

kam, war mir ein Räthsel, denn es lag ja um Paris herum auch noch das ganze deutsche Heer mit 350 000 Mann. Nur Kohlen waren noch schwer und mit großen Kosten zu erlangen, so auch frisches Gemüse, aber Fleisch, Kaffee, Chocolade, Thee, Wein war im Ueberflusse vorhanden.

In dem mir durch den Ballon zugekommenen Brief meiner Frau hatte sie mir ihre Uebersiedelung in die rue de Lille, sowie den Umstand mitgetheilt, daß sie, um allen Anfeindungen aus dem Wege zu gehen, den Namen ihrer Cousine, also einen französischen Namen sich beigelegt habe, da man hinter jedem deutschen Namen einen Spion wittere.

Vor der Hand mußte ich also im Hause unter falschem Namen auftreten, was ja auch keine weiteren Schwierigkeiten machte, da von einer Polizei keine Rede war, meine Bekannten mich im Auslande vermutheten und ich zunächst keine Briefe erwartete.

Der Cerberus des Hauses, ein echter Pariser Concierge würde mich auch keine Viertelstunde im Hause geduldet haben, hätte er meinen deutschen Namen gehört; er sagte mir auch einmal gelegentlich, als wir auf die Deutschen zu sprechen kamen:

„Sehen Sie, Herr, ich ließe mir eher die Hand abhacken, ehe ich so einem verfluchten Prussien auch nur eine Dachwohnung vermiethete."

Solches und Aehnliches mußte ich jetzt auf Schritt und Tritt hören, und es ist leicht begreiflich, daß mir schließlich der Aufenthalt in Paris ganz unleidlich wurde. Man kann diese Ausbrüche einer urtheilslosen Wuth beim gemeinen Volk begreifen und ignoriren, hatte man ihm doch seit Monaten den Preußen als das teuflischeste Geschöpf, als einen Ausbund von Gemeinheit, Raubsucht und Mordlust, als den Urheber aller Leiden geschildert.

Geradezu ekelerregend wurde dieses Geschimpfe aber im Munde von Personen, die, den höheren Ständen angehörend, die Fähigkeiten hatten, ein sachgemäßes, unparteiisches Urtheil zu fällen.

Für's Erste war ich vor der Berührung mit der rauhen Außenwelt durch meinen hochangeschwollenen Fuß bewahrt, der mich zwang, acht Tage das Zimmer zu hüten, Zeit genug für die Meinen, all' ihre Leiden zu erzählen. Unser armer Papagei war leider ein Opfer der Belagerung geworden, er war buchstäblich Hungers gestorben.

Unser herziges, kleines Windspiel, das meine Frau während der Belagerung wie ihren Augapfel gehütet hatte, weil überall auf Hunde und Katzen förmliche Treibjagden veranstaltet wurden, um daraus Pasteten zu machen, unsere kleine Bella, hatte mich zwar bei meiner Ankunft noch lebhaft angebellt und Luftsprünge vor Freude gemacht; des anderen Tages aber war sie unsichtbar, und erst nach langem Suchen fanden wir sie in der Küche, unter dem Herde, im Kohlenbehälter — verendet. Die Freude hatte das von Entbehrungen erschöpfte Thier getödtet.

Mein erster Gang führte mich selbstverständlich zum Director des Lyceums, in Paris „proviseur“ genannt, um mich zum Antritt meines Amtes zu melden. Dieser Mann war wohl mein Vorgesetzter, aber auch ein langjähriger Freund, so daß ich ziemlich ruhigen Herzens bei ihm anklopfte. Ich wurde jedoch bald grausam enttäuscht. Beim Eintritt in's Zimmer bemerkte ich auf dem Kamin anstatt der friedlichen Pendeluhr einen jener eisernen Zuckerhüte, vulgo Bomben, mit welchen die Deutschen Paris überschüttet hatten. Daneben lagen Bombensplitter und ein Schwarzbrod aus der Zeit der Belagerung.

Das Gesicht des Directors, sonst die Freundlichkeit selbst, verdüsterte sich bei meinem Anblick; steif und förmlich bot er mir einen Stuhl an und frug nach meinem Begehren. Als ich ihm sagte, daß ich komme, um mein Amt als Professor am Lyceum wieder anzutreten, meinte er: „Da müssen Sie beim Unterrichtsministerium ein Gesuch einreichen, da ich Sie als Demissionär betrachten muß, weil Sie Ihr Amt, ohne um Urlaub einzukommen, sechs Monate nicht versehen haben.“

Ich bemerkte ihm hierauf in aller Gemüthsruhe, daß ich Paris nach dem 15. August, also während der Ferienzeit verlassen hätte, und ein Professor während der Ferien das Recht habe, hinzugehen, wohin er wolle; daß aber bei Wiederbeginn des Schuljahres am 10. October Paris bereits von den Deutschen so cerniert war, daß ich mich in eine Maus hätte verwandeln müssen, um hineinzukommen. Daß also force majeure mich abgehalten habe, während ich gleich nach Abschluß des Waffenstillstandes herbeigeeilt sei, selbst unter persönlicher Gefahr, um mich pflichtgemäß zu melden.

Diesen unwiderlegbaren Thatsachen gegenüber beschränkte er sich, mich auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß er vom Ministerium meine Entlassung verlangt habe, weil er in seinem Professoren-Collegium keinen Deutschen von Geburt dulden könne, und sich immer mehr erhitzend, wies er auf die Bombe, die in den Hof den Lyceums gefallen sei, ohne zu platzen, und sagte:

„Mit solchen Mordbrennern kann ein Franzose künftig keine Gemeinschaft haben, ich werde bei dieser Bombe alle unsere Schüler den Schwur Hannibals ablegen lassen: Rache, Tod den Mordbrennern von Bazeilles und Châteaudun.“

Am liebsten hätte ich den wüthenden Menschen vor mir mit einem Faustschlage niedergestreckt; seine grauen Haare, sowie die Erwägung, daß ich nicht allein ein Deutscher, sondern auch Familienvater war, ließen mich kaltblütig bleiben, ich erhob mich und verließ das Zimmer, nachdem ich ihm das einzige Wörtchen „Komödiant“! zugeschleudert hatte.

„Nun, das kann schön werden,“ dachte ich mir beim Nachhausegehen; „wenn mich alle meine früheren Freunde und Bekannten mit derselben Herzlichkeit empfangen, wie der Director, so bleibt mir Nichts übrig, als mein Bündel zu schnüren und anderwärts mein Glück zu versuchen.“

Im Unterrichtsministerium, wohin ich mich zunächst begab, war man wohl nicht so fanatisch, doch merkte ich, daß man erfreut wäre, wenn ich um meine Entlassung einkäme. Dieses Vergnügen wollte ich ihnen aber nicht machen, bis ich nicht mit meinem Gönner und Freunde, dem mehrerwähnten General, Rücksprache genommen hatte.

Ich hatte nun Zeit und Muße, mir Paris näher anzusehen, Beobachtungen anzustellen über den muthmaßlichen Ausgang der Dinge, denn davon hing ja in letzter Linie meine eigene Existenz ab.

Doch was ich sah, was ich hörte, zeugte von einer Zerfahrenheit, von einer Planlosigkeit der Behörden und leitenden Kreise, daß man, ohne Prophet zu sein, eine Katastrophe voraussehen konnte.

Die ganze männliche Bevölkerung von Paris, vor Allem aber die Arbeiter, waren in die Nationalgarde aufgenommen worden und seit Monaten der Arbeit entwöhnt. Diese Leute bezogen 1 Franc 50 Centimes pro Tag als Lohn, hatten ihre Nahrung, Nichts zu thun als mit dem Schießprügel zu paradiren, der ihnen leider bei der Capitulation von Paris belassen wurde; was Wunder, wenn sich diese Leute bei diesem Geschäfte recht behaglich fühlten und von ihrem früheren Gewerbe oder Handwerk Nichts mehr wissen wollten. Da sie Nichts zu thun hatten, waren alle Straßen voll von diesen militärisch gekleideten Bummlern, die natürlich auch bei einem Glase Absynth in der hohen Politik machten.

Man konnte schon damals, Ende Februar, hören, daß man mit diesen Schwätzern, den Advocaten, in der Deputirtenkammer in Versailles aufräumen müsse, daß das Volk, das alle Lasten trage, auch die Herrschaft haben müsse, es waren hinreichende, untrügbare Anzeichen des herannahenden Sturmes, die Regierung aber wollte oder konnte sie nicht verstehen, sie war ohnmächtig gegenüber der socialistischen Partei; die Armee existirte nicht mehr, sie war gefangen in Deutschland, was noch in Frankreich sich vorfand von den Trümmern der Gambetta'schen Heerescolonnen, war demoralisirt und ohne Disciplin.

Es wäre jedoch thöricht, die ganze Bewegung auf Rechnung der Unfähigkeit der Regierung oder des Hanges der Arbeiter zum Faullenzen zu setzen. Der Grund lag tiefer und fand sich in der Mißwirthschaft des Kaiserreiches, in der Verzweiflung über die beispiellosen Niederlagen der französischen Heere und der dadurch verursachten Desorganisation des ganzen Verwaltungsapparates und infolge dessen der Verachtung jeder Obrigkeit, die in den Massen Platz gegriffen hatte. (Schluß folgt.)

Die Seele im Lichte der Sprache.

Von

Georg Biedenkapp.

— Frankfurt a. M. —

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr.

Schiller.

Ob zwei Seelen es giebt, welche sich ganz verstehn?

Platen.

Was sind Worte und Töne anders denn Regenbogen und Scheinbrücken zwischen ewig Geschiedenen?

Nietzsche.

Von dem französischen Staatsmanne Talleyrand stammt bekanntlich das Wort, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Früher verstand ich das Wort so, als ob Jemand, der seine Gedanken nicht errathen wissen will, durch einen Schwall von Worten und Redensarten den Zuhörer in die Irre zu führen im Stande sei. Ob nun diese meine Auffassung die richtige war oder nicht, will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls aber fand ich später, daß jenes geflügelte Wort doch einen tieferen als blos diplomatischen Sinn haben könne, einen Sinn, der mit den oben vorgedruckten Aussprüchen Schillers, Platens und Nietzsches nahe verwandt ist. Denn die Sprache, ein so herrliches Gut sie auch ist, entbehrt doch nicht der Schattenseiten. Sie bewirkt nicht nur, daß die Menschen sich verstehen, sondern sie ist auch schuld daran, das sie sich mißverstehen. Die Menschen müssen sich aber vielfach, und gerade in den entscheidendsten Fragen, mißverstehen, weil ebendieselben Worte bei ganz verschiedenen Dingen gebraucht werden. Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe, sagt ein lateinisches Sprichwort. Aber auch wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. „Schön, gut, edel, gerecht, ehrlich, anständig," das sind Worte, die auch ein Mensch im Munde führen kann, der von schön oder gut oder gerecht oder anständig ganz andere Begriffe hat als ich. Daher kann die Sprache über manche Kluft, die

zwischen zwei Charakteren gähnt, leicht hinwegtäuschen, sie kann die Gedanken des Einen dem Andern verbergen, ein Umstand, der unglückliche Ehen und verhängnißvolle Freundschaften stiften kann.

Die Sprache also trügt. Sie übt aber auch noch sonstigen Unfug. Sie dichtet und denkt für die Menschen. So sagt Schiller:

„Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
„Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon Dichter zu sein?

Und Lenau bestätigt dies:

Wie das Schlachtroß proprio Marte
Plötzlich tanzt und feurig springt,
Wenn ihm die Trompete klingt,
Und davon eilt zur Standarte;
Wie sich's stellt in Reih' und Glied,
Und das Bäuerlein im Bügel
Fort muß mit verwirktem Zügel,
Gar nicht weiß, wie ihm geschieht:
Also trägt das deutsche Wort,
Das von Meistern ward geritten,
Als sie sich den Kranz erstritten,
Manchen Stümper mit sich fort.

Leider aber denkt die Sprache manchmal falsch, oder vielmehr: unterscheidet sie nicht scharf genug. Ein und denselben grammatischen Ausdruck verleiht sie sowohl Dingen, körperlichen, materiellen Dingen, als auch Erscheinungen an diesen Dingen, Eigenschaften, Verhältnissen und Functionen, die an sich unkörperlich und unmateriell sind.

Sonne, Mond und Erde sind Körper, Tag und Nacht aber sind es nicht. Der Grammatiker aber nennt Sonne, Erde, Tag und Nacht Dingwörter, obwohl sie doch nur zum Theil Wörter für Dinge sind. Nur Sonne und Erde bezeichnen hier Dinge, Tag und Nacht aber bezeichnen nur Functionen, Begleiterscheinungen an Dingen. Wenn Einer behaupten würde, Tag und Nacht wären Dinge, körperliche Dinge, so würden wir ihn auslachen. Ganz dasselbe aber müßten wir thun, wenn Einer behauptet, daß die Seele ein Ding, ein materielles Etwas, sei. Gewiß, grammatisch betrachtet, ist die „Seele" ein Dingwort, aber ein Wort für ein Ding ist sie nicht. Man hat aber Dingwörter und Wörter für Dinge für ein und dasselbe genommen und so, durch den grammatischen Trug der Sprache verleitet, die Seele verdinglicht, ein Seelending angenommen, und nun am Gängelband der für uns denkenden und diesmal schlecht denkenden Sprache die Unzerstörbarkeit dieses Seelendings behauptet und verfochten.

Gewiß, ein materielles Etwas kann niemals zu Nichts werden. Der Satz von der Unentstandenheit und Unvergänglichkeit der Materie steht bei Indern und Griechen am Anfang des logisch bewußten Denkens. Wenn also die Seele ein materielles Atom wäre, müßte sie allerdings unsterblich sein.

Aber Nichts in aller Welt ist sicherer, als daß die Seele kein materielles Etwas ist. Wir brauchen uns nur einen Augenblick selbst zu besinnen, um einzusehen, daß die Seele das Widerspiel der Materie ist. Seele ist Nichts weiter als Bewußtsein, als Denken, Fühlen und Vorstellen. Als solches ist sie bald da, bald ist sie nicht da. Eben taucht ein Gedanke in mir auf. Vorher war er nicht da, wenigstens nicht als Gedanke. Aus einem gedanklichen Nichts entsteht also das gedankliche Etwas, — niemals aber entsteht aus einem materiellen Nichts ein materielles Etwas. Wer da sagt, das Bewußtsein entsteht aus dem Unbewußten, der sagt nichts Anderes, als daß das Bewußtsein aus Nichts entsteht. Dann ist aber Bewußtsein keine Materie, denn Materie kann weder entstehen noch vergehen, Bewußtsein aber entsteht und vergeht. Weil aber Bewußtsein Seele ist, hat der Mensch im traumlosen Schlaf keine Seele. Die Seele selbst ist also ein materielles Nichts, welches gar nicht erst zu nichte zu werden braucht! Damit ist trotzdem gegen diejenigen, welche an ein Fortleben des Bewußtseins nach dem Tode glauben, Nichts bewiesen. Wenn die Naturwissenschaft das Functioniren des Bewußtseins als von der Gesundheit der einzelnen Gehirntheile abhängig gefunden hat und damit auf mühsamem Wege zu Resultaten gelangt ist, deren Hauptinhalt schon fünf Jahrhunderte vor Christus den indischen Philosophen klar geworden war, so müssen wir Eins nicht vergessen. Wir mögen noch so tief in das Walten und geheime Schaffen der Natur eindringen, ein unerklärter Rest, ein nicht weiter Erklärbares, sondern einfach als Thatsache Hinzunehmendes bleibt immer, ja es muß sogar nach den Gesetzen der Logik bleiben. Wer Alles erklären zu können hofft, beweist nur eine mangelhafte Logik. Allmählich sieht sogar die Wissenschaft selber ein, daß, wenn sie ein Räthsel löst, zwei neue damit heraufbeschwört. Wer nicht nur mit populärseichten Darstellungen einzelner Wissensgebiete bekannt ist, sondern auch in die Problemwerkstätten hineingeschaut hat, weiß, daß außer den praktischen Ergebnissen der Wissenschaft auch noch ein sehr merkwürdiges Weiteres zu verzeichnen ist: die Wissenschaft enthüllt uns eigentlich erst die ganze ungeheure Räthselhaftigkeit der Welt, sie weist das, was uns selbstverständlich schien, als größtes Wunder und Räthsel nach und giebt uns die Gewißheit, daß des Forschens nie ein Ende sein wird.

Ohne also den Skeptikern und Orthodoxen irgend Etwas zu Willen gesagt haben zu wollen, müssen wir doch auch bei dem grandiosesten Wissen ein heiteres, geheimes Lachen in einem allergeheimsten Gehirnkämmerchen nicht vergessen. Wir müssen auch noch über unsere Weisheit lachen können. Was immer wir gegen das Fortleben nach dem Tode bewiesen haben, wie sehr wir nicht einmal wünschen, fortleben zu müssen, haben wir doch, gewissenhaft wissenschaftlich betrachtet, kein Recht, von der Unmöglichkeit dessen, was gläubige Herzen erfüllt, mit Zuversicht zu sprechen. Selbst der Gottesleugner und Antichrist Nietzsche, der übrigens ein besserer Christ ist, als

man sich träumen läßt, spottet einmal der Phrasen von strenger Wissenschaftlichkeit, indem er sagt, daß ein streng wissenschaftliches Gewissen ein „Abgrund" sein müsse. Aehnliches faßt Platen in die Worte:

„Manchen Flug wagt menschliches Wissen, das doch
kaum ein Blatt aufschlägt in dem Buche des Weltalls."

Besehen wir jedoch die Seele noch etwas länger im Lichte der Sprache. Wir haben gesagt, daß die Seele materiell genommen ein Nichts, ein absolutes Nichts ist. Wir bitten den Leser, hier einen Augenblick inne zu halten und einmal darüber nachzudenken. Es giebt Professoren, die auf der Höhe der psychologischen Wissenschaft stehen und gleichwohl sich nicht ganz klar über das Wesen der geistigen Vorgänge als an sich immaterieller geworden zu sein scheinen.

Wir wollen dies an einem Beispiel erläutern.

Die Gegenstände, die wir sehen, stehen bekanntlich in dem kleinen Netzhautbildchen des Auges auf dem Kopfe. Nun hat man sich, d. h. große Gelehrte haben sich mit der Frage gequält: Wie kommt es denn, daß wir die Gegenstände aufrecht sehen, während sie auf der Netzhaut umgekehrt erscheinen? Allen Ernstes hat man dazu Theorien ersonnen, um diese unschuldige Thatsache zu erklären. Die Netzhaut ist aber doch nicht der Geist, und selbst wenn das Netzhautbildchen mit seinen umgestülpten Gegenständen auch noch die Sehnerven entlang bis in den „Sitz" der Seele, immer mit kopfgestellten Gegenständen, rutschte, so ist doch damit noch lange nicht gesagt, daß auch „die Seele" gleichsam einen Abdruck des verkehrten Netzhautbildchens in sich aufnähme und nachträglich erst das Bild umdrehen müßte. Für so grobe Auffassung hätte man immer noch die Erklärung übrig, daß das Netzhautbildchen eben unterwegs auf der Nervenbahn sich vom Kopf auf die Beine zu stellen alle Zeit habe. Aber die Seele ist ja doch nicht wieder etwas Materielles wie das Netzhautbildchen, sie nimmt keine Abdrücke oder Bilder in sich auf in dem Sinne, wie eine Wachstafel oder ein Spiegel Abdrücke, beziehungsweise Bilder aufnimmt. Mag das Netzhautbildchen hundertmal auf dem Kopfe stehen, wer sich mit der Frage befaßt, wieso die Seele die Gegenstände aufrecht sehe, der ist sich über den Trug der Sprache, über ihr Gleichnißreden noch nicht klar geworden.

Untersuchen wir einmal den Trug der Sprache, der hier den Naturforschern zu schaffen macht.

Die Sprache ist etwas Gewordenes. Wie beim Schreiben sich die Zunge mitbewegt, so waren die körperlichen Bewegungen und inneren Erregungen des Thiermenschen von einzelnen Lauten begleitet, welche das Material wurden, aus dem die Sprache entstand. Sie entwickelte sich aber am Leitfaden der concreten, sinnfälligen Außenwelt und hatte zunächst nur Worte für concrete Dinge und Erscheinungen an diesen Dingen. Wollte

der Mensch aber das innere geistige Geschehen zum Ausdruck bringen, so gebrauchte er dafür Bilder und Gleichnisse aus der sinnfälligen Außenwelt. So ist die Sprache für den Sprachkenner fast durchweg Bildersprache, und Wörtchen, denen man es durchaus nicht ansieht, entpuppen sich als verblaßte Bilder. Wer denkt bei „wenig" noch an „Weinen", von dem es abgeleitet ist, oder bei „ähnlich" an die Bestandtheile „ähn" = ein, „lich" = lîka, ähnlich = ein (und denselben) Körper (habend)? Ein starkes Beispiel von der Bilderhaftigkeit und Gleichnißrederei der Sprache ist folgender Satz: „Der Vortrag war wässrig, trocken und durchaus nicht fließend.

So redet man auch vom „Lichte" oder von der „Nacht" des Geistes, der Geist „erfaßt" und „begreift", wie eine Hand einen Gegenstand faßt und greift, der Geist „versteht" Etwas, als ob er Beine hätte, er „bedappelt", wie es in Frankfurter Mundart anstatt er „betappt" es, heißt. Dieselben bildlichen Ausdrücke und Metaphern finden wir in der Sprache der Römer, Griechen und Juder. Auch mit einem Spiegel oder mit einer Schreibtafel aus Wachs hat man schon im Alterthum die Seele verglichen, oder auch mit einem Taubenschlage, wie wir neuerdings von Gehirnkammern reden.

Wohl hat nun die Seele Aehnlichkeit mit einem Lichte oder einer Hand oder einem Spiegel oder einer Schreibtafel. Was heißt aber ähnlich? Wenn die Seele erkennt, so leuchtet sie weder, noch erfaßt oder begreift sie, noch spiegelt sie, noch nimmt sie „Eindrücke" in sich auf, wie die Wachstafel es thut!

Man hat aber das Bild für die Sache genommen und sich nun vom Alterthum bis auf unsere Tage mit der absurden Frage gequält: Wie kommen wir dazu, uns selber zu erkennen? Wie wissen wir von uns selber? Woher kommt das Selbstbewußtsein? Eine Hand greift doch nicht, und ein Licht erleuchtet doch nicht sich selber! So erfaßt, begreift, erleuchtet doch auch der Verstand nicht sich selber, mithin erkennt der Geist wohl, was außer ihm ist, aber nicht erkennt er sich, den Erkenner!

Die ganze Frage fällt in sich zusammen, sobald man sich klar darüber wird, daß „Erfassen, Begreifen, Erleuchten, Spiegeln" u. s. w. nur bildliche Ausdrücke für das geistige Geschehen sind, keineswegs aber dasselbe genau wiedergeben. Vermöge der Unvollkommenheit der Sprache sind wir ganz außer Stande, das geistige Geschehen anders als durch metaphorische, bildliche, übertragene Ausdrücke zu erfassen. Wir sind auf Gleichnisse angewiesen, wo wir den Sachverhalt benennen möchten. Alle Gleichnisse aber hinken. Kein Wunder, wenn die Sprache uns dann selber in die Irre führt und zu Fragestellungen verleitet, wo Nichts zu fragen ist. Daß wir von uns selber wissen, daran ist gar Nichts zu erklären, das müssen wir als gegebene Thatsache hinnehmen. Wenn wir uns selbst erkennen, oder wenn wir uns unsrer bewußt werden, so „erfassen" und „be-

greifen“ wir uns nicht in dem Sinne, oder vielmehr Un-Sinne, wie die Hand sich selber erfaßt, was sie natürlich nicht kann, sondern wir wissen einfach von uns, ohne daß es noch Etwas zu fragen gäbe. Die ganze selbstgemachte Schwierigkeit entstand blos aus dem Trug der Sprache, welche die Seele verdinglicht und das Erkennen mit der greifenden und fassenden Thätigkeit der Hand grob verwechselt hat.

Wie man sieht, gelangt man an der Hand der Sprache zu Aufschlüssen über das Wesen der Seele, wie sie die Naturwissenschaft nicht bietet. Zu bedauern ist, daß das Interesse für Sprachgeschichte nicht in so weite Kreise gedrungen ist, wie die Vorliebe für Naturgeschichte. Und doch sagt der Sinologe Professor von der Gabelentz mit Recht: „Mit den Begriffen der Entwickelung, der Artentheilung u. s. w. haben wir Sprachforscher hantirt, lange ehe man Etwas von Darwin wußte, und Uebergangsformen wußten wir zu Tausenden aufzuweisen, lange vor der Entdeckung des fossilen Hipparion und des Archäopteryx. Bei den Naturforschern brauchen wir also vorläufig nicht zu Tische zu gehen.“

Gedichte.

Von

Antonia Konstantin.

— Bres'au. —

Schmerz der Liebe.

Du wähntest, Liebe komme ohne Schmerz,
Und kam sie so — sie floh, wie sie gekommen,
Und öde ließ zurücke sie Dein Herz,
Bis sie des Leidens Zoll von ihm genommen.

Dann naht sie wieder in dem Strahlenkleid,
Dann kommen tiefe, selig-stille Wonnen,
Dann öffne Du Dein krankes Herze weit:
In ihrem Glanz wird es gesund sich sonnen!

An einem Marmorgrabe.

Im Abendschein liegen die Berge,
Herbstsonne fällt leuchtend darauf,
Und all meine frühen Träume,
Schmerzzuckend wachen sie auf.

Ich wollte, sie lägen begraben
In ewigem Dämmerschein
Unter schwerem Marmorgetäfel —
Und kein Weckstrahl je fiele hinein.

Vierzeile.

Es liegt ein röthlicher Schimmer
Ueber der Abendwelt;
So glühende Herbstesstimmung
In reifende Seelen fällt.

Einsam.

Von

Juhani Aho*).

(Schluß.)

IV.

„C'est fini, monsieur?“

„Oui, madame.“

„Pas de café, pas de cognac?“

„S'il vous plaît, madame.“

„Vous avez l'air bien triste, monsieur.“

„Non, madame, au contraire.“

Ich sitze in einem kleinen Restaurant am Boulevard de Clichy und habe soeben mein Diner beendet.

Der Raum ist länglich, und die Ausgangsthür führt direct auf den Boulevard. An der Thür steht ein Zinktisch, hinter welchem der Wirth in Hemdsärmeln den Arbeitern und Droschkenkutschern, die kommen und gehen, unablässig kleine Gläser vollschenkt. An den andern Wänden stehen lederne Sophas und davor Marmortische mit eisernen Füßen, an denen sich Fuhrleute in rothen Westen niedergelassen haben, kräftige, wettergebräunte Gestalten, die essen oder ein lautes, ununterbrochenes Gespräch bei ihren schwarzen Kaffeegläsern führen. Ihre blanken, lederbezogenen Cylinder hängen an den Riegeln über ihren Köpfen, und dort hängen auch ihre Paletots und Regenröcke. In einer Ecke ragt ein Bündel langer, dünner Peitschen auf.

Jedes Mal, wenn sich die Thür öffnet und ein Kutscher, der die ganze Thüröffnung einnimmt, hereintritt, bringt er eine Menge Boulevard-Lärm mit herein, dieses nimmer aufhörende Gebrause einer großen Stadt, die gellen Rufe der Straßenverkäufer, die Hufschläge der Pferde auf das Holzpflaster, das Knallen der Peitschen und den Ton aus den Hörnern der vorüberfahrenden Pferdebahnen.

---

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Finnischen von Mathilde Mann-Altona.

Es ist ganz eigenthümlich, wenn ich bedenke, daß ich jetzt hier sitze und dies Alles höre und sehe, und daß dies Alles neben mir und um mich herum lebt und vor sich geht. Ich? Ja freilich, ich, der ich durch die Luft flog und ganz zufällig in dieser Ecke von Paris niederfiel und hier blieb.

Ich befinde mich in diesem Augenblick sogar sehr gut. Ich habe vollständige Ruhe, Niemand stört mich oder redet mich an. Die fremden Gesichter der neuen Umgebungen, das ununterbrochene Gesumme der fremden Sprache — das Alles hält mich doch so sehr in Athem, daß die Gedanken keine Zeit haben, vollständig zu erstarren. Ich bringe gewöhnlich zwei bis drei Stunden hier zu, meinen Kaffee und Cognac schlürfend, langsam meine Cigarette rauchend und eine Zeitung lesend, um die Zeit todtzuschlagen.

Aber sobald ich auf den Boulevard hinauskomme, wo sich ein ununterbrochener Strom von Menschen bewegt, wo frohe, melodische Frauenstimmen an mein Ohr dringen, und wo eine Kutsche nach der anderen in unaufhaltsamer Reihenfolge dahinrollt, im Schein der Gasflammen glänzend und mit den brennenden Wagenlaternen, die wie schimmernde Perlen auf einem rinnenden Flusse aussehen, da bemächtigt sich des Gemüths abermals dieser alte, ewige Kummer, der jeden Tag um dieselbe Zeit und an demselben Fleck wiederkehrt. Ich habe nicht einen einzigen Bekannten, zu dem ich gehen könnte, ich habe keine Lust, in meine Wohnung zurückzukehren, wo es noch einsamer ist, und da lande ich denn, gleichgiltig vorwärts wandernd, in dem gewöhnlichen Café.

Dort verbringe ich einige Stunden, indem ich die Zeitungen durchblättere, den Billardspielern zuschaue und einen Brief schreibe.

Dies Mal bin ich mit einem langen Brief an Annas Bruder beschäftigt, und ich habe bereits mehrere Seiten geschrieben.

Wir Beide haben gemeinsam viele Stimmungen und viele Gefühle durchlebt. Wir kennen die geringsten Wandlungen in unseren Charakteren. Der Eine hat die Liebesgeschichten des Anderen mit durchgemacht, und wir haben uns gegenseitig bei unseren Abenteuern geholfen. Wenn dann so Etwas vorüber war, hatten wir die Schlußrechnung gezogen und den Gewinnst getheilt, d. h. unsere psychologischen Bemerkungen und Erfahrungen. Bis in's geringste Detail suchten wir das Seelenphänomen in uns zu erforschen und bauten mit dessen Hilfe ein psychologisches System für die Liebe und das Leben überhaupt auf.

Ich schrieb ihm jetzt, um ihm eine kurze Schilderung meines Zustandes seit der Trennung zu geben. Vielleicht hatte ich auch noch einen anderen Grund zu meinem Schreiben. Wenn ich durchlas, was ich während der vorhergehenden Abende geschrieben hatte, erschien es mir, als sei es darauf berechnet, von Andern als von ihm allein gelesen zu werden.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Ich hätte nie im Leben geglaubt, daß das Ausland den Eindruck auf mich machen würde, den es mir gemacht hat. Ganz anders hatte ich mir die Reise hierher, diese Stadt und mein Leben in derselben vorgestellt. Oder richtiger, ich hatte geglaubt, selber anders zu sein. Denn Alles ist ja so, wie unsere Stimmung es macht.

Das Verhältniß zu dem anderen Geschlecht bestimmt, wie sich unsere Umgebung in unseren Augen ausnimmt. Selbst in den Zeiten, wo eine Art Waffenstillstand eingetreten ist, ein Interregnum in der Liebe, wo wir nicht unmittelbar unter ihrem Einfluß stehen, selbst da lenkt sie uns durch die Erinnerung an vergangene Ereignisse oder Hoffnungen für die Zukunft. Du entsinnst Dich wohl, wie in vergangenen Tagen, als wir noch glücklich, sorglos und sicher waren, wir uns trotzdem darauf ertappen konnten, daß wir in die Weite hinausstarrten, und daß dann der Eine oder der Andere einem plötzlich erwachten Gedanken Worte verlieh: ‚Jetzt fehlt uns Nichts mehr als ein Mädchen, in deren Gesellschaft man diese herrliche Landschaft genießen könnte!‘ Und dann konnten wir Beide in Gedanken versinken und lange schweigend dasitzen und unklaren, melancholischen Phantasien nachhängen. Wenn eine Frau auf diese Weise aus weiter Entfernung wirkt, um wieviel mehr muß das nicht der Fall sein, wenn man sich mit ihr verlobt hat! Da verleiht sie Allem, was wir anschauen und worin wir leben, seine eigene Färbung. Für mich wenigstens giebt es keinen Zug, keinen Menschen, an dem nicht irgend Etwas von der Frau hängt, die damals den Inhalt meines Lebens ausmachte. Wenn ich dieselben Menschen wiedersehe, sind sie mir sympathisch oder unsympathisch, erregen Freude oder Kummer in mir, je nachdem meine Gefühle waren, als ich sie das erste Mal gesehen. Durch sich selbst und um ihrer selbst willen haben äußere Verhältnisse niemals Eindrücke auf mich gemacht, sondern nur in ihrer Eigenschaft als Zeugen der Freuden und Sorgen meines Herzens. So ist es bisher gewesen, und so ist es vielleicht in erhöhtem Grade jetzt. Der Eindruck, den das Ausland auf mich macht, ist nicht ein Product meiner eigenen, zufälligen Stimmung. Ich glaube, es wird Dich interessiren, wenn ich Dir das an einigen Einzelheiten erkläre.

Obwohl wir nicht darüber gesprochen haben, wirst Du sicher wissen, in welchem Gemüthszustande ich die Heimat verließ. Anna hat es Dir wohl erzählt. An und für sich liegt ja nichts Neues darin, daß ein Mann von meinem Alter sich in ein junges Mädchen von dem ihrigen verliebt. Aber ich wußte nicht im Voraus, wozu sich diese meine Gefühle gestalten würden. Es sieht so aus, als wenn meine Gefühle, jetzt wo ich ein gewisses Alter erreicht und alle Entwickelungsstadien durchgemacht habe, ihren Kreislauf auf's Neue beginnen sollten, gleich dem Saft gewisser Bäume die während eines langanhaltenden Herbstes gleichsam aus Versehen zwei Mal blühen. Während des letzten Sommers wallten in mir alle die scheuen kindlichen Gefühle wieder auf, die ich abgestreift zu haben glaubte,

als ich zum ersten Mal verliebt gewesen war. Dies kleine Mädchen, das ich beinahe auf dem Schooß gehabt und auf meinen Armen getragen habe, und das ich bisher wie ein Kind behandelt hatte, — in ihrer Nähe war ich verschämt wie ein Schulknabe, der zum ersten Mal vor seinem Ideal steht. Ich verliebte mich in sie, als wäre sie meine erste Liebe gewesen.

Ich glaubte, ich könnte meine Liebe abstreifen und sie in der Heimat zurücklassen, wie ich alles Andere zurückließ. Aber sie kam mit, sie begleitete mich auf meiner Reise, und während der ersten Wochen meines Hierseins war ich vollkommen in ihrer Gewalt, wie Du bald sehen wirst. Ich versuchte dagegen zu kämpfen, weil sie mich so unsagbar peinigte, und die Luft des Auslandes trug mit ihren neuen Eindrücken auch das ihre dazu bei, meine Vergangenheit verdunsten zu lassen. Aber meine Gefühle setzten sich zur Wehr, und die Vergangenheit wollte nicht verdunsten. Deswegen ist fast jeder Ort, den ich besucht, jede neue Straße, die ich durchwandert, jedes Café, in dem ich gesessen habe, eine Erinnerung an diesen Kampf.

Wahrscheinlich ist es auch eine Folge dieses inneren Streites, daß ich alle diese Plätze so klar und scharf vor mir sehe, sie haben sich auch in mein Gemüth abgedrückt wie ein scharfes neues Cliché auf ein weißes Stück Papier. Jedes Mal, wenn sich ein neues, frisches Bild in meine Gedanken drängt und durch seine Neuheit meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, glaube ich die Vergangenheit glücklich überwunden zu haben. Wenn sich dann aber die Stimmung plötzlich verändert, wenn das Licht aus einer anderen Richtung fällt und das Bild sich dem Tage zuwendet, so entdecke ich irgendwo auf dem Grunde ein klares Wasserzeichen, das durch alles Andere hindurchschimmert. Das kann nicht verschwinden, kann nicht verblassen, nicht verfälscht werden. Es zeigt *ihre* Conturen, ein schönes, feines Profil und eine sich ringelnde Locke am Ohr. —

Wenn ich des Morgens meine Wohnung verlasse und die Straße hinab wandere, die zum Boulevard führt, so kann ich nicht umhin, mich für einen Augenblick von dem Leben um mich her angeregt zu fühlen. Die Kleinhändler haben ihre Waarentische auf den Trottoirs aufgeschlagen, und zwischen den hohen Steinmauern sind Früchte und frische, eben angekommene Gemüse aufgestapelt gleich dem Schaum des Gießbaches, der zwischen engen Felswänden dahinbraust. Die Verkäufer schreien aus vollem Halse, und an ihnen vorüber strömen die Käufer, meistens Frauen im Morgencostüm, barhäuptig, ein kleines Tuch über den Schultern. Auf der Schwelle seiner Thür steht der Schlächter mit seiner weißen Schürze, und im Fenster des Bäckers erblickt man einen ganzen Stapel prächtigen Weizenbrotes, lang und dick wie ein Stück Birkenholz. Daneben schimmert durch das Fenster ein kleiner Zinktisch, und vor demselben steht eine Schaar in Blousen gekleideter Männer, eine Reihe kleiner Gläser vor sich, aus welchen sie stehenden Fußes ihren gelblich grünen Absynth trinken. Ein Haufen Schulknaben in

Uniform, die Bücher unter'm Arm, rufen und schreien um die Wette mit dem Kutscher eines großen Frachtwagens, dessen Pferde mit den Hufen Funken aus dem Pflaster schlagen und sich vergebens bemühen, die schwere Last in Bewegung zu setzen. Fast jeden Morgen begegnet mir ein blinder Greis, der, eine Büchse in der Hand, auf Almosen wartet und die Vorübergehenden mit erloschenen Augen anstarrt. Vor dem Fenster des Papierhändlers stehen stets Leute, welche die Witzblätter betrachten. Die Straße endet in einem kleinen Markt, auf dessen Mitte eine Statue steht, und auf dessen einer Seite eine lange Reihe von Droschken mit ihren glänzenden, schwarzen Vordecken hält. Die Hörner der Pferdebahn ertönen, und der mit zwei weißen Pferden bespannte Wagen drängt sich durch die Straßenmündung. Er ist auf dem Wege nach der Ausstellung; ich eile auf ihn zu, um noch einen Platz zu erhaschen.

Während wir uns vorwärts bewegen, sehe ich durch das Fenster eine Pariser Ansicht nach der anderen an mir vorüberfliegen. Cafés, in deren Fenstern und großen Wandspiegeln die Straße mit den Menschen, die Pferdebahn und das Treiben des Boulevards sich abspiegelt. Wände, mit Riesenbuchstaben bedeckt. Bunte Zeitungskioske. Die Pferdebahnhaltestelle, wo ein schwarzer Haufe von Menschen wartet, die Alle mitwollen. Der ernsthafte Schutzmann, der an der Ecke auf Wache steht. Ein neuer, offener Platz, in dessen Mitte ein Springbrunnen steht. Plötzlich ein neuer Boulevard, schwarz von Menschen und Fuhrwerken, die in einer fernen Perspective rasseln und verschwinden. Und überall diese gewaltigen steinernen Häuser, gleich in einen Berg gehauenen Tempeln emporragend, einfach und ehrfurchtgebietend, mit eisernen Balkons geschmückt, einer grau gekleideten Frau ähnelnd, die einen durchbrochenen Schleier um die Achseln trägt.

Mir gerade gegenüber sitzt eine Pariserin, graziös und gemächlich. Sie ist wie ein Spielzeug, das aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen und mit seinem schärfsten Messer geschnitten ist; das Material ist von seinem saftigsten, frischesten Holz genommen. Neben ihr sitzt ein älterer Herr, das Band der Ehrenlegion im Knopfloch und einen glänzenden Cylinderhut auf dem Kopf. Wie geschickt sie sich durch den schmalen Gang bewegt, an den Knieen der Anderen vorüber. Sie erscheint mir wie ein Vogel, der durch das Laubwerk schlüpft, ohne auch nur eine Feder in Unordnung zu bringen. Ich machte ihr Platz, indem ich meine Füße zurückziehe, und als Dank dafür ertönt von ihren Lippen ein leises „pardon". Sie hüpft auf die Straße hinab, steigt auf das Asphalttrottoir, spannt ihren Sonnenschirm auf und steckt ihre behandschuhte Hand unter den Arm ihres Mannes.

Und mehr bedarf es nicht. Wie mit einem Schlage steht Alles vor meiner Seele, ich werde trübe und traurig gestimmt. Und so geht es fast jeden Tag in Folge irgend einer Veranlassung.

Die Ausstellung macht immer wieder einen großartigen Eindruck auf mich, sobald ich von den Trocadero-Colonnaden das Marsfeld überschaue. In der Mitte erhebt sich der Eiffelthurm wie eine Wüstentanne mit einem Büschel an der Spitze, im Sonnenschein glänzen die vergoldeten Kuppeln der Ausstellungsgebäude, welche jubelnd aufwärtsstrebende Statuen krönen. Unwillkürlich fängt das Blut an, schneller durch die Adern zu fließen, wenn man auf die eiserne Brücke herabkommt, unter der die Seine dahinfließt, und durch deren Brückenbogen kleine Dampfboote voller Menschen gleich Schwalben hindurchgleiten. Und als ich mich unter dem Eiffelthurm, zwischen den Beinen dieses eisernen Riesen befinde, habe ich in dem Augenblick keinen Gedanken für etwas Anderes, als zu sehen und zu bewundern. Wenn ich dann später in den Straßen und Gängen dieser Wunderstadt umherwandere, von Palast zu Palast, deren Giebel vollständige Kunstwerke, deren Thore Skulpturen, deren Wände Gemälde sind, während die Kostbarkeiten aller Erdtheile die Räume anfüllen, so löse ich mich vollständig los von meinem eigenen Ich und kann kaum glauben, daß ich es bin, der hier umherwandert, den ein jeder Schritt in einen neuen Welttheil versetzt. Oder wenn ich mich in der Maschinenhalle befinde, unter deren himmelhohem Glasdach man sich wie in einer Schmiede befindet, wo alle Arme des Jahrhunderts sich spannen, wo alle diese Hämmer pochen, wo uns Dampf, Gas und Elektricität umströmen, da werde ich ganz verwirrt, ganz betäubt von diesem Getöse, das gleichsam unter der Erde entsteht, mich durchdringt und jede Ader in mir elektrisirt. Eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt sich des Körpers, als ob in jedem Nerv ein elektrischer Funke säße. Wenn dann bei Hereinbruch des Abends die beleuchteten Springbrunnen ihre Farbensymphonie zu spielen beginnen und der ganze Eiffelthurm zu einer einzigen rothen Feuersäule wird, so ergreift auch mich der allgemeine Jubel, und ich stimme mit ein in die Hurrahrufe, die vor diesem Opferaltar erschallen, der angezündet zu sein scheint, um den Göttern zu trotzen und die Kraft der Menschen zu verherrlichen.

Aber dann brauche ich nur in einer etwas entlegenen Ecke eines der vielen Cafés an einem einsamen, kleinen Tisch zu stranden. Das Getöse von dem Centrum des Ausstellungsplatzes dringt nur schwach bis hierher, und das Licht, das ihm entströmt, liegt gleich einem leuchtenden Nebel über den Baumwipfeln. Hier ist freilich auch illuminirt, an den Zweigen der Bäume wachsen runde, rothe Laternen gleich großen Kirschen, und von Zeit zu Zeit werden bengalische Flammen in den Büschen abgebrannt, bald einen gelben, bald einen blauen Schein über das Laubwerk, über die Wände des Pavillons und über die Menschen werfend, die auf den grünen Rasenplätzen luftwandeln. Es liegt etwas Ländliches über dem Ganzen, Etwas, das an die Volksfeste daheim erinnert. Und Melancholie und Mißstimmung steigen in mir auf, und mein Gemüthszustand ist wieder ganz der alte. Ich habe Alles satt, was ich gesehen, und es hat Alles

keinen Werth mehr für mich. Dieser Thurm ist ein unnützes Gaukelbild, das von dem Streben der Menschen zeugt, und alle diese Einrichtungen sind Spielzeuge für große Kinder. Diese Zehntausende von Menschen, die an den leuchtenden Fontainen um Stühle kämpfen, sind alle mit einander Narren. Ich betrachte ihren Enthusiasmus ungefähr von demselben Standpunkt, von dem aus die Pietisten alle weltlichen Vergnügungen beurtheilen. Alles ist vergänglich, nach wenigen Monaten ist von all' Diesem Nichts mehr übrig als ein grinsender Steinhaufen. Und deswegen hat man die ganze Welt in Bewegung gesetzt! Die Gegenwart ist Humbug, Nichts als Humbug! — — Aber ich fühle es, daß mein Urtheil ganz anders ausfallen würde, wenn sie hier wäre, wenn ich sie überall hinführen könnte, wenn wir gemeinsam Alles beschauen könnten: Da wollte ich genießen, bewundern, mich begeistern!

Einmal kam ich in der Ausstellung zu einer ungarischen Restauration, wo ein Streichorchester spielt und wo echter Steppenwein geschenkt wird. In der Musik ist Gluth und südländische Sonne und im Wein ein Geschmack von unverfälschten Trauben. Die Musikanten tragen Nationalcostüme, es sind schwarzäugige Männer mit dicken, aufwärts gestrichenen Schnurrbärten. Der Dirigent spielt mit und steht, während er spielt. Die Töne, die sein Bogen dem Instrument entlockt, steigen und fallen leidenschaftlich, er biegt den Körper zurück, und die Perlen an seinem Gewande flimmern. Seine Augen glänzen in dem elektrischen Licht, und scherzend wirft er bald dieser, bald jener Dame, die in seiner Nähe sitzt, herausfordernde Blicke zu. Man wirft ihm Blumen auf die Estrade; das Publicum folgt seinem Spiel und vertieft sich in die Gefühle, welchen die Violinen Ausdruck verleihen.

Hie und da streckt sich eine Hand aus, ein Kopf und ein Fuß wiegen sich im Tact mit der Musik. Auch ich begeistere mich, mir wird leicht und froh um's Herz. Aber plötzlich verstummen die Violinen, und die Musik hört auf. Nur vom andern Ende des Saales ertönt das Geklirr von Münzen, die der Kellner einem der Gäste in die Hand fallen läßt. Der Bogen des Dirigenten hat mitten im Spiel inne gehalten, die Spitze ist hoch erhoben, und die Hand berührt das Ohr. Und als er sie langsam, kaum sichtbar, herabgleiten läßt, da hat der Ton der Violine sich verändert. Er ist tieftraurig geworden; erst klagt er, dann weint er, gleich einem vergessenen Sehnen, das jetzt wieder in der Erinnerung erwacht ist. Seine Züge sind ernsthaft geworden, sein Blick schweift jetzt über die Köpfe der Menge hinweg, an einer Linie entlang, die vielleicht bis zu der Laterne dort über der Thür führt, die mir aber weithinaus zu schweben scheint, über die weite Steppe nach einem fernen Horizont, hinter dem die Abendsonne seines eigenen Landes untergeht.

Weit, weit weg, dort in der Ferne liegt auch meines melancholischen Vaterlandes Horizont, der Nordwind legt sich zur Ruh', die Wellen plätschern gegen die Seiten des Bootes, das Segel hängt schlaff herab, und Anna sitzt

im Vordersteven, den Rücken mir zugewandt, leise eine Melodie vor sich hinsummend.

— — — — — — — — — — — — — —

Hier hörte ich gestern auf. Ich will nicht mehr über die stets einförmigen Wandlungen meiner Stimmungen reden. Wenn man eine Welle gesehen hat, kennt man die folgende. Bald spiegeln sie das tiefe Blau des Himmels wieder, bald sind ihre Kämme von weißem Schaum gekrönt. Sie schwellen eine Weile an, lassen dann nach, wenn der Wind sich legt, und begeben sich schließlich ganz zur Ruhe.

Ich glaube, ja, ich bin ganz sicher, daß der Wogenschwall meines Herzens sich bald zur Ruhe legen wird. Ich habe angefangen, in der Bibliothek zu arbeiten, und habe nicht mehr so viel Zeit, mich selber zu beobachten, wie im Anfang. Und dazu kommt, daß die Umgebung, dieser Pariser Himmel sich tiefer in meine Sinne einprägt, neue Wünsche, neues Sehnen mit sich bringend. Wenn ich zum Beispiel des Abends an den großen Boulevards entlang wandere, wo alle Welt so sorglos durcheinander strömt, heiter und leichtsinnig, als sei das ganze Leben ein Spiel, so bekomme auch ich Lust, mich den Anderen zuzugesellen. Was sollte mich auch im Grunde hindern, so einen der leichten, flatternden Straßenschmetterlinge unter den Arm zu nehmen, die in Sammet und Seide strotzen und mit einer fast unschuldigen Miene den Kopf in den Nacken werfen und alle Vorurtheile der Welt verlachen: Sollte nicht ein solches Wesen im Stande sein, mich die Vergangenheit vergessen zu machen, alle die alten Wunden zu heilen? Sollte es nicht das Wasserzeichen verdunkeln können, indem es selber an seine Stelle träte? Weshalb lasse ich mich nicht von demselben Wirbel mit fortreißen? Weshalb setze ich mich nicht in eines dieser Cafés, wo sich die schwarzen Cylinderhüte der Herren und die hellen Kleider der Damen mit einander vermischen?

So denke ich, aber trotzdem stehe ich da und bleibe ganz der Alte, der ich immer gewesen. Ich mache nicht die geringste Abweichung, sondern wandere stets dieselben Straßen heimwärts, und ich freue mich, daß ich es gethan habe."

— — — — — — — — — — — — — —

Als ich den Brief in das Couvert steckte, hatte ich ein Gefühl, daß das, was ich über das baldige Ende meiner Liebe gesagt hatte, nicht ganz wahr sei. Während die Feder über das Papier glitt, war es mir freilich selber so vorgekommen, aber diesen Gedanken kreuzte ein anderer. Ich glaubte, es sei nur eine zufällige Stimmung, die jeden Augenblick mit einer anderen vertauscht werden könne. Und das geschah auch so bald, daß ich schon im selben Augenblick die Hoffnung faßte, daß aus meinem Brief gerade das hervorgehen würde, was ich hatte verbergen wollen. Wenn Annas Bruder den Brief liest, wird er zweifelsohne zu seiner Mutter sagen: „Man sieht deutlich, daß er noch nicht frei ist, daß er sie noch immer

liebt." Was aber wird Anna sagen? Natürlich wird der Bruder es so einrichten, daß sie den Brief liest. Und wenn sie ihn liest, welchen Eindruck wird er auf sie machen?

Als ich über dies Alles nachdachte, begann die Hoffnung wieder in mir zu keimen. Gleich den Strahlen einer aufgehenden Sonne schien mir die eine Möglichkeit nach der anderen am Horizont zu erglühen, und ich fing an, mir einzubilden, daß mein Brief möglicherweise noch Alles würde verändern können. Wenn ich mir die Sache recht überlegte, mußte ich zu dem Resultat kommen, daß ja Anna die wirkliche Tiefe meiner Gefühle noch nicht kannte. Das Ganze war so plötzlich über sie gekommen. Ich hatte ja nicht einmal ernsthaft und ruhig mit ihr gesprochen. Nach meiner Abreise hatte sie vielleicht angefangen zu grübeln, meiner mit wärmeren Gefühlen zu gedenken. Mit der ganzen Erbärmlichkeit eines Verliebten ließ ich sogar ihr Mitleid nicht aus meiner Berechnung und — das konnte ich mir nicht verhehlen — den Einfluß der Mutter und des Bruders. Hauptsächlich aber vertraute ich auf meinen Brief. Sie sollte daraus ersehen, wie bodenlos tief meine Liebe war, wie ich litt, wie unglücklich ich mich fühlte.

Mit ganz eigenartigen Empfindungen betrachtete ich den Brief, der dort vor mir auf dem Tische lag. Das Couvert war von feinstem französischen Papier. Es schien mir zu leben, es glich einem bleichen, sammetbeschwingten Schmetterling, der sich unbeweglich auf einem Blatte festgesetzt hat. Er bebt nicht einmal, aber sobald Du Dich näherst, fliegt er auf.

Ich kann es nicht über's Herz bringen, den Brief in die Tasche zu stecken, wo er zerknittert werden könnte. Ich lasse ihn vor mir liegen, bis ich mein Bier getrunken habe und meine Cigarette dazu geraucht habe. Im Nebenzimmer knallen die Billardkugeln. Die Kassirerin klirrt hinter dem Schenktisch mit dem Silber. In den Wandspiegeln schimmert eine lange Reihe von Gasflammen. Draußen auf dem Boulevard, an den Glasthüren vorüber, eilen unaufhörlich Spaziergänger, Wagen und Pferde.

Ich gehe hinaus. Vorsichtig halte ich den Brief in meiner Hand, und als ich ihn auf den Boden des Briefkastens fallen höre, zucke ich zusammen. Dann gehe ich langsam auf dem Asphalttrottoir nach Hause. Alle Cafés erstrahlen in hellem Lichterglanz, aus den Concertlocalen tönt Musik und Gesang. Durch die geöffneten Thüren und den blauen Tabaksqualm erblicke ich im Hintergrunde des Saales tanzende Damen in durchsichtigen Florgewändern. Ich beschleunige meinen Gang und sehe gerade vor mich hin, um den mir auf jedem Schritt begegnenden Frauen auszuweichen.

„Monsieur! dites donc, monsieur! Voulez-vous, monsieur?"

Ich schüttle sie unsanft von meinem Rockärmel ab und biege in meine eigene Straße ein. Dort ist es friedlich und still. Die Läden sind geschlossen, und nur noch der Kastanienverkäufer an der Straßenecke röstet seine Waare auf der knatternden Pfanne. Und vor mir her wandelt, mit

seiner Laterne am Boden suchend, der „Chiffonnier“, der Lumpensammler, dieser nächtliche Schakal von Paris, der Alles, was Andere in den Rinnsteinen hinterlassen haben, in den Kehrichtkorb auf seinem Rücken wirft.

Ich schelle, rufe dem Thürhüter meinen Namen zu und klettere nach meinem kleinen Zimmer im sechsten Stockwerk hinauf. Ich schließe mein Fenster und suche mit dem Blick die Finsterniß zu durchdringen. Ganz Paris liegt dort vor mir in die Dämmerung der Nacht gehüllt. Ich kann es jetzt nicht sehen, aber an dem Schein des elektrischen Lichts auf den Boulevards und an den in ungleicher Entfernung schimmernden Lichtern kann ich die Größe der Stadt ahnen. In meiner nächsten Umgebung ist nicht das geringste Geräusch zu vernehmen. Aber dort weiterhin ertönt eine ununterbrochene, warnende Stimme, gleichsam aus einem fernen Wasserfall aufsteigend, dessen Gebrause beim Herannahen des Abends durch die Tiefe der Wälder bis zu den auf den Höhen gelegenen Dörfern dringt. Es siedet, es kracht, es brüllt und wimmert, als wenn dort irgend Etwas von einem unaufhörlichen Schmerz gemartert würde. Ich höre diese Töne jeden Abend, ich kann nicht erklären, woher sie stammen. Einige freilich glaube ich wieder erkennen zu können. Das ist der Zug, der bei seiner Ankunft auf der nächsten Station pfeift. Das sind Menschenstimmen. Dort singt Jemand!

Lange, lange, weit über Mitternacht hinaus, liege ich noch wach. Ich vergesse, wo ich mich befinde, und bilde mir ein, daß ich daheim bin, in meines Vaters Haus, in der alten Giebelstube auf dem hohen Hügel, dort, wo ich in vergangenen Zeiten die Nächte bei meinen Büchern verbrachte und mich zum Examen vorbereitete. Meine Phantasie war voller Illusionen und Zukunftshoffnungen. Ich liebte und glaubte mich geliebt. Von meinem Fenster aus hatte ich, ebenso wie hier, eine weite Aussicht über eine Waldlandschaft, wo ich in der Ferne auf den Gipfeln der andern Höhen Feuer blinken sah. Im Hause war man zur Ruhe gegangen, und der Schall der letzten Schritte war verklungen. Aber die öde Haide hatte nicht aufgehört zu leben. Sie wachte die Nacht hindurch und entsandte stets dasselbe stille Sausen, dieselben nächtlichen Stimmen.

Ich entkleidete mich und begab mich zur Ruhe. Und in der Phantasie meiner Träume will es mir scheinen, als sei die Dunkelheit unter dem Fenster ein Wald, als sei es nur die Haide dort in der Heimat, welche sauste.

Die ganze Zeit, die zwischen diesen beiden Stunden liegt, scheint mir verschwunden zu sein. Ich bin jetzt noch derselbe, der ich damals war. Als Ziel meines Strebens erblicke ich dieselbe Hoffnung, und wie von einer sichern Möglichkeit träume ich von Zukunft, Heim und Glück. Und ich kann nicht mehr glauben, daß ich, so wie ich noch vor Kurzem befürchtete, wirklich dazu verurtheilt sein soll, beständig ein einsames, freudenloses Leben zu leben.

V.

Mehrere Wochen verbringe ich in dieser ruhigen Gemüthsverfassung. Es ist etwas Neues in mein Leben gekommen, das mich aufrecht hält — ich hoffe. Ich glaube schon fester an die Möglichkeit, daß mein Brief einen guten Eindruck gemacht haben kann. Während der Tage, wo ich noch keine Antwort erwarten kann, fühle ich mich beinahe glücklich. Ich weiß, daß mein Brief unterwegs ist, daß es der letzte Versuch ist, daß der letzte Wendepunkt bevorsteht, und daß dann Nichts mehr zu machen ist. Und ich versinke in die gleichgültige Sicherheit des Fatalisten.

Meine Arbeit, an die ich nun mit Ernst herangegangen bin, schreitet schnell vorwärts, und ich bringe fast den ganzen Tag in der Nationalbibliothek zu. Der tempelähnliche Friede, der dort herrscht, das durch das Dach fallende Licht, die gleichmäßige, milde Wärme, die ernsten Gelehrten mit ihren grübelnden Zügen, ihren vom Denken gefurchten Stirnen und ihrem grauen Haar — das Alles erfüllt mich mit Sicherheit und Gemüthsruhe, und die Hoffnungslosigkeit verkriecht sich in ihren Winkel.

Mag es kommen, wie es will, denke ich, ich muß mich in mein Schicksal finden. Mein Leben wird in Zukunft sehr einförmig werden, voraussichtlich ohne besondere Freude, aber auch ohne zehrenden Kummer. Und es scheint mir, als sei ich von den sonnigen Höhen meines Lebens zu dessen Ebenen hinabgestiegen.

Es ist jedenfalls eine nie erlöschende Hoffnung, die mir diese Ruhe eingeflößt hat. Denn je mehr Zeit vergeht, seit ich meinen Brief abgesandt habe, desto unruhiger und nervöser werde ich. Als zwei Wochen verflossen sind und keine Antwort gekommen ist, ist es mit mir aus. Ich gehe nicht mehr so regelmäßig auf die Bibliothek, und ich kann mich nicht von meiner Wohnung entfernen, ehe der Briefträger seine Runde gemacht hat, was ungefähr um drei Uhr geschieht. Und geschieht es doch einmal, so lasse ich plötzlich Alles stehen und liegen und kehre durch Wind und Regen und Schmutz schleunigst wieder heim.

Wenn ich komme, steht die Concierge gewöhnlich vor der Thür und betrachtet zum Zeitvertreib das Leben auf der Straße. Schon aus der Ferne suche ich aus ihren Zügen zu lesen, ob sie Etwas für mich hat. Ist dies der Fall, so muß sie ja, sobald sie mich sieht, in ihr Zimmer gehen. Aber vielleicht denkt sie nicht daran, und vielleicht ist doch ein Brief für mich da. Ich sage ihr mit meiner freundlichsten Stimme guten Tag. Sie beantwortet den Gruß ebenso freundlich, und ich schlüpfe an ihr vorüber in die Thür. Aber sie folgt mir nicht. Ich trockne meine Füße viel länger, als es nöthig ist, auf der Matte ab. Ich steige zwei, drei Stufen hinauf. Ich kann nicht weiter! Ich muß Gewißheit haben. Außerdem habe ich ja gar Nichts auf meinem Zimmer zu schaffen. Der ganze Tag geht mir verloren. Ich muß sie fragen.

„Rien, monsieur, rien!“

Jeden Tag dieselbe Antwort und dasselbe herzzerreißende, schnarrende „rien“, von dem sie nicht ahnt, wie schmerzlich es mich berührt. Es ist eine wohlwollende alte Frau, stets freundlich und artig. Aber trotzdem habe ich sie in Verdacht, daß sie mir ganz im Geheimen einen Streich spielt. Wer weiß, ob sie nicht mit Absicht meinen Brief zurückhält? Vielleicht meint sie, daß ich ihr zu wenig Trinkgeld gegeben habe, und will deshalb nicht damit herausrücken. Und gelegentlich stecke ich ihr ein Fünffrancsstück in die Hand.

Aber von dem Briefe höre ich trotzdem Nichts. Stets dieselbe Antwort: „Rien, monsieur, rien!“

Eines Tages komme ich vom Frühstücke nach Hause. Ich habe es aufgegeben, den Brief zu erwarten, und frage nicht mehr danach. Ich bin schon im Begriff, die Treppe hinaufzusteigen, als die Concierge mir plötzlich nachruft:

„Voilà une lettre pour monsieur!“

Von Anna! — Ich fahre zusammen, als ich die Aufschrift erblicke. Sollte es möglich sein? Was hat dies zu bedeuten? Und der Gedanke jagt mich die Wendeltreppe hinauf, so daß ich das sechste Stockwerk in wenigen Sprüngen erreiche. Ich verliere den Athem, es schwindelt mir vor den Augen, so daß ich kaum den Schlüssel in das Schlüsselloch zu stecken vermag. Als ich endlich das Couvert öffne und ein Stück des Briefes in der Eile mit abreiße, sehe ich, daß der Bruder ihn geschrieben hat, und als ich die Aufschrift genauer untersuche, erkenne ich die Hand der Mutter!

Ich kann mich nicht entschließen, den Brief zu lesen. Ich wünsche fast, daß er noch nicht angekommen wäre, denn ich fürchte, daß er mich ganz aus meiner sicheren Bahn bringen wird. Eine unsichere, schwankende Hoffnung ist auf alle Fälle besser als eine vernichtete. Jetzt, wo ich den Brief einmal bekommen habe, könnte ich die Lectüre desselben bis morgen verschieben, ja bis auf Weiteres.

Wie ist die Aufschrift der Mutter auf das Couvert gekommen? Es ließ sich wohl so erklären, daß der Bruder seiner Gewohnheit gemäß den Brief abzugeben vergessen hatte. Er erwacht am Morgen, ist aber zu träge, um aufzustehen, und die Mutter sendet den Brief zur Post. Und daher trägt das Couvert ihre Handschrift, die derjenigen der Tochter ähnelt.

Aber einmal muß ich den Brief ja doch lesen. Vielleicht steht gar Nichts über die ganze Angelegenheit darin.

Der Bruder spricht die Hoffnung aus, daß ich es nicht übelnehmen werde, daß er der Mutter und Anna meinen Brief gezeigt hat. Die Mutter hätte Mitleid mit mir gehabt. Anna habe, nachdem sie den Brief gelesen, ihn, ohne ein Wort zu sagen, zurück gegeben, und seitdem wäre nicht mehr die Rede davon gewesen.

„Du möchtest sicher wissen, welchen Eindruck der Brief auf sie gemacht hat, und ich würde es Dir gern mittheilen, wenn ich es nur selber wüßte. Ich glaube auf alle Fälle, daß Du Nichts dadurch verloren hast, wenn Du auch Nichts gewonnen hast.

Uebrigens kann man ja niemals aus den Frauen klug werden. Und um aufrichtig zu sein, will ich Dir nur sagen, daß Anna einen Anbeter hat. Natürlich ist es ein Student, ein Grünschnabel. Sie haben sich auf dem Studentenball kennen gelernt, er hat sie aus dem Theater nach Hause begleitet, sie haben Costümtänze mit einander eingeübt und getanzt, und in mondhellen Nächten hat er ihr Serenaden gebracht. Natürlich ist sie sehr angenehm dadurch berührt. Wie tief ihre „Gefühle" gehen, kann ich wirklich nicht sagen. Es ist möglich, daß es zu einer Verlobung kommt, aber ebenso möglich ist es auch, daß Nichts daraus wird.

Vielleicht kann ich mich nicht ganz auf Deinen Standpunkt stellen, aber ganz unter uns gesagt, wundert es mich wirklich, daß Du Deine Liebe zu ihr so ernsthaft genommen hast. Deine Gefühle an und für sich kann ich sehr wohl verstehen. Es ist diese allgemeine Sehnsucht, diese Leere, die in unserem Alter so schwer, ja fast unmöglich zu ertragen ist. Sie treibt uns, Liebe und Hingebung, als die einzige Möglichkeit des Lebens zu suchen. Und je schneller man die Zeit unter den Füßen verrinnen fühlt, desto eifriger wird die Begier, auf einen festen Stein am Strande zu springen. Aber obwohl Anna ein prächtiges Mädchen ist, — vielleicht eins der besten, die ich kenne, — so ist sie ja doch nicht die Einzige in der Welt. Ich glaube durchaus nicht, daß es mit Dir aus ist, wenn Du sie nicht bekommst. Du sagst, daß so eine alte Junggesellenliebe der ersten Verliebtheit gleicht. Aber die Aehnlichkeit zeigt sich auch darin, daß man jedes Mal glaubt, es sei die letzte Neigung, obwohl dies keineswegs der Fall ist. Eines schönen Tages triffst Du ein ebenso angenehmes, vielleicht noch viel angenehmeres Mädchen. Männer, die auf unserm Entwicklungsstandpunkt stehen, müssen stets von ihren Forderungen ablassen, und wenn wir das thun, so giebt es schon Frauen genug für uns in der Welt.

Was mich selber anbetrifft, so stehe ich im Begriff, in den Winterhafen des Familienlebens einzulaufen. Denk Dir, daß ich seit einigen Tagen verlobt bin! Sie heißt Helmi und ist die Tochter eines Kaufmanns aus Uldåborg, nicht emancipirt, nicht besonders kenntnißreich, blond, starkgebaut, frisch und blühend, eine praktische Ostbottnierin, besucht keinen Fortbildungscursus, will nicht studiren, ist aber gewandt in Handarbeit und kam hierher, um eine Kochschule durchzumachen. Mein scharfes Auge entdeckte ihre lange, blonde Flechte auf dem Studentenball, ich ließ mich ihr vorstellen und tanzte eine Française mit ihr. Wie Du weißt, bin ich sehr interessant mit meinem schmalen Schnurrbart und meinem leicht blasirten Aeußern. Alle Grünschnäbel sind augenblicklich aus dem Felde geschlagen. Sie hat den vernünftigen Einfall, sich in mich zu verlieben, und ich erfahre das

durch Anna, mit der sie plötzlich intime Freundschaft schließt. Sie wird zu uns eingeladen, sie singt ein wenig, und ich begleite sie. Ich bringe sie nach Hause u. s. w. Mit einem Wort, diese Details sind ja stets dieselben und sind ja schon Tausende von Malen erlebt, — also nichts mehr darüber. Von meiner Seite ist natürlich nicht mehr die Rede von dem, was ich früher unter Liebe verstand. Das kam und ging mit ihr — Du weißt ja. Aber wo in aller Welt, lieber Freund, begegnen wir diesen großen und tiefen Frauennaturen, von denen wir glaubten, daß sie allein uns befriedigen und verstehen könnten! Wenn ich einmal das Bedürfniß nach feinerer, geistiger Gesellschaft habe, nach einer sogenannten Seelensympathie, so suche ich den Kreis der Kameraden auf, tausche (bei einem Glase Grog) Ansichten mit ihnen aus, und begebe mich dann in mein friedliches Heim, wo Alles in schönster Ordnung ist, und wo mich Gemüthlichkeit und Zärtlichkeit umgeben.

Im Uebrigen bin ich fest überzeugt, daß sie sich über Nichts wird zu beklagen haben. Ich werde ein guter Vater für ihre Kinder werden — ich sehne mich nach Kindern — und ein treuer Gatte. Das wird mir auch nicht schwer werden. Ich habe, ebenso wie Du, alle die wechselnden Tonarten des Gefühlslebens durchgemacht, und ich glaube, daß ich mir jetzt an der einfachen Melodie werde genügen lassen, die den Rest meines Lebens ausfüllen wird, — „am häuslichen Herd". Ich sehne mich nach Ruhe, nach ungestörter nervenstärkender Ruhe. — Oblomoff! wirst Du sagen. Ja, gewissermaßen Oblomoff. Nach der Richtung hin habe ich mich entwickelt.

Und Du solltest es versuchen, Dich nach derselben Richtung hin zu entwickeln. Hole der Teufel alle Deine Sorgen! Es verlohnt sich nicht der Mühe, sein ganzes Leben wie ein Ritter von der traurigen Gestalt umherzugehen. In Sonderheit nicht in Paris um einer kleinen, finnischen Schönheit willen. An Deiner Stelle würde ich mich vom Strom fortführen lassen, da Du doch einmal am Ufer stehst. Löse Dein Boot, und fahre den Strom hinab! Wenn Du nicht ganz ungeschickt steuerst, was in unserem Alter ja nicht mehr zu befürchten ist, so gleitest Du ganz allmählich in die stillen Wasser Deines Lebens. Ich stehe bereit und erwarte Dich und werde Dir helfen, Dein Boot auf einen vernünftigen ehelichen Strand zu ziehen. Wenn Anna sich Nichts aus Dir macht, was übrigens nicht gesagt ist — um so schlimmer für sie. Ich will auf alle Fälle mein Bestes thun, und Mama scheint dieselbe Absicht zu haben. Vielleicht läßt sich Alles nach Wunsch ordnen, wenn nicht, so kannst Du sicher sein, daß ich, mitsammt meiner künftigen Alten, — die Dich übrigens grüßen läßt — uns alle mögliche Mühe geben werden, ein tugendsames Pfarrerstöchterchen für Dich zu finden, das nicht zu weise und nicht zu ‚hervorragend' ist, aber natürlichen Verstand besitzt." — — — — — — —

Der Brief übt einen wohlthuenden Einfluß auf mich aus. Nicht daß

ich die Theorien meines Freundes und seine Ansichten über die Ehe gebilligt hätte; aber er läßt mir doch noch einen schwachen Hoffnungsschimmer. Ich freue mich, daß noch nicht Alles endgiltig entschieden ist. Ich stürze mich mit erneutem Eifer auf meine Arbeit. Ich lebe wie ein Eremit, und meines Freundes Ermahnung, mich in den Strudel des Lebens zu stürzen, verklingt ungehört. Jetzt mehr denn je will ich meinem Ideal treu sein, will ich meine Grundsätze verwirklichen.

VI.

Es ist heiliger Abend. Die Uhr zeigt ungefähr fünf. Die dicke, graue Wolkenmasse hat sich im Westen und im Norden gelüftet und am Horizont einen klaren Streifen reinen Himmels zurückgelassen, der sich weiter ausbreitet und allmählich das ganze Himmelsgewölbe einnimmt. Die Nachmittagssonne kommt zum Vorschein, scheint über Paris und in mein Zimmer hinein. Ihr Licht ist gelblich und kalt, und das Bild des Fensters an der Wand erinnert mich an die Heimat — an Finnland, an die Weihnachtsabende dort in weiter Ferne, als ich von meinem Giebelfenster aus die schneeige Landschaft betrachtete, wo die kühle Sonnenscheibe hinter dem düsteren Tannenwald versank.

Ich erinnere mich leichter, tastender Schritte, hinter der Thür wird geheimnißvolles Flüstern hörbar, eine Hand faßt nach dem Thürschloß, und in's Zimmer hinein stürzt eine Schaar von Brüdern und Schwestern, von denen der größte kaum so weit ist, daß er die Thür wieder schließen kann. Sie sind gekommen, um den Nachmittag bei mir zuzubringen, der ihnen nach Hereinbrechen der Dämmerung und in Erwartung des Weihnachtsbaumes so lang ward. Alle Spiele sind gespielt, man hat sich die Zeit mit Versteck und Blindekuh vertrieben, ist unter alle Tische und Betten gekrochen, und doch fehlen noch mehrere Stunden, bis die Thür zum großen Saal sich öffnen wird. Man weiß nicht, was man beginnen soll, die Spiele sind erschöpft, von vorne mag man nicht wieder anfangen, und mit schlaff herabhängenden Händen seufzt man in gemeinsamer Trostlosigkeit und kann sich nicht einmal entschließen, die Perlen von der Stirn und Nasenspitze zu trocknen.

Da aber kommt man plötzlich auf den Gedanken, daß oben im Giebelstübchen der große Bruder sitzt, und nun hat alles Leid ein Ende. Er kann lustig sein, er versteht es, die Zeit zu vertreiben, wenn er nur will. Er wirft sich auf das Bett, mit erneuten Kräften zündet man seine lange Pfeife an und klettert dann in's Bett, sich zu beiden Seiten von ihm gruppirend. Blaue Rauchwolken ziehen durch das Zimmer, und er erzählt Märchen, denen man mit verhaltenem Athem lauscht. Und man merkt nicht, wie das Bild des Fensters über'm Bett verschwindet, wie die Dämmerung hereinbricht, sich über die Möbel legt, wie man nicht mehr unterscheiden kann, was sich auf dem Tisch befindet, wo die Nasen, Münder

und Augen der Anderen sind. Nur von Zeit zu Zeit schnaubt der Pfeifenkopf seine Ansichten dazwischen und die Tabaksfunken glühen. — Erzähle mehr, erzähle mehr! — und dann? Wie kam es dann?"

Man denkt nicht mehr an Weihnachten und an den Tannenbaum, bis man plötzlich unten das Oeffnen einer Thür und die Stimme der großen Schwester hört, welche die Treppe hinaufruft: „Kinder! Kommt — jetzt!" Im Bett wimmelt es plötzlich von Köpfen und Füßen. Aus der Pfeife fällt glühende Tabaksasche auf den Fußboden, ein Stuhl wird umgestürzt, die Thür bleibt offen stehen, und ehe ich sie schließen kann, ist man schon die Treppe hinab und hat die untere Thür knallend in's Schloß geworfen.

Das waren Zeiten, auch das, Zeiten, die längst gewesen und entschwunden sind. Die Eltern sind gestorben, die Brüder und Schwestern über die ganze Welt zerstreut, und ich denke darüber nach, wer jetzt wohl in meinem alten Giebelstübchen wohnt.

Es liegt ein eigenartig trübes Gefühl der Vereinsamung darin, daß es jetzt wieder Weihnachten ist, und daß man Niemand hat, mit dem man das Fest feiern kann, Niemand weiter als diese unendlich große Stadt mit ihren Millionen Einwohnern, von denen ich keine Seele kenne, und von denen mich keine kennt. Ich bereite mich trotzdem mit einer gewissen Befriedigung darauf vor, heute Abend einsam umherzustreifen.

Ich kleide mich langsam an, indem ich zum Fenster hinausschaue, und rufe mir bald dieses, bald jenes Ereigniß aus meinem verflossenen Leben in's Gedächtniß zurück. Ich ziehe ein reines Hemd an, binde frisch gebügelte Kragen und Manschetten um, knüpfe mein Halstuch mit größter Sorgfalt und entnehme der Hutschachtel meinen hohen Cylinder, den ich mit einer Sammetbürste sorgsam glätte. Handschuhe und ein Spazierstock mit silbernem Knopf vollenden meine Toilette.

Die Luft ist klar und ein wenig kalt. Ich gehe direct nach dem großen Boulevard hinab. Lebhafter als sonst wimmelt die Volksmenge auf den Straßen. Die Schritte und Bewegungen der Frauen erscheinen mir elastischer als gewöhnlich, und der Gang der Männer ist schnell und kräftig. Das Wagengerassel ist so deutlich vernehmbar wie das Brausen des Gießbaches bei heiterem Wetter, und die Peitschen der Kutscher knallen fröhlich, wie zu ihrem eigenen Vergnügen. Die kleinen leichten Wagen und die schnell auf einander folgenden Hufschläge der Pferde schmieden das Straßenpflaster gleich den Nagelhämmern in einer Fabrik, während die unglaublich großen Wagen, die hoch wie Häuser sind, und deren Pferde Elephanten gleichen, ein Getöse hervorbringen, das an das polternde Getreibe eines gewaltigen Dampfhammers erinnert. Und dies Alles vereinigt sich zu einem Riesenlärm, der mit dem Gerassel der Räder anhebt, im Geklapper der Hufe schwillt, in dem Pfeifen der Droschkenkutscher gell zum Himmel aufsteigt, neues Leben aus dem Peitschengeknall saugt und zu

einem mächtigen, schwellenden Getöse anwächst, das an den Wänden der Häuser in die Höhe steigt. Zuweilen tritt ein Hinderniß ein, der Weg wird versperrt, und da schwemmt dieser Fluß, der Athem und Stimme hat, über seine Ufer und strömt zurück, und die anstoßenden Straßen wallen auf von gehemmten Fuhrwerken, von Pferdehufen und schwarzen Hüten, bis die Verbindung wieder hergestellt wird, und man mit erhöhter Geschwindigkeit und vermehrtem Getöse weiterstürzt.

Aber auf den großen Boulevards, wo ich endlich strande, ist das Wagengerassel verschwunden. Die Gefährte sind auf das Holzpflaster gerollt und gleiten jetzt lautlos weiter. Man hört nur den dumpfen Schlag der Hufe, — es klingt fast, als trügen die Pferde wollene Socken über ihren Hufeisen. In all' dieser Stille liegt trotzdem ein fieberhafter Eifer. Jeder Nerv ist angespannt, jedes Glied ist in Bewegung wie in einer Fabrik, wo sich das Treibrad verstohlen seufzend dreht, und die glatten Lederriemen schnurrend von Achse zu Achse gleiten. Es giebt keine einzelnen Pferde und einzelne Wagen mehr. Auf jeder Seite der Straße erblickt man nur eine einzige, ununterbrochene Reihe, deren Anfang und Ende man nicht sieht.

Obwohl es noch verhältnißmäßig hell ist, sind die Lampen in den Läden, in den Waarenlagern und Cafés schon angezündet. Die Thüren werden unablässig geöffnet und geschlossen, und durch dieselben hindurch qualmen gleichsam Menschenstimmen, Lärm und eilige Geschäftigkeit. Die Fenster der Juweliere strahlen von Kostbarkeiten, Ringen, Armbändern, Uhren, Halsgeschmeiden; die Leuchter und Lampen wachsen zu Hunderten an im Reflex der großen Spiegel. Die schweren Seidenstoffe schwellen im elektrischen Licht, das noch durch Glasprismen verschärft wird. Die großen Bazare sind von unten bis unter das Dach mit Spielsachen angefüllt. Aus den Buchläden fließen Bücher und Papiere gleich Lavaströmen auf die Trottoirs der Boulevards. In den Fenstern der Leinwandhandlungen schimmern die Kragen, Manschetten und Wäschegegenstände wie frischgefallener Schnee.

Ueberall wimmelt es von Kauflustigen. Vor mir her geht eine Mutter mit ihren zwei kleinen Töchtern. Ich folge ihnen von Thür zu Thür, von Fenster zu Fenster und bleibe stehen, wo sie stehen bleiben und beschauen. Die Mutter sieht sich von Zeit zu Zeit gezwungen, Etwas zu kaufen, worauf die Kleinen zeigen. Mit Packeten beladen, gehen alle Drei schließlich durch eine Thür, die scheinbar zu ihrer Wohnung führt, und steigen die Treppen hinan; ich höre noch den Widerhall des hellen Kinderlachens, während ich draußen vor der Hausthür stehen bleibe.

Schon werden die elektrischen Kugeln in der Mitte des Boulevards angezündet, und auf den Trottoirs zu beiden Seiten der Straßen brennen die Gaslaternen trüber. Aber die letzten Strahlen des Tages haben noch die Uebermacht, und ihr Licht erinnert an Augen, die geblendet sind und noch nicht klar zu sehen vermögen.

Ich gehe in ein Café, dessen Fenster mit Glasmalereien verziert sind wie in einer mittelalterlichen Kirche. An der Thür strömt mir ein fast heimischer Duft entgegen. Ein eiserner Kamin mitten im Zimmer verbreitet eine angenehme Wärme. Ein Kellner beeilt sich, meinen Ueberrock und Stock in seine Obhut zu nehmen. Er weist mir einen bequemen Platz im Sopha am Fenster an und holt mir die neueste Abendzeitung.

Ich bestelle einen Absynth, dies Getränk des Vergessens und der unbestimmten Phantasien, welches die Macht besitzt, den einen Schleier nach dem andern vor unseren Augen fortzuziehen. Die elektrischen Flammen da draußen beginnen schon, über das Tageslicht zu siegen, sie haben jetzt einen wärmeren Schein, und es macht den Eindruck, als verbreiteten sie einen blauen Sammetnebel um sich. Die Omnibusse mit ihren großen, weißen Pferden und ihren feuerrothen Annoncenplacaten rollen am Fenster vorüber. Roth, Blau und Weiß vermischt sich mit einander, und diese Mischung befindet sich in beständiger Bewegung. Aber der Zeitungskiosk nähert sich nicht, ebensowenig wie der dunkle Zug des Boulevards und der lichtausstrahlende Candelaber.

Ich halte die Zeitung in der Hand, mache mir aber Nichts daraus, sie zu lesen. Weshalb bin ich nicht früher hierher gekommen, um meine Abende fortzuphantasiren am Rande dieses brausenden Stromes, — ja, wahrlich, am Rande eines Stromes. — — —

Aber dort oben wölbt sich der klare, durchsichtige Himmel gleich einem Bogen über der schwarzen Häuserreihe. Die Abendröthe ist noch nicht völlig erloschen. Der Himmel ist bleich und kalt dort, wo er sich am Ende der Boulevards herabsenkt, und wird immer klarer, je mehr er sich der Erde nähert. Aber für mich schließt er dort noch nicht, er setzt sich gleich einem mächtigen Gewölbe nach Norden hin fort, immer weiter und weiter entfernt. Und je höher nach Norden er kommt, über Berg und Meer, desto kälter wird er, und Sterne erfunkeln an ihm. Daheim in Finnland herrscht eine scharfe Kälte. Der Schnee wird trocken und knirscht unter den Füßen. Die Bäume auf der Esplanade in Helsingfors stehen im weißen Schneegewande da, die reifbedeckten Telephondrähte hängen schwer herab, aus den Schornsteinen steigen weiße Rauchwolken auf, und die Schlittenglocken klingeln. — — —

Aber wer ist die junge Dame da, die so leicht einherschreitet mit einer dicken Boa, der ihr bis an die Füße reicht? Sie bleibt einen Augenblick vor dem Caféfenster stehen, — ihre Wangen sind roth, und in den Wimpern hängt der weiße Reif. Diese feine, kalte Haut, — wenn ich sie doch mit meinen Lippen berühren dürfte. — —

Und ob ich es nicht doch vielleicht noch einmal dürfen werde? Ich bin dessen ganz sicher und mache mir keine Sorgen. Ich warte, bis meine Zeit kommt. Ich werde auch noch einmal mein Glück finden!

Ist es die Wirkung des feinduftenden Absynths? — — Meine

Stimmung ist plötzlich wie ausgetauscht. Ich finde, daß dies Leben, dies Paris ganz verwandelt ist. Mein Inneres schwillt vor Freude, und mein Herz wird weich. Ich habe dies Alles bisher nicht so recht verstanden. Ich glaubte, diese Stadt sei ein tausendfüßiges Raubthier, und sie ist ja eine sanfte Schönheit, warmäugig und zart von Teint, die Dir von selber um den Hals fällt, Dich einwiegt und Dich mit seidenweichen Händen streichelt. Und es scheint mir, als quöllen hier überall Lebenslust, feurige Gefühle und Freude aus warmen, unterirdischen Gewölben hervor. Die Entwicklung von Jahrhunderten sprudelt überall aus der Erde auf und legt sich wie ein feiner Regen stärkend und erfrischend über alle Gegenstände. Und die äußerste Spitze dieses Springbrunnenstrahls, dies jeden Augenblick wechselnde Schaumbündel, das ist diese Pariserin, die Dir überall begegnet, dieser weiche Hermelin, dies geschmeidige Eichhörnchen. Sie ist liebenswerth wie ein Kind und würdig wie eine Königin. Welche Honigsüße in ihren Bewegungen und in ihrer Stimme! Welche Elasticität in ihrem Gang! Wie sie im Stande sein muß zu lieben, zu schmeicheln, sich dem hinzugeben, der sie einmal gewonnen hat!

Jetzt verstehe ich es, weshalb der Franzose so entzückt von seiner Hauptstadt ist. Ich verstehe es, daß er sich nach seinem Lande zurücksehnt, sobald er diese großen, farbenreichen Boulevards, die erleuchteten Fenster der Cafés, diese Omnibusse nicht mehr sieht, sobald er diesen Asphalt nicht mehr unter seinen Füßen fühlt, auf dem man so bequem auf und nieder gehen und sich einbilden kann, daß dies der Mittelpunkt der Welt ist.

Könnte ich nicht mit all' Diesem verschmelzen, mich daran gewöhnen und den Rest meines Lebens hier bleiben? Wohl ist Finnland schön, wohl erweckt sein Himmel so milde und reine Gefühle. Aber sie sind so matt, so schwach. Wohl sind die Sommernächte klar, aber es schweben in der Luft stets diese kalten, eisigen Winde, die der Erdfrost in den Gründen der nimmer schmelzenden Sumpfstrecken ausathmet.

Wie tief der Schatten ist, wie weich
Im grünen Birkenhain,
Wie goldbestrahlt der Strand, wie reich,
Die Wellen klar und rein!
Wie süß es ist, unendlich süß,
Ein Herz zu wissen dort,
Das Dich in Treue nimmer ließ,
Sich sehnte fort und fort.

Hier aber ist Gluth, aufregende Bewegung, brausendes Leben. Hier muß man sich verjüngen können, und wäre man noch so alt, hier muß man das Leben mehr genießen können, als anderwärts.

Und abermals steht Anna vor mir, und ich muß an den Rath denken, den ihr Bruder mir gegeben hat. Und ich sinne darüber nach und frage mich selber, welchen Eindruck sie jetzt auf mich machen würde, wenn ich sie

hier, dort auf der Straße, zwischen allen den Andern erblickte. Wäre es möglich, daß sie mir das nicht ist, was sie mir während so langer Zeiten in Gedanken gewesen? Sollte sie farbloser, unbedeutender sein? — Sollte der Bruder Recht haben?

Ich denke nicht weiter darüber nach. Ich wandere an der großen Oper vorüber, biege in die Avenue de l'Opéra ein und gehe am Théâtre-Français vorbei. Von dort durch das Gewölbe des Louvres auf den Hof des uralten Königsschlosses, in dessen Mitte sich eine hohe eiserne Säule mit zwei Querstangen erhebt, von denen elektrische Lampen herabhängen, die einen phantastischen Schein verbreiten. Ich gehe über die Seinebrücke und bleibe einen Augenblick stehen, um die kleinen Dampfboote zu betrachten, deren rothe Laternen sich wie Aalfanglichter im Wasser spiegeln.

Ich habe meine Sorgen ganz abgestreift. Ich habe einen jener seltenen Tage völliger Gemüthsruhe, an denen man an Nichts weiter denkt, als den Augenblick zu genießen. Oft ist es vorgekommen, daß, wenn ich am Abend eines solchen Tages nach Hause gekommen bin, ein Telegramm oder ein Brief auf meinem Tische gelegen und mich erwartet hat. Eine böse Ahnung durchbebt dann plötzlich mein Herz, und wenn ich den Umschlag mit zitternder Hand erbrochen habe, lese ich Etwas, woran ich seit langen Zeiten nicht gedacht habe, dessen Eintreffen ich vielleicht befürchtete, das ich aber vollständig vergessen hatte. Und solche Stunden haben dennoch wichtige Wendepunkte in meinem Leben ausgemacht.

Nachdem ich in einem Local am linken Seineufer gegessen habe, kehre ich auf demselben Weg zurück, den ich gekommen bin, und gucke im Café de la Régence ein, um im Vorübergehen einige finnische Zeitungen zu durchfliegen.

Ich finde das bekannte Café fast leer. Die Kellner stehen müßig da, und die Billards schweigen unter ihren Bezügen. Die gewöhnlichen Stammgäste sind natürlich zu Hause in ihren Familien. Denn ein Jeder, der nur einen Freund oder einen Bekannten hat, sucht dessen Gesellschaft heut Abend auf. Nur einige alte Herren sitzen hier, lesen Zeitungen und rauchen ihre Pfeifen. Vielleicht sind es Ausländer, vielleicht Menschen wie ich, die kein anderes Heim haben als das Café.

In einiger Entfernung von mir, am anderen Ende desselben Tisches, sitzt ein junger Mann. Er saß dort schon, als ich kam. Er hat seinen Kaffee getrunken und sieht aus, als erwarte er Jemanden. Er ist unruhig und sieht von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Die verabredete Stunde ist gewiß verstrichen. Er beruhigt sich aber doch und rollt sich eine Cigarette. Nach einer Weile sehe ich durch das Fenster eine Dame an einem Omnibus vorbei über die Straße eilen und hierher kommen. Jetzt bemerkt auch der junge Mann sie, er sieht erfreut aus und klingelt dem Kellner, um zu bezahlen. Die Dame schlüpft durch die Thür und geht gerade auf ihn

zu. Sie reden einen Augenblick miteinander, sie erklärt ihm Etwas, man versteht sich und geht Arm in Arm hinaus.

Stelle Dir vor, daß Du auch Jemand hast, auf den Du warteſt. Denk' Dir, daß ſie es iſt, daß Du gerade ſie hier erwarteſt! Ohne ſich umzuſehen, müßte ſie ſchnellen Schrittes am Boulevard entlang gehen und bei der Oper hierher abbiegen. Jetzt iſt ſie ſchon auf der anderen Seite dieſes kleinen offenen Platzes, Place du Théâtre-Français. Sie wartet, bis einige Wagen vorübergefahren ſind, um über die Straße zu gelangen. Ich ſehe ſie nicht, ſie iſt dort hinter dem Springbrunnen. — —

„Guten Abend, ſitzeſt Du hier ganz allein?" Und ein Landsmann, den ich hier in Paris einige Male getroffen habe, legt mir die Hand auf die Schulter.

„Ja, freilich. — Nun, wie geht es denn?" Seine Geſellſchaft intereſſirt mich nicht, und er hat nichts Beſonderes zu berichten. Er weiß auch nicht mehr als die Zeitungen, nämlich daß es unheilverkündende Zeiten daheim ſind, daß man im Begriff ſteht, uns unſerer Freimarken und unſerer Münzen zu berauben. Das iſt natürlich traurig, und wir ſchütteln Beide den Kopf und ſeufzen. Sein Bericht erinnert mich auch daran, daß es daheim Fennomanen und Svekomanen giebt, die augenblicklich um die hohen Anſtellungen kämpfen. Er iſt Fennomane, und die Svekomanen intriguiren gegen ihn.

Wir haben keine weiteren gemeinſamen Berührungspunkte und ziehen uns Jeder hinter ſeine Zeitung zurück.

„Da ſehe nur Einer!" ſagt er plötzlich. „Daheim thun ſie Nichts weiter, als ſich verloben!"

„Wer hat ſich verlobt?" frage ich, ohne meine Lectüre zu unterbrechen.

Er reicht mir die Zeitung, auf deren vorderſter Seite ich eine mit fetten Buchſtaben gedruckte Anzeige erblicke:

Anna Hjelm
Toivo Rautio
Verlobte.

„Ach ja! freilich!" höre ich eine Stimme ſagen.

„Du warſt ja mit der Hjelm'ſchen Familie bekannt. Wer iſt Toivo Rautio? Iſt das einer von den oſtbottniſchen Rautios?"

„Ich kenne ihn nicht."

„Das Mädchen blieb ja ſchnell hängen! Ich kenne ſie freilich nur von Anſehen. Eine verteufelt niedliche Kleine! Ich ſah ſie im Theater, und auf der Esplanade erregte ſie Aufſehen, wenn ſie dort mit ihrem Bruder ging."

„Garçon!"

„Willſt Du ſchon gehen?"

„Ich habe mich mit einem Bekannten verabredet."

Ich sehe eine lange Reihe von Gaslaternen in einer Straße und sehe, wie sie sich in weiter Ferne mit einer anderen Reihe vereinigt. Ich höre das Rollen von Rädern und das Getrampel von Pferdehufen. Vor einem Ladenfenster wird ein eiserner Vorhang rasselnd herabgelassen. Ueber der ganzen Fassade eines Hauses glänzen in großen Messingbuchstaben die Worte: „Hôtel du Louvre". Ein großes Gebäude zur Linken, ein dunkles, schwarzes, finsteres Bild. Eine erleuchtete Uhr an der Spitze einer Säule. Die Zeiger derselben berühren sich.

Jetzt sitzen sie daheim in Annas Zimmer, auf ihrem kleinen Sopha. Es brennt kein Licht darinnen. Nur durch die halbgeöffneten Thüren dringt der schwache Schein der Lampe. Wenn sie jetzt herauskäme, so würde ihr Haar in Unordnung sein, ihre Wangen würden glühen — —

Ich gehe und gehe, ohne daran zu denken, wohin ich gehe.

In der Mitte eines freien Platzes, am Rande eines Wasserbassins befindet sich eine Gruppe grünlich schimmernder, schlüpfriger Wasserthiere mit Menschenköpfen und Füßen und einem Fischschwanz. Sie glänzen von Feuchtigkeit und scheinen mich beim Scheine des Lichtes höhnisch anzugrinsen.

Welchen Weg habe ich nur in aller Welt eingeschlagen! Dies ist eine Seinebrücke, und auf der anderen Seite erblicke ich die Fassade der Deputirtenkammer! Dies ist ja die Place de la Concorde! Und ich wohne in Montmartre.

„Heda!"

Ein Wagenrad streift meinen Rockärmel. Mit genauer Noth biege ich aus. Der Kutscher murmelt einige wüthende Worte in den Bart.

Wenn Du nicht willst, so will ich auch nicht!

Und der Trotz, den ich an jenem Abend empfunden, als ich Abschied nahm, kommt wieder bei mir zum Ausbruch und steigert sich, je mehr ich mich Montmartre nähere. Schnellen Schrittes gehe ich über den Marktplatz und an den Häusern entlang, die dunkle Schatten auf meinen Weg werfen. Gott sei Dank, daß endlich Klarheit in die Sache gekommen ist! Ein Glück, daß endlich der letzte Faden abgeschnitten wurde! Jetzt leisten die alten Wurzeln keinen Widerstand mehr! Grabe den Stamm in einen neuen Boden ein! Und ramme ihn dort so fest, daß die ganze Umgebung dröhnt und die alte Rinde abfällt!

Wie lächerlich diese Verlobungsanzeigen in den Zeitungen doch sind! Es fehlte nur, daß die Verlobungsanzeige des Bruders daneben stünde, mit ebenso großen Buchstaben. Vielleicht stand sie wirklich da! Wie rührend, Bruder und Schwester! — — Und die Hochzeit würde natürlich am selben Tage gefeiert!

Man hält es für überflüssig, mich von der Sache in Kenntniß zu setzen. Wozu auch so viele Umstände machen! „Er wird es ja aus den

Zeitungen ersehen!" — Die Mutter und der Bruder sind natürlich ganz bezaubert von dem Schwiegersohn und Schwager.

Ich bin die Rue Blanche hinaufgegangen, die sich zwischen unansehnlichen Gebäuden hinschlängelt. Ehe ich mich's versehe, fällt mein Blick plötzlich bei der Mündung der Straße in Montmartres Abschluß auf die „Moulin Rouge". Sie erglänzt röther denn je. Ihre rothen, mit kleinen elektrischen Lampen versehenen Flügel bewegen sich in langsamem Tact und locken den Wanderer schon aus der Ferne heran. In den Fenstern brennen rothe Flammen, und auch die Thür zwischen den Füßen der Mühle ist roth.

Von allen Seiten strömen Menschen herbei. Einzelne Fußgänger und ganze Schaaren eilen vom Boulevard und den angrenzenden Straßenmündungen auf die Mühle zu. Ein Wagen nach dem andern hält davor und fährt dann weiter, anderen Platz machend. Gleich einem stets brausenden Wirbel zieht die Mühle Menschen an und verschlingt sie in ihren Schlund. Sie gehen gewohnheitsgemäß, sicher, vergnügt und lachend dahin, Männer und Frauen, wie auf einem Bilde an der Kirchenwand — eine frohe Menschenschaar, die den breiten Weg direct in die Hölle hineintanzt.

Dahin muß ich auch, gerade da will ich meinen Weihnachtsabend verleben. Ich bin ja verrückt gewesen, daß ich nicht früher dahingegangen bin. Ein Narr, der bisher fast mit Strenge an diesem Zufluchtsort der Freude vorübergegangen ist. Gleich einem elenden buckeligen Pietisten bin ich die schmale Wendeltreppe hinaufgeklettert, die in mein sechstes Stockwerk unter'm Himmel führte. Weshalb? Zu welchem Zweck?

Ich bleibe vor der Thür stehen und betrachte die Vorübergehenden. Aus einem Wagen lugt ein Frauenkopf, ein Knie folgt, und nun berührt ein kleiner, seidener Schuh das Trottoir. Die Seide des Kleides knittert, und auf dem Haarknoten sitzt ein koketter kleiner Sammethut.

„Oh, oh, comme c'est chic!" höre ich eine Stimme aus dem weiter fort stehenden Haufen rufen.

Ich zögere unschlüssig. Was habe ich dort eigentlich zu suchen? Aber ein Schutzmann fordert mich auf, entweder hineinzugehen oder mich zu entfernen. Als die Thür sich öffnet, höre ich abgerissene Töne im Tanztact, und sie ziehen mich halb wider meinen Willen hinein.

Ich stehe auf der obersten Stufe der breiten Treppe, die in den Tanzsaal hinabführt. Längst vergessene Sagen aus „Tausend und einer Nacht" gleiten an meinen Sinnen vorüber, Sagen von unterirdischen Festen, von goldenen Schlössern und Krystallpaläſten, die mitten im Berge liegen, zu denen Niemand den Weg kennt, und deren Thüren nur ein „Sesam" öffnet.

Ueber mir wölbt sich eine Decke mit verwegenen Gemälden. Dicht neben einander hängen leise flatternde Flaggen und Wimpel. Ich sehe Felsenhöhlen und grünende Wälder und bemerke im Anfang nicht, daß die Wände zur Hälfte aus Gemälden, zur Hälfte aus Spiegeln bestehen. Ich

weiß nicht, was Wirklichkeit und was nur Reflex ist. Ich sehe lange Säulenreihen und unzählige elektrische Lampen.

Die Volksmenge, die sich dort unten bunt durcheinander drängt, scheint ein weites, unübersehbares Feld zu füllen. Die Menschen werden immer kleiner und kleiner. Sie bewegen sich auf und nieder zu den Tönen der Musik, sich bald hier, bald dort nach den Tacten des Walzers wiegend. Die glatten Cylinderhüte glänzen und schimmern, und hier und da drängt sich dem Auge ein Bild von weißen Kragen und Cravatten, von nackten Schultern und verführerischen Frauennacken auf, die nur einen Augenblick im Gesichtskreis verweilen, eine Schwingung machen und sich in der Menge verlieren. Die Musik ist melancholisch, und eine plötzliche Niedergeschlagenheit bemächtigt sich meiner. Mir ist, als wandle mich eine Ohnmacht an, ich fühle mich müde, meine Kniee schwanken. Ich könnte beinahe weinen. Aber aus dem allgemeinen Lärm heraus dringen einzelne, gelle Freudenrufe, und schallendes Gelächter dringt bis zu mir herauf. Die Paare drehen sich im Kreise, eng aneinander gepreßt, Männer und Frauen, Brust an Brust, fast wie ein Wesen. Die Hüte sinken in den Nacken, die Absätze fliegen in die Luft, weiße Röcke flattern unter den dunklen, ein kleiner seidener Schuh wird in einer Linie mit den Köpfen in die Höhe geschnellt, und ein rother Strumpf wird bis über das Knie sichtbar.

Die Luft ist heiß und aufregend. In schweren Zügen wälzt sie sich zu mir heran, mit Dünsten, Parfüms und Schweiß geschwängert — als entstiege ein Rauch aus dem Ofen der brennenden menschlichen Leidenschaften.

Ich gehe hinab und mische mich unter die Menge. Ich sehe Augen blitzen und fühle, wie raschelnde Seide, weiche Arme und runde Schultern mich im Vorbeidrängen berühren.

Ich wandere von der einen Seite des Saales nach der andern, stehe neben den tanzenden Gruppen und betrachte die geschmeidigen Bewegungen von Händen und Füßen, Taillen und Hälsen.

Und zum ersten Mal in meinem Leben überkommt mich die Lust, mich voll und ganz in's Leben hineinzustürzen, in vollen Zügen Alles zu genießen, was sich mir bietet. Ich will mich treiben lassen, ich will auf dieser verführerischen, schlüpfrigen Oberfläche dahin gleiten, will mich blenden und berauschen lassen. Und ich fürchte das Erwachen nicht wie früher. Mag mich die Welt in ihre Gewalt bekommen, mag dies Paris mich zu Tode drücken, wenn es mich nur erst streicheln, mich auf seinen Händen tragen will. Ich habe ja die Mittel, ich kann ja meine eigene Hochzeit und die Wonne meiner Flitterwochen bezahlen! Möge mich der Strom fortführen, mögen mich die Wasser des Gießbaches schaukeln, ich schwinge meinen Hut und rufe den Freunden, die gar nicht existiren, ein Lebewohl zu, nehme Abschied vom Vaterlande, von seinen lieblichen Ufern, seinen Erlen, Birken, Eschen und dunklen Hainen. Und ich will das Brausen des Gießbaches nicht hören, will Nichts von dem drohenden Tod wissen!

Ich habe keine Lust, mein ganzes Leben zu vertrauern. Ich habe auch Ansprüche an das Leben! Ich will genießen, ehe mein Blut erkaltet und mich die Kühle des herannahenden Alters erstarrt. Heute Abend will ich herzen und küssen, ich will einen Ersatz haben für jahrelange Qual.

Diese Lust dringt allmählich in mein Blut ein. Gierig athme ich ihre Gluth. Mein Blick wird kühn und sicher, ich schaue und forsche, ich wähle mir aus der Menge Gestalten und Gesichtszüge aus, die mir gefallen könnten. Die fachmännische Sicherheit aus meinen Jugendtagen kehrt wieder, und Neigungen, die sich lange nicht geäußert haben, erwachen auf's Neue. Ich habe durchaus nicht die Absicht, mir an der Ersten, Besten genügen zu lassen. Ich verwerfe die Eine schnell, zögere ein wenig bei einer Anderen, finde eine Weile Gefallen an einer Dritten, gebe aber auch sie wieder auf. Die Eine ist zu stark geschminkt, die Andere zu bleich, die Dritte hat einen gewöhnlichen Zug um den Mund, die Augen der Vierten sind zu glanzlos. Ich will den feinsten Duft haben, den besten, der hier zu finden ist.

Eine Frau mit ernstem Aussehen ist wiederholt an mir vorüber gestreift. Ihr Wuchs ist üppig und tadellos, ihre Züge sind rein und fein, beinahe edel. Sie sieht wohlwollend und freundlich aus. Sie ist nicht gepudert, und ihre Lippen haben eine natürliche Frische. Ihre Kleidung ist einfach und dunkel und auf der Rosette der Sammetmuffe ist ein blaues, unschuldiges Veilchen befestigt. Sie nimmt nicht Theil am Tanze und scheint keine Bekannte zu haben. Einmal geht sie an mir vorüber und berührt mich gleichsam aus Unachtsamkeit mit dem Ellenbogen. Sie verschwindet in der Menge, und ich betrachte abermals die Tanzenden. Als aber die Musik aufhört, und der Kreis sich auflöst, steht sie wieder hinter mir, und als ich an ihr vorübergehe, sieht sie mir gerade in's Gesicht, und ich merke, daß ihre Augen groß sind und schöner als alle, die ich bisher gesehen habe.

Sie geht wieder, jetzt aber folge ich ihr. Vielleicht ist sie keine von den gewohnheitsmäßigen Besucherinnen dieses Locals, vielleicht hat sie nur ein Zufall hierher geführt. Und ich male mir ein Verhältniß mit einer feinen Pariserin aus, wie ich es oft in Romanen gelesen habe.

Ich verliere sie nicht aus den Augen, und als sie stehen bleibt, bleibe ich hinter ihr stehen.

Natürlich, ohne jegliche Einleitung, wendet sie sich nach mir um und fragt:

„Sie tanzen nicht?"

„Nein, leider nicht."

„Ich auch nicht. Wollen Sie mich nicht zu einer Erfrischung einladen?"

Sie nimmt meinen Arm, und wir setzen uns an einen kleinen Tisch nahe an der Wand. Ich frage, was sie trinken will.

Sie ist durstig und will nur ein Glas Bier haben.

Als der Kellner gegangen ist, um das Verlangte zu holen, entsteht eine

Pause. Ich ziehe mein Cigarettenetui aus der Tasche und biete es ihr an. Sie nimmt eine Cigarette, will aber kein Feuer haben. Sie steckt sie in den Busen und sagt, daß sie lieber zu Hause rauchen mag.

„Sie besuchen mich doch natürlich heute?"

Als ich ihr das zusage, stößt sie mich mit dem Knie an und trinkt meine Gesundheit.

„Ah, wie durstig ich bin!" und sie leert das halbe Seidel in einem Zuge.

„Sie sind wirklich zu gut. Ich habe Sie lieb!" sagte sie.

Sie trinkt ihr Glas aus, und wir gehen. Die Musik spielt wieder eine melancholische, wiegende Walzermelodie. Als wir die breite Treppe hinaufsteigen, sehe ich, wie sich der dunkle Haufen da unten wieder in Bewegung setzt. Auf der anderen Seite des Saales erhebt sich die Estrade der Musikanten, ich sehe die Bewegungen der Violinisten und den Tactstock des Dirigenten.

Weshalb überkommt mich plötzlich wieder das Verlangen, zu weinen? Weshalb erscheint mir Alles so herzzereißend traurig? Und weshalb wünsche ich mich weit fort von hier?

Aber sie hat sich fest an meinen Arm geklammert, und sie läßt mich nicht einmal los, als sie den Regenschirm aus der Hand der Garderobiere entgegennimmt.

Draußen hat es inzwischen angefangen zu regnen. An der Thür spannt sie den Regenschirm auf, giebt ihn mir zu halten, nimmt mit der rechten Hand ihr Kleid auf und schiebt die linke unter meinen Arm.

Ein feiner Sprühregen fällt herab. Er hat bisher nirgends richtige Pfützen zu bilden vermocht, aber überall breitet sich eine feine Schmutzschicht aus, die bewirkt, daß man bei jedem Schritt nahe daran ist, auszugleiten. Die Gasflammen und die vorüberrollenden Wagenlaternen spiegeln sich in der feuchten Straße wie in einem stillen Kanal. Die Pferdehufe klappern wie auf einer mit Wasser bedeckten Eisbahn.

Wir wandern dahin unter demselben Regenschirm. Sie hat die Führung und zieht mich mit sich fort. Ich frage, ob sie weit von hier wohnt, aber sie versichert:

„Ganz in der Nähe, ganz in der Nähe."

An einer Straßenecke will sie, daß ich sie küssen soll.

„Küsse mich, mein Freund!"

Ich stelle mich ein wenig ungeschickt dabei an, aber ihre Wange ist so weich und ihre Haut ist so fein, als meine Lippen sie berühren, und ich küsse sie noch einmal, ohne daß sie mich dazu auffordert.

Und als die Gasflammen plötzlich ihren Schein unter den Rand ihres Hutes werfen, so kommt es mir vor, wie sie so zu mir aufblickt, daß sie eine flüchtige Aehnlichkeit mit Anna hat. Dieselben Wangen, dasselbe Profil, dieselbe ringelnde Locke am Ohr.

Sie redet die ganze Zeit mit mir, sie singt leise eine Melodie vor sich hin, während sie mich mit sich zieht. Aber ich gehe nicht mehr mit ihr, ich gehe mit der Anderen. Mit Anna bleibe ich vor einer Thür stehen, und es ist ihre behandschuhte Hand, die an dem Messingknopf der Thürglocke zieht. Wir haben da oben im sechsten Stockwerk eine kleine Wohnung, einen kleinen Haushalt, zwei Zimmer und eine Küche, schwere Gardinen vor Thüren und Fenstern, einen Alkoven und meinen Schreibtisch mit ihrem Lehnstuhl daneben. Und während ich warte, daß die Thür geöffnet wird, durchlebe ich einige kurze Augenblicke lang wie beim Scheine eines plötzlichen Blitzes die Verwirklichung meiner schönsten Hoffnungen, alle meine Illusionen und Träume, wie man sagt, daß ein Sterbender es thun soll, kurz ehe das Leben ihn flieht.

Als die Thür geöffnet wird, erwache ich. Sie schlüpft in den Corridor hinein und holt ein Licht vom Thürhüter. Sie eilt vor mir die Treppe hinauf, und ich schüttele das Wasser von meinem Regenschirm ab.

Ihr Zimmer scheint fein möblirt zu sein. Ein bequemes, breites Sopha, große, weiche Lehnstühle, dicke, dichte Gardinen vor den Fenstern und dem Alkoven. Eine gewisse anheimelnde Beleuchtung durch den rothen Lampenschirm.

Ich habe meinen Ueberrock abgelegt und mich in einem Lehnstuhl ausgestreckt. Sie ist geschäftig als Wirthin in ihrem kleinen Haushalt, macht Feuer im Kamin an, kniet davor und ordnet dann den Tisch, und jedes Mal, wenn sie an mir vorüberkommt, streichelt sie mich. Sie hat ihr steifes, zugeschnürtes Kleid mit einem weiten Morgenrock vertauscht, vor dem Spiegel ihr Haar aufgelöst und es mit einem rothen Bande umwunden. Jetzt glaube ich auch in der Figur und in der Haltung des Kopfes etwas Bekanntes wiederzufinden.

Ich rufe sie zu mir, sie fällt mir um den Hals, setzt sich mir auf die Knie, küßt mich auf die Stirn und hält meinen Kopf zwischen ihren Händen, als wisse sie, was ich entbehre, woran ich denke. Ich wundere mich, woher sie es versteht, gerade so zu sein, wie ich sie haben will.

„Ja, aber weshalb bist Du so traurig?“ fragte sie.

Sie ist nicht dumm. Welche Erfahrung sie haben muß! Wie sie die Welt und die Menschen kennen muß! Wie sie es gelernt haben muß, sie zu verachten, während sie auf diese Weise bald mit dem Einen, bald mit dem Andern lebte! Sie ist natürlich einmal verliebt gewesen, auch sie, wahnsinnig und unglücklich, sie ist vielleicht betrogen worden und hat nun ihrerseits Andere mit Füßen getreten. Und was wird sie nicht noch Alles erleben!

„Weshalb siehst Du mich so eigenthümlich an? Sage mir doch, weshalb?“

„Du bist so schön!“

Es ist auch keine Spur von Rohheit oder Gemeinheit an ihr zu ent-

decken. Sie ist lieb und gut und freundlich und will mich nur festhalten. Sie versichert mich, daß sie sich auf den ersten Blick in mich verliebt habe. Es kann keine Rede davon sein, daß ich sie gleich wieder verlassen darf. Ich muß lange bei ihr bleiben, und ich muß oft hierher kommen, sie ist jeden Tag zu Hause. Ich kann kommen, wann ich will. Und morgen komme ich doch zum Frühstück, nicht wahr?

Ich werde ihrer merkwürdigerweise nicht überdrüssig. Ohne den geringsten Widerwillen zu empfinden, lasse ich mich von ihr küssen und streicheln.

Ich betrachte sie, wie sie dort ruht. Und wieder gleicht sie Anna. Vielleicht erscheint mir das nur so, weil ich diese Aehnlichkeit suche, weil ich mich absichtlich betrügen, mich in diesen Glauben einlullen will. Und während ich das thue, empfinde ich ein angenehmes Gefühl befriedigter Rache, und ohne Erbarmen suche ich sie gewaltsam an die Stelle der Anderen zu zwingen. Es schmerzt, aber ich schwelge in diesem Schmerz!

So hatte ich sie mir auch vorgestellt, neben mir, so wollte ich die Finger in ihrem Haar spielen lassen, so wollte ich sie ganz in der Nähe betrachten, ihr Antlitz, jeden geringsten Zug, ihre Stirn, ihre Augenbrauen, die Nase, den Mund und den Hals. Und so sollte der Lampenschein in ihren dunklen, feuchten Augen schimmern.

Sie fragt abermals, weshalb ich sie so sonderbar ansehe, und ich erwidere, daß sie einer Frau gleicht, die ich vor langen Zeiten einmal geliebt habe.

„War sie schön?"

„Nicht so schön wie Du!"

„Liebtest Du sie?"

„Ein wenig, aber das ist jetzt vorüber."

„Liebte sie Dich?"

Und ohne Weiteres denke ich mir eine Geschichte aus, wie sie mir untreu gewesen, und wie ich sie in den Armen eines Anderen angetroffen habe.

„Habt Ihr Euch duelliert?"

„Wir hatten uns duellirt, und ich hatte ihn an der Hand verwundet.

„Du rächtest Dich! — — Um meinetwillen hat man sich auch duellirt," sagt sie im Vorübergehen und fragt dann, ob ich die Andere noch liebe.

„Nein, jetzt liebe ich Dich."

„Ja, aber nur für eine Weile."

„Ich glaube, ich könnte Dich lange genug lieben, wenn Du in Finnland wärest."

Sie bittet mich, sie nach Finnland zu führen, sie ist dieses Leben überdrüssig, Cafés und Tanz sind ihr verhaßt. Sie sehnt sich fort, weit fort von Paris.

„Aber weshalb lebst Du denn hier?"

„Weil ich muß!"

Und wir geben uns Beide der Illusion hin, daß wir zusammen von hier fort in meine Heimat reisen werden. Wir wissen ja alle Beide, daß Nichts daraus werden kann, aber wir thun so, als glaubten wir es, und wir sind ganz entzückt, wenn wir uns diese Möglichkeit einbilden. Nichts bindet sie hier, sie hat keinen eigentlichen Freund. Und wir fahren über das Meer, gehen am Tage auf dem Deck auf und nieder oder sitzen im warmen Sonnenschein, und des Nachts schlafen wir in derselben Kajüte, in der allerbesten, die auf dem ganzen Schiffe ist. Wir sind wie Neuvermählte.

„Ah, wir spielen Neuvermählte!"

Und wenn wir nach Helsingfors kommen, sage ich, daß sie meine Gattin ist, und wenn wir auf den Boulevard spazieren gehen —"

„Giebt es dort in Deiner Heimat auch Boulevards?"

„Ja, dort giebt es auch Boulevards — —"

„Und Alle wenden sich dann um und betrachten sie und fragen, wer diese Frau wohl sein mag, die so schön gekleidet ist, so fein und so ‚chic'?"

„Du glaubst, daß ich dort Aufsehen erregen würde?"

„Ganz bestimmt."

„Führe mich dorthin, theurer Freund! laß uns zusammen reisen, — morgen!"

„Im Sommer ziehen wir auf's Land, wo wir eine Villa haben!"

„Ja, ja, ein kleines Haus auf dem Lande!"

„Und wir fischen und rudern und segeln."

Sie hat auf der Seine gerudert, sie hat einen Ruderanzug, den will sie mitnehmen.

Und dann versetze ich sie überall dahin, wohin ich früher in einsamen Stunden und zu stiller, nächtlicher Weile oben auf meiner Bodenkammer in Gedanken Anna versetzt habe, wo sie festgewachsen ist, und von wo ich sie jetzt losreiße, indem ich mich bemühe, das zerbrechliche Gewebe aller meiner feinsten Stimmungen zu zerstören. Und ich freue mich darüber, ich genieße das Bewußtsein, daß ich es thun kann. Und wenn ich an meine Liebe zu Anna denke und an die Art und Weise, wie ich jetzt meine Gefühle behandle, empfinde ich Verachtung für meine Schwäche, und ich sage halblaut zu mir selber: „War es Nichts weiter! Wahrlich, das verlohnte sich der Mühe!"

Aber dann fange ich an, müde zu werden, und will das Ganze verschlafen. Ich blase das Licht aus, fühle aber, daß ich noch nicht schlafen kann. Ich werde nervös, ihr Kopf beschwert meinen Arm, und ihr Athem sengt. Ich wollte, daß sie sich umwendete und nach der Wand hin athmete.

Während ich noch überlege, wie ich ihr den Vorschlag machen kann, ohne sie zu verletzen, kommt sie selber auf den Einfall. Da ich sie in Verdacht habe, daß sie vielleicht meiner ebenso überdrüssig ist, wie ich ihrer, peinigt mich das ganze Verhältniß, und wenn ich daran denke,

worüber ich soeben gesprochen habe, überkommt mich ein Gefühl unwiderstehlichen Ekels, und ich ziehe mich weit von ihr zurück.

Sie fängt bald an, wie eine Schlafende zu athmen, und ich versuche ebenfalls einzuschlafen. Aber die fremde Umgebung, das nächtliche Treiben auf der Straße und das Rasseln der Räder hindern mich daran.

Ich vernehme Stimmen und Schritte auf der Treppe, Unterhaltungen zwischen Männern und Frauen im Nebenzimmer und unterdrücktes Lachen. Am störendsten aber ist mir ihre Nähe. Ich fürchte, daß sie erwachen kann, daß sie anfangen wird, mich zu liebkosen, und stelle mich daher schlafend, sobald ich höre, daß sie sich bewegt.

Schließlich versinke ich in einen Halbschlaf. Aber kaum ist das geschehen, als mich ein Alpdruck befällt. Ich träume, daß ich sie belausche, die dort liegt. Ich glaube, daß sie wacht und nur darauf wartet, daß ich einschlafen soll. Sie lauert auf einen günstigen Augenblick, um nach dem Stuhl zu schleichen, wo all mein Geld liegt. Aber es ist nicht meine neue Freundin, die ich belausche, sondern es ist Anna, oder vielmehr eine Mischung von ihnen Beiden. Sie will mir mein Geld stehlen.

Ich will mich zwingen, aufzuwachen, vermag es aber nicht, sondern schlummere ein. Ich fürchte mich, daß sie vielleicht inzwischen aufgestanden sein kann. Ich erwache, indem ich mich mit einem wunderlichen Stöhnen aufrichte.

„Was hast Du nur? Laß mich schlafen! Ich will schlafen!"

Ich wage nicht wieder einzuschlafen, ich will unter keiner Bedingung diesen Traum noch einmal träumen.

Und lange Stunden liege ich wach, höre die Uhr auf dem Marmorkamin ticken und die halben und ganzen Stunden schlagen. Das ganze Elend dieses Lebens. Die ganze Schwermuth dieser meiner Verlassenheit bedrückt und peinigt mich. Und es scheint mir, als wäre es nicht allein mein eigenes Unglück, sondern auch das der ganzen Welt, das in dieser Stunde durch mich seinen Klageruf ausstoßen will über dieselbe Zerrissenheit und Unbill, unter der ich leide. Wie schmutzig, häßlich und lügenhaft dies Alles ist. Und ich hatte einen Augenblick glauben können, daß mir dies Trost und Vergessenheit bringen würde.

Und noch immer sehe ich Anna vor mir. Ich sehe sie jetzt, diese Nacht, in ihrem Heim, den friedlichen Schlaf ihrer Unschuld in dem jungfräulich geschmückten Zimmer schlafend, in das der reine, bleiche Mondschein fällt; an den Fenstern glitzern frostige Eisbilder, und draußen breitet sich eine mondbeleuchtete Schneelandschaft aus. Nie, nie! Es ist für alle Ewigkeit vorbei, für alle Ewigkeit verloren!

Bald aber fängt sie an, im Schlaf zu stöhnen. Sie weint, schluchzt, seufzt und windet sich, als sei auch sie von einem bösen Geist besessen. Wer weiß, wovon sie träumt, was sie leidet, und ob nicht ihre Träume weit schrecklicher sind als die meinen. Und ich empfinde ein grenzenloses

Mitleid mit ihr, ich stelle mir unser gemeinsames Unglück vor, wecke sie und schließe sie in meine Arme mit der Zärtlichkeit und dem Feuer der Hoffnungslosigkeit. Halb im Schlaf schmiegt sie sich an mich:

„Ich liebe Dich, — ich liebe Dich, — ich habe eine so entsetzliche Angst, — küsse mich! küsse mich!“ —

Und abermals vergesse ich die Vergangenheit, ich will nicht daran denken, ich muß mich davon frei machen. — —

Das Licht brennt ruhig und leuchtet gleichmäßig. Ich habe ein Glas Bier getrunken und eine Cigarre geraucht. Auf dem Rücken liegend und im Wachen phantasirend, Körper und Seele in einem von Erschlaffung erzeugten harmonischen Gleichgewicht, denke ich fast mit Verwunderung an meine Liebe zu Anna und an alle die, wie es mir scheint, kindischen Stimmungen, die ich um ihretwillen in der letzten Zeit durchlebt habe. Plötzlich kommt es mir vor, als sei sie nur das kleine Mädchen aus meiner Studentenzeit, dem ich auf dem Wege zur Schule begegnete und das mir nichts Anderes war als ein bekannter Vogel, den ich von den anderen nur deswegen unterschied, weil er mir so oft über den Weg flog. Ich frage mich, was eigentlich all dieser Zwang, alle diese Pein gewesen ist, die ich mir ihretwegen auferlegt habe. Habe ich wirklich so kindisch, so unentwickelt sein können? Wie habe ich mir nur plötzlich die Möglichkeit einer feinen, idealen Liebe, einer Familie, eines Heims, eines ehelichen Glückes vorstellen können, alles das, woran ich seit Jahren nicht mehr geglaubt hatte? Woher ist mir so plötzlich dieser Rückfall in die alte Krankheit gekommen? Die Welt ist realistisch und roh, man muß sie hart anfassen, sie gleicht einer Brennnessel, welche die Hand verbrennt, die sie mild und liebkosend berührt.

Der Tag beginnt zu grauen. Sie hat schon lange wieder geschlafen und diesmal ruhig. Der Schein des Lichts wird gelb und bleich, und der Tag dringt durch die Gardinen. Gestern Abend schienen sie mir von dichter, schwerer Seide zu sein, jetzt sind sie an vielen Stellen zerfetzt und abgescheuert. Ich stehe auf und ziehe sie zurück. Der Bezug der Sophas ist verschossen, der Teppich und die Tischdecke sehen alt und verschlissen aus. Mit der ganzen unbarmherzigen Kraft der Wirklichkeit fällt das Sonnenlicht auf sie. Sie liegt ruhig da, der Kopf ist vom Kopfkissen herabgesunken. Sie verträgt das helle Tageslicht ebenso wenig wie ihr Zimmer. Die künstlichen Locken, die ihr in die Stirn herabhangen, sind ausgefallen und stehen ab wie Disteln. Die Stirn ist mit Runzeln bedeckt, sie ist schwarz unter den Augen und hat einen schlaffen Zug um den Mund.

Ich selber sehe nicht viel besser aus, als ich mich im Spiegel beschaue. Die Züge sind schlaff, die Augen matt, das Haar ist zerzaust; der Bart steht ab wie Stoppeln, das Manschettenhemd ist zerdrückt.

Die Säume meines Beinkleides sind noch naß von gestern, der Cylinder

ist an vielen Stellen gegen den Faden gestrichen, und der Kragen ist schmutzig.

Als sie hört, daß ich im Zimmer umhergehe, erwacht sie plötzlich.

„Gehst Du schon?" fragt sie.

Sie scheint aus irgend einem Grunde besorgt zu sein, unruhig folgt sie meinen Bewegungen mit den Blicken. Und als ich meinen Ueberrock bereits anhabe und meinen Hut bürste, kann sie es nicht unterlassen zu fragen:

„Du gehst doch nicht, ohne mir eine Kleinigkeit zu schenken?"

Als sie die Goldmünze auf dem Kamin klirren hört, steht sie auf, sucht ihre Pantoffel, hüllt sich in den Morgenrock und begleitet mich hinaus. An der Thür will sie mich küssen, aber ich verhindere es, und ihr scheint nicht sonderlich daran gelegen zu sein. Wir haben genug von einander bekommen.

Als ich die Treppen hinabgehe, auf denen man überall Decken klopft, sehe ich vor einer Thür zwei Paar Schuhe, ein größeres und ein kleineres, beide lehmig und zum Putzen hinausgestellt.

Draußen schlägt mir ein kalter heller Weihnachtsmorgen entgegen. Aus einer nahegelegenen Kirche ertönt Glockengeläute.

Meine Pförtnerin, die mir auf der Treppe begegnet, wünscht mir fröhliche Weihnachten.

Von dem Fenster in meinem Zimmer sehe ich ganz Paris im Morgenlicht daliegen und die Dächer und die Kuppeln der Kirchen schimmern. Mechanisch wasche ich mich, ziehe reine Wäsche an und lege mich nochmals schlafen.

Und während ich dort liege und zu der Decke hinaufstarre, habe ich noch immer die eiskalte Stimmung, die mich dort bei jenem Frauenzimmer erfaßte. Eine angenehme Mattigkeit überkommt mich, behaglich recke ich meine Glieder, die ganz geschmeidig und angenehm schlaff sind. Das Blut fließt mir so ruhig in den Adern, die mir von allem Bodensatz gereinigt und befreit scheinen.

„Ha!" sage ich, als ich an Anna denke. „Das war es also! Tiefer gingen also die Wurzeln nicht!" Ich sage das laut, ich will hören, wie es klingt. Und meine Stimme widerspricht mir nicht.

Beruhige Dich nur! So ist das Leben! Nimm es so hin, wie es sich Dir bietet!

Und in den reinen, zum Fest frisch aufgelegten Betttüchern ruhend, male ich mir kalt, ruhig und ironisch überlegen ein klares Bild meiner Zukunft aus. Es ist eine farblose Zeichnung, mit trockenen Linien, wie mit einem Lineal gezogen, — genau so wie meine augenblickliche Stimmung.

Es ist das Zimmer eines alten Junggesellen. In der Mitte steht ein Arbeitstisch mit Papieren in bester Ordnung und ein Bücherbord mit

Büchern. Ein Ledersopha und in der einen Ecke ein abgenutztes Rückenkissen für die Ruhe des alten Junggesellen. Eine eiserne Bettstelle. Tabaksqualm im Zimmer. Sorgfältig gebürstetes Zeug. Am Tage in der Schule. Zu Hause ein bequemer Schlafrock und Pantoffeln. Eine alte Madam, die den Haushalt führt. Die meisten Abende im Wirthshaus, wo man eifrig die Tagesfragen discutirt und anfängt, sich dem Conservatismus zuzuwenden. Das ist doch schließlich das Sicherste. Auf einen bestimmten Glockenschlag nach Hause. Man liest in einem Buch, ehe man sich legt. An der Wand über dem Bett hängt ein getrockneter Lorbeerkranz, eine Erinnerung an die Doctorpromotion. Aber ohne das Bild in der Mitte. Im Sommer auf einer einsamen Insel, um zu fischen.

Ja, das ist Alles! Und darüber hinaus geht keine einzige Illusion oder eine Hoffnung, die auf eine solche begründet ist. Der Himmel meines Lebens bleibt klar und kalt. Ich selber erstarre und erschlaffe. Eine völlige Leere umgiebt mich, das Todtengeläute der öden Einsamkeit klingt mir in die Ohren. Und ich halte mich jetzt für gewaffnet, das hinzunehmen, was das Leben mir bietet. Und ich wende mich nach der Wand, um zu schlafen.

Aber da scheint es mir, als hafte in meinen Betttüchern ein Duft von heute Morgen, von ihrem Haar, ihrer Haut, ihrem Zimmer. Sie will mich an sich ziehen, will mich küssen und liebkosen.

Und wie mit einem Schlage ist die Stimmung, die mich eben noch erfüllte, und die Betrachtungen, die sie im Gefolge hatte, verschwunden. Ein nagender Ekel bringt mein ganzes Gemüth in Aufruhr, und ein Schauer durchzuckt mich von Kopf zu Fuß.

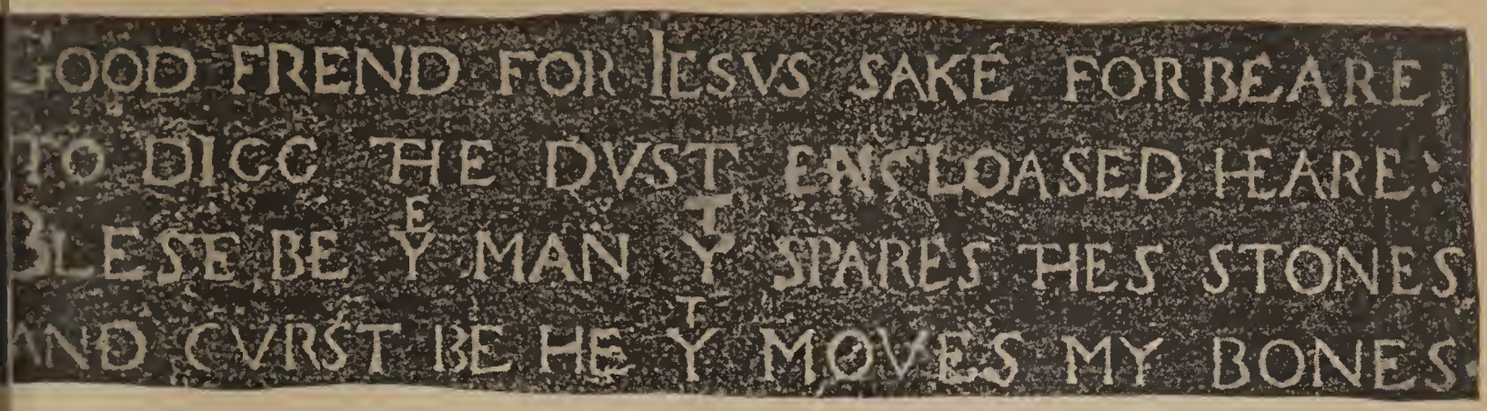
Ich liebe sie wieder, Anna, hoffnungsloser, sinnloser denn je zuvor. Aus der Tiefe meines ganzen Wesens rufe ich sie an, jetzt, in diesem Augenblick zu mir zu kommen, dort zur Thür hereinzukommen, sich mir an's Herz zu werfen, mich durch ihre Küsse zu reinigen, mich mit ihren Liebkosungen zu einem neuen Menschen zu machen. Ich wollte ihr diesen ganzen, häßlichen, widerlichen Traum erzählen. Sie würde mir vergeben, und ich würde von Neuem anfangen, zu leben.

Aber sie kommt nicht. Diese Schritte auf der Treppe sind nicht die ihren. Es ist Jemand so wie ich, er bleibt vor seiner Thür stehen und dreht den Schlüssel im Schloß herum.

Weshalb läßt sie mir keine Ruhe, nicht einmal in meinem Grabe? Weshalb kann ich sie nicht los werden, sie nicht vergessen, sie nicht bei Seite schieben, wie so manche andere betrogene Hoffnung? Weshalb nicht in meinen Genüssen und dem Egoismus meiner Einsamkeit um Scheidung von ihr einkommen? Weshalb kann ich nicht in meiner eigenen Gleichgültigkeit erstarren?

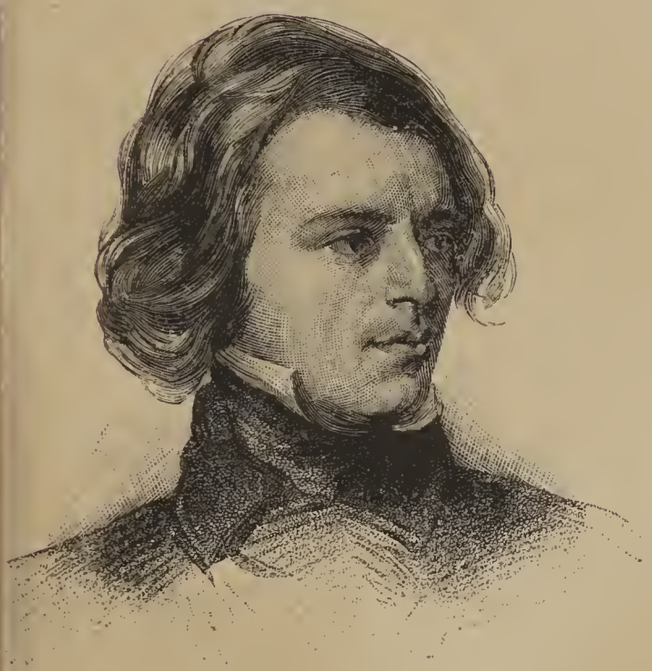
Aber vergebens frage ich. Ich fühle, daß ich es nicht kann, nicht im Stande dazu bin. Vielleicht wird sie auf eine kurze Weile aus meinem

Sinn verschwinden, vielleicht für einen Abend, für eine Nacht. Diese hoffnungslos nüchternen, diese unmöglichen Morgenstunden werden sich immer gleich bleiben. Sie werden stets wiederkehren, dieselben Gefühle, dieses selbe schmerzliche Entbehren, dieser zehrende, nagende Lebensüberdruß. Ich mag leben, wo ich will, ich mag Trost suchen, worin ich will. Stets werde ich die Hand nach ihr ausstrecken, obwohl ich sie niemals finden werde. Ich mag versuchen, ihr Bild zu begraben, ihre Züge zu verschleiern, — stets wird das Wasserzeichen mit ihrem reinen Profil und der ringelnden Locke am Ohr hindurchscheinen.



Die Inschrift auf Shakespeares Grab in der Heiligen Dreifaltigkeitskirche zu Stratfort. Nach Photographie.
Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur".
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Illustrirte Bibliographie.



Alfred Tennyson.
Nach dem ältesten bekannten Bilde, in R. H. Horne, „A New Spirit of the Age", London 1844.
Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur". (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

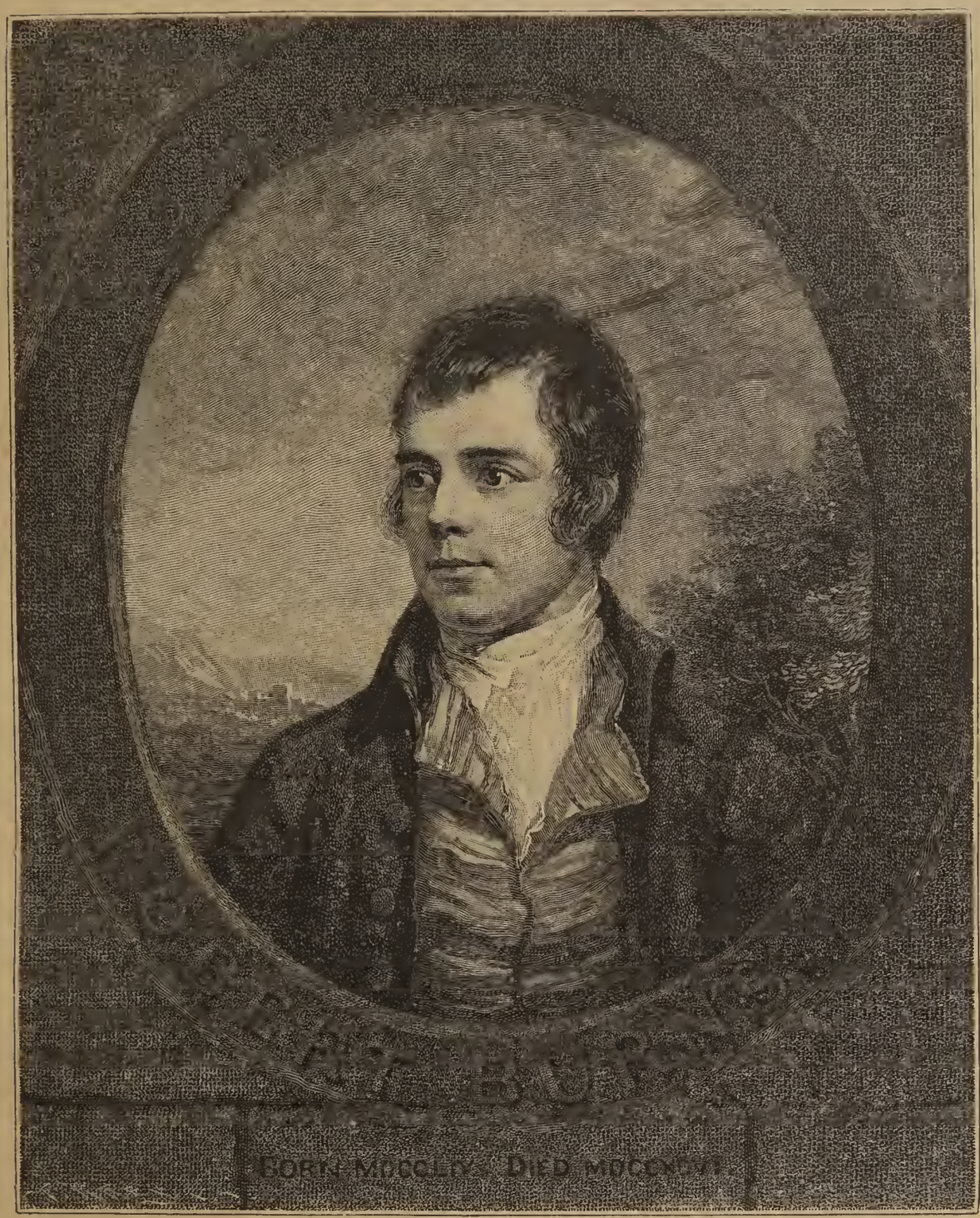
Englische Litteraturgeschichte. Von Richard Wülker. Leipzig, Bibliographisches Institut. Mit 162 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 11 Facsimilebeilagen. 14 Lieferungen zu je 1 Mk. oder in Halbleder gebunden 16 Mk.

In seinem hohen Alter, da hat der Geheimrath Goethe mit seinen klaren braunen Augen schon manches Problem gesehen, das seine Zeitgenossen noch nicht sahen, und manches Wort gesprochen, über das eine spätere Zeit nachzudenken Gelegenheit nahm. Im Alter, da hat Goethe auch das schöne Wort „Weltlitteratur" ausgesprochen, und solch großes Wort braucht Zeit, um Widerhall zu finden. Nicht von heute und morgen sind solche Anregungen, sondern langsam macht sich auf hoher Stufe der Entwickelung solch Bedürfniß fühlbar, und von nachhaltiger Wirkung wird der ausgesprochene Wunsch. Das Bedürfniß, die Litteraturgeschichte der Gesammtheit unserer Culturvölker einmal anzuhören, wie eine Fuge, um wieder das schöne Bild Goethes zu gebrauchen, in der die Stimmen der Völker nach und nach erklingen, wie eins das andere ablöst in der Hegemonie, aber allezeit jedes mächtig für sich in seiner besonderen Kraft und Klangfarbe vernommen werden muß, dies Bedürfniß muß eine Zeit empfinden, in der die Theilung der Arbeitskräfte die Auffassung eines geistigen Zusammenhanges auf allen Gebieten um so wünschenswerther macht. Wir müssen es als einen Beitrag zu dem großen Werke auch begrüßen, wenn das Bibliographische Institut eine Sammlung der Litteraturgeschichten aller wichtigen Culturvölker veranstalten will. Eine schöne Vervollständigung der volksthümlichen und wissenschaftlichen Bibliothek dieses Verlages würde dadurch erreicht werden. Die Ausstattung ist, wie immer, auch hier glänzend geplant.

Das Haus zu Chalfont St. Giles, in dem J. Milton während der Pest 1665 wohnte.
Originalzeichnung nach Photographie.
Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur".
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Robert Burns' Geburtshaus bei Ayr (Schottland). Zeichnung nach Photographie.
Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur".
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Wenn das so weiter geht, wie mit England der Anfang so schön gemacht wurde, dürfen wir uns freuen. Diese englische Litteraturgeschichte, die bereits vorliegt, ist ein erfreulicher Vorbote. Es ist übrigens ein durchaus in sich abgeschlossenes Werk und kann vollständig als selbstständige Leistung betrachtet werden, und nicht etwa wie ein Band aus



Robert Burns. Nach dem Stich von W. Walker (Gemälde von A. Nasmyth), im Britischen Museum zu London.

Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur."
(Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

einer größeren Arbeit, der herausgegriffen das Gefühl eines fehlenden Zusammenhanges hervorruft. Die englische Litteraturgeschichte ist hier ganz für sich behandelt, gleichsam sauber herauspräparirt aus dem Complex der Culturgesammtheit, und nur die Fäden, mit denen das Object der Beobachtung mit den anderen Dingen verknüpft ist, kommen, wiewohl nicht besonders markant, naturgemäß auch zur Sprache. Im Allgemeinen hat sich der Verfasser auf England beschränkt. Eine Geschichte der amerikanischen Litteratur

Byrons Mutter.
Nach den Stich von W. Finden. Aus: Wülker, „Geschichte der Englischen Litteratur." (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

ist mit weiser Beschränkung auch zurückgewiesen. Sehr richtig sagt Professor Wülker im Vorwort: „Im letzten Menschenalter hat sich diese so eigenartig und so ganz frei von England entwickelt, daß sie selbstständig, nicht als Anhängsel der englischen Litteratur behandelt werden muß," wenn freilich auch zuzufügen ist, daß der geistige Nährboden zum Mindesten ein ähnlicher genannt werden muß. Englische Bildung beherrscht doch wohl die neue Welt zum großen Theile.

Auch über die lebenden Schriftsteller spricht Wülker nicht, da über sie das Urtheil noch nicht abgeschlossen sein könne. Die Grenze ist freilich immerhin eine willkürliche, denn das Urtheil, mit dem der Verfasser die letzten Größen der englischen Litteratur begleitet, möchten wir auch nicht als ein gerade abschließendes anerkennen. Selbstständiges intimes Urtheilen ist des Verfassers Sache offenbar nicht, er giebt nur die allgemeine Meinung mit großer Nüchternheit wieder. Es ist das durchaus kein Vorwurf, so lange der Gelehrte auch nicht die Prätension erhebt, ästhetisch kritisiren zu wollen. Ein gewisses Tactgefühl läßt sich dem Autor hierin nicht absprechen. Er ist außerordentlich zurückhaltend und maßvoll im subjectiven Beiwerk. Seine Stärke liegt im Fleiß, ein brauchbares und achtbares Litteraturwerk zu schreiben, das als Nachschlagebuch Werth besitzt. Nicht aber nur als Nachschlage- und Handbuch, sondern durch die historische Folge ist etwas Neues gegeben, das uns in der isolirten Darbietung des Lexikons nicht geboten wird. Der Zusammenhang, der sich durch das Ganze zieht, die Entwickelung verdient doch als wesentlicher Vorzug eines derartigen Buches im Vergleich zu einem Künstlerlexikon hervorgehoben zu werden.

Den größten Schmuck und wirksame Unterstützung der Darstellung bietet die Fülle beigefügter Bilder. Man hat in der That die Empfindung gegenüber diesen immer so vornehm und luxuriös ausgestatteten Bänden des Bibliographischen Instituts, als sei man in einer schönen modernen Einrichtung; Alles ist zum Behagen des Bewohners geschehen, die neuesten Erfindungen sind in fast raffinirter Weise mit in Berücksichtigung gezogen; wir sitzen in großen luftigen Räumen an gediegenen Tischen auf eichenen Stühlen, wir haben Telephon und elektrische Beleuchtung. — Wie anders war es früher. Früher war uns das Buch ein ungleich poetischerer Gegenstand. Urväter-Hausrath und alte Schmöker gehörten in dieselbe Kategorie; vergilbte Blätter, in denen schon der Ahn mit seinem Stift Bemerkungen eingezeichnet. Shakespeare gebraucht das Buch noch als poetisches Gleichniß, während es heute prosaischer wie so vieles Andere anmuthet. Deshalb ist der Gesammteindruck von diesen neuen „mit allem erdenklichen Comfort der Neuzeit ausgerüsteten" Büchern ein so ähnlicher wie der Gesammteindruck von einer behaglichen modernen Wohnung. Die winkligen Gassen waren poetischer, aber gute Wasserleitung wird nunmehr praktisch vorgezogen. Praktisch und poetisch, was doch ursprünglich aus so ähnlicher Wurzel stammt, scheinen sich hier wie so oft zu widersprechen.

Und es wird nicht lange dauern, so wird sich vielleicht doch für den Betrachter aus dem Stilcharakter dieser neuen schönen Bücher eine eigene Poesie entwickelt haben. Wenn wir dieselbe durchblättern, strömt uns doch ein eigenes aus so vielen Elementen zusammengesetztes Leben entgegen, diese Buntdrucke, Kupferstiche, Facsimiles und Holzschnitte. Es hat das auch seinen Zauber. Diese Bücher werden ihre vergilbten Vorgänger wohl verdrängen, wie eine Zeit eben die andere ablöst.

Besonderes Gewicht hat der Verfasser bei der Besprechung der dichterischen Hauptwerke auf eine gedrängte Angabe des Inhalts gelegt. Da die ganze englische Litteraturgeschichte in einem Bande von etwa 632 Seiten abgehandelt ist, kann man sich einen Begriff machen, daß das eben nur in aller Kürze angängig war. Kurz ist auch die Charakteristik der Einzelnen, im knappen Umriß werden die wichtigsten Lebensschicksale gegeben, die allgemeinen Zeitverhältnisse skizzirt. Die ersten 14 Seiten sind der keltischen, darauf etwa 50 der angelsächsischen und etwa 100 der altenglischen Litteratur gewidmet. Shakespeare und Milton erfuhren die Ehre, mehrmals in Kupfer gestochen zu werden. Neben Shakespeare hat Walter Scott vom Verfasser die andere Ehrung eines eigenen Capitels für sich erhalten, ebenso Thomas Moore.

Die Ueberleitung ist nicht immer einwandsfrei. Wenn es heißt: Neben Dickens ist der bedeutendste englische Humorist unter den Zeitgenossen Thackeray; freilich fehlt ihm im Gegensatz zu ersterem jeder Idealismus: er ist Realist und Satiriker. Die schlechten Menschen malt er in ihrer ganzen Erbärmlichkeit, ohne ihrem Charakter auch nur einen guten Zug beizumischen, und die Guten werden bei ihm gern so weltunerfahren dargestellt, daß sie an's Lächerliche streifen. Selten verräth sich bei ihm ein Wohlwollen für seine Romangestalten — so ist das ein bischen zu stark auf die Spitze getrieben. Der vornehme Thackeray kann auch sehr viel Herz zeigen, die Weltunerfahrenheit hat bei ihm etwas Rührendes, durchaus nicht anders als wohlthuend ist da sein Lächeln, und nur im Allgemeinen ist sein Humor weniger warm als die quellende Laune des göttlichen Dickens.

H. L.

Bibliographische Notizen.

Der Zukunftskrieg im Jahre 18.. Von A. Bjelomor. Einzig berechtigte Uebersetzung von Karl Kupffer. 2 Aufl. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Der Verfasser bezeichnet seine Arbeit als „Vision eines russischen Patrioten", und eine solche ist sie allerdings. Wir vermögen uns nur schwer in die vom Verfasser gedachte Situation hineinzudenken. Das, was man nach dem Titel, namentlich mit Bezug auf die gegenwärtige politische Constellation vermuthen könnte, enthält der Zukunftstraum nicht, der sich, da das Jahrhundert zu Ende geht, schon in den nächsten 3 Jahren verwirklichen müßte. Nach einer ausgedehnten, wenig interessirenden Skizzirung des Marinelebens in Kronstadt im Jahre 18.. schildert der Verfasser die Gründung eines russischen Kriegshafens — Alexandria — am Nordkap, von welchem die russische Flotte ausfahrend, in Vereinigung mit der Flotte des Schwarzen Meeres ihre Kriegsthaten im Mittelmeere und zwar im Kriege gegen Italien und Oesterreich beginnt. Es folgen Schilderungen der Beschießung von Genua, Livorno, Neapel, Venedig und Triest und der Vernichtung italienischer sowie österreichischer Schiffe; in einem weiteren Capitel wird die Belagerung von Wladiwostock durch die Italiener beschrieben, die aber auch hier unterliegen. Den Schluß bilden wiederum Schilderungen aus Kronstadt. Noch vor diesen Ereignissen war es zu dem schon lange drohenden Kriege zwischen Deutschland und Frankreich gekommen, über dessen Verlauf aber nichts Näheres gemeldet wird. Bezüglich der Türkei, namentlich in Betreff der Eroberung Constantinopels durch die Russen wird auf Nikolaus I. Bezug genommen, der es als vortheilhaft und unterstützungswerth bezeichnet hat, die Türkei in ihrem schwachen Zustande zu erhalten. Manches Interessante enthält aber doch das Buch, so die Betrachtung über die Thätigkeit der baltischen Flotte bei einem Kriege gegen Deutschland, ferner die Entwickelung der maritimen Kräfte Rußlands bei einem Kriege gegen England, als dessen verwundbarste Punkte „der Handel und die Kolonien" bezeichnet werden. Für große und schnellfahrende Kreuzer wird warm eingetreten und ihnen der glänzende Erfolg im Mittelmeer gegen die italienischen und österreichischen Schiffe beigemessen. Die Panzerschiffe, so wird gesagt, würden nur geringen Nutzen gebracht haben, und wer weiß, „ob sie nicht auch in Zukunft eine passive Rolle spielen werden". Der Verfasser schließt mit den Worten: „Die Macht Rußlands ist groß! Und die Annalen der russischen ruhmreichen Flotte sind noch lange nicht geschlossen."

K.

Muret-Sanders' Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).

Das groß angelegte Unternehmen, das ein würdiges Seitenstück zu Sachs-Vilattes encyklopädischem Wörterbuch der französischen Sprache bildet, ist zur Zeit bis zur 22. Lieferung vorgeschritten und wird in seinem ersten, dem deutsch-englischen Theile, im Juli d. J. mit Lieferung 24 vollständig vorliegen. Der kürzlich erfolgte Tod des Professors Daniel Sanders wird — wie die Verlagsbuchhandlung mittheilt — keine Stockung in der Weiterführung des Wörterbuches zur Folge haben. Der zweite (deutsch-englische) Theil ist von Professor Sanders bis F vollendet und wird von dort ab von Professor Immanuel Schmidt mit Unterstützung einer Anzahl Sprachgelehrter beider Nationalitäten derartig bearbeitet, daß in etwa 3 Jahren die Vollendung des Werkes zu erwarten ist.

— a.

Die Humboldt-Akademie des wissenschaftlichen Central-Vereins. Skizze ihrer Thätigkeit und Entwicklung 1878 bis 1896. Ein Beitrag zur Volkshochschulfrage. Von Dr. Max Hirsch, Berlin, Hugo Steinitz' Verlag.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß sich der Drang nach erweiterter Bildung mit immer größerer Kraft im Volke geltend macht. Die Frage der Volksbibliotheken, Lesesäle, Volkshochschulen, Universitätsausdehnungsbewegung stehen im Vordergrund des Interesses. Es ist leider nicht wegzuleugnen, daß wir in allen diesen Fragen gegen viele andere Staaten, besonders England und Amerika, weit zurück sind; das darf uns aber nicht dazu führen, wie es bedauerlicher Weise vielfach geschieht, tüchtige und hervorragende Einrichtungen bei uns ganz zu übersehen. Eine solche auf nationalem Boden entstandene, äußerst segensreich wirkende Institution ist die im Jahre 1879 vom Verfasser der Schrift gegründete Humboldtakademie zu Berlin. Der Verfasser schildert in der vorliegenden kleinen, höchst lesenswerthen Schrift, die trotz vieler Hindernisse doch stetig und ruhig aufsteigende Entwickelung der Akademie, ihre Einrichtungen und Leistungen und giebt ausführliche statistische Nachweise über die Zahl der Curse, die Hörerschaft, Finanzirung des Institutes u. s. w. — Wir können das Schriftchen allen denen, die sich für die wichtige Frage der allgemeinen Volksbildung interessiren, nur dringend zur Lectüre empfehlen und ihnen zurufen: Gehet hin und thuet desgleichen! Wp.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Von Prof. Dr. W. Rein. Langensalza, Beyer u. Söhne.

Das großartig angelegte Werk, dessen wir schon wiederholt Erwähnung thaten, schreitet rüstig fort. Es liegt uns nunmehr auch der zweite Band, der bis zu dem Artikel „Griechische Erziehung" reicht, vollständig vor, der hinter dem ersten Bande in keiner Weise zurücksteht. Es ist natürlich nicht möglich, an dieser Stelle auf den Inhalt des Werkes einzugehen; es möge genügen, von Neuem darauf hinzuweisen, daß hier eine reiche Fülle von gediegenem Material aus dem weiten Gebiete des pädagogischen Wissens der Gegenwart aufgespeichert ist.

Wp.

Buchstabe und Geist. Von Otto Leisner. Kritische Betrachtungen über die Bedeutung der unterrichtlichen Hilfsbücher. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Verfasser legt in dem kleinen, aber inhaltreichen Schriftchen den Finger in eine böse Wunde unseres Schulbetriebes. Das Werkchen sei Allen, welche sich für das Unterrichtswesen interessiren, besonders aber der Unterrichtsverwaltung und den Lehrern bestens zu empfehlen. Wp.

Zur Frauenfrage. Von Eliza Ichenhaeuser. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (A. Haase).

Die Verfasserin ist auf dem Gebiete der Frauenbewegung wiederholt mit Erfolg thätig gewesen. Auch die vorliegende Schrift, welche eine Anzahl (31) von kürzeren Abhandlungen enthält, die ursprünglich in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht sind, enthält viel des Interessanten. Wp.

Die Nibelungen in Bayreuth. Neue Bayreuther Fanfaren von Ferdinand Pfohl, Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Die neuen Bayreuther Fanfaren wenden sich nicht an die Parteifanatiker, sondern an das große Publicum, das Wagner und seine Werke hochschätzt und bewundert und sich weder durch ungesunde Verhimmelung auf der einen Seite noch durch unmotivirte Verdammungsurtheile auf der andern beirren läßt. Der Verfasser unterwirft die vorjährigen Bayreuther Festspiele einer eingehenden, witzigen und objectiven Kritik, die

vielleicht hier und da verschnupfen, bei ruhig Denkenden aber entschiedenen Anklang finden wird. Was Pfohl über Lilly Lehmann, die ebenso viel geschmähte wie bewunderte Bayreuther Brünnhilde sagt, wird in der Villa Wahnfried schwerlich gebilligt werden, und seine Bemerkungen über die Bayreuther Stilschule werden dort viel böses Blut machen, aber anderwärts wird man ihm für seinen ehrlichen Wagemuth und für seine ungeschminkte Aussprache aufrichtig dankbar sein. — Den zweiten Theil des Buches bilden die Bayreuther Fanfaren aus dem Jahre 1891, die sich mit „Parsifal", „Tristan und Isolde" und den „Meistersingern" in ähnlicher Weise beschäftigen, wie das vorliegende Buch mit dem „Ring des Nibelungen". eb.

Musikalische Essays von Dr. G. von der Pfordten. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Unter obigem Titel hat der Verfasser, der als Privatdocent an der Münchener Universität wirkt, vier Aufsätze herausgegeben, die für den Fachmann nicht gerade Neues bringen, den zahlreichen Musikfreunden des Laienpublicums aber vielfache Belehrung in anregender und bequem verständlicher Form bieten. Die vier Essays „Kunst und Dilettantismus", „Grundlagen der Gesangskunst", „Leonore im Fidelio und Elsa im Lohengrin" und „Weber und Schumann als Schriftsteller" sind durchaus objectiv gehalten und zeichnen sich durch elegante, nie unnöthig in's Breite gehende Diction, gesundes Urtheil, sowie durch scharfe und zielbewußte Kritik aus. Viel Beherzigenswerthes enthält namentlich der erste Aufsatz, der die größere Hälfte des Buches einnimmt; was v. d. Pfordten über Musikunterricht, Erlangung und Handhabung des Kunsturtheils, sowie über das Wesen und die Bedeutung des Dilettantismus sagt, verdient nicht nur gelesen, sondern vielmehr gründlich studirt zu werden. eb.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. 60 Lieferungen zu 40 Pfennig = 25 Kreuzer öst. W. Alle 14 Tage eine Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Von allen Dichtern der Neuzeit ist Ludwig Anzengruber einer der mit Recht — ich möchte nicht sagen „beliebtesten", denn ein so trivialer Ausdruck paßt nicht für das, was wir Alle so herzlich innig warm für die Größe und männliche Schönheit dieser Dichtergestalt empfinden. Anzengruber ist einzig in seiner Art, in seiner Art so vollkommen wie irgend einer der Aller-, Allergrößesten und Besten. Wie er, als Dramatiker namentlich, den Ton trifft, der tief in's Herz dringt, das tief Volksthümliche, Traute, Anheimelnde in seiner Stimme, es ist unvergleichlich. Keinen größeren Gegensatz, so schrieb der unglückliche Nietzsche, als Poesie und Fremdenbücher kann man sich denken. Wir können uns auch keinen größeren Gegensatz denken als Anzengrubers Poesie und die Theaterstücke, wie sie gang und gäbe sind auf unseren Bühnen. Wahrhaftig, sie verhalten sich zu den Anzengruber'schen Werken wie Fremdenbücher und Naturpoesie. Hier ist Stimmung, Kraft, Wahrheit, eine innere echte Stimmungswahrheit und eine Gefühlsatmosphäre, wie sie die Kunstwerke eines Shakespeare um sich verbreiten. Es ist der rechte Waldesodem der Natur, der würzige Duft unmittelbarer Naturproduction.

Und am schönsten, am liebsten ist der große Dichter, wenn er mit einer unglaublichen Einfachheit uns das Heiligste offenbart, in seiner Sprache, ursprünglich, mit göttlicher Naivetät das ausspricht, was der Mensch auf das Zarteste empfindet; es ist dann ein Adel in seinen Worten, eine seelische Keuschheit, daß Nichts darüber.

Mögen sich noch viele an den Werken dieses „beliebten" Dichters erfreuen.

H. L.

Eingegangene Bücher. Bespreehung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achleitner, Arthur, Der Stier von Salzburg. Culturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Berlin, Gebrüder Paetel.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes, Nr. 1000 bis 1010. Halle a/S., Otto Hendel.

Brentano, Dr. Lujo, Die Stellung der Studenten zu den socialpolitisehen Aufgaben der Zeit. Vortrag, gehalten am 15. Januar 1897 zur Eröffnung der Thätigkeit des socialwissensehaftliehen Vereins von Studirenden an der Universität Münehen. Münehen, C. H. Beek'sehe Verlagsbuchhandlung.

Dahlmann, Hans, Wahn oder Wahrheit? Erzählung. Dresden, Heinrieh Minden.

Danckelman, Eberhard Freiherr von, Kant als Mystiker?! Eine Studie. Leipzig, 1897. Hermann Haaeke, Verlagsbuchhandlung (früher: Fr. Maukes Verlag).

— Shakespeare in seinen Sonetten. Ein Sendsehreiben an Herrn Lie. Dr. Sehaumkell, Oberlehrer in Ludwigslust i. M. Leipzig, 1897. Hermann Haaeke, Verlagsbuehhandlung (früher: Fr. Maukes Verlag).

Fornasari, Laurenz, Die Kunst, die italienisehe

Sprache schnell zu erlernen. Sechste Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Freemann, Edward A., Geschichte Sieiliens. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. II. Band. Von den ersten Zeiten der griechischen Colonieen bis zu dem Anfange der athenischen Einmischung. Mit vier Karten. Leipzig, B. G. Teubner.

Geistbeck, Dr. Alois, Bilder-Atlas zur Geographie von Europa. Mit beschreibendem Text. Mit 233 Holzschnitten nach Photographien und nach Zeichnungen von E. T. Compton, Th. von Eekenbrecher, H. L. Heubner, E. Heyn, G. Mützel, K. Oenike, O. Schulz, O. Winkler u. A. Leipzig und Wien, Bibliogr. Institut.

Golm, Rudolf. Ein falsches Liebeslied. Novelle. Dresden, E. Piersons Verlag.

A. Hartlebens Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. Wien, A. Hartlebens Verlag.

— Kleines statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. Vierter Jahrgang. 1897. Nach den neuesten Angaben bearbeitet von Professor Dr. Friedrich Umlauft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Ichenhaeuser, Eliza, Erwerbsmöglichkeiten für Frauen. Praktischer Rathgeber für erwerbsuchende Frauen in allen Angelegenheiten der Vorbildung, der Anstellung und der socialen Selbständigkeit. Nebst Nachweis von Wohlfahrtseinrichtungen. Berlin, Franz Ebhardt & Co.

Kaufmann, Max, Heinrich Heines Liebestragödien. Litterarhistorische Studie. Zürich und Leipzig, Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz".

Knorre-Dargitz, Margarethe von, Der Sträfling. Sibirisches Sittengemälde in 5 Acten. Zürich und Leipzig. Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz".

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. IV. Jahrgang. No. 126—127. Berlin, Kritik-Verlag.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. XVIII. Defregger. Mit 96 Abbildungen von Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

— XIX. Terborch und Jan Steen. Mit 96 Abbildungen von Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

— XX. Reinhold Begas. Mit 117 Abbildungen nach Sculpturen, Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing.

zur Lippe, Alfred Graf, Innenleben. Novellen. Dresden, Heinrich Minden.

Magazine, The International. Vol. II. No. 3. March 1897. Chicago, Union Quoin Company Publishers.

Manassewitsch, B., Die Kunst, die russische Sprache durch Selbstunterricht schnell und leicht zu erlernen. Vierte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Meebold, Alfred, Vox humana. Berlin, Carl Duncker.

Ohnesorge, Fr, Wilhelm der Grosse. Bilder aus dem Leben des Helden in Liedern und Versen. Berlin W., Verlag von Otto Salle.

Pagani Silvio, Menschenleid. (Lo Specchio della dolorosa esistenza.) Dramatische Handlung in fünf Abtheilungen. Autorisirte Uebersetzung von G. Locella. Dresden, Carl Reissner.

Plan der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. 6. Auflage. Mit Angabe der neuen Bezirkseintheilung und der früheren Gemeindegrenzen. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schirmacher, Käthe, Aus aller Herren Länder. Gesammelte Studien und Aufsätze. Inhalt: Reisebilder. Litterarische Studien und Kritiken. Novellen. Sociales Leben. Zur Frauenfrage. Paris und Leipzig, Verlag von H. Welter.

Schulz-Dresden, Carl Theod., Eine neue Bestattungsart. — Verheissungsvoll für die Zukunft. — Weder Erd- noch Feuerbestattung. Berlin, Verlag der Actiengesellschaft Pionier.

Schwalb, Carl Josef. Ethische und philosophische Betrachtungen auf empirischer Grundlage. Dem Volke gewidmet. Zürich und Leipzig. Verlag von „Sterns Litterarischem Bulletin der Schweiz".

Siebenlist Ottilie, Gespenster der Erinnerung. Zürich und Leipzig. Verlag von „Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz".

Sonnenblumen. Herausgegeben von Carl Henckell. 1896/97. Nr. 5. 6. 7. 8. Zürich, Carl Henckell & Co.

Stern, Maurice Reinhold von, Walter Wendrichs Neue Lieder. Zürich und Leipzig. Verlag von „Sterns Litterarischem Bulletin der Schweiz".

Strüfing, E., Mirabeau. Schauspiel in fünf Acten. Berlin, Freund & Jeckel.

Telmann, Konrad, Vox populi. Roman. 2 Theile in einem Bande. Leipzig, Carl Reissner.

Umlauft, Prof. Dr. Fried., Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Lfg. 17, 18, 19, 20. Dritte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Vogt, Prof. Dr. Friedrich, und Prof. Dr. Max Koch. Geschichte der Deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 14 Lieferungen zu je 1 Mark (Gesammtpreis 14 Mark) mit 170 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 23 Facsimile-Beilagen. Heft 2—5. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Weill, Alexander. Noch zwei Jugend-Theaterstücke. I. Drei Deutsche in Paris unter der Juli-Regierung. Lustspiel in drei Aufzügen. II. Ein Ehrenmann. Schauspiel in drei Aufzügen. Mit einem Nachwort zu „Hass und Liebe". Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Wundtke, Max, Schicksal? Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. (Vormals Fichte-Ulricische Zeitschrift.) Im Verein mit Dr. H. Siebeck und Dr. J. Volkelt herausgegeben und redigirt von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Ein Vortrag. Leipzig, B. G. Teubner.

Zimmer, D. Dr. Friedrich, Der Evangelische Diakonieverein. Seine Aufgaben und seine Arbeit. Vierte, vermehrte Auflage. Herborn, Verlag des Ev. Diakonievereins.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Ferdinand von Saar

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottländer in Breslau

König Svend von Dänemark.

Novelle.

Von

Eberhard Freiherr von Danckelman.

— Magdeburg. —

Die Sage berichtet von einem einst mächtigen großen Reich, dessen Name Dänemark gewesen sei. Ueber alle Länder des rauhen Nordens habe sich die Macht der dänischen Fürsten erstreckt, und Odin selber sei oftmals zu seinem geliebten Volke herabgestiegen, um es zu führen von Sieg zu Sieg. Damals hatte Loki noch nicht Zwietracht gesät unter den Dänen, damals ging Baldur noch singend durch die Wälder, und Thors Hammer ruhte. Aber die Jahre sanken dahin im Laufe der Zeiten und mit ihnen das Göttergeschlecht der Asen, und Anskar verkündigte eine neue Lehre, eine Lehre von der allerbarmenden Liebe. Trotzig lehnten die Heiden die christliche Religion ab, aber der kühne Muth und die Unerschrockenheit der Diener der Kirche ließen sie ihre alten Götter vergessen, vergessen, daß den sterbenden Kämpfer in Wallhall ewige Freuden erwarteten. Und Stürme brachen über das einst so mächtige Land herein, die ärger wütheten als der Orkan, der ihr Meer durchfurchte und die Wasser über ihr Land dahintrieb, Stürme im Innern, Stürme nach außen. Das einstige Dänemark aber schwand dahin, und was übrig blieb und noch diesen Namen trug, war nur ein kleiner Rest jenes einst so großen und gewaltigen Landes.

Zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, umfaßte das dänische Reich nur noch den nördlichen Theil des heutigen Schleswig-Holsteins bis an den einst von Göttrik aufgeworfenen Wall zwischen Schlei und Trave, sowie die Halbinsel Jütland und die Inseln Fünen, Laaland und Seeland. Auf letzterer befand sich die Hauptstadt der dänischen Fürsten Roeskilde. In der Nähe von Roeskilde liegt ein gewaltiger, uralter Buchenhain, einstmals

Odin gehörig, und in seiner Mitte verborgen ein dunkler See. Das war der heilige Wald von Ledra, unter dessen Bäumen die Priester Odins dahinschritten und weissagten Sieg oder Untergang. Das war der der Göttin Hertha geweihte See auf Seeland, von dem Tacitus also berichtet: „Auf einer Insel im Meere liegt ein Hain und in dem Hain ein See. Aus diesem See kommt zu Zeiten die Göttin hervor und läßt sich in einem von Kühen gezogenen Wagen von den Priestern umherfahren, worüber die Inselbewohner so hoch erfreut sind, daß sie, für die Zeit der Anwesenheit der Göttin, Arbeit, Krieg und Streit einstellen und sie mit Jubel so lange in einer großen Procession durch das Land begleiten, bis die Königin wieder nach ihrem Haine zurückverlangt. Alsdann wird sie wieder zum Haine gefahren und mit sammt dem Wagen und dem ihn bedeckenden Teppich in den See hinabgelassen. Allda wird ihr Bild, wie das Götterbild der kimmerischen Diana, abgewaschen, die Leute aber, welche dies verrichten, sogleich vom See verschlungen und neunundneunzig Gefangene der Göttin zum Opfer gebracht."

Aber der Buchenhain Odins und der Hertha-See lagen still und verlassen da. Nicht mehr durchhallte Jubelgeschrei die Thäler um Ledra, nicht mehr ertönten die Stierhörner zum Preise der Asen, und die blutigen Menschenopfer waren vergessen. Nur bei Nacht schien es manchmal, als klage Jemand am Herthasee. Dann sah man wohl eine weiße Frauengestalt am Ufer sitzen und hineinsehen in die dunkle Fluth, in der sich schwarz die überhängenden Aeste der uralten Buchen und silbern der Mond spiegelten. Man wollte gesehen haben, wie sie sich ihr goldbraunes Haar strählte und wie sie allmählich verschwand in Nacht und in Nebel.

Seit der alte Harald, der in seiner Jugend den jüngeren Bruder Knud meuchlings erschlug und den alten Gorm in das Grab brachte, zum Christenthum übergetreten war, stand die hölzerne Königsburg zu Ledra leer bis auf unsere Zeit. Erst vor Kurzem war in das alte, fast verfallene Schloß wieder neues Leben eingezogen. König Svend, der nach langen Irrfahrten sich endlich der Herrschaft auf Seeland bemächtigt hatte, residirte seit einigen Tagen in Roeskilde und belehnte mit der Burg zu Ledra einen seiner Mannen, den alten Seeräuber Thorbern. Der Alte hatte weder Weib noch Kinder; es war ihm ein Arm, und zwar der linke, im Kampfe vom Rumpfe getrennt, und manchesmal brach er in unbändige Flüche auf die Sachsen aus. Doch wiewohl Thorbern allein dastand in der Welt, war er doch nicht ohne Begleitung in die Burg zu Ledra eingezogen. Zahlreiche Bewaffnete umgaben ihn wie einen Fürsten, und fürstlich war das Schloß zu seinem Empfang hergerichtet. Warum aber führte der alte Pirat so zahlreiche bewaffnete Schaaren mit sich, warum zeichnete ihn gerade Svend so aus? Welche Waffenthaten hatte dieser Alte vollbracht, daß ihm solche Ehre zu Theil wurde? —

Als Svend, der Sohn des meuchlings ermordeten Erich Edmund, von Pommern mit einer großen Flotte kommend, über das Meer fuhr, um seinen

Vettern, Knud und Waldemar, die Herrschaft zu entreißen, da begegnete ihm von Rußland her ein prächtig gebautes Schiff, auf dessen Mast das Segel der Fürsten von Polen wehte. Svend stand gerade auf dem hohen Verdeck seines Königsschiffes und spähte finsteren Blickes nach Seeland aus, als er des russischen Fahrzeuges ansichtig wurde. Da zuckte Etwas wie Lust durch sein bleiches, abgelebtes Gesicht, und seine lange, hagere Gestalt hochaufrichtend und die schwarzen Locken schüttelnd, befahl er:

„Kapert das Schiff!"

„Kapert das Schiff!" König Svend hatte es gerufen, und ein Jubelgeschrei brach aus auf den dänischen Galeeren. Dann begann eine Jagd, und es ward den Verfolgern nicht schwer, sich in kurzer Zeit des feindlichen Fahrzeuges zu bemächtigen. Nachdem die Bemannung überwältigt und gebunden war, legte sich das dänische Königsschiff an die Seite des russischen Seglers, und König Svend betrat alsbald das feindliche Verdeck. Da wurden ihm die Gefangenen vorgeführt. Zuerst der Befehlshaber des russischen Schiffes.

„Woher kommt Ihr, und wohin führt Euch Euer Weg?" fuhr Svend den Fremden an. Dieser, ein herkulisch gebauter Mann mit wettergebräunten Zügen, legte, da er nicht gebunden, die Hände nach Slavensitte über der Brust zusammen und sprach also:

„Von Osten kommen wir her, Herr, von der Mündung der Weichsel, abgesandt von unserem Fürsten Wladimir und seiner hohen Gemahlin Richizza, ihr einziges Kind, ihre Sophia, in König Knuds Hände zu liefern. Der ist durch seinen Vater Magnus mit ihr verwandt und will seinem geliebten Vetter Waldemar, Knud Lawards mächtigem Sohn, um sein Bündniß mit ihm zu festigen, die holde Maid als Gattin zuführen.

„Doch," und bei diesen Worten sah er verlegen zu Svend auf, „solltest Du selbst . . ?"

Um Svends Lippen spielte ein häßliches Lächeln, als er hier den Seemann unterbrach:

„Ei, das trifft sich ja prächtig, mein Bester, und ich danke Gott, dem Allmächtigen, und der heiligen Maria inständig für die Gnade, die sie mir haben zu Theil werden lassen, da sie mir so unvermuthet meine Braut schenkten, nach der ich mich schon so lange gesehnt habe. Doch sage, wo weilt die Holde?"

„Mein Fürst und mein Herr! O, mir ahnte doch, daß aus diesem scheinbaren Unfall noch ein Glück entspringen würde, mir ahnte, als ich der dänischen Galeeren ansichtig wurde, daß Du es warst, großer Waldemar, der sie führte. Du frägst nach der Jungfrau? Wohl, unten in der Kajüte hat sie sich mit ihren Frauen eingeschlossen und wird, wenn Deine Knechte nicht schon die Thür erbrochen haben, dort noch weilen."

„Geh' hinunter," sagte Svend zu dem ihn begleitenden Thorbern, „geh' hinunter und fordere sie auf, in die Arme ihres Bräutigams zu eilen."

Er winkte dem russischen Seemann gnädig mit der Hand Entlassung, und sich dann nach seinen Begleitern umkehrend, flüsterte er hastig:

„Von jetzt ab also, Ihr wißt es, ist mein Name Waldemar."

Da trat auch schon Sophia auf das Verdeck, begleitet vom alten Thorbern und ihren Mädchen. Der Seewind spielte leise mit ihrem lang herabwallenden, goldbraunen Haar, und ihre schwarzen Augen blitzten erwartungsvoll, als sie nun, den Kopf in die Höhe werfend, fragte:

„Und welches denn ist Waldemar, mein Bräutigam?"

Thorbern deutete stumm auf Svend, der jetzt näher an die Polin herantrat.

„Wie lange schon," begann er mit süßlichem Lächeln, „wie lange und wie oft dachte ich nicht schon an die schöne Tochter Wladimirs, von deren Ruhm alle Länder am Ostmeer erfüllt sind? Da spielt mir Gott Aeolus (er hatte am fränkischen Hofe die griechischen Götter kennen gelernt) die Schöne in die Hände, und ich preise das gütige Geschick, das mir vergönnt, Dich heute schon in meine Arme zu schließen."

Bei diesen Worten umarmte er sie und drückte schnell einen Kuß auf ihre schwellenden Lippen.

Sophia aber entwand sich ihm, trat einen Schritt zurück und maß seine lange, hagere Gestalt von oben bis unten.

„Ich freue mich, Waldemar," sagte sie, „daß ich in Deine Hände gefallen bin und nicht in die Klauen eines beutelustigen Piraten. Aber," und hierbei zeigte sie auf die umherstehenden gefesselten russischen Seeleute, „warum, wenn wir doch Freunde sind, stehen diese noch gebunden?"

Eine Blutwelle schoß durch Svends bleiches Antlitz, als er leise und erregten Tones sagte:

„Bindet die Gefangenen los!"

Sie aber fuhr fort:

„Meine Eltern haben mich gesandt über das Meer auf Anrathen meines Stiefbruders Knud. Durch meine Verheirathung mit Waldemar sollte das Bündniß besiegelt werden. Und gerne folgten meine Eltern und ich selbst der Aufforderung Knuds, denn wir halten viel von ihm und haben ihn als treu erprobt. Er schilderte uns Waldemar als einen heldenkühnen Recken, von kleiner gedrungener Gestalt mit blonden Haaren. Du aber bist groß, und Dein Haupthaar ist schwarz. Hat mein Stiefbruder die Eltern und mich belogen, und wo ist er selbst, wo ist Knud?"

Argwöhnisch betrachtete sie ihn bei diesen Worten, er aber wurde noch ein Weniges bleicher, als er schon war, und rang sichtlich nach Fassung. Doch als Sophia geendet, hatte er die Herrschaft über sich selbst wiedergewonnen und antwortete also:

„Du bist mißtrauisch, schöne Tochter Wladimirs, aber ich zürne Dir darum nicht. Denn wisse, Ehre bringt es dem Mädchen, das sich nicht so schnell dahingiebt. Doch schau hin auf das Meer und sieh meine zahl-

losen Schiffe. Wer anders als ein König kann mit solcher Macht ausgerüstet sein? Und was mein Aussehen betrifft, so zweifle ich nicht an der Wahrhaftigkeit Knuds, wenngleich er mich schon häufig verrathen und belogen hat . . ."

„Das glaube ich Dir nicht!" unterbrach ihn die Jungfrau.

„Mag sein," sagte Svend, „mag sein, denn Du liebst ihn. Wahrlich auch ich zürne deshalb nicht mehr. Sind wir nicht Freunde jetzt, treue, gute Freunde? Aber er wird Dir noch mehr Helden Dänemarks beschrieben haben, und da verwechselst Du . . ."

„Mein Gedächtniß ist gut, Fürst, glaube mir, und ich prägte mir die Gestalt meines zukünftigen Bräutigams wohl ein."

„Und dennoch Du irrst, sage ich Dir. Bezeugt es, Ihr Edlen, bezeugt es allesammt, daß ich der Verlobte dieses Mädchens, daß ich Waldemar bin, Knud Lawards Sohn, auf den Viele blicken."

Und der alte Thorbern so wie die umstehenden Edelinge bezeugten es: „Du bist es."

Sie blickte einen Augenblick, wie beschämt, zu Boden; doch dann fuhr sie wieder auf:

„Aber wo weilt Knud, Dein Freund und mein Bruder?"

„Ei," sagte Svend lächelnd, „sind die Weiber in Polen auch neugierig? Wisse, in Dänemark ist es nicht Sitte, die Frau in die Geheimnisse der Männer zu ziehen, und es ziemt ihr nicht, nach dem zu fragen, was sie Nichts angeht."

Sophia wollte Etwas erwidern, doch Svend winkte ihr zu und trat über die mit Teppichen belegte Brücke in sein Königsschiff zurück. Sodann ertheilte er Thorbern den Auftrag, die Polin zu bewachen, und übertrug das Commando des russischen Schiffes einem Dänen. Wie der slavische Schiffsführer erfuhr, daß er seines Amtes entsetzt sei, lächelte er nur. Hoffte er doch als Ueberbringer der Braut reichlich belohnt zu werden, und argwöhnte er doch nicht das kommende Unheil.

Als die Schiffe sich wieder in Bewegung setzten, begab sich Sophia, die sehr unruhig war, wieder in die Kajüte und wies Thorbern, der sie begleiten wollte, mit harten Worten zurück.

Unten angekommen, warf sie sich auf ein Polster und starrte in's Leere. Ihre Mädchen kamen und suchten sie aufzuheitern, doch sie hörte nicht auf ihr Geschwätz. Nur einmal fragte sie: „Wohin fahren wir?" und als man ihr antwortete, wie es der dänische Schiffsführer gesagt: „Nach Roelskilde," seufzte sie tief und flüsterte: „Nach Odensee."

Als der Abend anbrach, ging Svends Flotte im Hafen des heutigen Kopenhagen vor Anker, und die Ausschiffung eines Theiles der Mannschaft begann. Am Ufer wurde Svend von einigen Einwohnern Seelands freundlich begrüßt. Es waren nicht viele Menschen, die ihn empfingen, meistens Bauern und Fischer. Deshalb schickte sie Svend auch gleich heim in ihre

Hütten und begab sich mit dem Sinken der Sonne auf der großen Heerstraße nach Roeskilde, an seiner Seite seines Vetters Verlobte. Den russischen Schiffsbefehlshaber belohnte er reichlich und schickte ihn mit vielen Grüßen an Wladimir und Richizza wieder heim. Der Alte war glücklich, seines Herrn Tochter so wohl aufgehoben zu wissen.

Auf dem Wege sprach Sophia fast garnicht, und auch Svend schien über Etwas zu sinnen, denn manchmal murmelte er leise vor sich hin, so daß Sophia ihn erstaunt ansah. Im finsteren Wald, durch den sie größtentheils ritten, hörte man Nichts weiter als die Hufschläge der Rosse und das Klirren der Waffen. In Roeskilde angekommen zur Nachtzeit mit nur wenigen Mannen (die Andern sollten auf den Schiffen und am Strande übernachten), wurde Sophia in ein prachtvolles, aus Stein verfertigtes Gebäude gebracht, wo sie sich auf einem weichen Lager lange ruhelos wälzte. Svend erfuhr bei seiner Ankunft, daß Waldemar und Knud auf dem Wege zu ihm seien, um sich mit ihm zu versöhnen, und ihn morgen in Odensee auf Fünen erwarteten. Deshalb brach er noch in derselben Nacht auf und vertraute Sophia dem alten Thorbern, den er mit der Ledraburg belehnte, zur strengsten Bewachung an. Zwei Tage darauf hielt der Alte seinen Einzug in die Burg Haralds, und nun wissen wir, warum er von einer solchen Menge Bewaffneter begleitet war. Der heilige Hain aber war umstellt von Söldnern, und nie ließ der alte Thorbern seinen Schützling aus den Augen. — Nicht mehr durchhallte jetzt Jubelgeschrei die Thäler um Ledra, nicht mehr ertönten die Stierhörner zum Preise der Asen, und die blutigen Menschenopfer waren vergessen. Nur bei Nacht schien es manchmal, als klage Jemand am Herthasee. Dann sah man wohl eine weiße Frauengestalt am Ufer sitzen und hineinsehen in die dunkle Fluth, in der sich schwarz die überhängenden Zweige der uralten Buchen und silbern der Mond spiegelten. Man wollte gesehen haben, wie sie sich ihr goldbraunes Haar strählte und wie sie allmählich verschwand in Nacht und in Nebel. . . . .

* * *

Um dieselbe Zeit, da Svend von Roeskilde mit seinen Begleitern aufbrach, um in schnellem Ritte am nächsten Tage nach Odensee auf Fünen zu gelangen, bewegten sich auf der schmalen und unwegsamen Straße von Middelfart ebenfalls nach Odensee mühsam drei Reiter vorwärts, deren Gesichtszüge wir bei der völligen Dunkelheit nicht zu erkennen vermögen. Nur das können wir wahrnehmen, daß Einer weit die anderen Beiden an Größe überragte. — Ein feiner Regen rieselte vom Himmel herab, und rauh pfiff der Herbstwind über das Haideland dahin. Damals war nur weniges Land und auch nur das in der Nähe von Dörfern oder Städten bebaut, denn die alten Dänen liebten den Ackerbau nicht und zogen es vor, sich ihren Lebensunterhalt durch Seeraub zu verdienen.

„Ein vermaledeites Wetter," brummte der Lange vor sich hin. „In diesem verfluchten Lande sieht man auch nicht Weg und Steg. Reitet langsam, meine Prinzen, langsam, damit wir uns nicht in der Haide noch verirren."

„Du hast Recht, Absalon," erwiderte eine jugendliche Stimme. „Wir müssen uns vorsehen. Wie weit haben wir von hier aus noch bis Odensee?"

„Drei Stunden, meine ich, haben wir noch bis zu dem verdammten Nest, wenn uns nicht der Teufel noch einen Schabernack spielt, was mir übrigens garnicht so unlieb wäre."

„Mir auch nicht," fiel hier der Dritte mit einer tiefen männlichen Stimme ein. „Was, bei Odin, treibt Dich denn, Waldemar, so sehr zu diesem Schurken? Ich muß gestehen, daß ich nicht die mindeste Lust verspüre, mich mit ihm einzulassen."

„Damit er uns ewig nachstellt," erwiderte der mit Waldemar Angeredete. „Freilich, Du hast gut reden, Knud. Aber bedenke, daß wir auch Sophia nach Odensee bestellt haben. Was würde sie sagen, wenn wir nicht kämen?"

Knud seufzte. „Du hast ja Recht, Waldemar! Und nun es einmal geschehen ist, läßt sich's nicht ändern. Ich war ein Thor, daß ich Deinen Bitten Gehör gab, bei Odin," und er schlug kräftig auf sein Schwert, „ich war ein Narr."

„Ich habe Euch abgerathen, Herren, so viel ich vermochte. Konntet Ihr Wladimirs Tochter nicht nach Ribe oder Veilen kommen lassen und den Weg in dieser verdammten Gegend, bei Nacht und Nebel sparen? Das war auch kein gutes Zeichen, als Dein Rappe beim Grabhügel des alten Gorms scheute, Waldemar. Bei Gott, ich glaube nicht an böse Geister, aber war's mir doch beinah, als hört ich Loki aus dem Grabe höhnisch kichern."

Waldemar lachte hell auf.

„Unser Absalon sieht Gespenster. Ah, das ist das Neueste. Nun, nun, Bester," fuhr er, als der Bischof Etwas vor sich hinmurmelte, fort, „nur nicht böse gleich. Ich sage Euch, die Nacht, das Wetter und der Weg stimmen Euch trübe. Ueberlegt doch einmal! Fünf Jahre hat Svend uns nun nachgestellt, immer haben wir ihn zurückgeschlagen, fünf Jahre hat er Gott und die Welt gegen uns aufgeboten, ohne daß es ihm Etwas genützt hätte. Er ist älter geworden und sieht das Vergebliche seiner Feindseligkeit ein. Er sieht, daß Du, Knud, und ich Freunde sind. Da läßt er uns bitten, ihn in unseren Bund aufzunehmen. Bei Gott, in einer so freundschaftlichen und ehrlichen Weise, daß man ihm Glauben schenken muß. Und was, fragt Euch selbst, nützte es ihm auch, wenn er uns aus dem Wege räumte? Das Volk hängt an uns. In Seeland kennen sie uns noch nicht genug, aber sonst, wo wir hinkamen, auf jedem Thing wurden wir freudig als Könige anerkannt. Glaubt Ihr, daß das Volk sich Svends

Alleinherrschaft gefallen ließe? Ich kenne meine Dänen, und Svend, glaubt mir, kennt sie auch, denn er ist klug, sehr klug."

„Da hast Du Recht, Prinzlein, er ist klug, zu klug. Verdammt will ich sein, wenn ich Dich, dem ich mich verschworen habe mit Leib und Seele, je im Stich lasse, aber Du bist jung, Prinz, noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, und traust da, wo Du nicht trauen solltest."

Aber Waldemar achtete der Worte Absalons nicht, sondern fuhr, wie im Traume sprechend, fort: „Und dann, wie schön, wie herrlich ist es nicht, endlich in Frieden leben zu können, in Frieden regieren zu können an der Seite seiner Brüder? Und in der Kirche zu St. Alban, wo wir, Svend, Du, Knud, und ich uns unter dem Jubel des Volkes den Bruderkuß gegeben haben, führe ich meine holdselige Braut zum Traualtar, meine Sophia." Hier stolperte sein Roß über einen Stein und sank in die Knie. Doch schnell riß es der Jüngling in die Höhe. Eine kleine Pause trat ein im Gespräche der drei Reiter. Der Wind trieb ihnen jetzt mit Eis vermischten Regen gerade in die Gesichter, so daß es sie schmerzte.

„Das ist ja ein angenehmes Reiten," meinte endlich Knud. „Höre, Waldemar," fuhr er dann fort, „thu' es mir zu Gefallen, mir zu Liebe, meide Svend! Ich war thöricht genug, Dir nachzugeben, ich bereue es schon lange. Wir suchen gleich nach unserer Ankunft Sophia auf und bringen sie und uns in Sicherheit."

„Und Svend," fuhr Waldemar jetzt aufbrausend empor, „soll er Wort halten, wenn wir treulos sind? Was soll er von uns denken? Können wir nicht wenigstens den Versuch machen, uns mit ihm zu einigen? Wie, hast Du Angst, daß er uns in der Kirche Etwas thäte? Nein, nein, so verrucht ist er nicht, kann er nicht sein, daß er so Etwas im Schilde führte. Aber, wie Du willst, Knud. Ich gehe auch allein, wenn es nicht anders sein soll."

„Er hat Recht," begann Absalon wieder, „in der Kirche kann ihm Nichts geschehen. Aber wenn Du so wenig Lust bezeugst, Knud, können Waldemar und ich ja in Deinem Namen mit Svend unterhandeln, während Du nach Sophia forschest."

„Ja, ja," fiel Waldemar freudig ein. „So wollen wir es machen, so und nicht anders. Du führest mir, Knud, meine Braut in die Kirche und findest dort nicht einen, sondern zwei Freunde."

Knud antwortete nicht, sondern sagte nur leise vor sich hin zwischen den Zähnen: „Ich werde den Teufel thun!"

Inzwischen begann der Tag zu dämmern. Langsam und röthlich strahlend stieg die Sonne im Osten über der Haide auf. Doch sie verbreitete kein freundliches Licht, sondern trübe und trostlos beleuchtete sie matt die Gegend. In der Ferne erblickten jetzt die Reiter die Spitze des Kirchthurms von Odensee. Waldemar trieb sein Roß zu schnellerer Gangart an, während Absalon und Knud ihm nur unwillig folgten.

* * *

In Odensee wußte man, daß die drei Fürsten am heutigen Tage zusammentreffen würden, doch Niemand hatte sie schon bei Sonnenaufgang erwartet. Deshalb waren die Straßen der Stadt noch leer, als unsere drei Reiter durch das Thor einritten, und kein feierlicher Empfang wurde ihnen zu Theil.

„Ein lieblicher Tag," meinte Absalon lächelnd, und Waldemar schüttelte sich vor Frost.

„Ich denke, wir pflegen erst ein wenig der Ruhe in unserem Schloß," ließ sich Knud, dessen schönes gebräuntes Antlitz wir jetzt erkennen können, vernehmen, „denn es ist wahrlich kein Vergnügen, die Nacht bei solchem Wetter über die Haide zu reiten!"

„Aber um elf Uhr, lieber Absalon, müssen wir Beide wieder gerüstet sein, denn dann erwartet uns Svend und die Geistlichkeit an der Kirche zu St. Alban."

Das Schloß, dem die Drei jetzt zuritten, lag auf einem, die Stadt überragenden Hügel, hart an der Ostseite der, Odensee schützend umgebenden, hölzernen Mauer. Es glich mehr einer Burg, denn ein tiefer Graben und eine hohe steinerne Mauer umgaben es. Dazu war es mit einer Zugbrücke versehen, so daß kein Unangemeldeter hinein konnte. Um das, nach Weise des Mittelalters, aus Quadersteinen aufgeführte, übrigens nicht sehr große Hauptgebäude lagen die Ställe und Wohnungen der Dienerschaft. Das Ganze aber gewährte, wenn man von der Stadt an der ziemlich großen, ebenfalls aus Steinen aufgeführten St. Albanskirche vorbeikam, und auch von der Haide aus einen imposanten Anblick. Der Thürmer der Burg hatte soeben blasend den Anbruch des Tages verkündet, als sich unten drei Reiter meldeten und Einlaß begehrten. Er war nicht wenig erstaunt, zu so früher Stunde (es mochte gegen sechs Uhr Morgens sein) schon Gäste zu sehen, doch als ihm Absalon bemerklich machte, wer sie seien, ließ er sogleich die Zugbrücke herunter. Drinnen wurden die Drei von dem Hausverwalter, sowie von der Dienerschaft, die, soweit sie nicht schon auf war, sich schleunigst erhoben hatte, ehrfurchtsvoll begrüßt. Die Gemächer, in die man die Fürsten und Absalon jetzt führte, sowie der große Bankettsaal waren nicht ohne Pracht ausgestattet, und man merkte auch hier bereits den sehr verweichlichenden Einfluß der Franken. Die Prinzen begaben sich sogleich in ein Gemach, das nach der Haide hinaus gelegen war, während Absalon die Diener sämmtliche Pferde in der Burg satteln und sich selbst rüsten hieß. Dann ruhte auch er von dem anstrengenden Ritte.

Inzwischen war es in der Stadt bekannt geworden, daß die beiden Prinzen, Knud und Waldemar, sich nebst dem Bischof Absalon bereits im Schlosse befänden, und Geistlichkeit, sowie die ganze Bevölkerung rüsteten sich, das Versäumte jetzt glänzend nachzuholen. Die Kirche von St. Alban wurde mit Tannenreisern und Blumen prächtig geschmückt. Auf dem Altar

zündeten die Priester die geweihten Kerzen an. Der Erzbischof Toggehard erschien im glänzenden Ornat und stellte sich gegen elf Uhr mit dem ganzen Clerus vor der Kirche auf, um die Fürsten zu empfangen.

Ein Theil des Volkes begab sich vor das östliche Thor, um Svend feierlich zu begrüßen, während Andere vor die Burg zogen, um Knud und Waldemar zu sehen. Es herrschte eine freudige Stimmung unter der Bevölkerung Odensees, denn man hatte die ewigen Kämpfe der eigenen Fürsten von Herzen satt und wünschte Nichts sehnlicher, als eine geordnete Regierung. Gegen Mittag ertönte ein Hornstoß vom Thurme herunter, und gleich darauf kamen die beiden wohlbekannten Prinzen über die Brücke gesprengt, an ihrer Seite der Bischof Absalon. Unter dem Jubelgeschrei der Einwohner begaben sie sich nach der Kirche von St. Alban, wo der Bischof sie feierlich begrüßte. Die Fürsten waren soeben von ihren Rossen gestiegen, als auch vom Ostthor her sich Lärm erhob. Gleich darauf erschien Svend an der Spitze einiger Krieger auf schweißbedecktem Rosse. Waldemar ging ihm zu Fuß entgegen, bot ihm die Hand, in die Svend, dessen Augen unheimlich funkelten, sogleich einschlug, und verkündete ihm, daß er allein mit ihm in der Kirche zu unterhandeln habe, er allein und der Bischof Absalon. Inzwischen war auch Knud näher gekommen. Er begrüßte den Vetter aber kalt und förmlich, sagte, Waldemar würde das Weitere mit ihm besprechen, er hätte noch dringende Geschäfte. Ein böses Lächeln glitt über Svends Antlitz, als er jetzt fragte:

„Und welch' wichtige Sache bewirkt es, daß der Vetter dem Vetter in der Kirche den Versöhnungskuß verweigert?"

Der Bischof wollte hier Einiges sagen, Knud aber sprach hastig:

„Es gilt die Braut Waldemars, Sophia!"

Da lachte Svend laut und schrill auf. „Sophia," sagte er dann, „und die Braut Waldemars? Was nicht Alles in Dänemark vor sich geht, wenn man fünf Jahre, er betonte das Wort fünf, abwesend sein mußte." Und seinem Vetter Waldemar wie scherzend mit dem Finger drohend, rief er: „Bei Gott, Freund, wer hätte das gedacht!"

Knud bestieg jetzt wieder sein Pferd. „Du verzeihst," sagte er.

„Was habe ich zu verzeihen, ich, der ich als Flüchtling und Bittender zu Euch komme." Es lag so viel Haß und ohnmächtige Wuth in diesen Worten Svends, daß selbst Waldemar unangenehm davon berührt wurde.

Knud aber flüsterte dem Bischof Absalon, der von Toggehard sehr in Anspruch genommen schien, dabei aber keines von den Worten, die die Fürsten wechselten, verlor, noch zu: „Nehmt Euch in Acht, ich rathe es Euch," dann gab er seinem Rosse die Sporen und ritt, ohne sich von Svend weiter zu verabschieden, eiligst von dannen.

Es war nicht böser Wille von Knud, der ihn trieb, seinen Vetter, den er in Gefahr glaubte, gerade jetzt zu verlassen; aber er wußte, daß Waldemars Entschluß unumstößlich feststand, und der kluge und selbstsüchtige Prinz liebte

sich selbst doch viel zu sehr, als daß er mit Svend, den er haßte und fürchtete, unterhandelte. Waldemar war das gerade Gegentheil, treu, aufopferungsvoll und ein ganzer Held, dabei aber leicht aufbrausend, ja jähzornig, doch auch schnell wieder bereuend. Uebrigens war es Knud doch Ernst mit dem Aufsuchen der Sophia. Einerseits liebte er seine Halbschwester selbst sehr und war in gewisser Weise um sie besorgt, andererseits aber wünschte er Nichts sehnlicher, als das Bündniß zwischen sich und Waldemar dauernd zu festigen, da er einsah, daß er ohne den kühnen Vetter und dessen Rathgeber Absalon nicht wohl die Herrschaft über Dänemark ausüben könne. Knud überlegte jeden Schritt, den er that, und scheute auch nicht vor einem Frevel, wenn es ihm nöthig schien, zurück. Die Kirche ertheilte ja immer Absolution. Svend hätte er gern schon lange aus dem Wege geräumt, doch wußte er nicht, wie das geschehen solle, ohne Aufsehen zu erregen. Wenn aber, so überlegte er bei sich, was Gott doch verhüten wolle, jetzt Svend den Waldemar erschlägt, dann fordere ich das Volk auf, den Mord zu rächen, und Absalon wird mir seine Hilfe nicht versagen. Aber dann schauderte er doch wieder bei diesem Gedanken und dachte an Absalons Aufmerksamkeit und Treue.

Während Knud so in Gedanken Pläne schmiedend und verwerfend, bald hoffend, bald zweifelnd, die Gassen von Odensee durchritt und fast seine eigentliche Aufgabe, Sophia ausfindig zu machen, vergaß, begaben sich Waldemar, Svend und Absalon unter den Segenswünschen der Einwohner in die Kirche zu St. Alban. Svend sah aus, als hätte er eine große Enttäuschung erlebt, Waldemar aber hatte seinen alten Muth wiedergewonnen und trat fast freudig an der Hand seines Vetters (sie hatten sich Beide jede Begleitung der Geistlichkeit verbeten) vor den Altar hin. Absalon stellte sich dicht hinter seinen Herrn, als Svend also zu reden anfing:*)

„Mein Mißgeschick hat, Waldemar, mich seit lange Deiner freundlichen Genossenschaft beraubt, wiewohl ich immer gut gegen Dich gesinnt war, und mein Vater nicht allein den Mörder des Deinen gestraft hat, sondern auch Deine jedem Frevel preisgegebene Kindheit im Kriege gegen seinen Oheim liebevoll in Schutz genommen. Nach ihm hat der jüngere Erich das Werk meines Vaters fortgesetzt, in der Sorge für Dein Heil. Der dritte Hort Deiner Jugend war ich selber und nicht lässiger, wisse, als jene. Ich habe für Dein bloßgestelltes Leben gekämpft, gegen den Mann, um dessen Leben Du jetzt buhlst. War das Glück nicht mit mir, so hätte des Magnus Sohn an Dir Unschuldigem Rache genommen. Auch jetzt leidet er Dich als Zweiten nur aus Furcht vor mir, dem Dritten. Mein Leben rettet das Deine gegen seine Hinterlist. Mit meinem Falle fällst auch Du. Dein Wohlthäter vertraut auf Deine Hilfe, spricht Dich

*) Die folgenden Worte sind historisch und uns durch glaubwürdige Männer überliefert.

um Friedensvermittelung an. Mit jedem Loos, das Du mir zubilligst, bin ich zufrieden, denn soviel Uebles litt ich im Auslande, daß ich lieber arm und ohne Herrschaft im Vaterlande leben, als ferner im Elend sein will. Inzwischen glaube ich, wenn Du Alles recht erwägst, wirst Du um Deiner Ehre willen den Sprößling vom Rächer Deines Vaters höher halten, als den Sohn von seinem Meuchelmörder." Hier unterbrach ihn Waldemar:

„Vergeblich suchst Du meine Eintracht mit Knud zu vernichten; er war nicht Theilhaber der väterlichen Schuld und hat vorlängst mir gebührend sie gesühnt. Daß ich nicht länger in Deinem Dienst geblieben, schreib' es nicht meinem Wankelmuth, sondern Deiner Untreue zu. Wolltest Du nicht damals, als ich auf der Reise mit Dir war, Deinem Schwiegervater mich in Banden überantworten? Ich war verloren, hätte nicht sein Edelmuth Deine Untreue besiegt. Wie oft hast Du mir und dem Knud täglich nachgestellt! Die Du als Deine Lehnsleute nicht vertrugst, wirst Du sie als Deines Gleichen dulden wollen? Aber, daß man nicht sage, ich habe einen Verwandten schmähend zurückgestoßen, so will ich an Deiner Wiederherstellung mit Gefahr meines Hauptes arbeiten, mehr aus Erbarmen, als weil ich traue. Vergiltst Du mit arger Tücke, so wisse, Du hintergingest uns nicht durch überlegene Klugheit, wir leiden für unsere Treue gegen den Blutsfreund." Abermals glitt über Svends bleiches, krankes Gesicht ein höhnisches Lächeln, als er antwortete in demüthigem Tone:

„Ich leide an einem Uebel, das mich kein Jahr mehr leben läßt; keinen Sohn habe ich; wozu diente mir für den kurzen Gewinn die ewige Schande, die den Verrath begleitet?"

Waldemar sah ihn einen Augenblick verwundert an, dann sagte er erfreut:

„Steht es so, Vetter, so gieb mir die Hand. Ja, ja, ich glaube Dir jetzt. Das Schicksal hat Dich hart mitgenommen, und Du hast einsehen gelernt, daß Friede besser ist, denn ewiger Hader."

Svend schien sehr gerührt zu sein, trat dicht an Waldemar heran und drückte einen Kuß auf dessen Stirn: „Und nun, Lieber, laß uns dem Volke unsere Versöhnung verkünden, laß auch Knud mich noch umarmen, und dann lade ich Euch Beide," er betonte das Beide, „zu mir auf mein Schloß nach Roeskilde."

„Folgt der Ladung nicht, Herr," sagte leise Absalon zu Waldemar, doch dieser sprach laut und unbesorgt: „Ja, kommt, dem Volke uns zu zeigen. Und das verspreche ich Dir, Erich, Edmunds Sohn, Knud und ich werden bei Dir einige Tage jetzt des Friedens genießen, Knud und ich und — noch Jemand anders. Aber," und er sah sich verwundert in der leeren Kirche um, „wo bleibt mein Vetter mit Sophia?"

„Sie wird noch nicht angekommen sein," sagte Svend hastig, „denn wisse, der Weg ist weit von Rußland bis Dänemark."

„Wohl glaub' ich das,„ antwortete Waldemar, „und doch, haben die

Eltern, hat Wladimir uns nicht sagen lassen, am heutigen Tage würde sie in Odensee sein?"

„Komm, treten wir hinaus vor das Portal. Vielleicht erwartet sie uns dort."

Als Waldemar und Svend Arm in Arm draußen erschienen, brach das Volk in endlose Heilrufe aus, und der Bischof breitete segnend seine Hände über die Beiden. Absalon aber sah finster drein, so finster, wie noch nie; doch Waldemar bemerkte das nicht. Die versöhnten Fürsten begaben sich darauf in die Burg, und der unmuthig rückkehrende Knud fand sie in Waldemars Gemach, einander in den Armen liegend. Da schwand auch für eine Zeit sein Mißtrauen gegen Svend, und als ihm nun gar Waldemar die treuherzigen Worte des ehemaligen Feindes hinterbrachte, schlug auch er kräftig in die dargebotene Freundeshand ein und versprach, Svends Gast in den nächsten Tagen sein zu wollen. Nur Absalon murmelte in seiner mürrischen Art vor sich hin: „Fünf Jahre im Elend vergessen sich nicht so leicht, und der da sieht mir nicht aus, als ob er vergeben könne."

Er war wirklich froh, wie ein Kind, der kluge, berechnende Knud, denn nun brauchte er ja Nichts mehr zu fürchten, und daß Svends Macht sich nicht über Roeskilde ausdehnte, dafür wollte er schon sorgen. — Draußen aber pfiff der Wind über die öde Haide, heulte und klagte um das Schloß zu Odensee, trieb Regenschauer gegen die Wände und fuhr ungestüm in die Schornsteine, so daß das Feuer im Kamin hoch aufflackerte. — Svend aber brach noch an demselben Abend mit seinen Edelingen nach Roeskilde auf, nachdem er zärtlich von seinen „Brüdern" Abschied genommen hatte, um, wie er sagte, die Vorbereitungen zu einem würdigen Empfang zu treffen. Er gönnte sich wirklich gar keine Ruhe, der arme, gute, kranke Svend, und es schien, als ob er frühere Uebelthaten durch doppelte Sorgfalt und Liebe wieder gut machen wollte. Als die Zugbrücke hinter ihm und den Seinen zugefallen war, sagte Waldemar triumphirend zu dem älteren Knud: „Siehst Du, Vetter, wie Recht ich hatte, wie sehr Recht?" Und Knud schwieg. Was sollte er auch sagen?

Am Abend ließen die Beiden noch den alten Bischof Toggehard kommen und sagten ihm, daß er, falls Sophia morgen oder in den nächsten Tagen ankäme, er sie nach Roeskilde unter Begleitung schicken solle, damit auch sie Theil nehme an des Bräutigams und Bruders Freudenfeste. Dann beteten Beide mit dem Bischof zusammen und begaben sich frohen Muthes zu Bett.

Der Wind aber heulte fort und fort, und die Raben krächzten und schrieen, und nur der Bischof Absalon, der einsam in seinem Zimmer auf und ab ging, der allein verstand sie, denn er kannte die Sprache der Vögel, wie die der Menschen.

* * *

Drei Tage hauste Sophia nun schon auf der Burg zu Ledra, argwöhnisch beobachtet vom alten Thorbern, und bedient und umgeben von Männern. Ihre Frauen hatte Svend mit dem russischen Schiffe wieder heim gesandt. Drei Tage innerer Unruhe und Angst hatte die schöne Polin durchgemacht, und die durchwachten Nächte hatten ihre sonst so rosenrothen Wangen gebleicht. Bisher war das Wetter schön gewesen, und sie hatte sich daher am Tage und Abends im Freien unter den Buchen ergehen können. Urplötzlich aber meldete sich der Herbst mit Hagel und Regen, und Sophia mußte das Zimmer hüten, nicht weil sie, sondern weil Thorbern es so wollte.

Der Abend des dritten Tages war hereingebrochen, und Sophia lag allein in ihrem prächtig ausgestatteten Zimmer auf einem Ruhebett, mit einem leichten Gewand bekleidet. Es war fast ganz dunkel in dem Gemach, nur draußen sah man sich die Bäume unter der Wucht des Windes beugen. Sophia träumte. Sie dachte an ihren tapferen, vortrefflichen Vater und ihre schöne Mutter, an die kleinen Geschwister daheim und an den vorsichtigen, aber doch treuen Stiefbruder Knud. Sie dachte an Waldemar, wie sie ihn sich so oft vorgestellt hatte. Eine jugendfrische, kernige Gestalt mit blauen Kinderaugen stand vor ihr, und er schloß sie in seine Arme. — Doch nein — nein, das war ja nicht Waldemar. Der war groß, bleich und hager. Ihr graute. Und einem solchen Manne sollte sie die Hand zum Bunde für's Leben reichen? Das konnte Gott, das konnten ihre Eltern nicht wollen. Nie, nie! Sie schrie es laut und sprang erregt auf. Sie horchte. Vernahm sie nicht Geräusch? Doch nein. Es war wohl nur der Widerhall ihrer eigenen Worte. Im Kamin flackerte das Feuer jetzt noch einmal hoch auf, um dann zu verlöschen. Sophia sah gedankenlos vor sich hin. Sie mochte Nichts mehr denken, Nichts mehr fühlen, Nichts mehr wissen. Doch dann kamen die Gedanken wieder, schwarz und unheimlich, und sie konnte sich ihrer nicht erwehren. Warum bewachte sie dieser Alte so genau, warum waren ihr die Frauen genommen? War sie einem Betrüger in die Hände gefallen? Doch warum nannte der sich denn gerade Waldemar? Eine unsagbare Angst befiel sie, und ganz außer sich wollte sie sich hinausstürzen, als sich leise die Thür öffnete, und eine lange, hagere Gestalt, deren Augen unheimlich, wie die einer Katze, im Dunkeln leuchteten, vorsichtig hereintrat.

„Was macht meine Sophia?" flüsterte Svend, denn er war es, der zu abendlicher Stunde, nachdem er alle Vorbereitungen in Roeskilde zum Empfang von Knud und Waldemar getroffen hatte, sein „Bräutchen" besuchte. „Was macht meine Sophia?"

Sie schrie laut auf und starrte ihn eine Weile ganz entsetzt an. „Deine Sophia," sagte sie dann athemlos, „Deine. Oh, so weit sind wir noch nicht, so weit . . ."

„Ah," sagte er lächelnd und ergriff schnell ihre weiche Hand. „Das

Kind will sich sträuben. Das Kind will den Eltern nicht gehorchen und dem Rathe des Bruders nicht folgen? Wie das, meine Liebste?"

„Nein, nein," rief sie, „ich gehorche ihnen nicht, denn ich bin betrogen; sie, Du, Alle, Alle haben mich betrogen. Verkaufen wollen sie mich, verrathen. Aber ich lasse mich nicht verkaufen und verrathen." Sie entriß ihm bei diesen Worten ihre Hand. „Diesem Waldemar ergebe ich mich nie, nie!"

„Und wenn Du es mußt, mein Liebchen, wenn er es will?" Es lag etwas Unheimliches, Dämonisches in dem Ton, mit dem er diese Worte sprach.

„Lieber will ich sterben, als Dich nehmen, Du . . ., Du . . . Betrüger."

Er stand einen Augenblick wie versteinert, dann brach er in ein unbändiges Lachen aus. „Ihr Polinnen seid hitzig und scharf," sagte er unter Lachen. „Ha, ha, das seid Ihr. Aber Du hast Recht, meine Liebe," und er kicherte jetzt ingrimmig in sich hinein, „Du hast Recht, ich bin ein Betrüger. Denn wisse, ich bin nicht Waldemar, sondern Svend, Erich Edmunds Sohn, Svend, den Du schon als Kind hast hassen gelernt. Fünf Jahre bin ich geirrt im Schnee und in Eis, im Sonnenbrand und im Regen, fünf Jahre habe ich gekämpft für mein Eigenthum, fünf Jahre hat man mir mein Recht entzogen. Ich bin krank geworden, sehr krank und ein alter Mann. Aber da mir auch der Kaiser nicht zu Hilfe kam, dachte ich an Nichts weiter als an Rache, an Rache. Seelands Bewohner habe ich durch Gaben, die ich ihnen sandte, durch die Versprechung, die ich ihnen machte, Frieden zu halten mit Knud und Waldemar, gewonnen, so daß sie mir ihre Flotte zur Verfügung stellten, und um die Rache voll zu machen, habe ich Dich gekapert, Dich, Sophia, die Verlobte Waldemars. Aber so wahr die alten Götter noch leben, ich schwöre Dir, Du wirst ihn nie, nie sehen, Deinen Waldemar, und mußt schon vorlieb nehmen mit diesem häßlichen alten Manne, der Dich aber liebt, Sophia, der Dich zum Weibe begehrt." Während seiner Rede war er immer näher an sie herangetreten, sie aber wich wie vor etwas Furchtbarem zurück. Jetzt war sie am kalten Kamin angekommen, jetzt ergriff sie einen Gegenstand, der auf dem Gesimse desselben lag, es war die Peitsche, die Thorbern ihr gegeben hatte, um sich beim Hinaustreten aus dem Schloß der wüthenden Hofhunde zu erwehren, und als das letzte Wort seinem Munde entflohen, da hob sie die Hand, und drei blutige Striemen im bleichen Antlitz Svends zeigten, was sie gethan. Er stand da wie vom Donner gerührt, während sie schrie:

„Das sei Dein Lohn, Svend, Erich Edmunds Sohn, Du mein Verlobter!"

Er sagte gar Nichts, nicht einen Laut, sondern brach nur wieder in sein altes schrilles Gelächter aus, während seine Augen roth glühten.

Dann ging er langsam zur Thür, langsam öffnete er sie unter lautem Lachen, und während er den Fuß über die Schwelle setzte, sagte er: „Laß es Dir wohl hier sein, in Deinem Zimmer, meine Geliebte. Ich wünsche wohl zu ruhen.“ Dann war er verschwunden. Sie hörte nur, wie er den Riegel vor die Thür, die die einzige des Zimmers war, schob, und wie seine Schritte draußen auf dem Corridor verhallten. Da konnte sie sich nicht mehr aufrecht halten, ohnmächtig brach sie zusammen. — Draußen aber heulte der Wind durch die uralten Buchen des heiligen Haines von Ledra, und der Regen schlug an die Fenster, und der Mond verbarg sein blasses Gesicht hinter Wolken, um das nicht zu sehen, was jetzt auf Erden vor sich ging.

* * *

Es mochte gegen neun Uhr Abends sein, als Knud und Waldemar unter fürstlicher Begleitung, prächtig gewappneten Edelingen, die ihnen Svend eine Meile entgegen geschickt hatte, vor dem Stadtthor von Roeskilde ankamen. Dieses war noch geöffnet und mit Kränzen geschmückt. Es bestand, wie die ganze Stadtmauer, aus dicken Quadersteinen. Trompetenstöße verkündeten die Ankunft der Fürsten, und neugierig drängte die Einwohnerschaft herbei, um mit Jubelrufen die einziehenden Prinzen zu begrüßen. Das Schloß zu Roeskilde liegt, ohne weiteren Schutz als eine steinerne Mauer, inmitten der Stadt und war viel größer und bei Weitem prächtiger als das zu Odensee. Der Weg vom Stadt- bis zum Schloßthor war mit Fackeln erleuchtet, und an letzterem angekommen, empfing sie schmetternder Posaunenschall. Der Schloßhof war durch an den Wänden aufgesteckte Fackeln, die zwar recht häßlich im Winde rauchten, hell beschienen und von Edelingen und Rittern aus Svends Gefolge ganz erfüllt, so daß Absalon, der den Prinzen begleitete, sich nicht genug über die Macht Svends wundern konnte. Unter den Umstehenden bemerkte man auch den alten Thorbern, der Blicke des Hasses auf die einreitenden Fürsten warf. Hatte Waldemar ihn doch einstmals des Landes verwiesen, da er keine Ruhe halten wollte. Jetzt aber stimmte er fast freudig in das Jubelgeschrei der Anderen mit ein. Svend selbst stand in prachtvoller goldener Rüstung vor dem Schloßportal, half seinen „Brüdern“ selbst vom Pferde, umarmte sie herzlich und sagte einmal über das andere:

„Wie freue ich mich, liebe Brüder, Euch bei mir zu sehen.“ Auch Absalon begrüßte er freundlich; dieser aber war äußerst zurückhaltend und sah Svend scharf in's Gesicht, wobei er die Bemerkung machte, daß dessen Antlitz mit drei blutigen Striemen geschmückt war, worüber er nicht wenig erstaunte. Er wollte Waldemar darauf aufmerksam machen, doch diesen sowie Knud ließ Svend garnicht zu Worte kommen, sondern nahm sie Beide beim Arm und ging lachend und sorglos plaudernd mit ihnen in das Innere des Schlosses, das ganz von Wohlgerüchen erfüllt war. Der

alte Thorbern trat an Absalon heran und erbot sich, ihm ein Zimmer anzuweisen; Absalon aber meinte, er wollte schon allein Unterkunft finden und ließ den Alten, der einen Fluch hinter ihm drein sandte, stehen. Es wollte Absalon garnicht gefallen, daß Svend seine Prinzen immer mit „Brüder" anredete, denn hatte er nach dänischer Sitte, da ihre Väter Brüder gewesen waren, auch ein volles Recht dazu, so war es doch nicht gewöhnlich, von dieser Freiheit so oft Gebrauch zu machen, wie es Svend that. Aber ein Anderes war es noch, was sein Mißtrauen rege machte und weswegen er nach der Seite griff, nach seinem treuen Schwerte und den Dolch im Gürtel lockerte, das war die übergroße Freundlichkeit Svends und seine Bewaffnung. Warum hatten er und sein Begleiter sich gekleidet, als ginge es in die Schlacht? — Als Absalon so in Gedanken die dunklen Gänge des Schlosses zu Roeskilde durchschritt, hörte er plötzlich dicht neben sich Stimmen flüstern. Er blieb stehen, und sein lauschendes Ohr vernahm deutlich folgende Worte:

„Also es bleibt bei der Abmachung, Detlev. Wenn der König sich vom Brettspiel erhebt und nach einem Leuchter greift, dann schlagen wir Beide zu gleicher Zeit auf die Prinzen los, die Anderen werden das Weitere besorgen."

Einen Augenblick schien es Absalon, als stände sein Herz still, dann seufzte er vor sich hin: „Meine Ahnung!" und begab sich leise auf den Rückweg. Er hatte genug gehört. In starken Schritten durcheilte er jetzt die dunklen Corridore, doch er mußte sich versehentlich in einen ganz abgelegenen Theil des Schlosses verirrt haben, denn es dauerte sehr lange, ehe er einen Diener antraf, dessen Führung er sich anvertraute. Die Prinzen, sagte ihm dieser, hätten sich bereits festlich gekleidet und säßen im großen Saal bei Tisch. Absalon begehrte, dorthin geführt zu werden, er sei ein Freund Waldemars, doch der Diener bedeutete ihm, daß er sich in dem Aufzuge, in welchem er sich befände, wohl nicht vor Svend blicken lassen dürfe. Absalon war sehr unwillig hierüber, doch wollte er jedes Aufsehen vermeiden, sah es auch als nutzlos ein, seine Prinzen, die nur drei Diener im Gefolge hatten (die Übrigen waren alle Svends Leute), jetzt noch zum Widerstande aufzurufen. Er beschloß daher, schleunigst Alles für die Flucht vorzubereiten, wozu, wie er glaubte, noch Zeit war, da erst nach der Mahlzeit ein Brettspiel vorgenommen werden konnte und diese eben erst begonnen hatte. Beim Ueberfall wollte er die Prinzen und vor Allem Waldemar mit seinem eigenen Leibe schützen und sollte er auch selbst fallen, wenn nur Knud Lawards Sohn glücklich entkäme. Er dankte dem Diener für seine Begleitung und begab sich auf den Hof, wo Waldemars und Knuds Diener soeben die Fackeln mit löschen halfen, die noch dort brannten. Er trat dicht an einen von ihnen heran und rief ihn bei Seite und, da er wußte, daß er ein treuer Bursche war, so weihte er ihn in den Plan Svends ein. Der treue Mensch war ganz außer sich, Absalon aber mahnte zur Ruhe. Er sollte sogleich ihre Pferde satteln und die Thiere an einer

abgelegenen Stelle, die er ihm zeigte, vor dem Thore des Schlosses aufstellen. Weiter sei Nichts zu thun. Dann begab er sich durch die Stadt durch das westliche Thor und sprach lange und eifrig mit dem Thorhüter, drückte diesem auch einiges Geld in die Hand und kehrte eilig zum Schlosse zurück, wo er schon von Weitem den Klang von Posaunen und Stimmengewirre vernahm. Er ließ sich jetzt von einem Diener sogleich ein Gemach anweisen, wo er sich in von Svend für ihn bereitgelegte prachtvolle Kleider warf. Seinen Harnisch aber behielt er an. Warum, das wußte nur er allein. Dann betrat er mit möglichst sorgloser Miene den Saal. Der Dolch in seinem Gürtel saß sicher, und kein Mensch konnte ihn gewahren. Auch das Schwert unter dem Gewande bemerkte Niemand. Als er eintrat, stand Svend auf und begrüßte ihn pathetisch als den Jugendgespielen seines geliebten Freundes und Herzbruders Waldemar. Des Letzteren und Knuds Wangen waren schon vom Wein geröthet. Absalon bat, in ihrer Mitte sitzen zu dürfen, was ihm auch von Svend, wenngleich nicht ohne Ueberwindung, gestattet wurde. König Svend, der neben Waldemar saß, stieß jetzt mit Absalon an, und wieder ruhte dessen Blick durchdringend auf den rothen Striemen in Svends bleichem Antlitz, so daß dieser etwas erröthete. Auch Waldemar hatte den Blick bemerkt und schien jetzt erst die häßlichen Zeichen in Svends Antlitz wahrzunehmen.

„Was für rothe Streifen trägst Du denn da im Gesicht?“ fragte er erstaunt.

Svend schien auf die Frage gefaßt zu sein. „Eine wilde Katze,“ sagte er lachend, „sprang mir von einem Baume herab heute Abend in's Gesicht. Es war nicht angenehm, aber sie hat ihren Lohn bekommen, sie ist todt.“

Waldemar sah ihn an. „So, so,“ sagte er. Doch dann kam seine alte Treuherzigkeit und Güte wieder zum Vorschein.

„Weißt Du, Bruderherz,“ meinte er, „die Geschichte glaube ich Dir nicht, aber nichts desto weniger,“ und er reichte ihm treuherzig die Rechte hin, „wir bleiben Freunde. Ist ja auch ganz gleichgiltig, wie Du zu den Schmarren gekommen bist.“ Er ergriff seinen Becher, erhob sich und rief laut in den Saal hinein: „Unserem liebwerthen Freund und Bruder, dem Mitkönig Svend von Dänemark, diesen Becher!“ „Heil, heil!“ riefen Alle, und die Posaunen schmetterten drein, und eine allgemeine Freude schien sich der Anwesenden bemächtigt zu haben. Es wurde tapfer gezecht und gesungen. Inzwischen sprach Absalon leise mit Knud. Aufmerksame Beobachter konnten sehen, wie Letzterer plötzlich erbleichte und sich wie hilflos umsah. Doch Niemand schien auf ihn zu achten. Jetzt hob Svend die Tafel auf, das heißt, er gab Befehl, die Schüsseln und Teller abzutragen, doch blieb Jeder auf seinem Platze sitzen, und es wurde tüchtig weiter gezecht. Nur des Dithmarschen Ethelers Sohn, Svends Getreuer, Detlev, verließ nebst einem Anderen den Saal. Jetzt begehrte Svend ein Brettspiel, denn damit habe er sich, so sagte er, in seiner Verbannung oft die Zeit vertrieben.

Er hatte aber kaum einige Züge gethan, als er zur großen Verwunderung Waldemars, mit dem er das Spiel begonnen hatte, sich erhob und nach einem silbernen Leuchter, der auf dem Tische stand, griff. In diesem Augenblick verstummten plötzlich die Posaunen, und Svend schritt raschen Schrittes, den Leuchter in der Hand, ohne ein Wort zu sagen und nur höhnisch vor sich hin lächelnd, zur Thüre hinaus. Knud wußte jetzt, was kommen würde, und er umarmte Waldemar und küßte ihn. Dann griff er nach seinem Schwerte, das neben ihm auf dem Boden lag (er hatte es trotz vieler Gegenvorstellungen Svends nicht weggegeben), und erhob sich nebst Absalon, der seinen Dolch hervorzog. „Was ist Euch, was geht hier vor?" fragte ganz erstaunt Waldemar. Im selben Augenblicke stürmten Gewaffnete in den Saal, an ihrer Spitze des Dithmarschen Ethelers Sohn Detlev. Er drang wild auf Waldemar ein, dieser aber warf die auf dem Tisch stehenden brennenden Lichter um, schlug seinen Mantel über die Schulter und rannte den Detlev Brust an Brust zu Boden. Er selber fiel allerdings dabei und erhielt eine Wunde in die Seite. Doch kam er wieder auf, brach durch und hinaus. Auf dem dunklen Gange faßte ihn Jemand; aber sein Gurtgehenk blieb zerrissen dem in der Hand zurück. Inzwischen erhob sich Detlev vom Boden und traf Knud, der sich ihm entgegenstellte, tödtlich mit seinem Schwerte; wie er mit blutüberströmtem Haupte hinsank, fing ihn Absalon auf und glaubte eine Zeit lang den geliebten Waldemar zu halten. In seinen Armen verschied der König*). Als Absalon aber seinen Irrthum bemerkte und hörte, daß Waldemar entkommen sei, eilte er ihm wie rasend nach. Er fand ihn vor dem Thore, wo ihn der treue Diener erwartet hatte. Sogleich begaben sie sich zu den Pferden, und in wenig Minuten waren sie aus dem Stadt-Thor, das geöffnet stand, sich aber gleich hinter ihnen wieder schloß, und Nacht umgab sie, finstere schwarze Nacht. Und der Sturm heulte um die Mauern des Schlosses von Roeskilde, darinnen jetzt Svend wie ein Rasender tobte. War Waldemar, auf den er es hauptsächlich abgesehen hatte, doch entkommen. Er sandte Leute zur Verfolgung aus, doch bald kehrten diese, ohne Etwas ausgerichtet zu haben, wieder zurück. Sie schienen auch des Mordens überdrüssig zu sein.

* * *

Als Sophia sich von ihrer Ohnmacht erholt hatte, konnte sie sich nur noch dunkel des vorher Geschehenen erinnern. Sie erhob sich vom Boden mit einem peinigenden Schmerz im Kopfe und wollte sich in ihr jenseits des Corridors liegendes Schlafgemach begeben. Doch sie fand die Thür verschlossen, und jetzt erinnerte sie sich auch daran, wer sie verschlossen hatte. Ein Schauer durchrieselte ihre zarten Glieder, als sie sich umwandte

*) Bis hierher von den Worten „Er drang wild auf Waldemar ein" bin ich wörtlich der Erzählung Dahlmanns in der „Geschichte Dänemarks" gefolgt.

und ihre Peitsche am Boden liegen sah. Doch warum hatte er sie hier eingeschlossen, warum ihr nicht gleich den Dolch in's Herz gestoßen, warum hatte er, als sie ihn geschlagen, so schrill gelacht und ihr eine gute Nacht gewünscht? Warum? Sie zermarterte ihr Hirn, warum? Und plötzlich fiel es ihr auf: wie furchtbar still war es rings umher, wie namenlos öde. Nur der Wind pfiff draußen nach wie vor, und nur die alten Buchen vor ihren Fenstern rauschten unheimlich. Wollte er sie hier verhungern lassen? Der Gedanke war schrecklich. Doch das war ja nicht möglich, nicht möglich. Dann plötzlich dachte sie wieder an den Herthasee und wie schön es sich ruhen müsse auf seinem Grunde, wie wunderschön. Bald aber ergriff sie wieder die Angst, die furchtbare Angst vor Svend. Wenn er nur nicht wieder käme, nur das nicht. Da war es ihr auf einmal, als knisterte Etwas zu ihren Füßen. Doch es war Nichts. Vielleicht war es eine Maus gewesen. Sie war jetzt so schreckhaft. Aber es knisterte wieder und wieder. Sie horchte. Und immer stärker ward das Geräusch. Sophia sah hinaus. Schwarze Wolken zogen am Himmel dahin, unten war Niemand zu sehen. Alles schien wie ausgestorben. Plötzlich schlug ihr Etwas wie Dampf in das Gesicht. Sie schaute hinunter. Ja, ja, quoll es da nicht schon aus dem Thore, eine große, finstere, schwarze Wolke? Und Flammen züngelten nach, wahrhaftig, bläulich gelbe Flammen. „Feuer," schrie sie, so laut sie konnte, hinaus. „Feuer, um Gottes willen!" Aber kein Mensch antwortete ihr. Nur das Knistern wuchs zum Brausen an. Es klang ihr wie das Tosen des Meeres. Jetzt drang Rauch in ihr Zimmer. Was war das? Wollte er sie verbrennen? Das konnte er nicht, das durfte er nicht. Sie war eines Fürsten Tochter. Aber da hörte sie wieder die letzten Worte Svends: „Laß es Dir wohl hier sein, in Deinem Zimmer, meine Geliebte. Ich wünsche wohl zu ruhen." Und da gellte ihr wieder sein schrilles, höhnisches Lachen in den Ohren. O, dieses Lachen! Sie glaubte es zu hören, von den Wänden klang es, aus dem Rauch drang es hervor. Entsetzlich, entsetzlich! Und da, sein bleiches, krankes Antlitz mit den Falten, mit den rothglühenden Raubthieraugen. Er schüttelte sein schwarzes Haar und lachte und lachte. Sie rüttelte wie wahnsinnig an der Thüre, sie schaute hinaus, ob sie den Sprung hinunter wagen könne, doch die Höhe war zu groß. Und das Feuer fraß um sich, gierig und wild, und unheimlich war seine Gewalt. Sophia konnte kaum noch athmen. — Sie fing an zu beten, und da wurde sie plötzlich ruhiger und immer ruhiger. Sie hörte nicht mehr das Brausen des Feuers, nicht mehr klang ihr in den Ohren das gellende Lachen Svends, es war, als versänke die Welt hinter ihr in einem rothen Feuermeer, und sie sah im Geiste sich in die Heimat zurückversetzt, im väterlichen Schlosse an der Seite ihrer Mutter. Und es war ihr, als vernähme sie leise süße Musik, und Stimmen tönten so milde, so sanft. Waren es Engelsstimmen? . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Um dieselbe Zeit, da die alte Burg zu Ledra in Flammen aufging und die Lohe prasselnd zum Himmel aufschlug, ritten auf dem Wege nach dem heutigen Korsör zwei Männer in rasendem Galopp. Der Wald hallte wider von dem Hufschlag ihrer Pferde, und die Bäume flogen an ihnen vorbei. Es war Waldemar mit seinem treuen Bischof Absalon. Den drei Dienern hatte Absalon befohlen, auf anderem Wege Fünen aufzusuchen, da die Menge Aufsehen erregen und im Nothfalle drei Mann mehr auch Nichts helfen könnten. So war er denn allein mit seinem Herrn, dessen Wunde er noch schnell verbunden hatte, als sie den Wald erreichten, aufgebrochen, und jetzt spornten Beide ihre Rosse an, daß diesen das Blut aus den Flanken floß. Sie mußten durch den heiligen Hain von Ledra und am Herthasee vorbeireiten. Der Wald war vom Schein der brennenden Burg fast taghell erleuchtet, und die Reiter beeilten sich, aus dem Bereiche des Feuerscheins zu kommen. Sie konnten sich nicht Ruhe noch Rast gönnen und mußten unermüdlich weiter rasen. Im Vorbeireiten warf Waldemar einen Blick auf den Herthasee, dessen Wasser aus Blut zu bestehen schien. Er schauderte. Ahnte er, daß in diesem Augenblick, wenige Schritte von ihm entfernt, seine Braut einen qualvollen Tod in Flammen erlitt? Doch nein, er wußte ja Nichts von ihrem Schicksal, er ahnte nicht, wie nahe ihm die Verlobte war. Und weiter und weiter ritten die Beiden, und bald war die brennende Burg ihren Augen entschwunden.

Nicht mehr durchhallte jetzt Jubelgeschrei die Thäler um Ledra, nicht mehr ertönten die Stierhörner zum Preise der Asen, und die blutigen Menschenopfer waren vergessen. Nur bei Nacht schien es manchmal, als klage Jemand am Herthasee. Dann glaubte man wohl eine weiße Frauengestalt bemerken zu können, die am Ufer sitzend hineinschaute in die dunkle Fluth, in der sich schwarz die überhängenden Aeste der uralten Buchen und silbern der Mond spiegelten. Man wollte gesehen haben, wie sie sich ihr goldbraunes Haar strählte und wie sie allmählich verschwand in Nacht und Nebel . . . .

* * *

Als Waldemar, in Ribe auf Jütland angekommen, erfuhr, welch' elenden Tod seine Braut unmittelbar in seiner Nähe in den Flammen gefunden habe und daß auch Knud ermordet sei, ballte er in ohnmächtiger Wuth seine Hände, und am ganzen Körper zitternd, lief er wie ein Rasender in seinem Gemach auf und nieder, Gott und alle Welt verfluchend. Wenn ein vorzüglicher und guter Mensch durch an ihm und den Seinen begangenen Frevel bis zum Aeußersten gereizt wird, dann kennt auch sein Zorn keine Grenzen. So auch bei Waldemar. Er war wie das tosende Meer, das sich, vom Sturme gepeitscht, wild am Felsen bricht, und Niemand, selbst Absalon nicht, konnte ihn besänftigen. Den ganzen Tag

tobte er in seinem Schloß zu Ribe, so daß gegen Abend seine kaum zugeheilte Wunde an der Seite wieder aufbrach. Durch den Blutverlust geschwächt, wurde er ruhiger, so daß Absalon es wagen durfte, ihn anzureden. Waldemar schien völlig erschöpft. Seine jüngst noch so klaren, blauen Augen waren matt und lagen tief in ihren Höhlen. Die blonden Haare hingen ihm wild in die Stirn, und sein ganzer Körper bebte noch leise. So lag er auf seinem Ruhebett. Hatte ihn der Schlag so furchtbar getroffen, daß er ihm nun erliegen sollte, war jener fast alt aussehende junge Mann dort wirklich noch Waldemar, Knud Lavards heldenstarker Sohn, auf den ein ganzes Volk blickte? — Als Absalon beim Eintreten seines Herren offene Wunde sah, wusch er sie aus und verband sie dann sorgfältig, ohne ein Wort zu sagen, denn er war Geistlicher, Krieger und Arzt in einer Person. Dann deckte der riesige Bischof seinen armen Herrn sanft zu, setzte sich auf einen Schemel zu seinen Füßen, und als ihn Waldemar jetzt mit Thränen in den Augen lange ansah, begann er mit möglichst leiser Stimme also zu reden:

„Das Unglück ist geschehen, wie ich voraussah, mein Fürst, nur noch größer, nur noch gewaltiger hat es uns getroffen, als ich dachte. Aber erst im wildwüthenden Winde bewährt sich die Kraft der Eiche, erst im schrecklichsten Unheil erkennt man den wahren Helden. Wohlan, Waldemar! Ein Sturm ist über Dich hereingebrochen mit furchtbarer Gewalt und hat sie hinweggefegt, all' die Blätter und Blüthen Deiner Jugend. Aber der Stamm steht noch fest und wird neue Blätter treiben, und größer und herrlicher wirst Du dastehen, als zuvor. Ja, Prinz Waldemar, glaube mir, Du bist geehrt von Vielen und geliebt von Tausenden. Ich habe schon vernommen das laute Murren Deines Volkes über die Schmach, die man Dir angethan hat. Dein Dänemark steht in Waffen, sobald Du es gebeutst, und von Thing zu Thing wird der Ruf erschallen: „Heil unserem großen König, heil unserem einzigen Waldemar!"

Während Absalon sprach, hatte sich der kranke Fürst höher und immer höher aufgerichtet, sein fast erloschenes Auge begann wieder zu leuchten; es war, als ob ihm die Worte des Bischofs neues Leben eingehaucht hätten.

„Wohlan," rief er aufspringend, „es sei!" Dann griff er nach seinem an der Wand hängenden Schwerte, zog es schnell aus der Scheide und rief mit Donnerstimme: „Kampf, auf in den Kampf mit dem Verräther Svend", und das Schwert hoch emporhaltend: „so schwöre ich bei Gott und der heiligen Jungfrau Maria, nicht eher zu rasten, noch zu ruhen, als bis Svends Haupt blutüberströmt zu meinen Füßen liegt. So schwöre ich zu rächen den schmachvollen Tod von Wladimirs Tochter, meiner Verlobten, so schwöre ich, zu bestrafen Knuds trauriges Ende, meines geliebten Bruders. Verdammt will ich sein und verflucht für alle Zeiten, wenn ich je breche diesen Schwur."

Und der finstere Bischof hob feierlich seine Rechte empor und sagte:

„Und verdammt will ich sein und verflucht für ewige Zeiten, wenn ich Dir, Waldemar, nicht folge, Dir, meinem großen König, bis in den Tod."

Die Beiden hatten nicht vernommen, wie es schon vor einer Weile draußen geklopft hatte, wie sich endlich die Thür leise aufgethan, so daß man den ganzen Corridor erfüllt sah von Kriegern. Sie standen stumm bei dem Schwur Waldemars, wie die Bildsäulen, doch als Absalon geendet, brachen sie in endlosen Jubel aus. Aus den Scheiden flogen ihre Schwerter, und voll Begeisterung riefen sie wieder und wieder: „Auch wir, auch wir wollen verdammt sein, Waldemar, wenn wir Dir nicht folgen bis in den Tod."

Es waren die Abgesandten ganz Dänemarks, die also ihre Stimmen erhoben, es waren die Krieger, die Waldemar den Gruß des ganzen Volkes entbieten, ihn zum Kampf auffordern sollten. Es waren die Grafen, die ihm die Königskrone auf das jugendliche Haupt zu setzen bestimmt wurden.

* * *

Inzwischen war Svend keineswegs unthätig gewesen. Er hatte in aller Eile seinen Anhang gesammelt und ein ganz stattliches Heer zusammengebracht. Die Flotte Seelands war in seinen Händen. Da er auf alle Fälle und auch auf den Umstand, daß sein Plan, Waldemar und Knud zu ermorden, mißglückte, vorbereitet war, so brauchte er den Seinen, ohne sich mit Rüstungen aufzuhalten, nur den Befehl zum Aufbruch zu geben, um so schnell wie möglich Waldemar zu erreichen. Er wollte ihn überfallen, ehe er Zeit gefunden hatte, ein genügend starkes Heer zu sammeln. In wenigen Tagen war er daher mit seinen Truppen an der Küste von Jütland gelandet, und kurze Zeit darauf streiften seine schnellsten Reiter schon in der Nähe von Viborg. Wenn Svend aber dachte, Waldemar noch unvorbereitet zu finden, so irrte er sich. Dieser war schon mit einem gewaltigen Heer vor einigen Tagen von Ribe aufgebrochen und bereits bis Randers und somit ganz in die Nähe Svends gerückt. Täglich strömten ihm aus allen Gauen des Landes neue Schaaren zu, und selbst aus Pommern, Schweden, Norwegen und Angelland kamen Söldner. Viele von Svends ehemaligen Freunden fielen von ihm ab, und als er auf Jütland gelandet, ging ein Theil seiner Flotte zu Waldemar über. Aber Svend verlor den Muth nicht. Er hatte ja Nichts mehr zu verlieren und wollte kämpfen, wie ein Verzweifelnder.

Der Landstrich, auf dem die feindlichen Heere jetzt einander entgegen rückten, und der zwischen den Städten Randers und Viborg gelegen ist, heißt und hieß schon damals die Grathehaide. Es ist zum größten Theil unfruchtbares Land, theils Haide, theils Sumpf, und nur in der Nähe von Städten und Dörfern wuchs kümmerlich etwas Korn.

Am Tage der Schlacht auf der Grathehaide rieselte ein feiner Regen vom Himmel hernieder und hüllte die ganze Gegend in eine fast undurchdringliche Nebelschicht. Dazu war es, da bereits der Herbst angebrochen, empfindlich kühl, so daß Absalon seinem Herrn, dessen Wunde noch nicht geheilt war, oft rathen mußte, sich fester in seinen Mantel zu wickeln. Als Waldemar nach den Berichten von Bauern und Kundschaftern etwa noch eine halbe Stunde vom Vortrab des feindlichen Heeres entfernt war, ließ er einen Augenblick Halt machen und ordnete die Seinen so, daß auf den Seiten die Reiterei, dazwischen aber die Reihen des Fußvolkes zu stehen kamen. Die Krieger waren alle freudig gestimmt und frohen Muthes. Jetzt ritt ein alter Skalde, Aage mit Namen, durch ihre Reihen. Er hatte eine Stimme, die dröhnte wie Sturmeswetter und scholl weithin über die Haide, als er also anhub:

Habt Ihr gehört, Ihr dänischen Männer,
Habt Ihr gehört, Ihr Krieger der Fremde,
Von des Verräthers schrecklichen Thaten,
Von König Svends Mordbegier?
Wißt Ihr, wie er mit heuchelnder Miene
Seine Brüder gelockt in's Verderben,
Wie er erschlug den kühnen Knud?
Wißt Ihr auch wohl, wer zu Ledra verbrannte,
Wen des fressenden Feuers Gluth
Dort hat vernichtet?
Klinge mein Lied aufreizend zur Wuth,
Zum unbändigen Grimme
Aller tapferen Männer Herz.
Dröhne mein Sang hin über die Haide,
Rüttle und schüttle an all' Euren Gliedern,
Donnernd brause er durch das Land.
Auf denn Ihr Dänen, Ihr Männer der Fremde,
Schwinget blitzend das schneidige Schwert,
Stürmet dahin wie Sturmeswehen,
Hallend ertöne ringsum die Erde.
Stürzet zum Kampfe, stürzet zum Sieg.

Wie der Alte sang, da sah man vieler Augen blitzen, da sah man die Schwerter der Scheide entfahren, und donnernd scholl es aus tausend Kehlen wieder:

Auf denn, Ihr Dänen, Ihr Männer der Fremde,
Schwinget blitzend das schneidige Schwert,
Stürmet dahin wie Sturmeswehen,
Hallend ertöne ringsum die Erde.
Stürzet zum Kampfe, stürzet zum Sieg . . .

Die Schlacht auf der Grathehaide wurde geschlagen. Sie dauerte nicht länger als eine halbe Stunde, da wandten sich Svends Leute zur Flucht. Er selbst kämpfte wie ein Löwe, doch nützte ihn all' seine Tapferkeit Nichts. Von der Masse der Fliehenden wurde er mit fortgerissen und

befand sich plötzlich mit vielen Anderen in einem tiefen Sumpf. Hier rettete ihn der alte Thorbern, indem er einen Baumstamm, der auf der Haide lag, in den Sumpf warf, auf den Svend hinaufkroch. Auf dem Trocknen angekommen, wurde er von einem herbeigeeilten Bauern mit einem Beilhieb auf den Kopf begrüßt, so daß sein Hirn über die Haide spritzte. Auch der alte Thorbern wurde erschlagen. Man fand ihn später auf seinem Herrn liegend, die Rechte wie schützend über dessen Haupt breitend.

Als Waldemar das Ende seines Gegners erfuhr, sagte er gar Nichts weiter als die Worte: „Er hat mich gelehrt, wie man zum Verräther wird.“ Seit der Schlacht auf der Grathehaide war er ein Anderer geworden. Selten sah man ihn lachen, meistentheils war er finster und mürrisch. Das Unglück hatte ihn, wie Absalon voraussah, zwar nicht getödtet, ihm aber den Glauben an die Menschheit geraubt, und den konnte ihm Niemand wiedergeben.

F. von Saar als Lyriker.

Von

J. Minor.

— Wien. —

„Immer und ewig bleibst Du, hochaufstrebende Lyrik, Blüthe und Krone der Dichtkunst!“ So singt der Dichter selbst, und die lyrische Muse hat solche Gunst reichlich erwidert. Saar gehört zu den ersten Lyrikern unserer Zeit, und nicht blos in Oesterreich. Eine ältere Sammlung von Gedichten hat er selber unterdrückt. Was die Sammlung der Gedichte von 1881 und die zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage von 1888 enthält, gehört durchaus der reifen Zeit an und reicht nicht über 1862 zurück. In drei symmetrisch gegliederten Büchern von je vier, zwei und wieder vier Rubriken ist der Inhalt vertheilt. Aber diese Rubriken weisen nicht etwa auf eine bunte Mannigfaltigkeit der Gattungen und Töne hin. Was Saar nach Goethischem Muster als „Lieder“ und „Vermischte Gedichte“ unterscheidet, ist im Tone nur wenig verschieden; denn auch seine Lieder sind nicht eigentlich singbar, sondern gehören der gesprochenen Lyrik an. Unter den Ueberschriften „Aus dem Tagebuch der Liebe“, „Bilder und Gestalten“, „In memoriam“ werden dem Stoffe nach gleichartige Gedichte zwanglos zusammengehalten. Andere Rubriken, wie die „Freien Rhythmen“ und die „Rhapsodien“, fallen zusammen. Hier wie in den „Sonetten“ ist der Eintheilungsgrund den metrischen Formen entlehnt, die vereinzelt doch auch in den übrigen Rubriken vorkommen. Die antiken Versmaße hat Saar (mit einer Ausnahme) ganz links liegen gelassen, von den romanischen kennt er blos die Terzinen und das Sonett, das er hübsch charakterisirt und sicher handhabt. Die Vorliebe für die freien Rhythmen geht auf Goethe zurück; überwiegend aber

ist die Zahl der einfachen Strophenformen, in denen sich der Rhythmus dem Gedanken wunderbar leicht anschmiegt. Gern bietet sich dabei dem Dichter in Liebesgedichten jene Strophe aus längeren fünffüßigen Jamben dar, die Grillparzer in den Tristia ex Ponto zur ernsten Abrechnung in Liebessachen gewählt hat („Trennung" u. a.); während sich frohe und helle Ausrufe auf kurzen Daktylen wiegen: „Herrlicher, sonniger, goldener Tag"; „Frohe, harzduftende, heilige Nacht!" Neben der glatten und vornehmen Form ist die Kürze ein gemeinsames Kennzeichen aller Saarischen Gedichte, die fast ausnahmslos aus wenigen knappen Strophen bestehen.

Der Dichter, den wir in den Novellen blos von der Außenseite als weltmännischen Beobachter der Menschen kennen lernen, offenbart uns in der Lyrik sein geheimstes Innere. Auch in ihr ist der Dichter selbst überall gegenwärtig, und wie die Gedichte fast ausnahmslos aus der Zeit seiner Reife stammen, so begegnen wir ihm nirgends als stürmendem Jüngling, sondern überall als gebändigtem Manne mit grauem Scheitel. Ein wehmüthig elegischer, mitunter auch ein müder Zug geht durch die ganze Sammlung, deren gleichmäßiger Ernst nur selten durch einen hellen oder heiteren Ton unterbrochen wird. Das alte Lied von der Eitelkeit und Vergänglichkeit der irdischen Dinge klingt wiederholt an unser Ohr: „Taedium vitae", „Requiem" am Allerseelentage, „Miserere". In dem ersten Schmerz der Kindesthränen faßt ihn der Menschheit ganzer Jammer an; und auch in der liebenden Schwester feiert er die mitleidende Dulderin, die das Weh der Andern trägt, als wär's ein Glück. Verstorbene, die ihm bei ihren Lebzeiten gleichgiltig waren, aber ihm nun im Traume erscheinen, betrachtet der Dichter als mahnende Boten der Zeit, seine Rechnung abzuschließen, und wenn er sich das eine Mal selber als indischen Säulenheiligen hinstellt, der regungslos den Qualen der Hitze und der Kälte ausgesetzt ist, aber vor dem Sprung in's Grab doch noch zurückbebt, so ruft er ein anderes Mal ein ganz entschlossenes: „Komm, Tod!" aus. Ein letzter Liebeshauch, ein spätes, nicht zu spätes Dichterglück, das den früh entlaubten Kranz wieder in's Grüne ausschlagen läßt, vergoldet wie ein stilles, friedliches Abendroth die Sammlung, die mit dem Seufzer eröffnet wird: „Ach, wie wenig ward vollendet, ach, wie wenig ward vollbracht!" Immer wieder stellt sich der nagende Selbstvorwurf ein, daß der Dichter seine Zeit verträumt, daß er zu pflanzen und zu säen versäumt, daß er nur Rosen, nicht Früchte gesucht habe. Selbst die Hoffnungen, die Andere in ihn setzen, weist er als bloße Qual mit dem herben Grillparzerschen Wort zurück: „Laßt mich allein!" Aber dann wird er sich wieder bewußt, daß edle Saaten nur langsam reifen, und daß er nur in dem Streben nach höheren Zielen das Geringere verabsäumt habe, und so ermahnt er auch die Jugend, für ernste Ziele zu leben und zu wirken, ohne Vergeltungskränze zu erwarten. Denn jedes selbstlose Streben muß erliegen, weil die Menschheit tief im Gemeinen wurzelt und nur das Streben nach

Vortheil, nach Gewinn und nach Erfolg kennt. Die Selbstsucht und die Eitelkeit betrachtet er als die Kernschäden der wahren Menschheit, und nicht müde wird er, den Ruhmesgrößen Demuth einzuschärfen. Er verachtet diejenigen, die stets Altäre für die Kunst verlangen und sich selber zur Gottheit stempeln; nicht den Mann, nur seinen Glücksstern müßt Ihr preisen, „denn ohne günstigen Wind kann Keiner sein Höchstes vollbringen!“ Jeden Wettkampf in der Kunst weist er zurück; denn die Dichtkunst ist kein Schlachtfeld, sie wird nicht aus der Eitelkeit, sondern aus innerem Drange geboren. Wie die Jungdeutschen und Grillparzer empfindet auch Saar das Schaffen als eine Qual, nur durch innere Leiden wird der Lorbeer errungen und erstritten. Und wenn der Dichter immer und überall zu Leiden geboren ist, so gilt das doppelt in unserer Zeit. Feindlich und kalt stehen die Welt und die Menschen heute der Kunst gegenüber; die Kunst ist todt, nur abseits vom Markte zucken verendend ihre Glieder; der deutsche Dichter lebt wie sein Geist in ungelesenen Büchern ein löschpapierenes Leben; nur die todten Classiker werden gefeiert, um die lebendigen Dichter einzusargen. In solchen höchst persönlichen Anklagen ergeht sich die Verstimmung des Dichters, der aber in gefaßteren Augenblicken wieder weit davon entfernt ist, das Schicksal oder die Menschen anzuklagen, sondern vielmehr in die eigene Brust greift und dann das „Erlittene“ als ein „Erlebtes“ betrachten und schätzen lernt. Zur Selbsterkenntniß führt ihn sein Weg hinauf; und während er der Klugheit nur ein sehr bedingtes Preislied zu singen weiß und sie nicht als letztes Ziel der Menschheit anerkennt, rühmt er sich des starken unbezwungenen Herzens und des rein entfalteten Geistes. Den Vollglanz echten Menschenthums aber sieht er um die Stirn dessen, der sich selbst überwinden gelernt hat. Ihm reicht er wie Goethe und wie Grillparzer die Palme; die Errungenschaft, rasche Wünsche ersticken gelernt zu haben, preist er als sein Höchstes; die Pflicht, still zu überwinden und zu entbehren, lehrt er auch Andere und fordert selbst die rasche Jugend auf, zu zeigen, daß sie nicht blos genießen, sondern auch froh entbehren könne.

Wie das Innere des Dichters, so ist auch die Natur in den Gedichten Saars mit einem dünnen und leichten Flor bedeckt. Sie saugt die Thränen der Menschen auf und läßt sie als Thau wieder niederfallen. Der Dichter fühlt sich eins mit ihr, indem er wie sie blos lebt, um zu leben, und Nichts erwartet, als ein leichtes, schönes Sterben. Darum weilt auch seine Phantasie am liebsten bei dem Winterabend, bei dem Sonnenuntergang, bei der Christnacht oder bei dem Monde, dem er wie Klopstock ein sanftschimmerndes Menschenantlitz zuschreibt. Die hellen Stimmen des Tages dienen nur als Contrast zu dem heiligen Ernst des scheidenden Sommertages oder zu dem tiefen milden Schweigen des Winterabends. Unter den Jahreszeiten erinnert den Dichter der Frühling an alle genossene Lust und Schmerz, der Sommerabend an verlorenes Liebesglück; am meisten aber liebt er in dem Herbst „tiefer Erfüllung Ruh“ und die Mahnung an

baldigen Aufbruch. Saar weiß von der Natur einen schönen symbolischen Gebrauch zu machen und findet besonders in den Blumen holde Gleichnisse der Erdendinge. In den Lilien sieht er ein Bild sich durchdringender Gegensätze (Schnee und Flamme); in den Primeln, die sich nicht wie die Veilchen durch den Geruch ankündigen, ein Bild der wahrsten Bescheidenheit, die sich nicht aufdrängt; die Pappeln streben wie der Dichter über niedriges Gestrüpp hoch zum Himmel hinauf; die Malven legen ihm die Frage nach dem Urquell aller Dinge nahe, der ihre Wurzeln tränkt; seine Wünsche wachsen wie Brombeeren reif und unreif an einem Strauch; und der Handel mit den Erdbeeren erinnert ihn daran, wie selbst die freieste Gabe der Natur nur dem menschlichen Eigennutz, dem Wucher dient. Einförmiger ist seine Thiersymbolik: wie er die fliegenden Tauben mit den Gedanken des Dichters vergleicht, so fordert er, wieder mit einer Klopstockischen Wendung, sein Lied auf, der Lerche nachzustreben, und der herumflatternde Trauermantel ist ihm ein Abbild der sanften Schwermuth seiner eigenen Seele. Mit einer originelleren, aber nicht ungesuchten Gedankenverbindung, bringt ihn der letzte Fisch in seinem Aquarium darauf, was der Mensch empfinden müßte, der als Allerletzter seines Geschlechtes auf Erden wandelte. Aber auch ohne symbolischen Bezug, als bloßes Stimmungsbild, kommt die Natur bei Saar zu ihrem Rechte. In ein paar Strichen weiß er das Bild einer Landschaft mit dem Kreuz des Erlösers festzuhalten, oder den Schloßpark, oder den Klostergarten, oder die Stille eines Sonntagsnachmittags. Auch hier locken ihn nur die Bilder der Ruhe und des Friedens, selbst Italien ist ihm durch das Touristengewühl und die redegewandten Kunstkrittler verleidet; nur Venedig preist er als den Ort für müde Lebensschwingen.

Auch „Bilder und Gestalten" aus dem Menschenleben, ganz objectiv hingestellt oder mit symbolischem Bezuge, bietet die Lyrik Saars reichlich dar, ja gerade hier zeigt sich uns der Dichter von seiner modernsten Seite. Die Telegraphendrähte stellen ihm eine große Aeolsharfe vor, welche die ihr anvertrauten Freuden und Leiden von Millionen verkündet. Oefter als in den Novellen aber begegnen wir in Saars Lyrik den Gestalten aus den untersten Ständen, deren resolute Realistik die romantischen Bilder des stummen Schäfers, der üppigen Zigeunerin und der lustigen Komödiantentruppe ganz zurückdrängt. Wie der Dichter zwar den Reichthum und die Reichen besingt, aber nur weil sie sich, vor der Noth geschützt, die immer zum Gemeinen herunterzieht, frei entfalten können, so beschämt ihn umgekehrt das Kind der Noth, das seinem Vater, einem Holzknecht, die Speise in den Wald bringt und schon für Andere zu sorgen bereit ist, während der Dichter nur an sich selber denkt: „Mein ganzes Sein erschien mir hohl, und hohl auch, was ich denke." Mit einem verhaltenen Seufzer beobachtet er fahle Menschen bei ihrem eintönigen und müden Handwerk, dem Ziegelschlag, wo die Welt in Koth zu zerfließen scheint. Aber nicht immer ist es das Mit-

leid, das des Dichters Feder regiert; weit öfter begegnen wir hier schon dem Proletariat, das die Arme in die Seiten stemmt; dem Arbeiter, der dem Dichter den Gruß versagt, weil er des Geistes Mühe und Arbeit nicht kennt und nicht achtet; dem Anarchisten als Zugführer, der weiß, daß er das Leben der reichen Passagiere in seiner Hand hat, und daraus die Hoffnung schöpft, daß morgen er der Herr sein wird — ähnlich hat bekanntlich Freiligrath den Proletarier als Maschinisten auf einem Rheindampfer trotzig hingestellt; und der schmutzigen und frechen „Proles", die dem Dichter auf einem Spaziergang sein bischen Frühlingswonne verdirbt. Saar ist kein Schmeichler gegenüber den unteren, so wenig wie gegenüber den oberen Klassen.

Mit den Novellen haben die Gedichte einen innigen Zusammhang. Wie der Dichter dort die einsamen Sonderlinge aufsucht, so preist er hier die Armen im Geiste selig, auf die der leere Wissensdünkel mit Verachtung herabsieht. Weisheit spricht nur aus dem Munde der Thoren, wie der Muth nur aus schwachen Seelen bricht. Darum fordert der Dichter zwar zur Selbsterkenntniß auf, aber mit dem letzten Urtheil über andere Menschen befiehlt er vorsichtig hauszuhalten; „denn in Jedem schlummert eine sondre Kraft!" Wie er in den Novellen so oft als der Vertraute geheimer Leiden erscheint, so fordert er hier die Andern auf, sich an seiner Brust auszuweinen, als Eines, der selbst Leiden erfahren hat. Denn, frei von der Selbstsucht und Eitelkeit der Welt, ist auch er selber nur ein seltsamer Fremdling im Erdengebiete.

Wie durch die Novellen, so zieht sich durch die Gedichte das Thema der Volllebigkeit als ein rother Faden hindurch; und der Gegensatz von Erblühen und von Verblühen ist der Inhalt fast aller Liebes- und Frauenlieder. „Du aber solltest nicht verblühen, hinschmelzen feurig nur wie Erz, so laß doch endlich rasch erglühen, erglüh'n Dein allzu zages Herz," ruft er einer Freundin (Clarissa) zu. Ein anderes Mal contrastirt er die verblühende Mutter mit der aufblühenden Tochter; und schon bei dem früh erblühten Kind kommt ihm der Gedanke, daß es Pflichten ängstlich erwägend, versagend und entsagend, in unsäglicher Oede hinsterben oder erst dann Leidenschaft entfesseln könnte, wenn es keine mehr wecke! Denn das ist das Loos der Frauen: „nach kurzen Jugendtagen verschuldetes Entbehren, die Einen durch Versagen, die Andern durch Gewähren"; wehe, wenn gar Beides zusammentrifft (An eine Unglückliche)! Noch zahlreicher als in den Novellen sind darum in den Gedichten die Bilder alternder, um das Glück echter und rechtzeitiger Leidenschaft betrogener Frauen. Sogar die alternde Magd, die nicht mehr mit zum Tanze kann, kommt vor, und ein alterndes Ehepaar, das endlich durch die bloße Gewohnheit vereinigt wird. Besonders ist es aber auch hier die Tendenz der Emancipation, welche die Volllebigkeit der Frauen stört. Der Dichter empfindet es als Widerspruch, daß die Frauen ihre Reize nicht verbergen und doch empört sind, wenn der Mann das sucht,

was sie ihm darbieten. Glücklich, ruft er den Frauen zu, werdet Ihr nur werden durch Eure Schönheit! Die Sucht nach Emancipation wird zu den Leiden der getäuschten Liebe nur noch den Schmerz verfehlten Wirkens, getäuschten Ehrgeiz und die Qual des Denkens bringen. Mit herzlicher Theilnahme sieht er die Postelevin am Schalter beim Anblick eines Mannes erröthen: „Du fühlst, ich ahn' es tief, den Bruch, der sich im Weib vollzogen, und siehst Dich mit dem Contobuch um's beste Theil betrogen." Aber auch dort, wo nicht die Noth gebietet, ist ihm die echte Tochter unserer Zeit unverständlich, deren ganzes Wesen blos aus Hirn und aus Nerven besteht, ohne die Tiefe der Leidenschaft (Stella). Das Häßlichste freilich ist die Gefallene (Lydia), die wie Ninon in der Novelle kalt selbst bei der Sünde bleibt!

Auch in den Motiven erinnert das „Tagebuch der Liebe", das nach dem Muster einer Heine'schen Rubrik jedem Verhältniß ein, meistens mit einem Taufnamen überschriebenes Gedicht widmet, auf Schritt und Tritt an die Novellen. Auch hier wird die Bekanntschaft von Fenster zu Fenster angeknüpft: im Mondschein glaubt er ihre geheimsten Wünsche laut werden zu hören, sie bietet sich dem Dichter an, ihre Tugend welkt still verdrossen dahin — aber als sie ihn am nächsten Tag am Fenster sieht, tritt sie scheu und bang zurück. Ein anderes Mal begegnet er im Wartesalon zu Rom einer Holländerin, der er die unbefriedigte Sehnsucht aus den Augen liest: der Zug rollt ab, und die Beiden verbluten still an unerfüllten Herzenswünschen. Auch hier erscheint der Dichter mit ergrautem Haar, in der Sonnenwende der Liebe, empfänglich noch für den Zauber der Schönheit und mit geschärftem Auge den feinsten Reiz erspähend, aber trotz unverbrauchter Kraft und Gluth doch schon angeweht von den leisen Schauern des Alters. Aber den alternden Dichter zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt gerade zu der verblühenden Frau. Zwar ist Ottiliens Antlitz durch die Jahre leise gekerbt und das braune Haar zu mattem Silber entfärbt — aber noch, wenn er ihr begegnet, fühlt er sich zu ihr, wie sie zu ihm hingezogen. Und einer anderen Geliebten (Elisabeth), von der er einst zürnend und mit Groll geschieden ist, ruft er zu: „Wir werden uns wiedersehen, vielleicht silberweiß und mit kahlem Scheitel, und heiß wie einst den letzten Kuß küssen.

Dann aber lassen wir uns nieder still
Und fühlen leise, Hand in Hand gelegt,
Daß jeder Keim zur Frucht gedeihen will,
Den einmal wahrhaft tief das Herz gehegt."

Auch sonst besingt Saar mit Vorliebe „der Herzen allerletztes Blühen"; wie Andere für die Backfische geschwärmt und gedichtet haben, so ist er der Dichter der letzten Liebe und der verblühenden Frauen.

Andere Liebschaften sind freilich von um so kürzerer Dauer, und die darauf bezüglichen Gedichte erinnern in ihrem losen Inhalt gar sehr an

die bedenklichste Rubrik in Heines Gedichten. Da ist die Dame aus dem „High life", ein Weib in vollster Lebensblüthe, die nicht zu den Klugen und den Satten zählt, deren Wunsch, zu lieben und geliebt zu werden, nie ermattet, und die dem jungen Gatten in den Armen des Dichters treulos wird; gleich daneben in der Kleinstadt das Kind armer Leute, zu dem der Dichter früh Morgens im Soldatenmantel schleicht — aber die Pflegeeltern sind der Liebschaft auf die Spur gekommen und haben das „schlechte Ding" den Eltern zurückgeschickt. Unbefriedigtes Sehnen auch hier! Und wieder daneben die Briefe und das Bild Amaras, des Weibes mit dem schlaffen Leib, das kalt selbst in der Leidenschaft geblieben ist und das einmal fast weibisch geliebt zu haben, der Dichter kaum mehr begreifen kann — der schärfste Gegensatz zu den zahlreichen Erinnerungsbildern mit ihrem zähen und treuen Festhalten an dem Gegenstand wahrer Leidenschaft. Die Briefe Amaras, die dem Dichter jetzt selber leer an Inhalt erscheinen, erinnern uns wieder daran, daß auch in den Gedichten das geistige Element in der Liebe nur wenig zur Geltung kommt. Eine Frau, die ihn zu lieben geglaubt, bald aber ihrer Liebe unwürdig gefunden hat, ist durch den Schmerz der Enttäuschung, also doch durch ihn, zur Dichterin geworden. Ganz abseits aber von allen übrigen Dichtungen Saars steht die „Liebesscene", die „als Epilog" das Tagebuch abschließt. Der Dichter beobachtet im Wirthshaus zwei junge Liebende, die, Hand in Hand verschlungen, im Darwin oder im Stuart Mill lesend, Liebesnähe genießen. Dem Dichter aber wird der Anblick zu einem neuen hohen Lied der Liebe,

„Da ich verklärt sah von des Geistes Licht
Auf Erden schon den dunkelsten der Triebe."

Tief bewegt schleicht er sich leise davon,

„Um solcher Herzen reinen Zauberkreis
Und diese heil'ge Feier nicht zu stören."

Der ernste, fast feierliche Ton des Gedichtes, das zu allen übrigen in so seltsamem Gegensatz steht, gestattet nicht, auch nur an die leiseste Ironie zu denken; und so müssen wir annehmen, daß der Dichter diesen Epilog als ein absichtliches Gegenstück und Gegengewicht hingestellt hat, um einer Stimmung Rechnung zu tragen, die er sonst selber in den Gedichten vermißte.

In den Gedichten fehlen auch die hellen und heitern Farben fast ganz, und oft hat man darum dem Dichter, der doch als Novellist Proben gegeben hatte, den Mangel an Humor zum Vorwurf gemacht. Seine Antwort ist die neueste Dichtung „Die Pincelliade" (1897), ein komisches Epos in fünf Gesängen und in sehr sauberen Ottaverimen. Das Genre der —iaden, das im vorigen Jahrhundert Zachariä nach dem Muster Popes, und Wieland nach dem Muster der Italiener bei uns begründet haben, kommt uns trotz Detlev von Liliencrons neueren Versuchen schon

etwas altväterlich vor und vermag nur noch bei der feinsten Behandlung zu wirken. Was Saar zu ihm hinzog, als er des trockenen Tones einmal satt wurde, liegt auf der Hand. Nicht blos seine „Volllebigkeit" konnte sich dabei ziemlich unverhüllt gütlich thun (er warnt die Leser gleich in der ersten Strophe: „seht euch vor!"); sondern auch der Künstler fand bei dem altherkömmlichen Stil dieser Dichtung seine Rechnung. Zwar den Apparat geflügelter Wesen oder mythologischer Figuren konnte er als moderner Dichter nicht mehr brauchen, und mit den stehenden epischen Formeln dankte er auch jeden parodistischen Bezug auf das ernste Epos ab, wofür ihm die moderne Dichtung, die das ernste Epos kaum mehr kennt, ohnedies kein Stichblatt geboten hätte. Aber zu dem Stil des komischen Epos gehört es seit jeher, daß der Dichter selber in ihm überall gegenwärtig ist, zwischen dem Leser und den Helden den humoristischen und satirischen Vermittler spielt und beständig einen vertraulichen und munteren Verkehr mit seinem Publicum unterhält. In Saars Novellen ist das Gleiche der Fall, nur daß sich der Dichter dort überall von der ernsten und würdigen Seite zeigt, während er hier die andere Seite des Vollmenschen herauskehrt. So beginnt er, ganz im volksthümlichen Stile des komischen Epos, sogleich mit einer Anrede an die Leser (auf die Leserinnen will der Schelm diesmal freiwillig verzichten), und durch das ganze Gedicht hindurch bleibt er in beständigem Verkehr mit ihnen: er leiht ihren Erwartungen Worte, befriedigt sie oder weist sie zurück; er rechtfertigt sich, warum er dieses thun und jenes unterlassen werde; er findet es endlich an der Zeit, den Helden zu beschreiben, nach seinen Motiven zu forschen u. s. w. Mit heiterer Selbstironie begleitet er die eigene Arbeit: er kann wie in den Novellen wieder nur erzählen, was er weiß, und er muß den eigentlichen Schluß schuldig bleiben, obwohl er als Autor Alles wissen sollte; er weist Zumuthungen des Lesers oder eigene Einfälle als nicht zur Sache gehörig ab; er verwahrt sich eifrig dagegen, bei einer ähnlichen Situation Zola auszuschreiben; er fürchtet, zu breit zu werden und Langeweile zu erregen; er seufzt über die Schwierigkeit der Stanzen und spottet in geheuchelter Reimnoth über den schlechten Reim, den er nicht entbehren könne, trotzdem er komische Reimwörter (wie jenes köstliche Möblemang: lang) absichtlich häuft. Beständige Zwischenreden des Autors und Nebenbemerkungen in Parenthese gehören hier ebenso zum Stil wie die durchgehenden satirischen Seitenhiebe und Witzeleien auf die Schwächen der Ehemänner und die Untreue der Frauen. Gerade in der Satire hat sich Saar, der sich in seinen ernsten Novellen immer Zurückhaltung auferlegt, hier am freiesten gehen gelassen; er stichelt nicht blos auf geschlechtliche und eheliche Verhältnisse, auf die Kellnerinnen und Liaisons, sondern auch in einer ihm sonst ungewohnten Weise auf die öffentlichen Zustände im nachmärzlichen, reactionären Oesterreich, auf die Kleinstädterei und das Concordat, auf das Verhältniß der Deutschen zu den Nichtdeutschen in der österreichischen

Armee, auf die schlechten Verkehrsmittel u. s. w., ja, er rückt sogar der Gegenwart zu Leibe, indem er ohne Verbitterung die Frauenfrage und den Socialdemocratismus, die Währungsregulirung, die pathologische Schätzung der Verbrecher, die Zola'schen Wahrheitsschilderungen im Vorbeigehen betupft. Ueber das, was ihn während der Militärzeit kneipte, hat er sich meines Wissens nirgends so deutlich ausgesprochen wie hier. Denn wiederum erzählt der Dichter aus der Soldatenzeit, und so hängt das komische Epos auch dem Stoffe nach mit seinen Novellen zusammen. Der Held ist ein Militärschneider, der sich sein Hochzeitsbett im Mannschaftszimmer durch ein paar Vorhänge abgrenzen muß und von seiner Frau gehörnt, aber von ihrem Liebhaber, der ihr gleichfalls mit Untreue lohnt, wieder an ihr gerächt wird. In ihrer Nebenbuhlerin, der Madame Kraft, die in ihren Romanen den Frauenaufruhr predigt und für die freie Liebe eintritt, finden wir wie im „Wiener Kind" die herabgekommene Frau als Litteratin wieder, und auch der socialdemokratische Kadett ist nur Persiflage und Caricatur. Das Ganze ist mit gutem, mitunter etwas derbem Humor zu Ende geführt; aber das Verlangen nach einer größeren Composition befriedigt es nicht; dafür ist seine Gattung zu leicht und zu dünn.

In dem Bilde des Lyrikers würde ein charakteristischer Zug fehlen, wenn ich nicht wenigstens mit einem Worte der Saar'schen Festdichtungen und Festreden gedächte, die eine mehr als locale und temporelle Beachtung verdienen, leider aber in der Sammlung der Gedichte gar nicht vertreten sind. Sie sind nicht blos durch die adelige, dabei doch immer dem Vortragenden mundgerechte Sprache ausgezeichnet, sondern noch mehr durch die seltene Gabe, sich jedem individuellen Anlaß, dem Charakter des Tages wie des Ortes anzuschmiegen und so mit einem Schlag einen traulichen Rapport mit einer, oft recht kühlen, Festversammlung hinzustellen. Als Beispiel und Muster der Gattung kann die Festrede zur Enthüllung des Grillparzerdenkmals dienen; in fünffüßigen Jamben, nur die Abschnitte durch den Reim gekennzeichnet. Von einer prächtigen Schilderung des Locales und seiner Umgebung geht der Dichter aus: von dem Volksgarten, dem Standplatz des Denkmals, schweift sein Blick zum Burgtheater hinüber und von da weiter über die Stadt, die kein Capua der Geister mehr ist, sondern sich allen Segnungen erhöhten Daseins längst erschlossen hat und ein heiteres Volk auf dem Wege zur Vollendung hinter keinem anderen zurückbleiben sieht. Wenn es den Dichter, dem die Feier galt, früher verkannt hat, so weiß es jetzt, was es an ihm besitzt. An eine knappe Charakteristik der Dramen, deren Heimatsluft der Dichter besonders rühmt, schließt sich die Feier des Dichters als eines der Letzten aus der Zeit der klassischen, der großen Kunst, der neben Goethe und neben Beethoven genannt wird, mit dem und nach dem Wenige nur zu nennen sind.

Das Lob auf die Vaterstadt des Dichters, welches dieses Festgedicht durchzieht, führt uns endlich auf die „Wiener Elegien" (1893), nicht

die beste, aber die charakteristischeste seiner Dichtungen, die erste zugleich, mit der er einen unmittelbaren buchhändlerischen Erfolg erzielt hat. Mit ihr tritt der treue Sohn Wiens in die große Reihe der Schriftsteller und Dichter, die seit vier Jahrhunderten in Prosa und in Versen das Lob der heiteren Donaustadt gesungen haben. Keinem Geringeren als Aeneas Sylvius, dem späteren Papst Pius II., verdanken wir die erste Schilderung von Wien, die in der Litteratur Beachtung gefunden hat; zweihundertundfünfzig Jahre später hat eine internationale Touristin, die Lady Montague, auf ihren Weltreisen auch Wien berührt und in einer vielcitirten Skizze (heutzutage würde man es eine Momentphotographie nennen) aufgenommen. Im sechzehnten Jahrhundert, wo die gereimten Lobsprüche auf berühmte Städte einen ganzen Litteraturzweig bilden, fehlt es auch nicht an Preisgedichten auf Wien; nicht blos Ausheimische, die wie der Nürnberger Meister Hans Sachs unsere Stadt mit keinem Auge gesehen haben, sondern auch Einheimische haben an ihnen Theil, wie z. B. der biedere Wolfgang Schmeltzl, ein zugereister Pfälzer, der aber als Schulmeister bei den Schotten seine zweite Heimat in Wien fand und zu ihrem Lobe singt: „Wer sich in Wien nicht nähren kann, ist allweil ein verlorner Mann" — es war ein glücklicher Gedanke, daß die Stadt Wien den Dichter der „Wiener Elegien" bei seinem Jubiläum durch eine Reproduction der „Widmung" erfreute, die dreihundert Jahre früher seinem Untercollegen Schmeltzl zu Theil geworden war. Unfreundlicher lautet in der klassischen Zeit das Xenion auf das genußfrohe Phäakenvolk an der Donau, und unter den Söhnen Wiens hat kein Geringerer als Grillparzer diesen Vorwurf gegen das Capua der Geister mit seinem entnervenden Sommerhauch wiederholt, während die sogenannten „Backhändelpoeten" gerade damals im Chorus sangen: „Es giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien." In der Zeit der Julirevolution bringt dann der „Wiener Spaziergänger" abstrakten Liberalismus in schwungvolle rhetorische Verse. Von den Epigonen seit 1848 war unser Dichter in erster Linie berufen, das alte Lied den geänderten Zeiten anzupassen. Denn wir wissen, welche bedeutende Rolle das Wien der fünfziger und der sechziger Jahre in Saars Novellen spielt; auch die Gedichte enthalten wenigstens ein Bild aus Wien, das der Votivkirche, der „Kirche ohne Gott".

Bald nach Saar ist ein anderer Wiener Dichter, Albrecht Graf Wickenburg, mit seinen Liedern und Gedichten „Mein Wien" (Wien, Gerold 1894) hervorgetreten. Man kann sich keinen größeren Gegensatz in Inhalt und in der Form denken! Bei Wickenburg verschwindet die Person des Dichters ganz hinter dem Gegenstand, der allein die beständig wechselnde, anschmiegsame Tonart bestimmt. In drei einleitenden Gedichten charakterisirt er die Wiener Art, ihre historische Entwickelung (Alt-Wienerisch) und im Wiener Dialekt die „Weaner Sprach'". Aus dem äußeren Stadtbild greift er dann das Monumentale heraus. Zuerst natürlich den „alten Steffel",

den Stephansthurm, gleich daneben den Stock im Eisen und das neue Radetzkymonument. Sehr glücklich und fast vollständig ist dann die Auswahl der Typen aus dem Wiener Volksleben. Obenan, wie es sich versteht, die populären Deutschmeister-Edelknaben; hinter ihnen die „Wiener Kappelbuben", die vor der Burgmusik hertrotten und in der echtesten Wiener-Sprache „Pülcher" heißen; dann die harben Fiaker und die Comfortables, die ihren Namen lucus a non lucendo haben; die Schusterbuben mit ihren kecken Fragen und ihren schlagfertigen Antworten; die „Damen vom Stand" d. h. vom Naschmarkt, und die drallen Wäschermädel; zuletzt das Wiener Bürgerkind, bildsauber und fesch, mit dem goldenen Herzen, mit dem leichten Sinn und dem reschen Zungerl. Als populäre Individualitäten treten heraus der Vater Radetzky und der Meister Strauß, den der Dichter mit einer überaus glücklichen Wendung als den eigentlichen Erfinder der Elektricität preist. Der Dichter sucht das Volk bei seinen Unterhaltungen und an den Vergnügungsorten auf; er schildert einen flotten Wäschermädelball, er führt uns zu den Lotterieschwestern an dem Sieveringer Brünnel; von den nach den Ständen geschiedenen Prateralleen findet jede ihre besondere Charakteristik, und zuletzt geleitet uns der Dichter aus der Stadt hinaus in den Wiener Wald . . . Ein fattes Bild des Wiener Lebens und Strebens, so weit es sich in den untersten Klassen und auf den Straßen und Gassen sichtbar abspielt, hat der Dichter entrollt. Er verschmäht es nicht, gelegentlich den tiefsten Ton der Leutseligkeit anzuschlagen und die Lokalfarbe recht dick aufzutragen. Von den geläufigen Schlagern und Kernsprücheln der Wiener hat er kaum eines vergessen oder verschmäht: „'s giebt nur a Kaiserstadt" und „der ächte Weaner geht nicht unter", „Hamur" und „Gaudee"; „Strizzi" und „Falott"; „kreuzfidel", „harb" und „backschirlich"; „das ist dem Weaner sein Genre", der „das Herz immer am rechten Fleck hat". Aber so gut dem Dichter, wie seinen Landsleuten seit jeher die drastische Darstellung zu Gesicht steht, die sich in bequemer Breite gehen läßt und oft auf den burlesken Ton der altväterischen Bänkelsängerballade herunterſinkt, so wenig versteht er sich mit dem Gegenstande zu erheben. Wie nüchtern ist die Aufzählung der Schlachten, in denen die Deutschmeister gefochten haben und von denen die wenigsten mehr im Gedächtniß des Volkes sind, dem es die feschen Wiener viel mehr durch ihren „Hamur" und ihre Leutseligkeit als durch die gewonnenen Schlachten angethan haben! Wie trocken ist die Aufzählung der Strauß'schen Operetten, ohne feinere Charakteristik, blos mit leeren Inhaltsangaben oder mit einer trivialen Umschreibung des Titels! Wo ihn sein Talent, den Stoff in die „Weanersprach'" zu übersetzen, im Stich läßt, da vermag er ihn auch nicht zu poetisiren. Namentlich die ernsten Töne sind, wo sie über die Wiener Gemüthlichkeit hinaus gehen, in der Regel banal, mitunter macht sich sogar eine recht unwahre Sentimentalität geltend. Wo trifft man denn heute noch in Wien einen Stelzfuß an, der unter dem Radetzky-Monument orgelt?

Wer hofft denn noch unter den „Pülchern", die vor der Burgmusik herlaufen, aber höchstens zur Fahne des Antisemitismus oder gar des Anarchismus geschworen haben, Kriegshelden zu finden, seitdem die allgemeine Wehrpflicht nicht blos „Strizzi und Falott", sondern auch den edelsten Theil der vaterländischen Jugend unter die Waffen ruft? Und je tiefer der Verfasser in seinen gelungensten Liedern in die „Weanersprach" hineingreift, um so mehr stechen dann an anderen Stellen die Umschreibungen Wienerischer Terminen in's Hochdeutsche davon ab; sie nehmen sich, wenn ich mich auch eines Wortes von ächter Wiener Prägung bedienen darf, daneben einfach „patschert" aus, und der Dichter hätte meines Erachtens besser gethan, den drastischen Ton und die dialektische Färbung durchgehend festzuhalten. Um so mehr, als er uns ja doch blos die untere Seite des Wiener Wesens zeigt und dem Sprüchlein von dem Phäakenvolk und dem Capua der Geister kein Gegengewicht zu bieten weiß. Schon in dem einleitenden Gedicht preist er Kant glücklich, daß er nicht in Wien geboren sei, wo er den kategorischen Imperativ gewiß nicht ausgeheckt hätte. Nicht das Wort: „Ich soll!" ist Wiener Art, sondern der leichte Sinn und die Lebenslust, die das Gute aus freier Neigung thut. Das hat freilich auch Schiller gesagt, aber an die Wiener hat er dabei just nicht gedacht.

In Saars „Wiener Elegien" tritt uns zunächst wieder die Person des Dichters entgegen, der aus ländlichen Fluren, wo die Muse ernsteste Sammlung heischte, nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrt. Die Sehnsucht hat ihn, Wiens getreusten Sohn, im Herbst seines Lebens zurückgeführt, wie er uns glauben macht, zu dem letzten Dichterglück, das er in den Gedichten so oft ersehnt: wo die Wiege stand, da soll auch sein Grab sein. Aber wie Saar selber durch die Wünsche seiner Freunde niemals dauernd an Wien zu fesseln war, so schildern auch die Elegien nur Ein Jahr in Wien. Das Wiener Jahr beginnt für unseren Dichter im Sommer, wo man, wenn man schon die Koffer zur Sommerreise gepackt hat, dem eben Angekommenen erstaunt in den heißen Straßen der Stadt begegnet, und es schließt mit dem folgenden Frühling.

Nach einer kurzen einleitenden Elegie (I) setzt der Dichter mit dem, was dem lange Abwesenden zuerst in's Auge fallen muß, mit dem Preis von Neu-Wien (II) ein. Aber das laute Lob, das er der Ringstraße mit ihren großen Neubauten zollt, stammt nicht aus dem Munde des Dichters, er hat es absichtlich staunenden Fremden, dem Hispanier und dem Nordländer, in den Mund gelegt. So schön das Alles ist — „dennoch" wendet er sich zu dem alten Wien (III) mit seinen Basteien und seinem fröhlichen Volk. In der inneren Stadt (IV), wo sich das Alte neben dem Neuen noch behauptet und „Vergangenheit träumt still in die Zukunft hinein", erwachen auch in dem Dichter persönliche (V) und historische Erinnerungen. Auf der Freiung mahnt ihn das Schottenkloster an die glückliche Schulzeit, mit deren Schilderung die des nahen Nikolai- und Weih-

nachtsmarktes zugleich zusammenstimmt (Heilige Schauer der Kindheit!) und contrastirt (Schule und Spiel). In dem geschichtlichen Rückblick (VI) zeigt der Dichter, was das herrliche Wiener Herz Großes barg: er läßt die Helden und die Künstler an seinem geistigen Auge vorüberziehen, deren Namen Wien groß gemacht haben und deren Verdienste er kurz und hübsch charakterisirt. Dem Grillparzer'schen Spruch über Alt-Wien setzt er hier den seinigen entgegen: „War es ein Capua auch, war es doch keines des Geists." Aus dem Centrum begiebt sich der Dichter, der auch in sommerlicher Hitze der verödeten Stadt treu geblieben ist und die Ressourcen an heißen Sommertagen überschlägt (VII), zunächst in die Vorstädte (VIII), die freilich auch schon mit dem Neuen prunken, aber sich doch noch einen Hauch früherer Tage bewahrt haben. Er kommt in das geliebte Döbling (IX), sein früheres Asyl, wo er einst so viel Schaffens- und Liebesqualen erduldet hat, wo so viele seiner Novellen erlebt und gedichtet sind. Und wie er selber inzwischen zwar die Tage der Noth überwunden und vieles Ersehnte erreicht hat, aber dem Herbst entgegen gegangen ist, so ist auch sein trautes Döbling kaum mehr zu erkennen, aus dem Land ist es zur Stadt geworden! Noch weiter hinaus trifft er in Grinzing und in Nußdorf (X) beim Heurigen die letzten Reste der alten Phäaken an. Der Wechsel der Jahreszeit führt ihn zu Allerheiligen auf den Friedhof (XI), wo er wie in den Gedichten die Gräber der einsam Verschollenen aufsucht, die eigentlich niemals gelebt haben, deren Namen sogar vergessen sind. Der Winter (XII) bringt Theater und Concerte und die lustige Eisbahn, wo Saar freilich einmal stark aus dem modernen Kostüm fällt, wenn er den Jüngling bei elektrischer Beleuchtung dem Mädchen kniend den Schlittschuh an den Fuß „schnallen" läßt. Eine besondere Elegie verdient in der Walzerstadt die Faschingszeit (XIII), wo jetzt Humanität getanzt wird, und wo sich die ganze Welt um die Walzer von Strauß dreht, die auch das alternde Herz des Dichters noch einmal in Taumel versetzen; auch hier weiß Saar die verschiedenen Lebens- und Gesellschaftskreise, die das frohe Ballfest vereinigt, knapp zu schildern. In den beiden letzten Elegien sucht sich der Dichter über das Getriebe der Gegenwart zu erheben. Er wirft zunächst einen Blick in die Zukunft, indem er von seiner stillen Wohnung aus dem Treiben der Jugend des akademischen Gymnasiums zusieht (XIV), wie er auch in den Novellen gern den Beobachter der Jugend spielt. Und er wendet sich zuletzt in der Osterwoche, den Besuch der heiligen Gräber vermeidend, zum Kahlenberg (XV): von einem erhöhten Standpunkt, von der Bank aus, wo er einst als Knabe gesessen, überblickt er, wie Grillparzer in seinen „Jugenderinnerungen im Grünen" oder wie der „Wiener Spaziergänger" vom Kobenzl aus auf das alte Wien herunterschaut, zum Abschied das Ganze, das er früher blos einzeln gesehen. Bei dem Gedanken an dieses Ganze zuckt, wie in den letzten Novellen, mancher schmerzvolle Gedanke in ihm auf. Jung-Oesterreich gehört nicht mehr zu Deutschland, die Glieder

(die Nationen) wüthen gegen einander und gegen das Haupt — aber Wien, ihr Haupt, ist noch, und es wird ewig bestehen! Und wie Schiller seine Elegie mit dem Gedanken an die ewige Sonne Homers schließt, so auch unser Dichter:

„Sieh', es dämmert der Abend, doch morgen flammt wieder das Frühroth —
Und bei fernem Geläut segnet Dich heiß Dein Poet."

So hat ihn auch bei seinem Eintritt in Wien dieselbe Luft vom Kahlenberg begrüßt, die ihn als Kind umfächelte: so hat er auf dem Weihnachtsmarkt immer noch das Leben jung, verlangende Kinder und liebende Mütter gefunden! Auch hier ist die Natur das Reinmenschliche, das einzig Gleichbleibende im Wechsel der Dinge.

Saars Wiener Elegien sind nicht Elegien im Sinne der Römischen Elegien Goethes: weil im elegischen Versmaß gedichtet. Sie sind auch der Grundstimmung nach Elegien und sollten eigentlich „Altwiener Elegien" heißen. Wie in den Novellen, so geht der Dichter auch hier den Spuren des Vergangenen und alten Erinnerungen nach, wie dort, so sucht er auch hier das alte Wien. Denn Wien ist nicht mehr, was es war! Altes, Gewohntes ist versunken — der Dichter selbst erscheint dem neuen Geschlecht wie ein Fremdling. Das lustige Wien, aus dem der Graf Wickenburg mit vollen Händen schöpft, findet unser so ganz anders gearteter Dichter nirgends mehr auf seinem Wege.

In der inneren Stadt sieht er ein ernstes Volk ohne Behagen der Arbeit und dem Gewinn nachgehen, und je weiter er in die Vorstadt hinaus kommt, um so mehr Spuren des Kampfes um's Dasein, der, wie wir aus den Gedichten wissen, für Saar kein erfreulicher Anblick ist. Ueberall das Elend der Großstadt; die Menschen dem Hunger preisgegeben und dem Alkohol, der von den „Pantschern" (einer Hauptplage der Vorstädte) auch im Wein verkauft wird. Erst weit draußen beim Heurigen findet er die letzten Phäaken, denen die Noth noch nicht den „Hamur" verdorben hat. Aber auch hier muß sich das Schiller'sche Xenion in der Noth der Zeit eine Variation gefallen lassen:

„Wahrlich, Ihr geht nicht unter, Ihr Wiener! dreht sich auch nicht mehr
An dem Spieße das Huhn — brätelt doch immer die Wurst."

Mehr noch bekümmert den Dichter der Anblick und das Schicksal der modernen Frauen. Denn auch hier beobachtet er alles Weibliche mit scharfem Auge, und die Wiener Mädchen weiß er überall gustiös zu schildern: ob sie nun, von dem männlichen Auge mit begehrendem Blick verfolgt, durch die engen Gassen der inneren Stadt eilen, oder auf der Eisbahn Gelegenheit haben, ihren geschmeidigen Wuchs am geschmeidigsten zu zeigen, oder auf dem Ball Schultern und Busen wie Schnee leuchten und den blühenden Leib im Tacte der Straußischen Walzer schweben lassen. Aber mit mißgünstigen Augen sieht er daneben die Frau dem Gewinn und der

Arbeit nachgehen, und in der Vorstadt arbeitet die älteste Tochter des kleinen Beamten nicht mehr blos mit der Nadel, sondern auch schon mit der Feder. Die Abneigung gegen die schriftstellerischen Frauen kennen wir aus den Novellen und aus den Gedichten. Verhaßt gar sind ihm die emancipirten Frauen und die Vertreterinnen der freien Liebe:

„Und Du, niedliche Kleine, mit großen beweglichen Augen,
Ahnst Du Novellen bereits, üpp'ger als die des Boccaz?
Freieste Liebe versprichst Du, indessen breitspurig die Freundin
An der Seite Dir stapft, reizlos verschnittenen Haars.
Diese, ich seh's, wälzt unter der wuchtigen Stirn schon die Frage,
Wie man das Männergeschlecht gänzlich vom Erdball verdrängt."

Ebenso wenig Freude bereitet dem verstimmten Dichter der Blick auf die nachwachsende Jugend; recht charakteristisch contrastirt er die alte Schule, durch das ehrwürdige Schottengymnasium repräsentirt, mit der modernen Jugend des akademischen Gymnasiums. Da ist es freilich noch ein Rest des vormärzlichen Oesterreicherthums, wenn der Dichter aus der Zeit, wo Lesen und Schreiben genügte, fast elegisch auf die Gegenwart blickt:

„Heut ist jegliches Kind bereits ein Gelehrter! Wie oft schon
Hat mich ergrauenden Mann Weisheit des Schülers beschämt."

Die Schilderung trifft auch nicht zu: denn wir sind ja — leider! — schon bei der Ueberbürdung und der Abrüstung angekommen, und unsere Gymnasiasten werden bald mehr heitere olympische Spiele als ernste Studien betreiben. Ich möchte keinem Schüler des akademischen Gymnasiums das zu lernen zumuthen, was wir vor dreißig Jahren in der alten Schule des Schottengymnasiums, nicht zu unserem Schaden, sondern zu unserem Nutzen, gelernt haben. Ebenso wenig trifft auch die Schilderung des modernen Dichterjünglings zu, wenn Saar in einem schmächtigen Knaben, der erhobenen Hauptes hinwandelt im Schwarme, einen Collegen begrüßt, der an einem veristischen Drama dichtet, das in der Klinik beginnt und am Secirtisch verläuft. Das ist so wenig beobachtet, wie wenn er in den Novellen einen Modernen kritisiren läßt, weil er selber Nichts dichten kann, ohne zu bedenken, daß das gerade eine Unsitte der alten Zeit war, die in der neuen eher abgeschafft als aufgebracht wurde. Nein, so sehen die modernen Dichterlinge nicht aus; sie sind noch viel unangenehmer, als Saar sie schildert. Die Schillermaske ist in Verruf gekommen, der moderne Poetaster darf sich von jedem anderen Gigerl äußerlich gar nicht unterscheiden. Zutreffender ist es schon, wenn Saar in den heutigen Schulbuben künftige Wahrer des Friedens, Begründer der ewigen Gleichheit, Weltbefreier vom Mikrobengezücht, Maler der vierten Dimension und Entdecker der fünften sieht und den Vertretern dieser Zukunftstendenzen seinen wohlgemeinten Glückwunsch mit auf den Weg giebt, freilich nur mit dem ironischen Zusatz:

„Wachsen die Bäume doch nicht gleich in den Himmel hinein!"

Von den Wickenburgischen Liedern unterscheiden sich die Saar'schen Elegien nicht nur durch den ernsten Ton und durch den Verzicht auf jeden populären Effect, der schon durch das klassische Versmaß ausgeschlossen ist. Dadurch, daß immer der betrachtende Dichter das Wort führt, wird auch der Ton ein gleichmäßiger; und weil Alles in das gleiche Gewand des faltenreichen klassischen Stiles gehüllt wird, verlieren die Gegenstände zwar an drastischer Wirkung, aber die Widersprüche treten nicht so grell hervor, wie in den ernsten Liedern von Wickenburg. Im Ganzen hat es Saar sehr gut verstanden, Wienerisches in klassische Wendungen umzusetzen. Die Ringstraße nennt er „ragende Bauten, die sich schließen zum Ring"; dem Sieveringer Brünnel ertheilt er durch das Epitheton „delphisch" die klassische Weihe; ganz an Schiller erinnert die Schilderung des Tanzes:

„Sieh nur die zierlichen Reigen! es trennen und flieh'n sich die Paare,
Aber in reizendem Bug kehren sie wieder zurück".

Freilich begegnen daneben auch mitunter linkische Wendungen wie die „Bücher der Schule" (für „Schulbücher") oder die „schlechtere Note" (im Zeugniß). Dialektische Wendungen und die bei Wickenburg so beliebten Schlager hat Saar wie sonst ganz gemieden; nur der „Hamur" fällt aus dem Stile. Sehr glücklich sind in der Regel die Abschlüsse der einzelnen Elegien; zwei davon schließen mit den Variationen und Modificationen der Aussprüche Grillparzers und Schillers besonders wirksam ab.

* * *

Saar steht heute noch im kräftigsten Mannesalter. Man möchte wünschen, daß er die Kraft fände, sich der Einsamkeit zu entreißen. Sie hat ihm gegeben, was sie geben konnte. Aber sie hat für den Dichter und den Menschen auch ihre Gefahren, und ihre Ressourcen sind nicht unerschöpflich. Unser Freund ist lang genug in Blansco und Umgebung auf die Bilderjagd gegangen, und er hat mehr heimgebracht, als ein Anderer dort gesucht und gefunden hätte. Er versuche es nun einmal, dem modernen Leben der Großstadt in das Auge zu blicken; es wird ihm freundlicher als bisher zurücklachen. Denn Welt und Dichter werden zwar ewig miteinander schmollen, aber sie dürfen nicht von einander lassen. Frau Welt, die verblühte Frau, wäre für den volllebigen Dichter das letzte und schönste Dichterglück.

Eine Reise nach Athen.

Tagebuchblätter

von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

I.

An einem schönen frischen Frühlingsabend, so etwa um 10 Uhr, traf ich in Triest ein. Unterwegs hatte ich mich wieder der landschaftlichen Herrlichkeiten auf der Strecke der österreichischen Südbahn, die mir jetzt im schüchternen Erwachen der Natur doppelt lieblich erschien, erfreut und die alten, wohlbekannten und meiner Erinnerung vertraut gebliebenen Flecken und Städtchen auf der Semmeringfahrt und in der fröhlichen Steiermark begrüßt. Lachende Bilder aus einer lustigeren Vergangenheit waren mir mit einer besonderen Kraft der Vergegenwärtigung vor die Seele getreten. In Laibach bezeugten die Trümmerhaufen längs der Bahn, die verfallenen und verlassenen Baulichkeiten, die überall wahrnehmbaren Risse, Spalten und Verstungen in den Mauern die Verwüstungen, die das letzte Erdbeben angerichtet hatte. Und da ich zu ungewöhnlich früher Stunde hatte aufstehen müssen, — der Zug verläßt Wien schon kurz nach sieben Uhr, und ich hatte während der Nacht fast gar nicht geschlafen, — war ich, des Schauens müde und des Lesens unlustig, beim Hereinbrechen der Dunkelheit eingenickt. Erst kurz vor Triest wurde ich von tumultuarisch eindringenden Fahrgästen — ich war während der ganzen Fahrt allein gewesen — geweckt.

So war ich denn wieder vollkommen frisch und munter, nachdem ich in dem kleinen, engen Stübchen des Hôtel de la Ville, das wie auf Maß nach meinem Gepäck und mir gefertigt war, Toilette gemacht hatte. Und da ich Lust hatte, mich einmal umzudrehen, war ich zum Ausgehen ge-

zwungen. Ich hatte diese Eventualität vorhergesehen, und ein liebenswürdiger Bekannter wartete unten im Hôtel bereits auf mich.

Das nächtliche Triest ist nicht sehr aufregend. Es war kaum elf Uhr, als wir aufbrachen. Und die Straßen waren schon fast menschenleer. Vom lauten Treiben, das gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein in den großen Hafenstädten namentlich in der Nachbarschaft der Matrosenkneipen herrscht, war nichts zu verspüren. In der Mitte der Stadt waren freilich noch einige Cafés hell beleuchtet, — auf jeden Gast mochten wohl an die dreißig elektrische Lichter kommen, — aber die Kellner lehnten schläfrig und verdrossen an den Säulen, die spärlichen Gäste gähnten und schickten sich an, das Local zu verlassen, und da Alles schlief, machte ich's wie das Kindchen im Wiegenliede: ich that auch die Aeuglein zu.

Es blieben mir noch am anderen Morgen ein paar freie Stunden, um Triest, das ich seit 35 Jahren nicht gesehen hatte, flüchtig zu durchstreifen. Bis auf einige sehr schöne Monumentalbauten ist die Architektur ziemlich einförmig und langweilig; aber das Ganze, mit seinen jetzt sehr belebten großen Verkehrsstraßen, den engen vernickelten Gassen, die lebhaft an Venedig erinnern, den schönen, weiten Plätzen und dem herrlichen Ausblick auf den mit mächtigen Dampfern und Seglern dicht besetzten Hafen, auf die malerischen Hügel der Küste und das blaue Meer ist doch sehr reizvoll.

Der „Ettore" vom österreichischen Lloyd sollte fahrplanmäßig um 11 Uhr die Rhede von Triest verlassen. Die Abfahrt verzögerte sich jedoch wegen verspäteter Ladung um volle drei Stunden.

Der „Ettore" gehört nicht gerade zu den Dampfern, die zum Vocativ der Bewunderung reizen: „o du Dampfer!" Es ist eines der sehr alten Lloydschiffe, „schier dreißig Jahre ist es alt, hat manchen Sturm erlebt." In seiner inneren Einrichtung ist manches höchst unpraktisch, — so gehen z. B. die Thüren aller Cabinen der ersten Cajüte auf den großen Speisesaal. Alles, was aus der Cabine ausgefegt wird, fliegt in den Salon, durch den Salon muß das Waschwasser zu- und abgetragen werden; das sind Unzukömmlichkeiten, die bei stark besetztem Schiffe sehr unliebsam empfunden werden. Aber der „Ettore" ist gleichwohl doch viel besser als sein Ruf. Er hat sich vortrefflich conservirt. Die Frage des Alters und des Tonnengehalts kümmert mich nicht. Das Schiff hat einen ruhigen Gang. Das Schüttern und Stoßen der Maschine ist kaum fühlbar. Wir wurden durch das unaufhörliche Zittern und Beben, das den Passagier auf den mächtigen Oceankolossen mit ihren gewaltigen Maschinen ganz kribbelig macht, nicht belästigt und unsere Nasen durch den specifischen Steamergeruch nicht beleidigt: durch dieses unausstehliche Gemisch von Theer, Werg, Fisch, heißer Butter und Maschinenöl. Alles strahlt in blendender Sauberkeit. Wie alle Passagierdampfer ist auch der „Ettore" elektrisch beleuchtet.

Es hätte der warmen Empfehlung, mit der mich der Director des Lloyd zu versehen die Güte gehabt hatte, kaum bedurft, um mir an Bord die bequemste Unterkunft zu verschaffen. Denn bis Brindisi waren wir in der ersten Klasse, die auf vierzig bis fünfzig Passagiere eingerichtet ist, Alles in Allem nur vier Reisende, und in der zweiten Klasse, die wohl einer noch größeren Anzahl von Reisenden Unterschlupf zu bieten bestimmt ist, waren sogar nur zwei Damen. Die eine, eine sehr gebildete und liebenswürdige Wienerin, hatte auf Anregung eines Freundes in Athen die etwas sonderbare Mission übernommen, alle Pamphlete und satirische Schriften, die sich mit der Person unseres Kaisers befassen, zu sammeln. Sie sollten in's Griechische übersetzt und verbreitet werden, jedenfalls zur Belebung der hellenischen Stimmung gegen die Großmächte im Allgemeinen und gegen Deutschland insbesondere. Die Dame plauderte darüber mit vollem Freimuth, sie hatte offenbar in der Sache nur ein Amt und keine Meinung. Ich fürchte daher auch nicht, durch diese Mittheilung eine Indiscretion zu begehen.

* * *

Unsere Gesellschaft auf dem verhältnißmäßig großen Schiffe war so klein, daß man glauben konnte, man sei als Gast an Bord einer herrlichen Privatyacht geladen. Schon bei der ersten gemeinsamen Mahlzeit bildete sich zwischen uns das gemüthlichste Verhältniß heraus. Auch die Passagiere soll man wägen und nicht zählen, und der eine unter ihnen wog ungezählte Dutzende von Dutzendmenschen auf.

Es war mir sogleich aufgefallen, als er in Triest an Bord gestiegen war. Die typische Reitergestalt, kräftig, mittelgroß, sehnig, elastisch, mit gewölbter Brust, schmalen Hüften, schlanken und strammen Beinen, das eine durch einen schlecht geheilten Schenkelbruch etwas gekrümmt. Auf den ersten Blick sah man ihm an: der fürchtet sich nicht vor Tod und Teufel. Mit seinem scharf geschnittenen Profil, den leidenschaftlich glühenden dunkeln Augen, der kühn geschwungenen Nase, dem harten, eckigen Kinn, das auf unüberwindliche Energie schließen läßt; mit seinem prachtvollen Gebiß, wie man es heutzutage eigentlich nur noch bei Indianern, Negern und sonstigen Naturkindern findet, dem glänzenden Schwarz der Haare, das, an der Seite gradlinig abgeschoren, militärisch nach vorn gekämmt und in der Mitte gescheitelt, in wilden Strähnen über die nicht hohe, aber kräftig modellirte Stirn fällt; mit dem mächtigen Schnauzbart, der in lang gedrehten und gewichsten Spitzen trotzig aufstarrt, sah dieser Mann von tiefbrauner, wetterfester Gesichtsfarbe wie der richtige berittene Haudegen, wie ein directer Abkömmling des wilden Illo aus. Und das Aeußere täuschte nicht.

Es war der ungarische Rittmeister a. D. Feodor von Zubovits, der Erfinder des Distanzritts, der unübertroffene Meister trotz aller späteren,

viel großartigeren Records, die außer schauderhafter Pferdeschinderei ja doch nur ein höchst fragwürdiges Resultat ergeben haben.

Ein merkwürdiger Herr, dieser brave Ungar, mit dem wir Alle uns schnell befreundeten und dessen originelle Unterhaltung in einem unsagbar babylonischen Sprachengemenge — deutsch-ungarisch, mit französischen, italienischen, englischen, türkischen, serbischen, arabischen Brocken versetzt — uns bis tief in die Nacht gefesselt hielt. Das leibhaftige Urbild des klassischen Raufbolds, den Lessing in seinem Wachtmeister Paul Werner vorgeahnt hat: der unermüdliche Krieger, der sich für jeden großen Helden im Abend- und Morgenlande begeistert, überall umherspäht, ob irgendwo in der Welt Krieg ist, und nach Persien wandert, um unter Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Heraklius ein paar Feldzüge wider den Türken mitzumachen. „Soldat war ich, Soldat muß ich wieder sein!" ist auch die Losung unseres braven Rittmeisters, der seit 1866 überall, wo man sich die Köpfe blutig geschlagen hat, dabei sein mußte.

Unter allen Fahnen hat er gekämpft. Er war in Batum und Massauah, in Burgund mit den Freischärlern unter Menotti Garibaldi und hat in zerklüfteten Bergen die Rotten wildherrlicher Albanesen gegen die Türken geführt. Da hat er sich besonders hervorgethan, und mit einem gewissen wohlberechtigten Stolze zeigte er uns in amtlich beglaubigter Uebersetzung ein Schreiben des Hauptes der Aufständischen, des Prenk (etwa Prinz) Bib-Doda, das in seiner poetischen Einfalt und biblischen Schlichtheit fast rührend wirkt.

„Du hast Dich tapfer geschlagen und mit Klugheit und Umsicht Deine Männer geführt, mein lieber Zubovits! Ich kann Dir Nichts dafür bieten als meine Freundschaft. Wann immer Du in unsere Berge zurückkehrst, so zeige dieses Schreiben. Und ein jeder meiner Landsleute soll Dich beherbergen wie einen guten Freund und bewirthen mit dem Besten, was er hat. Und man soll Dich nach meinem Konak geleiten, allwo Du immerdar herzlich willkommen sein und aufgenommen werden wirst wie der Bruder Deines Freundes Prenk Bib-Doda." Es ist wohl nicht vorauszusetzen, daß der albanesische Häuptling die Goethe'schen Dramen gelesen haben wird. Aber glaubt man nicht einen Bruder der Iphigenie zu hören, der sich von Thoas verabschiedet?

Mich interessirte besonders die Geschichte des ersten Distanzrittes von Wien nach Paris, die ich seiner Zeit zwar aufmerksam verfolgt, aber seitdem wieder völlig vergessen hatte. Rittmeister von Zubovits gab mir bereitwillig jede erbetene Auskunft darüber; und da wahrscheinlich den meisten Lesern die Einzelheiten des berühmten Rittes längst wieder entfallen sind, mag es mir vergönnt sein, hier Einiges davon zu erzählen.

Es war in den ersten Tagen des October 1874. Zubovits, der jetzt 48 Jahre alt ist, war damals ein 25jähriger Lieutenant bei den Husaren und stand bei seinen Kameraden als schneidigster Reiter und vorzüglicher

Pferdekenner in hohem Ansehen. Schon damals hatte ihn sein Hang nach Abenteuern in die Ferne getrieben. Er war in Afrika gewesen und gab im Offizierkasino Abends beim Glas Wein allerlei von seinen merkwürdigen Erlebnissen zum Besten. So erzählte er auch einmal im Kreise seiner Kameraden ein Reiterstückchen, das er vollführt hatte: er hatte in zehn Tagen mit einem und demselben Pferde einen Ritt von 1000 Kilometer gemacht und das Pferd, das durchaus nicht edler Rasse war, in bestem Zustande an Ort und Stelle gebracht. Die jungen Offiziere stießen sich zuerst ungläubig an und lachten schließlich laut auf. Zubovits nahm es sehr krumm, daß man ihn für einen kleinen Münchhausen hielt.

„Hier wird nicht gelacht, ich bitte! Hier wird gewettet, meine Herren!“ rief er mit funkelnden Augen. „Ich mache die Sache noch einmal, wenn's der Mühe verlohnt. Ich setze Alles ein, was ich habe: 25000 Gulden. Wenn sich Liebhaber finden, um die Wette zu halten, reite ich in vierzehn Tagen los. Von hier bis Paris ist's etwa 13 bis 1400 Kilometer. Die Strecke will ich in vierzehn Tagen mit demselben Pferde zurücklegen.“

Damit war die Sache nun ernsthaft eingeleitet. Die großen Sportclubs in Wien, Berlin, Paris und London betheiligten sich mit Wetten in kolossalem Gesammtbetrage daran, und Zubovits traf seine ersten Vorbereitungen. Er kannte die Leistungsfähigkeit seiner Stute Dalila und war guten Muthes.

Da, acht Tage vor dem zum Abreiten festgesetzten Termin, stürzt eines Morgens in aller Frühe der Stallbube in sein Zimmer und weckt ihn mit Schreckensrufen aus tiefem Schlafe.

„Jesus Maria! Die Dalila, gnä' Herr!“

„Was ist denn los?“

„Kommen nur der Herr Lieutenant gleich in den Stall! Die arme Dalila, die Carnaille!“

Zubovits wirft sich in seine Kleider und stürzt in den Stall . . .

Da steht sie, die Dalila, auf die hunderttausende gewettet waren! Da steht sie erbärmlich da, mit Drüsen faustdick und niest und prustet! Ein Anblick des Jammers! Influenza im höchsten Grade! Just noch einen Schuß Pulver werth . . .

Halb verzweifelt eilt Zubovits spornstreichs zum Regimentscommandeur, der selbst die Sache in die Hand genommen und die internationalen Verhandlungen geleitet hatte. Der Oberst setzt, nachdem ihm Zubovits die Geschichte vorgetragen, ein verteufelt ernstes Gesicht auf, streichelt seinen Bart und sagt endlich langsam und bedächtig: „Ja, mein lieber Lieutenant, da kann ich Ihnen nur einen Rath geben: gehen Sie nach Afrika zurück, und verschwinden Sie irgendwo in der Wüstenei! Hier sind Sie ein verlorener Mann! Ich kenne Sie und habe zu Ihrer Ehrenhaftigkeit das unbedingteste

Vertrauen. Aber die Dutzende von Anderen, die sich in Berlin und London und Paris mit großen Beträgen an der Wette betheiligt und die bei der Gelegenheit Ihren Namen zum ersten Mal gehört haben, — was werden die dazu sagen? Wettende verstehen keinen Spaß, wie Sie wissen. Schnöde Betrügereien gehören ja gerade beim Rennsport leider nicht zu den Seltenheiten. Dem Verdachte, daß Sie Ihr Pferd krank gemacht haben, werden Sie nicht entgehen. Und was das für Folgen für Sie haben wird, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Deshalb wiederhole ich Ihnen: verschwinden Sie, tauchen Sie unter, gehen Sie nach Afrika zurück!"

Mit diesem wohlgemeinten Rathe war aber unserem jungen Lieutenant durchaus nicht gedient. Schon wollte er sich mit dem Gedanken befreunden, der Sache den denkbar radicalsten Abschluß zu geben, als ihm plötzlich einfiel, daß er durch einen Zufall die besondere Tüchtigkeit eines Pferdes, das einem seiner Bekannten gehörte, kennen gelernt hatte. Zubovits hatte nämlich im Sommer in Liesing gewohnt. Er hatte da gemerkt, daß allnächtlich zwischen 12 und 1 vor seinem Nachbarhause ein Reiter angesprengt kam, der nach kürzerer oder längerer Rast im Hause wieder davonritt, in der Richtung auf Wien, woher er gekommen war. Mit dem geübten Blicke des Kenners hatte Zubovits nun das Pferd als das Stangenpferd, das zum Viererzug eines seiner Bekannten in Wien gehörte, erkannt. Jetzt interessirte ihn die Sache, und er stellte bald fest, daß das prächtige Thier, das am Tage viel angestrengt wurde und seinen Dienst musterhaft verrichtete, in jeder Nacht vom Stallburschen, der seinen Schatz in Liesing besuchte, heimlich geritten wurde. Dabei war die Stute in so tadellos frischem Zustande geblieben, daß ihr kein Mensch die Strapazen der Extratouren durch Nacht und Wind anmerken konnte.

An dieses Thier dachte nun unser Reitersmann in seiner großen Bedrängniß. Er begab sich sofort zum Besitzer, wurde mit ihm schnell handelseins und erstand für 500 Gulden die Stute Caradoc.

Er hatte das Pferd sorgfältigst geprüft, es entsprach allen seinen Erwartungen. Das Training war sehr einfach. Er ritt es in den folgenden Tagen regelmäßig und sehr lange, aber ohne es besonders anzustrengen, in mäßigstem Tempo, und brachte es täglich in drei, vier verschiedene Ställe, um es den Gewohnheiten der heimatlichen Umgebung zu entfremden. Die Caradoc fühlte sich bei diesem beständigen Wechsel zuerst auch gar nicht behaglich. Sie verlor ihren gesegneten Appetit. Aber nach ein paar Tagen fraß sie wieder, daß es eine Freude war, und hatte sich im Handumdrehen aus der ruhigen Seßhaftigkeit ihrer bisherigen Existenz an die immer wechselnden Neuheiten des zigeunerhaften Nomadenthums gewöhnt. Zubovits war ganz beruhigt, als er an einem hellen Octobertage auf seiner Caradoc gemächlich gen Westen trabte.

Er blieb täglich 18 Stunden im Stattel. Er versorgte das Pferd allein. Er ließ keinen Menschen heran. Er allein fütterte, tränkte und

striegelte es. Er machte zwei Stunden am Tage Rast und vier Stunden in der Nacht. Er schlief täglich etwa vier bis fünf Stunden. Er wandte nicht das geringste künstliche Mittel an, um das Pferd anzuregen und aufzufrischen. Er selbst genoß während des langen Rittes nur wenig, und das Wenige auf die einfachste Art zubereitet: ein paar Spiegeleier, ein kleines Stück gebratenes Fleisch, — das war Alles! Kein Tropfen alkoholhaltiger oder spirituoser Getränke netzte seine Lippen, kein Tropfen Bier, Cognac oder Wein; auch Kaffee gönnte er sich nur in seltenen Fällen, er trank eigentlich immer nur klares Wasser.

So ritt er denn beharrlich seinem Ziele entgegen. Die Caradoc war und blieb in denkbar bester Verfassung, und er selbst hielt sich, wenn sich während der letzten Tage der Mangel an Schlaf auch in einer allmählich etwas empfindlichen und peinigenden Weise bemerklich machte, ganz rüstig und wacker. Erst in der allerletzten Nacht, wenige Kilometer vor Paris, wurde er vom Fieber durchrüttelt, und eine tödtliche Mattigkeit überfiel ihn. In diesem Zustande traf ihn ein französischer Cavallerie-Offizier, der ihm entgegengeritten war. Zubovits, der aus Angst, daß mit der Caradoc irgend etwas vorgenommen werden könne, bisher keinen Augenblick von seiner Stute gewichen war, vertraute sie jetzt dem französischen Kameraden an und machte eine etwas längere Rast als gewöhnlich. Aber er fühlte sich wenig gestärkt. In Folge der übergroßen Anstrengung war er von quälenden Hallucinationen verfolgt worden. Er rappelte sich indessen gewaltsam auf und stieg zum letzten Mal in den Sattel!

Auf dem kurzen Wege bis Paris kamen ihm nun zahlreiche Cavalcaden zu seiner feierlichen Einholung entgegen und begrüßten ihn mit fröhlichen Zurufen. Er ließ die Caradoc im Schritt gehen; als er aber sein Ziel vor Augen sah, setzte er sie in Trab, und mit gewaltigen Sätzen unter dröhnenden Hurrahrufen der Tausende, die sich versammelt hatten, um den Ankömmling aus Wien zu bewillkommnen, passirte die prächtige Stute mit ihrem schneidigen Reiter die barrière du trône. Zubovits hatte zwölf Tage und achtzehn Stunden gebraucht, um den Weg von Wien nach Paris zurückzulegen.

So müde er war, er konnte sich doch den Ovationen der begeisterten Sportsmen nicht entziehen. Man schleppte ihn in den Club, und da nahm er die erste gehörige Mahlzeit: er schlürfte zwölf Dutzend Austern, die er mit dem entsprechenden Quantum Sect befeuchtete. Bis ein Uhr Nachts blieb er mit seinen neugewonnenen Freunden zusammen. Dann legte er sich auf's Ohr. Es war ein Mittwoch früh. Für den folgenden Tag war ihm zu Ehren ein Bankett veranstaltet worden. Er konnte daran leider nicht theilnehmen, da er, nach siebenunddreißigstündigem Schlummer, während dessen man ihm etliche Male Champagner mit Ei eingeflößt hatte, erst am Donnerstag Nachmittag 5 Uhr erwachte. Im Traum war er unausgesetzt weiter geritten.

Und die gute Caradoc? Sie schlief genau so gut und gerade so fest wie ihr Herr. Der lange Weg hatte sie freilich ermüdet, aber ihrer stählernen Natur nicht das Geringste zu Leide gethan. Noch acht Fohlen hat sie als beglückte Mutter nach dem berühmten Distanzritte das Leben geschenkt. Nach dem sechsten Fohlen, deren jedes für 5000 Gulden verkauft wurde, ging sie in den Besitz des Grafen Andrassy über, eines Bruders des berühmten Staatsmannes, der 20000 Gulden dafür zahlte. Dem gebar sie noch zwei prächtige Fohlen. So hatte sie denn, die für 500 Gulden gekauft worden war — abgesehen vom Wettgewinn —, ihrem Herrn 50000 Gulden eingebracht: 30000 Gulden waren für ihren Nachwuchs, 20000 für sie selbst gezahlt worden. Und Alles das verdankte der glückliche Reiter den leichtsinnigen Streichen eines verliebten Stallburschen.

Im Jahre 1885 erlag sie der Ausübung ihrer Mutterpflicht, im elften Jahre nach dem famosen Distanzritt, betrauert von ihrem alten und neuen Herrn. Ihr Andenken aber lebt fort bei Allen, die je um den Turf sich gekümmert haben.

* * *

Also erzählte uns in seiner polyglotten Darstellungsweise der Honved-Rittmeister Feodor von Zubovits, als wir Abends beim Thee in der Kajüte des „Ettore" gemüthlich rauchten. Da schlug die Glocke an, die Maschine stellte ihre Thätigkeit ein, wir sahen uns überrascht an. Was war das?

Wir stiegen an Deck, und vor uns strahlten in langen Reihen die elektrischen Lichter vom nahen Ufer her. Die rothen und grünen wiesen die Einfahrt in den Hafen. Wir waren vor Brindisi angelangt. Man hatte dem „Ettore", den man wegen seiner schwächlichen Maschine gehänselt, wiederum Unrecht gethan. Das tüchtige Schiff hatte die drei Stunden der Verspätung bei der Abfahrt eingeholt und die Fahrt, für die fahrplanmäßig 37 Stunden angesetzt sind, in 34 zurückgelegt. Es war gerade 10 Uhr, als die Brücke an's Quai gelegt wurde.

Da wir einen zweistündigen Aufenthalt hatten, stiegen wir an's Land und durchstreiften die dem Hafen nächstliegenden Straßen, die sehr gut elektrisch beleuchtet waren. In der Nähe der Landungsbrücke trieben sich Zeitungsjungen und fliegende Buchhändler, die keine Classiker verkauften, herum; außerdem allerhand Gesindel, namentlich halbwüchsige Burschen mit höchst confiscirten Spitzbubengesichtern, die sich unverschämt an uns heandrängten und mit verdächtigem Zwinkern uns alle möglichen verlockenden Anerbietungen machten. Weder durch Grobheit noch durch Nichtbeachtung ließen sich die lästigen Bengel entmuthigen. Das furchtbare Geschlecht der Nacht heftete sich an unsere Sohlen und folgte uns auf Schritt und Tritt, wohin wir unsere Schritte auch lenken mochten.

Wir traten in eine schmutzige Osteria und tranken in defecter Gesellschaft ein Glas Landwein. Ein paar unappetitliche Kerle vergnügten sich mit reizlosen Weibern und sangen Gassenhauer. Die Jungen, die vor der Thür geduldig gewartet hatten, blieben bis zur Brücke unsere steten Begleiter. Sie wurden nicht müde, uns in rührend winselndem Ton um ein paar Soldi anzubetteln. Kurz nach Mitternacht brüllte die Maschine ihr mißlautendes Getute hervor, und wir dampften ab.

An Bord waren inzwischen starke Veränderungen vor sich gegangen. Es waren etwa fünfzehn bis zwanzig Passagiere erster Klasse — so Männlein wie Weiblein — hinzugekommen, und mit der intimen Zwanglosigkeit, die bisher geherrscht hatte, war es nun aus. Auch die zweite Klasse und das Zwischendeck hatten in Brindisi starken Zuwachs erfahren. Es waren da u. A. acht bis zehn junge Italiener an Bord gestiegen, die sich in Athen als Freischärler anwerben lassen wollten, um wider den Halbmond zu kämpfen. Der Eine von ihnen war direct vom Velociped herabgesprungen, um in den heiligen Krieg zu ziehen. Es war ein hübscher, frischer junger Mann, in sauberem, ja sogar ein bischen kokettem Radfahrercostüm. Im Gegensatze zu den meisten seiner Genossen schien er den begünstigteren Ständen anzugehören und jetzt als Passagier des Zwischendecks seine erste Vorschule in den Strapazen und Entbehrungen des Kriegs, die seiner harrten, durchzumachen. Zufälliger Weise begegnete ich ihm etwa acht Tage später wieder in Athen. In der kurzen Zeit hatte er sein Aeußeres völlig vernachlässigt. Er sah ganz verwildert aus. Wir hatten an Bord des „Ettore" einige Worte mit einander gewechselt, und er erkannte mich auf den ersten Blick, gerade wie ich ihn sofort wieder erkannt hatte. Aber er wandte den Kopf ab, und ich hatte die bestimmte Empfindung, daß er sich wegen seines verlüderten Aussehens ein bischen schäme.

Auch einige höhere Offiziere der regulären griechischen Armee waren an Bord des „Ettore" gekommen, darunter ein Oberst, ein ernster, schweigsamer Mann, der im Auftrage seiner Regierung umfangreiche Pferdeankäufe gemacht hatte. Mit diesem und seinem Begleiter, einem noch sehr jugendlichen Major, verwickelte sich unser Honved-Rittmeister sofort in ein ungemein lebhaftes Gespräch über die Chancen des Kriegs, aus dem für den Unbetheiligten mit voller Evidenz hervorging, daß dieser Krieg, den die Griechen geradezu herbeisehnten, durch und durch volksthümlich war, und daß in diesem Augenblick jede Regierung, ja die Dynastie selbst friedliche Velleitäten mit ihrer Existenz hätte zahlen müssen.

Am anderen Morgen um 10 Uhr hielten wir vor dem öden Sant quaranta an einem kahlen Hügel der albanischen Küste. Der Ort, der in früheren Zeiten, wie die bedeutenden Ruinen einer mächtigen venetianischen Festung bekunden, strategisch große Wichtigkeit gehabt haben muß, gilt jetzt als nichtig. Die Griechen haben diese Meinung freilich nicht getheilt und seitdem das armselige Nest bombardirt. Es bestand nur noch aus vier

oder fünf Häusern. Die gewaltige Festungsmauer mit hohem Thurm war gut erhalten. Wie es jetzt aussieht, weiß ich nicht. Auf dem Gipfel des Berges stehen malerisch die Ruinen der alten Citadelle, die dereinst einen am Gelände gelegenen, im Jahre 1848 von den Türken „gründlich devastirten" und seitdem verlassenen und verfallenen Weiler beherrscht hat. Von diesem Neste aus, das seine einzige Bedeutung: der Hafen Albaniens zu sein, theuer hat bezahlen müssen, stießen vier bis fünf Boote an unser Schiff, die mit abenteuerlichen Gestalten überfüllt waren. Es waren wilde Männer mit einigen Weibern, die auch nicht sehr zahm aussahen — die ersten unverfälschten Typen des Orients: Muselmänner und Rajahs, Türken, Griechen, Albanesen, Montenegriner in einem bunten Durcheinander, die Trachten von Schmutz starrend, alt und zerlumpt, aber in Schnitt und Farbe von schöner malerischer Wirkung, Kerle in der Fustanella, die früher weiß gewesen war, mit umwundenen Beinen, andere im Ueberwurf aus grobem grauen Filz oder in kurzen Mänteln aus langzottigem Schaf- und Ziegenfell. Von der Menge hatten sich, soweit es die räumlichen Verhältnisse gestatteten, einige mohamedanische Weiber in ihren bauschigen Gewändern, mit halb verdecktem Gesicht, etwas abgesondert. Die eine Hälfte, die man sah, genügte dem Anspruchslosen und erweckte nicht das geradezu stürmische Verlangen, auch die andere zu sehen.

Unter diesem buntscheckigen Gewühl von allerhand wunderlichen Menschenkindern fielen die Montenegriner durch die edle Bildung ihrer charakteristischen Köpfe, ihre schlanke, elastische Gestalt und den Prunk ihrer goldverbrämten Tracht besonders auf. Freilich waren die Kleider alt, schäbig, verschossen und geflickt, aber in dem farbigen Plunder war doch eine unleugbare Eleganz. Die Türken bildeten die überwiegende Mehrheit, und das jetzt ganz gefüllte Zwischendeck glich einem Kornfelde mit üppig wuchernden Mohnköpfen. Ueberall sah man interessante Gruppen. Hier spielten Albanesen mit schmutzigen Karten, dort nahmen andere ihre frugale Mahlzeit ein: rohe Zwiebel und Knoblauch mit grobschrotigem, hartem, grauem Brot. Viele lagen auf den Dielen. Sie hatten ihre Bagage, Decken und Kisten unter die Köpfe geschoben und schliefen in unbequemster Lage fest wie die Säuglinge. Auf einer großen Tonne saß mit übergeschlagenen Beinen ein alter Türke — ein edler Charakterkopf, ruhig und vornehm, mit dem Ausdruck überlegenen Dünkels. Das unruhige Treiben um ihn her ließ ihn völlig gleichgültig. Er las den Koran und erhob keinen Blick von den uns so merkwürdig erscheinenden Schriftzeichen. Wenn er auch gerade so dürftig und unsauber gekleidet war wie alle Anderen, so war es doch nicht der erste Beste. Der um den Kopf geschlungene grüne Turban bekundete, daß er entweder seine Abkunft vom Propheten herleiten konnte oder mit der heiligen Karawane nach Mekka gepilgert war.

Wir verlieren nun die Küste nicht mehr aus den Augen. Die Landschaft wird immer lieblicher und reizvoller. Die Hügel, die sich in sanft

geschwungenen Wellenlinien vom lichten Himmel abheben, sind mit üppigen Bäumen bestanden und wie mit weichem grünem Plüsch überzogen. Wir dampfen am Leuchtthurm auf dem malerisch aus dem stillen Meere aufragenden Felsen Tignoso vorüber, und bald darauf, kaum anderthalb Stunden nach unserer Abfahrt von Santi quaranta, halten wir vor Corfu.

* * *

Es ist ein entzückender Anblick, die helle, fröhliche Stadt, bespült vom blauen Wasser und eingebettet im frischen Grün aller denkbaren Schattirungen: vom hellsten Graugrün der Oliven- und Mandelbäume bis zum fast schwarz wirkenden Grün der feierlich düsteren Cypressen. Und droben thront majestätisch die aus dem Felsen ausgehauene Citadelle, stolz und uneinnehmbar wie Ehrenbreitstein und Königstein, — wohl gerüstet, wie man versichert, — aber ohne Soldaten.

Vom Landungsplatze sind ein paar Dutzend kleine Boote abgestoßen, und sobald der „Ettore" die Brücke herabgelassen hat, stürzt wie eine Geierschar eine wilde Horde von schmierigen Kerlen und Bengeln auf's Deck, die sich zu allen möglichen Diensten erbieten: Ueberfahrt nach der Insel, Führung, Beherbergung, Verkauf von Photographien, von Olivenstöcken und schlechten Cigaretten. Man muß geradezu handgreiflich werden, um sich dieses unsagbar zudringlichen Geschmeißes zu erwehren.

Wer auf Corfu, wie wir, nur ein paar knapp bemessene Stunden verwenden kann, der nehme einen Wagen und fahre nach dem Aussichtspunkt, „Kanone" genannt, weil keine Kanone mehr dasteht. Man kommt da zunächst durch einen Theil der Stadt, der einen fröhlich verbummelten Eindruck macht, und rollt dann die schöne lange Esplanade entlang, deren Pflasterung und geschmackvolles Gitter an die frühere Herrschaft der ordentlichen Engländer gemahnen.

Aus unvergleichlich reizenden Gärten, die in üppigster Vegetation prangen, blicken freundliche und elegante Villen hervor. Ihre Namen, wie Villa Alkinoos, Villa Nausikaa, Villa Demodokos 2c., rufen die Erinnerung an die lieblichste Legende des hellenischen Alterthums wach. Wenn auch die Gelehrten noch darüber streiten, ob Corfu mit dem gepriesenen Eiland der Phäaken, Scheria, identisch ist oder nicht, so kann man sich doch auf alle Fälle kaum eine Landschaft denken, die sich mit dem Schauplatz der entzückenden Episode aus der Odyssee besser deckt als diese sonnige Insel mit den weitumschauenden Hügeln nahe am Wasser und den herrlichen Oelbäumen, wie sie in dieser Kraft und Fruchtbarkeit nicht ein zweites Mal auf Erden zu finden sind. Hier hausten sicherlich die Heißgeliebten der Götter „abgesondert im wogenrauschenden Meere", und hier entbrannte das kindliche Herz der lilienarmigen Jungfrau in zarter, ach! nicht belohnter Liebe für den herrlichen Dulder Odysseus, auf den Athene „von dem

Scheitel ringelnde Locken, wie der Purpurlilien Blüthe" herabgegossen hatte. Ja, es sind dieselben Gärten, wie sie vor drei Jahrtausenden die Seele des schwergeprüften Irrfahrers gelabt hatten:

„Allda streben die Bäume mit laubichtem Wipfel gen Himmel,
Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven,
Oder voll süßer Feigen und röthlich gesprenkelter Aepfel.
Diese tragen beständig und mangeln des lieblichen Obstes
Weder im Sommer noch Winter; vom linden Weste gefächelt,
Blühen die Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte:
Birnen reifen auf Birnen, auf Aepfel röthen sich Aepfel,
Trauben auf Trauben erdunkeln, und Feigen schrumpfen auf Feigen.
An dem Ende des Gartens sind immer duftende Beete
Voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen."

Jedes Wort dieser liebevollen Homerischen Schilderung Scherias trifft auf Corfu zu!

Unser Weg, der etwas steigt, führt an heiteren Geländen vorüber, die mit Orangebäumen dicht bestanden sind. Aus den dunklen Zweigen glühen die goldenen Früchte hervor. Prächtige Oliven, Palmen, Cedern, Datteln und Cactus umsäumen die Straße. Auf den grünen Wiesen weiden große Heerden langzottiger Schafe und Widder mit starken geschwungenen Hörnern und stolzem Vließ. Hie und da sieht man auch fette vergnügte Ferkel sich auf dem Boden herumwälzen. Sie sehen hier beinahe reinlich aus.

Von der „Kanone" hat man einen weiten Ausblick auf die malerische Citadelle, auf das herrlich blaue Wasser mit dem kleinen feierlichen schwarzen Cypresseneiland, das dem genialen Böcklin, wenn nicht als Modell, so doch sicherlich als Anregung zu seiner „Todteninsel" gedient hat. Auf den bewaldeten Höhenzügen, die das landschaftliche Bild abschließen, sieht man vereinzelte menschliche Niederlassungen, die sich mitunter auch zu kleineren Weilern zusammenschließen; und in der Ferne leuchtet in grellem Weiß der großartige Sommerpalast hervor, den die Kaiserin von Oesterreich, eine begeisterte Freundin Corfus, sich erbaut hat: das Achilleion. Seitdem dieser Prachtbau vollendet ist, hat die Kaiserin, die in früheren Jahren alljährlich diesen lieblichen Fleck Erde aufsuchte, unerklärlicherweise die Phäakeninsel nicht wieder besucht. Im Park des Achilleion hat auch Heinrich Heine, der Lieblingsdichter der Kaiserin, die Ehrung gefunden, die ihm in der Heimat bis jetzt versagt geblieben ist: ein Marmorbild, umrahmt von Yuccapalmen, Aloesträuchen und Mandelbäumen.

So kurz mein Aufenthalt in Corfu auch sein mußte, so tief hat sich doch das anmuthige freundliche Bild in meine Seele eingeprägt. Es that mir leid, als der Zeiger der Uhr mich zur beschleunigten Rückkehr an Bord des „Ettore" zwang.

* * *

Die Dampfer kommen zu einer recht unbequemen Stunde, so gegen fünf Uhr Morgens, vor Patras, dem Haupthafen der griechischen Westküste an. Die meisten Reisenden verlassen hier das Schiff, um die Bahn über den Isthmus von Korinth nach Athen zu nehmen, — auch diejenigen, die über Athen hinaus, nach Constantinopel oder weiter fahren wollen, denn sie gewinnen da einen vollen Tag, den sie auf eine, wenn auch nur flüchtige Durchwanderung Athens doch jedenfalls viel zweckmäßiger verwenden können, und ersparen die Beschwerden des großen Umwegs zur See, um Morea herum, — eine Fahrt, die namentlich im Süden, beim Cap Matapan, wo das Meer immer ziemlich stürmisch ist, oft recht lästig sein soll. Außerdem ist es auch eine Gelderspariß.

Der Zug von Athen verläßt Patras vor acht Uhr Morgens. Durch die freundliche Vermittelung eines in Patras ansässigen Deutschen, der mir auch alle Scheerereien wegen der Zollabfertigung abgenommen, hatte ich ein kleines Halbcoupé für mich allein bekommen und mich darauf eingerichtet, während der etwa neunstündigen Bahnfahrt, die mir bevorstand, den Schlaf nachzuholen, den ich in der vergangenen Nacht versäumt hatte. Aber es blieb beim guten Vorsatz. Das entzückende, wechselvolle Bild, das sich auf der ganzen Strecke, besonders in den ersten Stunden, am Golfe von Korinth, mir darbot, hielt mich wach und bannte mich durch seinen Zauber. Die Bahn läuft von Patras bis zum Isthmus hart am Ufer des Golfs entlang. Berge in den pittoreskesten Linien, in duftigsten und zartesten Farben ziehen an uns vorüber, und das tief-tiefblaue Wasser, das am Strande mitunter in schäumigem Gischt aufspringt, bleibt unser treuer Begleiter. Der Liebreiz dieser Contouren, dieser Farbenrausch, diese überschwängliche Freudigkeit hat etwas vollkommen Berückendes. Man muß auf Reisen gehen, um es so recht zu empfinden, wie ungleich die Natur ihre Gaben vertheilt hat, wie stiefmütterlich wir armen Teufel im Norden von ihr behandelt werden. Unser Blick wird nicht müde, hinüber zu schweifen zu den bewaldeten Höhen in rosig goldigem Dunst und hinabzugleiten auf den glatten warmblauen Wasserspiegel, der hier und da von breiten dunklen, fast schwarzblauen Streifen durchzogen wird und an seiner köstlichen Umrahmung sich zu zartem Resedagrün auflichtet. Es ist eine Farbenpracht, wie sie die Sonne in unserem nördlichen Deutschland nur an besonders begünstigten Tagen bei ihrem Aufgange und bei ihrem Scheiden vor unseren entzückten Blicken hervorzaubert.

Bei der Ueberfahrt über die Landesenge von Korinth — jedem Normaldeutschen klingen da die Schiller'schen Verse in die Ohren — habe ich mich vergeblich nach „Poseidons Fichtenhain", auf den mich der sonst so verläßliche „Meyer" lüstern gemacht hatte, umgesehen.

Die Landschaft bleibt zwar auch hinter Korinth noch reizend. Aber der Höhepunkt ist nun doch überschritten.

An den größeren Stationen hat sich viel Volk versammelt. Es ist

Sonntag. Die Bauern haben ihre schönsten Gewänder angelegt; und hier wird der weiße Faltenrock, der knapp bis an's Knie reicht, noch viel getragen. Vor dem Wagen, in dem Freischärler sitzen, staut sich die Menge auf. Und wenn der Zug sich in Bewegung setzt, ertönt lauter Zuruf, der schließlich in die kampffrohe Losung des Tages: „Es lebe der Krieg!" ausklingt. „Es lebe der Krieg!" .. Ja, damals war noch kein Blut geflossen!

Da plötzlich sehen wir, nachdem wir Eleusis verlassen haben, in der Ferne in bergiger Umgebung einige Höhen aufragen, die sich stolz von den anderen abzulösen scheinen: zunächst den mächtigen Pentelikon, dann die felsige Pyramide des Lykabettos, auf dessen Spitze eine Kapelle errichtet ist. Und bald darauf steigt ein Hügel von eigener Gestaltung aus Schurren und Geröll, scheinbar geradlinig vor uns auf, oben wie mit dem Lineal abgeplattet. Auf dem Plateau erhebt sich ein zerfallener Tempelbau von ergreifender, ja überwältigender Wirkung. Durch die Abstände zwischen den hohen Säulen, die jetzt im Lichte der schon ziemlich tiefstehenden Sonne in mildem Grau leuchten, und durch die breiten Lücken, die die langsam verwüstende Zeit und die schnellere Verwüstung menschlicher Brutalität gerissen haben, strahlt in heißem Blau der wolkenlose Himmel. Es ist der Parthenon auf der Akropolis.

* * *

Von ehrlichen Leuten, die Griechenland bereist hatten, habe ich mir erzählen lassen, daß ihnen die Akropolis mit ihren Ruinen, die uns die Blüthezeit der höchsten menschlichen Cultur, des goldenen schönheitstrunkenen Zeitalters vor die Stelle führen, eine starke Enttäuschung bereitet hätte. Ich stehe da vor einem unlösbaren Räthsel. Ob ich es besonders glücklich getroffen habe? Luft und Licht waren in der That göttlich. Mich überkam bei diesem Anblick eine Stimmung, die ich bei meiner angeborenen Scheu vor Ueberschwänglichkeit nicht einmal anzudeuten wage. Ich merkte kaum, daß sich der Zug verlangsamt hatte und in Athen, der ersten Etappe meiner Reise, hielt.

Die Straßen und Plätze waren in dieser späten Nachmittagstunde leidlich, wenn auch durchaus nicht ungewöhnlich belebt; und es war obenein noch ein Sonntag. Und als ich später, nach dem Essen, so etwa gegen zehn Uhr, das Hôtel verließ, — das Hôtel de la Grande Bretagne ist, beiläufig bemerkt, wohl das beste und behaglichste des ganzen Orients — um ziellos die mir fremde Stadt zu durchwandern, fand ich Alles öde und still. Man merkte, daß fast die ganze Jugend, die wie überall, so gewiß auch hier, zu vorgerückter Abendstunde ausschwirrt und das Hauptcontingent der angenehmen Nachtschwärmer bildet, die Hauptstadt verlassen hatte und unter Waffen an der thessalisch-macedonischen Grenze stand.

An dem weiten Platze vor dem Schlosse — dem in jüngster Zeit als Schauplatz der Volksdemonstrationen vielgenannten Verfassungsplatze —

waren zwar die großen Cafés noch ziemlich besucht, aber draußen ließ sich kaum noch ein Mensch blicken. Ich folgte dem Geleise der Pferdebahn, die nach meiner Berechnung doch nach einem belebteren Verkehrspunkt führen mußte. Ich ließ so und so viele Wagen leer an mir vorüberfahren. Es wurde immer öder und stiller. Meine Schritte hallten unheimlich durch die finsteren und menschenleeren Gassen. Alle Häuser waren dunkel, alle Läden geschlossen. Da nahm ich denn den nächsten Pferdebahnwagen, der mir entgegenkam, und fuhr stillbeglückt wieder nach meinem Hôtel zurück. Die Stadt war wie ausgestorben. Ich citirte unwillkürlich die ersten Verse aus „Hermann und Dorothea".

So kirchhofsruhig wie an diesem ersten Abend wirkte Athen an den folgenden Tagen nun freilich nicht. Es ging sogar manchmal recht lebhaft zu. Es war unmittelbar vor der Kriegserklärung, und das Kriegsfieber war zu einer Art von Paroxysmus ausgeartet. Aber auch in den stürmischsten Stunden gingen die Wogen weniger hoch, als ich bei dem heißblütigen Temperament des Südländers vorausgesetzt hatte. Das garstige Lied, das politische Lied trübte mir in keiner Weise den stillbehaglichen Genuß an all den freundlichen und gewaltigen Schönheiten, die die ruhmreichste Vergangenheit vor unserer Phantasie neu beleben. Viele davon sind erst in jüngster Zeit aus Schutt und Trümmerhaufen wieder an's Licht der Sonne gefördert, und man kann sagen: fast täglich lohnen herrliche Erfolge die unverdrossene Mühe der archäologischen Schatzgräber.

* * *

Es kann nicht meine Absicht sein, hier den nochmaligen Versuch einer Schilderung all der Schönheiten, die Athen birgt, zu unternehmen. Eine wissenschaftliche Abhandlung, die auf Belehrung irgend welche Ansprüche erheben dürfte, könnte, und ein Handbuch für Vergnügungsreisende möchte ich nicht schreiben. Die finden überdies in Meyers Reisebüchern „Türkei und Griechenland", die ich in allem Wesentlichen als zuverlässige Führer bewährt gefunden und schätzen gelernt habe, alles Wissenswerthe. Ohne Prätensionen will ich erzählen, was ich gesehen habe, und wie ich es gesehen habe, — etwa so wie ich mich mit einem befreundeten Reisegefährten entweder bei der Betrachtung selbst, oder Abends, wenn wir das, was uns der Tag gebracht hat, überdenken und beplaudern, aussprechen würde. Ich will mir einreden, beim Abschiede habe mir ein Freund gesagt: „Lassen Sie unterwegs von sich hören. Ich weiß, daß die Akropolis schon vor Ihnen entdeckt und schon recht oft in ihrer archäologischen, künstlerischen und landschaftlichen Bedeutung geschildert worden ist; ich weiß auch, daß Sie das Dionysostheater nicht ausgegraben haben, aber gleichviel! Schreiben Sie mir, wie Sie die Dinge, Land und Leute gesehen haben, und wie alles das in ehrlicher Unbefangenheit auf Sie gewirkt hat." Möchte mir

der Leser die Kühnheit, ihn so ohne Weiteres als theilnehmenden und wohlgesinnten Freund anzusehen, nicht verübeln.

Am unmittelbarsten, anschaulichsten und vielleicht auch am eindrucksvollsten tritt uns das Bild der dahingegangenen Pracht, wenn sie hier, im Mittelpunkte der attischen Größe, auch viel beredtere und großartigere Zeugen hinterlassen hat, in der alten Gräberstraße entgegen.

Wir haben die Hermesstraße, eine der Hauptverkehrsadern der neuen Stadt, die fast geradlinig vom Bahnhof auf den Verfassungsplatz mit dem Königsschlosse führt, verlassen. Sie ist heute, um diese Stunde des Frühnachmittags besonders belebt. Kleine Häuflein Freiwilliger, die eine starke Escorte von Müßiggängern, meist blutjungen Burschen, begleitet, kommen uns entgegen. Zahlreiche Flüchtlinge aus Kreta, an ihrem schlanken, hohen Wuchs, der edlen Gesichtsbildung und dem malerischen Schnitt der dunkelfarbigen Kleidung leicht kenntlich, schlendern gemächlich daher und bleiben gaffend vor jedem größeren Schaufenster stehen. Alles gemahnt uns an das unruhige Treiben des Tages, an die jüngsten Ereignisse und beschäftigt unseren Geist mit dem, was der kommende Tag bringen mag.

Nur wenige Schritte, und die lärmende Gegenwart ist wie zerstoben. Und alles Leben ist dahin . . .

Wir sind allein auf einem weiten, tristen Felde, unter längst Abgeschiedenen, selbst abgeschieden von Allem, was uns eben noch bewegt hat. Das Wetter ist unfreundlich geworden. Ein scharfer Wind peitscht wirbelnd dichte graue Staubwolken auf. Der Boden ist uneben, höckerig. Wo er nicht von Geröll, von zertrümmerten Säulen und zerbrochenen Gefäßen, von Marmorstücken und Thonscherben bedeckt ist, wuchert das Unkraut hoch auf. Alles ringsum ist grau und freudlos, Alles trauert wie in Sack und Asche.

Aus diesem trüben Untergrund ragen nun, bald in größeren, bald in geringeren Abständen von einander, willkürlich in ihrer Lage und Richtung, Denkmäler auf, schmucklose und kostbare. Hier stehen einfache Marmorschreine, in bescheidenster Ornamentik, mit Inschriften, die zum Theil verwittert, zum Theil aber auch noch in aller Schärfe erhalten sind. Die eine kündet uns, daß in diesem steinernen Sarge die Schwester des Alkibiades zu ewiger Ruhe gebettet ist. Dort sind künstlerische Monumente errichtet, gewöhnlich Basreliefs mit überlebensgroßen Gestalten in schlichter Umrahmung, von zwei einfachen Säulen oder Pfosten eingefaßt und mit einem schlichten Giebel in flachem Dreieck des Tempeldachs gekrönt, lediglich ein anspruchsloser Rahmen für die bildliche Darstellung im Hauptfelde.

Meistens sind es zwei Figuren, die Verstorbene und die ihr Nächststehende: der Vater, die Mutter, der Gatte, eine Freundin. Die Composition ist fast immer dieselbe: eine sitzende Figur, — das ist die Abgeschiedene, — reicht einer stehenden, der Ueberlebenden, die Hand zum traurigen Abschiede. Manchmal sind auch Mehrere ernste und ergriffene Zeugen des schmerzlichen Vorgangs. Dann will auch das treue Hündchen,

das sich wedelnd an die Scheidende drängt und auf eine letzte Liebkosung zu warten scheint, unter den Freunden nicht fehlen.

Die meisten dieser Arbeiten rühren gewiß nicht von ersten Meistern her, sondern gerade wie die liebreizenden Töpferbildchen aus Tanagra wohl mehr von vorgeschrittenen Kunsthandwerkern. Aber aus allen spricht das feinste künstlerische Empfinden, ein hoher Sinn für das Edle, Schlichte und Treue. Die Haltung der Gestalten, der Ausdruck der Köpfe, der Faltenwurf der Gewandung — Alles ist so wahr, so ohne alle Pose und Phrase, so naiv und rein, wie es nur der wahrhaft künstlerisch Begabte sieht, empfindet und wiederzugeben vermag.

Einzelne dieser Bildwerke haben aber auch einen absolut großen Kunstwerth; namentlich an eines habe ich eine unauslöschliche Erinnerung bewahrt. Links (vom Beschauer) sitzt auf einem Stuhl mit geschwungenen Beinen ein wunderschönes Mädchen in der prangenden Fülle der Jugend. Ein leichtes durchsichtiges Gewand umwallt in zarten Falten die herrliche Gestalt, ohne sie zu verhüllen. Sie hat den Kopf ein wenig geneigt und betrachtet ernst und aufmerksam einen Schmuckgegenstand, wohl einen Ring, den sie dem offenen Kästchen entnommen hat und zwischen Daumen und Zeigefinger hält. Gewiß ein theueres Angedenken, das sie jetzt, da sie den Freuden des Daseins auf immer zu entsagen hat, — denn von den Leiden dieser Welt hat die blühende Jungfrau gewiß nicht viel erfahren — bittere Wehmuth in ihr weckt. Das Schmuckkästchen wird ihr von einem anderen, stehenden jungen Mädchen hingehalten, das kleiner und zierlicher und wohl auch noch jünger als sie ist. Vielleicht ist's ihre kleine Schwester, vielleicht ihre beste Freundin, vielleicht auch ihre Lieblingsdienerin. Die wohlerhaltene Giebelinschrift nennt uns den Namen der Verstorbenen: Hegeso, eine Tochter des Proxenos. Ein feierlicher, weihevoller Ernst ruht auf diesem Bildwerke. Da ist Nichts von heuchlerischer und feiger Selbstbelügung, nichts „Trostreiches", wie menschliche Schwäche es zu nennen liebt, kein „Blinzeln nach dem Jenseits". Es ist der tieftraurige Abschied für immerdar, dessen Traurigkeit man hinzunehmen hat — wohl oder übel.

Mit diesem Grabdenkmal hat ein anderes im Nationalmuseum zu Athen aufgestelltes eine so auffällige Aehnlichkeit, daß man ohne allzu große Vermessenheit wohl auf denselben Meister — hier darf das Wort gebraucht werden — als auf den Urheber dieser beiden Bildwerke schließen darf. Auch hier steht eine weibliche Gestalt mit geöffnetem Schmuckkästchen vor einer sitzenden, die mit schwermüthigem Ausdrucke auf die Juwelen blickt. Beide Mädchen sind von entzückender Anmuth; auf diesem ist die Stehende nur viel größer und reifer als auf dem Denkmal in der Gräberstraße. Rein als Kunstwerk betrachtet steht das Grabmal des Museums, das im Piräus gefunden worden ist, vielleicht sogar über der Hegeso. Die Haltung der Unbekannten ist wohl noch freier, das Gesicht noch feiner im Ausdruck durchgebildet, der sich in der duftigen Gewandung scharf abzeichnende Leib

noch reizvoller. Und doch ist die Wirkung hier in den Mauern des Museums, als ein Bildwerk unter vielen gleich-, mehr- oder minderwerthigen, viel geringer als das Bildwerk der Hegeso auf dem grauen, mit Trümmern besäeten Felde unter freiem Himmel. Das steht eben da, wohin es gehört, da, wo es der Bildner sich gedacht hatte. Und daß man auch Kunstwerke nicht ungestraft der heimatlichen Stätte entreißen, sie verpflanzen und aus Gottes freier Luft in das dumpfe Gefängniß der Museen einsperren darf, das wird uns erst später noch recht klar werden, wenn wir den Eindruck, den die nach England geschleppten und im Britisch Museum zur Schau gestellten Friese des Parthenon auf uns gemacht haben, mit der Wirkung der Platten vergleichen, die zum Glück noch an Ort und Stelle geblieben sind.

In der Kunst, die Museen mit wirklichem Genusse zu besuchen, habe ich es trotz jahrzehntelanger Uebung und redlichem Bemühen über das Stadium des Anfängers nicht hinaus gebracht. Die Massenhaftigkeit der hier angesammelten und selbst bei denkbar geschmackvollster Anordnung doch immer unsinnig und zweckwidrig aufgestellten Kunstschätze erdrückt mich. Die Wirkung des einen bewundernswerthen Werkes wird vom anderen übertrumpft und vernichtet; schließlich wird mir von alledem „so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum"; wie gerädert schleppe ich mich nach Hause und bringe von einem ersten Besuche dieser Massenanhäufung kaum etwas Besseres heim, als das Bewußtsein des reisenden Engländers: da war ich auch! Erst wenn ich aus eigener Erfahrung oder durch einen verständnißvollen Kundigen weiß, was Alles ich nicht zu sehen brauche, wenn ich mich auf Auserwählte zu beschränken vermag, — erst dann gewährt mir das Museum wirkliche Freude.

Im Athener Nationalmuseum sind außer dem eben erwähnten mehrere Grabdenkmäler von großer Schönheit. Die beiden, die auf mich einen besonders tiefen Eindruck gemacht haben, weichen in der Composition von denen in der Gräberstraße etwas ab. Auf beiden befinden sich die dargestellten Gestalten in stehender Haltung. Auf dem einen sehen wir die noch junge Gattin, eine hohe, schlanke Figur, vom Gatten scheiden, auf dessen Antlitz der Ausdruck tiefen, aber mannhaft ertragenen Schmerzes geprägt ist. Auf dem anderen den trauernden Vater und seinen im Frühling des Lebens dahingerafften Sohn. Es ist wohl das schönste von allen. Der Jüngling, ein Bild lebensfrischer Kraft, gebaut wie ein Apoll, steht angelehnt da, in ruhiger Entschlossenheit. Hart neben ihm hockt auf einer Stufe ein kleiner Junge; auf die hochgezogenen Kniee hat er die Ellbogen gestützt, der Kopf mit geschlossenen Augen ruht auf den beiden Händen — ohne Zweifel der jüngste Sproß der Familie, die den Tod des Sohnes beweint. Auf ihn, den Todten, hat der Alte mit lang herabwallendem Haupthaar und vollem Bart den tieftraurigen Blick gerichtet. Sein langer Mantel fällt fast bis auf den Knöchel herab. Den Saum des Kleides beschnobert der starke Windhund des Verschiedenen. Der Alte hat die Linke auf einen Stab gestützt, während er

die Rechte trübselig sinnend an den Mund führt. Das Ganze ist rührend schlicht und wahr und so schön in der künstlerischen Durchführung, daß selbst vorsichtige Kunstkenner keinen Anstand nehmen, es dem großen Skopas zuzuschreiben. Ist es nicht von ihm, so ist es von einem Seinesgleichen und könnte jedenfalls von ihm sein, ohne ihm zur Unehre zu gereichen.

Hätte mein liebenswürdiger Gastfreund und feinsinniger Führer, General Kokides, dem ich für Alles, was er für mich in Athen gethan hat, gar nicht dankbar genug sein kann, mich auf dieses Kunstwerk nicht besonders aufmerksam gemacht und nicht dafür gesorgt, daß ich beim Durchwandern des Museums in der Betrachtung von Unwesentlichem meine Empfangsfreudigkeit nicht erschöpfte, so wäre ich vielleicht auch an diesem Meisterwerke, das beinahe alle anderen aufwiegt, achtlos vorübergegangen. Es hebt sich durch kein äußerlich auffälliges Merkmal von seiner Umgebung ab. Es hat dieselben Größenverhältnisse, ist aus demselben Stoff gefertigt und steht mit der laufenden Nummer versehen, in Reih' und Glied mit vielen anderen. Wie schön es ist, erkennt man erst bei langer liebevoller Betrachtung. Aus dem Bette des armseligen Ilissos hat man es herausgefischt. Wie viel großartiger wäre die Wirkung, wenn man seine Stätte in der Gräberstraße hätte ermitteln und es dort wieder aufstellen können.

Da, im großen Todtengarten, inmitten der geborstenen Säulen, des staubigen Unkrauts, der anderen Denkmäler in tempelförmiger Einfassung, der schilderhausartigen Baulichkeiten, die dereinst mit längst verschwundenen Bildern geschmückt waren, — da war sein Platz! Auf diesem hügeligen Boden, wo auf höchstem Postament der mächtige Marmorstier steht, der mit wüthend gesenktem Kopf den verhaßten Gegner aufzunehmen und in die Luft zu schleudern sich anschickt; wo die riesige Hündin in Stein gehauen, auf dem Grabe ihres Herrn trauert — hier zu Füßen der Akropolis, von deren Höhe die Trümmer der Propyläen und des Parthenon auf diese Trümmer ihrer Zeitgenossen herabschauen.

Einen fast unheimlichen Eindruck macht ein wohl auf dem höchsten Punkte des Todtenfeldes auf schlecht behauenen Steinblock gestelltes Kolossalstandbild. Ein Weib in reiferen Jahren, bis zum Hals bekleidet, nur der Unterarm ist bloß. Sie sitzt auf einem Polster. Die Gewandung ist sehr schön. Die ganze Statue ist prächtig erhalten. Nur die rechte Hand fehlt.

Und der Kopf . . . am Halse wie abgehackt! Diese mächtige, hochthronende Gestalt, kopflos, wie sie so dasitzt und alles das, was um sie her und unter ihr ist, zu beherrschen scheint — wie sich die Contouren dieser Verstümmelten scharf vom grauen Himmel abheben — es hat etwas wirklich Gespensterhaftes! Hätte sie nicht die Ehrwürdigkeit des Alterthums, so könnte man sie in ihrer Kopflosigkeit für ein symbolisches Denkmal der jetzigen Regierung halten.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Konstantinopel, im Mai 1897.

Paris nach der Belagerung und während des Commune-Aufstandes.

Von

Ch. Beiling.

— Wien. —

(Schluß.)

Maulhelden, Streber, verbummelte Studenten, die auf die Obrigkeit losschimpften und mit der Aufrichtung der socialen Republik das Ende all' des Jammers und die Möglichkeit, Rache an den Deutschen zu nehmen, verkündeten, fanden überall willige Zuhörer, begeisterte Anhänger.

Der Franzose, leichtgläubig von Natur, ist leicht für eine Idee einzunehmen, ist sie zum Schlagwort geworden, so helfen keine Vernunftgründe mehr, ihn von der fixen Idee zu heilen, er ist wie hypnotisirt und läßt sein Leben für seine Idee.

So war es mit dem Boulanger-Rummel, so jetzt mit der Anbetung des Zaren, von dem sie Nichts erhielten, als die Zusicherung, den Frieden beschützen zu wollen, während sechs Milliarden französisches Geld dem arg zerrütteten russischen Credit wieder auf die Beine halfen.

Doch ich wollte ja nur persönliche Erlebnisse schildern und gerathe dabei unwillkürlich auf das politische Gebiet. Zurück also nach Paris in den letzten Tagen des Februars 1871.

Die dumpfe Schwüle, die damals in Paris herrschte, wurde noch vermehrt durch die Nachricht, welche die Pariser wie ein Donnerkeil traf, daß die verhaßten Preußen ihren Einzug in Paris halten sollten. Bis jetzt hatten die Pariser nur ihre Kanonen donnern hören, gesehen hatten sie keine, höchstens die Neugierigen, die vor die Thore gestürmt waren, um dort einige Schildwachen anzustarren, oder einige arme Teufel, die bei den

um Paris stattgefundenen Gefechten gefangen genommen worden und wie der boeuf gras in großem Triumph durch alle Straßen geschleppt worden waren. Nun sollten bei 80 000 Mann in Paris einziehen und daselbst drei Tage verweilen.

Man wollte es anfangs nicht glauben, daß eine französische Regierung diese Entweihung der geistigen Hauptstadt der Welt zugeben könne, aber schließlich mußte man sich mit der Thatsache abfinden, daß am 1. März die Vorhut der Deutschen, aus bayerischen Regimentern bestehend, im Bois de Boulogne erschien und endlich ein endloser Strom von deutschen Kriegern sich durch den Arc de triomphe über die Champs Elysés, den Tuileriengarten, bis zum Louvre heranwälzte und auf dem ganzen langen Wege campirte.

Das waren in der That bange Momente! Ueberall wurden Trauerfahnen ausgesteckt, die Hausthore geschlossen, die Statuen verhüllt mit schwarzen Schleiern, während die besonnenen Leute unter den Parisern es vermieden, sich auf die Straße zu begeben. Theater und Vergnügungsorte waren ausnahmslos geschlossen.

Ohne mich in die Gefahr zu begeben, wollte ich doch durch den Augenschein mich über die Haltung der Bevölkerung unterrichten, bestieg daher in der rue des Saints-pères den vom Odéon nach Clichy verkehrenden Omnibus, um vom luftigen Sitz oben auf der Imperial meine Beobachtungen anzustellen. Dieser Omnibus fuhr nämlich auf seiner Route gewöhnlich durch die beiden den Louvre und die Seitenflügel der Tuilerien verbindenden großen Thore quer über den Louvrehof oder place du Caroussel nach der rue de Rivoli.

Als wir aus der rue des Saints-pères auf den Quai am linken Seineufer ankamen, sahen wir am anderen Ufer längs der am Louvre vorüberziehenden Quaistraße diese von einer schwarzen Menschenmenge bedeckt. Auf der gerade zum Carousselthore führenden Brücke angelangt, bemerkten wir, während der Omnibus nur mühsam im Schritt sich durch die angesammelte Menge Bahn brach, durch die hohen eisernen Thorgitter, die ich zum ersten Male geschlossen sah, hellblau uniformirte Soldaten mit dem Raupenhelm auf dem Carousselplatz zwischen den Gewehrpyramiden auf- und abwandeln. Das waren jedenfalls bayerische Soldaten, bei deren Anblick mein Nachbar auf dem Omnibus wüthend die Fäuste ballte, ein dröhnendes: „O les canailles!“ ausstoßend.

Da die Durchfahrt versperrt war, so mußte der Omnibus rechts abschwenken und durch die dichtgedrängte Menge längs der Quaistraße an der Seitenfront des Louvre vorbeifahren, aus dessen Fenstern im ersten Stock preußische Offiziere, Cigarren rauchend, in aller Gemüthsruhe auf die wild aufgeregten drohenden Menschenmassen unter sich herabblickten. Ein wildes Geheul, von drohenden Fäusten begleitet, tönte ihnen entgegen, die un-

fläthigsten Schimpfworte wurden ihnen in's Gesicht geschleudert, ohne daß sie eine Miene verzogen. Ich würde lügen, wenn ich behauptete, daß ihr Gesichtsausdruck höhnische Freude verrieth, aber gerade ihre stoische Gelassenheit reizte die Menge fast bis zum Wahnsinn. Wie nun, wenn ein einziger in dieser nach Tausenden zählenden Menge den wahnwitzigen Gedanken gefaßt hätte, eine Revolverkugel hinaufzuschicken? Die Folgen lassen sich nicht ausdenken; denn ein einziger Druck auf den Telegraphen-Apparat in den Tuilerien hätte genügt, um die gräßlichsten Repressalien hervorzurufen. Während der ganzen Zeit des Verweilens der preußischen Truppen in Paris waren sämmtliche Kanonen der Paris umgebenden Forts auf die Stadt gerichtet, und der Anfall eines Irrsinnigen auf einen preußischen Offizier hätte unsägliches Elend zur Folge gehabt.

So viel hatten die Pariser doch gelernt, daß sie sich zu keinen Thätlichkeiten hinreißen ließen. Dagegen übten sie Volksjustiz an einigen Dirnen, welche sich in den Champs Elysés zu wenig patriotisch gegen die Deutschen gezeigt und sich zu ihnen gesellt hatten; man riß ihnen die Kleider vom Leibe und jagte sie mit Stockhieben durch die Straßen. Glücklicher Weise dauerte der Aufenthalt der Deutschen in Paris nur ungefähr 48 Stunden bis zum Abschluß des Präliminar-Friedens.

Die Pariser Nationalgarde hatte unterdessen, unter dem Vorwande, die nicht ausgelieferten Kanonen vor den Preußen zu retten, dieselben auf die Butte de Montmartre, einem der verrufensten Viertel von Paris geschafft und nach dem Abzug der Preußen auch dort behalten, anstatt sie der Regierung auszuliefern.

Man stritt darüber in den Zeitungen hin und her, doch dachte man Anfang März nicht daran, daß an diesen Kanonen der Bürgerkrieg sich entzünden sollte.

Meine Lage wurde indessen immer peinlicher, von Tag zu Tag drückte mich die gezwungene Unthätigkeit; meine einzige Hoffnung beruhte noch auf der Rückkehr aus der Gefangenschaft des mir befreundeten Generals, dem es ein Leichtes war, vom Unterrichtsminister meine Versetzung in ein anderes Lyceum zu erlangen. Endlich am 16. März Abends traf er mit seiner Familie in Paris ein. Des anderen Tages war es mir nicht möglich, ihn zu sprechen, da er zum Präsidenten Thiers nach Versailles wichtiger Conferenzen halber sich begeben hatte. Am 17. Abends sagte mir seine Gemahlin, ich möchte des anderen Tages vor 8 Uhr zu ihrem Gatten kommen, da er wahrscheinlich nach 8 Uhr wieder auf dem Wege nach Versailles sich befinden würde.

In der That stand ich schon um halb acht Uhr vor dem Portier des Hauses, wo der General wohnte, und frug, ob er mich empfangen könne. Der Portier, der mich wohl kannte, antwortete ganz verlegen, der General sei nicht zu Hause. Ich bat, mich zu dessen Sohne zu führen, da ich doch um diese Stunde nicht zur Generalin gehen konnte. Er sei auch nicht zu

Hause, war die Antwort. Das war nun verdächtig. Erzürnt stellte ich dem Portier vor, daß die Generalin selbst mir diese Stunde bestimmt habe, und ich, als Freund des Hauses das Recht hätte, die Wahrheit zu erfahren . . .

Da rückte der gute Mann endlich mit der niederschmetternden Nachricht heraus, um 11 Uhr Nachts seien wichtige Depeschen gekommen, Adjutanten hätten die Nachricht von einem Aufstande in Montmartre gebracht, wo man zwei Generäle umgebracht habe, während die Truppen sich den Aufrührern angeschlossen hätten; auf diese Nachrichten hin habe der General anspannen lassen und sei mit seiner Frau, seinen zwei Söhnen, der Tochter und deren Gouvernante auf- und davon gefahren, Alles liegen und stehen lassend, wohin, wisse er selbst nicht.

Auf diese Weise erfuhr ich die Kunde von dem Aufstande der Commune, der von den Flammen der gemeuchelten Stadt beleuchtet, im Blute untergehen sollte.

Ich stand zuerst wie betäubt, konnte die schreckliche Nachricht nicht glauben, denn Alles um mich herum war so still, so alltäglich, daß es gar nicht zu denken war, daß drüben am rechten Ufer der Seine Mord und Todtschlag herrschen sollten. Um Gewißheit zu erlangen, wagte ich mich hinüber, fand aber auch dort bei den Tuilerien, vor dem Elysée noch Alles ruhig; nur gegen das hôtel de ville, das Rathhaus, drängten sich Schaaren von Nationalgarden, und die Aufregung wuchs immer mehr an. Beim Thurm St. Jacques stieß ich schon auf eine in der Eile aus Pflastersteinen hergerichtete Barricade, über die ich durchaus keine Lust verspürte, hinwegzukommen.

Ich kehrte wieder in mein ruhiges Quartier in der rue de Lille zurück, mit dem festen Entschluß, diese Hexenküche zu verlassen und anderswo das Ende abzuwarten. Vorher jedoch wollte ich mich versichern, ob es noch möglich sei, Paris zu verlassen, und begab mich deshalb durch den Tuileriengarten nach dem Westbahnhofe, gewöhnlich „Gare St. Lazare“ genannt.

Riesige Placate, auf weißem Papier gedruckt, das sonst ausschließlich nur für behördliche Ankündigungen verwendet werden durfte, machten den Parisern bekannt, das Heil sei ihnen erstanden durch die neue Regierung, deren Häupter aber derzeit noch nicht bekannt waren.

Die Neugierigen drängten sich um diese Placate, deren Entzifferung den Meisten Spaß zu machen schien; im Allgemeinen nahm man die ganze Geschichte nicht sehr ernst, wie die Ausrufe und Commentare bewiesen, mit denen das Publicum die Lectüre der Ankündigung begleitete.

Im Tuileriengarten war es leer und öde, keine Troupiers, die mit den Bonnen scherzten, keine Kinder, auch die Bäume noch alle kahl, nur der Baum vom 19. März, l'arbre du 19. mars, zeigte schon seine weißen Blüthen.

Man weiß, daß an diesem legendären Kastanienbaum, dem vierten in der Reihe, in der großen Allee rechts, die Tradition haftet, daß er als der erste von allen Bäumen des Tuileriengartens Blüthen treibe und zwar am 19. März, und der Volksglaube schreibt diese frühzeitige Blüthe dem Blute zu, das unter diesem Baum vergossen worden und ihn gedüngt habe, da daselbst bei zweihundert Schweizergarden im Revolutionsjahr 1791 massacrirt worden seien.

Es herrschte auch damals so milde und warme Luft, als befände man sich im Monat Mai. Welcher Contrast zwischen der Oede und Schwermuth dieses Gartens und dem Leben und Treiben auf der parallellaufenden Rivolistraße, wo man eben im Begriff war, die zwischen dem Garten und dem Marine-Ministerium während der Belagerung errichtete und dann wieder beseitigte Barricade wieder aufzurichten.

Ich kam nichtsdestoweniger unangefochten bis zum Bahnhofe, überzeugte mich, daß die Züge nach Levallois-Perret und die der Gürtelbahn in Betrieb waren, und zögerte nun nicht, nach Hause zurückgekehrt, das Nöthigste einzupacken, einen Wagen zu bestellen und mit der Familie Paris zu verlassen. Mein Ziel war Rueil, am Fuße des berühmten Mont Valérien gelegen, woselbst ich bei einem Freunde in dessen Wohnung einen sicheren Unterschlupf für einige Zeit zu finden hoffte.

Es kommt mir nicht in den Sinn, eine Geschichte des Pariser Commune-Aufstandes schreiben zu wollen, sie ist zur Genüge bekannt, und bessere Federn haben seine Entstehnng, seinen Verlauf und sein Ende aufgezeichnet. Ich beschränke mich darauf, nur persönlich Erlebtes, persönliche Eindrücke wahrheitsgetreu zu schildern.

In Rueil wohlbehalten angekommen und von meinem Freunde bestens aufgenommen, war es mein Erstes, mich nach dem Aufenthalte meines Generals zu erkundigen. Ich sage mit Absicht „mein General", denn nunmehr beruhte meine ganze Existenz, meine Zukunft auf seiner Intervention beim Minister; ich mußte ihn also, koste es, was es wolle, aufstöbern, und sollte er sich vergraben haben. Ich dehnte meine Wanderungen bis nach Meudon, St. Cloud, Versailles aus, leider vergebens. Aber interessant waren diese Wanderungen jedenfalls, denn überall, überall bemerkte man die Spuren des Krieges. Als ich von Bougival, eigentlich von Malmaison nach Versailles wanderte, betrat ich so recht das Revier, wo im Walde die letzte Schlacht vom 19. Januar gewüthet hatte. Die Villa, wo die Fürstin Metternich knapp vor dem Kriege die Geburt ihres dritten, letzten Töchterleins erwartet hatte, stand öde, zerschossen, total verwüstet da. Einige Tage vor Ausbruch des Krieges war ich dahin auf Besuch gekommen und hatte damals die prächtige Einrichtung, die idyllische Lage des Schlößchens an der Seine, gegenüber vom berühmten Schlosse Malmaison der Kaiserin Josephine, bewundert. Und jetzt hatten Malmaison und das

Landhaus der Fürstin das gleiche Schicksal erfahren, Beide waren in diesen Trümmern nicht mehr zu erkennen.

Man sah noch die in der Eile aufgeworfenen Verhaue, die gefällten Bäume, hie und da Tornister, zerbrochene Waffen; man sah die Spuren der Kugeln in den Bäumen und konnte genau bemerken, wie weit die Franzosen in ihrem ersten Anprall gegen Versailles gekommen waren, bis sie die Deutschen, durch rechtzeitigen Succurs unterstützt, zurückschlugen und damit die Uebergabe von Paris und das Ende des Krieges herbeiführten. Es fiel mir auch auf, daß in Versailles größere Theuerung herrschte als in Paris, mußte ich doch ein weiches Ei mit 2 Franken im Restaurant bezahlen. Versailles war überfüllt mit den dahin geflüchteten Parisern und dem Beamtenpersonal sämmtlicher Ministerien; dazu kam noch, daß alle aus Deutschland entlassenen Kriegsgefangenen dort concentrirt und in neue Regimenter eingetheilt wurden; das sonst so stille Versailles war nicht wiederzuerkennen.

Doch alle meine Bemühungen, den General im Ministerium des Krieges oder im Präsidentenhôtel zu erfragen, waren vergebens. Ich kam sogar auf die Idee, er möchte im Fort oben im Mont Valérien sein, und ging geradenwegs in die Festung hinauf. In gewöhnlichen Zeiten hätte ich mich ernstlichen Unannehmlichkeiten durch einen solchen Versuch ausgesetzt, unter den damaligen Verhältnissen aber riskirte ich nicht viel. Die Communards in ihrem ersten Freudentaumel hatten es übersehen, die Festung, die für sie einen unschätzbaren Werth gehabt hätte, zu überrumpeln.

Als sich am dritten Tage eine Deputation der neuen Communeregierung beim Commandanten der Festung meldete und von ihm die Uebergabe forderte, bedeutete er ihnen, sie sollten so schnell wie möglich verduften, sonst würden die Kugeln der Besatzung ihnen eine Begleitungsmusik aufspielen, die sie sobald nicht vergessen dürften. Seither hatten die Pariser keinen Versuch gemacht, sich des Mont Valérien zu bemächtigen. Und doch wäre es ihnen noch verhältnißmäßig leicht gewesen, dieses Paris beherrschende Fort in ihre Gewalt zu bringen, denn nach einem Gespräche zu schließen, das ich mit einer Schildwache anknüpfte, konnte der Commandant nicht mit Sicherheit auf seine Leute zählen. Es erhellte nämlich aus dem, was mir dieser Posten und später noch ein Corporal erzählten, daß man das Gerücht ausgestreut hatte, die neue Regierung schaffe das Militär überhaupt ab und sende die Leute in ihre Heimat zurück. Wer kann mit Sicherheit behaupten, daß bei solchen Aussichten die bethörte Garnison nicht mit den Communards fraternisirt hätte, wie die Regimenter in Paris selbst, wenn die Nationalgarden wirklich angerückt wären. Zum Glücke fehlte den Anführern in Paris die Einsicht und — der Muth.

Meine Nachforschungen indeß nach dem Aufenthalte des Generals blieben auch hier ohne Erfolg. Ich wandte nun meine Schritte nordwärts gegen Bougival und St. Germain. In ersterem Orte bemerkte ich, daß

die Häuser hier, wie auch die äußersten Häuser von Rueil vielfach auf der Südseite von Kugeln durchlöchert waren. Ich konnte mir das nicht erklären, denn die Kugeln mußten doch von feindlicher Seite, also von Norden her, die Häuser getroffen haben. Rueil, am Fuße des Mont Valérien gelegen, war ja von den Preußen gar nicht besetzt worden, und nach dem Waffenstillstande, wo sie Rueil und den Mont Valérien besetzten, konnten sie unmöglich die Häuser bombardirt und geplündert haben.

Mein Freund erklärte mir später das Räthsel; die Plünderung hatte lange vor der Belagerung durch die Franctireurs stattgefunden. Wie man weiß, hatte Trochu und die provisorische Regierung den Befehl gegeben, alle Brücken rings um Paris zu sprengen, alle Vorräthe nach Paris zu schaffen, kurz um Paris eine Wüste herzustellen, um den Preußen die Möglichkeit zu nehmen, sich zu verproviantiren. Die mit der Ausführung dieser Verordnung betrauten Franctireurs unterzogen sich dieser Pflicht mit gründlichem Eifer, sie räumten so sorgfältig auf, daß Nichts blieb als die nackten Mauern. Die Löcher in den Mauern auf der Nordseite rührten ebenfalls von französischen Kugeln her, von den Bastionen und vom Mont Valérien herab schoß man darauf los, ohne viel zu zielen. Man möchte fast sagen, sie schossen mit Kanonen auf Spatzen.

In den Feldern vor Bougival sah man viele tiefe Löcher in der Erde, in manchen sah man noch Fetzen von Teppichen und Vorhängen, in einem sah ich sogar einen vergoldeten Lehnstuhl. In diesen Löchern saßen oder hockten die preußischen Vorposten, in Teppiche eingewickelt, auf Lehnstühlen, und auf diese armen Teufel hatten es die französischen Artilleristen vom Mont Valérien besonders abgesehen.

Trostlos war wirklich der Anblick der ganzen, sonst so lieblichen Gegend zwischen Rueil und St. Germain. Wohin das Auge blickte, Nichts als Verwüstung, von den drei Brücken, die sich auf dieser Straße über die in Krümmungen dahinfließende Seine führen, ragten nur die Trümmer der Pfeiler aus dem Wasser hervor, während die Eisenbestandtheile der Brücken theils bis tief in's Wasser herabhingen, theils gespenstisch in die Luft ragten. Häufig war die Straße von großen Gräben, von Bäumen versperrt, die, von Kugeln zerschmettert oder mit Absicht gefällt, quer über dem Weg lagen. Und der blaue Himmel lachte über mir, milde Frühlingslüfte wehten über die verwüstete Gegend hin, und gerade dieser Gegensatz der fröhlichen, wiedererwachenden Natur mit dem zerstörungswüthigen Treiben der Menschen füllte das Herz und den Sinn mit tiefster Traurigkeit.

Erst gegen St. Germain zu, das außerhalb Schußweite liegt, hörte die Verwüstung auf, und konnte man wieder mit Thüren und Fenster versehene Häuser bemerken, die sonst überall ringsum Paris einsäumten.

Was war natürlicher, als daß die später nach dem Abzuge der Deutschen in ihre Häuser zurückkehrenden Bewohner diese für den entsetzlichen Zustand derselben verantwortlich machten, sie zu Barbaren stempelten

und alle Greuel der Verwüstung auf ihr Conto setzten. Haben sie ja sogar den Brand des Schlosses von St. Cloud, das bekanntlich von den Bomben des Mont Valérien zerstört wurde, der deutschen Barbarei in die Schuhe geschoben, wie ja überhaupt das Unglaublichste geglaubt wurde. So z. B. versicherte mir ein biederer Landmann in der Nähe von Bougival, die Deutschen würden die Franzosen nie besiegt haben, wenn ihnen die Russen nicht zu Hilfe gekommen wären; er selbst habe mit eigenen Augen mehrere russische Regimenter bei der Belagerungsarmee gesehen. Dem Manne solchen Unsinn auszureden, wäre vergebliche Mühe gewesen.

Wie schon einmal gesagt, haben nicht die Preußen die Umgegend von Paris verwüstet, sondern die Schaaren der Franctireurs auf Gebot der Regierung. Später freilich, während des harten Winters, holten sich die deutschen Truppen ihr Feuerungsmaterial, wo sie es fanden, und so kam es, daß Thüren und Fensterrahmen, Bretterböden und Dachbalken, ja sogar Möbel das Bivouacfeuer unterhielten.

Ich war frühzeitig von Rueil aufgebrochen, um nach St. Germain zu gelangen, da man nur zu Fuß dahin gelangen konnte. Die Brücken waren ja gesprengt, und man mußte in Kähnen über die Seine fahren.

Schon in Rueil hatte ich lebhaften Kanonendonner in der Richtung von Paris gehört, und diese Kanonade hielt den ganzen Vormittag an, so daß ich nicht anders dachte, als daß die Communards auch mit den Deutschen angebunden hätten. Auskunft konnte mir Niemand geben, so blieb ich in Ungewißheit, bis ich in St. Germain ankam. Mein erster Gang daselbst war zum Telegraphen-Amt. Mit großem Aplomb frug ich daselbst, ob keine Depeschen für den Herrn General X. eingetroffen seien. Der Beamte erwiderte mir, es seien ihm bereits davon zwei zugestellt worden. Diese Antwort war der erste Lichtstrahl in meiner Betrübniß, sie gab mir die Sicherheit, daß ich den so lange Gesuchten und Ersehnten in St. Germain finden würde.

Um nun zu erfahren, wo er wohne, fragte ich, wann die letzte Depesche eingetroffen sei, worauf ich die Antwort erhielt, der Briefträger sei vor zehn Minuten nach dem Pavillon Henri IV. gegangen, um die Depesche zu übergeben, er müsse sie jetzt schon übergeben haben. Das genügte mir; im Sturmschritt eilte ich auf die berühmte Terrasse von St. Germain, woselbst der Pavillon Henri IV. steht, und erkundigte mich, wo ich den General X. sprechen könne. Man wies mich in den Speisesaal, woselbst ich ihn mit seiner Familie beim Frühstück fand. Nach einer herzlichen Begrüßung und eingeladen, am Frühstück theilzunehmen, wurde ich von allen Seiten mit Fragen über das Schießen bestürmt, das man ununterbrochen seit früh Morgens auch in St. Germain vernahm. Ich konnte darauf leider keine Antwort geben, da ich ja nicht von Paris kam, sondern von Rueil, und man dort ebenfalls keine Kunde von den Vorfällen in Paris hatte.

Nach Beendigung des Mahles schritt der General mit mir auf die Terrasse und breitete auf dem Steingeländer derselben einen Plan von Paris mit Umgebung aus und suchte sich nach dem Schall der einzelnen Kanonenschläge Rechenschaft zu geben, wo eigentlich geschossen wurde. „Da, hören Sie," sagte er, „das unregelmäßige Schießen, das sind sicher die ungeschickten Communards; jetzt, jetzt, hören Sie, jetzt schießen die Preußen, das ist ihre Artillerie, ich kenne sie, habe ich sie doch bei Reichshofen und bei Sedan genügend kennen gelernt." Er glaubte also an ein Artilleriegefecht zwischen den Preußen und den Communards. Die Aufklärung über dieses vermeintliche Bombardement sollte mir erst der andere Tag bringen, als ich selbst nach Paris zurückkehrte. Es wurde in der deutschen Armee der Geburtstag des Kaisers Wilhelm gefeiert, und deshalb gab jedes der von den Preußen besetzten Forts der Reihe nach 100 Salutschüsse ab, was freilich eine ganz erkleckliche Anzahl von Schüssen ausmachte und die Pariser so recht dringlich an die Anwesenheit der Deutschen vor ihren Thoren mahnte.

Der kleine Vorfall in St. Germain zeigt aber, daß auch ein in hundert Schlachten grau gewordener General sich in Bezug auf Kanonendonner irren kann. Er hatte jedoch Wichtigeres mit mir zu besprechen. Bei seiner überhasteten Flucht aus Paris in der Nacht vom 18. März hatte er wichtige Briefschaften, sowie mehrere Equipirungsgegenstände mitzunehmen vergessen, und er fürchtete, daß erstere in die Hände der Communards fallen könnten, wenn diese sein Palais besetzten. Er wandte sich an mich mit der Bitte, ihm diese wichtigen Documente aus Paris zu holen, bezeichnete mir den Ort, wo ich sie finden würde, und gab mir den Schlüssel zur Lade. Ich bin überzeugt, daß der General nicht im Entferntesten daran dachte, daß er mir eine geradezu lebensgefährliche Expedition zumuthete, ein Militär nimmt es in solchen Dingen nicht genau; ich übersah jedoch klar die Gefahr, konnte aber das Ansuchen nicht ablehnen, hing doch meine Zukunft von dem Wohlwollen dieses Mannes ab. Ich sagte also zu, kehrte nach Rueil zurück, packte wieder ein und fuhr mit der Familie unbeanstandet in die rue de Lille zurück. Des anderen Tages früh Morgens begab ich mich in's Palais des Generals, um mich meines Auftrages zu entledigen; wie groß war aber mein Schrecken, als ich durch die halbgeöffnete Thüre im Vorhofe die Gewehrpyramiden der Communards sah, während diese selbst im Hofe herumlungerten. Ich suchte so schnell wie möglich das Weite, denn man hätte mich unzweifelhaft festgenommen, wenn ich hineingegangen wäre. Nun war guter Rath theuer. Ich selbst konnte nicht hinein, das stand fest; ich mußte also trachten, mit irgend Jemandem vom Dienstpersonal im Hause selbst in Verbindung zu treten und durch ihn die gewünschten Papiere herausschmuggeln zu lassen, — wenn sie nicht schon confiscirt waren.

Ich begab mich zu diesem Zweck in eine dem Palais gegenüber-

liegende Crêmerie, (Art Milchladen, wo man auch Milchkaffee trinkt) und beobachtete von dort aus das Hausthor. Als nach langem Warten endlich der Portier herauskam, ging ich ihm nach, holte ihn in der nächsten Straße ein, gab ihm die nöthigen Instructionen mit dem Schlüssel und bedeutete ihm, mir Alles Abends in meine Wohnung zu bringen, sich aber ja geschickt anzustellen und keinen Verdacht zu erregen. Er sagte mir, daß die im Hause postirten Nationalgardisten ziemlich anständige Leute seien und sich bis jetzt begnügt hätten, das Haus zu überwachen, ohne es zu durchsuchen; er würde den Auftrag gewiß gut ausführen. Richtig, gegen zehn Uhr Abends kam der Portier mit einem kleinen Felleisen, in dem das Gewünschte verschlossen sei.

Gleich des anderen Tages in der Frühe war ich auch schon am Bahnhofe, spähte aufmerksam umher, ob man nicht das Gepäck revidire, oder einen Passirschein verlange. Da Nichts von alledem geschah, so nahm ich getrost mein Billet und stieg in den Zug.

Ich saß in einem Coupé zweiter Klasse an der Wagenthür, neben mir eine dicke, behäbige Bürgersfrau und gegenüber drei junge Leute, die später eingestiegen waren. Der Zug setzt sich in Bewegung, und wir fahren im mäßigen Tempo vielleicht fünfzehn Minuten, als er plötzlich in der Nähe der äußeren Festungsmauer stille steht. Ich beuge mich zum Fenster hinaus, um zu sehen, was vorgeht, und bemerke zu meinem Entsetzen einen Schwarm Nationalgarden, die sich anschicken, die Wagen zu visitiren. Wenn man bei mir die Papiere und Effecten des Generals fand, so war ich ein verlorener Mann, ich wäre auf kurzem Wege füsilirt worden.

In meiner Todesangst beuge ich mich so weit wie möglich zum Fenster hinaus und schiebe mit dem rechten Fuße die unter dem Sitz befindliche Reisetasche soweit als möglich gegen die Mitte des Coupés in der Hoffnung, die Röcke meiner Nachbarin würden das todbringende Felleisen verdecken. Endlich reißt ein siebzehn- bis achtzehnjähriger, unbärtiger Bursch in Nationalgardenuniform die Wagenthür auf und schreit mit Stentorstimme: „pas d'armes, citoyens, pas de munitions", (keine Waffen, keine Munition, Bürger!) und dabei, um einen Einblick unter die Holzbank zu bekommen, streckt er die Hand aus, vor meinen Beinen vorbei, als ob er die Röcke meiner Nachbarin bei Seite schieben wollte. Diese nahm aber die Sache schief in der Meinung, er wolle ihr in die Waden kneifen; sie hebt die Hand drohend auf und apostrophirt den angehenden Marssohn mit etlichen saftigen Schimpfnamen, indem sie ihm zugleich eine ausgiebige Maulschelle antrug. Trotz meiner schrecklichen Lage konnte ich mich nicht enthalten, zu lachen, wobei mir die drei übrigen Reisegefährten secundirten, so daß der neugebackene Nationalgardist, empört, seine Würde verkannt zu sehen, wüthend die Wagenthür zuschlug. —

Ich war gerettet! Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich meiner Retterin um den Hals gefallen, aber ich durfte mir Nichts merken lassen

und so dankte ich ihr nur im stillen Herzen für den mir erwiesenen Dienst. In St. Germain wurde ich selbstverständlich mit offenen Armen empfangen und erhielt die Versicherung, daß meine Versetzung in ein anderes Gymnasium baldigst angeordnet würde. Beruhigt trat ich den Rückweg an, um in Paris auf diese günstige Entscheidung zu warten.

Doch Tag um Tag verging in tödtlicher Ungewißheit, die Commune hatte ihre anfängliche Harmlosigkeit immer mehr abgestreift und ihren wahren Charakter geoffenbart, die Schreckensherrschaft des Pöbels, der keine Gesetze kennt.

Es war für einen anständig gekleideten Mann mit Gefahr verbunden, sich auf der Straße zu zeigen. Mir wenigstens ist es nicht weniger als drei Mal passirt, von betrunkenen Nationalgardisten angehalten und mit Vorführung vor den Maire des Arrondissements bedroht zu werden. Es war nämlich die Verordnung erschienen, daß alle Männer unter vierzig Jahren sich zum Nationalgardendienst zu melden hätten. Dies gab diesen Strolchen das Recht, jeden bürgerlich gekleideten Mann, der noch nicht graue Haare hatte, anzuhalten und zum Dienste zu pressen. Ich war zum Glücke mit dem Schweizer Gesandten, der damals auch die Deutschen bei der französischen Regierung vertrat, gut befreundet, und seiner Vermittlung verdankte ich einen Paß, der mich als Schweizer Bürger legitimirte.

Sobald ich nun angehalten wurde, zeigte ich diesen deutsch geschriebenen Paß, den natürlich Keiner lesen konnte, vor dem sie aber großen Respect hatten.

Ueberhaupt erfreuten sich die Deutschen in Paris unter der Commune viel größerer Bewegungsfreiheit als vorher; die Herren Communards waren klug genug, nicht den Zorn der vor den Thoren der Ostseite drohenden deutschen Kanonen herauszufordern, und gaben auch in der That nie Grund zu einer Klage wegen Mißhandlung oder Ermordung deutscher Staatsangehöriger, wie ich solche mit eigenen Augen im Februar noch gesehen. Ich kann nicht umhin, auf diesen Vorfall zurückzukommen, dem ich kaum acht Tage nach meiner Rückkehr in Paris als unfreiwilliger Zuschauer beigewohnt habe.

Bei meiner Abreise von Paris nach Italien im August war mir ein Necessaire aus Silber auf dem Süd-Bahnhofe abhanden gekommen oder gestohlen worden. Ich begab mich daher nach meiner Rückkehr dort in das Bureau der gefundenen Gegenstände, das im Parterre mit Aussicht auf die Straße liegt. Während ich dort mit dem Beamten nach dem verlorenen Gegenstande unter den vorhandenen Effecten suche, hören wir von der Straße her ein furchtbares Gejohle und sahen alsbald eine Menschenmasse sich einherwälzen, in deren Mitte wir einen von Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten umgebenen Einspänner bemerkten. In dem Wagen saßen oder vielmehr lagen zwei mit Blut überströmte Menschen in zerfetzten Kleidern, deren blonde Haare und röthlicher Bart auf deutsche Ab-

stammung schließen ließ. Auf unser Befragen theilte man uns mit, es seien preußische Offiziere, die sich in Civil in die Stadt hatten schmuggeln wollen, wahrscheinlich um zu spioniren, seien aber erkannt und nach Gebühr vom entrüsteten Volke behandelt worden. Leider habe der nahe Wachtposten die arg Mißhandelten in Schutz genommen, sonst war es wohl um sie geschehen. Das erzählte ganz ruhig ein anständig aussehender Herr als etwas Selbstverständliches. Man kann sich daraus aber eine Vorstellung machen, wie gefährlich es damals für Deutsche war, in Paris sich bemerkbar zu machen.

Aber wenn auch auf dieser Seite sich die Gefahr gemindert hatte, so stieg dieselbe auf der anderen Seite durch die Zuchtlosigkeit der Menge, die sich Alles erlauben zu dürfen glaubte. Noch sehe ich das ehrwürdige Hôtel de ville, das schöne Pariser Rathhaus, wo so viele geschichtlich denkwürdige Ereignisse sich vollzogen hatten, das nun aber eher einer Kaserne glich, als dem Sitze der obersten Regierungsbehörden. Ueberall auf den Stiegen, Gängen, in den prachtvollen Sälen entweder Bassermann'sche Gestalten oder komödiantenhaft aufgeputzte sogenannte Generäle, Obersten, Commandanten, die ihre Bornirtheit und Gemeinheit mit handbreiten Goldborten zu verdecken suchten. Alles war Militär, Jeder trug das Käppi mit mehr oder weniger Goldstickerei. Wohin der Fuß trat, war Schmutz und Unrath, von Reinigung keine Rede; nie hätten sie auch Zeit dazu gefunden, sie mußten ja über Thiers, Mac Mahon und die Versailler schimpfen und, um sich vom Schimpfen zu erholen, auf Regiments-Unkosten sich besaufen. Auf den Fensterbrüstungen sah man Communards mit ihren Weibern sitzen, die Beine außerhalb der Fenster in der Luft baumelnd. Auf dem Platze vor dem Rathhause waren Kanonen aufgefahren, da konnte man auf den Kanonenläufen rittlings sitzend, jene Megären beobachten, welche später als petroleuses, zu deutsch als Mordbrennerinnen, eine so große Rolle beim Brande der Tuilerien, des Rathhauses und der anderen öffentlichen Gebäude spielten. Man konnte da wirklich mit Schiller sagen: „Wehe, wenn sie losgelassen". Der Anblick dieser verlotterten Weiber war das Gräßlichste, was die Commune dem Auge bieten konnte.

Es war gefährlich geworden, eine den jetzigen Gewalthabern, die mit ihren rothen Schärpen in den Ministerien und Regierungsgebäuden paradirten, entgegengesetzte Meinung zu haben, denn man täusche sich nicht, es war nicht allein das Gesindel, das für die Commune schwärmte und für sie sein Blut vergoß, auch das Kleinbürgerthum, der echte Pariser épicier, den die Versailler Regierung durch ihre kluge Verordnung, daß alle seit der Belagerung gestundeten Wechsel, alle rückständigen Miethzinse sofort zu bezahlen seien, aus dem Häuschen gebracht hatte, auch er war der schönen Communeregierung dankbar, daß sie einfach decretirte, Schulden seien bis auf weitere Verfügung nicht zu bezahlen.

Das erste Blut war am Vendômeplatz am 22. März geflossen, woselbst die von Bergeret befehligten betrunkenen Rotten in die dicht gedrängten Reihen der unbewaffneten Friedensdemonstranten hineinschossen. Die Demonstranten zerstoben in alle Winde und trugen die Schreckenskunde in alle Stadtviertel von Paris. Zwanzig Todte blieben auf dem Pflaster liegen. Nun wußte man, daß es mit der Commune bitterer Ernst war. Alles war jetzt begeistert für die Commune, als die aus den Wahlen vom 26. hervorgegangenen Mitglieder des Centralcomités am 28. auf der mit rothen Fahnen drapirten und mit Blumen geschmückten Tribüne erschienen, umgeben von ihrem goldstrotzenden Offiziersstab, während auf dem Platze vor dem Rathhause und in den naheliegenden Straßen über hundert Bataillone Bürgerwehr en parade in der Sonne ihre Bajonette blitzen ließen. Wer das hunderttausendstimmige „vive la commune“ hat erbrausen hören, der wird über den Taumel und den Enthusiasmus der Pariser während des Aufenthaltes des Zaren in der französischen Hauptstadt nicht sonderlich verwundert sein. Ein Schlagwort, eine kecke Initiative, Witz und Geist reißt den Pariser zu überschwänglichem Enthusiasmus hin, das leichtlebige Volk giebt sich den ersten Eindrücken hin, ohne sich viel mit den Folgen seiner Handlungen in der Zukunft den Kopf zu zerbrechen.

Das Volk wurde auch gründlich bearbeitet durch die zahllosen neuen Zeitungen, die wie Giftpilze aus dem Boden schossen. Es ist unmöglich, höhern Blödsinn zu verzapfen, als man im Père Duchesne lesen konnte, aber leider ist es ja nicht in Paris allein so, daß man blödsinnige Behauptungen eher glaubt, als vernünftige.

Schon war es unmöglich geworden, Paris zu verlassen, ohne einen vom berüchtigten Polizeipräfecten Raoul Rigault unterfertigten Passirschein vorweisen zu können. Herein durfte man, hinaus nicht. Jede Postverbindung hatte aufgehört, und man erfuhr nur durch die verlogenen Zeitungen hier und da Etwas über die Vorgänge außerhalb Paris.

Meine Lage war geradezu unerträglich geworden, von Tag zu Tag hoffte ich auf irgend eine Nachricht vom General, der ganze April war verflossen, ohne Aussicht auf eine bessere Zukunft. Im Gegentheil, die Lage wurde immer drückender; die Versailler Regierung hatte allen Ernstes die Belagerung von der Ostseite begonnen; die Pariser spotteten jedoch ihrer Anstrengung, wußten sie sich doch von der Westseite durch die deutschen Truppen geschützt, die dem Kampfe unthätig und schadenfroh zusahen.

Auch der Mont Valérien gab nunmehr im Brummbasse seine Stimme im Kanonenconcert ab und überschüttete die gegen Westen gelegenen Stadttheile mit Geschossen. Das kümmerte aber die Pariser sehr wenig, sie waren von der großen Belagerung her an's Schießen gewöhnt, und der Tag und Nacht andauernde Kanonendonner störte ihren Schlaf in keiner Weise. So sah ich, als ich eines Tages in den Champs Elysés spazieren

ging, die Alleen voll von Spaziergängern, die Bonnen mit den Kindern den Späßen des Guignol (Pariser Wurstel) lauschend, als plötzlich unweit des Industrie-Palastes eine Bombe krachend auf dem Pflaster zerplatzte, nachdem sie einen Gascandelaber zerschmettert hatte. Es war wohl ein allgemeines Rennen, Retten, Flüchten; aber nach einer Viertelstunde war Alles wie zuvor, und Gassenbuben boten den Vorübergehenden Bombensplitter zum Kaufe zwei Sous das Stück. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich damals verdammt wenig Interesse für die Sache der Commune hatte, im Gegentheil mich brachten diese fortwährenden Siegesbulletins der Communards zur Verzweiflung. Ich faßte den Entschluß, um jeden Preis den General von meiner Lage brieflich in Kenntniß zu setzen. Auf meinen Streifereien längs des Seineufers hatte ich bemerkt, daß die kleinen Personendampfer unbehelligt durch die Austerlitzbrücke hindurch bis zur Brücke von Bercy fuhren, woselbst bereits die deutschen Wachtposten standen. Dort, so dachte ich mir, muß doch wohl wieder die Post functioniren; ich werde also bis dahin fahren und dort meinen Brief an den General aufgeben. Des anderen Tages mit meinem Brief, den ich auf der Brust verwahrte, bestieg ich das bateau-mouche, den Propeller, und fuhr flußaufwärts an Notre Dame, dem Jardin des Plantes vorbei, als plötzlich das Schiff vor dem Pont d'Austerlitz sich gegen das rechte Ufer wandte, woselbst ich einen Haufen Nationalgardisten gewahrte. Alle Passagiere mußten aussteigen, vor dem Commandanten des Trupps vorbeidefiliren, unter der Brücke durchgehen, um dort ein anderes Schiff behufs weiterer Beförderung nach Charenton zu besteigen. Es wurde mir ganz schwül zu Muthe mit meinem fatalen Brief auf der Brust; wenn man mich visitirte, so war ich sicher, erschossen zu werden. Ich nahm meinen ganzen Muth zusammen, möglichst unbefangen zu scheinen, zündete in aller Eile noch eine Cigarette an und ging anscheinend ganz sorglos über den Landungssteg. Dort empfing mich der Offizier mit den Worten: „Sie gehören noch zur Nationalgarde, Sie haben noch keine vierzig Jahre", worauf ich lächelnd erwiderte, daß ich mich durch seine Meinung sehr geschmeichelt fühlen würde, wenn ich ein Frauenzimmer wäre, aber abgesehen davon, daß ich über vierzig Jahre hätte, sei ich nicht französischer Staatsbürger, und wies ihm meinen Schweizerpaß vor. Dann fragte er mich, was ich in Charenton zu suchen hätte; in meinem Landhause nachsehen, ob es noch auf demselben Flecke steht, war die Antwort; worauf er ein kurzes „Passez" ausstieß, so daß ich den anderen Passagieren durch die Brücke folgen konnte. In Charenton gab ich meinen Brief auf, der auch richtig an seine Adresse gelangte, ohne daß jemals die ersehnte Antwort den Weg zu mir gefunden hätte. Man konnte ja von Versailles nach Paris kommen, aber nicht umgekehrt von Paris nach Versailles fahren.

Unterdessen wird es aber von Tag zu Tag ungemüthlicher in Paris, trotz der verschiedenen Spectakelstücke, die von der Communeregierung

inscenirt werden, um das liebe Publicum zu unterhalten und dessen Aufmerksamkeit von ihren Gewaltthaten abzulenken, als da sind die Verhaftung der Geiseln, insbesondere des Erzbischofs Dorboy, die Verfolgung der Priester, die Niederreißung des Hauses des verhaßten Präsidenten Thiers und der Vendômesäule 2c. Dagegen veranstaltete man ein Autodafé am Boulevard Voltaire zu Füßen der Statue des Philosophen, nicht um Ketzer zu verbrennen, beileibe, sondern um feierlichst eine Guillotine zu verbrennen, „die der Tyrann Thiers hat neu anfertigen lassen". Sie konnten ja leicht das mörderische Instrument entbehren, hatten sie doch die noch mörderischeren Chassepotkugeln zu ihrer Verfügung. In den Sälen der Tuilerien giebt es Concerte, in den Kirchen debattiren die verschiedenen Clubs, wobei die Sacristeien in Kneipen verwandelt werden. In den Schaufenstern der Kaufläden sah man Caricaturen so schamloser Art, daß ein Kanonier hätte darüber erröthen müssen. In dem Frauenzimmerclub in der Kirche Saint Jacques wurde über Gott, die Religion, die Ehe debattirt. Die Bürgerinnen beschlossen die Abschaffung all dieses Blödsinns, die Ehe zudem wurde als ein Attentat auf die guten Sitten gebrandmarkt. Um ihren antireligiösen Gefühlen Ausdruck zu geben, hatten sie den Weihwasserkessel mit Tabak angefüllt, den Hochaltar zum Schenktisch erkoren, dem Muttergottesbild die Uniform einer Marketenderin angezogen und eine Tabakspfeife in den Mund gesteckt.

Zur Zeit der großen Revolution, während Robespierres Schreckensherrschaft, konnte es nicht anders gewesen sein; die Communards äfften nur in Worten und Thaten dieses Vorbild nach.

Doch genug von diesen Gräueln, die Jeden, der sie miterlebt, gründlich von socialen Anwandlungen heilen mußten.

Wir waren schon im wunderschönen Monat Mai, Alles duftete und blühte in der Natur, ja sogar die Föderirten zeigten Neigung zur Sentimentalität, sah ich doch mehrere Bataillone vom Fort Issy zurückkehren, die in die Läufe ihrer rauchgeschwärzten Gewehre blühende und duftende Fliederbüsche gesteckt hatten — nur ich war der Verzweiflung nahe, da sich keine Hilfe, keine Aussicht zeigte, dem drohenden Verderben zu entgehen. Meine Hilfsquellen waren nahezu erschöpft; ich mußte um jeden Preis dieser qualvollen Situation ein Ende machen, wollte ich nicht verhungern. Ich beschloß, auf jede Gefahr hin selbst nach Versailles zu gehen, um dort die Entscheidung über mein Schicksal herauszufordern.

Es gelang mir, einen Bäckermeister, der tagtäglich zweimal zwischen St. Denis und Paris verkehrte, um Brod und Lebensmittel in die Stadt zu führen, mich, als seinen Gehilfen verkleidet, auf seinem Wagen mitzunehmen, da er einen Passirschein für zwei Personen besaß und die Wachen am Thore, wie er selbst sagte, es nicht so genau nähmen. So fuhr ich denn am 10. Mai ohne Anstand aus der unheilbringenden Stadt hinaus nach St. Denis und von dort zu Fuß in langem Bogen durch die

Ebene bis zum Mont Valérien, dessen Bomben über meinem Kopfe hinweg zur Stadt sausten; schlug dann den schon Ende März einmal zurückgelegten Weg durch den Wald von Versailles ein und kam dort zu Tode erschöpft gegen Mittag an.

Vor Allem suchte ich den General auf, auf dem meine ganze Hoffnung beruhte und auf den ich um so mehr rechnen zu können glaubte nach dem Dienste, den ich ihm erwiesen.

Er war soeben vom Frühstückstische aufgestanden und empfing mich sogleich, trotzdem er im Begriffe war, einer militärischen Conferenz beizuwohnen. Ich setzte ihm mein Anliegen auseinander, betonte meine Nothlage und bat ihn, mir Rath zu ertheilen. Seine kurze, knappe Antwort war der Zusammenbruch aller meiner Hoffnungen, der Ruin meiner ganzen Existenz. In solchen Zeiten, sagte er, müsse Jeder für sich sorgen. Das Vaterland sei in Gefahr, und die Pflicht, es zu retten, gehe über Alles. Es sei unmöglich, bei der jetzigen Sachlage persönliche Angelegenheiten zur Sprache zu bringen. Ich möge übrigens beim Unterrichtsminister vorsprechen, vielleicht könne dieser mir Hoffnung auf die Zukunft geben.

Ich wußte genug. Meines Bleibens war nun nicht mehr in Frankreich, welches auch mein Schicksal in fremden Landen sein mochte. Mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich kehrte nach St. Denis zurück und fuhr von dort nach Compiègne, woselbst Prinz Albert von Sachsen als Commandant des 3. Armeecorps sein Hauptquartier hatte. Ich hatte nämlich in früheren Jahren in Turin die Erziehung des Neffen des sächsischen Prinzen geleitet, nämlich des Herzogs von Genua, dessen Mutter eine sächsische Prinzessin und die Schwester des Prinzen Albert war. Diesen hatte ich bei einem seiner Besuche seiner Schwester in Italien am Lago Maggiore kennen gelernt.

Der deutsche Fürst empfing mich in dem prunkvollen Schlosse, das vor Jahresfrist noch das tolle Treiben des Napoleonischen Hofes gesehen hatte, mit herzerquickender Liebenswürdigkeit. Ich schilderte ihm die Hoffnungslosigkeit meiner Lage, theilte ihm den Entschluß mit, Frankreich zu verlassen und bat ihn, mir zu diesem Zweck dadurch behülflich zu sein, daß er mir zwei Empfehlungsschreiben mitgeben wolle, das eine an den sogenannten Präfecten von Paris, Raoul Rigault, behufs Erlangung eines Passirscheines, das andere an die Bahnverwaltung der Ostbahn behufs freier Fahrt für mich und meine Familie nach Straßburg.

Mit der größten Liebenswürdigkeit erklärte er sich bereit, meinen Wunsch zu erfüllen, meinte jedoch, da ich jedenfalls besser Französisch verstände als er und seine Adjutanten, so möchte ich beide Empfehlungsbriefe gleich selbst redigiren, was sofort geschah. Er meinte dann, daß der Brief an Raoul Rigault keine Wirkung haben werde, mir im Gegentheil schaden

könnte. Ich beruhigte ihn aber in dieser Hinsicht, denn nach meinen Erfahrungen hatten die Communards einen gewaltigen Respect vor den Deutschen, und eine Empfehlung von so hoher Seite würde dem Selbstgefühl des aufgeblasenen Wichtes unendlich schmeicheln. Wir sprachen sodann über die Vorkommnisse in Paris, ich übergab dem Prinzen mehrere Pariser Zeitungen und konnte dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, warum die deutschen Truppen all diesen Gräueln so gleichmüthig zuschauten, während es in ihrer Macht lag, dem ganzen Spuk mit einem Schlag ein Ende zu machen. Der Prinz entgegnete, daß vor Allem die deutsche Regierung von keiner Seite aufgefordert worden sei, zu interveniren, und dann sei jeder Tag, den der Bürgerkrieg länger dauere, ein Gewinn für die deutsche Sache und eine Schwächung für die französische. Er befragte mich auch über die Streitkräfte und die militärischen Hilfsmittel, über welche die Commune verfüge, doch konnte ich ihm hierüber nur ganz unzulängliche Auskunft geben, da ich mich um derlei Sachen nie gekümmert hatte.

Mit einem herzlichen Glückwunsch für mein künftiges Wohlergehen entließ mich der Prinz; ich mußte aber noch eine Fluth von Fragen aller Art von Seiten der Adjutanten über mich ergehen lassen, bevor ich das Schloß verlassen konnte. Ueber St. Denis kehrte ich dann wieder nach Paris zurück.

Dort vor dem Thore trat mir so recht grell der Unterschied zwischen deutschem und französischem Wesen vor Augen. Herüben ein strammer hochgewachsener Garde-Grenadier in tadelloser Uniform, gemessen auf und abmarschirend, dort am Thore ein zerlumpter, schmutziger, kleiner Knirps in Nationalgardeuniform, am Schilderhaus lehnend, gähnend, das Gewehr neben sich stehend und aus einer Gipspfeife rauchend, mit einem Worte ein getreues Abbild der Lumpenwirthschaft der Commune.

Nach Hause zurückgekehrt, theilte ich meiner Frau meinen unabänderlichen Entschluß, Frankreich zu verlassen, mit, stieß jedoch diesmal auf keinen so energischen Widerstand wie bei Beginn der ersten Belagerung. Die Unannehmlichkeiten (so nannte sie die Gräuel der Commune), denen man jetzt in Paris ausgesetzt war, hatten ihren Sinn weniger patriotisch und gefügiger gemacht.

Ich hatte nur mehr ein Gefühl, fort, fort von dieser wahnwitzigen, blutrünstigen Stelle und der noch größeren Zahl von Feiglingen, die sich diese Blutherrschaft gefallen ließ. Am selben Abend ging es an's Einpacken des Nöthigsten. Des anderen Tages schon meldete sich bei mir ein Beamter der Ostbahn, um mir eine Freikarte nach Straßburg zu überreichen auf Grund der Empfehlung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Sachsen. Jetzt blieb mir noch die schwierigere Aufgabe, den Passirschein von dem gefürchteten Despoten Rigault zu erlangen. Zu diesem

Zwecke begab ich mich in die Höhle des Löwen, in die Präfectur. Ich hatte mich jedoch sehr getäuscht in meiner Meinung, leicht Zutritt zu diesem ehemaligen verbummelten Studenten zu erhalten. Als ich auf den Pont neuf kam, stand von dort bis über den ganzen Platz schon eine lange Reihe von je zwei Personen angestellt, die zu demselben Zwecke wie ich gekommen waren, nämlich um einen Passirschein zu erhalten. Zu beiden Seiten der Reihe standen Nationalgardisten, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Anstatt irgend einem Schreiber die Ausfolgung der Passirscheine zu überlassen, hatte der Bürger Rigault sich das selbst vorbehalten, wahrscheinlich kitzelte es seinem Stolz, Tausende vor sich als Bittsteller erscheinen zu sehen.

Die neuen Machthaber nahmen es mit den Bureaustunden nicht so genau, brachten sie doch meistens die Nächte in wilden Orgien zu, so daß sie sich erst früh zu Bette legten. Es war deshalb auch schon Mittag, ehe die ersten eingelassen wurden, und um zwei Uhr hieß es, die Audienzen seien beendigt. Ich hatte seit neun Uhr geduldig auf dem Pflaster gestanden und gewartet, und nun sollte all diese Mühe umsonst gewesen sein? Ich drängte mich vor, ging geradewegs durch das Thor und die Stiege hinauf. Mein sicheres Auftreten imponirte offenbar den Nationalgardisten, denn sie ließen mich ungehindert durch. Oben rief ich im Vorzimmer einen wüst aussehenden Kerl, der als Huissier fungirte, zu, ich müsse augenblicklich mit dem Bürger Raoul Rigault sprechen; ich hätte Wichtiges mit ihm zu verhandeln; als ob ich keinen Widerspruch duldete, übergab ich ihm meine Visitenkarte, mit welcher er auch hinter der Thür verschwand. Nach fünf Minuten schon kehrte er mit dem ausgefertigten Passirschein zurück mit dem Bemerken, der Bürger lasse sich entschuldigen, er sei jetzt durch wichtige Geschäfte verhindert, mich zu empfangen. Das Schreiben des fürstlichen Commandanten des III. Armeecorps hatte das Wunder bewirkt, daß er mir, ohne mich gesehen zu haben, den Passirschein zuschickte. Leider war ich dadurch auch der Gelegenheit beraubt, eine so berüchtigte Persönlichkeit von Angesicht zu Angesicht betrachten zu können. Unter den Mordbrennern von Paris nimmt er jedenfalls die hervorragendste Stelle ein.

Nun gab es kein Halten mehr. Des andern Tages zog ich mit meiner Familie wieder zum Thore hinaus, durch dieselbe Porte d'Allemagne, durch welche ich nach Ueberwindung so vieler Hindernisse Anfangs Februar eingezogen war, und bestieg in Pantin den Zug, der mich meiner neuen Heimat entgegenführen sollte. Daß ich gut daran gethan hatte, mit solcher Eile Paris den Rücken zu kehren, bewies die Folge. Schon zwei Tage nachher drangen die Versailler Truppen durch die Porte de la Muette in Paris ein, concentrisch gegen das Herz der Stadt vordringend. Die Rue de Lille, wo ich wohnte, läuft parallel mit der Seine und war bei ihrem Ausgang in die Rue Bonaparte stark verbarricadirt.

Es tobte ein ziemlich heftiger Kampf in der Straße, der den Versaillern viele Opfer kostete. Um nun zur Barricade ohne Blutvergießen zu gelangen, schlugen die Versailler auf der linken Häuserreihe Löcher durch die Feuermauern und drangen so langsam aber sicher von Haus zu Haus vor. Die Communards aber, welche Lunte gerochen hatten, gossen Tonnen Petroleum in die der Barricade zunächst liegenden Häuser, um durch den Brand derselben die Versailler am Vordringen zu hindern. Unter diesen Häusern befand sich auch das, welches ich mit meiner Familie bewohnt hatte. Mit Schaudern denke ich daran, was aus uns geworden, wenn wir geblieben wären. Erschossen oder verbrannt.

Mythologie und Völkerkunde.

Von

Th. Achelis.

— Bremen. —

Es ist der ewig unvergängliche Ruhm der neueren Sprachwissenschaft, daß es ihr gelungen ist, in die nebelumsponnenen Anfänge des arischen Urvolks, von denen keine schriftliche oder monumentale Ueberlieferung auf unsere Tage gekommen ist, ein klärendes Licht geworfen und uns mit der Geschichte der Sprache zugleich eine Entwicklung der religiösen, mythologischen und rechtlichen Ideen, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, gezeichnet zu haben. Mag auch über Einzelheiten ein heftiger Kampf unter den betheiligten Fachgenossen bestehen, die Thatsache dieser Erschließung jener großartigen, umfassenden Perspective bleibt durch diese Controversen — ich erinnere nur an das heikle Problem des Ursitzes unserer prähistorischen Vorfahren — unberührt. Es lag auch in der Natur der Sache, daß man geneigt war, die Züge dieses Bildes unbedenklich zu verallgemeinern und z. B. aus jener Analyse der ältesten indogermanischen Vorstellungen den Typus des primitiven menschlichen Mythus überhaupt zu gewinnen, ohne weitere Rücksicht auf andere ethnographische Gruppen in der Völkerfamilie. So konnte es kaum ausbleiben, daß diese Reconstruction, von einem gewissen idealen Zug getragen, jene Zustände in einer farbenprächtigen Beleuchtung erscheinen ließ, mit der die Schilderung der modernen Anthropologen von dem Charakter der Naturvölker seltsam contrastirte. Insbesondere gilt das von der angeblichen Naturauffassung, die meist in dem Lichte einer zarten dichterischen Anempfindung gefeiert wurde, als Resonanzboden für recht complicirte ästhetische und ethische Regungen. Um sich diesen Standpunkt zu vergegenwärtigen,

muß man einen Blick in die Untersuchungen werfen, mit denen seiner Zeit epochemachende Forscher, wie Adalbert Kuhn, Max Müller u. A. die Principien der Sprachwissenschaft in die Mythologie einführten. Sprachliche Metaphern sollten den Anfang des mythischen Processes gebildet haben, wie schon in dichterischer Bezeichnung die Strahlen der Sonne als Rosse und im Hinblick auf ihre versengende Gluth als Pfeile aufgefaßt seien. Denn die Vorfahren Homers, ruft Max Müller aus, werden nicht solche Idioten gewesen sein, um die Sonnenstrahlen wirklich für Rosse oder für Pfeile zu halten, und doch ist er gezwungen, eben den Dichtern selbst die volle Naivetät, den phantastischen Wahnsinn, welchen er der älteren Entwicklungsstufe erspart wissen möchte, zuzuschreiben*). Es ist das ein Zeichen dafür, daß die sprachliche Untersuchung allein zur Lösung des Problems kaum ausreicht, so wichtig und unentbehrlich auch ihre Hilfe bis zu einem gewissen Grade sein mag; hier muß eine breitere Forschung mit noch umfassenderem Material einsetzen, nämlich die vergleichende Völkerkunde.

Orientiren wir uns zunächst ganz über die Bedeutung der sprachlichen Vorarbeit. Wenn man mich fragen würde, erklärt Müller etwas emphatisch, was ich für die wichtigste Entdeckung halte, die im neunzehnten Jahrhundert in Bezug auf die alte Geschichte der Menschheit gemacht worden ist, so würde ich sagen, es sei die folgende einfache etymologische Gleichung: Sanskrit DYAUS H — PJTAR = Griechisch ZEYSPATER = Lateinisch JUPITER = Altnordisch TYR. Man bedenke, was diese Gleichung besagt. Sie besagt nicht nur, daß unsere eigenen Vorfahren und die Vorfahren von Homer und Cicero dieselbe Sprache redeten, wie die Bewohner Indiens — dies ist eine Entdeckung, welche längst aufgehört hat, Staunen zu erregen, so unglaublich sie auch Anfangs klang — sondern sie besagt und beweist auch, daß sie alle einst denselben Glauben hatten und eine Zeit lang dieselbe höchste Gottheit unter genau demselben Namen verehrten, einen Namen, welcher Himmel = Vater bedeutet. Ein Gelehrter, der sich auf die See der alten Geschichte und namentlich der alten Religion und Mythologie hinauswagt, ohne diese kurze Gleichung stets vor Augen zu haben, ist ebenso hilflos wie ein alter Seefahrer ohne einen Compaß; er mag manchen Sturm überstehen, am Ende aber muß er doch Schiffbruch leiden. (Anthropolog. Religion S. 80.) Ja man kann es vollauf verstehen, wenn derselbe Gelehrte an einem anderen Orte versichert, daß, „so oft ich über die religiösen, mythologischen und sittlichen Ideen uncivilisirter Völkerstämme und über das Licht, welches sie über dunkle Capitel der arischen oder semitischen Religion, Mythologie oder Ethik verbreiten, zu schreiben wagte, ich stets vorher einen bestimmten Einblick in ihre Sprache zu gewinnen oder mich des Beistandes sachkundiger Gelehrten zu versichern suchte, um vor einem völligen Fehlgehen bewahrt zu bleiben, wenn ich mir auch alle-

*) Vgl. Max Müller, Essays II, 10 ff. und Wundt, Ethik S. 51 ff.

zeit der dünnen Eisdecke, auf die ich mich wagte, auf's Peinlichste bewußt blieb"*). (Natürl. Religion S. 495.) Diese Veranlassung, um nicht zu sagen, Nothwendigkeit sollte bei dem tagtäglich anwachsenden ethnologischen Material nicht ausbleiben; mußte doch schon Max Müller von den Zulumärchen und Fabeln Akt nehmen, die den deutschen, durch Grimm gesammelten auf ein Haar glichen, und ebensowenig konnte er sich, wie er offen bekennt, des unwiderstehlichen Eindruckes einer völligen Gleichartigkeit bei den entsprechenden polynesischen und indianischen Sagen und Mythen erwehren. Es darf wohl als charakteristischer Umstand angeführt werden, daß der große Sprachforscher das äußerst gehaltreiche Buch von Gill, Myths and Songs from the South Pacific, London 1876, mit einer längeren Einleitung herausgab. Zwar hält er auch jetzt an der wesentlich formalen Behandlung fest, wenn er z. B. schreibt: Als man fand, daß fast jedes Volk, ob nun civilisirt oder uncivilisirt, etwas Aehnliches besaß, und daß diese verschiedenen Mythologien die überraschendsten Uebereinstimmungen aufwiesen, konnten sich die Philosophen der Annahme nicht entschlagen, daß die Mythologie nothwendig in der menschlichen Natur begründet sein müsse, daß in all der Unvernunft, die unter dem Namen Mythologie geht, doch auch einige Vernunft liegen müsse. Den Grund entdeckte man in der Sprache, in ihrer natürlich voranschreitenden Entwickelung von den Wurzeln zu Worten, in dem Zwange, Wurzeln, die menschliche Thätigkeiten bezeichneten, zur Benennung der auffallendsten Erscheinungen der objectiven Welt verwenden zu müssen, vielfach auch darin, daß die ursprüngliche Bedeutung solcher Namen vergessen wurde. Die Mythologie, welche zuerst gleichsam Wahnsinn zu sein schien, der über das Menschengeschlecht in einer bestimmten Periode seiner Entwicklung gekommen war, ist jetzt als unvermeidliche Entwicklungsstufe in dem Wachsthum der Sprache und des Denkens — denn die beiden sind immer untrennbar — erkannt worden. Sie repräsentirt, was wir in der Geologie eine metamorphische Schicht nennen würden, eine durch vulcanische Ausbrüche der darunter liegenden Felsmassen herbeigeführte Erschütterung der vernünftigen, verständlichen und gehörig geschichteten Sprache. Es ist metamorphische Sprache und Denken, und es ist die Pflicht des Geologen der Sprache, in den weithin zerstreuten Fragmenten dieser mythologischen Schichte die Reste von organischem Leben, vernünftigem Denken und dem ältesten religiösen Sehnen des menschlichen Herzens zu entdecken. (Natürl. Religion S. 498.) Aber trotz seiner ausgesprochenen und nur zu begreiflichen Vorliebe für die rein etymologische Untersuchung des zuständigen Materials ist er doch, wie schon angedeutet, unbefangen genug, nicht auch den Werth einer allgemeineren Perspective zu

*) Vgl. D. Brinton's gleichlautende Aeußerungen in seinem vorzüglichen Werk, auf das wir später noch zurückkommen werden: American Hero-Myths, Philadelphia 1882, S. 204.

verkennen. Für die Anhänger dieser völkerpsychologischen Richtung (so heißt es weiter) ist die Mythologie eine nothwendige Entwicklungsstufe, die der Mensch überall in der Welt durchmachen muß. Sie suchen daher nicht nur da nach Analogien, wo der gemeinsame Ursprung von Völkern und Sprachen, die bestimmte Mythen mit einander gemein haben, erwiesen ist, sondern auch da, wo eine solche Verwandtschaft allem Anschein nach nicht möglich ist. Sieht man der Sache tiefer auf den Grund, so läßt es sich wohl nicht verkennen, daß diese Erweiterung des ursprünglichen Standpunktes psychologisch geradezu unvermeidlich war. Die Sprachwissenschaft nämlich kann schwerlich, ohne sich selbst untreu zu werden, über die Sphäre der einzelnen ethnischen Gruppen herausgreifen, innerhalb deren sie, eben je nach dem Grade der inneren Verwandtschaft der betreffenden Idiome untereinander, die Giltigkeit von Gesetzen zu erweisen sucht. Darüber hinaus vermag sie höchstens einige farblose allgemeine Beziehungen der Lautäußerungen zu den Vorstellungen und Ideen zu bestimmen, wobei aber schon der feste Untergrund der verläßlichen Erfahrung für die Untersuchung nicht unbedenklich erschüttert zu werden beginnt. Mit anderen Worten: die Sprachen sind ganz und gar Solitärproducte*) bestimmter Völkergruppen, aus denen der geistige Entwicklungsgang der menschlichen Vernunft überhaupt nicht in concreto erschlossen werden kann, da die ethnographische Eigenart sich überall als hemmende Schranke für eine derartige allgemeine Deduction erweist. Hier setzt nur gerade die durch keine derartige Fessel beengte Perspective der vergleichenden Völkerkunde ein, die, und zwar gerade bei den stammfremdesten Völkerschaften, eine überraschende Uebereinstimmung in mythologischen Ideen mit Evidenz nachgewiesen hat. Hier erst, auf diesem durch keine topographischen und culturhistorischen Rücksichten eingeschränkten Gebiete finden wir die Umrisse des so häufig verfehlten allgemeinen Menschlichen aufdämmern, weil eben erst die moderne Ethnologie uns das echte Modell des Homo sapiens, das so lange Zeit ein täuschendes Blendwerk einer eitlen Philosophie war, kennen gelehrt hat**).

Ohne uns in eine langathmige Definition der Völkerkunde einzulassen, dürfen wir wohl auf leidliche Zustimmung rechnen, wenn wir es als ihre Aufgabe bezeichnen, den Entwicklungsgang des Menschengeschlechts von den dürftigsten Ansätzen an nach allen Richtungen geistigen Schaffens in organi-

---

*) Vergl. über diesen Punkt Post, Einleitung in das Studium der ethnolog. Jurisprudenz, S. 26, Oldenburg 1886.

**) Auf die Irrthümer und Mißgriffe, um nicht zu sagen, Voreiligkeiten der Linguistik, meist hervorgerufen durch Fehlschlüsse aus bloßen phonetischen Uebereinstimmungen, legen wir kein principielles Gewicht, obwohl solche Thorheiten nicht selten sich unverdient lange erhalten haben. So wurde z. B. die indianische Gottheit Votan (bei den Mayas) mit dem germanischen Wotan in unmittelbare Beziehung gebracht oder selbst von einem Humboldt als eine Ableitung von Odin oder Buddha erklärt (vgl. Brinton, American Hero-Myths S. 212 und Max Müller, Natürl. Religion S. 440 ff.).

schem Zusammenhange zu verfolgen. In dieser socialpsychologischen Perspective, wie sie schon den ungefähren Umrissen nach der scharfsinnige Voltaire ahnte, erscheinen alle späteren, in der geschichtlichen Ueberlieferung fixirten ethnischen Eigenthümlichkeiten, ja der Typus der sonst durch eine Kluft von einander geschiedenen Rassen wie ausgelöscht, besonders wenn es sich um die primitive Structur mythischer und religiöser Gedanken handelt, um die Urelemente unserer Weltanschauung. Es ist deshalb so bezeichnend, daß man Anfangs, als diese seltsamen Analogien von allen Seiten des Erdballs zusammentrafen, nur um eine Erklärung zu ermöglichen, auf die abenteuerlichsten Entlehnungs-Hypothesen verfiel. Unter den Indianern sollten sich Reste der verlorenen israelitischen Stämme vorgefunden, auf den polynesischen Eilanden die zweifelhaften Kushiten Elemente der Genesis verbreitet haben u. s. w., bis der einzig richtige kritische Gesichtspunkt fixirt wurde, für alle solche geographische Uebertragungen einen genauen Beweis zu verlangen. Selbst Forscher, die in erster Linie dieser Anschauung des Völkergedankens, um einen bekannten Bastian'schen Ausdruck zu gebrauchen, abgeneigt sind, wie z. B. der treffliche Fr. Ratzel, können doch nicht umhin, Angesichts des überwältigenden Materials der socialpsychischen Perspective — wie sie übrigens, um ein anderes Gebiet zu berühren, auch höchst charakteristisch in rechtlichen Ideen und Einrichtungen hervortritt — eine gewisse Berechtigung einzuräumen. So erklärt er: Wenn wir höher steigen, so kommen wir zu jenen mythologischen Entwickelungen der Götter- und Seelenlehren und der Kosmogonien, welche Pflanzen vergleichbar, deren Same der Wind verträgt, überall, wo Menschen sind, gleich in Grundgedanken, aber auch erstaunlich ähnlich in Einzelheiten aufsprießen und oft wuchernd sich entfalten. Gerade wie bei den Pflanzen erstaunt uns diese Aehnlichkeit um so mehr, je schwankender, reicher und dabei aus vielen Einzelheiten sich zusammensetzend ihr Aufbau, je mehr an Größe, Masse, Wuchs sie mit dem Himmelsstrich sich abändern, um nur um so fester die Eigenartigkeit der Form festzuhalten. Die Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten sind auf diesem Gebiet so häufig, daß selbst Beobachtern, welche gar nicht einmal weit um sich sahen, solche Anklänge auffielen. Hartt, der eine Sagensammlung des Amazonengebietes anlegte, fand sofort die Schwanenjungfrau, den Werwolf, das Ueberholen im Wettlauf eines schnellen Thieres (Hirsch) durch ein langsames (Schildkröte) heraus. Und sie sind nicht vereinzelt, sondern treten in ganzen Mythenbauten und Sagenkreisen auf, wie Bleek einen im ‚Reineke Fuchs in Afrika' dargestellt hat. Die Einkleidungen mögen von Ort zu Ort wechseln, wesentlich bleiben zwei Dinge zu beachten: der unverwüstliche Grundgedanke und die zufällig in diesem oder jenem Theil unverändert erhaltenen Einzelheiten der Einkleidung. Ideen scheint der Mensch in unbeschränkter Menge und Mannigfaltigkeit erzeugen zu können, und man mag dann allein an spontane Entstehung gleichartiger Ideen in weit entlegenen Gebieten glauben. Wenn einst eingehende

Forschungen nachweisen sollten, daß neben der Armuth an materiellen Gütern der Reichthum an Gedanken in Märchen und Sagen bei den Buschmännern überraschend sei, so würden wir darin nichts Erstaunliches sehen. (Anthropogeographie II, 718.)

Dies Problem ist von so ausschlaggebender Bedeutung, daß wir nothgedrungen noch Etwas dabei verweilen müssen. Schon Peschel betonte gegenüber der Zerrissenheit des Menschengeschlechts die Thatsache der geistigen Einheit, die sich dem unbefangenen Beobachter des Völkerlebens unwiderstehlich aufdrängt, mit ganzem Nachdruck: Auf dieselben Gedanken oder auf dieselben Wahnbilder sind die Bewohner von vier Welttheilen gerathen, und wir können dies Zusammentreffen nur auf eine doppelte Weise erklären: Denn entweder entstanden jene Verirrungen schon, als die sämmtlichen Spielarten unseres Geschlechtes noch eine engere Heimat bewohnten, oder sie haben sich selbstständig entwickelt nach der Zerstreuung über den ganzen Erdkreis. Ist das Letztere wahrscheinlich, dann gleicht sich das Denkvermögen aller Menschenstämme bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen (Völkerkunde S. 27). Läßt man mithin die so wie so recht strittige Frage nach dem sogenannten Ursitz der Menschheit bei Seite, so bleibt nur die andere Möglichkeit einer ursprünglichen psychischen Gleichartigkeit übrig, eine Annahme, die Altmeister Bastian als zwingende Nothwendigkeit für die ethnologische Forschung höchst anschaulich entwickelt: Als mit Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Uebereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich mit einander deckten unter ihren localen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Betrachtung getäuscht worden, mit näherem Eindringen jedoch ließ sich bald die nur local bedingte Färbung von dem überall gleichartig darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappirt, vom Zufall zu sprechen, aber der stets wiederholte Zufall negirt sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Coincidenzen, und bald war, wie immer, der „geheime Bautrieb" bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Uebertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schürzend. Dies war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf dem so schlüpfrigen Gebiet, wie dem psychischen. Jetzt in Folge des sich theilweise erschöpfenden Materials haben leitende Gesetze sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so als nicht mit subjectiver Absicht, sondern rein objectiv gewonnen auf naturgemäße Begründung Anspruch machen. Von allen Seiten, aus allen Continenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Nothwendigkeit. Allerdings ist unter klimatischen (oder localen) Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen; aber in beiden schafft ein gleiches Wachs-

thumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter seinem heiteren Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Scandinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Gestaltungen des Urwaldes, um diesen zu entsprechen, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Ueberall aber gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken unter dem Gange des einwohnenden Entwickelungsgesetzes festzustellen sowohl für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, wie für die religiösen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestirten Wachsthumsgesetze des Menschengeistes, das, wie gesagt, bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen. (Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen, S. 8.)

Das gilt nun in erster Linie von den großen mythischen Gedankenschöpfungen, die geradezu kosmopolitisch genannt werden können, und die Zusammenstellungen, welche Bastian von diesen alle räumlichen, zeitlichen, topographischen und culturhistorischen Schranken überspringenden Parallelen giebt*), sind geradezu verblüffend. Nicht minder ist dieser Typus aber auch z. B. bei einem so anscheinend bloßer Laune unterworfenen Gegenstand wie den Masken zu beobachten, die man auch nicht letzten Endes, wie mit vollem Recht der treffliche R. Andrée bemerkt, mit dem bloßen Wandern aus einem angeblichen Centralpunkt erklären kann. Letzterer kann dann endgiltig nur auf ein einziges Individuum zurückgeführt werden, in dessen Gehirn die erste Conception der Masken entstand. X, ein egyptischer Priester zur Zeit der so und so vielten Dynastie, erfand die Maske. So ungefähr würde die Wandertheorie im Verfolg sich gestalten, wenn der historische Beweis zu erbringen wäre, und die Möglichkeit darf nicht geleugnet werden. (Ethnographische Parallelen. N. F. Leipzig 1889, S. 108.)

Auch hier erscheinen solche Uebereinstimmungen, so gesetzmäßige Züge trotz aller Variationen im Detail, daß gleichfalls für diese primitiven Anfänge des Kunstsinnes ein bestimmtes organisches Wachsthum unverkennbar ist. Daß trotzdem gelegentlich eine Uebertragung und Entlehnung stattgefunden hat, daß z. B. Motive indischer Kunst sich in Indonesien wiederfinden und vielleicht auch noch weiter gewandert sind, wird dadurch nicht berührt, nur muß jeder Zeit, wie schon früher angedeutet wurde, ein entsprechender inductiver Beweis für eine solche Wechselwirkung verlangt werden,

*) Vgl. z. B. Ethnische Elementargedanken, II, 225, wo sich neben den Buddhisten und Brahmanen die Maori, die Finnen, die Tlinkiten, Guineer u. s. w. auf ein und demselben geistigen Niveau zusammenfinden, oder „Zur Lehre vom Menschen“ (Berlin 1895) II, 29, wo die Analogien zwischen polynesischer und indianischer Mythologie erörtert werden.

widrigenfalls wir es mit einer bloßen Vermuthung, die an sich Nichts besagt, zu thun haben.

Haben wir somit den Standpunkt der Völkerkunde ganz im Allgemeinen fixirt, so würde es sich in zweiter Linie darum handeln, die Structur der Mythologie wenigstens ihren allgemeinen Zügen nach zu bestimmen. Es bedarf wohl keines besonderen Beweises, daß wir selbst unter diesem Vorbehalt dazu nicht im Stande sind, wir würden Seiten füllen, und es wäre noch kein Ende abzusehen. Dagegen können wir wohl den Entwickelungsgang und die Hauptgegenstände des mythologischen Bewußtseins in aller Knappheit skizziren, wobei wir natürlich von jeder zeitraubenden Polemik von vornherein absehen. Ebenso sei gleich am Anfang bemerkt, daß für die concrete ethnologische Auffassung Religion, Mythologie und Cultus ein untrennbares Ganze bilden, das man nicht einigen speculativen Definitionen und dialektischen Erörterungen zu Liebe zerstören sollte. Ein nicht geringer Theil der müßigen Controversen über die angebliche Religionslosigkeit der Naturvölker ist in der That nur aus dem Umstande entstanden, weil man ganz einseitig gewisse sittliche Momente betonte und dem gegenüber solche Punkte, wie Opfer, Vorstellungen über die Seele, über ein künftiges Leben u. s. w. völlig außer Acht ließ. Da es mit der Moral der Naturvölker bekanntlich seine besondere Bewandtniß hat und gerade hier die unglaubliche Einseitigkeit unseres landläufigen Urtheils recht unverblümt sich zu erkennen giebt, so wäre es wirklich sonderbar, wenn sich dieser Gegensatz zu unseren ethischen Normen nicht auch in den höchsten religiösen Ideen bemerkbar machen sollte*). Außerdem darf man nicht vergessen, in welch fragmentarischem Zustande uns die meisten Mythologien der Naturvölker überkommen sind, und wie wenig wir häufig in der Lage sind, zu entscheiden, was priesterliche Speculation ist, und was originales Product des betreffenden Volkes selbst; von dieser niederen Mythologie, wie man sie wohl genannt hat, wissen wir leider nur allzu wenig.

Wenn wir in der Zergliederung dieses psychologischen Processes mit den erhabensten theogonischen und kosmogonischen Ideen beginnen, so ist das z. B. ein Beweis für das Schwergewicht, das für unsere Untersuchungen ein hergebrachtes philosophisches Schema besitzt. Fragt man sich nämlich ganz unbefangen, ob das naive Bewußtsein eines Naturmenschen oder etwa eines Kindes mit diesen abstracten Operationen und Factoren seine Orientirung in der Welt anfängt oder höchst wahrscheinlich anheben würde, so kann man nur ein unumwundenes Nein darauf antworten. Es ist in der That doch kein Zufall, sondern entspricht einem tieferen psychologischen Gesetz, wenn die Missionare bei ihren häufig allerdings nicht sehr geschickten Katechisirungen in Betreff des schwerwiegenden Problems der Weltschöpfung

*) Vgl. dazu die Ausführungen von Brinton, American Hero-Myths p. 23 und Myths of the New World, p. 309 ff., 315.

meist einem verständnißlosen, stumpfen Erstaunen begegneten; es liegt eben begreiflicher Weise außerhalb ihres geistigen Gesichtskreises. Trotzdem treten uns in den meisten Religionen der Naturvölker, bei denen aber auch, wie schon angedeutet, priesterliche Dialektik mit im Spiele gewesen, unzweifelhafte, mehr oder minder verhüllte Anklänge mono- oder henotheistischer Art entgegen. Wie die Polynesier (die freilich auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe geistiger Entwickelung stehen) den erhabenen Schöpfer Himmels und der Erden Tangaloa*) oder Takaroa verehren, bei all ihrer Hinneigung zu einer Evolutionslehre, so begegnen wir bei den nordamerikanischen Indianern dem geheimnißvollen Manito**) oder bei den hoch cultivirten Incas Visacocha***) oder bei den Zulus den ewig alten Ukulunkulu. Das ursprüngliche Motiv dieser Ideenverbindung scheint aber die überall auf Erden zu beobachtende und noch weit in die Zeiten vorgeschrittener Cultur hineingreifende uralte Ahnenverehrung gewesen zu sein, wie sie sich ja auf dem fruchtbaren animistischen Nährboden, selbst innerhalb der kleinen primitiven Stammesgenossenschaften, von denen höchst wahrscheinlich jede weitere sociale Differenzirung sich abzweigte, ganz natürlich entwickeln mußte. Es ist unseres Erachtens aber höchst bezeichnend, daß überall, wo nicht ein schärferes Nachdenken eingreift oder eine ernstere Auffassung sich geltend macht, diese höchste Spitze der Himmlischen gleichsam in den Wolken verschwindet, unnahbar für die Bitten und Flehen der gewöhnlichen Sterblichen. Die Odschi an der Westküste Afrikas versichern das ebenso feierlich für ihren Gott Nyankupong, wie die Polynesier von Tangaloa; deshalb hält sich der gemeine Mann, um der Noth des Daseins zu steuern, an die Dii minorum gentium, an die ihm vertrauten und fürsorglichen Heiligen, die auch in außerchristlichen Landen nicht fehlen.

Für das Stadium aber des mythologischen Bewußtseins, das wir allen Analogien nach für die primitiven Naturvölker anzunehmen haben, kann von einem klar erkannten, scharf formulirten Monotheismus keine Rede sein, vielmehr kann man mit Tylor nur sagen: Die Lehre, an der niedere Rassen festhalten, ist ein Polytheismus, der in der Oberherrschaft einer höchsten Gottheit gipfelt. Hoch über der Lehre von den Seelen, von den göttlichen Manen, von den localen Naturgeistern, von den großen Wasser- und Elementargottheiten lassen sich in der wilden Theologie bald verzerrt, bald majestätisch gewisse Schattenbilder der Vorstellung von einem höchsten

*) Vgl. dazu Bastian, Heilige Sage der Polynesier, S. 11 ff., Moerenhout, Voyages aux îles du Grand Océan I, 419, Fornander, The Polynesian race I, 221 und eine Schrift des Verfassers „Ueber Mythologie u. Cultus von Hawaii", Braunschweig 1895, S. 9 ff.

**) Vgl. dazu Brinton, Myths of the New World, p. 53 ff.

***) Vgl. Brinton, American Hero-Myths, S. 174 ff.; die hohe Vollendung dieses Gottesbegriffes glaubte man (nach Brinton mit Unrecht) nur aus christlicher Uebertragung ableiten zu können.

Wesen unterscheiden, welche durch die Geschichte der Religion hindurch mit wachsender Stärke und zunehmendem Glanze zu verfolgen sind (Anfänge der Cultur II, 33).

Neben diesem mächtigen Ahnencult (dessen animistische Bedeutung seltsamer Weise ein so völlig rationalistisch-nüchternes Volk wie die Chinesen übrigens bis auf den heutigen Tag in seinem vollen Umfang bekanntlich anerkennen*), macht sich gleichzeitig die ebenso allgemein menschliche Naturverehrung geltend, von der die vergleichende Sprachwissenschaft meist in ihren Erörterungen auszugehen pflegt. War doch vielfach schon die wirthschaftliche Existenz der Völker, namentlich wo sie Ackerbau trieben, von dem Stande der Gestirne abhängig, eine Thatsache des unmittelbaren praktischen Lebens, die längst vor dem so viel mißbrauchten dichterischen Anempfinden der elementaren Gewalten sich die Beachtung des Naturmenschen erzwungen hatte. Wie wenig dieser landläufige Maßstab einer symbolischen oder gar allegorischen Naturauffassung für die Naivetät eines mythenschaffenden, aber trotzdem daran mit unverbrüchlichem Glauben hartnäckig festhaltenden Bewußtseins paßt, hat noch jüngst v. d. Steinen unter seinen brasilianischen Waldkindern am Schingú erfahren und mit köstlichem Humor dargestellt**). So sehr man auch immerhin mit Ratzel den in allen Mythologien wiederkehrenden Gegensatz des Himmels und der Erde als einen Weltmythus bezeichnen kann (Völkerkunde I, 54), so ist dem gegenüber doch nicht zu vergessen, daß schon aus psychologischen Gründen das Plötzliche, das mit ungeahnter Wucht Hereinbrechende einen tieferen unauslöschlicheren Eindruck auf die lebhafte Phantasie der „Wilden" macht. Gewitter, Meteorfälle, vulkanische Eruptionen, von Katastrophen wie Erdbeben und Sintfluthen ganz abgesehen, finden sich deshalb in allen großen mythologischen Schöpfungen***). Es ist deshalb aller Beachtung werth, wenn Schwartz gerade auf diesen Zusammenhang hinweist und dabei auch die volle Realität dieses naiven Glaubens gegenüber einem hochgesteigerten, feinsinnigen, auf bewußter Illusion beruhenden Naturcultus betont. Es ist keine auf dem Doppelsinn des

---

*) Vergl. darüber neuerdings das interessante Werk von Lamairesse, l'empire chinois et le bouddhisme en Chine et en Thibet. Paris 1893, pag. 355 ff.

**) Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, Berlin 1894, S. 353 ff.

***) Auf die allbekannten Beispiele des indogermanischen Sagenkreises über den Sonnenmythus brauchen wir hier wohl nur hinzudeuten; bemerkenswerther ist es, daß auch die indianischen Traditionen genau dasselbe Detail bieten: Wunderbare Geburt des Sonnenhelden, Kampf mit seinem Vater, Untergang und Versprechen einstiger Rückkehr u. s. w. (vergl. Brinton, American Hero-Myths, p. 43 ff., 54, 90 ꝛc.). Auch die vielfach noch als speciell arisch bezeichneten Erzählungen über den Raub des Feuers sind ungemein weit verbreitet, so z. B. bei den Polynesiern in den interessanten Mauimythen enthalten (vergl. Bastian, Heil. Sage, S. 209 ff. und Grey, Polynesian mythology p. 20 ff.). Sofern damit der Anfang einer höheren Entwickelung gegeben ist, der Gott mithin als Culturheros erscheint, kommen wir noch auf diesen Punkt zurück (vergl. noch Schwartz, Prähistorisch-anthropologische Studien, Berlin 1884, S. 505 ff.).

Wortes beruhende Darstellung der Natur, wenn der sich schlängelnde Blitz als Schlange, der heulende Sturm als Hund oder Wolf, der dröhnende Donner als Hufschlag himmlischer Donnerrosse, der brüllende als das Brüllen eines himmlischen Stieres galt, oder wenn in den Regenströmen des Gewitters der Himmel als ein Meer erschien, der hin- und herschießende Blitz als ein Fisch, welcher den Feuerfunken verschluckt u. s. w., sondern für den Glauben waren Alles dies Realitäten, wie die irdischen, die sich nur durch das Wunderbare, Zauberhafte, Geheimnißvolle und Gewaltige von diesen unterschieden, die aber eben dadurch nur um so mehr die Phantasie anregten und geeignet waren, Gegenstände des Glaubens zu werden. (Prähistor.-anthropol. Studien, S. 104.) So entschieden der frühere euhemeristische Standpunkt eines flachen, poesielosen Rationalismus zu verwerfen und jetzt auch wohl ziemlich allgemein verlassen ist (vergl. noch für Amerika Brinton, American 2c., S. 35), so sehr muß man sich hüten, wie schon früher angedeutet, in den umgekehrten Fehler einer complicirten Symbolisirung zu verfallen, die nach allen Gesetzen psychologischer Entwickelung erst das Resultat einer verhältnißmäßig sehr weit vorgeschrittenen Gesittung ist. Die zweite unendliche Fundgrube für die mythenbildende Kraft der Menschen ist ihr Verhältniß zur Thierwelt, eine Beziehung, deren Innigkeit uns blasirten Culturmenschen schon bis auf einen kleinen Rest völlig abhanden gekommen ist. Die über die ganze Welt verbreitete Thiersage gründet sich auf diese uralte Anschauung, deren unmittelbare Naivetät wir nachträglich durch einen sehr unangebrachten romantischen Nimbus von Grund aus verfälscht haben. Wie gesagt, um den richtigen Standpunkt zu gewinnen, muß man sich aller eingewurzelten ästhetischen Axiome entäußern und die Welt des Scheins für baare Wirklichkeit nehmen. Vor allen Dingen dürfen uns die Thiere nicht mehr durch eine tiefe Kluft von uns getrennt erscheinen, sondern (etwa in dem Sinne der modernen Descendenztheorie) als völlig wesensverwandt und nur durch graduelle Stufen unterschieden. Der erfahrene Reisende und Beobachter der Stämme niederer Gesittung, v. d. Steinen, bemerkt mit Recht: Wir sagen, der Eingeborene anthropomorphisirt in seinen Märchen, er läßt die Thiere reden und handeln wie Menschen. Das ist von unserem Standpunkt aus richtig, aber wenn wir glauben wollen, er statte die Thiere nur zu dem Zweck, eine hübsche Geschichte zu erzählen, mit menschlichen Eigenschaften aus, so wäre das ein gewaltiges Mißverstehen, es hieße nicht mehr und nicht weniger, als ihm all sein Glauben und Wissen wegdisputiren. Sein Glauben: denn in die wunderbaren Geschichten, die er von den Thieren berichtet, setzt er dasselbe Vertrauen, wie jeder überzeugte Christ in die Wunder der Bibel; sein Wissen: denn er könnte die ihn umgebende Welt ohne seine Märchenthiere ebenso wenig begreifen, als der Physiker die Kraftcentren ohne Stoffatome — si parva licet componere magnis. Wir müssen uns die Grenzen zwischen Mensch und Thier vollständig wegdenken. Ein beliebiges Thier kann klüger

oder dünner, stärker oder schwächer sein, als der Indianer, es kann ganz andere Lebensgewohnheiten haben, allein es ist in seinen Augen eine Person genau so, wie er selbst, die Thiere sind wie die Menschen zu Familien und Stämmen vereinigt, sie haben verschiedene Sprachen wie die verschiedenen Stämme, allein Mensch, Jaguar, Reh, Vogel, Fisch, es sind Alles nur Personen verschiedenen Aussehens und verschiedener Eigenschaften. Man braucht nur ein Medicinmann zu sein, der Alles kann, so kann man sich von einer Person in die andere verwandeln, so versteht man auch alle Sprachen, die im Walde oder in der Luft oder im Wasser gesprochen werden. Der tiefere Grund für diese Anschauung liegt darin, daß es noch keine ethische Menschlichkeit giebt; es giebt nur ein Schlechtsein und ein Gutsein in dem groben Sinne, daß man Anderen Unangenehmes oder Angenehmes zufügt, aber die sittliche Erkenntniß und das ideale, weder durch Aussicht auf Lohn, noch durch Furcht vor Strafe geleitete Wollen fehlt ganz und gar. Wie sollte da eine unübersteigliche Kluft zwischen Mensch und Thier angenommen werden? (Unter den Naturvölkern, S. 351.) Es ist der Gipfel aller Thorheit, wenn man auch jetzt noch behauptet hat, die Auffassung der Thiere in den bekannten, überall auftauchenden Fabeln und Märchen sei lediglich ein geistreiches Spiel mit Metaphern und Allegorien gewesen, für das jeder Glaube an eine reale Persönlichkeit gefehlt habe. Schon der über die ganze Erde verbreitete Thierdienst (von dem indianischen Totemismus*) noch ganz abgesehen) mit all seinen Ausläufern (so die uralte Vorstellung von der Verwandlung der Menschen in Thiere, von den Werwölfen, den Vampyren u. s. w.) straft diese Ansicht Lügen; wie zäh übrigens noch ein hoch cultivirtes Volk an dieser ursprünglichen Anschauung festhalten kann, beweist u. A. der egyptische Thierdienst**). Zu demselben Ergebniß gelangt man, wenn man sich erinnert, mit welch religiösem Nimbus einzelne Thiere ganz besonders umwoben waren, so vor Allem die Schlange, die meisten großen Raubthiere, die noch jetzt häufig nur unter Beobachtung aller möglichen Ceremonien gejagt werden, und endlich die Vögel, die nicht blos als Götterboten eine Rolle spielen, sondern öfter direct als Incarnationen der Himmlischen angesehen werden. Es versteht sich endlich von selbst, daß erst unter dieser Voraussetzung die bekannte Lehre von der Metempsychose oder der Seelenwanderung, die ja besonders in Indien und Egypten unter den Händen

*) Vergl. Brinton, Myths of the New World, p. 104 ff. Freilich ist für den Totemismus auch ein mächtiger socialer Zusammenhang unverkennbar, indem der Ausdruck als solcher ein Clan-Abzeichen bedeutet (Max Müller, Anthropol. Religion, S. 409); auch hier berührt sich, wie so oft im Völkerleben, Religion und Recht (vergl. Kohler, Ursprung der Melusinensage, Leipzig 1895, S. 37 ff. und Post, Grundriß der ethnol. Jurisprudenz).

**) Vergl. im Allgemeinen Lubbock, Anfänge der Civilisation II, 221, Lippert, Culturgeschichte II, 403 ff. und eine ausführliche Untersuchung von Bastian, Das Thier in seiner mytholog. Bedeutung. Zeitschrift für Ethnologie I, 45 ff. und 158 ff.

einer herrschsüchtigen Hierarchie zu einer entsetzlichen Bedrückung der Gemüther führte, ihre volle psychologische Erklärung findet. Ja, hier knüpfte der Ahnencultus wieder an die Vorstellungen von dem Schicksal der abgeschiedenen Seele insofern an, als gerade der Stammvater sich häufig in ein Thier verwandelte, das nun fortan göttliche Verehrung genoß, um so, wenn auch nur in einem Abbilde, den Seinen nahe zu sein. Der Begriff nämlich der Vernichtung, ja des Todes als eines einfachen chemischen, natürlichen Processes ist dem naiven Bewußtsein, wie aus unzähligen Beispielen bekannt, schlechterdings unzugänglich. Man ist somit durch die Documente der Völkerkunde zu der Annahme gezwungen, daß die Lehre von der unabhängigen Fortdauer der Seele von dem Körper und von jeglicher materieller Umhüllung erst ein Product viel späterer Erkenntniß ist; jedenfalls fehlt ihr auf den primitiven Stufen der für unseren Glauben so charakteristische sittliche Zug, der dem naiven Egoismus des Menschen, der sich mit allen Fibern an die Form irgend eines individuellen Daseins klammert, erst eine höhere Weihe verleiht (vergl. Tylor, Anfänge der Cultur II, 2).

So wird die ganze Natur, von dem einfachen Holzklotz des Fetischanbeters*) durch alle Stadien der religiös-mythologischen Entwickelung hindurch bis zu der umfassenden Verehrung der Himmelskörper und der Sonne im Besonderen, in den Bereich der unendlich schaffenslustigen Phantasie des Naturmenschen gezogen, und auch hier beginnen sich schon, trotz aller ethnographischen Variationen im Einzelnen, die großen Umrisse eines organischen psychologischen Wachsthums zu zeigen, das für eine künftige vergleichende, die ganze Menschheit umfassende Mythologie der Ausgangspunkt und zugleich das Ziel der Forschung sein wird. Wir haben schon früher bemerkt, daß wir von vorne herein darauf verzichten müssen, hierüber in eine nähere Erörterung einzutreten, allein eine Beziehung, die so recht deutlich das Bindeglied zwischen Religion und Mythologie bildet, und wo andererseits der so eminent wichtige sociale Factor für diesen Proceß sich geltend macht, können wir nicht wohl übergehen, das ist die Incarnation der Götter als Culturheroen. Sobald die untersten Stufen roher Gesittung verlassen werden, begegnen wir bei den meisten Völkern diesen typischen Erscheinungen, welche unzweideutig den intellectuellen Fortschritt ausnahmslos an die Entdeckung des Feuers**) knüpfen, als des Culturelements par excel-

*) Vgl. darüber das sorgfältige Werk von Fr. Schultze, Leipzig 1871; Bastians Jugendschrift San Salvador (Bremen 1859) enthält übrigens eine reiche Fundgrube für eingehendere Untersuchungen, außerdem seine neuere Schrift: Der Fetisch (Berlin 1884) und etwa Lippert, Culturgeschichte II, 363 ff.

**) Wir lassen hier die heikle Frage der sog. Erfindung des Feuers, die anfänglich wieder in linguistischen Kreisen viel zu speculativ behandelt wurde — so in der bekannten Schrift von Ad. Kuhn über die Herabkunft des Feuers — absichtlich bei Seite; auch die Völkerkunde hat noch unter diesem Druck zu leiden, wie v. d. Steinen nicht ohne Humor

lence, der sich dann auf allen technischen Gebieten mächtig bekundet. Es mag genügen, auf einige, dem gewöhnlichen indogermanischen Sagenkreise ferner liegende Beispiele zu verweisen. In den so interessanten polynesischen Ueberlieferungen begegnen wir neben den anerkannten Göttern höherer Ordnung dem Sonnenhelden Maui, der den Menschen das Feuer bringt und damit alle weiteren technischen Künste, um ihr anfänglich dürftiges Dasein zu verbessern. Wie überall gelingt das nur durch List, wider den Willen der auf ihre Macht neidischen Himmlischen, und so ist denn Maui der wahre Culturheros, der populäre Held, der durch seine Intelligenz (die sich auch in manchen burlesken Till Eulenspiegel-Streichen bekundet) über alle Feinde den Sieg davonzutragen versteht. Genau derselben Idee begegnen wir in Amerika; bei den nordamerikanischen Indianern ist es Menabozho oder Michabo, bei den Mexicanern Quetzalcoatl, bei den Mayas Itzamna und Kukulcan, bei den Peruanern (Quichua) Viracocha, nur daß hier, was in der polynesischen Tradition mehr verhüllt ist und nur gelegentlich durchbricht, diese Gestalt häufig mit der obersten Gottheit geradezu identificirt ist, als Schöpfer und Regierer der Welt. Sein Interesse an dem Fortschritt der Menschen, sagt Brinton, war derart, daß er persönlich unter den Vorfahren des Volkes erschien und ihnen die nützlichen Künste lehrte, ihnen Mais gab und andere Pflanzen, sie in die Mysterien ihrer Religion einweihte, die Gesetze bestimmte, welche ihr sociales Leben ordneten, und nachdem er sie auf diese Weise auf den Weg zu ihrer eigenen Vervollkommnung brachte, sie verließ, ohne den Tod erlitten zu haben, sondern in geheimnißvoller Art ihren Blicken entschwand. Deshalb wurde allgemein an seine einstige Rückkehr geglaubt. (American Hero-Myths p. 27.) Auch hier ist es hoffnungslos, durch irgend eine fictive Uebertragung der Ideen das Räthsel zu lösen; es ist vielmehr unwiderleglich festgestellt, daß wir es hier mit einem völlig authentischen Glauben der Eingeborenen zu thun haben, alle Parallelen aus den arischen, egyptischen und semitischen Sagenkreisen beweisen, daß hier keine Entlehnung vorliegt, sondern das organische Wachsthum allgemein menschlicher Ideen, die überall demselben Nährboden entspringen, der gleichgestimmten Phantasie des Homo sapiens, die im Angesicht der großen elementaren Naturerscheinungen mit psychologischer Nothwendigkeit zu denselben Bildern gelangt*).

---

an Peschel nachgewiesen hat (Naturvölker S. 227 ff.). Auch sollte man nicht vergessen, daß hier, wie sonst, verschiedene Wege nach Rom führen und es sehr schwer gegenwärtig auszumachen ist, welche der verschiedenen Methoden in der That die ursprüngliche gewesen ist (vgl. im Allgemeinen Schurtz, Völkerkunde, S. 35).

*) Ein besonders charakteristischer Zug mag noch beiläufig angeführt sein, der mit dem Hervorbrechen der Sonne aus der Dämmerung zusammenhängt, das ist die jungfräuliche Geburt des Heros, wie sie den Peruanern nicht minder bekannt war, wie den alten Egyptern (Brinton American p. 34 u. p. 90 ff.). Daß aber keine geschichtlichen Elemente in Naturmythen gesucht werden dürfen, gilt heutzutage als ziemlich allgemein zugestanden,

Wie bereits früher angedeutet, gehört Religion, Mythologie und Cultus nach ethnologischer Auffassung untrennbar zusammen; gerade für den Naturmenschen bildet der weitläufige Apparat des Cultus mit seinen verwickelten Ceremonien, Opfern, Fasten u. s. w. den Hauptpunkt seiner religiösen Weltanschauung. Schon der überall auf seine Macht und Bedeutung eifersüchtige Priesterstand sorgt dafür, daß von den Einzelnen, wie vom Stamme und Staate diesen Obliegenheiten die gebührende Aufmerksamkeit zu Theil wird. Wir können hier nun nicht die verschiedenen Sphären der religiösen Verehrung (den Stein-, Baum-, Wasser-, Erd-, Feuer-, Thiercultus und andere Formen) schildern, sondern wir beschränken uns nothgedrungen auf einige Bemerkungen über die verschiedenen psychologischen Elemente des Cultus. Derselbe zerfällt in Gebet, Gelübde, Opfer, die alle drei ziemlich allgemein verbreitet sind. Wie in hochgesteigerten Culturen dem Worte eine mythisch-speculative Rolle zufällt (so bei den Indern, Juden, Persern und Egyptern), wie das richtige gedächtnißmäßige Lernen des „Wortes" die verlangte officielle Rechtfertigung des Glaubens enthält, so begegnen wir schon Anfängen dieser Art auf den niederen Entwickelungsstufen, wo es sich um Mehrung des Eigenthums, Schädigung des Feindes u. A. handelt. Viel ausgedehnter ist freilich die Wirksamkeit der Fasten und Gelübde, die von den westafrikanischen Quixilles und Mokisso bis hinein in das Juden- und Christenthum den häufig recht blutig-ernsten Hintergrund des Cultus bilden. Es ist nicht zu verkennen, daß gerade hierin ein nicht unerhebliches civilisatorisches Mittel liegt, wie denn selbst die rohesten Stämme, welche das Hirn aus den Köpfen der noch lebenden Schlachtopfer saugen, wie die Jagas, sich willig solchen Prüfungen unterziehen. Besonders in den so weit verbreiteten Geheimbünden, welche — wie die mittelalterliche Vehme — die mangelnde staatliche Justiz ersetzen, entfaltet sich dies System der Kasteiung und mannhaften Bewährung zu seiner vollen Höhe: diese gewöhnlich bei erlangter Altersreife vollzogenen Pubertätsweihen haben ihren letzten historischen Ausläufer im bekannten Ritterschlag. Der stärkste Druck aber wird auf die Gottheit durch das Opfer ausgeübt, indem dasselbe auf Grund eines regelrechten Vertrages eine bestimmte Gegenleistung von der anderen Seite erzwingt. Dieser Gedanke tritt, wie das durch die verschiedensten Beispiele*) erwiesen ist, am augenscheinlichsten im Fetischismus, dieser Urzelle der religiösen

---

obwohl sich Brinton beschwert, daß diese Einsicht für die Behandlung der amerikanischen Sagen noch nicht durchgedrungen sei (a. a. O. S. 35).

*) Einen sehr drastischen Fall erzählt Bastian, wo es sich um den Nachweis eines Diebstahls handelt: ‚Der arme Gott schien mir seine Berühmtheit etwas theuer erkauft zu haben, denn er erhielt schon im Voraus unbarmherzige Schläge, damit er ja nicht die Sache auf die leichte Achsel nähme. Nachdem der Zauberer sich in den exaltirten Zustand prophetischen Hellsehens gearbeitet hatte, verkündete er den Zuschauern mit dem Tone zweifelloser Bestimmtheit, daß sie das Messer am nächsten Morgen an der Seite des Fetisches finden würden! (San Salvador S. 61.)

Entwickelung, zu Tage, am schrecklichsten und widerwärtigsten für unser Gefühl in den Menschenopfern, die ja auch leider bei den höher civilisirten Völkern (man denke nur an die Schlächtereien der Mexicaner!) nicht fehlen. Erst eine spätere Zeit erfand dafür einen symbolischen Ersatz, wie die Brahmanen statt der wirklichen Opfer Figuren aus Mehl und Butter bereiteten oder in Mexico man aus den Bildern von Teig das Herz herausnahm, den Figuren den Kopf abschnitt und die zerlegten Stücke verzehrte, aber unter dieser allegorischen Hülle scheint der furchtbare Ernst des ursprünglichen Verfahrens noch deutlich hindurch. Dem Priester aber, als dem officiellen Vertreter der göttlichen Macht, fällt schon in seiner Eigenschaft als Zauberer und Medicinmann überall die entscheidende Rolle zu, und ohne seine Persönlichkeit ist die Entwickelung der niederen religiösen Stadien völlig undenkbar; es ist jedoch ethnologisch ganz unstatthaft, nach Art des beschränkten Rationalismus im vorigen Jahrhundert über diesen Stand mit dem Verdict Betrüger und Charlatane den Stab zu brechen, wenn man auch andererseits ruhig sagen darf, daß die Orthodoxie, als deren officieller Repräsentant überall der Priester gilt, stets der geschworene Feind eines gesunden Fortschrittes gewesen ist.

Wir haben uns begreiflicher Weise bei der unendlichen Fülle des Stoffs mit einer knappen Skizze begnügen müssen, aber so viel ist hoffentlich klar geworden, daß eine umfassende und völlig erschöpfende Mythologie, die auch zugleich die Gesetze des darin zum Ausdruck gelangenden geistigen Schaffens feststellt, erst auf dem Grunde der Völkerkunde sich entfalten kann*). Es möge uns gestattet sein, diese Ueberzeugung zum Schluß durch eine Ausführung des hochverehrten Altmeisters der Ethnologie, der in dem vorigen Jahre seinen 70. Geburtstag feierte, Bastian in seinem viel zu wenig gewürdigten Jugendwerk über San Salvador zu beleuchten: Ihre allzu große Gelehrsamkeit macht die Mythologen gewöhnlich unachtsam gegen das Nächstliegende, sie lassen die Natur unbeachtet und sehen, wie man zu sagen pflegt, den Wald vor Bäumen nicht. Die Cultur des Westens hat nie jene Warnung des chinesischen Weisen beachtet, daß es zu früh sei, den Himmel erforschen zu wollen, bevor die Erde gekannt sei: Wenn man die Avestas und Vedas studirt, um den weitverbreiteten Feuercultus zu erklären, so darf kaum erwartet werden, die unendliche Verschiedenheit individueller Ansichten je auf eine für Alle gleichmäßig genügende Einsicht zurückzuführen. Der Student unseres Nordens steckt seine Lampe mit einem Streichholz an, breitet die Bücher einer vergangenen Zeit vor sich aus und sucht nun Phat in Hephästos, zieht Vergleichungen zwischen Vesta, Behram und Agni. Das heißt meiner Ansicht nach die Sache am Ende, statt am

*) Es ist übrigens bezeichnend, daß auch Max Müller, angeregt wohl durch die Ausbeute englischer Forscher in dem weiten Colonialgebiet, diese ethnologische Perspective unumwunden würdigt (vgl. Natürl. Rel. S. 484).

Anfang beginnen. Weshalb bedenkt er nicht zunächst, daß Streichhölzer eine sehr moderne Erfindung sind, daß im Alterthum die Erzeugung des Feuers mit den höchsten Schwierigkeiten verbunden war, wie sie noch jetzt unter Wilden stundenlange Vorbereitungen erfordert? Der Lucifer, der uns so zur Gewohnheit geworden ist, daß wir nie daran denken, darüber zu denken, gehörte einst zu dem Mysteriösesten der Wunder, zu den Wundern, die eine um so mächtigere Gewalt auf das menschliche Gemüth ausüben mußten, da von dem Eintreten desselben alle Bequemlichkeiten nicht nur, sondern auch die ersten Bedürfnisse des Lebens, besonders in kalten Gegenden, abhingen. Hieraus wird sich leicht verstehen, weshalb überall das heilige Feuer in den Capellen leuchtete, weshalb ihm seine Hüter bestellt waren und sein Cultus in die Anordnungen der ganzen Staatsverfassung, wie in jede Verrichtung des Privatlebens eingriff. Hier haben wir eine fest umschriebene, sichere Anschauung, die nicht durch die subjectiven Gedankenoperationen eines Philosophen geschaffen ist, sondern die mit Nothwendigkeit aus den einfachsten Verhältnissen des untersten Naturzustandes emporgewachsen ist und hat emporwachsen müssen, eine Anschauung, die wegen des mit ihr verknüpften materiellen Interesses zugleich den durchgreifendsten Eindruck auf die stumpfsinnigsten Barbaren hat machen müssen, und die nun gradnell, mit der Verfeinerung und Ausbildung desselben, sich auch selbst zu immer feineren und geistigeren Auffassungen abklären wird. Umschreibt und definirt die Mythologie mit Genauigkeit die Verhältnisse, in denen das Leben der Naturvölker verläuft, die Eindrücke, die sie von ihrer Umgebung erfahren müssen, die Anregungen, die ihnen durch gegenseitigen Ideenaustausch geworden sind, so wird die Psychologie daraus nach feststehenden Gesetzen die Religionsbegriffe, die sich entwickeln mußten, ableiten und die gegenseitige Controle bei den Wissenschaften die Richtigkeit ihrer Resultate verbürgen. (San Salvador S. 342.)

Aus „Sagesse" von Paul Verlaine.

Uebertragen

von

Sigmar Mehring.

— Berlin. —

I.

Im Himmelsblau, hoch über'm Dach,
Welch' friedlich Schweigen!
Im Wipfellaub, hoch über'm Dach,
Welch' sanftes Neigen!

Weich zittert durch den Himmel dort
Des Glöckleins Klingen.
Wehmüthig tönt vom Wipfel dort
Des Vögleins Singen.

Mein Gott, mein Gott, ist diese Welt
Voll Friedensliebe!
Nur fernher hallt in diese Welt
Das Stadtgetriebe.

Und Du, was ward aus Dir, dem jetzt
Nichts bleibt als Klagen,
Was ward aus Dir, o sage jetzt,
In jungen Tagen?

II.

Schwere Mattheit traf
Auf mein düstres Leben:
Meine Hoffnung — Schlaf,
Schlaf — mein letztes Streben.

Meine Welt erbleicht,
Stumpf wird mein Empfinden,
Schmerz und Freude weicht —
Trauriges Entschwinden!

Eine fremde Hand
Wiegt nach Ammenweise
Mich — am Grabesrand,
Wiegt mich leise, leise . . .

Der König.

Allegorische Dichtung unter theilweiser Zugrundelegung des Undinenstoffes.

Von

Fritz Oliven.

— Berlin. —

Personen.

Der König.
Kühleborn, der Geist des Wassers.
Undine, sein Pflegekind.
Der Vertreter des Hochlandes.
Der Vertreter des Tieflandes.
Der Superkluge, ein Rath des Königs.
Der Priester.
Der Schmied.
Die Frau des Schmieds.
Ihre Tochter.
Ein junges Mädchen.
Der Schneider.
Der Hauptmann der Wache.

Edle des Landes, Räthe, Volk, Wachen, Pagen und Personen des Brautzuges.
Ort und Zeit der Handlung liegen im Ungewissen.

Ein freier Platz unfern der Stadt. Im Hintergrunde bewaldete Hügel. Links eine Grotte, aus der ein Flußbett in's Land hinein führt. Der Fluß, durch unterirdische Wasserzufuhr aus der Grotte geschwellt, hat den Schutzdamm an einer Stelle durchbrochen, und den vereinten Arbeiten des Volkes ist es soeben gelungen, die Oeffnung wieder zu schließen. Mehr nach dem Hintergrunde zu erhebt sich ein Tempel.

1. Scene.

(Der König. Der Vertreter des Hochlandes. Der Vertreter des Tieflandes. Der Rath. Volk.)

König:

Frisch, Kinder! Ein paar Karren Lehm darauf!
Und Aeste, Fachwerk, Blätter! Was Ihr habt!
Und kittet's gut mit Sand und Mörtel aus,
Damit der alte Feind, der Geist des Wassers,
Nicht wiederum durch dieses schwarze Loch
In unsre guten Felder gurgelnd ströme!
— 's weht ein unsaubrer Geist aus dieser Höhle!
Ruft einen Priester her, daß er ihn banne!

Ihr Andern aber dankt den ew'gen Göttern,
Daß sie Euch diesmal gnädig noch behütet!
Verstärkt den Damm und stellet Wachen aus!
Sorglos-Unthät'gen fehlt der Schutz der Götter.

Der Vertreter des Tieflands:

Da nützt kein Damm, da helfen keine Wachen.
Verschließt die Grotte! Lenkt den Fluß in's Meer!
Er bringt mehr Schaden als Gewinn! und schwer
Ist's mit dem Element halb Part zu machen!

Der Vertreter des Hochlands:

So laßt ihm seine Freiheit ganz und gar!
Das Hochland dankt dem Fluß allein sein Brot!
Und Wohlstand, selbst verbunden mit Gefahr,
Ist zehnmal besser, als geschützte Noth!

Der Vertreter des Tieflands:

Auf sich'rem Grunde nur kann Wohlstand nützen!

Der Vertreter des Hochlands:

Man kennt des Flachlands flache Selbstsucht schon!

Der Vertreter des Tieflands:

Die Ebnen sind des Wohlstands stärkste Stützen!

Der Vertreter des Hochlands:

Das Hochland steht am treuesten zum Thron!

Der Rath des Königs (leise zu diesem):

Entscheidet, Fürst, den Zwiespalt Eurer Knechte!
Der beste Richter ist, wer schnell entschieden.
Ein Königswort, und wär's selbst nicht das rechte,
Gewährt Euch Ruhm und Eurem Volke Frieden!

Der König:

Gebt Raum! Der Priester!

Der Priester

(welcher während der letzten Worte durch die Menge geschritten ist, beschwörend gegen die Grotte):

Ich banne Dich, unreiner Geist des Wassers,
Ich banne Dich mit frommen Zaubersprüchen,
Ich banne Dich mit Opfern und Gebet
Von diesem heiligen Bezirk hinweg!

Der König:

Hinweg mit Dir! Dein Zauberspruch ist schlecht,
Er bannt das Böse mit dem Guten!
(Zum Volke:)
Das Wasser, Freunde, ist von jenen Mächten,
In deren Hand stets Heil und Unheil ruhten,

Was uns die schwachen Tropfen segnend brächten,
Zerstörten sie als wildgeschwoll'ne Fluthen,
Sich selber stärkend, wirken sie zum Schlechten,
Sich selber opfernd, wirken sie zum Guten,
Nur auf ihr eignes Sein verzichtend,
Sind sie erhaltend, sonst vernichtend.

Und wie vernichtend Wasser wirkt der König,
Der seiner Macht, nicht der des Volkes denkt,
Er schenket oft dem Lande wenig,
Wenn er sich selbst auch Ruhm und Ansehn schenkt!
Nach eignem Glück zu trachten d'rum entwöhn' ich
Mein Streben, das nur Eure Wohlfahrt lenkt,
Und segnend, wie der Tropfen aus der Wolke,
Will ich ein König sein nur meinem Volke!

(Zum Rath gewendet:)

Kein Machtspruch d'rum und keine schnelle That
Soll diesem wicht'gen Streit ein Ende machen!

(Zum Volke:)

Mein Volk sei frei und lenke frei den Staat,
Es sei sein eigner Herr in seinen Sachen!
Erfragt der Weisen und der Mächt'gen Rath,
Doch höret auch die Armen und die Schwachen:
Und Euren Willen als Gesetz verkünd' ich,
Ich harre Eures Spruchs! Mein Volk ist mündig!

Einer aus dem Volke:

Habt Ihr's gehört? Das Volk ist mündig!

Ein Greis:

Ein Wort, so inhaltsschwer, wie klar und bündig!

Ein Jüngling:

Ruft aus mit mir: Lang' soll der König leben!
Und lang' die Freiheit, die er uns gegeben!

(Das Volk entfernt sich nach der Stadt zu. Der König bleibt allein zurück.)

---

2. Scene.

Der König (sinnend):

Lang' leb' die Freiheit! — Mög' sie ewig währen!
Ob wohl das Volk es ganz verstehen kann,
Daß das das Beste, was ich ihm gewähren,
Das Höchste ist, was ich ihm bieten kann?!

Das Glück nicht, das ein Zufall uns erzwungen,
Das unverdient ein Schicksal uns gebracht —
Daß wir dies Glück uns selbst errungen,
Das ist's, was uns unsterblich macht!

Das ist der Gottheit schönste Spende:
Sie gab dem Menschen nicht bestelltes Land,
Sie legt' ihm einen Spaten in die Hand
Und damit sein Geschick in seine Hände.

Und dieser Lehre hab' der König Acht,
Der, eingesetzt in irdische Bezirke,
Das Volkswohl mehrend, nicht die eig'ne Macht,
Der Gottheit Werke nacherschaffend wirke!

Ein Volk, das diese Höhe frei erstiegen,
Das fürchtet nicht der Elemente Kraft!
Was blind zerstört und blind erschafft,
Das muß beseeltem Willen unterliegen!

Nicht Kraftentfaltung, frei-bewußtes Streben,
Wohlthun heißt Schaffen und Beglücken Leben!
Drum will ich muthig alles Leid ertragen,
Im Kampf des Sinnes gegen die Gewalten
Getreulich meines hohen Amtes walten —
Und dennoch möcht' ich manchmal fast verzagen! —

(Zum Tempel gewandt:)

O, der Du Sinn und Kraft vereinst,
Zeig' einen Ausweg mir in meiner Noth:
Wie kann ich siegreich frei mein Volk erhalten?
Wo führt der Weg des Lebens?

Stimme aus dem Tempel:

Durch den Tod!

König:

Sprich mehr! Wie soll ich Dich verstehn?

Stimme:

Es müssen edle Menschen untergehn,
Damit aus ihrem Opfertod dereinst
Geläuterte Geschlechter auferstehn!
Nur ein gewisses Glück ward Euch geschenkt,
Auf dieses Maß seid Ihr beschränkt.
D'rum wird es niemals Dir gelingen,
Den Menschen neues Glück zu bringen.
Doch kannst Du Deinen Theil den Andern geben:
Ein Großer stirbt, daß viele Kleine leben. —
Tritt ein und schaue nie Geschautes hier!

König:

Um diesen Preis! Ich folge Dir!

(Am Eingang des Tempels:)

Zeigst Du mir Frieden, besser heut als morgen,
Zeigst Du mir Kampf — wohlan, ich bin bereit.
Die Kräfte, die in uns verborgen,
Zum Ausdruck bringt sie die Gelegenheit!

(Geht in den Tempel.)

---

3. Scene.

(Undine und der Geist des Wassers (Kühleborn) als Wanderer.)

Undine:

Sind wir nun da?

Kühleborn:

Wir sind am Ziel!
Das ist das Land!

Undine:

Ach viel, ach viel,
Unendlich viel möcht' ich davon sehen,
Möchte hier Stunden und Tage stehen!

(Betrachtend:)

Möchte die Felder und grünenden Auen
Und die Wälder und Berge beschauen!
Wünschte, dies Alles wäre mein eigen!

(Plötzlich vorwurfsvoll:)

Doch Ihr wolltet auch Menschen mir zeigen!
Sagtet doch, dieses Land sei bewohnt!

Kühleborn (ärgerlich):

Glaube blos nicht, daß es sonderlich lohnt!

(Begütigend:)

Menschen sind gar trübe Geschöpfe,
Leidige Wichte, armselige Tröpfe!
Können nicht schwimmen und können nicht schweben!
Können nicht einmal im Wasser leben!
Müssen sich mühen und müssen sich plagen
Von jung an bis zu spätesten Tagen!
Müssen als Kinder an's Lernen schon gehen,
Daß sie als Männer Etwas verstehen!
Müssen als Männer Brot erwerben,
Daß sie als Greise nicht Hungers sterben!
Haben als Greise sie, was sie begehren,
Sind sie zu schwach, um es zu verzehren!

Undine (nach einigem Nachdenken):

Aber, Ihr habt es mir doch versprochen!

Kühleborn:

Hab' ich schon jemals mein Wort gebrochen?
Will Dir auch diesen Wunsch ja erfüllen,
Finde blos thöricht Deinen Willen!
Siehst Du, Undinchen, Du paßt nicht hierher,
Hast ja das weite, unendliche Meer,
Kannst Dich an seinen leuchtenden Schätzen,
An seinen Wundern und Wogen ergetzen!
Zieht's Dich denn garnicht zum Meere zurück?
Fehlt Dir denn Etwas an Deinem Glück?
Wohnst in der prächtigsten Perlmuttergrotte!
Sitzest am Tisch mit dem Meeresgotte.
Ißt von den schönsten Muscheltablettchen,
Schläfst in dem weichsten Algenbettchen!
Ohne Hoffen und ohne Bangen,
Ohne Fürchten und ohne Verlangen,
Frieden im Herzen und Blumen im Haar,
Lebst Du noch manches glückselige Jahr!

Undine (leidenschaftlich):

Oheim, Ihr versteht mich nicht recht!
Und Ihr könnt mich auch nicht verstehen!
Denn — — ich bin nicht aus Eurem Geschlecht!

Kühleborn (zuckt schmerzlich betroffen zurück).

Undine (traurig):

Laßt nur — nun ist es ja geschehen!
's hat mir ja fast das Herz gebrochen
Und mir geraubt mein bischen Glück!

Kühleborn (will sie beschwichtigen).

Undine (wie oben):

Laßt nur — jetzt ist es ja ausgesprochen,
Und das geht nicht mehr zurück!

(Ganz langsam, nach einer Pause, halb sinnend:)

Wo die Wasserlilie blüht
Und sich der Fluß mit dem See vereint,
Hat mir's verrathen der Erlenfrau Lied!
Ach, ich hab' damals so viel geweint!:
„War ein Menschenkind, Dein lieb Mütterlein,
Ist gesprungen mit Dir in den See hinein,
Undinchen, armes Undinchen!

Und im Frühling, da war mein Laub so frisch,
Und da saß sie mit ihm im Erlengebüsch,
Undinchen, armes Undinchen!
Und im Sommer, da war mein Laub verdorrt,
Und da war der Herzallerliebste fort,
Undinchen, armes Undinchen!

Und im Winter, da war mein Laub voll Schnee,
Da ist sie gesprungen mit Dir in den See,.
Und dann lag sie so bleich, ganz tief unten dort,
Und dann nahm sie Dein armes Seelchen mit fort,
Undinchen, armes Undinchen!"

(Nach einer Pause schluchzend:)

Oheim, das hat meine Mutter gethan!

Kühleborn:

Glaub' mir, Kind, sie that wohl daran!
Hast auch nicht gar so viel verloren:
Nur zum Kampf zwischen Bösem und Guten,
Nicht zum Glück ist die Seele geboren, —
Glück giebt's nur in der Tiefe der Fluten!
Das hat auch Deine Mutter erfahren,
Hat Dir wollen den Kampf ersparen;
Hat sich selber den Tod gegeben,
Daß Du magst ohne Seele leben!
Hat Dich der Erde abgeschworen,
So hast Du Deine Seele verloren!

Undine (plötzlich):

Und wie kann man eine Seele erringen?

Kühleborn (achselzuckend):

Mußt eine gute That vollbringen!

Undine:

Oheim, Nichts weiter? Und muß man nicht mehr?

Kühleborn (lächelnd):

Kindchen, schon das ist unendlich schwer!
Mußt Dich an einen Menschen ketten,
Eine Menschenseele von Schuld erretten!
Mußt ihm Dein Allerbestes geben,
Herzblut und Glück und Liebe und Leben!
Mußt für ihn dulden mit ew'ger Geduld —
Tugend für Sünde und Sühne für Schuld. –
Hast Du ihm jahrelang treulich gedient,
Seine Schuld durch Unschuld gesühnt,
Dann gehst Du ein zum ewigen Leben,
Er muß Dir seine Seele geben!

Undine:

Und was wird mit ihm, den ich gerettet?

Kühleborn:

Er wird zur ewigen Ruh' gebettet,
Wird zu Wasser, zu Luft, zu Licht,
Oder zu Staub!

(Abbrechend:)

Doch das kümmert uns nicht!

(Aufstehend:)

Komm, wir haben zu lang' schon verzogen,
Und mich gelüstet's wieder nach Wogen!
Fühle nur, wie die Sonne brennt,
Land ist ein schlechtes Element,
Laß uns fliehen mit eilendem Fuß!

Undine

(hat die ganze Zeit über in tiefem Sinnen gestanden, jetzt hat sie einen Entschluß gefaßt; sie wendet sich der Sonne zu und sinkt mit verklärtem Gesicht und gefalteten Händen auf die Knie:)

Oheim! Oheim! Ich thu's! Ich thu's!

Kühleborn (erschreckt):

Kindchen, was ist Dir? Du bist ja von Sinnen!
Stehe doch auf! Was willst Du beginnen?

Undine (begeistert):

Ewig leben oder sterben,
Will mir eine Seele erwerben!

Kühleborn (zornig):

Fort von hier, sag' ich! Und nimm Dich in Acht!

Undine (entschlossen):

Oheim, hier endet Eure Macht:
Gebietet dem Meere, dem seelenlos-kühlen,
Nicht im Reiche der Geister, die denken und fühlen! —

(Pause.)

Ich aber hab' meine Heimat gefunden,
Nicht völlig ist mir die Seele geschwunden.
Der Wunsch und das Sehnen sind mir geblieben,
Die süße Inbrunst nach Leben und Lieben.
Die hat mich niemals und niemals verlassen:
Mitten unter den wunschlosen, blassen
Wesen, die meines Gleichen mir schienen,
Packte mich heißes Verlangen, zu dienen,
Schmerzen zu suchen und Freuden zu meiden,

(Leidenschaftlicher:)

Mich zu opfern, zu dulden, zu tragen, zu leiden!!! —

(Pause.)

Lebt wohl nun, Oheim, und grüßt mir das Meer
Und den Fluß und die Freunde und zürnt nicht zu sehr
Dem armen Undinchen, das lieblos Euch scheint,
Weiß ja, wie gut Ihr es mit mir gemeint.
Lebt wohl nun, Oheim! Es mußte geschehn!
Ich aber will zu den Menschen gehn,

Bis mich einer in seiner Hütte läßt ruhn;
Dem will ich so Gutes und Liebes thun,
Bis daß ich an seiner Liebe erwarmt —
Oder das Schicksal sich meiner erbarmt! —

Kühleborn (sie lange betrachtend, wehmüthig-ironisch):
Verloren! — Sehend von Blindheit umfangen! —
In's Reich der Seelen übergegangen! —
Gewisses Glück vertauscht gegen Schein! —
Wie herrlich muß doch die Seele sein,
Wie köstlich der Lohn, der dem Menschen winkt,
— Wenn die bloße Hoffnung (auf Undine sehend) solches vollbringt!
Du sprachst wahr, Undine! Hier endet mein Recht,
Denn wisse: — ich hasse das Menschengeschlecht
Mit dem Feuergeist und der Ameisenkraft,
Das, mir trotzend, Cyklopenwerke erschafft!
Dies Doppelwesen von Schwäche und Macht,
Das die Urkraft der Elemente verlacht!
Laß sie leben im Aether, im raumlosen Licht!
Doch die Erde, die gehört ihnen nicht!
Die gehört dem Wasser, das rauscht,
Und dem Feuer, das brennt,
(drohend:)
Dem starken, dem fühllosen Element.
Jahrhunderte hab' ich um sie gerungen,
Und ich werde nicht rasten, bis sie bezwungen,
Und kann die Kraft dem Geiste nicht wehren,
So wird Euer Geist sich selber verzehren!
Glaubt mir, gezählt sind Eure Tage,
Noch hält sich Schuld und Sühne die Wage,
Bald bezwingt Euch die eigene Fehle,
Dann endet das irdische Reich der Seele!
Dann verschlingt das anheimgefallene Gut
Die große, die unbarmherzige Fluth!
Dann bestattet das Wasser die Körper zur Ruh',
Dann zerflattert die Seele, dann endest auch Du!
(Auf Undine:)
Du willst für sie leben, Du willst ihnen dienen?:
Du leidest für sie, und Du stirbst mit ihnen!!!

---

4. Scene.

Der König (hervortretend):
Spar' Deine Flüche, finst'rer Gott!
(Zu Undine:) Und Du,
Die hoffnungsfroh verwandten Wesen nahte,
Sollst schönen Zutrauns schönen Lohn hier finden:
Was opferfreud'ge Menschenliebe kann,
Das biet' ich Dir als Gastherr und Beschützer!

Kühleborn:

Umsonst suchst Du dem Schicksal abzutrotzen,
Was ihm verfiel nach ewigem Gesetz!

König:

Das Schicksal, das uns unverschuldet traf,
Mit reinem Streben muthig zu bekämpfen,
Ist edler Menschen hohes Recht!

Kühleborn:

Das Schicksal kennt kein Recht, kennt nur Gesetze!

König:

Gerechtigkeit nur heiligt ein Gesetz!
Ein ungerechtes Schicksal kann uns wohl
Zerschmettern, aber niemals beugen,
Kann uns besiegen, doch nicht überzeugen!
(Auf Undine zeigend:)
Und solche Reinheit hemmt des Schicksals Lauf.

Kühleborn:

Gewalt'ge Triebe regst Du in mir auf!
Wie gerne möcht' ich dieses zarte Kind,
Das mir vor Allem lieb und theuer ist,
Erretten vor des Schicksals rauher Macht,
Vor mir, der ich ein Theil des Schicksals bin!
(Nach einer Pause:)
Aus diesem Zwiespalt wächst mir ein Entschluß,
Der Deiner stolzen Seele würdig ist:
Ich will Undine Deiner Hut vertrauen,
Nun schütze sie, wenn Du's im Stande bist,
Nun zeige, was Menschenliebe vermag!
Und kannst Du sie nur einen einzigen Tag
Vor Menschenselbstsucht und Erdenpein,
Durch Menschenliebe vor Schicksalsgefahren,
Vor Göttern und Geistern und Menschen bewahren,
Dann soll dieses Land mir heilig sein.
Dann will ich Dir und Deinem Volke dienen
Und will verzichten auf mein altes Recht:
Ein freies und ein mächtiges Geschlecht
Erblüh' zum Lohn um Dich und um Undinen!
Doch reicht Dein Opfermuth, Dein stolzes Wort
Nicht aus, um Schutz und Rettung zu verleihn,
Dann ist's geschehn, dann muß Undine fort,
Vergehn, verwehen!
(Drohend:) Doch nicht sie allein!

König:

Wohlan, es sei!

Kühleborn:

So mag der Kampf beginnen!
(Für sich:)
Es fällt nicht schwer, in diesem Pact zu siegen!
(Schmerzlich auf Undine sehend:)
Wenn auch verlierend, werd' ich doch gewinnen.
(Wehmüthig:)
Und dennoch wünscht' ich fast, zu unterliegen!
(Langsam ab.)

---

5. Scene.

Undine (niedergeschlagen):

Nun ist er fort! Nun sind wir ganz allein!
Verlaß mich nicht! Mich schreckt die Einsamkeit!

König:

Hast Du ein Werk, wirst Du nicht einsam sein!
Doch fürcht' ich fast, Dein Vorsatz thut Dir leid,
Du blickst nicht mehr, wie erst, vertrauensvoll! —

Undine:

Ach, etwas bangsam ist mir doch zu Muth,
Du warst, o Herr, zu mir so gnädig-gut,
Daß ich nicht weiß, wie ich Dir danken soll!

König:

Du dankest mir, wenn Du Dich selber schützest,
Wofür Du mir, ich Dir dann Dankes weiß,
Wenn durch uns Beide Du dem Volke nützest,
So ist's ein dreifach schöner Dankespreis!

Undine:

Ach Herr, vor Dir möcht' es mir noch gelingen,
Doch sag', wie soll ich in dem fremden Land
Des fremden Volkes Liebe mir erringen,
Da seine Art mir völlig unbekannt!

König:

Am besten fährt, wer stets sich offen giebt,
Was liebenswürdig ist, das wird geliebt!

Undine:

Nein, Herr, zu freundlich-leicht sind Deine Lehren,
Ich muß zu anderm Wesen mich bekehren,
Denn andre Art geziemet andern Ländern!

König:

Sei, wie Du bist! Sei besser, als Du warst!
Doch sei nicht anders! Suche nicht zu streben
Nach einem Vorzug, der Dir nicht gegeben:

Ein jeder Mensch beruht auf Eigenart,
Er soll sie bessern, aber nicht verändern!

(Pause.)

Nein, von den Menschen fürchte nicht Gefahr!
Bedenk! Ein Tag ist eine kurze Frist,
In der dem schwächsten Menschenkind sogar
Ein schwerer Vorsatz leicht zu halten ist!
Kann ich Dich vor dem Element nur schützen —

Undine (freudig einfallend):

O Herr, wie freu' ich mich, hier selbst zu nützen!
Ein Bischen Zauberei ist mir geblieben:
Ein kleines Wort, auf diesen Stein geschrieben,
Damit verschließen wir der Grotte Rand!

(Thut, wie sie sagt.)

So frommt uns Alles doch, was wir gelernet!
So lang nicht Menschenhand den Stein entfernet,
So lange bleibt das Element gebannt!

König (nach einer Pause, sie liebevoll betrachtend):

So haben wir denn unsre Pflicht gethan!
Jetzt können wir auch an uns selber denken!
Und willst Du mir nur etwas Zutrau'n schenken,
So soll das Band, das uns als Kampfgenossen
Vereint, uns auch als Menschenpaar umschlingen! —
Du bist ja ganz in hohes Roth gegossen!
Kommt' der Gedanke so in Wallung bringen,
Daß auch dies Glück dem Menschen eigen sei?!

Undine (verschämt):

Ach Herr, selbst bei den ernst'sten Dingen
Denkt doch das Weib noch manches nebenbei!

König:

Nun wohl! Der Mann denkt Eines nach dem Andern!
Wiewohl es hier nicht eben nöthig war:
Darf Pflicht und Liebe eines Weges wandern,
Sind sie gewiß das best-geeinte Paar!

Undine:

Fast trau' ich diesem schönsten Zufall nicht:
Uns wird das höchste Glück zur höchsten Pflicht!

König:

So laß uns nicht allein dies Glück genießen,
Zu meinem Volke führe ich Dich hin!
Es soll Dich doppelt freudig heut begrüßen:
Als Schützling und als Königin!

Undine (nach einer Pause etwas schwermüthig):

O Herr, in all den vielen Tagen
Hab' ich so Schönes nicht gesehn!
Und würde heute noch mein Glück zerschlagen,
Und müßt' ich wieder von Dir gehn,
Und würde Alles dann zu Ende sein:
So dürft' ich mich von Rechtens nicht beklagen!
Ich lebt' genug, um niemals zu beren'n!

(Beide ab.)

Volks-Scene.

Links gruppiren sich: Der Superkluge, ein Rath des Königs, 2 Vertreter des Hochlandes, 1 Vertreter des Tieflandes, der Priester und noch einige andere Vertreter der oberen Stände, rechts, in der Mitte und im Hintergrunde das Volk, das in froher Stimmung, festlich gekleidet, allmählich die Bühne füllt. Links in der Mitte besetzt im Laufe der folgenden Scene unbemerkt die Wache den Platz um die Grotte.)

Ein Vertreter des Hochlands (zu den anderen):

Paßt auf, daß das kein gutes Ende nimmt:
Die Menge tobt, wir werden überstimmt!

Vertreter des Tieflands (achselzuckend):

's ist ein Gedanke, den ich völlig schätze:
Der Mehrzahl Vortheil nur schafft die Gesetze!

1. Vertreter des Hochlands:

Nein, nein, höchst ungerecht ist solche Wahl:
Die Stellung gilt Nichts mehr, es gilt die Zahl!

2. Vertreter des Hochlands (zum Rath):

's ist unser Untergang, wenn Ihr's erwägt!
Das Hochland wird ja völlig brachgelegt!

Rath (ärgerlich):

Was kümmert mich denn Euer kleines Weh?!
Das Factum läßt mich kalt, mich kränkt nur die Idee!

(Das Volk beobachtet die Gruppe.)

Der Schmied:

Seht, wie die edlen Herr'n die Köpfe recken!
Die hecken sicherlich ein Plänchen aus —
Wenn Pfaff' und Grundherr bei einander stecken,
Dann schaut für uns gewiß nichts Gutes 'raus!

Rath (docirend zu den Anderen):

Das ganze Volk kann nicht regieren,
Der König muß der König sein,
Die Menge sieht's am Ende selber ein,
Ich will es gleich ihr klar vor Augen führen!

(Will das Volk haranguiren.)

Der Priester (ihn zurückhaltend):

Nein, edler Herr, das wär' verhängnißvoll!
Das Völkchen ist jetzt noch begeisterungstoll,
Man darf's in diesem Zustand nicht erregen!
Laßt sich nur erst den gröbsten Jubel legen,
Und glaubt mir altem Menschenkenner,
Wenn erst die Menge ihren Willen hat,
Kriegt sie die süße Last bald selber satt:
Man wälzt sie ab, man wählt Vertrauensmänner!
Mit Wen'gen läßt sich leichter unterhandeln,
Man sucht Vereinbarungen anzubandeln,
Man bietet Vortheil! — Schlägt auch das nicht ein,
So sät man Zwietracht, bildet man Partei'n,
Und bald ist Alles wiederum beim Alten.
Nur daß jetzt wir die Macht in Händen halten,
Die ehedem des Königs war. —

Rath (ihn ungeduldig unterbrechend):

Nein, solchen Umschweif hass' ich ganz und gar,
Der Logik nur soll sich die Menge beugen,
Nur Logik soll sie überzeugen.
(Er wendet sich an das Volk.)
Da steht Ihr nun und jubelt, tobt und tollt,
Als hätt' er Euch gegeben eitel Gold —
(Geringschätzig.)
Und hat doch nur die Freiheit Euch geschenkt!
Was ist denn Freiheit, wenn Ihr's überdenkt!?
Ein Wörtchen ist's von rednerischem Prunk
Und übersetzt heißt es — Verantwortung,
Ein Schwert, von trügerisch-zweischneid'gem Schliff,
Im besten Falle — ein Begriff.

(Das Volk wird ungeduldig, der Rath fährt mit triumphirender Spitzfindigkeit fort.)

Laßt mich das spröde Wort noch weiter schleifen!
Was ist Begriff? — Kann man Begriffe greifen?!

Das Volk (murrt).

Einer:

Der ist ja dumm! Laßt den doch gehn!

Ein Zweiter:

Was kann von Freiheit der verstehn!

Ein Dritter:

Hat sie die Schranze je entbehrt?
Und der will schätzen ihren Werth —

Der Schmied (stolz vortretend):

Den nur zur Noth die Majestät
— Und der gemeine Mann versteht!

Das Volk:

Vivat der Schmied! Der gab's nicht schlecht,
Wir halten fest an unserm Recht,
Uns macht es frei, Euch bringt es Schmerz,
Der König nur hat für sein Volk ein Herz!

(Gemurmel im Hintergrunde.)

Was rufen die? Was giebt's denn dort?
's kommt aus der Stadt, es pflanzt sich fort,
Wie Brandruf geht's von Mund zu Munde!

Ein junges Mädchen (erhitzt heraneilend):

Habt Ihr gehört die neu'ste Kunde?
Die Dienerschaft im Schloß hört' ich's erzählen:
Der König will noch heute sich vermählen!

Rufe von hinten:

Habt Ihr's gehört? Die neu'ste Neuigkeit?

Rufe von vorn:

Wir wissen's schon!

Von allen Seiten:

Der König freit!

Vertreter des Tieflands zum Priester:

Sagt, würd'ger Herr, vernahmt Ihr davon schon?

Priester zum Rath:

Habt Ihr's gewußt?

Rath:

Ich? Keinen Ton!

Vertreter des Hochlands:

Das ist so recht sein eigener Geschmack!
Uns sagt er Nichts! Nun naht der jüngste Tag!

Schmied:

Das freut von Herzen mich, daß das geschah!
Nun ist der König uns erst doppelt nah!

Eine Frau (sich herandrängend):

Was steht Ihr da und staunt und schaut?

(Zu dem jungen Mädchen:)

Wie sieht sie aus? Wer ist die Braut?

Eine Andere:

Sag', hast Du sie von Angesicht gesehn?

Eine Dritte:

Sag', ist sie jung?

Eine Vierte:

Und ist sie schön?

Andere:

Sie ist wohl stolz und ist von hohem Stand?

Andere:

Aus welcher Stadt ist sie? Aus welchem Land?

Das Mädchen:

Das Alles weiß ich selbst nicht so genau!
Doch sprach ich gerade ihre Kammerfrau,
Die sagt, sie sei noch jung und kaum erblüht,
Auch schön, doch nicht, wie man es öfters sieht.
Am Hofe selbst ist Keinem sie bekannt,
Fremdländisch ihre Art und ihr Gewand.
Doch ist sie nicht, wie Fürstentöchter sind,
Man sagt, sie sei ein armes Fischerkind.
Dem König muß besonders sie gefallen,
Sonst hätt' er sie nicht auserwählt vor Allen.
Auch soll ihr Antlitz voller Liebreiz sein,
Doch in den Augen liegt ein todter Schein,
Man blickt hinein, wie in den tiefsten See,
Doch spiegelt sich Nichts d'rin, nicht Lust, noch Weh,
Als hätte man in einen See geblickt,
In den die Sonne ihren Strahl nicht schickt.
Auch spricht sie selten nur ein leises Wort,
Als könnte mit der Sprache sie nicht fort.
Nur wenn sie ihren Blick zum König hebt,
Dann wird ihr Antlitz hell, ihr Aug' belebt.
Aus ihrem Blick strahlt Lieb' und Zuversicht,
Und Herzensgüte ist es, was sie spricht.

(Geheimnißvoll.)

Auch hat die Zofe heimlich mir vertraut,
Es sei merkwürdig bei der jungen Braut.
So weiß wie Marmor wäre die Gestalt,
Die Haut nicht menschlich-warm, nein eiseskalt,
Kurzum, man spricht bei Hofe Allerlei,
Sogar, daß sie nicht wie von Menschen sei,
Nein, etwa wie ein Feen- und Nixenkind,
Und was noch mehr derlei Gerüchte sind!

Die Frau des Schmiedes (entsetzt):

Ein Nixenkind! Habt Ihr's gehört,
Sie hat den jungen König gar bethört,

Am Ende ist sie eine Hexe gar
Und bringt dem Fürsten und dem Land Gefahr!
Ich sag' Euch, Freunde, seid auf Eurer Hut!
Ein Nixenkind! Das macht noch böses Blut!

Der Schmied (lachend):

Das paßt zu meiner Alten ganz genau!
Der Frauen größter Feind ist stets die Frau!

(Zu den Männern:)

Habt Ihr von Nixenkindern je gehört?
Sagt, seid Ihr Männer? Seid Ihr aufgeklärt?
Und nehmt selbst an, sie soll von Nixen stammen!

(Zu dem Mädchen:)

Du hast doch selbst sie gütig uns genannt!
Nun wohl! So zaubert sie uns Glück in's Land!
Und, Freunde, wer wird ungesehn verdammen!?

(Zu dem Mädchen:)

Und baldigst, denk' ich, werden wir sie sehn?

Mädchen:

Ja, doch! Im Schlosse geht die Kunde,
Grad' eben hier und noch zu dieser Stunde
Soll die Vermählung vor sich gehn.
Es war der jungen Fürstin erste Bitte,
Wir sollen Zeugen sein bei diesem Schritte.
Der König willigt' nur zu gerne ein,
Das ganze Volk soll heut sich mit ihm freun.
Und gerade hier, an dieser Stelle,
Dicht bei der Grotte, an der Quelle
Soll Hand sich Hand zum ew'gen Bunde reichen.

(Geheimnißvoll.)

Der Hof sieht darin wiederum ein Zeichen —

Schmied:

Recht so! Und redet Ihr schon von Symbolen,
So ist der Platz gewiß doch gut erkoren,
Wo unsre junge Freiheit ward geboren.
Ihr jungen Mädchen sollt uns Blumen holen,
Der Platz soll heut im schönsten Schmucke prangen,
Bekränzet ihn mit Duft und Blüthen schnell,
Es ist ja unsre Grotte, unser Quell:
Hier wollen wir das Königspaar empfangen!

(Die Umstehenden nähern sich dem Grottenplatze; die Wachen treten ihnen mit gekreuzten Hellebarden entgegen.)

Wache:

Zurück und keinen Schritt!

Schmied (zornig-erstaunt):
Bei meiner Seel',
Der Kerl sperrt ab!

Andrer:
Er sperrt uns aus!

Dritter:
Verschließt dem Herren sein eignes Haus!
Wer gab Dir's Recht dazu?

Wache:
Königs Befehl!

Hauptmann der Wache (vortretend):
Nein, Königs Wunsch, den er an's Herz Euch legt,
Doch ward mir kein Befehl so scharf je eingeprägt.
Die Gründe läßt der König bald Euch hören —
Dort naht er selbst. Er mag es Euch erklären!

(Der Brautzug erscheint. An der Spitze der König und Undine. Musik. Umzug. Der König und Undine nehmen auf erhöhtem Platze unweit der Grotte Stellung. Die Edlen links, etwas abgesondert. Das Volk umgiebt das Paar. Die folgenden Worte während des Umzuges.)

Vertreter des Hochlands
(halb zu den Edlen, halb zu dem Volke, ironisch):
Das heißt, die Sache bleibt wie ehedem,
Die Namen ändert man, nicht das System!
Das Volk wird sich's schon richtig übersetzen.
(Zu den Edlen:)
Hier ist der Punkt, den Hebel einzusetzen!

Der Schmied (zum Volke beschwichtigend):
Wollt Ihr Vertrau'n, müßt Ihr Vertrauen schenken!
Laßt Euch nicht hetzen! Haltet klar der Sinn!

Schneider (sich mißtrauisch abwendend):
Allein, die Sache giebt zu denken!
Ein Körnchen Wahrheit liegt darin!

Ein Mädchen:
Seht, Vater, seht! Wie stolz der König schaut!

Bürger:
Und wie bescheiden blickt die junge Braut!
Seht nur, vor allem Volk küßt sie der König!

Der Rath (spöttisch):
Von einer Zauberfürstin hat sie wenig.
Ich möchte nach den mäßigen Allüren
Sie eher auf ein Fischerkind taxiren.

Der Schmied:
Das ist so für die Herr'n erwünschte Beute!
Die sieht nicht aus, als würde sie durch Steuern
Den Luxus und den Prunk bei Hof erneuern.
Ist eine Königin für arme Leute!

Seine Frau (wüthend):

Laß Dir nur auch von ihr den Sinn bestricken!
Ich sage Dir, 's liegt was in ihren Blicken,
Als hätt' sie's schon so Manchem angethan!

Volk (von hinten):

Seid still, der König hebt zu reden an!

König:

Mein treues Volk, geliebte Unterthanen,
Zum zweiten Mal seit kurzer Zeit
Tret' ich zu Euch an diese Stätten hin,
Die noch an ernste Stunden uns gemahnen,
Zu diesmal froherer Gelegenheit.
Ihr wißt, ich hegt' es lange schon im Sinn,
Und dahin ging mein ernstes Streben,
Dem Volke eine Königin,
Dem Lande eine Mutter bald zu geben.
Denn finden auch des Volkes große Schmerzen
Bewegten Widerhall in meinem Herzen,
So unterschätz' ich's nicht und weiß genau,
Die kleinen Leiden heilt allein die Frau. —
Nun wohl! Die ich gesucht in bangen Stunden,
Hab' ich durch Zufalls Fügung heut gefunden.
Ich wählte lange, prüfte kühl,
Befragte Herz und Auge und Verstand.
Sie billigten die Wahl, und Hand in Hand
Mit ihnen rieth mir freudig das Gefühl,
Ein beff'rer Prüfstein noch, als die Erfahrung.
So ward's gewiß mir, ward zur Offenbarung,
Und schneller fast, als ich's zu deuten weiß,
Zog Liebe mich in ihren Zauberkreis. —
Ich seh', mein Volk heißt meine Wahl willkommen.
So sei sie Euch und mir zu Nutz und Frommen!

(Zu den abseits stehenden Edlen.)

Auch Euch gilt dieser Wunsch, erlauchte Herren!
Doch seh' ich fast erstaunt, Ihr steht von fern.
Eu'r Platz ist hier! So tretet vor uns hin,
Zu huldigen der jungen Königin!
Du, Priester, nahe, ohn' Verweilen
Dem Bund die heil'ge Weihe zu ertheilen!

Volk:

Seht nur, die Herren machen saure Mien'!
's fällt ihnen schwer! 's kommt ihnen bitter an!
Sie sehn auf sich und auf den Priester dann,
Er soll sie aus der heiklen Lage ziehn.
Jetzt kommt's zum Ausbruch! Wird er sich bequemen?
Er fügt sich doch! — Mich sollt' es Wunder nehmen!

Priester (ehrfurchtsvoll, unmerklich ironisch, vortretend):
Du tadelst, mein gnädigster Herr und König,
Daß Deiner Wahl wir, froh wie sonst, nicht huld'gen.
Das Unerwartete mag uns entschuld'gen.
Ich selbst, gesteh' es, war bestürzt ein wenig.
Das war nicht recht, und meine Pflicht erfüll' ich,
Denn Du befiehlst — und wir gehorchen willig.
Dein hoher Vater, edler Herr und König,
In dessen Dienst ich lange mich beflissen,
Ließ seine Wahl uns gnädig vorher wissen —
Er gab auf unsern treuen Rath ein wenig.
Dies ließ uns die Gewohnheit heut vermissen.
Doch, ich gesteh', es war nicht recht und billig:
Denn Du befiehlst — und wir gehorchen willig.
Es sprach das Volk, erlauchtester Gebieter,
Von Deiner hohen Braut gar mancherlei,
Von ihrer Abkunft und von Zauberei.
Und dies verwirrte etwas die Gemüther.
Bald wird sich's ja als Unwahrheit enthüllen,
Wir prüfen nicht, wir dienen Deinem Willen.
Zwar hätten wir uns, mein erhabener Fürst,
Auf Dein vorher'ges Wort berufen können:
Freiheit im Handeln Jeglichem zu gönnen,
— Wie Du Dich gnädig noch erinnern wirst —
Doch stützen wir auf dieses Recht uns nicht.
(betonend.)
Denn, was Du wünschst, ist uns Befehl und Pflicht!
So laß uns denn zur heil'gen Handlung schreiten.
Du weißt, mein Fürst, es heischt ein heil'ger Brauch
Der Ahnen — und Du ehrst ihn sicher auch —
Zum Weiheact das Wasser dieses Quells.
Nun seh' ich heut zuerst seit allen Zeiten:
Ein Stein verschließt den heil'gen Fels.
Befiehl, das Hinderniß hinwegzuräumen,
Und laßt uns dann beginnen ohne Säumen!

König (bestimmt und merklich erbittert zum Priester):
Ich danke Dir für Deine Freundlichkeit.
Doch dieser Quelle Bann wird nicht gebrochen!
Noch hat das Volk darüber nicht gesprochen!
Drum soll für heute inn're Frömmigkeit
Ersetzen, was uns mangelt an Symbolen.
Schickt Boten aus! Sie sollen anderweit
Quellwasser uns zur Weihehandlung holen!
(Boten ab.)

Volk:
Der Priester traf des Königs wunde Stelle!
Was ist es mit der Grotte, mit der Quelle?!

Andere:

Die Königin hat ihre Hand dabei,
's ist Lug und Trug und eitel Zauberei!
(Erregt.)
Was soll uns dieses seltsame Gebahren?

Dritte:

Wir wollen's wissen! Wollen es erfahren!!!

Undine (hervortretend):

Ihr lieben Menschen, hört mich freundlich an!
Ich kann's und will's nicht länger Euch verschweigen:
Ihr hörtet recht, ich bin kein Menschenkind.
Doch meine Mutter war ein irdisch Weib,
Und darum trieb mich Sehnsucht zu den Menschen.
Und Zuflucht suchend kam ich zu Euch her,
Denn mich bedrängt derselbe Feind, wie Euch:
Der Geist des Wassers, der mich einstmals schützte,
Verfolgt mich jetzt mit seinem schweren Grimm
Und Alles das, weil ich die Menschen liebte.
So nah' ich Euch als Schützling und Beschützer. —
Denn wißt, der Stein, der diese Grotte schließt,
Verschließt den Eingang auch dem Geist des Wassers!
Verzeihet d'rum der frommen Zauberei.
Und griff ich ein dadurch in Eure Rechte,
Und war dies Fehl, so fehlt' ich nur aus Liebe.
O, nehmet niemals diesen Stein von hinnen!
Befolgt Ihr dies, so wißt Ihr mir es Dank,
Wo nicht, ist's mein und Euer Untergang!
Dort nahn die Boten, laßt das Fest beginnen!

1. **Bote** (zum König):

Bestürzt, o Herr, kehr'n Deine Diener wieder:
Der Felsenquell, zu dem Du mich gesendet,
Er ist versiegt, kein Tropfen rinnt hernieder!

2. **Bote:**

Umsonst hab' ich mich rings umher gewendet.
Die Brunnen und Cisternen blieben leer,
Kein Wasserlauf, kein Bächlein rieselt mehr!

3. **Bote:**

Von Durst'gen sieht die Quellen man umringen.
Das ganze Land ertönt von lauter Klage.
Sie opfern, abzuwenden diese Plage.
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Volk:

O Unheil über Unheil, das uns droht,
Erst konnten wir der Fluth nicht wehren,
Jetzt müssen wir das heil'ge Naß entbehren!
Womit verschulden wir die neue Noth?

Vertreter des Hochlands:

Ihr seht der Königin Werk sich schnell erfüllen:
Sie hat den Geist des Wassers fortgebannt.
Das Tiefland reichte freudig ihr die Hand,
Nun kommt der Götter Rache über's Land!
Was wollt Ihr mehr? Ihr habt ja Euren Willen!

Priester:

Ihr habt Euch freventlichen Spiels vermessen
Und meinen frommen Rathschlag stolz verachtet.
Bedenkend nur des Tieflands Interessen,
Habt Ihr der Elemente Macht vergessen!
Nun sehet zu, damit Ihr nicht verschmachtet!

Volk:

Das Tiefland trägt die Schuld an unserer Noth!
Ihr habt verstopft des Wohlstands Quellen!
Und fehlt' es früher manchmal uns an Brot:
Jetzt wird der Durst dem Hunger sich gesellen!

Schneider (kläglich):

O fleht, den Stein zu heben, unsern Fürsten:
Mir dorrt der Schlund! Ich meine zu verdürsten!

Schmied (wüthend zum Schneider):

Elender Wicht, halt' Dein Gelüst im Zaum,
Du trankst ja erst vor einer Stunde kaum!
Du schlürft'st, ich sah's, 'nen halben Eimer Wein!

Schneider:

Ach, Freund, schon der Gedanke macht mir Pein.
Hör' ich nur Wassermangel *nennen*,
Spür' ich den Durst schon in der Kehle brennen!

König:

O, harret aus! O, habt Geduld,
Mich trifft der Vorwurf, *mich* die Schuld!
Ich bin's, der diesen Kampf entfacht!
Ich kenne wohl der Elemente Macht!
Doch habe ich auch auf mein Volk gebaut,
Auf seine Liebe, seine Kraft vertraut!
Der Kampf ist hart, doch währet er nicht lang',
O, harrt nur aus bis Sonnenuntergang!

Dann seid Ihr aller Noth enthoben!
Dann habt Ihr herrlich-schönen Sieg errungen,
Das Element in Euren Dienst gezwungen,
Dann werdet Ihr mein kühn' Beginnen loben!
Und endet nicht bis dahin Eure Pein,
So will ich nicht mehr Euer König sein!

Der Schmied:

Das ist ein Wort, das uns'res Königs werth!
Ein Schuft, wer nicht zu seiner Fahne schwört,
Wer mit mir ist, der tret' auf meine Seite.
Ein kurzer, schwerer Kampf und reiche Beute:
Das ist ein Ziel, das mich begeistert.
Und wer die wen'gen Stunden sich nicht meistert,
Verdammt, der ist nicht werth so hoher Gnade,
Und, wenn er d'raufgeht, ist's für's Land kein Schade!

Rufe von rechts oben (es erscheinen)

Boten aus dem Hochlande:

Zu Hilfe! Hilfe! Eilt zur Hand!
Im Hochwald droben tobt der Brand!
Der Wind steht auf die Dörfer zu!
Die ersten Häuser griff's im Nu!
Kein Wasser giebt's, den Brand zu unterdrücken!

Schmied:

So laßt das Feuer uns ersticken!

Einer aus der Gegengruppe der Hochländer
(Zum Schmied):

Selbstsücht'ger Tropf, sei auf der Hut!
Hier geht's um unser Hab' und Gut!
(Auf die Gruppe des Schmieds):
Doch freilich, fremdes Unglück läßt Euch kalt!
Erbrecht die Grotte! Braucht Gewalt!
(Drängt mit seinen Anhängern auf den Schmied ein, der ihm den Weg versperrt):
Mach' Platz, dickhäutiger Gesell!
Wir wollen Wasser, vor zum Quell!
(Will den Schmied fortstoßen.)

Schmied (schlägt ihn zu Boden):
Nimm das!
(Zu den Anderen:)
Wer wagt's und nimmt Gewalt in'n Mund?
Den schlag' ich todt, wie einen tollen Hund!
(Die Anderen murren.)
Wer auch nur das Gesicht verzieht,
Den streck' ich nieder, ich, der Schmied!

Wer unterſteht ſich von Gewalt zu reden,
Wo Freiheit freiſteht einem Jeden?
Und wird Euch jetzt der Muth ſchon knapp,
So tretet vor und ſtimmet ab!
Stehn bleibt, wer mich und wer den König liebt,
Der Fürſt ſoll ſehn, daß es noch Männer giebt!

Die Tochter des Schmieds (athemlos, weinend):

O Vater, Mutter, Vater, kommt nach Haus!
Das kleine Schweſterchen liegt todtenkrank,
Ein heißes Fieber ſchüttelt ihm die Glieder,
Es liegt und ſtöhnt und klagt nur: „Gebt mir Waſſer!“
Und wir, wir haben keins. O kommt nach Haus!
Und, Nachbar, Euer Weib und Euer Kind,
Und Eures, Nachbar, und auch Dein's und Dein's,
Das halbe Dorf erfaßte ſchon die Seuche.
Und Alle, Alle rufen: Gebt uns Waſſer!

Schmied (mit Thränen in den Augen ſeine Tochter küſſend):

Mein armes Kind, geh' nur allein nach Haus!
Ich ſchwur dem König, und ich harre aus!

Der Vorälteſte aus des Schmieds Gruppe
(zum Schmied):

Du ſündigſt, Freund, durch Deinen ſtarren Sinn,
Wir gaben unſ're Habe freudig hin,
Wir ſchreckten vor Entbehrung nicht zurück.
Doch ſag', was nützt uns Sieg und künft'ges Glück,
Zahl'n wir als Kaufpreis unſ'rer Kinder Leben!?
(Zum Volk:)
Wer ſtimmt dafür, den Stein noch nicht zu heben?
(Alles bleibt ſtumm.)
Ein Jeder ſchweigt, und Keiner iſt dagegen!
Wir ſind nicht ruhmlos, Freunde, unterlegen!
Nur überird'ſche Macht band uns die Hände.
Nun fort zum Quell und macht der Noth ein Ende!
(Volk auf den Quell zu.)

Undine (angſtvoll):

Mein Fürſt, Geliebter, laß es nicht geſcheh'n!
Du ſchwurſt, zu helfen, beizuſteh'n mir Armen,
O ſchütze mich und hab' Erbarmen
Und laß mich elend nicht zu Grunde geh'n!

König:

Geliebtes Kind, zerreiß' mir nicht mein Herz,
Ich fühle doppelt, doppelt Deinen Schmerz,
Mein eignes Leben gäb' ich für Dich hin
Und leide zwiefach, weil ich machtlos bin!

Ich muß des Volkes Wohl und Weh bedenken,
Das Volk allein kann Dir Erlösung schenken.
Mich hält die harte Pflicht in eh'rnen Ketten,
Das Volk ist frei! Das Volk nur kann Dich retten!

Undine (die sich händeringend vor die Wachen und den Quell gestellt hat):

Ihr guten Menschen, laßt mich nicht verderben!
Verstoßt mich nicht in's finst're Todtenreich!
Denn wenn ich sterbe, muß ich doppelt sterben,
Mir winkt kein zweites Leben mehr wie Euch!
O, laßt mich nur ein Weilchen noch auf Erden,
Zerstört nicht meinen jungen Herzensbund!
Ich mache Eure Kinder Euch gesund!
Ich will Euch Eure Häuser neu erbauen!
Ich hab' zu Eurer Liebe solch' Vertrauen,
Laßt mein Vertrauen nicht zu Schanden werden!
Ich will Euch tausendfach ja wiedergeben,
Was Ihr so schwer jetzt zu entbehren meint!
Nur laßt mir noch dies junge Leben,
Das mir so schön und, ach! so kurz erscheint!

Weiber aus dem Volke:

Hört nicht auf sie! Verfallt nicht ihrer Macht!
Denkt Eurer Weiber, Eurer kranken Kinder!
Sie hat das Elend über's Land gebracht!
Durch Müßigstehn macht Ihr sie nicht gesünder!
(Die Wache wehrt dem eindringenden Volk mit den Hellebarden.)
Fort mit dem Spieß, mit dem der Kerl uns droht!
Nehmt Knüttel, Steine! Schlagt die Söldner todt!

Der Vertreter des Hochlands
(zur Menge):

Zurück!
(Zu den Soldaten:)
Die Wachen vor! Zieht blank! Haut ein!
(Die Soldaten drängen die Menge zurück.)
So recht! Schlagt die Empörer kurz und klein!
(Zum König:)
Du siehst nun, Fürst, wohin die Freiheit führt,
Befiehl, wie's für den König sich gebührt!
Die Menge lenkt man nur mit Hieben!
Nun zeigt sich's, wer Dir wahrhaft treu geblieben!
Befiehl! Wir decken Dich mit unserm Leib!
(Es tritt für kurze Zeit Ruhe ein; der Platz vor der Grotte bleibt frei.)

König (zu den Soldaten):

Gebt Raum, Soldaten! Nieder mit den Waffen!
(Zum Vertreter des Hochlands:)
Ich kenne besser eines Königs Pflichten!
Darf ich das Volk zu Grunde richten,
Um Rettung mir und meinem Weib zu schaffen?!

(Zu Undine, die sich ängstlich an ihn geklammert hat, tröstend:)

Vielleicht, daß es sich noch zum Guten wende!

(Zu Allen:)

Und wär's auch mein und wär's Undinens Ende,
Zuerst mein Volk! Und dann mein Weib!

Undine (verzweifelt):

Wehe! Wehe! Was hast Du gethan?
Hast mich verstoßen, preisgegeben!
Hast gemordet mein junges Leben!
Hast mir die Seele, die Seele geraubt,
Und ich hab' so fest an Dich immer geglaubt!
Siehst Du sie winken? Siehst Du sie nah'n?
Tausend Gestalten?

(visionär:)

Wollen mich greifen, wollen mich fassen!
Die schattenblassen,
Die geisterkalten.
Hast Dein Wort nicht gehalten!
Hast mich verlassen!
Hörst Du ihn zürnen, hörst Du ihn grollen,
Den Meergeist? Hörst Du die Wogen rollen?
Er streckt den Arm nach mir aus,
Zieht mich hinab in sein kaltes Haus!
Er kommt auf leisen Sohlen,
Kommt mich zu holen!
Winket mir, drohet, gebietet mir Armen!
Hat kein Erbarmen!
Niemals vergiebt er!

(Sich an ihn klammernd:)

Schütze mich! Rette mich! Halte mich!
Einzig Geliebter!
Aber nein! Du kannst nichts gegen ihn,
Kannst mich jetzt nicht mehr schützen und retten,
Hieltest Du gleich mich mit tausend Ketten,
Würde Dich mit in die Tiefe nur ziehn!
Und ich will Dich doch nicht verderben!
Ist ja genug, daß ich muß sterben!
Nein, Du mußt nicht so traurig sein,
Bald ist's vorbei ja mit aller Pein!
Nur noch ein Weilchen, dann ist's überwunden,
Habe mich fast schon darein gefunden.
Dann versinkt der böse Stein,
Trägt mich hinab zu lieb Mütterlein!
Lieg' dann an ihrer Seite begraben!
Dann könnt Ihr wieder am Wasser Euch laben,
Braucht nicht mehr fürchten das Nixenkind!
Dacht' nicht, daß Menschen so grausam sind,

Weil sie doch eine Seele haben!
Dachte, Menschen sei'n ohne Sünden,
Seien so gut wie die Himmlischen fast,
Weil Du mir doch erzählet hast,
Daß sie Recht und Unrecht empfinden!
Siehst Du Geliebter, fast freut es mich nun,
Daß Du mich nicht zum Menschen gemacht,
Hätt' es nicht über's Herz gebracht,
Einem Andern so wehe zu thun.
Will den Geistern und Nixen erzählen,
Daß sie besser als Menschen sei'n;
Weil sie sich nicht am Bösen freu'n.
Glaube jetzt fast, auch sie haben Seelen!
Wenn das Quellchen die Aecker durchfließt,
Segnend die fruchtbaren Saaten begrüßt,
Dann fühlt es Freude, empfindet Lust,
Habe das nur nicht zu schätzen gewußt!
Wollte mich nicht dabei bescheiden,
Ach, wie schwer muß ich dafür leiden!
Vorbei, vorbei! Auch dies Glück ist verscherzt:
Du rufst mich, Oheim! Ich bin bereit!
War ja glücklich für kurze Zeit!
Wie Du mich geliebt, wie Du mich geherzt,
Will die Erinnerung in's Herz versenken.
Bleibt mir ein Gedanke, so will ich dran denken,
Und bleiben mir Thränen, so will ich weinen,
Und darf ich's, will ich Dir im Traum erscheinen.
Nur einen Kuß noch, Geliebter! Gebt Raum!
O, es war ein schöner, vergänglicher Traum!

(Sie versinkt mit dem Stein in die Tiefe der Grotte.)

Volk:

Sie verschwimmt wie ein Schein,
Wie ein Schattenbild,
Es senkt sich der Stein,
Und das Wasser quillt!
Heil unserm König!

König:

Es senkt sich der Stein! Was zaudert Ihr lang?
Das Wasser quillt, und ich will keinen Dank!

Volk (an der Quelle):

Das Wasser rieselt, das Wasser quillt!
Es füllet die Grotte, es wächst und schwillt!

(Erregter von links, rechts und oben:)

Aus der Erde dringt es mächtig empor,
Aus jedem Felsen strömt es hervor,
Von allen Bergen kommt es geronnt!

Im Meer drängt sich Welle an Wogenkamm,
Es drückt herein, es zerreißet den Damm!
Zurück! Zurück! Die Fluth bricht in's Land!
Verschlingt uns're Aecker, verzehrt unser Gut!

Kühleborn (tritt riesengroß aus dem Hintergrunde):

Das ist die Schuld! Das ist die Fluth!
(Zum König:)
Jetzt ist das Land mit den Menschen allen
Und mit allem Leben dem Wasser verfallen!
Brecht herein, ihr Geister, in's Land der Seelen,
Ihr dürft bei Undinens Begräbniß nicht fehlen!
Nur Du bleibst übrig! Du trotzest der Zeit,
Ein unvergänglich Denkmal der Vergänglichkeit!

König:

Halt ein, Erbarmungsloser, halte ein!
Noch ist's zu früh! Noch ist der Sieg nicht Dein!
Unbill'ger Kampfesweise zeih' ich Dich,
Mein Volk besiegtest Du, nicht mich!
Ich zahle seine Schuld Dir an Undinen!
Was Völker fehlen, können Kön'ge sühnen!
Nimm an als Opfer für des Volkes Fehle
Das Höchste, was ich hab', nimm meine Seele!
Was ihr, lebendig wirkend, nicht gelang,
Wirkt sie durch frei gewählten Untergang!
Dem Sieger sollte der Besiegte dienen:
Ich bin bereit! Ich folge Dir zugleich!
Du ziehst mich nach Dir in Dein kühles Reich,
Im Tode ein' ich mich mit Dir, Undine!
Sei unser Untergang das heil'ge Band,
Das Seelenlose einet und Belebte!
Das ist das höchste Ziel, das ich erstrebte,
So leb' ich segnend weiter meinem Land!
Wir sterben nicht, wir wechseln nur den Ort,
Es lebt das Gute in und durch uns fort!
Unsterblich noch im Sterben war mein Streben!
Ihr Andern aber geht — zu leben!

(Die Wasser verrinnen allmählich; der Platz um die Grotte, auf dem der König steht, hüllt sich in eine Wolke.)

Die Zielbewußten.

Von

Harry Vosberg.

— Breslau. —

Die Binde fiel ihm von den Augen. Um ihn brodelten die Morgennebel und zogen in langen weißen Fetzen um das Gestein, und unten lag die Welt. Drüben tauchte die Sonne über den fernen Gebirgszug und färbte die Nebel rosenroth. Es war bitter kalt, und er hauchte sich in die Hände.

Da brauste auf dem schmalen Steg ein seltsam Gefährt heran mit Windeseile. Ein Rad war es, beflügelt auf beiden Seiten mit mächtigen Adlerschwingen, und darauf stand ein junges Weib, im Wind flatterte ihr das faltige rothe Gewand. Als sie die Stelle erreicht hatte, wo er stand, schoß sie ihm einen lichten heißen Blick zu: „Halt an!“ rief sie hell, und das Rad stand still, die Fittiche legten sich.

„Willst Du mit?“ fragte sie.

„Wohin?“

„Frage nicht, steig' auf!“

Rasch sprang er zu ihr hinauf, und es ging weiter im Sturm. Sie schrie hell, daß das Echo vom Gestein sprang, und schlang ihren Arm um seinen Nacken. Da überlief es ihn glühend, und er küßte ihre Lippen und schrie jauchzend in den brausenden Wind.

Vorwärts ging es, rasend über die Felsen ohne Weg. Plötzlich gähnte es tiefschwarz unter ihnen, ein donnerndes Wassertoben scholl herauf, und der Boden war verschwunden. Er schloß die Augen, dann setzte das Rad wieder krachend auf den harten Stein, aber es gab kein Besinnen, unaufhaltsam ging es weiter.

„Was war das?“ fragte er, ohne die Augen zu öffnen.

„Ein Abgrund.“

„Sind wir hinüber?“

„Längst!“

„Und wird das Rad auch aushalten?“

Sie lachte nur. — „Hier!“ sagte sie nach einer Weile und reichte ihm einen Zweig.

„Lorbeer! — Wo hast Du ihn her, mitten in der Fahrt?“

„Nimm ihn und frage nicht, er gehört Dir.“

Er schwang den blühenden Ast in der Luft. Drüben sah er die Sonne blutroth untergehen.

„Ist es schon Abend?“

„Bald. Der Sand ist gleich abgelaufen," und sie wies auf das Stundenglas, das sie in der Rechten hielt.

„Schon Abend? Aber wir sind doch nur kurze Zeit gefahren." Sie sagte Nichts und blieb ernst.

Das Rad ging jetzt langsamer einen Hügel hinauf; bald konnte man die einzelnen Speichen erkennen, dann hielt es still.

„Steig' ab, wir sind da!"

„Wo?"

„Dort, der Wagen mit den Rossen — siehst Du? Dort steige ein."

„Und wohin fahre ich?"

„Dieselbe Straße weiter."

„Und wer bist Du?"

„Die Jugend!" — Dann schwang sie sich auf das Rad und brauste den Hügel wieder hinab; in der Ferne hörte er noch ihren hellen Schrei. Er rief ihr nach, aber der Wind nahm den Schall und trug ihn mit sich.

Von drüben rief ungeduldig der Lenker des Gespannes. Er stieg ein. Anfangs ging es rasch, denn die Straße war gut, und als sie über den Hügel waren, stand die Sonne wieder hoch im Mittag. Die Rosse griffen kräftig aus, aber es ging nicht halb so rasch wie auf dem Flügelrade. Die Straße zweigte sich: rechts führte sie durch den Wald, links durch die heiße sandige Fläche. Der Lenker bog links ein.

„Warum fährst Du nicht rechts? Es ist dort viel schöner."

„Ja, aber der Weg ist schmal und wenig benutzt, auch sind tiefe Gräben an den Seiten."

„Und davor hast Du Angst?"

„Man kann nicht wissen!" — Dann ging's durch das heiße Land.

Am Weg stand ein Lorbeerbaum, schon von Weitem hatte er ihn gesehen. Er wollte sich einen Zweig davon brechen, aber es machte Mühe während der Fahrt. Und als er ihn glücklich in der Hand hielt, war das Blattgrün lange nicht so frisch und saftig, wie das am Morgen.

Allmählich gingen die Pferde langsamer.

„Warum fährst Du nicht schneller?" —

„Es geht nicht, die Thiere sind verbraucht."

„So laß' sie doch eine Weile ruhen." —

„Wir dürfen nicht rasten."

„Aber das ist ja greulich, das Getrotte!" —

Der Lenker zuckte die Achseln. Dann steige doch aus und geh' zu Fuß!"

Das that er. „Wo geht der Weg?" fragte er noch.

„Hier die Straße hinauf. Wenn das Gebirge herantritt, den Steig rechts hinauf bei dem ausgetrockneten Quell."

„Und wo komme ich dann hin?" —

Er zuckte wieder die Achseln. „Ich bin nie weiter gefahren." —

Er stieg aufwärts; so brauchte er sich doch wenigstens nicht in dem Wagen schütteln zu lassen; außerdem war die Sonne jetzt im Sinken und brannte nicht mehr so heiß.

Aber die Straße war verzweifelt lang, und allmählich wurde er müde. Kein Wunder, die langsame Wagenfahrt hatte ihn matt gemacht. Jetzt wurde ihm auch der Lorbeer lästig, den er bei sich trug, und er warf ihn achtlos an den Weg.

Dann kam der versiegte Quell und der Steig, den der Wagenlenker bezeichnet. Herr Gott, war das steil und steinig; doch was half es, er mußte hinauf. Während des Aufstiegs kam es ihm vor, als käme Jemand hinter ihm her, aber er konnte Niemanden sehen, und auf seinen Ruf kam keine Antwort.

Und endlich, endlich war er oben. Auf den ersten Blick erkannte er die Stätte: es war der Platz, an dem ihn die Jugend mit auf ihr Rad genommen. — Dort hinten

sank die Sonne und färbte die Wolkenschicht tief purpurn; der Abendwind strich kühl durch sein Haar, und droben um die Zacken lagen wieder die rosa Nebel; aber er war todtmüde und hatte keinen Sinn mehr für die Schönheit der Landschaft.

Was nun? fragte er sich und sah sich um, wo er ein Lager für die Nacht finden könne; da hörte er hinter sich einen harten Schritt auf dem Stein: eine dunkle Gestalt kam den Berg herauf, den Steig, den er gekommen; also hatte er sich doch nicht getäuscht.

Als sie näher war, erkannte er sie: der Tod.

„Kommst Du mich holen?"

Er nickte.

„Und wohin?"

„Das weiß ich nicht!"

„Wie, das weißt Du nicht? Und ich bin den ganzen Tag geeilt, zu Gefährt und zu Fuß, und soll jetzt nicht einmal wissen, wohin?" —

Der Tod grinste. „Ich bin berufen, Euch abzuliefern, zu weiter Nichts."

„Und wem? Wo?"

„Dort drüben an jener Felskante."

„Was liegt dahinter?" —

„Weiß ich's? — So oft ich an den Rand trete, verlieren meine Augen die Kraft zu sehen, und ich bin blind. — Aber mache nicht Umstände, denn ich muß heute noch Viele geleiten. Komm, dort ist die Platte, wir sind schon da. Hier ist der äußerste Rand, siehst Du Etwas?"

„Nichts!" —

„Ich auch nicht. — Doch nun tritt noch einen Fuß vor, so. Ich stampfe dreimal mit dem Fuß, dann thust Du den nächsten Schritt allein, sonst muß ich Dich stoßen. — Eins — zwei — drei!" — — Und der Tod stand an der Kante und lachte höhnisch.

Fechtstunde. (Blücher und Napoleon.) Spottbild aus der Zeit der Befreiungskriege.
Aus: „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen.
Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Illustrirte Bibliographie.

Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen. Ernstes und Heiteres aus der vaterländischen Geschichte. Von Hans Kraemer. Illustrirt von ersten Künstlern. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Das Jahrhundert Kaiser Wilhelms I. (1797—1897) in den großen Feldherren, Staatsmännern und den Tapferen aus dem Volke, durch deren über Generationen sich erstreckendes aufopferndes Wirken im Dienste des Vaterlandes die Einigung der deutschen Stämme und die Größe des Hohenzollernhauses vorbereitet und herbeigeführt wurde — zu schildern, es in Wort und Bild dem deutschen Volke nahe zu bringen, unternimmt das vorliegende Werk. Es soll ein Heldenbuch sein, wie das in gleichem Verlage erschienene „Wie wir unser Eisern Kreuz erwarben", das Thaten der Tapferkeit aus dem Kriege 1870/71 zu verherrlichen bestimmt war, — aber in viel weiterem äußeren und inneren Rahmen; denn abgesehen davon, daß hier ein viel größerer Zeitabschnitt der deutschen Geschichte durchmessen wird, bilden hier auch nicht nur rühmliche Einzelthaten persönlicher Tapferkeit und damit der Antheil der großen Masse der Kämpfer an den ruhmreichen Erfolgen den Gegenstand historischer und patriotischer Würdigung, sondern zugleich und vornehmlich die für die großen Ereignisse entscheidenden Leistungen der Feldherren und Staatsmänner. So enthalten die bis jetzt uns vorliegenden vier Hefte die Charakteristiken und kurzen Biographien Blüchers, Scharnhorsts, Gneisenaus und Yorks.

Der Verfasser bevorzugt dabei — dem populären Charakter des Werkes gemäß — die historische Anekdote, die ja, ob sie nun in buchstäblichem Sinne wahr oder ob sie in jenem höheren Sinne wahr ist, den Heine einmal meint, d. h. den Werth der Wahrheit besitzt, oft schlagender, als lange Ausführungen die Persönlichkeit im Kerne ihres Wesens vor das geistige Auge rückt. In die Schilderung der genannten leitenden Männer sind dann

einzelne Züge der persönlichen Tapferkeit und Aufopferung schlichter Kämpfer eingeflochten und auch eine — soweit es der Rahmen der Einzel-Biographie zuläßt — zusammenhängende Darstellung des Verlaufs der großen Kriegsereignisse mit der Schilderung der Leistungen und der Individualität des betreffenden Feldherrn oder Staatsmannes verwoben. —

Prinz Wilhelm von Preußen.
Aus: „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen.
Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.“

An der Spitze der Helden aus dem Freiheitskriege — nach einer Schilderung der Ereignisse von der großen französischen Revolution bis zu den Jahren der preußischen Schmach und der Wiedererhebung Preußens — steht, wie billig, Prinz Wilhelm von Preußen, „der Held von Bar-sur-Aube“, dessen in einem hier zuerst veröffentlichten Briefe an seinen Bruder Karl gegebener Bericht über die Schlacht in Facsimile-Reproduction nebst dem Portrait des jugendlichen Prinzen eine sehr interessante und erwünschte Ergänzung zu dem Texte bilden.

L. Wolf 1815. Original in der Kgl. Nationalgalerie, Berlin.

Blücher

Aus: „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen."
Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Man wird bei Beurtheilung des Textes — die natürlich bei dem vorliegenden Material keine abschließende sein kann, — sich den Zweck des Unternehmens vor Augen halten müssen; den Ton des objectiven und kühl prüfenden Historikers wird man nicht von einem Werke verlangen, das sich an das Volk wendet, das der vaterländischen Begeisterung Nahrung zuführen und in den Spiegelbildern einer großen Vergangenheit den künftigen Geschlechtern mahnende Muster und Beispiele zur Nacheiferung aufstellen will.

Aus: „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen."
Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Das schließt nicht aus, daß auch der Fachmann in diesem Werke manches Interessante finden wird; namentlich in den illustrativen Beigaben, den Facsimiledrucken, den Reproductionen von Documenten, Proclamationen 2c. So enthalten die ersten Hefte außer dem schon erwähnten Briefe des Prinzen Wilhelm einen gleichfalls bisher noch nirgends veröffentlichten Brief Jahns in Facsimiledruck, ferner eine getreue Nachbildung des Schill'schen Aufrufes „An die Deutschen". —

Von Interesse sind ferner die verschiedenen Caricaturen Napoleons, darunter eine farbige, die ihn als Nußknacker darstellt, wie er sich an der harten Nuß Leipzig die Zähne ausbeißt. Ferner finden wir in den Heften zahlreiche Zeichnungen und Reproductionen von Bildern bekannter Schlachtenmaler theils in Holzschnitt, theils in Phototypie. Hervorgehoben seien die Bilder „Anno 1813" von Otto Brausewetter; „Napoleon läßt beim Rückzug der Großen Armee seine Fahnen verbrennen" (1812) von A. von Kossak; „Rheinübergang der schlesischen Armee bei Caub" von W. Camphausen; „Napoleon in der Schlacht bei Waterloo" von G. Bleibtreu; „Gneisenau verfolgt die fliehenden Franzosen nach der Schlacht bei Belle Alliance" von G. Bleibtreu; „Ansprache des Generals von York an die Ostpreußischen Stände in Königsberg" von Otto Brausewetter, endlich eine noch wenig bekannte aus dem Jahre 1836 stammende Zeichnung von Adolf Menzel: „Victoria", eine Darstellung des Abends nach der Völkerschlacht. — Außerdem ist jedem Hefte ein farbiges Bild beigegeben. —

Das Werk wird vollständig 15 Lieferungen à 0,50 Mk. umfassen, alle 14 Tage erscheint ein Heft. —l—.

Bibliographische Notizen.

Die Nibelungen in Bayreuth. Neue Bayreuther Fanfaren von Ferdinand Pfohl. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Die neuen Bayreuther Fanfaren wenden sich nicht an die Parteifanatiker, sondern an das große Publicum, das Wagner und seine Werke hochschätzt und bewundert und sich weder durch ungesunde Verhimmelung auf der einen Seite noch durch unmotivirte Verdammungsurtheile auf der anderen beirren läßt. Der Verfasser unterwirft die vorjährigen Bayreuther Festspiele einer eingehenden witzigen und objectiven Kritik, die vielleicht hier und da verschnupfen, bei ruhig Denkenden aber entschiedenen Anklang finden wird. Was Pfohl über Lilly Lehmann, die ebenso viel geschmähte, wie bewunderte Bayreuther Brünnhilde, sagt, wird in der Villa Wahnfried schwerlich gebilligt werden, und seine Bemerkungen über die Bayreuther Stilschule werden dort viel böses Blut machen, aber anderwärts wird man ihm für seinen ehrlichen Wagemuth und für seine ungeschminkte Aussprache aufrichtig dankbar sein. — Den zweiten Theil des Buches bilden die Bayreuther Fanfaren aus dem Jahre 1891, die sich mit „Parsifal", „Tristan und Isolde" und den „Meistersingern" in ähnlicher Weise beschäftigen, wie das vorliegende Buch mit dem „Ring des Nibelungen". eb.

Musikalische Essays von Dr. G. von der Pfordten. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Unter obigem Titel hat der Verfasser, der als Privatdocent an der Münchener Universität wirkt, vier Aufsätze herausgegeben, die für den Fachmann nicht gerade Neues bringen, den zahlreichen Musikfreunden des Laienpublicums aber vielfache Belehrung in anregender und bequem verständlicher Form bieten. Die vier Essays „Kunst und Dilettantismus", „Grundlagen der Gesangskunst", „Leonore im Fidelio und Elsa im Lohengrin" und „Weber und Schumann als Schriftsteller" sind durchaus objectiv gehalten und zeichnen sich durch elegante, nie unnöthig in's Breite gehende Diction, gesundes Urtheil, sowie durch scharfe und zielbewußte Kritik aus. Viel Beherzigenswerthes enthält namentlich der erste Aufsatz, der die größere Hälfte des Buches einnimmt; was v. d. Pfordten über Musikunterricht, Erlangung und Handhabung des Kunsturtheils, sowie über das Wesen und die Bedeutung des Dilettantismus sagt, verdient nicht nur gelesen, sondern vielmehr gründlich studirt zu werden. eb.

Hausschatz moderner Kunst. Herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

Die immer mehr zur Geltung und zur Anwendung gelangenden photomechanischen Vervielfältigungsweisen, deren Bevorzugung durch die Treue der Wiedergabe und die technischen Vortheile sich zur Genüge erklärt und rechtfertigt, mag von manchem Künstler und Kunstfreunde mit getheiltem Empfinden betrachtet werden, wenn er auch ihre Unentbehrlichkeit, nachdem sie einmal in die Erscheinung getreten sind, nicht leugnen kann und selbst sie sich unter Umständen nutzbar machen wird. Er wird — und vielleicht nicht mit Unrecht — fürchten, daß hier wieder der künstlerischen Thätigkeit ein Stück Terrain durch eine mechanische Arbeitskraft geraubt wird; wie denn ja auch z. B. ein zunehmendes Verdrängen des künstlerischen Holzschnitts durch die Photographie in unseren illustrirten Zeitschriften mit Bedauern zu constatiren ist. Aber was die Kunst auf der einen Seite verliert, gewinnt sie sicher auf der anderen Seite. Die Photographie hat auch der Portraitmalerei wesentlichen Schaden zugefügt; aber in der Hauptsache doch nur jener Portraitmalerei, die geschäftsmäßig dem Massenbedürfniß mehr oder minder handwerksmäßig zu genügen bestrebte; die Portraitmalerei als Kunst im höchsten Sinne ist dadurch nicht berührt worden. Die mechanischen Verfahren geben gerade der Kunst einen gewissen Impuls, um so eindringlicher zu offenbaren, was sie vermag im Gegensatz zu jenen; sie haben das Verständniß für das eigentliche Wesen der Kunst, die weit Höheres bietet, als die bloße treue Wiedergabe eines Objects, geschärft und verallgemeinert. Selbst der einfache Laie muß empfinden, daß die beste und lebenswahrste Photographie unendlich hinter einem Leubach'schen Bildniß zurückbleibt — und die Kunst muß in dem Bestreben sich zu behaupten und das zu leisten, was das vollkommenste mechanische Verfahren nicht vermag, ihrer Aufgabe im höchsten Sinne gerecht werden. Dasselbe gilt von den künstlerischen Reproductionsweisen gegenüber den photomechanischen. Wir glauben, daß mit der theilweisen Zurückdrängung der ersteren durch die letzteren die Werthschätzung jener nur noch mehr steigen wird. Das Individuelle, das ein Kupferstich, eine Radirung, ein Holzschnitt vor der Photographie voraus hat, giebt ihnen einen Reiz, für den sich das Verständniß mehr und mehr Bahn brechen wird.

So findet auch die lange Zeit vernachlässigte Radirung immer zahlreichere Freunde, sowohl unter den Künstlern, wie auch unter dem kunstfreundlichen Publicum; sowohl zu selbstständigen Originalschöpfungen, wie zur Wiedergabe bedeutender Kunstwerke wird sie in steigendem Maße herangezogen. Ein Unternehmen, das geeignet ist, der Radirung in weiteren Kreisen Freunde zu werben, ist der von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien herausgegebene Hausschatz, der zu ungewöhnlich billigem Preise hervorragende Kunstwerke von Meistern wie Böcklin, Defregger, Feuerbach, Grützner, Fr. August von Kaulbach, Liebermann, Gabriel Max, Schindler, Schreyer, Schwind, Uhde u. A. in guten Radirungen von Bürckner, Halm, Hecht, Krauskopf, Krüger, Unger, Woernle u. A. bietet. Zu der Eigenart der verschiedenen Künstler kommt hier noch die verschiedene Eigenart ihrer Interpreten, die jeder in seiner Weise die farbigen Originale nur durch die beiden Gegensätze von Licht und Schatten wiederzugeben sich bemühen und auch hier durch die Strichführung und nüancenreiche Abschattirung die malerische Wirkung der Vorlage nach Möglichkeit wiederzugeben suchen. So liegt in solchem Blatte immer eine doppelte künstlerische Leistung vor, — ein Vorzug, der bei der Gleichförmigkeit der photomechanischen Reproduction fortfällt. —

Der Hausschatz moderner Kunst, über den der diesem Hefte beigegebene Prospect Näheres mittheilt, wird 20 Lieferungen mit je 5 Blatt Radirungen im Format 30:40 cm umfassen. Jede Lieferung kostet nur 3,00 Mk. (= ö. W. fl. 1,80), so daß auf das einzelne Blatt nur 0,60 Mk. kommen; ein Preis, der eine weitere Verbreitung des „Hausschatzes" erwarten läßt. —

Dem letzten Hefte soll ein Text mit kurzen Biographien sämmtlicher vertretenen Künstler beigegeben werden. —l—

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuß. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Die Geschichte der klassischen und modernen Kunst in einer Sammlung erschöpfender, reich illustrirter Monographien dem Publicum zu bieten, ist die löbliche Absicht dieses Unternehmens. Man kann sich beim Durchblättern der bereits erschienenen Bände in der That des freudigen Erstaunens nicht erwehren. Für einen verhältnißmäßig doch sehr geringen Preis wird dem Kunstfreund hier eine willkommene, in ihrer Art prächtige Gabe entgegengebracht. Es ist bereits eine große Anzahl von Bänden erschienen, und allenthalben muß die schöne, geschmackvolle Ausstattung unsern Beifall finden. Nicht alle diese Werklein haben übrigens Meister Knackfuß selbst zum Verfasser, sondern in einem seiner Mitarbeiter, Adolf Rosenberg, tritt eine unterstützende Kraft, die man sich gern gefallen läßt, uns entgegen. Rosenberg hat den Watteau, der erst spät zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht wurde, sowie auch Bertel Thorwaldsen nicht ohne Geschick behandelt.

Man mag im Allgemeinen viel gegen das Unternehmen, das eine Kunstgeschichte in Einzeldarstellungen auflöst, vom principiellen Standpunkt einzuwenden haben. Darnach richtet sich aber das Publicum nicht, und es thut gut daran. Denn mehr als auf einen systematischen Unterricht kommt es doch in der Kunst zunächst auf ein unbefangenes Liebhaben an, ein feineres Verständniß wird durch das auf die persönlichen Momente im Anfang gerichtete Liebhaberthum mehr und mehr durch andauernde Beschäftigung mit einer großen Anzahl liebgewordener Künstlergestalten erweckt und entwickelt. Als eine wünschenswerthe Ergänzung dieser Sammlung stellt sich, wie wir schließlich noch hervorheben müssen, eine zusammenfassende Allgemeine Kunstgeschichte von H. Knackfuß und Max G. Zimmermann im gleichen Verlage dar. Der erste Band (broschirt 8, gebunden 10 Mark) enthält Alterthum und Mittelalter.

Wir hoffen, durch diese Veranstaltung gewinnt die bildende Kunst mehr verständnißvolle Freunde. Möge zunächst die einzelne Gestalt liebevoll herausgegriffen werden. Jedes Einzelne deutet auf einen allgemeinen Zusammenhang; ist das Interesse für die Person einmal geweckt, so wird endlich auch die Theilnahme an der ganzen Sache nicht ausbleiben. H. L.

Geschichte des Theaters in seinen Beziehungen zur Entwickelung der dramatischen Dichtkunst. Erster Band: Geschichte des griechischen und römischen Theaters. Von Gustav Körting. Paderborn, Verlag von Ferdinand Schöningh.

Im Gegensatz zu einer Geschichte des Dramas, wie sie uns vor Allem in jenem gewaltigen, fleißigen Werke des mit feuriger Rednergabe ausgerüsteten Klein entgegentritt, stellt sich uns hier eine Geschichte nicht des Dramas, sondern des Theaters vor Augen. Es soll darin, wie der Verfasser bekennt, namentlich dargelegt werden, wie Theater und Drama sich beständig gegenseitig beeinflußt haben, bald in fördernder, bald in hemmender Weise. Es soll ein dreitheiliges Werk werden. Das Theater der Griechen und Römer liegt als erster Band vor, im zweiten soll das Theater des romanischen und des germanischen Mittelalters, im dritten das Theater der Neuzeit zur Sprache kommen. Die Darstellung ist eine klar gemeinverständlich gehaltene. Der gelehrte Apparat wirkt nicht störend, da der Verfasser demselben am Schlusse jedes Bandes eine besondere Stelle gewiesen. Uebersichtlichkeit und Klarheit sind die leitenden Gesichtspunkte der Arbeit.

Daß sich die Darstellung auf das Theaterwesen der europäischen Völker beschränkt, bedarf nicht der Entschuldigung. Die Entwickelung des Schauspielwesens und der dramatischen Kunst bei den Culturvölkern Europas läßt sich in der That unabhängig von morgenländischen Strömungen als geschlossenes Ganze einheitlich für sich als Thema hinstellen. Diese Beschränkung kräftigt die einheitliche Durchführung des Werkes. H. L.

Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und der Nerven. Heft 2. „Arbeit und Wille" von Dr. E. Hallervorden, Privatdocent in Königsberg. — Würzburg, A. Stuber (C. Kabitzsch).

Wie bereits bei der Besprechung des 1. Heftes hervorgehoben worden ist, beabsichtigt der Verfasser, eine neue, auf klinische Psychologie oder Personenkunde, wie er diese jetzt nennt, basirte Disciplin: „Die Seelengesundheitslehre — Psychohygiene" — zu begründen. Da das 1. Heft einzelne interessante Darlegungen enthielt, konnte man wohl auf eine weitere Entwickelung im 2. Heft gespannt sein. Der Verfasser ist jedoch in diesem Heft, von dem er sagt (S. 28), daß es unter dem Zeichen der psychologischen Kategorie der Gefühle, des Gemüths steht, unter sehr häufigem Citiren von Kant, mehr in's philosophische Fahrwasser gerathen und bedient sich dabei zum Theil eines derartig schwülstigen Stils, daß die Ausdrucksweise mitunter ebenso schwer verständlich wie komisch klingt. — Zum Beweise hierfür seien mit Rücksicht auf den hier verfügbaren Raum zwei Sätze beliebig herausgegriffen.

S. 22 heißt es: „Das in der gebildeten Gesellschaft zu hörende Wort psychologisch, wie interessant!' bedeutet entweder, daß es sich um eine Schmutzgeschichte handelt; meistens daß sittliche oder auch, daß gesellschaftliche, keineswegs psychologische Fragen zur Erörterung stehen; oder es ist nur die eine der beiden üblichen Methoden, Sachunkenntniß zu verbergen, gegenüber der Concurrenzmethode für denselben Zweck, welche darin besteht, aus wissenschaftlichen, aber irgend welchen Redensarten geräuschvoll und klingend, womöglich — wenn der Betreffende von Hoffnung auf Sect beseelt ist — mit Pathos Sätze zusammenzustellen und in Lungen- und Kehlkopf-Arbeit, bisweilen turnerisch, als Vorkämpfer des Schema F thätig zu sein. Diese Janitscharenpsychologie, so möchte ich sie nennen — denn das ist sie auch in anderem Sinne — habe ich vielfach in Plaidoyers gehört." S. 29, wo davon die Rede ist, daß Wille als centripetale Empfindung auch Abarten von Lust- und Unlust-Betonung an und für sich, also Willenslust und Willensunlust darbietet, heißt es in einem weiteren Satze: „Je nach Empfindungsspecifität, Verhältnissen, Person, Milieu, nehme ich die nervöse Energiemenge und -spannung der fraglichen Centralzellen als physiologische Bedingung der fraglichen Empfindung, auch des Willens, nur insoweit an, als die Centralzellen (= Dampfkessel) ihre Energie an Manometerzellen (Schaltzellen?) centripetal mittheilen, denn erst die Manometerzellen (wie am Dampfkessel, aber beide Manometer, nämlich Druck- und Wasserstandsmanometer in sich vereinigend) dienen nach der auf sie übertragenen 1. Energiequantität und -spannung der specifischen Empfindung und 2. nach der Proportion von Quantität, Spannung und Widerstand (i : u : w) auch der Lust- und Unlustbetonung." —

Wir glauben nicht, daß durch derartige geschraubte Darstellungen, wie solche das 2. Heft reichlich enthält, der zu fundirenden „neuen Disciplin" gedient sein wird. Auch mit mancher der am Schluß des Heftes, in zum Theil recht schwülstiger Form, aufgestellten Thesen können wir uns nicht befreunden. Geradezu curios lauten aber These 60 und 61 (S. 47), in denen es heißt: „Allen, welche Waffen tragen (Beamten, Offizieren, Soldaten, Schutzleuten (u. s. w.) ist entweder jeder Alkoholgenuß grundsätzlich zu verbieten, oder es muß (sei es mit, sei es ohne Alkoholverbot) das Waffentragen nicht nur außerhalb des Dienstes, sondern auch im Dienste allemal dann, wenn die Waffen nicht zu Waffenübungen gebraucht werden, aufhören, mindestens erwächst den Militärärzten die Pflicht, alle Soldaten und Offiziere, besonders jüngerer Jahre, auf Alkoholwirkung in's Auge zu fassen und die nicht resistenten Persönlichkeiten zu melden."

K.

„Sühnopfer". Eine Land- und Waldgeschichte von Valeska Gräfin Bethusy-Huc. Carl Reißner, Dresden und Leipzig.

Gräfin Bethusy (Moritz v. Reichenbach) ist eine talentvolle und fleißige Schriftstellerin, der es an Erfolg nicht fehlt. Ihre eigentliche Domäne ist der Salon, in dem sie wohl zu Hause ist und dessen zwischen Wahrheit und Schein pendelndes Wesen sie trefflich zu zeichnen weiß. Hin und wieder begiebt sie sich, einem, wie es scheint, unwiderstehlichen Zuge ihrer gesunden Natur folgend, auf das Gebiet der Schilderung des unteren Volkslebens ihrer oberschlesischen Heimat, doch nicht mit Glück. Sie ist entweder nicht tief genug in das Seelenleben des Volkes eingedrungen, oder es muthet sie zu wenig an, um sie zu ernsterer psychologischer Entwickelung anzuregen; jedenfalls bleibt ihre Feder auf diesem Felde skizzenhaft, ja hin und wieder oberflächlich und unfertig. Dies merkt der aufmerksame Leser auch in der vorliegenden Erzählung, welche nicht zu dem Besten gehört, was Gräfin Bethusy geschaffen hat.

V. T.

Deutsche Privat-Bibliotheken. Der Herausgeber des „Verzeichnisses von Privat-Bibliotheken", G. Hedeler in Leipzig, wird dem soeben erschienenen ersten Band (Amerika) noch in diesem Jahre den dritten Band (Deutschland) folgen lassen. Um diesen wichtigen Theil möglichst vollständig zu gestalten, richtet derselbe an alle Besitzer hervorragender Büchersammlungen die Bitte, ihm, soweit nicht bereits geschehen, Angaben über Bändezahl, Sonderrichtung und sonstige Einzelheiten ihrer Bücherbestände zur unentgeltlichen Benutzung zu senden. Bei den im ersten Bande kurz beschriebenen 601 amerikanischen Privatbibliotheken fanden Sammlungen von unter 3000 Bänden nur dann Aufnahme, wenn hoher Werth, Seltenheit 2c. dies rechtfertigten oder wenn es sich um bedeutendere Specialsammlungen handelte. Aehnliche Begrenzung ist auch für die Bearbeitung des dritten Bandes nöthig. Neben Büchersammlungen litterarischer und allgemeiner Richtung werden im Privatbesitz befindliche beachtenswerthe wissenschaftliche und technische Fachbibliotheken berücksichtigt. Für die Allgemeinheit dürfte die Zusammenstellung, deren Benutzung ein jedem Band beigegebenes Sachregister erleichtert, auch insofern Interesse bieten, als dieselbe dazu beitragen kann, daß wichtige im Privatbesitz befindliche und daher wenig bekannte Bücherschätze für litterarische und wissenschaftliche Forschungen mehr als bisher zu Rathe gezogen werden. Besitzer werthvoller Bibliotheken sollten die Mühe einer kurzen Mittheilung nicht scheuen.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und Nerven. I. Arbeit und Wille. Personenkunde oder klinische Psychologie zur Grundlegung der Psychohygiene von Dr. E. Hallervorden. Heft 3. Würzburg, A. Stuber's Verlag.

Adler, H., Vorrede und Bruchstücke. Eine poetische Musterkarte. Frankfurt a. M., Comissions-Verlag von Gebr. Staudt.

Aus dem „Wasserkopf" Berlin. Ein illustrirtes Brötchen servirt von einem Provinzialen. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatschrift. 1897. Heft 3. 4. 5. 6. 7. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Aus fürstlichem Nachlass. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Bamberger, Ludwig, Politische Schriften von 1879 bis 1892. (Gesammelte Schriften von Ludwig Bamberger Band V.) Berlin, Rosenbaum & Hart.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 1011 bis 1023. Halle a/S., Otto Hendel.

Boguslawsky, A. von, Aus bewegten Zeiten. Novellen und Skizzen. 8.—10. Tausend. Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall & Grund.

Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte, 1788—1805. Herausgegeben und erläutert von Wilhelm Fielitz. I. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Cranz, Paul, Hans. Eine sociale Dichtung aus der Gründungszeit des Deutschen Reiches. Leipzig. Verlag von Friedrich Jansa.

Döbeli, Marie, Schlichte Weisen. Gedichte. Zürich, Verlag des Schweizer Frauenheim.

Engel, Eduard, Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit einem Anhang: Geschichte der Litteratur Nordamerikas. Vierte völlig neu bearbeitete Auflage. Heft 1. Leipzig, J. Baedeker.

Engel, Eduard, William Shakespeare. Ein Handbüchlein. Mit einem Anhang: Der Bacon-Wahn. Leipzig, Julius Baedeker.

Ethisch-socialwissenschaftliche Vortragscurse. Band IV. Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert. Von Werner Sombart, Professor an der Universität Breslau. Bern, Steiger & Cie., vormals A. Siebert.

Faber du Faur, Napoleons Feldzug in Russland von 1812. Mit ca. 100 grossen Vollbildertafeln und einer Anzahl kleinerer Illustrationen. Lieferung 2—5. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Feuerbach, Anselm, Ein Vermächtniss. Vierte Auflage mit neu bearbeitetem Verzeichniss seiner Werke und einer Photogravüre nach einem in der kgl. Pinakothek zu München befindlichen Selbstbildniss. Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn.

Fischer, Adolf, Bilder aus Japan. Illustrirt von F. Hohenberger und J. Bahr. Mit einer Karte von Japan. Berlin, Georg Bondi.

Friedmann, Alfred, Theater. 2. Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Gerber, Paul, Wilhelm Raabe. Eine Würdigung seiner Dichtungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Gesellschafter, Der, Litterarische Monatsschrift. III. Jahrg. (1897.) No. 7. Erfurt, Eduard Moos.

Halbe, Max, Frau Meseck. Eine Dorfgeschichte. Berlin, Georg Bondi.

Hölderlins gesammelte Dichtungen. Neu durchgesehene und vermehrte Ausgabe in zwei Bänden. Mit biographischer Einleitung. Herausgegeben von Berthold Litzmann. II. Band. Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Jahresbericht, Siebenunddreissigster, über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung. Ausgegeben durch den Verwaltungsrath. Vorort Weimar. Februar 1897.

Der Kampf um das Deutschthum. Herausgegeben vom Altdeutschen Verbande. 1. Heft. Die Weltstellung des Deutschthums. Von Fritz Bley. München, J. F. Lehmann.

Katalog einer kleinen vorzüglichen Sammlung von alten Kupferstichen, Radirungen und Holzschnitten, alten und modernen Handzeichnungen, Aquarellen etc. einer Sammlung alter Wiener Ansichten von C. Schütz, J. Ziegler, C. Janscha etc. Aus Privatbesitz.

Wien, Kunst-Antiquariat C. J. Wawra, I. Dorotheengasse 14.

Kraemer, Hans, Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Grossen. Ernstes und Heiteres aus der vaterländischen Geschichte. Illustrirt von ersten Künstlern. Liefg. 1 u. 2. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Kraepelin, Dr. Emil, Zur Ueberbürdungsfrage. Jena, Verlag von Gustav Fischer.

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. IV. Jahrgang No. 128, 129, 130, 131. Berlin, Kritik-Verlag.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1897. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Neunzehnter Jahrgang. Mit zwei Portraits. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Louys, Pierre, Aphrodite. Ein antikes Sittenbild. Einzig autorisirte Verdeutschung. Budapest, G. Grimm.

Mauthner, Fritz, Der steinerne Riese. Eine fast wahre Geschichte. Zweites Tausend. Dresden, Heinrich Minden.

Monographien zur Weltgeschichte in Verbindung mit Andern herausgegeben von Ed. Heyck. I. Die Mediceer. Von Archivrath Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit 4 Kunstbeilagen und 148 Abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe Liefg. 23. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung.

Muret-Sanders, encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Theil II. (Deutsch-Englisch) Lfg. 1. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).

Panizza, Oskar, Abschied von München. Ein Handschlag. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Pastor, Willy, Wanderjahre. Sociale Essays. Berlin, Schuster & Loeffler.

Poschinger, Heinrich von, Fürst Bismarck und der Bundesrath. II. Band. Der Bundesrath des Zollvereins (1868–1870) und der Bundesrath des Deutschen Reichs (1871 bis 1873). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Rückerts, Friedr., Werke in sechs Bänden. Herausg. von Prof. Dr. C. Beyer. Leipzig, G. Fock.

Rupcic, Georg, Die Felsensprengungen unter Wasser in der Donaustrecke „Stenka-Eisernes Thor" mit einer Schlussbetrachtung über die Felsensprengungen im Rhein zwischen Bingen und St. Goar. Mit 6 Tafeln und 16 in den Text eingedruckten Abbildungen, Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Herausg. v. R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. Elfte Serie. Heft No. 243. 245. 246. 247. 249. 251. 253. 257./263. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Sapper, Dr. Carl, Das nördliche Mittel-Amerika nebst einem Ausflug nach dem Hochland von Anahuac. Reisen und Studien aus den Jahren 1888—1895. Mit einem Bildniss des Verfassers, 17 in den Text eingedruckten Abbildungen, sowie 8 Karten. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Schweiger-Lerchenfeld, Armand, Freiherr v., Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der cölestischen Photographie. 62 Kartenblätter (mit 135 Einzeldarstellungen) und 62 Folio-Bogen. Text mit ca. 500 Abbildungen. Lieferung 1. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Sighele, Prof. Scipio, Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Dr. Hans Kurella. Dresden, Carl Reissner.

Skulpturenschatz, Klassischer. Herausgegeben von F. von Reber und A. Bayersdorfer. I. Jahrgang Heft 6 und 7. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

Struve, Emil, Der Berliner Bierboykott von 1894. Ein Beitrag zur Geschichte der socialen Klassenkämpfe der Gegenwart. Actenmässig dargestellt. Berlin, Carl Heymann's Verlag.

Uebersicht, vergleichende, der vier Evangelien in unverkürztem Wortlaut. (Vollständige Synopsis.) (Luther. Uebersetzung. Revidirte Ausgabe. Halle 1892.) Von S. E. Verus. Leipzig, P. van Dyk.

Unold, Dr. Johannes. Ein neuer Reichstag Deutschlands Rettung. München, J. F. Lehmann.

Verboten und verpönt. Zeitgenössische Lyrik von Schejtan-ul-Ali. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Versöhnung. Monatsschrift von M. von Egidy Heft 10. April 1897. Berlin, Eigener Vertrieb.

Voigt, Prof. Dr. Friedrich, und **Prof. Dr. Max Koch,** Geschichte der Deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 14 Lieferungen zu je 1 Mark. (Gesammtpreis 14 Mark), mit ca. 170 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und 23 Facsimile-Beilagen. Heft 6—9. Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VI. Jahrg. Nr. 3. Dresden, E. Piersons Verlag.

Wahrheit, Die, Halbmonatsschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausgegeben v. Christoph Schrempf. Nr. 85. Achter Band Nr. 1. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff).

Weinhold, Karl, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Dritte Auflage. 2 Bände. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft, begründet von L. Quidde. Neue Folge im Verein mit G. Buchholz, K. Lamprecht, E. Marcks, herausgegeben von Gerhard Seeliger. I. Jahrgang 1896/97. Monatsblätter No. 11/12. Februar/März. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandlung v. J. C. B. Mohr.

— Vierteljahresheft 4. Januar bis März. Freiburg i. Br. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Zweiundachtzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1897.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiundachtzigster Band.

Mit den Portraits von:
Otto Brahm, Gustav Falke, W. K. Röntgen.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 82. Bandes.

Juli — August — September.

1897.

Seite

Karl Biedermann in Leipzig.
Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral. I. Moralität oder Individualität. Eine culturgeschichtliche Studie. 322

Ida Boy-Ed in Lübeck.
Ein kritischer Moment 1

Franz Evers in Berlin.
Gletscher. Ein Monolog 352

Gustav Falke in Hamburg.
Gedichte 196

Dagobert von Gerhardt-Amyntor in Potsdam.
Im Streit der Pflichten 139. 363

Ludwig Jacobowski in Berlin.
Otto Brahm. Eine Studie 22

C. R. R. King in Enterprise (Alabama).
Ein Blick auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der Vereinigten Staaten 59

Arthur Kleinschmidt in Heidelberg.
Die Blüthezeit der oberdeutschen Plastik 218

Paul Lindau in Meiningen.
Eine Reise nach Athen. Tagebuchblätter II. 37

Paul Lindau in Meiningen.
Der König von Sidon. Erzählung 277

Jacob Nover in Worms.
Die Tragik ungleichartiger Verbindung in der deutschen Sage 341

Seite

A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.
Zur Flottenfrage 198

Paul Spies in Berlin.
Röntgen und die Röntgenstrahlen 355

Marie Weyr in Wien.
Frühling in Abbazia. Stimmungsbild 83. 235

Heinrich Wolgast in Hamburg.
Gustav Falke 174

August Wünsche in Dresden.
Der Regenbogen in den Mythen und Sagen der Völker 70

Bibliographie 126. 265. 408

Bibliographische Notizen 133. 271. 411

Mit den Portraits von:

Otto Brahm, Gustav Falke, W. K. Röntgen; radirt von Johann Lindner in München.

Otto Brehm.

Schlesische Verlagsanstalt v. Schottländer in Breslau

Ein kritischer Moment.

Von

Ida Boy-Ed.

— Lübeck. —

Vom Hügel, auf dem der rothe hohe Bau des Festspielhauses mit seinen edlen Linien und geringem Material aus Fachwerk und Ziegelsteinen steht wie ein Denkmal stolzer Disharmonie, geht in sanften Linien das Gelände abwärts, breitet sich mit gelben Getreidefeldern und grünen Waldstrecken weit und still aus, bis zum fernen Horizont, den in der Runde bescheidene Höhen bläulich umschließen.

Um den Fuß des Festspielhauses drängte sich Farbenfleck an Farbenfleck in unruhigem Durcheinander; die leuchtenden Töne der weißen, blauen, gelben, grünen Frauenkleider schoben sich hin und her und stellten jeden Augenblick ein neues Bild zusammen.

Ein schwirrendes, ununterbrochenes Geräusch ging durch die Menge, es hob sich nie zum Lärm und sank nie zur Stille; das Räderrollen der anfahrenden Wagen, das Sprechen und Lachen, das Rauschen der Kleider und die Schritte auf dem knirschenden Sand — das Alles spann sich, zu einem Schall vermählt, endlos fort.

Der Himmel war sonnenlos und weißgrau, die Luft schwül.

An der Balustrade, welche das abgerundete Plateau vor dem Haupteingang des Festspielhauses einfaßt, stand ein Mann und wartete. Er ließ das Menschengewühl an sich vorbeischieben; wenn sich gerade vor ihm Gruppen bildeten und stehen blieben, trat er einen Schritt seitwärts, um sich den Ausblick wieder zu verschaffen, den man ihm versperrt hatte. Er war ein junger Mann, vielleicht den Dreißig nahe, eine schlanke, dunkle, vornehme Erscheinung, mit einem mehr klugen als schönen Gesicht, aber er

wußte seine Züge zu tragen, es war nichts Nachlässiges in ihnen, so wenig wie in seiner Haltung, und man gewann auf den ersten Anblick gleich von ihm den Eindruck einer energischen und lebhaften Persönlichkeit.

Ein Aufleuchten herzlicher Freudigkeit ging über sein Gesicht. Er sah sie, auf die er wartete, noch halb verdeckt von der Menge, kommen. Sie trafen sich und hielten sich an beiden Händen. Die Frau war bleich vor Freude, sie sah ihn an mit dem Ausdruck sinnlosen Glückes. Sie wollte sprechen, aber ihre Zunge gehorchte nicht. Von ihren Lippen kam nur der Seufzer, der verrieth, daß sie sich von langen Trennungsqualen erlöst fühlte.

Sie schwiegen wohl eine Minute lang zusammen, in der nächsten und einfachsten Befriedigung, daß sie einander ansehen, endlich wieder ansehen konnten.

Dann sprach er zuerst.

„Nun, wie geht es? Du siehst mir ein bischen nervös aus. Und die Jungens?"

„Gut, sehr gut. Und mir? . . . Du weißt, ich leide immer ein wenig. Das Leben — so fern von Dir . . ."

Es war, als ob sie die Klage ihrer Sehnsucht zurückhalten wolle, halb schamhaft, halb nachsichtig, wie Andere einen Vorwurf zurückhalten.

Er verstand das, und es rührte ihn immer ein wenig.

„Jetzt wollen wir uns der schönen Tage freuen, die vor uns liegen," sagte er begütigend und sah ihr verheißend in die Augen.

Sie wurde roth und lächelte ihn an.

Während sie so eng vor einander standen, sah Jedermann, der vorüberkam, nach der Frau. Sie war hoch und schlank, und ihre weiße Kleidung wirkte durch die etwas übertriebene Einfachheit der Anordnung und die ersichtliche Kostbarkeit der Stoffe auffallend. Auch war das ernste erregte Gesicht, in dem ein paar wundervolle Augen standen, besonders kleidsam von den braunen Haaren und dem großen weißen Hut umrahmt.

Indeß sie voll seliger Gedanken schwiegen und das endlose Geräusch um sie fortschwirrte, schwoll plötzlich ein Trompetenton über die vielhundertköpfige bunte Menge hin. Jedes Geräusch verstummte, und jedes Lachen erstarb. Alle Welt horchte unwillkürlich.

Und die Trompeten bliesen den Morgenweckruf aus Lohengrin hinaus über den Festspielhügel. Sofort danach begann sich die Menge dem Hause zuzuschieben, das rechts und links, durch zwölf Thüröffnungen die hereinströmenden Menschen in sich aufnahm.

„Gieb mir Deinen Arm, Therese," sagte er. Sie hing sich fest an ihn.

Sie hatten Beide noch keinen Bekannten entdeckt, und ein glückliches Gefühl der Zusammengehörigkeit unter Fremden erfaßte sie.

Sie waren sich die Allernächsten auf der Welt, aber widrige Umstände verhinderten ihre Verheirathung. Therese lebte von einem rohen, liederlichen Manne nur getrennt, nicht geschieden. Ihr Gatte hatte ihr die beiden Knaben nur um diesen Preis der bedingten Freiheit gelassen. Bei einer Scheidung hätte das Gesetz, welches den schuldigen Mann in Schutz nimmt und die unschuldige Frau moralisch mißhandelt, ihr die Kinder aberkannt, weil es Söhne waren. Therese glaubte, im Besitz ihrer Kinder und dieser Freiheit, die ihr wohl das Alleinleben, aber nicht die Wiederheirath gestattete, vollkommen glücklich werden zu können.

Als Helmrich in ihr Leben trat, begriff sie, daß ihr, wie den meisten Frauen, der richtige Maßstab für das Muttergefühl gefehlt hatte.

Weil die Mutter immer die Gebende, Aufopfernde, Herrschende und Heilige ist, steht sie ihren Kindern gegenüber auf einem Postament.

Jedes Verhältniß, das einen Höherstehenden schafft, bringt für diesen Momente der Einsamkeit und des Schweigens.

Das Bedürfniß, zu empfangen, hat auch sein Recht; wer immer geben muß, sehnt sich nach der Unverantwortlichkeit, nach dem Ausruhen des Empfangens.

Ihre Disposition zur leidenschaftlichen Hingabe welche nur jeweilig durch ein starkes persönliches und vielleicht auch gesellschaftliches Hochmuthsgefühl gebändigt ward, ließ sie ihrer Liebe zu Helmrich ohne Bedenken folgen.

Er wußte, noch ehe ein erklärendes Wort über ihre Gefühle zwischen ihnen gefallen, daß sie sich nicht heirathen konnten. Er berührte diesen Punkt niemals, machte niemals den Versuch, sie zu einer Scheidung und zur Trennung von ihren Knaben zu bewegen, und ließ sie diesen Conflict, wenn da einer war, schweigend in ihrem Herzen ausfechten.

Bald nachdem sie sich gefunden, wurde er als Regierungsassessor in eine Provinzstadt versetzt. Die dortigen engen Verhältnisse verboten es, daß Therese ihren Wohnort in derselben Stadt nahm. Das Gerede wäre endlos, seine amtliche Stellung gefährdet gewesen. Helmrich wiederum konnte seine Laufbahn der geliebten Frau wegen nicht aufgeben oder nur unterbrechen, denn er war fast arm, ohne Familienverbindungen und konnte nur von seinem nicht unbedeutenden schriftstellerischen Talent eines Tages eine glänzende Wendung in seinem Geschick erhoffen. Einstweilen aber stand er noch in den harten Nöthen der Anfängerschaft.

So waren sie oft Monate lang getrennt. Helmrich nahm, so oft er konnte, kurzen Urlaub, oder Therese wagte eine Reise nach seinem Wohnort.

Ihr ganzes Leben stand unter den Fieberfreuden des Wiedersehens und der Todesangst des Abschieds.

An all das dachten sie Beide, als sie sich langsam von der Menge mit vorwärts ziehen ließen und dann endlich auf ihren Plätzen saßen. Diese befanden sich, von Therese vor langen Monaten besorgt, ungefähr

in der Mitte des Hauses. Vor ihnen stieg es ab, Bank um Bank, bis zum Rande der Orchesterbedachung, hinter ihnen stieg es auf, Bank um Bank, bis zur Fürstengalerie. Diese amphitheatralischen Zuschauerreihen, die gewaltigen Säulenbündel an den Wänden, die hereinströmenden Menschen gewährten einen grandios-antiken Anblick.

Er war für Helmrich neu, und er theilte seine Aufmerksamkeit zwischen ihm und der Frau an seiner Seite.

Therese empfand einen leisen Schmerz, sie wünschte, der Geliebte möge nur sie sehen, nur an sie denken. Zugleich aber war auch eine kleine Freude in ihrem Herzen, darüber, daß er mit ihr und durch sie einen schönen Eindruck hatte. Diese Doppelempfindung beherrschte sie den ganzen Abend. Sie ließ die ganze Lohengrinvorstellung und das ganze extravagante Leben und Treiben der Zwischenacte an sich vorübergehen immer in der wachsamen Beobachtung, wie Alles auf ihn wirke, wie weit es ihn befriedige.

Das ungeschmälerte Glücksgefühl kam erst über sie, als sie mit ihm im Wagen saß und nach Bayreuth hinabfuhr. Die Nacht war sehr dunkel, über die Laternenkette hinaus, zu beiden Seiten der sich abwärtsziehenden Straße schien die Welt schwarz. Neben dem Fahrdamm, einer vorwärts wühlenden Schlange gleich, zogen die Fußgänger stadtwärts. Man erkannte kaum die einzelnen Gestalten.

Therese und Helmrich wohnten Beide im Hôtel zum Anker. Sie war schon seit gestern da, Helmrich erst kurz vor dem Beginn der Vorstellung eingetroffen. Er dachte immer daran, ihrem Zusammensein den Charakter des Zufälligen zu geben. Er stellte Theresen manchmal vor, daß dies seine Pflicht sei, denn sie hatte Anwandlungen des Muthes, mit ihrer Liebe einer Welt trotzen zu wollen.

Wie sie nun im großen Saal des Hôtels an einer Tischecke für sich allein saßen, konnten sie endlich über die kleinen Ereignisse ihres beiderseitigen Alltagslebens sprechen, die im Briefverkehr zu unwichtig schienen, um erwähnt zu werden, von Mund zu Mund aber persönlichen Zauber haben. Therese erzählte von den Fortschritten ihrer Söhne, von all den lieben Dingen, die sie von „Onkel Helmrich" immer sprachen, den sie als Ideal der Männlichkeit verehrten, von ihrem gesellschaftlichen Leben und ihrer Familie, und unter dem heiteren Schimmer des Berichtes, der wörtlich nur von Sorglosigkeit, Freude, Reichthum, Erfolg sprach, sah Helmrich ganz genau die Tiefen des Schmerzes, die Noth der Entbehrung.

Daß diese Frau so treu und standhaft um ihn litt, that ihm beinahe wohl, wenn es auch an Aufwallungen herzlichen Mitleids nicht fehlte.

„Und Du," fragte sie, „wie hast denn Du gelebt? Ach natürlich nicht sehr sittsam."

Ihr Mund lachte dazu. Doch in ihren Augen blitzte es. Sie kannte das Leben und die Männer und wußte, daß absolute Treue wenigstens für einen Mann von Helmrichs Temperament eine Unmöglichkeit ist.

„Natürlich nicht," sagte auch er lachend. „Aus jeder neuen Gelegenheit zum Frauenstudium, die ich habe, erwächst Dir ein Gewinn: ich erkenne immer von Neuen, daß die Gemüths- und Geistesqualitäten meiner Therese nicht in einer zweiten, geschweige denn in einer verbesserten Auflage zu finden sind."

„Unter Umständen kann die Untreue ein wichtiges Moment der Dauer einer Liebe bilden. Paradox, was? Aber Du scheinst das Beispiel."

Er sah Therese scharf an. Sie brach eben eine Aprikose aus einander und besah aufmerksam die beiden Fruchthälften.

„Von Dir? — —"

„Nein, ein Ausspruch von Wolfgang Klinger."

„Ist er noch immer Dein Lieblingsschriftsteller?"

„Ja."

„Seht Ihr Euch oft?"

„Selten. — Die Aprikosen kann man nicht essen. Zu trocken."

Eine kleine Pause entstand. Therese wußte wohl, daß Helmrich zur Eifersucht neige, daß aber sein starkes Selbstgefühl, dessen Ernährerin im tiefsten Grunde sie war, diese ruhig schlummern ließ. Nur kam ihr manchmal vor, als ob sie bei dem Namen Wolfgang Klinger erwache.

Sie hatte sich einmal hingerissen über seine Romane und Dramen geäußert, sie hatte offen gestanden, daß seine imposante Erscheinung ihr von je gefallen habe, daß sie früher sich lange eingebildet, ihn lieben zu müssen, sobald sie ihn kennen lerne, und daß dies vielleicht auch geschehen wäre, wenn nicht zuvor Helmrich von ihrem ganzen Sein Besitz ergriffen.

Daß Helmrich bei diesen ihren Frauenphantasieen einige peinliche Empfindungen gehabt, ahnte sie nicht. Er kam sich ihr gegenüber zuweilen wie ein Mann „zweiter Garnitur" vor. Sein unbegrenztes, hochfahrendes Persönlichkeitsgefühl stand noch in einigem Widerspruch mit seiner Bedeutung vor der Welt. Für diese war er ein armer Regierungsassessor wie hundert andere, an einen besonderen Erfolg seines Talentes glaubten vor der Hand noch Wenige.

So schwankte er zwischen Bitterkeit und Rausch. Er pochte gern und unnöthig viel und hart Therese gegenüber auf seinen Willen und seine Persönlichkeit; in andern Stimmungen fühlte er sich fast trunken vor Stolz und Glück, daß diese schöne, vielumworbene Frau, welche einen stolzen Namen trug und in der ersten Gesellschaft so viel Vergessenheit und Trost finden konnte, als sie wollte, ihr ganzes Leben auf ihn gestellt hatte und sich durch diese steten Trennungen eine aufreibende Existenz geschaffen, darin die Tage des Glückes zu zählen waren.

Therese mit ihrem klugen Blick ersah genau immer die Gründe dieser Stimmungen, schwieg sich aber darüber aus.

Helmrich erkannte auch klar, wie es einem andern Mann als gerade ihm möglich wäre, Therese zu befreien. Mit einem großen, sehr großen

Geldopfer konnte sie sicherlich ihren Gatten dazu bewegen, auch bei einer rechtskräftigen Scheidung ihr die Knaben zu lassen. So lange sie allein für die Erziehung und Zukunft der Knaben zu sorgen hatte, durfte sie dies Geldopfer nicht bringen. Aber sie konnte es, sobald sich ein Mann zum Schützer und Versorger für sie und ihre Knaben aufwarf. Solch ein Mann war Helmrich nicht. Er gestand sich, daß Therese durch sein Dazwischenkommen verhindert worden war, in einer neuen Ehe Frieden und für ihre Kinder einen Vater zu finden.

In seinen Augen war aber Wolfgang Klinger der Mann, rücksichtslos alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen und Therese neue, glänzende Daseinsformen zu bieten; Klinger mit seinem Namen, der Europa und Amerika durchhallte, mit seinem großen Einkommen und seiner völligen Unabhängigkeit brauchte sich an das Gerede der Welt nicht zu stoßen Helmrich, trotz seines hochfahrenden Selbstgefühls war von Aengstlichkeiten nicht frei, die sich in jedem Menschen entwickeln, der in seinem Beruf den herrschenden Willen eines Chefs über sich fühlt — das giebt auch den freiesten Geistern gelegentliche Subalterngefühle.

Er glaubte, daß Therese zuweilen ähnliche Betrachtungen anstelle, denn er konnte sich einen vollkommen unegoistischen Seelenzustand nur als Aufwallung, nicht als Dauerndes vorstellen. Und wenn er sich dachte, daß Therese als Resultat solcher Betrachtungen den Entschluß fassen könne, sich von ihm zu trennen, gährte es in ihm auf. Er glaubte fest an ihre Liebe, sie gab ihm fort und fort die ungeheuersten Proben davon, aber er wollte nicht einmal in ihrer Phantasie seine Person und das, was er ihr zu bieten hatte, vergleichend neben einen andern Mann und andere Aussichten gestellt sehen. Ihm war, als sei das ein Punkt in ihrem Seelenleben, den er wachsam im Auge behalten müsse.

„Woran denkst Du?“ fragte Therese, von seinem langen Schweigen geängstigt.

Er fuhr auf und gab die landläufige Antwort:

„An Nichts.“

„Aber ich dachte Etwas.“

„Nun?“

Sie umfaßte mit der Linken ihr Glas und zog mit dem kleinen Finger der Rechten das obere Rund des grünen Römers nach. Ihrem Spiel aufmerksam zuschauend, sprach sie zögernd:

„Das Fundament unserer Beziehung ist doch von allem Anfang an die Freiheit gewesen. Weißt Du noch, wie wir immer davon sprachen, es sei für stolze, vornehme Treue, große Herzen das beste Fundament? Es ist ja wohl Allermannswahn, sich für stolz und vornehm und treu und groß zu halten. Nun denke ich aber manchmal, wir sind gar keine Ausnahme-Menschen, und unsere Veranlagung und unser Schicksal stehen in einem zu schweren Widerspruch.“

„Das heißt, Du willst sagen: meine Veranlagung," meinte er und sah sie aufmerkend an, denn er war von ihr gewohnt, unter allgemeinen Betrachtungen kleine Stiche zu empfangen, es war die einzige Form, in welcher sie sich manchmal gegen ihn wehrte oder klagte.

„Nein, gewiß nicht. Ich denke nur: Freiheit und Trennung, das ist zu viel! Die Gefahren der Freiheit liegen in den feinen Stimmungen: Die Schonung wird zur Subtilität ausgearbeitet, das Verstehen zum Seciren, die Hingabe zur Ekstase. Man thut in Allem zu viel und besonders im Betonen der Freiheit. Das kurze Beisammensein soll ganz Harmonie, ganz Glück sein. Man schweigt, wo es gesünder wäre, sich einmal kräftig auszuzanken. Man trägt die Erinnerung an ein Wort, an ein kleines Erlebniß mit hinweg in die Zeit der Trennung, und in dieser wächst die Wucherpflanze Bitterkeit so fürchterlich schnell. Wir sollten nicht getrennt sein, wir sollten wenigstens an demselben Ort leben."

„Du weißt, daß das nicht geht," sagt er gedrückt.

Sie schwiegen.

Im Saal war es ganz leer geworden. Die Kellner räumten mit den üblichen provocanten Manieren ab, die den letzten Gästen sagen soll: brecht gefälligst auf.

„Willst Du nicht schlafen gehen?" fragte er halblaut.

Sie erhob sich auf der Stelle. Er ging hinter ihr her und begleitete sie bis zu ihrer Thür.

Auf den Corridoren und Treppen war ein Leben wie am Tage, die Fremden, welche droben in der Restauration des Festspielhügels, oder in den Wirthshäusern der Stadt so lange gekneipt hatten, kehrten heim. Sie waren verregnet, lachten laut, hielten nasse Sonnenschirme vorsichtig von den Kleidern ab, oder schwenkten von ihren Hüten die Tropfen. Auf den Cocosläufern waren schwarze, nasse Flecken; von den gekalkten Flurwänden blinkten grell und blendend die Petroleumlampen vor ihren Reflectoren.

„Darf ich noch einen Augenblick bei Dir eintreten?" fragte Helmrich.

Sie nickte wortlos und ging mit zitternden Knieen voran.

Im Zimmer war es nicht dunkel; die Straßenbeleuchtung von draußen warf ein merkwürdiges Licht herein; es sah aus, als ob die beiden Fenster die Glaswände einer großen Stalllaterne wären.

Therese legte ihren Hut auf den Tisch, trat an's Fenster und schaute hinaus.

Draußen sahen die Dächer naß und traurig aus, die Straßen waren blank und schwarz, daß sich die Gasflammen wiederspiegelten.

Therese fühlte, daß sich der Arm des geliebten Mannes um ihre Taille legte. Sie widersetzte sich seinem Versuch, sie fest an sich zu ziehen.

„Nein," sagte sie ängstlich, „laß mich. Ich denke oft, es wäre besser, wenn es zwischen uns immer nur rein seelische Beziehungen gegeben hätte, oder fortan gäbe."

Er küßte sie und lachte.

„O Du Närrchen," sprach er, „die Liebe ist etwas Ganzes. Da kann man das Seelische und das Sinnliche nicht von einander trennen. Weißt Du, wenn man erst anfängt, von dem Seelischen als dem einzig Wahren zu sprechen, ist es aus mit der Liebe."

Sie legte ihre Wange an seine Schulter.

„Ueberhaupt Du denkst zu viel," fuhr er fort, „über Dich, mich, über uns."

„Ich habe so viel Zeit dazu," antwortete sie leise.

Der einfache Ton ergriff ihn.

Er zog sie stürmisch an sich.

Manchmal ging es wie ein Schauer der Ehrfurcht durch seine Seele vor ihrer Liebe. Und zugleich, wie eine Abwehr gegen das Größere, wachte seine Phantasie auf. Er wußte und fühlte, er werde dieses Weib eines Tages verlieren, durch eigene Schuld — wie ein Vorahnen war es, das hinweg ging über Zwischenzustände von Liebe zu einer Anderen — hinweg zu fernen Stunden, wo er sich nach ihrer Treue, ihrem Verständniß, ihrem schonungsvollen Schweigen heimbangen würde. Und ein Sehnen erfaßte ihn dann, nach ihr, der Gegenwärtigen, die er zärtlich in den Armen hielt, als ob sie schon die ihm Verlorene sei.

Und in diesem schmerzlichen Gefühl der Endlichkeit seiner Liebe preßte er sie fester an sich und flüsterte:

„Wir gehören ja doch zusammen."

* * *

Am anderen Morgen besuchten sie die Eremitage. Therese hatte eine Vorliebe für dies spielerische Lustschlößchen und den altmodischen Park.

Die Luft war voll von schwüler Feuchtigkeit, der Himmel grau. Alle Farben in der Landschaft wirkten intensiver als sonst, kein Staubduft, kein Lichtflimmer überschleierte ihre Localtöne. Die Wege wanden sich kräftig braun zwischen den hartgrünen Rasen- und Gebüschpartien hin. So weit das Auge trug, stand Alles in scharf umrissenen Linien im Bilde: Baumstämme und Kronen, Gebäudedächer dazwischen und Blumenbeete davor.

Der Park war an diesem regenbedrohten Vormittag leer. Er lag einsam da in der sonnenlosen, warmen, weinerlichen Stille.

Ein Geruch von Nelken hing in der schweren Luft, die den Athem beklemmte und aufdringlich war, wie eine schmerzlich-schöne Erinnerung.

Alles nöthigte zum Schweigen. So ging auch Therese stumm und glücklich neben dem Mann, ihn zuweilen zärtlich anblickend, während er mit der ihm eigenen gesammelten und raschen Aufmerksamkeit in die Landschaft hinaus sah, sich ihr Bild und ihre Eigenart genau einzuprägen.

Nun betraten sie, von einem Wege her, der schmal sich durch ein Gebüsch zog, den großen runden Platz. In seiner Mitte stand das stille große Wasser, umrandet von der Kreiseinfassung des grünlichen Steins. Die graue Gruppe von Göttern, Putten und Riesenfischen spie dünne Wasserstrahlen nach allen Richtungen rund über das Bassin. Drüben zogen sich im Halbkreis die kleinen Lustgebäude hin: in der Mitte ein hoher Pavillon in Tempelform, rechts und links im leisen Bogen die Flügelbauten, mit den bunten Säulenreihen aus Mosaikgestein davor — das Ganze so niedlich und so traurig.

Jenseits am Rande des Wasserbeckens standen vier Personen, eine Dame, zwei Herren und der Führer. Die Entfernung war zu groß, um die Gesichter zu erkennen. Aber vertraute Erscheinungen verrathen sich durch ihre Silhouette, ihre Haltung, ihre Kleider, die Dame kam Theresen sofort bekannt vor, einer der Herren auch, aber das wagte sie nicht auszusprechen.

„Du witterst überall Bekannte," sagte Helmrich. „Und schließlich, wenn es Trachs sind — ebenso gut, wie Du sie hier zufällig triffst, kannst Du doch auch mich getroffen haben."

Die Gruppe drüben setzte sich in Bewegung und kam um das Wasser herum.

„Es sind Trachs," sprach Therese nun bestimmt. „O, unsere schöne Einsamkeit. Und Wolfgang Klinger ist mit ihnen."

Helmrich erröthete stark. Sein Herz klopfte. Aber er bezwang sich und dachte: „Nur keine Eifersucht zeigen, nur den Frauen den Gefallen nie thun."

„Das ist ja reizend. Ich habe mir immer gewünscht, ihn kennen zu lernen," sagte er.

Die Baronin Trach schwang schon winkend ihren Regenschirm.

Mit einem Eifer, den die beiden Damen in ihrer Heimatstadt nie bekundeten, wenn sie sich begegneten, liefen sie aufeinander zu.

Die Baronin Trach, eine lange, schlanke Frau mit Rehaugen bei weißblondem Haar und einem Falkennäschen im sehr ovalen Gesicht, zeigte nicht das mindeste Erstaunen. In Bayreuth sich zu treffen, war eben das Natürlichste von der Welt. Uebrigens habe sie schon ganz von Weitem Therese an dem hellgrauen Mantel mit den drei Kutscherkrägelchen erkannt und auch sofort den Herrn Regierungsassessor an seiner merkwürdigen Haltung, die immer so was Herausforderndes habe. Sie überstürzte Helmrich, der viel bei ihr verkehrt hatte, mit Fragen nach den gesellschaftlichen Zuständen seines jetzigen Wohnortes, und ohne Antwort abzuwarten, erzählte sie „woher und wohin" von sich, ihrem Gatten und Klinger. Sie kamen aus Tirol, wollten acht Tage hier bleiben und dann zusammen nach Etretat gehen — Klinger schloß sich an.

So konnten Thereſe und Helmrich ſich ein wenig beſinnen und den beiden langſam nachfolgenden Herren mit der größten Unbefangenheit begegnen. Man ſtellte nun zu Fünf feſt, daß man ſich geſtern auf dem Feſtſpielhügel gar nicht bemerkt, wie man ſich gefreut habe, Klinger, als er die Trachs auf der Hoteltreppe in der „Sonne“ traf, Helmrich, als er Frau Thereſen ähnlich begegnete.

Dann ſprachen ſie fünf Minuten über das Bild vor ihnen.

„Wenn es möglich iſt, daß eine Landſchaft an einen beſtimmten Möbelſtyl erinnern kann, ſo muß ich ſagen: Dieſe hier erinnert mich immerfort an einen reizenden, weiß lackirten Rococoſtuhl mit verſchliſſenem Ueberzug — den meine Mama hat,“ ſprach die Baronin.

Sie war immer lebhaft und durch Schmeichelei gewöhnt worden, das Hin- und Herflackern ihrer Gedanken für Eſprit zu halten. Ihr Gatte ergänzte ſie durch Schweigſamkeit. Er war immer zufrieden, immer höflich, hatte immer eine zuſtimmende Bemerkung, intereſſirte ſich im Grunde für Nichts und war ein ſchöner dunkler Menſch.

„Klinger, ich bitte Sie — Thereſe ſieht der Gräfin Orlamünde ähnlich! Wahrhaftig! Wir müſſen gleich zurück und Dich dem Bild gegenüber ſtellen. Sie wiſſen doch, Herr Aſſeſſor .... die Stammmutter der Hohenzollern? Das Bild iſt reſtaurirt und hängt drüben im linken Flügel, in einem der drolligen kleinen Zimmerchen, in denen ich immer dünne, klägliche Spinetttöne zu hören glaube. Ich fürchte mich vor dem Bild der Orlamünde,“ erzählte die Baronin und nahm Thereſe an der Hand, um ſie mitzuziehen.

Klinger ſah aufmerkſam in Thereſens Geſicht. Er ſagte Nichts. Seine Schweigſamkeit war anders geartet, als die Trachs, der in ihr die bequemſte Form fand, ſich immer correct zu halten. Er war aus tauſend Gründen ſchweigſam: oft ſprachen die Andern ſo grenzenlos unwichtige Sachen, oft reizte es ihn, langweilig zu wirken, wo man von ihm beſondere Anregung erwartete, oft war er müde, denn er arbeitete ſchwer und viel und auch Nachts. Außerdem war er immer ſtill, wenn er mit einem neuen Menſchen zuſammenkam. Entweder ſtörte ihn ein ſolcher, oder er ſchien werth beobachtet zu werden.

So ging auch jetzt Klinger langſam hinter den beiden Paaren drein, die ſich dem Luſtbau zuwandten.

Klinger dachte über Niemand und Nichts harmlos. Er bezweifelte ſofort die „Zufälligkeit“ des Zuſammentreffens Thereſens mit dem Regierungsaſſeſſor. Die Frau intereſſirte ihn. Er ſah ſie ein ſchweres Geſchick mit Haltung tragen, und er nahm ohne Weiteres an, daß ein Mann bei ihr für Tröſtungen aller Art ein dankbares und empfängliches Herz finden werde. Vielleicht ein etwas unbequem ſchweres — aber einerlei: er hätte ihr gern Sonnenſchein gegönnt, ohne ſich mit dem Gedanken näher zu befaſſen, ob etwa er der Mann ſei, ihn ihr zu bringen. Nun fragte er ſich:

„Sollte dieser junge Mann der geheime Glücksspender für die arme Frau sein?"

Er pfiff vor sich hin. Ganz leise regte sich in ihm ein leises Concurrenzgefühl. Er erkannte das wohl und lächelte darüber. Für sich und alle Männer gab er seinen kritischen Gedanken zu, daß Reste von Knabeneitelkeit und Knabenhabgier nie abgestreift werden.

Aufmerksam sah er die vor ihm Schreitende an. Theresens Gestalt mit dem Linienfluß von vollkommener Schönheit nahm sich neben der überschlanken Trach doppelt wohlthuend aus. Die Trach hatte immer noch Etwas von einem zu schnell gewachsenem Backfisch, der mit seinen Gliedmaßen nicht wohin weiß; dazu war ihr Gang trippelnd und unrhythmisch.

Klinger war zu sehr Künstler, um sich nicht über Schönheit zu freuen, und zu sehr Mann, um dies ganz selbstlos zu können.

„Donnerwetter," dachte er, „wenn es wäre, könnte dieser junge Mann von unerhörtem Glück sagen."

Sie waren nun in die Flucht der sich im Halbkreis aneinanderreihenden Cabinette eingetreten, denen eine starke Phantasie mit den kleinlichen Mitteln jener Zeit ein besonderes Gepräge zu geben versucht hatte.

„Immer das Resultat, wenn die Kunstmittel nicht so kräftig sind wie die Individualitäten: man sieht keinen Charakter, man sieht Raritäten," bemerkte Helmrich.

„Sehr wahr," sagte Trach. „Sehr fein. Und was sagen Sie, Klinger? Sagen Sie doch auch einmal Etwas! Ich habe wahrhaftig blitzwenig davon, daß ich im Gefolge eines berühmten Mannes mitgeschleppt werde," rief die Baronin.

„Wir wollen nicht darüber streiten, wer der Mitgeschleppte ist," sagte Klinger bedächtig.

„Da Sie niemals das antworten, was man fragt, hat man auch, wenn Sie sprechen, den Eindruck des Schweigens," schalt sie.

„Wirklich? hat man?" fragte Klinger ganz gutmüthig bedauernd.

Sie standen nun vor dem Bild der Gräfin Orlamünde, die in der Prunktracht ihrer Zeit, den Federhut auf dem Kopf, in ihren langfingerigen überschmalen Händen eine Reitgerte hielt.

Mit einigem guten Willen konnte man zwischen dem Bilde und Theresen eine Aehnlichkeit finden, die sich aber mehr in den Zügen als im Ausdruck bekundete. Es waren wohl dieselben scharf gezeichneten Brauenbogen über den grauen, leidenschaftlichen Augen, wohl dieselben schwellenden, schönlinigen Lippen, dasselbe Oval des Gesichtes. Aber Therese hatte den Ausdruck einer Dulderin, die in unsicheren Gefühlen eben den Muth faßt, ein wenig zu lächeln.

Das Angesicht der Gräfin Orlamünde leuchtete von einem dämonischen

Willen und einer sieghaften Sinnlichkeit. Es ging von dem Bilde Etwas aus, das den Athem beklemmte, wie draußen die schwere, nelkenduftgesättigte Luft.

Mitten in das Schweigen hinein sagte Helmrich mit einer Bestimmtheit, welche nur intimste Kenntniß giebt:

„Nein, es ist gar keine Aehnlichkeit vorhanden." Er wußte nicht, wie viel sein Ton verrieth. Therese aber erröthete ganz leise, was Klinger nicht entging.

Die Baronin Trach blieb bei ihrer Behauptung von der „unglaublichen Aehnlichkeit", hatte aber nun schon wieder einen anderen Einfall. Man sollte oben in der Restauration am Parkeingang Wein zusammen trinken, billigen fränkischen Landwein. Die Gesellschaft war einverstanden und zog dahin, diesmal aber Klinger neben Therese.

Der Himmel war noch immer grau, die Luft noch immer feucht und schwül. Es müsse bis zum Nachmittag schön werden, verlangte die Baronin; sie wollte ein „unerhörtes" Kleid anziehen und sei nicht nach Bayreuth gekommen, ihre Toiletten unter einem Regenmantel zu verstecken. Als die Fünf dann um einen Tisch saßen, unter den Lindenbäumen, die still und schwermüthig standen, ohne ein Blatt zu regen, bekam Frau von Trach einen neuerlichen Redeanfall.

„Du mußt mit uns nach Etretat gehen, Therese," sagte sie, „Du mußt es aus Freundschaft für mich thun. Diese beiden Männer bringen mich um, Klinger mit seiner unerhörten Langweiligkeit, die er sich leistet unter guten Freunden, als Gegengewicht gegen seine officielle Interessantheit. Mein Mann mit seiner Harmonie! Harmonie ist ein feines Wort — blos ein Wort für dieselbe Sache, nämlich für Langeweile. Gott, wenn die Männer und die Frauen wüßten, wie dumm sie sind, wenn sie der lieben Ehehälfte oder dem theuren Geliebten das Dasein harmonisch machen wollen! Launen und Widersprüche und Eifersüchteleien machen das Leben erst interessant. Es beschäftigt. Und gerade bedeutende Männer und bedeutende Frauen haben oft ein merkwürdiges und kindisches Bedürfniß, alle Tage einige Mal einen „Sieg" zu erringen, was aber doch nur möglich ist, wenn eine Plänkelei, um nicht zu sagen: eine Schlacht, vorangegangen ist. Therese, wenn Du mal wieder heiratheſt, wolle blos nicht Deinem Mann die Tage durch Dein harmonisches Wesen verschönern."

Sie trank als Schluß ihr Glas Wein in einem Zuge leer und setzte es mit einem herausfordernden Bumbs fest auf den Tisch.

„Von dem langweiligen Fehler bist Du allerdings frei," sprach ihr Mann lächelnd.

Klingner sah sie spitzbübisch an und meinte: „Unversehens sagen Sie manchmal ganz gescheidte Sachen."

Therese war sehr betroffen. Weil sie in unsicheren, ja ungesunden Verhältnissen lebte, ängstigte sie Alles, und jedes besondere Wort erweckte eine Reihe von Fragen oder gar Erkenntnissen in ihr.

Harmonisch zu sein, in ihrem Zusammenleben mit Helmrich jeden Mißklang fern zu halten, war ihr beständiges Bestreben. „Gewiß," das ist keine rechte Diplomatie," dachte sie jetzt und wußte doch, daß es ihr von der Natur versagt sei, diplomatisch zu handeln.

Helmrich wollte mit der Baronin noch über das Thema weiter sprechen. Aber sie konnte kein Gespräch führen, sie konnte nur Bemerkungen machen und war mit ihren Gedanken schon wieder anderswo.

Klinger sagte wenig. Helmrich fand sein Schweigen erst zu anspruchsvoll und glaubte eine Pose darin zu entdecken. Doch konnte er nicht umhin, die Persönlichkeit des berühmten Dichters sehr anziehend zu finden. Klinger war ein schöner Mann, groß, breit und doch schlank, mit edlen, ernsten Zügen, ein blonder, hängender Schnurrbart deckte die Mundwinkel. Das Auge war groß, blau und hatte einen lachenden Glanz, der dem etwas schwermüthigen oder nervösen Gesammteindruck des Gesichts widersprach. Uebrigens hätte man Klinger seiner tadellosen Haltung und seinem Wesen nach für einen Aristokraten allerhöchsten Ranges halten können. Kurz ein Mann, der imponiren und gefallen mußte. Das sagte sich Helmrich neidlos. Und als er sah, daß Therese sich in ihrem Wesen gar nicht veränderte, daß weder ihr Lachen noch ihre Geberden jene leise gesteigerte, nervöse Lebhaftigkeit bekamen, die er bei Frauen nur zu wohl kannte, als Wirkung der Gegenwart eines interessanten Mannes, fing er an, sich rückhaltlos zu freuen, daß der Zufall ihm Klingers Bekanntschaft bescheert hatte.

Jeder aufmerksame, gütige oder bewundernde Blick, den Klinger gelegentlich auf Theresen ruhen ließ, gab Helmrich ein Gefühl erhöhter Mannesfreude. „Die Frau ist mein!" sagte er sich dann befriedigt.

Das kurze Gefühl der Sorge, wie dies Zusammentreffen mit Bekannten die Bayreuther Tage für ihn und Therese gestalten möchte, hatte sich in allerbeste Laune verwandelt. Er sah einen großen Gewinn. In der Zweisamkeit mit Therese waren schwermüthige Stimmungen und drückende Betrachtungen über ihre Lage unausbleiblich. Nicht, daß ihn dergleichen gepeinigt hätte — Therese war ihm unaussprechlich theuer, und er litt oft innerlich mehr um sie, als ihm bequem war und er ihr gestand — allein seine lebensfrohe Natur ließ es ihn vermeiden, unabänderlichen traurigen Gewißheiten zu oft in's Gesicht zu sehen. Er hatte auch ein Bedürfniß nach viel Abwechselung. Im Grunde war er ein wenig das, was man bei einer Frau vergnügungssüchtig nennt.

So hieß er denn alle Pläne, welche die Baronin für die nächsten Tage aufstellte, willkommen. Man wollte immer zusammen speisen; Abends nach den Aufführungen immer zusammen „bummeln", an dem freien Tag

zwischen Parsival und Lohengrin einen Ausflug nach Berneck machen. Und zuletzt sollten Therese und Helmrich mit nach Etretat. Das war für Helmrich nun ausgeschlossen, da er keinen langen Urlaub hatte, auch keinen erhalten konnte, über die zehn Tage hinaus, denn sein Chef, der Regierungspräsident wollte reisen. Aber Therese sollte und mußte.

„Sie werden nicht loskommen, meine Gnädigste," sagte Klinger, „wenn unsere verehrte Freundin sich einmal Etwas in den Kopf gesetzt hat . . . ."

Er sah dabei Therese so eindringlich an, daß sie erröthete.

„Es geht aber doch nicht."

* * *

Therese erlebte die glücklichsten Tage. Ihre tiefe Enttäuschung, daß ihre Zweisamkeit mit Helmrich gestört war, wich einer dankbaren Freudigkeit. Sie sah, wie angeregt und fröhlich sich der geliebte Mann im Freundeskreis zeigte, und in den Stunden, die ihnen unter vier Augen beschieden waren, fand sie ihn von einer hinreißenden, übermüthigen Zärtlichkeit. Weder pochte er, wie sonst zuweilen, unnöthig laut auf seine Persönlichkeit, noch spürte sie das ernste Dankbarkeitsgefühl, das sonst zuweilen zagend und keusch, als vertrüge es sich nicht mit seiner Männlichkeit, sich bei ihm herauswagte. Beide Noten waren aus seinem Wesen verschwunden; er war wie Jemand, der in seinem glücklichen Recht ist und alle Rechte giebt.

Mit feinem Weiberspürsinn fühlte Therese wohl heraus, daß Klinger hiervon die Ursache war, Klinger, den Helmrich ein wenig gefürchtet, über den viel nachzudenken er ihr keine Zeit lassen wollte, dem er neidlos alle Vorzüge gönnte, nur den einen nicht, von ihr geliebt zu werden, dem gegenüber ihn ein heimliches Triumphgefühl beseelte. Sie war nicht beanlagt, dies klug auszunützen. Weder fiel es ihr ein, mit Klinger zu kokettiren, noch Helmrichs erhöhter Liebe abweisend zu begegnen.

Sie war einfach glücklich.

Die ganze Atmosphäre von Bayreuth wirkte dazu wie Treibhausluft. Alle Intelligenzen und alle Instincte steigerten sich in ihr. Allnachmittäglich ward die Seele emporgerissen zu ungeahnten Höhen der Nachempfindung und zu musikalischen Genüssen von schmerzhafter Intensität. Ob sie nun Tannhäuser oder Lohengrin oder Parsival sahen — immer lebte ihre Phantasie die übermenschlichsten Kämpfe, die ungeheuersten Entsagungen nach. —

Dann, das Auge noch naß, die Wange noch von Blässe überflogen, fanden sie sich draußen inmitten einer bunten Menge, die sich laut und ungenirt geberdete, wie man sonst nirgend thut, sahen rundum eine Kleiderpracht, wie man sie sonst nirgends im Tageslicht und in der Oeffentlichkeit sieht.

Und sie sahen diese ganze vornehme Gesellschaft, gleich ihnen selbst, auf alle zurückhaltenden und anspruchsvollen Formen verzichten, die sonst das Natürliche waren, und sahen sie hier an langen Tafeln bei Bier und Massenkost, in volksfestlicher Stimmung.

So erschien das Ungewöhnliche hier bald das Selbstverständliche.

Zum ersten Mal fühlte Therese ihr Schicksal und ihre unklare Stellung zu Helmrich nicht als eine außerordentliche Bürde, als ein Geheimniß voll Schmerz, wozu sie sich zwischen den glatten Lebensläufen ihrer Nachbaren, guten Freunde und Verwandten sonst immer genöthigt däuchte.

In dieser großen Stimmung verkehrte sie auch mit Klinger bald nicht mehr conventionell, sondern sie zeigte ihm mit jedem Wort, mit jedem Blick, wie hoch er ihr stand. Da alle ihre Sinne und ihr ganzes Herz erfüllt und befriedigt waren von dem Einen, Geliebten, öffnete sich ihre Seele weit und unbefangen für die Freundschaft. Sie bewunderte Klingers Werke und bewunderte seine Persönlichkeit, zwischen Beiden fand sie einen vollkommenen Einklang. Er war der erste und einzige große Mann, den sie je kennen gelernt, bei dem der Mensch nicht ernüchternd gegen das abfiel, was der Dichter gegeben.

Klinger aber war nicht gewohnt, seitens einer Frau der Gegenstand unbefangener Freundschaftsgefühle zu sein. Er sah Therese zuweilen aufmerksam an und dachte:

„Was dieser junge Mann sich erobert hat, wird unser Einem ja wohl auch noch erreichbar sein."

Es fiel ihm trotz dieser Erwägung nicht ein, Therese frivol zu nehmen. Ganz im Gegentheil, ihr Ernst, die leise Wehmuth, welche selbst den Glanz ihrer Fröhlichkeit matt erscheinen ließ, zogen ihn gerade an. Er sehnte sich nach irgend einem tiefen, vertraulichen, lösenden und reuelosen Erlebniß.

Sie wären vielleicht eine schweigsame und nachdenkliche Gesellschaft gewesen, wenn die Baronin Trach nicht unaufhörlich für Bewegung und Gespräche gesorgt hätte. Die acht Tage verrannen, man wußte nicht, wie. Der letzte Tag des Beisammenseins war einem Ausflug nach Berneck gewidmet.

Sie fuhren in einem offenen Landauer hinaus, Trach war so gefällig, sich auf den Bock zu setzen. Im „Hirschen" bestellten sie sich ihr Mahl und kletterten dann den Berg hinauf zur Ruine.

Oben zwischen den grauen Steinklötzen fand sich eine Bank. Die Baronin setzte sich, und da Helmrich gerade mit ihr im Gespräch war, wies sie ihn mit dem Zeigefinger auf den Platz neben sich. Trach strich zwischen den Mauerresten umher. Therese und Klinger setzten sich in's Gras, die Füße am Abhang hingestreckt. Nah vor ihnen ragten die Wipfel der den schroffen Abhang bestehenden Tannen auf, schwer mit klebrig-grünen, frischen Tannenzapfen behangen.

Der Himmel war hellblau und vollkommen wolkenlos. Mittagshitze schwieg zitternd über den Wäldern, die, von sanften Höhen herniedersteigend, sich um das Städtchen und den Ruinenberg drängten. Und fern um die Wälder, ein goldener Rahmen um ein grünes Bild, zogen sich auf flachem Hochland Getreidefelder hin. Ein bläulich silbriger Duft lag fein über der Landschaft und verband alle ihre Farben zu sanfter Einheit des Tones.

Die Stimmung aus der Natur ging auf die Menschen über, sie sprachen langsamer, leiser, und allmählich schliefen die Stimmen ein.

Fast unmerklich ging der Wind und rührte die Luft nur so viel, daß sie zuweilen wie ein Hauch von Hitze um die Ruine strich.

Klinger sah Therese an, unverwandt, mit einem beredten Blick. Sie saß still da, die Hände auf den Knieen gefaltet, das Gesicht vom großen Sommerhut beschattet, um die schlanke Taille einen breiten Gürtel, der die helle Bluse zusammenhielt. Therese träumte in die schweigende Welt hinein und hatte den Mann an ihrer Seite vergessen. Ihre Seele zitterte vor dem Abschiedsschmerz, der ihr bevorstand, und rang wie immer um Muth.

Blicke wirkten aber auf sie, und sie fühlte sich gezwungen, ihr Gesicht ein wenig zu wenden. Sie sah in die glänzenden blauen Augen und sah fort und fort in sie hinein, wie in ein wundervolles Bild, dessen Gestaltenreichthum man erst bei langem Schauen erfaßt.

Es kam wie ein Verwundern in ihre Seele, daß so viel in einem Menschenauge zu lesen sei.

Endlich seufzte sie leise und unbewußt.

Klinger bewegte sich fast unmerklich. Es schien, als rücke er ihr etwas näher.

„Nicht wahr," sprach er leise, „Sie kommen mit uns."

Es war Theresen, als erwache sie. Ihre Farben wurden roth. Sie sah weg.

„Oh nein," flüsterte sie, „es geht wirklich nicht."

In endlosen Gesprächen hatte die Trach ihr bewiesen, daß es gehe, und Theresens eigener Verstand sagte „ja", auch fühlte sie sehr deutlich, daß ein oder zwei fröhliche Reisewochen mit verstehenden Freunden ihr eine wahre Erfrischung gewesen sein würden. Helmrich selbst hatte ihr zugeredet, aber sie sah bei diesem seinem Zureden ein neues Licht in seinen Augen: es flackerte darin wie Drohung und Angst.

„Nein," wiederholte sie, „es geht nicht." Klinger ließ den Blick nicht von ihr.

„Es würde mir eine Herzensfreude sein und Wohlthat," sagte er eindringlich. „Sie sind so einfach, so wahr, so warm, Sie wissen garnicht, was Sie mir Alles geben und noch geben können."

Sie schüttelte den Kopf.

„Therese," flüsterte er, „mir ist, als könnten Sie mein Lebensschicksal werden, wie ich das Ihre."

Sie regte sich nicht. Nun blieb er still. Wieder sank das Schweigen nieder, schwer und schwül, und das flimmernde Mittagslicht that den Augen fast weh. —

Nachher bei Forellen und gutem Wein im trefflichen Hirschen wurde die Gesellschaft noch sehr heiter. Die Baronin hatte „ihren glänzenden Tag", wie sie das selbst nannte, wenn sie in der Laune war, über die unerhörtesten Dinge in dem unerhörtesten Durcheinander zu sprechen. Die Männer hatten zu thun, sich zu vertheidigen, das Lachen hörte garnicht auf. Helmrich war unbändig lustig. Er hatte die kleine Scene zwischen Therese und Klinger auf der Ruine beobachtet und glaubte sie verstanden zu haben.

Noch nie war er so entzückt gewesen von Klinger wie heute, er steigerte sich den Mann förmlich: seine Werke, seine Persönlichkeit, sein Wesen, Alles schien ihm unvergleichlich.

Therese that in einigem Zwang bei der Lustigkeit mit.

So vergingen doch die Stunden, bis zu der einen am späten Abend, die Therese einsam zurücklassen sollte. Helmrich fuhr um Mitternacht. Trach und Klinger hatten versprochen, noch an die Bahn zu kommen, natürlich wollte die Baronin nicht zurückbleiben und bestand darauf, Helmrich so lange mit dem Tüchlein zuwinken zu wollen, als noch ein Spürchen von dem Zuge zu sehen sei. Therese fühlte die Unmöglichkeit, dem geliebten Mann vor Zeugen Lebewohl zu sagen.

Sie selbst wollte am andern Vormittag abreisen, Trachs und Klinger ebenso.

Jetzt stand sie mit ihm in ihrem Zimmer. Die Fenster waren geöffnet, die warme Luft der Sommernacht kam herein und der Klang von Stimmen, der Widerhall von Schritten. Auf der Straße war noch Leben.

Ihnen war anders zu Muth als sonst beim Abschied. Es schien weniger Schmerz zwischen ihnen zu sein, als eine tiefe, innige Wehmuth. Ihnen Beiden war, als ob sich etwas Unaussprechbares, etwas Unbestimmbares ereignet habe, was sie näher, ja unlöslich zusammengeführt hatte.

Sonst schieden sie nie, ohne von dem nächsten Wiedersehen zu sprechen, die Gelegenheit dazu erwägend. Diesmal waren sie so voll mit dem Gefühl ihrer grenzenlosen Einigkeit beschäftigt, daß sie garnicht dazu kamen, an die nächste Zukunft zu denken.

Helmrich hatte noch eine Frage auf der Seele.

Er zog Therese fester an sich und sagte:

„Da oben auf der Ruine — heut Mittag — da hat Klinger Dir Etwas zugeflüstert — ich sah sein Gesicht — die Männer, weißt Du, sind meistens Wegelagerer und sehen nach Beute aus — aber mir war, als schütteltest Du den Kopf?"

Therese legte ihre Wange an seine Schulter und wiederholte leise:

„Da schüttelte ich den Kopf — —"

„Sie werden Dich morgen früh wieder bitten. Und am Ende: warum solltest Du nicht mitreisen. Es heitert Dich auf. Du gewännest schöne Eindrücke. Und wer weiß — Klinger — — Du hast immer für ihn geschwärmt — er ist auch ein auserlesener Mann. Was könnte er Dir Alles werden! Während ich — meine Lage — und gewiß, ich bin nicht eifersüchtig."

Seine Stimme war etwas heiser. Therese fühlte, daß seine Hand, die ihre umschloß, sich feuchtete.

Plötzlich fiel sie ihm um den Hals, heftig, in blinder Leidenschaft.

„Ich will Nichts von der Welt sehen, außer mit Dir. Und ich will keine Menschen als Dich allein," rief sie.

Ueber sein Gesicht ging ein glückseliges Leuchten.

Er sagte Nichts, aber er bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

Sie schieden, in Thränen, vor Schmerz und Glück lächelnd.

Helmrich hatte in diesem Augenblick das Gefühl, daß sein ganzes Leben und sein ganzes Geschick mit dieser Frau verknüpft sei, und daß es in der ganzen Welt keine echte Liebe und keine echte Treue gäbe, außer in diesem edlen, tiefen Herzen. Ihm war, als sei sein Leben auf einem Höhepunkt angelangt, von dem er stolz um sich blicken dürfe, als habe er nun erst wahrhaftig ganz und ungetheilt sich Therese erobert. —

Therese stand noch lange am Fenster. In ihrem Ohr lag schmerzhaft der Nachhall des marternden, rasselnden Geräusches, das die Räder des davon gefahrenen Omnibus verursachten.

Allmählich ward es auf der Straße still, die dunkle Sommernacht ward durch kein Geräusch mehr durchschreckt.

Therese ging schlafen.

Am anderen Morgen hieß es den Freunden eine leidliche Fassung zeigen. Die Baronin ließ noch einmal einen Sturz von Bitten und Ueberredungen über Therese ergehen, doch mitzureisen. Sie blieb bei ihrem Nein. Klinger sagte Nichts mehr.

Aber in den letzten Minuten, ehe es hieß: einsteigen, sah er ihr mit besonderem Blick in die Augen. Auch hielt er lange ihre Hand.

Es war, als wollte er sagen:

„So gehen wir denn aneinander vorüber, wir, die wir hätten zusammenwandern sollen."

Es war, als wollte er ihr vorwerfen:

„Es hätte vielleicht Viel werden können zwischen uns, vielleicht mein Glück und das Deine."

Es war, als wollte er sie noch einmal prüfend darauf ansehen:

„Warst Du nicht wahrscheinlich die Eine, nach der meine Nerven sich

sehnen, um sich bei ihr auszuruhen. Die eine Ernste, Stille, Heiße, Anspruchslose, Bequeme?"

Der gellende Pfiff der Locomotive ertönte.

„Das Wörterbuch des Grams hat nur dies eine Wort: leb wohl!" citirte die Baronin.

Die Taschentücher wehten, der Zug rollte davon.

Es war, als wenn der Vorhang fiel und das Stück aus war. —

Nach einigen Tagen fand Therese sich wieder in ihrem Heim, bei ihren Knaben. Sie schienen ihr gewachsen, sie fingen an plump zu werden. Die Flegeljahre meldeten sich. Sie sahen, wenn sie in Theresens Zimmer zwischen den kostbaren Möbeln und Nippes tollten, aus, als gehörten sie nicht dahinein.

„Eine einfachere Umgebung wäre für sie gesünder und bequemer," dachte Therese erfreut.

Oft saß sie lange in die Nacht hinein auf und rechnete.

Vom Untergrund ihrer Seele herauf sproßte eine Hoffnung, der sie vordem nie Raum gegeben: die Hoffnung, sich doch mit Helmrich vereinigen zu können.

Bei dem Abschied hatte sie es gefühlt, deutlich und überwältigend: Helmrich liebte sie mehr als je. Seine Liebe war aus irgend einem Grunde auf ihren Höhepunkt gekommen. Vielleicht, weil er sah, daß selbst ein Klinger Theresens Neigung nicht erschüttern konnte.

Sie construirte sich zurecht, was in Helmrichs Seele vorgehen möge. Von ihrem Frauenherzen aus schien es ihr nur gewiß, daß seine Liebe die Trennung und die schiefe Lage nicht mehr ertragen werde, daß auch er an eine dauernde und rechtliche Verbindung denke.

Sie rechnete und rechnete und fand, daß sie auf allen Luxus verzichten, ihren Knaben doch ein anständiges Capital sichern und ihrem früheren Gatten eine Abfindungssumme bieten könne. Sie selbst war dann ganz arm. In der überspannten Stimmung, die sie manchmal anwandelte, fand sie darin einen Vortheil für Helmrich: er würde stolz sein, für die geliebte Frau arbeiten zu dürfen.

Gleich nach ihrem Abschied, als Antwort auf die ersten, schmerzdurchwehten Zeilen Theresens, hatte Helmrich ihr einen kurzen Brief geschrieben.

Es war der liebeheißeste, den sie je von ihm empfangen. Er sprach es offen darin aus, daß ihr Verhalten gegen Klinger, ihre Ablehnung der Reise mit den Freunden ihn stolz gemacht.

Therese las den Brief alle Tage und nährte ihre Seele damit, bis ein zweiter käme.

Das dauerte ungewöhnlich lange. Und der Brief war flüchtig, sprach von allerlei Verstimmungen, die aus den Amtsgeschäften und den litterarischen Bestrebungen fort und fort erwüchsen.

Therese antwortete tröstend, wie nur eine liebende Frau kann, und beschwor den ganzen Zauber der jüngst erlebten Zeit in seinem Gedächtniß herauf in ihrem langen Brief.

Eigentlich machte seine Verstimmung sie glücklich. War es nicht ein Beweis, daß er fern von ihr freudlos Alles schwerfällig nahm?

Und dann vergingen Wochen. Langsam erwuchs in Therese eine große Unruhe. Sie beschwor Helmrich um Nachrichten. Noch zögerte er wieder. Und endlich kam ein Brief.

Es war an einem Nachmittag Ende September. Therese saß am Fenster.

Draußen strich ein dickfrähniger Regen rauschend nieder und nahm die gelben Blätter mit zur Erde. Im Regen sahen die grünen, sehr gelichteten Baumkronen so kränklich aus.

Lange ließ Therese den Brief uneröffnet. Das war immer ihre zärtliche Spielerei mit Helmrichs Briefen: sie kostete ein wenig die Vorfreude aus und fand ein unersättliches Vergnügen daran, die liebe, vertraute Schrift der Adresse zu betrachten.

Endlich, vor Erregung fröstelnd, erbrach sie den Brief und las:

„Liebe Therese!

Du willst gütigst verzeihen, daß mein langes Schweigen Dich gepeinigt hat. Allein in mir ging so viel vor, das besser unausgesprochen blieb, so lange es nicht klare Gestalt gewonnen hatte. Menschen wie wir dürfen nur nach inneren Gewißheiten handeln; so wie man solche erlangt hat, ist es Pflicht, sie dem Anderen mitzutheilen, damit er die Nothwendigkeit der Handlung erfasse.

Daß ich es kurz sage: in mein Leben ist ein neues Gefühl getreten und drängt mich bestimmend einem Ziele zu. Und in dem Maße, wie das neue Gefühl in mir wuchs, hatte ich den Wunsch, das, was mich bisher als Liebe zu Dir beglückte, in Freundschaft umzuwandeln. Denn aus meinem Leben darf ich Dich nicht verlieren; ich kann mir meine künftigen Tage nicht denken ohne Deine Wärme, ohne Deine Antheilnahme. So wollen wir Einer des Anderen Schicksale mit Freundestreue begleiten. Dieses Ewige in unserem Verhältniß zu einander mag Dir zum tröstlichen Bewußtsein kommen und werden im Schmerz des Erlebnisses. Schließlich ist das Seelische ja doch das Beste und das Dauerndste in jeder Beziehung zwischen Mann und Weib.

Das Ziel aber, dem es mich zudrängt, werde ich nicht ganz leicht erreichen. Es ist: mir das Herz, ja, die Hand eines Mädchens zu erobern. Da allerlei äußere und — im Wesen des Mädchens begründete — innere Hindernisse zu bewältigen sind, wird das Werben und Siegen nicht ganz leicht sein — aber es wird ein Sieg sein!

Glaube mir trotz Allem, Therese, daß meine Gedanken Dir in Treue und Dankbarkeit verbunden sind. Wie könnte ich je vergessen, was Du mir gewesen bist, wie dürfte ich je aufhören, in tiefster Anhänglichkeit Deiner zu gedenken.

Ich küsse Deine Hände, dankbar und in Ehrfurcht.

Helmrich."

Therese saß stumm. In den kalten Fingern der herabhängenden Hand hielt sie lose die Briefbogen. Die Blätter entfielen ihr und flatterten zu Boden. Sie merkte es nicht. Sie saß stumm.

Und ihre erstaunte Seele zitterte und sank tief, tief — — — —

Otto Brahm.

Eine Studie.

Von

Ludwig Jacobowski.

— Berlin. —

Der nunmehr ein Dutzend Jahre währende Streit zwischen der alten und jungen Generation unserer Litteratur hat völlig mit dem Siege der Jugend geendet. Zuerst machte der Tod die Hand manches reichen Talentes sinken. Die Zeit von 1885—1897 sah Scheffel, Vischer, Storm, Anzengruber, Hamerling, Gerok, Keller, Redwitz, Bodenstedt, Schack, Freytag und J. G. Fischer sterben. Der Tod ist ein mächtiger Bundesgenosse. Er macht Platz für junge Arme. Aber er tödtet die Geister nicht und nicht die Werke der todten Dichter. Gegen diese konnte die junge Generation nur eigene Gaben in's Feld führen; und das Jahrzehnt, das wir hinter uns haben, hat diese ersehnte tüchtige und reiche Fülle wirklich beschert.

Der Realismus siegte. Daß er es ziemlich rasch that, war der Pionierarbeit der Kritik zu verdanken, vor Allem der Berliner Kritik. Zuerst waren es nur die beiden Freunde Otto Brahm und Paul Schlenther, zwei junge Germanisten, in der Schule Wilhelm Scherers aufgewachsen. Beides norddeutsche, etwas kühle, besonnene Naturen mit gründlichem Wissen und zäher Ausdauer. Sie haben an dem Siege der realistischen Richtung ihr mühselig Theil. Während aber Paul Schlenther leider durch seine fröhliche Behäbigkeit bisher daran gehindert wurde, in geschlossener Form seine ästhetischen Anschauungen zusammenzufassen, hatte Otto Brahm höhere Ziele. Eine Anzahl litterarhistorischer Werke belasten seine Lebensjahre, und heute ist er der Leiter der ersten Bühne Deutschlands.

Sein Leben verlief in bescheidenen Grenzen. Geboren als Sohn eines Kaufmanns (Hamburg, 5. Februar 1856) sollte er auch am Pult stehen und Bücher führen. Von seinem 15. bis 19. Jahre that er es auch in Hamburg. Aber mit Widerwillen. Seine Erfahrungen als Bankier kamen dem späteren „Director" sehr zu Gute. Mit 20 Jahren konnte er die

Universität beziehen, und in vorgeschriebener Zeit holte er sich die Doctorwürde in Jena. Damals war er 23 Jahre alt. Dann erscheint sein Name in allen möglichen politischen Zeitungen und Zeitschriften; vom Herbst 1881 bis Ostern 1885 ist er Theaterkritiker an der „Voss. Ztg."; und von Zeit zu Zeit legt er ein Buch auf den Büchertisch. Dazwischen tiefes Studium der Weltlitteratur und Kampf um das tägliche Brot. Das ist Alles, was ich über Otto Brahm weiß.

Seine erste litterarische Arbeit ist seine Dissertation über „das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts" (Straßburg 1880). Es sind Studien über Joseph August von Törring, seine Vorgänger und Nachfolger und ein geschätzter Beitrag zur Geschichte des Sturms und Drangs. Ein verblüffender Fleiß hat hier eine Unmenge Stoff zusammengetragen, ein historisch und philologisch geschulter Blick ihn gesichtet und nothdürftig verarbeitet. Wie die meisten dieser aus der Schule Wilhelm Scherers hervorgegangenen Dissertationen leidet die Arbeit an einer Ueberfülle von Notizenkram und läßt selten größere Gesichtspunkte zu Worte kommen. Es ist Erntearbeit beendet bis auf den letzten Halm. Fast nie fällt Brahm aus seiner wissenschaftlichen Ruhe — einmal nur thut er (S. 4) ein Vilmar'sches Urtheil mit dem Beiwort: „lächerlich" ab — hier zeigt sich noch keine Spur von einem modernen Kritiker, sondern eben erworbenes Wissen und grüne ästhetische Einsicht giebt sich in der hergebrachten trockenen Weise zu erkennen. Mit welcher Wichtigkeit werden Parallelstellen angeführt! Geradezu mikrologisch wird sein Fleiß, wenn er ziffernmäßig feststellt, daß in den ihm bekannten Ritterstücken 29 Mal geschworen wird, 24 Kerker vorkommen, 11 unterirdische Gänge u. a. m., 12 Mal der Name „Adelheid", 11 Mal der Name „Mathilde" u. s. f. Im armen „Wilhelm Tell" will sein Spürsinn „Kerker, Schwur, Unwetter, Weiberraub, Zwangsehe, Erstürmung, Pilger" als Motive des Ritterdramas denunziren. Jetzt wird Brahm wohl selbst über solche philologische Kleinarbeit lächeln. Aber es ist doch bezeichnend, daß hier seine Lust am philologischen Material größer ist als seine Kenntniß von der inneren Entstehung einer Dichtung. Daß ein Motiv organisch aus einem Poeten herauswächst und nicht aus älteren Stücken übernommen wird, diesen einfachen Satz sucht man vergeblich in dem Buche.

Jedenfalls hat der 24jährige Dr. phil. hiermit bewiesen, daß er die philologischen Methoden beherrscht und über ein weites und reiches Wissen verfügt. Aber noch ragt diese Erstlingsarbeit in keiner Weise über die vortrefflichen Dissertationen guter junger Philologen hinaus, die in irgend einem Posen'schen Nest ihr Dasein als Lehrer beschließen. Noch regt sich kein moderner Gedanke darin, und in artiger Zucht präsentirt sich der Schüler Scherers seinem Lehrer. Auch seine Festschrift zur Enthüllung des Berliner Goethe-Denkmals „Goethe und Berlin" (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1880) verräth noch Nichts von seiner späteren modernen

Geistesrichtung. Diese harmlose Gelegenheitsschrift analysirt in reinlicher Darstellung die Beziehungen zwischen Goethe und Berlin; sie ist stark im litterarhistorischen Detail, aber das litterarpsychologische Moment — H. Taine und G. Brandes waren 1880 schon europäische Intelligenzen — wird kaum gestreift. Goethe und Nicolai, Frankfurt a. M. und Berlin, die freie Reichsstadt mit ihren großartigen Traditionen und die Parvenü-Hauptstadt mit ihrer slavisch-deutsch-romanischen Bevölkerung, diese großen Gegensätze vernachlässigt Brahm fast ganz. Aber gelegentliche Urtheile interessiren als Ausdruck seiner damaligen ästhetischen Anschauung. „Mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung" hat seiner Meinung zu Folge Goethe nach „Götz" und „Werther" in die Traditionen der Renaissance-Kunst eingelenkt. Wir wissen heute, daß Goethes rein deutsche Natur und Kunst den Weg des „Götz" hätte weiter beschreiten sollen und daß seine Selbstverleugnung ein ganz klein wenig Selbstvernichtung gewesen ist. Und sein Ideal zeichnet Brahm auf der Schlußseite seines Büchleins mit den Worten auf: „Wir dürfen sagen: Er ist unser — so lange wir den Traditionen seines Lebens und seines Dichtens treu bleiben, so lange wir festhalten an der Ueberlieferung der schönen Menschlichkeit und Duldung, an den Ueberlieferungen seiner Kunst, die das Poetische nicht in der platten Wiedergabe der gemeinen Alltäglichkeit findet, sondern die in klassisch durchgebildeter Form das erhöhte Abbild der edlen Wirklichkeit festzuhalten trachtet."

Otto Brahm ist dieser seiner Anschauung nicht treu geblieben. Aber nur Thoren nennen Treue zu den Idealen der Jugend Charakterstärke. Seine ganze Bedeutung liegt gerade in der Abkehr von diesen Idealen, im beweglichen Umwandeln seiner ästhetischen Werthurtheile, in der Gewandtheit, abgebrauchte Ideale anstandslos fallen zu lassen.

Otto Brahm ist ein praktischer Kopf, kein Philosoph. Nicht aus ästhetischen Excursen sog er seine Anschauung vom Alleinwerth des Realismus, sondern die Lectüre dreier großer Dichter hat seinen Geist definitiv umgeformt: Gottfried Kellers, Heinrich von Kleists und schließlich — Henrik Ibsens. Die genaue Kenntniß ihrer Werke waren drei Ereignisse in seinem Leben. Sie wirkten so stark auf ihn ein, daß er sich der Eindrücke entledigen, daß er sich mit ihnen auseinander setzen mußte. Zuerst kam sein Keller-Buch.

Gottfried Keller war der erste zeitgenössische Dichter, mit dem sich der junge Germanist in einer umfassenden Studie beschäftigte (1883). Herausgewachsen aus einem Essay in der „Deutschen Rundschau", ist das Werk eine eigenartige Mischung von eindringlicher Wissenschaftlichkeit und frischem Feuilletonismus. Wie bei einem mausetodten Poeten theilt er des Lebenden Dichtungen in drei Theile ein und sucht sie historisch-analytisch zu rechtfertigen; die Unterschiede zwischen den frühesten und späteren Geschichten aus Seldwyla tüftelt er säuberlich heraus und vergleicht die beiden Fassungen des „Grünen Heinrich" mit dem Ernste des Goethephilologen,

der die Redactionen des „Götz" zum Gegenstand einer weitschichtigen Analyse macht. Er freut sich, daß er in der cyklischen Anlage eine Lieblingsform Kellers gefunden, und wo ein Anderer bereits eine hübsche Bemerkung über den großen vereinsamten Schweizer Dichter gemacht hat, citirt er gewissenhaft Quelle und Autor. Aber mitten unter diesen litterarhistorischen Excursen finden sich kenntniß- und aufschlußreiche Beiträge zu einer Poetik, so über das Sinnbildliche bei Keller, über das Phantastische und Bizarre. Das schweizerische Element in Gottfried Keller sucht er vorsichtig auszukundschaften, und wer da weiß, wie sehr Land und landschaftliches Colorit einen Dichter modeln, wer aber auch weiß, wie schwer diese Beeinflussung der Psyche des Dichters durch das Territorium mit Worten festzulegen ist, der wird dieser echt modern gedachten Stelle in Brahms Monographie seine Anerkennung nicht versagen. Wo er kritisirt, ist er ganz modern. Selten ein Aburtheilen, das mit Lob oder Tadel schließt, sondern ihm ist es mehr um das Darstellen, als um das Urtheilen zu thun (S. 27).

Die Darstellung ist leicht, gefällig und hin und wieder von einer gewissen Eindringlichkeit. Er will einem nicht genügend gewürdigten Poeten zu seinem Recht, einem nicht genug geschätzten Poeten zu seinem Lorbeer verhelfen. Dafür steht ihm eine kluge Beredsamkeit zu Gebote, aber nur wenig Enthusiasmus. Es ist ein Pathos des Verstandes, das hier seine Anwaltsrolle spielt, nicht der hinreißende Schwung der Begeisterung. Er ist Gelehrter, Historiker, Kritiker, nicht Poet, Enthusiast, Panegyriker. Er läßt sich für seine Dichter nicht todtschlagen; er lebt lieber für sie, er schafft, schreibt, arbeitet, spricht, wirkt für sie. Nicht heute und nicht morgen, sondern jetzt für alle Zeit. Er schwankt nicht zwischen Liebe und Haß, sondern er schätzt einen Dichter hoch und gering, aber Beides in Treue, in Ausdauer, mit starker Zähigkeit. Seine ruhig tapfere Ausdauer hat ihm und seinen Principien denn auch zum Siege verholfen.

Ein Jahr später erschien seine Biographie Heinrich von Kleists (1884, jetzt 3. Aufl. 1892), die der „Verein für deutsche Litteratur" mit dem ersten Preise gekrönt hat. Preisrichter waren die Berliner Professoren Gneist, Scherer und Weizsäcker. Erich Schmidt ist das treffliche Werk gewidmet.

Daß Otto Brahm die ihm zur Verfügung stehenden Quellen mit philologisch durchgebildeter Gründlichkeit benutzt hat, will ich nicht als Verdienst anrechnen. Eine Kleist-Biographie schreiben ist etwas Anderes, als etwa eine Gleim-Monographie entwerfen. Das ist ein Wagniß, denn es handelt sich bei Kleist darum, ihm nicht mit biographischen Details und ästhetischen Raisonnements beizukommen, sondern ihn als menschliches Problem zu fassen und zu lösen. Einmal die eigenartige Mischung seines fast incommensurablen Charakters zu begreifen und nachzuzeichnen, und zweitens seine Stellung in der Geschichte des deutschen Dramas zu fixiren. Brahm hat

ihn verständnißvoll in seiner problematischen Natur erfaßt und, soweit seine psychologische Einsicht als Nicht-Poet reichen konnte, ihn glaubhaft dargestellt. Die ungeheuren Widersprüche im Individuum Kleist analysirt er mit schonender Hand, und für das Unglück seiner Jugendjahre ist er nicht mit billigem Bedauern bei der Hand, sondern er sucht für jede seiner absonderlichen Thaten mit schönem Verständniß die Ursachen in Kleists Charakter. Die wild in's Gigantische hinausstrebende Phantasie in Verbindung mit einem unheimlich klugen, verstandesmäßigen Trieb erkannte er als Grundeigenschaften der Kleist'schen Natur an, und selten nur merkt man, daß der Litterarhistoriker mit dem Litterarpsychologen in Widerspruch geräth. So tritt uns die Persönlichkeit Kleists klar und abgerundet aus dem Buche entgegen, und es entläßt den Leser mit der Ueberzeugung, daß hier eine feinfühlige Litterarpsychologie einem heiklen Problem gerecht geworden ist.

Er berücksichtigt hier noch weit mehr die moderne Methode der Milieu-Untersuchung als in seinem Keller-Buche. Was H. Taine in seiner „Philosophie de l'Art" verlangt (Paris 1865), den Nachweis des Zusammenhanges zwischen dem Charakter des Poeten und seinen Werken, und dann zwischen seinem Charakter und den allgemeinen Richtungen seiner Zeit, das hat Brahm in seiner Kleist-Biographie versucht und trefflich gelöst.

Die Rangstufe Heinrich von Kleists innerhalb der Entwickelung des Deutschen Dramas hat Brahm nicht fixirt; es ist ihm nicht gegeben, für Fülle des Enthusiasmus auch Fülle der Worte zu finden. Seine kalte Natur schweigt intensiv, wenn Andere begeistert sind. Manchmal nur erwärmt sich seine Darstellung, wenn es gilt, einen tollen Streich Kleists zu erklären, und er wagt dann den Anfang: „Nichts Ergreifenderes als . . ." Gelegentlich nur bricht sich seine Sympathie für den großen Charakteristiker unseres Dramas Bahn; sie beweist aber, daß Brahm in der Zeit von 1880 bis 1884 seine Anschauungen gründlich geändert hat. Nicht mehr das „erhöhte Abbild der edeln Wirklichkeit" sucht er im Drama, sondern das Charakteristische. Fabeldrama und Jambentragödie Schiller'scher Art sind für ihn überwunden. Der ewig temperamentvolle und impressionable alte Wieland hatte nach der Lectüre von Kleists „Guiskard" geschrieben, Kleist sei dazu berufen, „die große Lücke in unserer dramatischen Litteratur auszufüllen, die . . . selbst von Goethe und Schiller noch nicht ausgefüllt worden ist." Brahm fügt zwar kein Wort hinzu, das dieses Urtheil billigt, allein immer wieder betont er, daß Kleist in der Darstellung der Charaktere einsam dastände und in ihm unsere dramatische Litteratur eine erste Größe besitze.

Noch ein anderes Problem hat Brahm nicht genug erschöpft: Kleists Verhältniß zu Goethe. „Ich werde ihm den Kranz von der Stirne reißen," sagte Kleist einst in einem Augenblick hohen Kraftgefühls. Daß der Kranz auf dem Haupte des Olympiers unangreifbar war, daß die gelassene Kraft des geruhsamen Weimarer Alten jedes Angriffs spottete, war gewiß der große, tiefe Schmerz der Kleist'schen Seele.

Das intensive Studium des todten Kleist hat in Brahms ästhetischer Anschauung den Cultus des Charakteristischen hervorgerufen, die Beschäftigung mit einem Lebenden hat ihn zur Reife gebracht und Brahm zum Wortführer im Kampfe der litterarischen Meinungen gemacht. Er lernte Ibsen kennen.

Schon in der Vorrede seines Keller-Buches taucht der Norweger auf. Aber nur als ein Wortführer des Pessimismus, der die Litteratur Europas beherrschte. Kein Wort von dem großen Realisten, dem tiefsinnigen Symboliker, dem heimlichen Anarchisten.

Im Jahre 1883 erschien sein Keller-Buch, 1887 seine Ibsen-Broschüre.

Diese vier Jahre bedeuten für unsere zeitgenössische Poesie eine wichtige Etappe. 1883 erschien von Max Kretzer der gewaltige Roman „Die Verkommenen" und Liliencrons „Adjutantenritte"; das Jahr 1885 sah die Anthologie „Moderne Dichtercharaktere", Carl Bleibtreus „Schlechte Gesellschaft" und die Zeitschrift „Die Gesellschaft" entstehen, indeß der letzte Sproß der Goethe'schen Familie starb; das Jahr 1886 machte auf die Namen Arno Holz und Sudermann aufmerksam, und 1887 standen neben der unendlichen Reife des Storm'schen „Schimmelreiters" die tollen „Lieder eines Sünders" von Hermann Conradi.

Diese vier Jahre waren angefüllt mit Werken einer jungen kampfesfreudigen Generation. War auch kein Meisterwerk darunter, so konnte sie das Lenz'sche Wort für sich in Anspruch nehmen, daß ihr Geist mehr wog als die Thaten ihrer Kraft. Die Schlagworte „Realismus" und „Naturalismus" flogen durch die Luft, und ein neues Leben auf dem Gebiete der deutschen Poesie begann.

In dieser Zeit — 1887 — erschien eine frisch und modern geschriebene Darstellung der Ibsen'schen Werke. Sie rührte von Otto Brahm her.

Der unlängst verstorbene Professor Julius Hoffory war der Vermittler gewesen, und seine Anregungen haben Otto Brahm und neben ihm Paul Schlenther bestimmt, das Berliner Publicum für Ibsen zu erziehen. Im Jahre 1886 durften die „Gespenster" dem Willen der Censur gemäß nur einmal aufgeführt werden, und der ungeheure Eindruck, den sie hervorgerufen, bestärkte Brahm in dem Entschluß, das Publicum durch eine leicht und fließend geschriebene Monographie „ibsenreif" zu machen.

Jetzt ward ihm der nordische Magus der große Entdecker von Neuland, der mit weithin wehenden Wimpeln nach unbekannten Zielen den Mast richtet, der Erneuerer der dramatischen Poesie Europas, dessen befruchtende Einflüsse unabsehbar seien. Welch' ein Unterschied zwischen seinen Anschauungen in der Zeit von 1884 und 1887! In seinem Keller-Buche spielt er einmal gegen Ibsens „Nora" Gottfried Kellers „Sinngedicht" aus. „Wie viel ernster ist Ibsen in seinem letzten Act der Gefahr verfallen, an Stelle der Dichtung die pure unpoetische Tendenz vorzutragen!" Und er reicht dem Schweizer den Kranz, und nicht dem kargen Norweger. Kein

Wort mehr davon in seinem Ibsen-Buche. Mit feinstem Verständniß analysirt er dasselbe Stück, und nunmehr weiß er Nichts von „purer unpoetischer Tendenz" zu berichten.

Brahm ist von jetzt an dem Geiste Ibsens widerstandslos verfallen. Und zwar aus tiefen inneren Gründen. Der Aesthetiker, für den das charakteristische Moment im Drama in erster Reihe stand, sah in Ibsen einen großen Naturalisten des Dramas. Schlichtheit der Sprache, Treue der Lebensauffassung, Wahrheit in der Menschendarstellung, Aufgreifen moderner Probleme, die jeden Zeitgenossen bewegten . . . in Ibsen fand Brahm Alles vereinigt, was seine nunmehr fest gewurzelte ästhetische Einsicht forderte. Dazu kam eine gewisse innere Verwandtschaft. Von seiner Schwester Ulrike schrieb Heinrich von Kleist einstmals: „Vieles mag sie besitzen, Vieles geben können, aber es läßt sich, wie Goethe sagt, nicht an ihrem Busen ruhen." Das gleiche Wort gilt von Ibsen und auch von Brahm. Die kühle, sichere, überlegte Ruhe des Ibsen'schen Geistes, die bewußte, ja feindliche Abkehr von der verschönernden Verssprache, die tiefste Tragik der Ibsen'schen Familiendramen, mit einfachsten Mitteln emporgehoben, die kahle Nüchternheit, die jedem Lyrismus feind ist, all' das entsprach dem Brahm'schen Intellect ungemein. Und so wurde Ibsen nicht nur für ihn eine Probe auf sein eigenes ästhetisches System, sondern auch ein Genosse seiner Ideen, Wünsche und Lebensanschauung. Für das grandiose Werk „Kaiser und Galiläer" hat er nicht eine Spur jener Hingabe, die sich wohlthuend über die Analyse der Ibsen'schen Familiendramen ausbreitet. Brahm hat eben keinen Sinn für das Historiendrama.

In seinem Ibsen-Buche hat Otto Brahm sein damaliges ästhetisches Glaubensbekenntniß knapp zusammengefaßt. Er wiederholt das alte Axiom, „daß Stoffe an und für sich weder poetisch noch unpoetisch sind, daß nur das „Wie" entscheidet", und er beruft sich dabei auf Goethe und Schiller. Freilich haben, so fügt er keck hinzu, „die künstlerische Praxis Goethes und Schillers solcher theoretischer Anschauung nicht völlig entsprochen". Aber er weiß: „Anders ist die Forderung unserer Tage an den Poeten, anders das Bedürfniß jener gewesenen Zeit." Und er fordert: immer mehr Natur in die Kunst aufzunehmen, poetisch-neues Land dem Leben abzugewinnen, gleichwie Faust Land abzwang dem Meere.

Was fängt nun ein solcher Aesthetiker des unverfälschten grenzenlosen Naturalismus mit dem armen Schiller an? Die Antwort giebt Brahms „Schiller" (I. und II. Band, erste Hälfte. Berlin, W. Hertz, 1888 u. 1892).

Die Einleitung zu seinem großen Schillerbuch beginnt mit dem knappen Geständniß: „Als Student war ich ein Schillerhasser." Man könnte einwenden, daß dieses subjective Bekenntniß den Leser wenig interessire, und Brahm ist auch einsichtig genug, es nicht als Eitelkeitsmarke vor seinem Buch glänzen zu lassen, sondern er sieht in seiner ehemaligen Antipathie gegen den großen deutschen Idealisten eine für unsre Zeit typische An-

schauung. Und das ist unzweifelhaft richtig. Wir leben seit ungefähr zwei Jahrzehnten in einer Epoche der Schiller-Geringschätzung, die eine Folge des Goethe-Cultus ist. Der Deutsche liebt es noch immer, abzuschätzen und Unterschiede zu finden. Er freut sich nicht, daß die Poesie seines Volkes zwei Gipfel hat; er muß die Höhe der einzelnen berechnen, um den größten „feststellen" können. Zum Glück ist diese Werthschätzung nicht eine moralische, wie einst bei Wolfgang Menzel, sondern eine ästhetische und steht im engsten Zusammenhang mit dem siegreichen Vordringen des Realismus in der Poesie. Wer von uns jüngeren Poeten hat diese Antipathie gegen den „Idealismus" der Schiller'schen Dramen nicht innigst mitgefühlt! Da schien uns die Jambensprache der Dramenreihe vom „Don Carlos" bis zum „Demetrius" hohl und thönern, die Rhetorik pompös und wortreich, die Charakteristik unter einer einzigen Beleuchtung u. s. f. Und schließlich ließ man die grandiosen Jugenddramen als geniale Leistungen gelten und bewunderte die „Spiegelberg" und „Musikus Miller" mehr als alle Maria Stuarts, Wallensteins, Tells. Aber das sind zum Glück nur Anschauungen mit dem ersten Frühlingsgrün der Jugendlichkeit geschmückt.

Als Otto Brahm im Mai 1888 die so überaus charakteristische Einleitung schrieb, hatte er zwar reuig erklärt, er sei von seinem Schillerhasse geheilt, und die „Thorheit jugendgrünen Dranges" habe er abgelegt. Aber bei aller Bewunderung für den ersten deutschen Dramatiker kann Brahm nicht aus der Beengtheit seiner kräftigen kritischen Persönlichkeit heraus. Er spricht nach einer Handvoll Lob sofort von den „Grenzen in Schillers Kunstübung", und freudig constatirt er Schillers hinreißendste Wirkungen da, „wo er mit dem realistischen Princip unserer Tage zusammenfällt".

Unserer Tage! — Das war im Jahre 1888. Ein Jahr später wurde die Berliner „Freie Bühne" gegründet, deren geistige Leiter Otto Brahm und Paul Schlenther waren. Unter unerhörten Scandalscenen ging das Erstlingswerk eines schmalen blassen Poeten über die Bühne, und neben „Vor Sonnenaufgang" Gerhart Hauptmanns begann Sudermanns „Ehre" ihren Siegerzug durch die zeitgenössische Litteratur. Unter Otto Brahms energischer Leitung erschien das Wochenblatt „Freie Bühne" und wurde der Mittelpunkt des modernen und deutschen Realismus. Holz und Schlaf hatten schon vorher mit ihrem „Papa Hamlet" Kritik wie Publicum gefoppt, und Detlev von Liliencrons „Neue Gedichte" wiesen von Neuem über Storm hinaus.

Was konnte ein Mann für Schillers Individualität empfinden, der dieses Jahr 1889 mit vorbereitet hat, der von Ibsen ausging und kecken Muthes jenseits von Weimar noch große unbekannte Länder verhieß? In der That, ein ruhigeres Schiller-Buch ist bisher noch nicht geschrieben worden. Schillers Charakterbild hat fast nie in der Litteraturgeschichte

geschwankt. Seine schöne moralische Persönlichkeit lockte zu leichtem Lobe, und berauschte Sympathie streute Fülle von Lorbeer auf die allzu früh erblaßte Stirn. Brahm ist ein Anderer. Er steht ihm norddeutsch-nüchtern gegenüber. Er schüttet und schüttelt nicht den Lorbeer, sondern zählt ihn ab. Nicht besonders reichlich. Goethes Sonnenaugen stellt er einmal in Gegensatz zu Ibsens melancholisch-trüber Brille. Solch' ein feines Wort prägt er für Schiller nicht. „Illuminirt und fresco" soll nach Schillers Anschauung der Spiegel der Schaubühne die Geheimnisse des Lebens zurückwerfen, indeß Otto Brahm mit einem Aufblick zu Ibsen immer mehr Natur in die Poesie eindrängen will. Es war daher anzunehmen, daß er den Höhepunkt der Schiller'schen Dramatik in „Kabale und Liebe" sieht und den „Don Carlos" als erste Abirrung vom Pfade des Realismus empfindet. So meint er daher auch über „Kabale und Liebe" (1888, I., S. 325): „Wo immer kräftige Weltanschauung modernes Leben abzuspiegeln sucht im Licht der Scene, mag sie an diesem durch die Folge der Zeiten weithin sichtbaren Bilde sich in Größe und unerschrockener Wahrheit stärken."

Hätte Otto Brahm den zweiten Band seines Schiller-Buches sofort folgen lassen, so hätte es unter der einseitigen Beleuchtung seiner naturalistischen Kunstauffassung nur mit einem Vernichtungsurtheile über „Don Carlos" endigen können. Aber Brahm, obschon vielleicht für immer in seine Anschauungen festgebissen, mußte wohl erkannt haben, daß der „Don Carlos" ein Stück Gewissen der deutschen Jugend darstellt, und so hat er zwar allerlei auszusetzen, aber nur respectvoll, vorsichtig, seinen alten Hut in der Hand.

Aber ganz kann sich der Ibsenianer nicht verleugnen. Wer eine Rebekka West bewundert, einen Dr. Stockmann liebt, muß von der Gestalt des Marquis Posa schreiben (II, 88), sie beginne „uns Heutigen, weil sie in schwindenden Tendenzen der Zeit mehr, als in poetischer Anschauung gründet, in ihrer Wirkung zu verblassen." Der reife Schiller im Lichte des Brahm'schen Realismus gesehen, d. h. den Schlußband seiner interessanten Arbeit ist er trotz fünfjähriger Pause bisher schuldig geblieben.

Aber er hat diese Pause gut ausgefüllt. Im Verein mit Paul Schlenther hat er das Berliner Publicum für Ibsen gewonnen. Die „Freie Bühne" brachte neue Namen auf's Tapet: Hauptmann, Holz, Schlaf, Hartleben; sie öffnete älteren realistischen Dichtern die Pforte zur deutschen Scene: Tolstoi, Goncourt, Zola. Neben dieser positiven Arbeit wirkte Brahm durch eine Unzahl polemischer Artikel des Wochenblatts „Freie Bühne", unterstützt von einem ganzen Stabe junger Kritiker und Dichter, namentlich von Paul Schlenther.

Beide besaßen die ehrliche Einseitigkeit, die im Kampfe für die von ihnen vertretene Sache keine Schonung und keine Compromisse kennt.

Damals standen Beide im Widerspruch mit der gesammten Berliner Kritik. Sie nahmen den Streit auf. Sie hatten die Jugend für sich. Und eine Reihe starker Talente dazu. Sie vertraten die Entwicklung, weil sie an eine Entwicklung glaubten. Sie konnten die größten Dichter für sich in's Treffen führen: Shakespeare, den jungen Goethe, den jungen Schiller, Kleist, Hebbel, Otto Ludwig, Anzengruber. Sie konnten auf Skandinavien, Rußland und Frankreich hinweisen, wo die realistische Litteraturrichtung bereits siegreiche Schlachten geschlagen hatte.

Schnell vollzog sich ein Umschwung. Brahms und Schlenthers ewig unschätzbare Pionierarbeit — die späterhin von einer ganzen Reihe anderer Namen unterstützt wurde — hatte Segen und Erfolge. Den Segen brachte die ganze junge Generation von Poeten, die jetzt Anerkennung gewonnen hat oder erstrebt, und die Erfolge zeigten sich in der allmählich stärker werdenden Eindrucksfähigkeit und Empfangsfreudigkeit des großen Publicums.

Aber Otto Brahm genügte die „Freie Bühne" mit ihrem zumeist aus Litteraten bestehenden Publicum nicht, auch nicht mehr die Oeffentlichkeit seiner Wochenschrift. Er hatte Ehrgeiz. Er strebte höher. Sein Ideal war und ist es, in Berlin ein Litteratur- und Culturcentrum zu machen, wie es Paris für Frankreich ist. Mehrfach kommt er auf diese seine Lieblingsidee zurück. Vor 17 Jahren (1880) schrieb er in seiner Festschrift „Goethe und Berlin" (S. 26 f.): „Ich bekenne mich nicht zu der Ansicht Derer, die in der Zersplitterung des Vaterlandes ein Heil für die Entwickelung unserer Poesie erblicken und, in dem Bestreben, Alles, was ist, auch vernünftig zu finden, gerade das Fehlen einer geistigen Hauptstadt in der Blüthezeit als einen Vortheil ansehen. Ein ewiger Schaden ist es vielmehr für unsere Dichtung gewesen, vor Allem für das Drama, daß wir keine Capitale besaßen, keinen Brennpunkt des nationalen Lebens, wie die Spanier, Engländer und Franzosen". Und er preist Paris als den Hort einer sicheren und durch Jahrhunderte gefesteten Tradition, einer niemals abreißenden Continuität und Stetigkeit des Geschmacks. Und auch in seinem Kleist-Buche betont er nachdrücklich, daß dem Dramatiker Kleist der Einblick in die großstädtischen Pariser Verhältnisse sehr zu Gute gekommen sei.

Ich theile die Ansicht Brahms in keinem Punkte. Ich bin Berliner genug, um zu wünschen, daß das Uebergewicht Berlins durch provinzielle centrifugale Tendenzen eingeschränkt werde. Die Engländer, Spanier und Franzosen haben in ihren Hauptstädten nationale Mittelpunkte gehabt, Blüthen einer vielhundertjährigen nationalen Cultur, ausruhende und ewige Felsen, gegen welche die Brandung der Zeiten vergebens anleckte. In Deutschland liegt das nationale Schwergewicht zu geringerem Theil in Berlin, zum größten Theil in den Provinzen. Das ließe sich sehr weit ausführen, weit genug, um die Anschauung Brahms als irrig nachzuweisen.

Daß er es unternommen hat, in Berlin einen dramatischen Mittelpunkt zu schaffen, zeugt für seinen Muth und sein propagandistisches Talent. Seit 1894 ist er Director des „Deutschen Theaters" in Berlin.

Vorher ließ er noch das Buch „Karl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte" (Stuttgart 1892. 4. Aufl. 1896) erscheinen. Aeußere Umstände haben die Briefe des unglücklichen jungen Künstlers auf Brahms Arbeitstisch gelegt, und er hat sie geschickt zu einem einheitlichen Buche zusammengefaßt, das durch die Mischung von Tief- und Schiefsinn, von Genialität und Pose, das Spiegelbild eines echt modernen Künstlers geworden ist. Für dieses unglückliche Kind seines Jahrhunderts hat Brahm eine wohlwollende warme Sprache gefunden, und manchmal regt sich hinter der Einleitung des kunstlosen Künstlerbuches Etwas wie der langsame Schlag eines mit- und nachempfindenden Herzens. —

Die Gründung des „Deutschen Theaters" zu Berlin bedeutete in der Entwickelung unseres Theaters eine wirkliche That. Die Reichshauptstadt besaß im königlichen Schauspielhause eine so reich dotirte Anstalt, daß ernster Kunstsinn und Streben nach litterarischer Anerkennung daraus eine Musteranstalt hätten machen können. Das schauspielerische Material war zum Theil gut, aber es fehlte der leitende Geist. Die Intendanz nahm nur Rücksichten auf den Hof, nicht auf die Poesie, auf die Litteratur. Man kann nicht zweien Herren dienen, zumal wenn der eine so mächtig ist wie der Berliner Hof. Und so wurde aus dem Schauspielhause eine vornehme, aber langweilige Unterhaltungsbühne, die außerhalb des litterarischen Lebens zu stehen schien. Da erstand ihm im „Deutschen Theater" eine mächtige Concurrenz. L'Arronge war ein alter Theaterprakticus und dramatischer Autor von gewissem Philisterruf; sein Genosse wurde Dr. August Förster, ein ausgezeichneter Regisseur; Ludwig Barnay, der sich bemühte, Realist zu sein, gesellte sich hinzu; Siegwart Friedmann, der feine Charakteristiker, wurde auch Actionär. Und schließlich fand sich ein junger hagerer Mensch dazu, auf dessen Haupt der Enthusiast auf dem Throne, Ludwig II., seine ganze Liebe ausgeschüttet hatte: Joseph Kainz. Die Schattenseiten der Meiningerei vermied man mit Vorsicht, aber man eignete sich ihre Regieprincipien an. Und man ergänzte sie durch die blendende Bevorzugung der Einzelleistungen. Man pries nicht, wie so oft bei den Meiningern, die Aufführung eines Stückes, sondern gleichzeitig die geniale Leistung eines Einzelnen. So sah Berlin eine Reihe von Glanzvorstellungen, deren Wirkung auf das Theaterleben nachhaltig zu spüren war.

Ueberschaut man nach dem Rücktritt L'Arronges vom „Deutschen Theater" seine Leistungen, so wird man sich der Grenzen seiner langjährigen und tüchtigen Arbeitskraft wohl bewußt. Unter ihm war das Theater eine Macht im dramaturgischen Sinne geworden. Er hatte die Bühne gefördert, aber nicht die zeitgenössische Poesie. Am Schatz der überkommenen Dramen hatte er seine schöne Regiekunst erprobt und ersten

schauspielerischen Talenten zu wundervoller Ausbildung verholfen. Aber die deutsche Dichtkunst sog wenig Kräfte aus dem Wachsthum der Regiekunst, noch weniger aus dem Cultus des schauspielerischen Einzelgenies.

Hier setzt Otto Brahm ein, der kluge und einsichtige Theaterkenner, der gelehrte Germanist und Kleistenthusiast, der kritische Schillerbiograph, der Vorkämpfer Ibsens, der Stifter der „Freien Bühne", kurz eine moderne Persönlichkeit.

Und das Resultat? Aus dem „Deutschen Theater" ist eine litterarische Macht geworden. Mit fast jeder seiner Premieren hat die Geschichte unserer Poesie zu rechnen. Das ist Brahms Verdienst. Alle Namen, die in der dramatischen Poesie der Gegenwart bisher von Bedeutung waren, sprachen von dieser Stätte aus in's Publicum. Voran Gerhart Hauptmann. Otto Brahm hat ihm seine Bühne und sein dramaturgisches Talent völlig zur Verfügung gestellt, und Hauptmanns Geist beherrscht das Deutsche Theater das ganze Jahr hindurch. Zuerst die „Weber", die bisher an 200 Aufführungen erlebt haben und das Berliner Publicum gewaltig packten. Wohl kündigte der Kaiser bei seiner starken Hauptmann-Antipathie die Hofloge, aber Otto Brahm blieb seinen Principien treu. Er mochte wohl wissen, daß eine Idee jenseits steht von höfischer Gunst und Ungunst, der Werth der „Weber" über dem der höfischen Kunst. Den Offizieren, so hieß es, wurde der Besuch der „Weber" untersagt, und noch heute scheint das Theater dem einmal ausgesprochenen kaiserlichen Machtgebot zu unterliegen: Selten sieht man eine Offiziersuniform während einer Premiere im Deutschen Theater. Aber Brahm war klug genug, sich nicht in directe Opposition zum kaiserlichen Geschmack zu setzen. Er bevorzugte nicht die socialistische Tendenz; er machte kein Parteitheater aus seiner Bühne, obschon die socialistischen Abgeordneten, die der Premiere der „Weber" demonstrativ beiwohnten, es gewiß gern gesehen hätten. Den großen Dichter, der aus den „Webern" mit so erschütternder Sprache herausrief, verehrte er; dem Poeten, der die dichterische Erfüllung seiner kritischen Ideale war, ließ er die Bahn frei. Und so holte er dessen ältere Stücke wie die „Einsamen Menschen" wieder hervor und zwang das Berliner Publicum zu Gerhart Hauptmann hin. Das arme „Hannele", das über thränennasse Wege selig und still zum Erlöser in den Himmel eingeht, holte er aus dem Archiv des königlichen Schauspielhauses, in dem es einst seine Leidensfahrt zuerst gegangen, und die stumme Gewalt dieses Trauerspiels machte an neuer Stätte wiederum Herzen weich und Augen feucht. „Florian Geyer" marschirte mit seiner schwarzen Bande über die Bühne, freilich ohne Theilnahme zu finden, schließlich ließ die „Versunkene Glocke" ihre wunderbar-seltsamen Klänge ertönen und riß das skeptische Berliner Publicum hin, ihrem Ton zu lauschen. Nicht lange, und Brahm stellt seine Bühne wochenlang für Hauptmann-Cyclen zur Verfügung.

Das realistische Princip, für das er Jahre lang kritisch gefochten, führte ihn anderen Dichtern zu, und er beeilte sich, sie zur Geltung zu bringen. Daß er natürlich Ibsen für seine Bühne gewann, war zu erwarten, aber bisher ist er noch eine Reihe von Aufführungen Ibsen'scher Stücke schuldig geblieben, wie z. B. „Kaiser und Galiläa". Aber die Max Halbe, Carlot Reuling, Georg Hirschfeld und Arthur Schnitzler waren neue concrete Beweise für seine Theorie. Auf Halbes „Jugend" folgte seine unglückliche „Lebenswende". Arthur Schnitzler gab realistisches Wiener Leben in seiner weit überschätzten „Liebelei" und in seinem spannenden „Freiwild". Georg Hirschfeld war eine Neuentdeckung Brahms. Wenn es auch nicht nöthig war, die dramatische Stilübung „Zu Hause" dieses Poeten vorzuführen, so bleibt die Aufführung der „Mütter" ein starkes litterarisches Verdienst. Der Beifall, den diese feine und intime Arbeit anderswo gefunden hat, mag ihm heimliche Genugthuung bereitet haben.

Otto Brahm hat aber nicht nur litterarisch dem realistischen Kunstprincip zum Siege verholfen, sondern auch die Schauspielkunst durch seine scharfe Kritik beeinflußt. Wir haben jetzt in Berlin Schauspieler, Schauspielensembles und Regisseure, die in der Darstellung des modernen Milieus und zeitgenössischer Charakteristik Bewunderungswürdiges leisten. Den Realismus auf der Bühne forderte Brahm eindringlich und förderte ihn selber auf seinem Theater. Natürliche Wiedergabe des Dialogs, Einfachheit des Mienenspiels und der Bewegungen, Charakteristik durch dem Leben abgelauschte Einzelzüge, Ablehnung der Pose und des Komödiantenthums, alles das setzte er in den modernen Stücken in That um, und der Poesie der Natürlichkeit gesellte sich eine Darstellung von bisher unerhörter Echtheit. Das Ideal, so zu spielen, als ob an Stelle des Zuschauerraums die vierte Zimmerwand wäre, wurde manchmal erreicht; die Grenzen zwischen Kunst und Leben flossen in einander über, und mit erregter Genugthuung konnte Brahm auf Aufführungen von den „Einsamen Menschen" und den „Müttern" hinweisen, die Gipfelpunkte in der Entwickelung realistischer Schauspielkunst darstellen.

Otto Brahm war litterarisch geschult genug, um seine Sympathien auch zurückdämmen zu können. Er ließ Hermann Sudermanns „Morituri" von seiner Bühne aus herabsprechen. Ludwig Fulda war bei ihm gut aufgehoben, gleichgiltig, ob er in einem grandiosen Stoff sein kleines Talent zeigte („Robinsons Eiland") oder Königen beweisen wollte, daß er ein schlechter Prinzenerzieher war. („Der Sohn des Khalifen.") Nur der älteren Generation steht er leider abweisend gegenüber. Seine kritische Einsicht ist eben einseitig geschult, und so lehnt er Ernst von Wildenbruch ab, weiß er von Richard Voß Nichts, meidet er Paul Heyse, und nur einmal beugte er sich vor der Ideengewalt des „Meisters von Palmyra" Adolf Wilbrandts.

Sein Realismus ist einseitig. Einseitigkeit ist in Zeiten der Gährung und des Streites eine nothwendige und getreue Waffe. Sie wirkt wie Fernsuggestion auf Außenstehende. Sie zündet wie ein Glaube, aber sie macht auch wie ein Glaube intolerant. Und hierin liegt die Schwäche der Brahm'schen Aesthetik und Kritik, das Manco seines bisherigen Lebens. Er hat das seltene Glück gehabt, daß ein glänzendes Talent die Probe auf das Exempel seiner Aesthetik war, daß Gerhart Hauptmann die Erfüllung seiner Ideale bedeutet, die dichterischen Beweise für seine kritischen Lehrsätze geliefert hat. So siegte er selbst in Gerhart Hauptmann und der ganzen realistischen Schule. Das mag ihm tiefste Herzensfreude sein. Aber es ist nicht Alles. Bald wird die Zeit es lehren, daß die Grenzen des Realismus auf der Bühne erreicht sind — Hirschfelds „Zu Hause" und Halbes „Lebenswende" deuten schon mahnend und warnend darauf hin — und daß Gerhart Hauptmann nicht eine Endstation ist, sondern nur eine bedeutende Haltestelle. Dieser Poet selbst weiß das gut. Daher seine Flucht in das saftige Erdreich der Historie („Florian Geyer") und sein Versenken in das Traumreich der Phantasie („Hannele" und „Die versunkene Glocke"). Die Wirkung, die beide Stücke ausgeübt, sollte für Brahm eine heilsame Lehre sein.

Stillstand ist Rückgang, Entwickelung ist Alles!

Diese Entwickelungsfähigkeit wünsche ich ihm. Er hat den festen Glauben an die Entwickelung unserer Poesie. Warum am und im Realismus stecken bleiben?

Otto Brahm ist von Haus aus gewiß keine stürmische Siegernatur; sein Temperament geht mit ihm nicht durch, und selten nur greift er in den Polemiken, die ihn im Laufe seiner Kritikerperiode heimgesucht, nach einer kräftigen deutschen Grobheit. Der bartlose Mann mit der hohen Stirn und dem seltsam-häßlichen Gesicht, der mit unbeholfener Verbeugung vor die Rampe tritt, um dem Publicum für den Erfolg irgend eines Stückes zu danken, der in bescheidenem Arbeitszimmer nur von Büchern und Schmökern umgeben ist, ist weitaus mehr Gelehrtennatur als Kämpfer. Was aber seiner kritischen Thätigkeit ihren Ernst und ihren Erfolg verschafft, war sein unerschütterlicher Glaube an die Entwickelung unserer Poesie. Er hat mit ermüdungslosem Optimismus an die Poesie unserer Tage geglaubt. Als noch keiner der Namen irgend welche Bedeutung hatte, die die Träger unserer zeitgenössischen Poesie sind, eiferte Brahm (1883) in seiner Keller-Biographie gegen das „thörichte Gerede" von dem Elend der gegenwärtigen Poesie und verwies auf Gottfried Kellers unsterbliche Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

Diesen schönen Glauben setze er in die Wirklichkeit um! Nicht ein Hauptmann-Ring soll sein „Deutsches Theater" werden, den zu durchbrechen fast nicht mehr gelingt, nicht nur ein Hort des Realismus, sondern jeder

Richtung, die getragen ist von echter Poesie. Neben realistischer Schauspielkunst, die sich Shakespeare und Schiller gegenüber einfach als stümperhaft bewiesen hat, soll er den großen pathetischen Stil pflegen. Aus dem „Deutschen Theater" in Berlin ein Theater Deutschlands zu machen, das nicht in Einseitigkeit verrannt ist, ist ein Menschenleben, ist sein Leben werth. „Fortschritt" muß für ihn die Parole lauten, denn — Otto Brahm kann von Schiller getrost einen Rath annehmen — „die moderne Poesie kann nur in einem ewigen Fortschritt ihr Heil finden".

Eine Reise nach Athen.

Tagebuchblätter

von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

II.

Unter den verfallenen Denkmälern Athens gehört der Zeustempel, das Olympieion, wohl sicherlich zu den imposantesten und eindrucksvollsten, obwohl es in seinen Haupttheilen einer jüngeren Kunstperiode, dem ersten Viertel des zweiten Jahrhunderts v. Chr., entstammt. Von der einen Ecke des gewaltigen Säulenbaues in edelstem korinthischen Stil stehen noch dreizehn mächtige, über 50 Fuß hohe Säulen, die einen Theil des Architravs tragen; in weiter Entfernung davon, die den Umfang des großen Tempels erkennen läßt, zwei andere; eine dritte, die zwischen diesen stand, ist — durch ein Erdbeben, glaube ich — umgestürzt worden, aber in allen ihren Theilen erhalten. Sie liegt in etwa zwanzig cannelirten Marmorblöcken am Boden, und man möchte diese Zerstörung fast einen glücklichen Zufall nennen. Denn die malerische Gesammtwirkung des Bildes wird dadurch eher verstärkt als geschwächt. Man kann nun bequem die einzelnen Bestandtheile betrachten und gewinnt durch die veränderte horizontale Lage erst eine recht klare Vorstellung von der Größe der Verhältnisse und von der künstlerischen Freiheit der Bearbeitung, wie sie sich namentlich in der mit weisem Verständniß auf Fernwirkung berechneten Ausführung des korinthischen Capitäls zeigt.

Wir brauchen nur wenige Schritte zu machen, um die Brücke über den kläglichen Ilissos zu überschreiten, der sich manchmal freilich recht ungeberdig benehmen soll, jetzt aber mit Fug und Recht die hellenische Panke genannt werden dürfte, und wir sind am berühmten Stadion angelangt, am Schauplatz der klassischen Volksspiele. Es wird jetzt, mit Benutzung

der wenigen einigermaßen erhaltenen Ueberreste, die am Orte ihrer ursprünglichen Verwendung belassen, resp. wieder eingefügt werden, in edelstem Marmor vollkommen wieder hergestellt. Die im Halbkreis amphitheatralisch aufsteigenden Sitzreihen fassen mehr als 40000 Zuschauer. In der Mitte der unteren Reihe sind für die königliche Familie in reicherer Ausstattung besondere Ehrenplätze hergerichtet. Vor diesen sind, in der Rennbahn selbst, zwei im Stadion aufgefundene Doppelhermen aufgestellt, die nach der einen Seite einen bartlosen Jüngling, nach der anderen einen bärtigen Mann zeigen.

Im Stadion werden jetzt alle vier Jahr die wieder aufgefrischten „olympischen Spiele" gefeiert. Bei den letzten, im April vorigen Jahres, wurden die modernen Hellenen freilich in vielen der klassischen Leibesübungen von Fremden, sogar im Diskuswerfen von den allermodernsten Amerikanern geschlagen; aber in der Hauptsache hatten sie doch einen Triumph zu verzeichnen, der eine geradezu unbeschreibliche Begeisterung entfachte, und der Bauer Louis, der Sieger im Marathon-Lauf, wurde wie ein nationaler Held angejubelt. Er wurde mit Liebesgaben überhäuft. Ein wonnetrunkener Barbier verpflichtete sich sogar, den schnellfüßigen Louis bis an sein seliges Ende unentgeltlich zu rasiren.

Die sehr beträchtlichen Kosten des Wiederaufbaues des Stadions — die Summe wurde mir genannt, ich habe sie aber wieder vergessen, es war irgend eine siebenstellige Zahl, in ehrlichen Drachmen in Gold — bezahlt ein reichgewordener Grieche aus seiner Tasche. Derartige Millionenschenkungen sind hier übrigens nichts unerhört Seltenes. Auch in diesem Gebiete wetteifern die Söhne des alten Culturvolks mit den Sprossen des jüngsten, mit den Peabody, Corcoran, Lick, Stanton und wie die amerikanischen Menschenbeglücker alle heißen. Baron Sina, der Athen die von Hansen erbaute prächtige Akademie geschenkt hat, ist nur Ein leuchtendes Beispiel unter vielen, gleich opferfreudigen und kunstbegeisterten Patrioten. Die griechischen Krösusse, die im Auslande ihr Vermögen erworben haben und oft ein ganz bescheidenes Dasein führen, spenden ungezählte Hunderttausende für künstlerische und Bildungszwecke in der Hauptstadt der heißgeliebten Heimat. Der Hochherzigkeit dieser Männer ist das schnelle Aufblühen des neuen Athen allein zu danken. Denn das Land hat nichts, und die Stadtgemeinde hat gerade so viel wie das Land.

Von allen Monumentalbauten der großen Zeit ist das Theseion am besten erhalten. Vom alten Dach ist freilich nicht mehr viel vorhanden, und ein großer Theil des südöstlichen Giebels ist zerstört. Die Sculpturen in den Metopen sind, soweit sie überhaupt noch vorhanden, arg verwittert; selbstverständlich sind auch die schönen dorischen Säulen zum Theil stark beschädigt, die Cannelirungen abgestumpft und abgebröckelt, die einzelnen Marmorblöcke haben sich manchmal gelockert und verschoben. Aber alle diese Mißhandlungen, die die große Verwüsterin, die Zeit, verübt hat,

haben die harmonische Wirkung des edlen und vornehmen Baues nicht zu schädigen vermocht.

Den vollsten Eindruck gewinnt man von diesem Theseus-Tempel, — die Gelehrten stellen die Berechtigung dieser Bezeichnung zwar in Frage, aber er wird bei seinen hohen Jahren nun doch wohl nicht mehr umgetauft werden, — wenn man seinen Standpunkt am Schienengeleise, das nach dem Pyräus führt, unweit des Bahnhofs wählt. Da steht er auf mäßiger Erhöhung vor uns und wendet uns den wohlerhaltenen Westgiebel zu. Wir sind weit genug entfernt, um von den Beschädigungen des Einzelnen nicht gestört zu werden. Das Ganze wirkt auf uns in seiner vornehmen Feierlichkeit. Da fühlen wir auch am unmittelbarsten seine Zugehörigkeit zu all den andern architektonischen Herrlichkeiten des alten Athen. Hinter ihm steigt die Akropolis auf, und hier können wir die auf der Höhe errichteten Prachtbauten allesammt überschauen. Nun scheint sich zwischen dem Theseus-Tempel hier in der Ebene und dem Parthenon, dem Heiligthum der jungfräulichen Schutzgöttin, dort oben ein intimes Band zu spinnen, das die Verheerungen von 2300 Jahren zu zerreißen nicht vermocht haben.

Zu den besterhaltenen Alterthümern gehört auch das Denkmal des Lysikrates, gewöhnlich „Laterne des Diogenes" genannt. Die Sieger in den Dionysos-Wettkämpfen erhielten als Lohn einen Dreifuß, und diese Siegespreise wurden als Weihgeschenke auf einem öffentlichen Verkehrswege, der deswegen den Namen „Dreifußstraße" erhielt, aufgestellt. Bei einem dieser Wettkämpfe trug nun Lysikrates, der recht viel Geld gehabt haben muß, als Dirigent eines Knabenchors einen Preis davon. Er war darauf so stolz, daß er ein eigenes Denkmal errichten ließ, das seinen Dreifuß tragen sollte. Er hat seinen Zweck erreicht. Er ist als der meist genannte aller Chordirigenten unsterblich geworden. Dieser Dreifußträger ist eines der zierlichsten Bauwerke, die uns aus der Blüthezeit der hellenischen Kunst — Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. — überkommen sind; ein Rundbau, aus dem sechs schlanke Halbsäulen mit reichem korinthischen Capitäl hervorspringen, mit einem anmuthigen Fries, in dem irgend eine Großthat des vergnügten Gottes froher Zecher verherrlicht wird, geschmackvoll überdacht und in eine blumenartige Verzierung auslaufend, die früher den Dreifuß des Siegers getragen hat. Schade, daß das kleine Juwel mitten in die moderne Stadt versprengt ist; in der hausbackenen Langweiligkeit der Umgebung kommt es nicht zu seiner vollen Geltung. Es muß sich in dieser faden Gesellschaft wirklich deplacirt fühlen.

In einer ähnlichen Situation befinden sich noch viele andere Bauten aus der guten alten Zeit, die wie der „Thurm der Winde", die in Schlangenleiber auslaufenden Gigantenpfeiler, die Stoen des Attalos und des Hadrian, die Ueberreste des Marktes (Agora) u. s. w. in einer gräßlichen Umgebung von schmutzigen alten Baracken, im häßlichsten Viertel der Stadt herumliegen. Die meisten dieser alten Bauten sind auch wohl

nie besonders schön gewesen, wenn einige auch durch die Großartigkeit der Verhältnisse imponiren. Für den Archäologen, der aus Schutt und Schmutz die alte Pracht wenigstens wissenschaftlich neuerstehen lassen will, haben all diese Monumente als Marksteine und Wegweiser unzweifelhaft große Bedeutung. Wer aber nach Athen geht, um sich nur am Schönen der Vergangenheit zu erfreuen, wer sich nichts weis machen will und das Alte nicht schon aus dem Grunde schön findet, daß es eben alt ist, der kann seine Zeit besser verwerthen als mit der Betrachtung verwitterter, verstümmelter Steinhaufen und Säulenstümpfe, inmitten der vom Proletariat bewohnten schmutzigen und baufälligen Buden.

* * *

Dagegen bietet die aufmerksame Besichtigung des erst in unserer Zeit wieder aufgedeckten Dionysos-Theaters auch dem nicht Fachgelehrten eine Fülle von Anregung und Belehrung. Es hat auch eine wundervolle Lage: am südöstlichen Abhange der Akropolis. Um die Ausgrabung hat sich zunächst der preußische Oberbaurath Strack, dessen Tüchtigkeit billiger Weise nicht nach dem Maßstabe seiner fragwürdigen Leistung als Erbauer des häßlichen Siegesdenkmals auf dem Berliner Königsplatze beurtheilt werden darf, und sodann um die Fortführung dieser Ausgrabungsarbeiten, ganz besonders aber um deren wissenschaftliche Fructificirung der Leiter des deutschen Archäologischen Instituts Wilhelm Doerpfeld verdient gemacht. Dem ausgezeichneten Forscher, Professor Doerpfeld, der die Güte hatte, mir das alte Theater zu zeigen und in seiner schmucklos sachlichen, eindringlichen Weise mich über alle Einzelheiten zu belehren, verdanken wir über die Einrichtung des altgriechischen Theaters völlig neue, wissenschaftlich felsenfest begründete Aufschlüsse, die in wesentlichen Punkten allen früheren Auffassungen und Angaben entgegenstehen.

Das Mißverständniß, das sich bisher behauptet hatte, ist entstanden und hat sich eingewurzelt durch die falsche Uebersetzung des Wortes σκηνή, das wir mit „Scene", als gleichbedeutend mit „Bühne" und „Schauplatz", übersetzt haben. (Die Franzosen haben für den Begriff Bühne überhaupt kein anderes Wort als „scène", und auch bei uns ist es, wenn von der örtlichen „Scene" die Rede war, früher nie anders verstanden worden: „Die Scene wird zum Tribunal.") Das ist aber ein grober Irrthum. Die „Skene" hat auch im alten Theater ihre ursprüngliche und wahre Bedeutung als „Zelt", als leichtgefügte Wohnstätte, sich rein erhalten. Sie hat niemals als Bezeichnung für die Bühne gedient. Die „Skene" war vielmehr deren Abschluß, der Hintergrund, das, was wir in der heutigen Theaterterminologie „Prospect" nennen.

Das Dionysos-Theater, das in seiner Hauptanlage und Raumvertheilung — bis auf geringfügige Abweichungen, um die wir uns hier nicht zu

kümmern haben — mit allen anderen mehr oder minder gut erhaltenen und wieder aufgedeckten Theatern des klassischen Hellenenthums in den Hauptzügen übereinstimmt, läßt die Anordnung und Gliederung der einzelnen Bestandtheile deutlich erkennen; auch die zum Theil sehr beträchtlichen Veränderungen, die sie im Laufe der Zeit erfahren haben, und die durch ihre günstigere Gestaltung des Schauplatzes der dramatischen Dichtkunst eine größere Freiheit der Bewegung vergönnten.

Das antike Theater war, wie man weiß, — ich bin genöthigt, hier vieles Bekannte zu wiederholen, — ursprünglich ein kreisförmiger Bau, in dessen Mittelpunkt sich der Altar erhob. Der kreisförmige Raum zu ebener Erde, der ziemlich genau dem sandigen Schauplatz in unserem Circus entspricht, hieß die „Orchestra". Um diesen wuchs „in weiter stets geschweiften Bogen, hinauf bis in des Himmels Blau" der gewaltige Zuschauerraum, das „Theatron" im engeren Sinne auf. Wie das Theater örtlich einen Theil des heiligen, hier dem Dionysos geweihten Bezirks bildete, so waren auch die Vorgänge innerhalb dieses abgeschlossenen Raumes nichts Anderes als ein besonderer Bestandtheil des Gottesdienstes, der zu Ehren des Dionysos veranstalteten Feierlichkeiten. Auf dem Altar wurde geopfert, während die festlich geschmückten Priester tanzend und singend den Altar umschritten. Den Priestern waren daher auch in der ersten Reihe die bevorzugtesten Plätze in besonders schöner Ausstattung mit Arm- und Rückenlehnen, die mit Polstern belegt wurden, und mit Schemeln für die Füße eingeräumt. Diese unterste Sitzreihe, der Sperrsitz, um den entsprechenden Ausdruck der heutigen Theatersprache anzuwenden, ist auf der einen — der linken Seite vom Altar vortrefflich erhalten. Die unten eingemeißelten Inschriften: „Priester des Hephaistos," „Priester der Artemis" u. s. w. sind vollkommen deutlich. Ein besonders schöner, erhöhter, breiter Sitz, der, mit flachen Reliefs geschmückt, dem Altar gegenüber gerade in der Mitte steht, war, wie selbstverständlich, und wie obenein noch die eingegrabene Inschrift beglaubigt, dem Priester des Dionysos vorbehalten.

In dieser ältesten Gestaltung des Theaters, wo der rings aufsteigende Zuschauerraum den Kreis um den Altar zu ebener Erde völlig umsäumte und den Vorgängen in dieser Orchestra enge und unübersteigliche Schranken zog, konnte sich nichts Anderes abspielen, als eine feierliche gottesdienstliche Ceremonie mit Tanz und Gesang. In diesem Boden vermochte die wirkliche dramatische Dichtung keine Wurzel zu schlagen.

Da kam Aeschylos mit seiner bahnbrechenden Reform des Schauplatzes und wurde durch die Erfindung der „Skene", die dann mit der Einführung des „zweiten Schauspielers" Hand in Hand ging, der Vater, nicht blos der attischen Tragödie, sondern der dramatischen Dichtkunst überhaupt.

Er schnitt, den Zuschauerraum sehr beträchtlich verkürzend, ein großes Segment aus dem amphitheatralischen Kreise aus und errichtete in diesem

Ausschnitt ein breites Zelt, — σκηνή — das dem Rundbau einen geradlinigen Abschluß gab und einen neuen Hintergrund des Platzes für die gottesdienstliche Ceremonie, der Orchestra, schuf. Damit war der entscheidende Schritt gethan. Damit war der Zwang, die Vorgänge in der Orchestra auf den Cultus des Gottes streng zu beschränken, aufgehoben. Das Theater war verweltlicht!

Nun war auch für den berühmten „zweiten Schauspieler", dem im Laufe der Jahre der dritte und vierte — und so weiter, bis in die Dutzende hinein, — folgten, Raum geschaffen. Dieser zweite war eigentlich der mit-erste „Schauspieler". Denn den vorbetenden Priester, der bisher allein das Wort geführt hatte, wird man, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, doch wohl kaum als Schauspieler bezeichnen können. Er hatte bis zu dieser Stunde ja nur seines heiligen Amtes an geweihter Stätte gewaltet.

Im „zweiten Schauspieler" erstand ihm ein ungeahnter Zwillingsbruder. Und zu dessen Gunsten entäußerte er sich nun für die großen Fest- und Feiertage in einem gewissen Sinne seines specifischen Priesterthums, um gemeinsam mit dem ihm beigesellten Amtsbruder nicht mehr ausschließlich als berufener Gottesmann zu fungiren, sondern eigentlich nur mittelbar zur Ehre seines Gottes, unter der unmittelbaren Weisung des Dichters eine andere Persönlichkeit, etwa einen sagenhaften Helden, darzustellen. Erst da, als ihm von Dichters Gnaden der Zwillingsbruder als Gehilfe beigegeben wurde, ward er der erste Darsteller oder Schauspieler. Der Einzelvortrag war verschwunden: da der zweite nicht stumm war, lösten sich Rede und Gegenrede, Frage und Antwort ab, der „Dialog" war da, und aus ihm keimte nun die „Handlung" hervor, die aus ihrer Einfachheit sich allmählich weit verzweigte und in schönen Verhältnissen künstlerisch gliederte.

Nun waren also die Priester richtige Schauspieler geworden. Sie brauchten, um zur Orchestra zu gelangen und den Altar in gravitätischem Tanzschritt unter ernsten Gesängen zu umwandeln, nicht mehr die schmalen Gänge mitten durch die aufsteigenden Sitzreihen der Zuschauer zu durchschreiten. Sie hatten das Zelt, einen vom Zuschauerraum völlig abgesonderten Raum, in dem sie sich für die Zwecke der Darstellung zurecht machen konnten — die „Skene" war also nicht blos der Abschluß des Schauplatzes, der hintere „Prospect", sondern auch die „Garderobe". Sie vertrat aber obenein auch das, was wir heute „Coulissen" nennen, denn sie ermöglichte eben den Darstellern, den Schauplatz zu betreten und sich zurückzuziehen, ohne mit dem Publicum in Contact zu kommen.

Durch diese völlige Absonderung der auf dem Schauplatz Thätigen von den im Zuschauerraum Sitzenden, der Gebenden und der Empfangenden, war erst der Boden für das Entstehen der wirklichen dramatischen Dichtung gewonnen worden. Jetzt erst konnte die dichterische Phantasie und Erfindungskraft sich regen, jetzt erst der Zuschauer der „holden Täuschung"

sich hingeben. Jetzt erst war es dem Dichter gegönnt, die Darsteller seiner Gestalten durch künstliche Mittel aus der Gesellschaft der gewöhnlichen Sterblichen, wie sie die in immer größeren Halbkreisen aufsteigenden Sitzreihen Kopf an Kopf gedrängt zu Tausenden und Abertausenden füllten, hervorzuheben, sie auf den hohen Kothurn zu stellen und durch den mächtigen Haaraufsatz riesenhaft erscheinen zu lassen, — „es steigt das Riesenmaß der Leiber hoch über Menschliches hinaus", — ihre Stimmen durch das Schallrohr unheimlich zu verstärken und ihnen durch die Charaktermaske einen Ausdruck zu geben, wie dessen in dieser äußersten Schärfe der Ausprägung keine menschliche Physiognomie fähig ist.

Die „Skene" — diese Vereinigung des Hintergrundes, der Seitencoulissen und der Garderobe unseres heutigen Theaters, aber keineswegs das, was wir „Scene", „Bühne" oder auch die „Bretter" nennen — war ursprünglich in gleicher Höhe mit dem Schauplatze, sowohl für Einzeldarsteller wie für den Chor, der sich um den Altar gruppirte. Von einem erhöhten Podium, einem Schaugerüste, weist das älteste griechische Theater keine Spur auf.

Da nun aber für den Dichter ein für allemal als „Ort der Handlung" seines Schauspiels der Platz vor dem Haus — dem fürstlichen Palaste oder dem Tempel — gegeben war, so machte es sich von selbst, daß sich das luftige Zelt in einen massiven Bau umwandelte. Und bei dem regen Schönheitssinn der Hellenen war es ebenso natürlich, daß dieser Bau nicht im nüchternen Zweckmäßigkeitsstil, sondern prächtig ausgestattet und mit Werken der bildenden Künste geziert wurde. Der Altan im oberen Stockwerk und die Vorhalle mit Säulen ergaben sich von selbst. Das Gebäude sollte ja im Zuschauer die Vorstellung eines Königspalastes oder Tempels hervorrufen. Aber ebensowenig, wie man die Namen von Straßen ändert, die wie etwa „der breite Weg", „am Graben", „am Thor" und dergleichen zu heißen fortfahren, obwohl sie diese Bezeichnungen längst nicht mehr verdienen, obgleich inzwischen breitere Wege entstanden sind, der Graben verschüttet und das Thor niedergerissen ist, ebensowenig nahm hier der neue Abschluß des Schauplatzes eine Bezeichnung an, die seinem Wesen entsprochen hätte. Der massive, künstlerisch geschmückte Säulenbau behielt den Namen, der seine bescheidene Herkunft bekundete, und hieß nach wie vor „das Zelt", „Skene".

Aber mit diesem Neubau, dessen von Säulen getragene Vorhalle nur um Geringes höher war, als die schön gepflasterte Orchestra, waren für den Schauplatz neue Vortheile gewonnen. Jetzt wurde der Altan zum Erscheinen des Gottes, der von der Höhe in einer Flugmaschine herabgelassen wurde, des deus ex machina, und der Raum in und unmittelbar vor dieser Säulenhalle für die Einzeldarsteller verwerthet. Er erhielt die Bezeichnung „Proskenion", der „Raum vor dem Zelte". Im Rundplatze um den Altar, in der Orchestra, nahm der Chor seine Aufstellung. Zwischen den Einzel-

darstellern im Proskenion und dem Chor in der Orchestra bestand wechselseitig innige Fühlung.

Bei dieser künstlerisch wirksameren und vortheilhafteren Aufstellung der Hauptdarsteller blieb man indessen nicht stehen. Die schmückenden Bilder, die sich zwischen den Säulen mit Leichtigkeit anbringen ließen, konnten ja scheinbar den Ort der Handlung verändern und die langweilige Monotonie, alle Tragödien vor demselben feststehenden Hintergrunde sich abspielen zu lassen, beseitigen. Und da haben wir also die erste Decoration!

Aber noch mehr! Man brauchte sich ja auch nicht darauf zu beschränken, das Gebäude des Hintergrunds durch einzelne Gemälde zu verkleiden. Man konnte ja durch Vorschiebung von großen Gemälden von rechts nach links sozusagen einen ganz neuen Hintergrund schaffen. Und richtig finden wir in unserem Dionysos-Theater, da wo Doerpfeld mit Sicherheit das ursprüngliche Proskenion, das durch spätere irreführende Veränderungen sich versteckt hatte, nachgewiesen hat, die deutlichen Spuren der in den Stein gehauenen Rinnen, auf denen die großen Bilder vorgeschoben wurden: die ersten Einrichtungen zur „Verwandlung".

In dieser Anordnung: mit dem festen palastartigen Gebäude, das dem Schauplatz einen prächtigen Abschluß gab, mit dem Altan für die Erscheinung der Ueberirdischen, mit der Säulenhalle davor, in der der Wechsel des Ortes der Handlung mühelos und in hoher Vollkommenheit veranschaulicht werden konnte, und wo die Darsteller der einzelnen Rollen agirten, während in dem damit organisch verbundenen, etwas niedriger liegenden Rundplatze um den Altar und auf den wenigen Stufen, die zu diesem hinabführten, zur Entfaltung der Massen und deren malerischer Gruppirung die schönste Gelegenheit geboten war, und mit diesem sich um den Doppelschauplatz des Proskenions und der Orchestra ringsum aufthürmenden Zuschauerraum, der den zum Kunstgenusse so unerläßlichen Rapport zwischen Schauspieler und Publicum ermöglichte, hatte das griechische Theater für die Darstellung der antiken Tragödie seine Vollendung erreicht.

Doerpfeld meint, daß unsere modernen Theaterarchitekten sehr wohl daran thun würden, diese Einrichtung des alten Theaters zum Gegenstande eines ernsten und eingehenden Studiums zu machen, und er zweifelt nicht daran, daß sie da die fruchtbarsten Anregungen auch für den modernen Theaterbau gewinnen würden. Mit sehr vielen anderen vernünftigen Menschen hält Doerpfeld die ganze Anlage unseres Theaters für widersinnig und grundverkehrt. Richard Wagner hat das ja auch empfunden und sich als architektonischer Laie lediglich aus seinem künstlerischen Instincte heraus für seine eigenen Zwecke sein eigenes Theater errichtet, das jedenfalls viel praktischer und zweckdienlicher ist, als die Millionen verschlingenden Ungeheuer, mit wunderbarem Treppenhaus, herrlichem Foyer und verschwenderisch üppigem Zuschauerraum, in dem man es freilich vor Hitze kaum aushalten kann, und auf hunderten von Plätzen wenig sieht oder nichts

hört, oder wenig hört und nichts sieht, oder nichts sieht und nichts hört. Die tragische Verpfuschung des prachtvollen Burgtheaters, die das schöne, kunstgenußfreudige Wien um seinen Liebling und Deutschland um seine vorbildliche Bühne gebracht hat, sollte die zur Errichtung von Kunststätten Berufenen in der That zu ernstestem Nachdenken herausfordern.

Das Dionysos-Theater hat in den späteren Jahrhunderten starke Veränderungen erfahren. Da ist unter römischem Einfluß die beträchtlich erhöhte Bühne entstanden, das Logeion, deren deutlich wahrnehmbare Spuren die Forscher auf falsche Fährte bringen und Irrthümer hervorrufen konnten, deren definitive Beseitigung unserem Landsmann Doerpfeld als hohes Verdienst anzurechnen ist. Aus dieser Zeit der Erhöhung des Schauplatzes stammen vermuthlich die unterhalb des Logeion angebrachten Marmorplatten mit zum Theil recht zierlichen Hochreliefs. Leider sind die Figuren allesammt schrecklich verstümmelt. Die Köpfe und hervorragenden Gliedmaßen fehlen ohne Ausnahme. Die auffälligste dieser Sculpturen am Saume der Orchestra gehört offenbar nicht zu dem ursprünglichen künstlerischen Ausschmuck und ist durch irgend einen Zufall in die Nachbarschaft der graziösen Figürchen gerathen. Es ist ein ungeschlachter riesiger Silen in hockender Stellung, der auf den breiten Schultern die lastende Decke trägt.

An den heiligen Bezirk des Dionys stößt der des Aeskulap, das Asklepieion, in dem jetzt viel herumgegraben und wissenschaftlich Interessantes aufgestöbert worden ist. In diesem Gebiete ist eine Felsengrotte mit einer Quelle — jetzt eine Kapelle mit der Jungfrau. Ganz primitiv und uninteressant. Das Wasser schmeckt niederträchtig. Vielleicht verdankt es diesem schlechten Geschmack seinen Ruf als Gesundbrunnen.

Wenn wir unsere Wanderung fortsetzen, gelangen wir zu einem zweiten Theater, dem Odeion des Herodes Atticus (aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr.), das dem Reichthum seines Erbauers entsprechend mit verschwenderischem Luxus ausgestattet war. Davon ist jetzt nicht mehr viel zu merken, und da wir uns lange genug im Dionysos-Theater aufgehalten haben, mit dem es durch eine noch theilweise erhaltene Säulenhalle verbunden war, brauchen wir nicht länger da zu verweilen. Wir müssen uns für Wichtigeres und Lohnenderes die volle Frische bewahren.

* * *

Am südlichen Saume des neuen Athen, weithin und fast von allen Theilen der Stadt aus sichtbar, erhebt sich die Akropolis. Der felsige, dunkelgraue Hügel, der sich etwa 80 Meter über dem hellen Häuserhaufen der Metropole erhebt, ist in seinem unteren Theile wild zerklüftet. Ringsum entsendet er breite Rutschen von Geröll und Schutt, die auch die rastlose Thätigkeit der archäologischen Ausgrabungen bezeugen, in die Ebene. Schroff und steil, bisweilen geradlinig senkrecht baut sich auf diesem Untergrunde

das breite Plateau auf, dessen natürliche Bildung durch Nachhilfe der menschlichen Kunst möglichst geebnet ist, — der befestigte Boden, der die vollendetsten Denkmäler althellenischer Kunst trägt.

Wo immer diese Hochburg mit ihren herrlichen Ruinen in der Nachbarschaft des malerischen Lykabettos und des schönfarbigen Hymettos uns entgegentritt, und bei welcher Beleuchtung es auch sein mag, in jeder Verschiebung der Profile, ob nun der Parthenon die ihm gebührende Stellung einnimmt, oder die Propyläen sich scheinbar über ihn aufrichten, oder endlich das Erechtheion aus seiner tieferen Lage aufsteigt, bei grellem Sonnenlicht oder bedecktem Himmel, früh oder spät — immer und überall empfangen wir von diesem wehmüthigen Bilde einstiger Größe und entschwundener Pracht einen mächtigen und tiefen Eindruck. Und jedesmal, wenn wir zu diesen stolzen Trümmern bewundernd aufschauen, und jedesmal, wenn wir das marmorne Leichenfeld durchwandern, summt uns das alte Klagelied in den Ohren von der Vergänglichkeit alles dessen, was Menschenhand geschaffen hat. Daneben regt sich aber auch in uns ein wahrer Ingrimm über die schändlichen Verwüster dieser Herrlichkeiten.

Wir müssen des brutalen Venetianers, des Moronini, gedenken, der ruchlos seine Bomben in diese Heiligthümer warf, entsetzliche Verwüstungen im Parthenon und in den Propyläen angerichtet, und des Schotten Lord Elgin, den sein edlerer Landsmann Lord Byron für alle Zeiten gebrandmarkt hat.

Unter dem heuchlerischen Trugschluß, die Kunstschätze vor der vandalischen Zerstörungswuth der Türken in Sicherheit zu bringen, ist er selbst vandalisch wie ein Leichenräuber in die Gruft der hellenischen Herrlichkeit eingebrochen, hat ihr ihre Kostbarkeiten entrissen, sie nach England verschleppt und dort an das Museum verschachert . . .

Auf der breiten Fahrstraße, die mit staubig grauen Aloes besetzt ist, sind wir zur Burg hinaufgefahren. Wir haben den Wagen verlassen und stehen vor den Propyläen.

Gleich der erste Eindruck hat etwas Rührendes und Erschütterndes zugleich. Man möchte es beinahe etwas Feierliches nennen, — den „frommen Schauer", von dem der Dichter spricht. Man braucht sich nicht zum Visionär heraufzulügen und überschwängliche Hallucinationen zu erdichten. Mit elementarer Gewalt rücken aus diesen Trümmern schönster Vergangenheit die Erinnerungen an uns heran und wecken das thöricht heiße Verlangen nach den unwiederbringlichen Tagen, „da ihr noch die schöne Welt regieret, schöne Wesen aus dem Fabelland!"

Auf erhöhtem Untergrunde, zu dem breite Stufen hinaufführen, streben mächtige dorische Säulen auf. Wie die Anlage des großartigen Hallenbaus gewesen ist, vermag der Laie nicht mehr zu erkennen, kaum zu errathen. Er sieht eben nur staunend die Größe der Verhältnisse und kann sich an einzelnen Theilen, wo größere Complexe der Zerstörung getrotzt haben, eine

ungefähre Vorstellung von der kraftvollen Entfaltung des Ganzen machen. Einige Säulen sind verhältnißmäßig gut erhalten und tragen noch Bruchstücke des Architravs. Viele andere sind ihres Capitäls beraubt, und der kopflose Schaft wirkt klotzig und kläglich. Einige Verbindungsmauern sind stehen geblieben, andere liegen in Trümmern. Trümmer überall, rings umher! Auf dem aufsteigenden Boden liegen losgelöste Marmorblöcke, zerborstene Schäfte, deren Cannelirungen in ihren ursprünglich scharfen Kanten abgestumpft, zerhackt, zersägt, zerbröckelt sind, Bruchstücke schöner Ornamente, Scherben und Brocken, wie Leichen nach einem mörderischen Vernichtungskampfe — Verwüstung hier gleich am Eingange, wie überall, überall! Aber dieser Zerstörung durch die unerbittliche Zeit und durch die noch unerbittlicheren Menschen zum Trotz hat sich auch in diesen Ruinen die Unvergänglichkeit einer mehr als zweitausendjährigen Schönheit erhalten, und bei aller Traurigkeit spricht aus diesem Trümmerhaufen doch zugleich auch etwas merkwürdig Versöhnliches.

Rechts, oberhalb des Eingangs zu den Propyläen begrüßt uns auf einem vorspringenden viereckigen, basteiartigen Vorbau, der jetzt in seinem häßlichen Ziegelbau plump und ungeschlacht wirkt, aber früher sicherlich künstlerisch umkleidet war, ein anmuthiger kleiner Tempel, ungemein zierlich und reizend in den Verhältnissen. Front und Rückseite sind mit vier schlanken ionischen Säulen geziert. Um den ganzen kleinen Tempel läuft ein Relieffries, von dem gerade genug erhalten ist, um schmerzliches Bedauern über die Verstümmelung des Vorhandenen und über das Fehlende wachzurufen. Einige Platten hat Lord Elgin geräubert.

Zu diesem kleinen Juwel altgriechischer Architektur geleitete früher von der Treppe, die zur Bastei hinaufführt, eine mit Reliefs geschmückte Marmorbalustrade. Die Darstellungen bezogen sich auf die Göttin, der der Tempel geweiht ist, die Nike Apteros, die Siegesgöttin ohne Flügel. Wozu brauchte die Siegesgöttin, nach der selbstbewußten Auffassung der alten Athener, hier in ihrer Heimat auch Flügel? Hier fühlte sie sich ja zu Hause! Hier konnte sie sich's bequem machen, die Flügel ablegen und die Sandalen von den Sohlen lösen.

Von den wenigen Marmorplatten dieser Balustrade, die uns erhalten sind, — es sind, glaube ich, nur zwei oder drei, die im kleinen Akropolis-Museum aufbewahrt werden, — zeigt uns eine dieser Reliefbildnereien die siegreiche Göttin gerade in dieser Beschäftigung. Man kann allerdings mit demselben Rechte sagen, daß sie im Begriff steht, die Sandalen anzulegen; mir sagt indessen die andere Lesart, daß sie von einem Ausfluge heimkehrt und nun die Sandalenbänder aufschnürt, mehr zu.

Wenn der Balustradenschmuck auch nur annähernd auf der künstlerischen Höhe dieses Bruchstücks gestanden hat, so muß er kostbar gewesen sein. Diese Nike, die sich in leicht gebeugter Haltung auf den linken Fuß stützt, während ihre Rechte sich mit der Sandale am aufgehobenen rechten

Fuß zu schaffen macht, rührt unzweifelhaft von einem ersten Meister der Praxitelischen Zeit her. Die Gewandung gehört überhaupt zu den vollendetsten Werken der Plastik. In wunderbarer Anmuth wallt der weiche Stoff von der linken Schulter und umfließt keusch liebkosend die jugendlich schöne Gestalt, die in dieser reizvollen Halbverschleierung doppelt entzückend erscheint. Von der rechten Schulter ist das duftige Gewand herabgeglitten. Leider fehlt auch hier der Kopf; im Uebrigen ist aber dieses liebliche Meisterwerk sehr gut erhalten.

Wenn wir von den Propyläen aus am Nordrande des Plateaus das Trümmerfeld, das mit tausenden von hellleuchtenden Leichensteinen bedeckt zu sein scheint, überschreiten, so gelangen wir zu dem eigenthümlich malerischen Trümmercomplex, der den Namen Erechtheion führt.

Dies Erechtheion hat zwei von schlanken ionischen Säulen getragene Vorhallen. Die Säulen, die zum Theil gut erhalten sind, gelten als Muster des Stils. Einige fehlen, eine hat Lord Elgin geräubert. Die nördliche Vorhalle bildete den Haupteingang.

Auf der südlichen Seite dieser in ihrer Anlage sehr complicirten Architektur befindet sich eine Art von altanartigem Vorbau, der dem Ganzen einen ganz besonderen, von allen übrigen Bauwerken abweichenden Charakter giebt. Man nennt ihn „die Karyatiden". Sechs Mädchen in seltsam geringelter Haartracht, auf dem Scheitel eine Art von Korb, in strenger schwerfälliger Gewandung, mit edlen Gesichtern im Ausdruck starren Ernstes, stehen unbeweglich da, ungerührt von Allem, was die kleinen Menschen erregt. Theilnahmlos blicken sie

„Auf der Völker Hochgericht,
Ueberschwemmung, Krieg und Frieden,
Und verziehen kein Gesicht . . ."

Die Körbe, welche diese steinernen Jungfrauen auf dem Scheitel tragen, gestalten sich zu Säulencapitälen, und auf diesen ruht das Gesims, das bis zur Kranzleiste gut erhalten und mit geschmackvollen Ornamenten reich geziert ist, die, wie der fachkundige und ruhig urtheilende Verfasser des Aufsatzes über Athen in Meyers Reisebüchern sagt, „zu den besten Leistungen ihrer Art gehören". Alle diese Statuen, die wohl Priesterinnen darstellen mögen, sind jetzt der Arme beraubt. Man macht sich keine rechte Vorstellung davon, wie die Haltung der Arme gewesen sein mag. Alle Versuche, sie zu ergänzen, sind unbefriedigend ausgefallen und haben den absonderlichen Charakter dieser Bildwerke geschädigt. Imhof, der eine kläglich verstümmelte sehr schön restaurirt hat, hat vorsichtig und geschmackvoll gehandelt, als er von der Hinzufügung der Arme Abstand nahm. Eine dieser starrschauenden Marmorjungfrauen hat Lord Elgin geräubert.

* * *

Südlich, in geringer Entfernung vom Erechtheion, erhebt sich auf der höchsten Höhe der Akropolis der gewaltigste Zeuge des Perikleischen Glanzes, das edelste Denkmal der Vollreife hellenischer Kunst, das der jungfräulichen Schutzgöttin der Stadt geweihte Heiligthum: der weithin blickende Parthenon.

Der stolze Bau ist jämmerlich verwüstet, der ganze mittlere Theil ist verschwunden. Da zeugen nur noch zwei arg beschädigte, aber bis zum Capitäl aufrecht gebliebene Säulen und einige Stümpfe an den Langseiten von der geschwundenen Pracht. Auch der östliche Theil bietet dasselbe trostlose Bild der Zertrümmerung dar. Am besten läßt uns noch der dem Westen zugewandte Theil ahnen, was der Parthenon gewesen ist. Da stehen die acht imposanten, schweren dorischen Säulen der Front, an die sich von ursprünglich siebzehn noch fünf Säulen, wenn man die Ecksäule mitzählt: sechs, der nördlichen und vier, resp. fünf der südlichen Langseite anschließen. Da ist das Gebälk noch so erhalten, daß es wenigstens in seinen Verhältnissen der einzelnen Theile zu einander: Architrav, Fries und Giebel, und in seinen Verhältnissen zur stützenden Säule richtig wirkt und auch die Art des künstlerischen Ausschmuckes, freilich nur in tragisch dürftigen, verwitterten und verwüsteten Mustern, erkennen läßt. In dieser ehrwürdigen Ruine zeigt sich hier noch eine Majestät und Größe von erdrückender Gewalt. Würde, Kraft und Erhabenheit hat wohl nie einen feierlicheren Ausdruck gefunden als in diesem Meisterwerke höchster Kunst.

Bei der Betrachtung in der Nähe mischt sich in das Gefühl wahrer Ergriffenheit unüberwindliche Traurigkeit. Die Schäfte der Säulen sind gräßlich verunstaltet. Große Stücke sind ausgebrochen, die scharfen Kanten der Cannelirung abgestumpft, einzelne Blöcke haben sich verschoben, die edle Profilirung ist krumm und schief geworden. Die frischeren Brüche geben der bräunlich grauen Färbung kreidige Flecken. Die Einheitlichkeit des Architravs ist vernichtet. Zwischen den kolossalen Marmorblöcken, die ihn bildeten, klaffen weite Risse und Sprünge. Der früher mit üppigster Verschwendung geschmückte Fries weist in den Metopen nur noch mißgestaltete Verwitterungen auf, die freilich in Einzelheiten, die wie durch eine Fopperei des Zufalls den stetigen Angriffen des verheerenden Wetters und der nagenden Zeit widerstanden haben, die einstige Schönheit dieser plastischen Darstellung deutlich erkennen lassen.

Am gräulichsten ist die schändliche Verwüstung des Giebels, durch die sich der kunstsinnige Schotte Lord Elgin unsterblich gemacht hat. Da ist Alles vernichtet, die schönen ruhigen Linien des langgestreckten Dreiecks sind zu einer wüsten verkritzelten Fratze verunstaltet. Hier stehen wohl noch ein paar Platten der marmornen Unterlage, auf der die Platten mit dem herrlichen bildnerischen Schmuck angebracht waren, da fehlen auch die, und der ungefüge Backsteinbau, an den sich die marmorne Unterlage lehnte, grinst häßlich hervor. Und — es wirkt wie eine frivole Verspottung! —

da ist auch noch ein einziges armseliges Stück des Giebelreliefs, auf dem zwei bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Gestalten, ein männlicher Torso und eine weibliche Gewandfigur über ihre trostlose Vereinsamung zu klagen scheinen, an Ort und Stelle geblieben . . . man denkt unwillkürlich an die eine kleine Lampe, die im großen Dome brennt, „um die Dunkelheit recht zu zeigen". Die hat Lord Elgin dagelassen! Wie eine herausfordernde Visitenkarte des Einbrechers. Im Uebrigen aber hat er den ganzen kostbaren Schmuck der beiden Giebel nach Osten und Westen — Werke des Phidias selbst und seiner Werkstatt, die Geburt der Athene und den Streit zwischen Athene und Poseidon darstellend, — geräubert, natürlich in kunstfreundlichster Absicht und um der allgemeinen Cultur einen Dienst zu leisten. Er ist dabei wenigstens auf seine Kosten gekommen.

Durch einen unaufgeklärten Zufall, der gar nicht hoch genug gepriesen werden kann, ist wenigstens ein Theil des bildnerischen Ausschmuckes der bergenden Fürsorge dieses sonderbaren Kunstfreundes entgangen. Der obere Rand der Cella war ringsum von einem Friesstreifen umfaßt, der das große Fest der Göttin, den panathenäischen Zug, in Basreliefs darstellt. Von dieser Bildnerei sind nun die Platten, die in der Vorhalle der Westseite sich befinden, da geblieben, wo sie Phidias angebracht hatte, und dem Hehler, dem British Museum, entgangen. Mit einer gewissen Schadenfreude constatirt man, daß gerade dieser Theil des Friesreliefs wohl der schönste von allen ist. Der ist also dem Parthenon erhalten geblieben. Wie schön er ist, läßt sich, da er oben in unbequemer Höhe angebracht ist, unter gewöhnlichen Bedingungen mehr errathen, als erkennen. Ein besonderer Glücksfall fügte es so, daß ich das sonst Unerreichbare doch erreichte und die wunderschönen Sculpturen in nächster Nähe mit voller Aufmerksamkeit betrachten, bewundern, betasten durfte.

Es war nämlich während der Zeit, in welche meine Besuche der Akropolis fielen, am Parthenon ein mächtiges Gerüst, das über den Giebel hinausreichte, gebaut, um einige höchst bedenkliche Marmorblöcke des Architravs, die mit Einsturz drohten, herauszuheben und dafür neue Platten einzuschieben. Durch meinen Freund, den General Kokides, wurde ich dem Architekten, der diese Arbeit leitete, vorgestellt, und der liebenswürdige Herr gestattete mir, mit ihm zur schwindelnden Höhe des Giebels hinaufzuklettern.

Da stand ich denn unmittelbar vor diesen Meisterwerken, die in der Innenseite der Vorhalle vor Wind und Wetter ziemlich geschützt, sich für ihr respectables Alter von 2330 Jahren wunderbar conservirt haben. Und wie bei den Menschen, hat auch bei den Werken von Menschenhand das Alter an sich schon etwas Rührendes und Ehrwürdiges. Und diese Schönheit! Dieser Schwung in der Composition, diese feiertagsfrohe Bewegung in den Gestalten, diese nie wieder erreichte, geschweige denn übertroffene Vollendung in der Technik!

Der Theil der Reliefs, die dem kunstgesinnten Räuber entschlüpft sind,

stellt die letzten panathenäischen Reiter dar, die, während der Huldigungszug sich schon in Bewegung gesetzt hat und die Spitzen schon dem Ziele nahe sind, zum Theil die Rosse schirren, zum Theil einherlaufen neben den ungeduldig aufspringenden feurigen Thieren mit schnaubenden Nüstern, um sich aufzuschwingen, während wieder andere schon auf dem Rücken des Pferdes sitzen und sein Ungestüm zu zügeln suchen, je nach ihrer Fertigkeit als Reiter die einen mit lächelnder Gelassenheit, die anderen mit dem unverkennbaren Ausdruck einer gewissen Beunruhigung über die unberechenbaren Launen des nervösen Gauls.

Alle diese Darstellungen sind einfach meisterlich in der Charakterisirung, in der Ungezwungenheit der Haltung, in ihrer Einfachheit und Echtheit. Es ist erstaunlich und bewundernswerth, welchen Reichthum an Erfindung Phidias in der Variirung des doch eigentlich recht einförmigen Themas — es ist eben nur ein unendlicher Zug von Roß und Reitern — verausgabt hat. Jede menschliche und jede Thiergestalt ist individualisirt, jede einzelne Gruppe ein mit wunderbar scharfem Künstlerauge erfaßtes und mit voller Ehrlichkeit und kunstvollendeter Fertigkeit wiedergegebenes Bild. Jede der zahlreichen Gestalten hat ihre eigenen Züge, die sie mit keiner anderen gemein hat, jede lebt ihr eigenes Leben. Und da ist nichts gesucht, nichts beabsichtigt, nichts herausgetüftelt. Dieser reizvolle Wechsel, dieses frohbewegte Leben — es erscheint Alles so selbstverständlich; man kann sich gar nicht vorstellen, daß es anders sein könne.

Jeder Einzelne und jede Gruppe ist interessant. Alles ist gelungen, Nichts ist vernachlässigt. Wenn ich meine besonderen Lieblinge nennen dürfte, so wären es der schlanke barhäuptige Jüngling mit dem kurzen, von der Schulter herabwehenden Mantel, der mit der Rechten das Pferd, das gerade einen großen Satz macht, — alle vier Beine sind in der Luft, — oben an der Mähne packt und mit scharfem Schluß der muskulösen Schenkel das übermüthige Thier die Ueberlegenheit des Herrn fühlen läßt; und der gemüthliche Bursche mit dem breitkrämpigen Hut, der auf seiner Schimmelstute — die helle Farbe des Pferdes hebt sich deutlich von der dunkleren des Reiters ab — behaglich dahergaloppirt.

Bei diesen zugleich reizenden und großartigen Reliefs muß Eines jedem Beschauer auffallen: das Größenverhältniß zwischen Roß und Reiter. Daß der Meister, dem es, wie man aus jeder geringfügigen Einzelheit ersieht, nicht blos eine Frage des künstlerischen Gewissens, sondern geradezu ein Herzensbedürfniß ist, die Natur in treuester Schönheit wiederzugeben, hier durchgängig in ein paar Dutzend Compositionen in den Verhältnissen sich von der Wahrheit entfernt und aus völlig unfaßbaren Motiven gerade da auf einmal nur conventionellen Unfug getrieben haben solle, ist ausgeschlossen. Demnach müssen die griechischen Pferde zur Zeit des Phidias ungewöhnlich klein gewesen sein. Die Füße des mittelgroßen Reiters streifen beinahe den Boden.

Ich war meinem Athener Gastfreunde herzlich dankbar dafür, daß er mir die Erlaubniß erwirkt hatte, das Gerüst zu erklettern. Ich hatte einen Kunstgenuß seltenster Art. Und nicht nur das! Als mich der Architekt auf das höchste Stockwerk führte, als ich da oben stand, über der Giebelspitze des Parthenon, und um mich blickte, auf die Berge, die Stadt, das Meer, war ich von dem zauberhaften Anblick wie gebannt.

Es war bei der ersten Durchwanderung der Monumente auf der Akropolis, und die Sonne wollte an dem noch kurzen Frühlingstage bald zur Rüste gehen. Ein sanftes sonniges Licht lag über der ganzen Landschaft der attischen Ebene. Im Hintergrunde stiegen aus dem azurblauen Spiegel des Meeres die leicht gewellten Umrißlinien der benachbarten Inseln Salamis und Aegina auf. Der Hymettos, der sich für die Dürftigkeit seiner Vegetation durch seine Empfänglichkeit für Wiederspiegelung des Farbigen entschädigt, war von einem zarten rosa durchhauchten Grau ganz übergossen. Zu meinen Füßen breitete sich die merkwürdig lichte und helle Stadt freundlich aus. Alle Hauptgebäude waren deutlich zu erkennen. Und neben dem Fröhlichen und Modernen das Ernste und Alte. Hier die großartige Säulengruppe des Olympischen Tempels in Trümmern, dort der anmuthreiche, würdige und vornehme Theseustempel, noch fest gefügt und wohl erhalten.

Und da, in nächster Nachbarschaft der Akropolis, starrte ein finsterer, wildzerklüfteter, ungastlicher Felsenhügel: der Areopag, wenige Schritte davon ein anderer Felsen, senkrecht geradlinig an der einen Seite behauen, mit einem vorspringenden, viereckigen Plateau, zu dem drei Stufen hinanführen: die Pnyx, die Rednerbühne, auf der einst Demosthenes seine Landsleute zum Kriege entflammte und hinweisen konnte, dort auf die Hochburg, die das attische Land beherrschte, und dort auf das Felseneiland Salamis im blauen Meere. Und in meiner nächsten Nachbarschaft die Prachtbauten der Propyläen, des Erechtheion und der östliche vom westlichen Theil losgerissene Theil des Parthenon selbst . . .

Die ganze Landschaft prangte im jungen Grün des Frühlings, das die Sonne noch nicht versengt und der sommerliche Staub noch nicht ergraut hatte, helle Oliven wechselten mit schwarzen Cypressen, — Alles schwelgte in Lebensfreude, und Alles gab sich so unendlich liebenswürdig, in einem Farbenspiel, das beständig wechselnde zauberhafte Effecte hervorrief. Jetzt erwärmte sich der Marmor, an den hohen Säulen schien ein goldiger Regen in dicken Tropfen herabzurieseln, es schimmerte und flimmerte rings umher, und durch die herrlichen Trümmer blickte der blaue Himmel, der unten am Horizont in ein mildes Roth überging.

Diese Verbindung der landschaftlichen Anmuth der attischen Ebene mit den herrlichsten Werken, die hier entstanden sind und auch hier nur so entstehen konnten, diese wundervolle Harmonie alles dessen, was das Auge erfassen und der Sinn empfinden kann, diese Verschwisterung von Form und Farbe, dieses Einschmiegen des einen Gliedes in das andere, dieses

einträchtige Zusammenwirken der schönsten Kunst mit der schönsten Natur, — nicht das Eine oder das Andere, das Ganze ist's, was uns so mächtig packt und Eindrücke in uns prägt, die weder örtliche noch zeitliche Entfernung vertilgen kann.

Wie muß es hier auf diesem Plateau der Akropolis ausgesehen haben, als all diese Tempel und Säulenbauten, die jetzt grausam verstümmelt und von der altersgrauen Patina der Jahrtausende überzogen, noch in unversehrter Jugendfrische, im blendenden Weiß des pentelischen Marmors auf dem blauen Hintergrunde des Himmels erstrahlten, — im farbigen und goldigen Schmuck ihrer Reliefsculpturen, in denen die größten Meister der Bildnerei ihr Bestes gegeben hatten; als in der Cella des Parthenon die Kolossalstatue der Göttin, in der einen Hand die Siegesgöttin tragend, die andere auf dem Schilde ruhend, in Gold und Elfenbein von Phidias gefertigt, thronte; als noch all die Prachtbauten, die jetzt vom Boden weggefegt sind, und deren in Schutt und Trümmerhaufen versunkene Fundamente wieder an's Sonnenlicht zu fördern erst in jüngster Zeit der unermüdlichen Arbeit der wissenschaftlichen Forschung gelungen ist, stolz und kühn ihr Haupt erhoben; als der mächtige Altar der Pallas Athene und der alte der Schützerin der Stadt geweihte Tempel mit dem Bilde der Athene von Praxiteles noch aufrecht standen; als all die schon durch ihre riesigen Größenverhältnisse imposanten Bildwerke, wie das ungeheure eherne trojanische Pferd, die Akropolis schmückten und die gigantische Statue der göttlichen Vorkämpferin, der Athene Promachos, — gleichfalls ein Werk des Phidias — mit der vergoldeten, im Sonnenlicht weithin funkelnden Spitze ihrer hocherhobenen Lanze den zum Piräus heimkehrenden Schiffern den ersten Gruß der schönen und geliebten Hauptstadt zuwinkte; als auf diesem ganzen weiten Plateau, das jetzt das herzzerreißende Bild schonungsloser und brutaler Verwüstung darbietet, auf diesem mit Schutt und Marmortrümmern dicht besäeten Leichenfelde, hunderte und aberhunderte kostbarster Weihgeschenke, in Marmor und Erz, in Elfenbein, Gold und Silber, Statuen und Büsten, Altäre, Gefäße, die zu dem unvergleichlich großartigen Riesenbau des Parthenon und den anderen Hauptgebäuden führenden Wege umsäumten und mit künstlerischem Feingefühl allüberall über das ganze Gebiet des ungefähr geebneten Plateaus verstreut waren!

Und auf diesem allen guten Göttern geweihten und von den erhabensten Werken der menschlichen Kunst geheiligten Boden, in dieser berückenden Pracht ohne Gleichen, wie sie unsere Phantasie nur ungefähr zu ahnen vermag, in diesem Farbenrausche, der uns noch heute beglückt, in diesem Zauberbezirke weihevoller Schönheit tummelten sich frohgemuth die tausende gesegneter Menschenkinder — in wallender Gewandung, die sich eng an den Körper anschmiegend, die Wohlgestalt und das edle Ebenmaß der Glieder im Faltenwurfe des Hipations reizvoll abzeichnete, — die Modelle des olympischen Hermes und der Aphrodite von Melos!

„Wie ganz anders, anders war es da!“ — Nicht einmal der Schatten von jenem lebenswarmen Bilde ist zurückgeblieben. Ein paar Flüchtlinge aus Kreta und Freischärler aus Italien klettern heute hier in diesem Trümmerhaufen herum; und am zerfallenen Zeustempel üben sich unerfahrene Spielleute im ohrenzerreißenden Blasen von Signalen.

* * *

Allerdings ist der Versuch unternommen worden, und er ist gelückt, auch dem mitlebenden Geschlechte die Wirkung der monumentalen Säulenbauten in dieser landschaftlichen Umgebung, unter diesem Himmel und in dieser Beleuchtung vor die Augen zu führen. Die bedeutendsten öffentlichen Bauten des neuen Athen sind im althellenischen Stil ausgeführt worden. Und wenn man diese von Säulen umschlossenen Vorhallen, diese Freitreppen betrachtet, so fühlt man deutlich, wie sich diese Architektur aus der Stimmung der attischen Landschaft herausbilden konnte und mußte. Nirgends hat ein Säulenbau so natürlich und richtig, ich möchte beinahe sagen: so nothwendig auf mich gewirkt, wie hier, aus diesem hellen, weißgrauen Boden aufsteigend, unter dem wunderbaren Lichte des griechischen Himmels und in dieser Umsäumung von felsigen Höhen, wie sie anmuthiger und mannichfaltiger in den Linien nicht gedacht werden kann. Freilich wird man gut addiren und subtrahiren müssen, um in der Vorstellung der Wirklichkeit von ehedem näher zu kommen.

Die schönsten dieser modernen Monumentalbauten im klassischen Stile rühren von Hansen her, und den tiefsten Eindruck empfängt man von dem langgestreckten Platze, auf dem die drei Prachtgebäude der Universität, der Bibliothek und der Akademie neben einander liegen. Alle drei sind von Hansen, oder nach dessen Plänen, errichtet. Die Akademie, flankirt von zwei hohen Säulen mit den Statuen des Apollo und der Athene im strahlenden Weiß des pentelischen Marmors, mit reicher und vornehmer goldener Ornamentik, ist das wirkungsvollste.

Auch das Nationalmuseum im ionischen Stil hat einen imposanten Charakter. Ich verzichte darauf, von den darin aufgestellten Kunstschätzen hier im Zusammenhange zu sprechen. Auf einzelne besonders schöne Stücke habe ich schon gelegentlich hingewiesen, und nur an Einzelnes habe ich von meinen nothgedrungen flüchtigen Besuchen her die Erinnerung bewahrt: so an den schönen Hermes von Andros, der im Ausdruck des Gesichts, in der Figur und Haltung an den olympischen des Praxiteles erinnert, an den Poseidon, den man in seiner theatralischen Pose kaum für ein Werk der klassischen Kunst, der Negation aller hohlen Declamation, halten würde, an den Marathonkrieger im flachen Relief, an das eleusinische Relief u. s. w. Aber schon bei der bloßen Nennung dieser Werke wird mir wieder klar, wie mich die Massenhaftigkeit des hier Gesammelten verwirrt und bedrückt

hat, und wie wenig ich mich zu einer eingehenden Besprechung berufen fühlen darf.

Von besonderem Interesse ist auch eine im Museum aufbewahrte antike Reduction jener Phidias'schen Athene, die einst in der Cella des Parthenon stand. Mit einer gewissen Befangenheit muß ich, um aufrichtig zu sein, gestehen, daß sie mir in diesem Duodezformat eine bittere Enttäuschung bereitet hat. So ist sie auch gewiß nicht gewesen, oder, besser gesagt, diese zwerghafte Nachbildung kann uns keine Vorstellung von der Wirkung der Kolossalstatue, die als das Meisterwerk des Phidias verehrt wurde, geben.

Im Museum hat nun auch die großartige Sammlung mykenischer Alterthümer, die Schliemann ausgegraben hat, ihre dauernde Heimstätte gefunden. Die Schliemann'sche Hypothese, daß er die Gräber Agamemnons und der Seinigen aufgedeckt habe, hatte etwas Poetisches, und es thut mir beinahe leid, daß die unerbittliche wissenschaftliche Forschung, die Einem so viele holde Illusionen raubt und so viele kindliche Freuden verdirbt, das Unrichtige dieser Voraussetzung nachgewiesen hat. Nach der Ansicht der berufensten Fachgelehrten gehören diese Gräberfunde einer noch älteren Zeit an als der Ueberlieferung des trojanischen Krieges, und stammen etwa aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. „Es ist schon lange her!" . . .

Zweierlei setzt den Beschauer dieser Funde sogleich in höchstes Erstaunen. Zunächst die Fülle der den Leichen mitgegebenen Kostbarkeiten, der Reichthum, — der Gesammtwerth der in den fünf Mykenegräbern aufgefundenen Werthgegenstände in Gold wird auf etwa 100000 Mark veranschlagt, — und dann, bei etwas genauerer Betrachtung die Feinheit der Arbeit. Fast alle stehen auf einer erstaunlich hohen Stufe künstlerischer Technik, einige kommen der Vollendung nahe. Die davon veröffentlichen Abbildungen vermögen keinen Begriff von den Originalen zu geben; mich hatten sie wenigstens vollkommen irre geleitet. Ich dachte an kindisch plumpe Versuche in der künstlerischen Darstellung, ähnlich wie ich sie in den aztekischen Scheußlichkeiten und Albernheiten in Mexiko gesehen hatte, und war nun auf's Aeußerste überrascht, hier die Werke von wirklichen Künstlern zu finden, die die Technik vollkommen beherrschen und in der Ornamentik reiche Erfindung, geläuterten Geschmack und wirkliches Kunstgefühl bekunden. Gewiß ist Manches noch unbeholfen und kindlich. Ich will mir weder für die goldenen Masken noch für die Bildnereien der Thiergestalten Begeisterung erkünsteln. Aber auch in dem noch Ungelenken offenbart sich doch immer das richtige Anschauen der Natur, eine naive Freude am Schönen, ein rührendes Bestreben, das Erschaute und Empfundene künstlerisch festzuhalten, und dabei in der Handhabung der Technik eine Fertigkeit, die über das Handwerksmäßige weit hinausgeht. Einzelnes ist ganz entzückend zierlich. Wie reizend werden z. B. Schmetterlinge, Tintenfische, Polypen zu stilisirten

Ornamenten der Knöpfe verwerthet. Es ist beinahe raffinirt. Und das haben die Goldschmiede vor 3400 Jahren gemacht, und da spricht man vom Fortschritt!

Von dem Reichthum der Gräberfunde macht man sich auch erst eine Vorstellung, wenn man all diese Sachen in übersichtlicher Aufstellung hübsch geordnet beisammen sieht. Herr des Himmels, was hat man so einem alten Herrn Alles mit in's Grab gegeben! Man hat sein Antlitz bedeckt mit einer Maske aus schierem Golde, man hat ihm seine kostbarsten Waffen, Speer und Schwert zur Seite gelegt, und noch ein paar Dolche in feinster eingelegter Arbeit dazu. Man hat ihn bekleidet mit den kostbarsten Gewändern und die Stoffe, von denen natürlich keine Spur mehr wahrzunehmen ist, mit goldenen Zierrathen förmlich übersäet. (Im dritten Grabe allein, das wahrscheinlich zwei Frauenleichen geborgen hat und in dem die meisten Schmucksachen gefunden sind, befanden sich siebenhundert in Gold getriebene Knöpfe oder Rosetten mit reizenden Ornamenten.) Man hat die Todten mit Diadem, mit Behängen, mit Ringen geschmückt. Man hat ihnen goldene Becher und Schalen von großem Werthe mitgegeben. Wenn es nicht Agamemnon und die Seinen waren, die mit diesem überreichen Prunk bestattet worden sind, Könige waren es gewiß.

Die vollendetsten künstlerischen Goldarbeiten sind die beiden Becher aus Vaphio, die als Meisterwerke der getriebenen Arbeit gelten dürfen. Die Modellirung der Gestalten ist ganz wundervoll.

Man hat sich über den Gegenstand der Darstellung, der ähnlich auf einer alten Stuckmalerei aus Tiryns wiederkehrt, den Kopf zerbrochen, um schließlich zur nüchternsten Deutung zu gelangen: jetzt soll es nichts weiter sein als ein simpler Stierfang. Man sieht allerdings auf dem einen einen wüthenden Stier mit gesenktem Kopf, der einen Menschen aufgenommen hat und in die Luft schleudert, während ein Anderer bereits zu Boden geworfen ist und mit den Beinen in der Luft zappelt. Alles ist vorzüglich modellirt und ungemein flott in der Bewegung. Aber diese einfachste Deutung der dargestellten Scene befriedigt doch nicht vollkommen. Manches bleibt unaufgeklärt. Da sind z. B. unten am Rande drei Dinger, die genau so aussehen, wie drei Eier — was haben die hier zu suchen? Ueberhaupt ist die Composition so eigenthümlich, daß man beinahe an die Absicht des Künstlers glauben möchte, in einer Art von Spielerei und Fopperei — etwa in der Art der Vexirbilder: Wo ist die Katz? — noch allerlei Bildchen, durch muthwillige Combinationen, in die Composition hineinzukünsteln. Die Darstellung sieht auf den ersten Blick aus wie eine wüste Phantasie des Spaniers Goya. Man glaubt scheußliche Ungeheuer, kolossale Gliedmaßen zu erblicken, bis aus der Wirrniß endlich die wirkliche Scene: der Stier im Kampfe gegen die beiden Menschen, deutlich hervortritt. Daß dieses Werk, das in der künstlerischen Wiedergabe der Natur,

im Ausdruck, in der Bewegung, in der Keckheit der Composition erstaunlich ist, ungefähr der ältesten Zeit künstlerischen Schaffens angehört, muß Jeden, der es genauer betrachtet, mit Bewunderung erfüllen.

* * *

In den eben genannten monumentalen Gebäuden zeigt sich das rühmliche Bestreben, daß sich die Architektur des modernen Athen ihrer Verpflichtung, an die Tradition der großen Zeit anzuknüpfen, eingedenk ist. Hochherzige Männer haben dieses Bestreben mit bedeutenden Spenden gefördert. Leider macht das Königliche Schloß eine betrübsame Ausnahme. Es ist ein architektonisches Scheusal im Kasernen-Zweckmäßigkeitsstil, unter jeglichem Verzicht auf künstlerische Wirkung. Ein großer Kasten mit überlanger Fassade und unzähligen Fenstern, und aus jedem Fenster gähnt uns die Langweile an. Wäre es wenigstens eine Bretterbude, die nicht lange hielte! Leider ist es aus dauerhaftem und edlem Material, aus Marmor, gefertigt. So können sich noch kommende Geschlechter darüber ärgern.

Das helle Schloß, hinter dem sich ein sehr großer und sehr schöner Garten ausbreitet, liegt auf dem hellen sandigen Verfassungsplatze. Athen ist überhaupt die hellste Stadt, die ich kenne. Der Boden gelblich weiß, die Häuser in den lichtesten Farben, — es ist blendend! Ich mußte mitunter die Augen schließen, um mich blinzelnd nach der ersten Straße, die ein bischen Schatten hatte, hinzutasten. Auf diesem Verfassungsplatze gewann während der bewegten Tage, die ich — unmittelbar vor Ausbruch des Krieges — in Athen verbrachte, das öffentliche Leben den beredtesten Ausdruck. Da flutheten aus den Hauptstraßen, die auf diesen Platz auslaufen, die Massen zusammen, da fanden die Demonstrationen für den Krieg statt, da zogen die Freischärler auf, um sich vom Volke anjubeln zu lassen. Bei allen diesen Kundgebungen verhielten sich die unmittelbar Betheiligten wie die Zuschauer recht anständig. Es war auch an den Tagen, an denen, wie man vorher wußte, die Wogen am höchsten gehen würden, nur wenig Polizei aufgeboten, und von Ausschreitungen des Janhagels habe ich nie etwas wahrgenommen.

Die Griechen der gebildeten Kreise haben etwas ungemein Verbindliches und Artiges in den Formen und erinnern an die gute Zeit der Pariser Liebenswürdigkeit vor der Periode der allgemeinen Gleichheits- und Freiheitsknoterei der „frères et amis“. Sie sind dem Fremden gegenüber auch im oberflächlichen Verkehr von äußerster Zuvorkommenheit, und hat er das Glück, ihnen näher zu treten, so wird er an die empfangene herzliche Gastfreundschaft die dankbarste Erinnerung bewahren. Er wird sich in der anmuthigen und erwärmenden Schlichtheit des vertraulichen Lebens in der Familie angeheimelt fühlen, und wenn er da in der gemüthlichen Stube sitzt, der einzige Fremde in diesem Kreise von Blutsverwandten, getreuen

Freunden und Nachbarn, die sich hier zwanglos zusammenfinden und von der Geselligkeit nichts weiter verlangen als ein behagliches Zusammenrücken und harmloses Ausplauschen, wird ihm unwillkürlich die Erinnerung an die stillvergnügte patriarchalische Behäbigkeit der sagenhaften Zeit am flammenden Herde im prächtigen Palaste des Alkinoos wie auf den weichen Fellen in der dürftigen Hütte des Eumaios auftauchen.

Es kommt noch Eines hinzu, das die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes in Athen wesentlich erhöht: Athen ist sicherlich die billigste Hauptstadt der Welt, und von dem, was ein „fescher", ungemein verbindlicher Wiener Fiaker dem „gnä' Herrn", in dem er einen Fremden wittert, nach einer etwas längeren Tour zu viel abnimmt, kann man in Athen einen Tag ganz anständig auskommen.

Ich war zur schönsten Jahreszeit in Athen, um die Mitte April. Die Bäume waren dichtbelaubt, einige standen schon in voller Blüthe, und wenn ich von einem höher gelegenen Punkte um mich blickte, sah ich die liebliche attische Ebene im jungen Grün bis an den tiefblauen Spiegel der Straße von Salamis leuchten. Ab und zu sorgte ein Regenhusch für Sprengung. Um die Stunden des Mittags war es warm, aber durchaus nicht belästigend heiß, die Abende brachten erquickende Kühle. Von all den Klagen, die das wegen seiner unerträglichen Sonnengluth berüchtigte Klima Athens mit sich bringt, blieb ich vollkommen verschont. Im Juni, Juli, August soll man es in Athen vor Hitze und Staub freilich kaum aushalten können. Da flüchten denn auch Alle, denen es ihre Mittel irgendwie erlauben, nach den Vororten an der See, nach Phaleron und dem Piräus, um sich von der salzigen Frische anwehen zu lassen.

Mit einem Gefühle inniger Dankbarkeit nahm ich Abschied von meinen liebenswürdigen Wirthen und Abschied von der schönen Stadt, die, wenn auch in Trümmern, die großartigsten Herrlichkeiten birgt, welche Menschenhand geschaffen hat. Und zugleich überkam mich eine wehmüthige Regung bei dem Gedanken an die unsinnigen Opfer an Gut und Blut, die dieses Land und dieses Volk in unbegreiflicher Bethörung für eine hoffnungslose Sache zu bringen stürmisch begehrte. Moloch und Vitzliputzli hatten unter den menschenfreundlichen Göttern, die auf den Höhen des Olymp thronten, keinen Sitz.

Ein Blick auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der Vereinigten Staaten.

Von

C. H. H. King.

— Enterprise (Alabama). —

Daß die Vereinigten Staaten auf der so lange verfolgten Bahn wirthschaftlicher Fortschritte Halt gemacht haben, ist eine Thatsache, welche von allen Parteien zugegeben wird. Mit dem Ende jeder Sitzung des Congresses wird es klarer, daß die Verhältnisse des Landes sich nur verschlimmern, und im Volke ist allmählich der Gedanke zum Durchbruch gekommen, daß weder von der republikanischen noch von der demokratischen Partei Abhilfe dieser Zustände und ihrer Ursachen zu erwarten sei. Beide Parteien waren und sind sich noch heute einig darin, daß Etwas in den finanziellen Verhältnissen einer Aenderung bedarf; allein, was dieses Etwas ist, und wo der Schuh drückt, ist die gewichtige Frage, über deren Beantwortung man sich die Köpfe zerbricht oder wenigstens zu zerbrechen scheint. Mittlerweile steht die Nation da und wartet auf Besserung, während die Steuerlasten härter werden und es für den Familienvater schwerer und schwerer hält, für sein und der Seinigen Auskommen zu sorgen.

Lord Chatham, der große englische Staatsmann, äußerte einst: „Gieb mir das Gesetzbuch einer Nation, und ich will daraus das Gedeihen derselben beurtheilen." Wenden wir diese Worte auf die Verhältnisse der Vereinigten Staaten an, wie sie sich von Jahr zu Jahr trüber gestalten, so müssen wir den Grund für den Rückschritt der nationalen Wohlfahrt in den Gesetzbüchern des Landes suchen. Das unerhörte Emporkommen der Vereinigten Staaten vor dem Bürgerkriege ist ein Beweis dafür, daß die ursprünglichen Gesetztafeln der Constitution, wie wahre Freiheitsmänner sie in wahrer Vaterlandsliebe niedergeschrieben hatten, den Bedürfnissen

des Landes in jeder Beziehung entsprachen. Welche Gesetze aber haben seit dem Bürgerkriege die größte Abänderung erfahren? Die Antwort auf diese Frage ist in den Archiven des Vereinigten Staaten-Congresses (Congressional Records) während der letzten zwanzig oder dreißig Jahre enthalten, denn über diesen Zeitraum hat sich der große Streit über den „Tarif" und über die „Geldfrage" ununterbrochen und ungelöst hingezogen. Beide Fragen griffen tief in die Verhältnisse des Landes ein, und von ihnen war der Erfolg jeder nationalen Wahl, wir möchten sagen, seit dem Kriege, abhängig. Wie weit jedoch der erstgenannte Streitpunkt dem letzteren an Bedeutung nachsteht, beweist die Erschlaffung, mit welcher er von Zeit zu Zeit verhandelt ward. In der That scheint es fast, als ob die Tariffrage trotz ihrer Bedeutung und trotz der oft scheinbaren Hitze des Gefechtes nur als Schutzwehr diente, hinter welche beide Parteien sich während der nationalen Wahlen vor der großen und immer drängender werdenden Geldfrage zu verbergen suchten. Allein alles Geschrei über den Tarif war nicht laut genug, um ein hörbares und immer hörbareres Murren über die Geldfrage zu übertönen. Um sich vollständig klar darüber zu werden, wie diese sich endlich wider den Willen derer, die die Gesetzgebung in Händen halten, so in den Vordergrund drängte, ist es nothwendig, ein Ereigniß zu erwähnen, das im Jahre 1879 im Staate Texas begann und in wenigen Jahren wie ein Sturmwind über alle Staaten der Union dahinbrauste. Dies Ereigniß war die Geburt der „Farmer Alliance" im Anfang einer kleinen localen Verbindung von Landleuten zum Schutze gegen überhand nehmenden Pferdediebstahl in der Umgegend und von dort in unglaublich kurzer Zeit herausgewachsen zu einer Verbrüderung der Landbewohner jedes Staates in den einen großen Orden, der die gesammten gesellschaftlichen und finanziellen Verhältnisse der Vereinigten Staaten mit einem Schlage zu ändern drohte. In ihren Versammlungen kamen die Klagen in Betreff des sich stets vermindernden Einkommens des Landmannes, seiner Bedrückung und allmählichen Verarmung, und mit ihm aller anderen arbeitenden Klassen der Bevölkerung zum Ausdruck. Die Aufklärung der Ursachen dieser immer fühlbarer werdenden Zustände stellte die Gesetzgebungsarbeit beider alten Parteien in ein nicht beneidenswerthes Licht; und wenn andere Arbeitergesellschaften zu demselben Urtheil kamen, so war Nichts natürlicher, als daß alle diese sich mit der Alliance verbanden und im Verein Abhilfe zu schaffen suchten. Zu ihrem Erstaunen fanden diese Leute, daß seit dem Kriege eine zahlreiche Geldaristokratie in's Leben getreten sei, und daß diese Capitalisten den halben Werth aller Reichthümer der Vereinigten Staaten in Besitz genommen hatten. Ja, was weit schlimmer war, es wurde bei diesen Untersuchungen klar, wie dieser Reichthum dazu verwendet ward, jedes öffentliche Amt, die Verkehrsmittel des Landes und sogar das Gerichtswesen und die Gesetzgebung in seinem Interesse zu beeinflussen, und daß beide alte Parteien

sich im Dienste dieses kolossalen Besitzthums befanden. Millionen über Millionen der öffentlichen Ländereien waren den reichen Eisenbahngesellschaften zum Geschenke gemacht, wo sonst Tausende armer Arbeiter hätten eine Heimat finden können. Die Zollgebühren waren in einer Weise angesetzt, welche Luxusartikel fast zollfrei machte und dagegen die täglichen Bedürfnisse der arbeitenden Klassen übermäßig hoch belastete. Das Capital war steuerfrei: Die Besitzer von Millionen in Staatsschuldscheinen zahlten keinen Cent Steuern von ihnen. Große industrielle Gesellschaften entrichteten zwar Steuer von den Dingen, welcher sie zu ihrem Geschäft bedurften, erzwangen aber in ihren Fabrikaten dieselbe Steuer zweimal und dreimal zurück. Das Ende vom Liede war, daß die 65 Millionen Alltagsmenschen, welche Schuhe, Hüte, Kleider, Werkzeuge und andere Bedürfnisse des Tages zu kaufen haben, das heißt mit anderen Worten, die ärmeren Klassen des Volkes, die Steuern zu zahlen hatten, welche die Regierung erhielten. Schickte der Landmann aber seinen Weizen und seine Baumwolle zu Markt, so sah er sich Indien, Egypten und Rußland als Verkäufer derselben Producte gegenüber.

Ein anderer Grund der Klage lag in den ungerechten Transportkosten, welche die Eisenbahngesellschaften erhoben. Die Fracht von einem Städtchen zum andern, eine Entfernung von vielleicht nur 30 oder 40 Meilen, kostete oft mehr als die Beförderung derselben Güter über die ganze Länge der Linie von einem Ende zum andern. Diese Forderungen waren gleichbedeutend mit einer Steuer, und diese Steuern kamen von gesetzgebenden Körpern, in denen das Volk keine Vertretung hatte. Die Alliance und die ihr verbündeten Gesellschaften wurden sich bewußt, daß diese Eisenbahnen, welche der Hilfe der Regierung ihr Dasein verdankten, der letzteren im Laufe der Zeit an Macht und Einfluß über den Kopf gewachsen waren. Alle Verkehrsstraßen der Republik waren in den Händen dieser Eisenbahngesellschaften, welche jetzt das Recht in Anspruch nahmen, den Preis vorzuschreiben, um den das Volk von diesen Straßen Gebrauch machen könne. Es lag die Befürchtung nahe, daß in nicht ferner Zukunft diese ungerechten Gebühren den Gewinn jedes Geschäftes und jedes Verkaufes aufzehren und damit alle Industrien des Landes im Keime ersticken würden. Zur Belehrung zog man in anderen Ländern Erkundigungen ein, wie solche Unwesen dort Verbesserung und Abhilfe gefunden, und es stellte sich heraus, daß bei fast allen civilisirten Nationen die Regierung von den großen Eisenbahnlinien Besitz genommen hat. Mit vollem Rechte begann sich deshalb auch hier der Wunsch zu regen, eine solche Aenderung vorzunehmen oder wenigstens der Regierung die Aufsicht über die Verwaltung der Eisenbahnen zu übertragen.

Daß die Erkenntniß aller dieser Uebelstände zunächst ohne Folgen blieb, ist wohl einzig und allein dem Umstande zuzuschreiben, daß die Elemente, aus denen die Farmers Alliance zusammengesetzt ist, ausschließlich den

ärmeren, in der Staatskunst weniger bewanderten Ständen angehörten und sich ihrer Macht kaum bewußt waren. Bisher hatten die in den Landbezirken zerstreut wohnenden Farmer Beschäftigung genug zu Hause gefunden, ohne sich viel um die politischen Fragen zu kümmern. Die Bebauung des Bodens, der während des Krieges vernachlässigt oder verwüstet war, gab ihnen Arbeit vollauf, und die Arbeit war der Mühe und der Auslagen werth. Die hohen nach dem Bürgerkriege herrschenden Preise aller Lebensmittel befriedigten alle Bedürfnisse des Landmannes, und in diesem ungestörten, gemüthlichen Leben am häuslichen Herde vergaß er, daß er Staatsbürger und Glied eines großen Gemeinwesens sei, mit dessen Verwaltung und Gesetzgebung die eigene heimatliche Wohlfahrt auf's Innigste verbunden sei. So gelangte denn während dieser Periode die ganze Staats- und Vereinigte Staaten-Regierung und die gesetzgebende Macht des Landes unbewußt in die Hände der Stadtbewohner und insbesondere der reicheren, im politischen Leben wohl geschulten Klassen. Daß eine solche Gelegenheit, für sich selbst Vortheile zu erwerben, von den Letzteren nicht unbenutzt blieb, ist selbstverständlich, und wir haben schon gesehen, daß mit jedem Jahre die Bürden der Reichen leichter geworden sind, bis endlich die ganze für die Erhaltung und Fortführung des Regierungswesens nothwendige Steuerlast auf die Schultern der ärmeren und vorzüglich der dem Ackerbau sich widmenden Klassen gewälzt ist. Erinnert sei nur an die „Mc Kinley Tariff Bill", bei welcher man nur einmal zu beachten braucht, auf welchen Artikeln der größere Theil des Eingangszolles ruht, und zu den Bedürfnissen welcher Stände diese Dinge fast ausschließlich gehören. Die allgemeine Entrüstung, welche dieses Gesetz hervorrief, brachte auf demokratischer Seite die sogenannte „Wilson Bill" zum Vorschein, in welcher die Ungerechtigkeiten des Mc Kinley Tariffs angeblich ausgemerzt werden sollten. Nach monatelangem Wortstreit in beiden Häusern des Vereinigten Staaten-Congresses ward die Wilson Bill endlich angenommen und — siehe da, die Herren Demokraten, die Schutzgeister des Volkes, erniedrigten den Zoll um den ungeheuren Betrag von 5 Procent! Sogar der Präsident Mr. Cleveland stempelte dies Gesetz als seiner Unterschrift unwürdig. Und doch scheint diese Angelegenheit kaum der Aufmerksamkeit werth neben der „National Banking Bill" und ihren Anhängseln.

Da die Betrachtung dieses Gesetzes uns mitten in die große Geldfrage versetzt, welche gerade jetzt das größte Interesse nicht allein der westlichen Hemisphäre, sondern auch der alten Welt in Anspruch nimmt, so sind wir gezwungen, etwas in der Geschichte der Vereinigten Staaten zurückzugreifen. Dies mag uns zu Ereignissen führen, welche in der großen Weltgeschichte nicht niedergeschrieben sind, die aber immerhin auf Thatsachen beruhen, welche in den letzten Jahren tausend Mal von tausend Rednerbühnen öffentlich besprochen worden und weder in Druck noch anderweitig je ernstlich bestritten sind.

Als der Bürgerkrieg ausgebrochen war und nach den ersten Erfolgen der Südstaaten die Regierung in Washington einzusehen begann, daß die Rebellion nicht in zwei oder drei Monaten unterdrückt werden könne, wurde es nothwendig, Vorbereitungen für einen längeren Feldzug zu treffen. Dazu bedurfte es natürlich größerer Geldmittel, als der Regierung im Augenblick zu Gebote standen, und Präsident Lincoln sah sich zu einer Anleihe gezwungen. Er wandte sich an die großen Bankcapitalisten, und in ihrem „Patriotismus" erklärten sich diese bereit, die nothwendigen Gelder im Austausch für Staatsschuldscheine (United States Bonds) und für den Zinsfuß von 36 Procent herbeizuschaffen. Präsident Lincoln wies dieses Anerbieten mit der gebührenden Verachtung zurück, und auf seine Empfehlung genehmigte der Congreß die Ausgabe von Papiergeld, das, wie der Name (U. S. Legal tender notes) andeutet, zur Zahlung aller und jeder Schuld verwendbar war. Allein der Krieg dauerte länger, als der Klügste es geahnt, und wieder und wieder sah sich die Regierung in arger Geldverlegenheit. Das Papiergeld, das gleich den Staatsschuldscheinen auf den Credit der Nation basirt war, der Regierung aber nur die Kosten des Abdruckes verursachte, war den Capitalisten, die eine gute Anlage ihres Reichthumes in zinstragenden Staatsschuldscheinen suchten, ein Dorn im Auge. Sie traten deshalb mit scheinbar größerer Bereitwilligkeit mit dem Anerbieten hervor, der Regierung die nöthigen Geldmittel zu einem niedrigeren Zinsfuße vorzustrecken. Die Noth des Staates war groß, Geld mußte geschafft werden — und die Folge davon war der „National Banking Act". Die Verfassung der Vereinigten Staaten delegirte das Recht, Geld zu prägen, ausschließlich den Vertretern des Volkes, d. h. dem Congresse; mit jenem Gesetz hatten die Capitalisten einen Antheil an diesem Rechte, und die Höhe des im Umlauf befindlichen Geldvorrathes wurde von ihrem Willen abhängig. Das Regierungspapiergeld hörte auf, rechtmäßiges Zahlungsmittel für Zollgebühren und Zinsen der Staatsschuld zu sein, wodurch sein Werth bedeutend verkürzt ward. Der Vortheil, den dies den Capitalisten brachte, darf nicht unterschätzt werden, denn damit eröffnete sich ihnen eine Gelegenheit, ihr Gold mit gutem Verdienst zu verkaufen, und die dann später folgenden Gesetze wie der „Credit strengthening Act" und „Refunding Act" vervollständigten dies Werk Schritt für Schritt. Daß es sich hierbei wirklich um ein planmäßiges Vorgehen handelte, beweist der Wortlaut des „Hazzard Circular", eines im Jahre 1862 von europäischen Capitalisten an ihre amerikanischen Agenten gesandten geheimen Rundschreibens. In demselben heißt es:

„Die Sklaverei ist wahrscheinlich zu Ende; dies Resultat des Krieges betrachte ich nebst meinen europäischen Freunden mit Befriedigung, denn Sklaverei bedeutet das Eigenthum von Arbeit und bedingt deshalb die Versorgung und Erhaltung des Arbeiters, während Europa, unter Leitung von England, es für das Beste hält, den Arbeiter mittels seines Lohnes im

Zaum zu halten. Der Weg, dies zu bewerkstelligen, besteht in der Handhabung der Geldmittel. Die große Staatsschuld, welche die Capitalisten aus diesem Kriege zu machen wissen werden, muß das Mittel bilden, wodurch wir die Geldmittel des Landes in unsere Gewalt bringen. Zu diesem Zweck müssen Staatsschuldscheine zur Basis eines Banksystems benutzt werden. Wir erwarten gerade jetzt von dem Finanzminister der Vereinigten Staaten, daß er dem Congresse die Ausgabe von Banknoten anempfiehlt. Es wäre gefährlich, die Schatzamtsnoten (greenbacks) für längere Zeit als Geld dienen zu lassen, denn wir können dieselben nicht controliren."

Präsident Jackson hatte in früheren Jahren dies Banksystem zerstört; er hielt die Wohlfahrt der Republik durch sie für mehr gefährdet als durch stehende Heere und warnte das Volk vor den Uebergriffen der Geldaristokratie. Thomas Benton hatte in seiner Vaterlandsliebe dieselbe Gefahr vorhergesehen und hatte oft in seinen Reden im Congresse die Warnung ausgesprochen, „daß der britische Löwe nicht todt sei, sondern nur verwundet und sich nach England gepflüchtet habe, um seine Wunden zu heilen: daß derselbe Löwe zurückkehren werde, und dann nicht allein, sondern mit einer Generation von Jungen." Wie prophetisch diese Worte heute erscheinen, wo in jedem Städtchen, in jedem Marktflecken eines dieser Jungen hinter goldverzierten Gittern auf Beute lauert! In den Stunden, in denen das reichste Land der Welt, in Blut getränkt, unter dem Donner der Kanonen zitterte, die darüber entscheiden sollten, ob es Recht sei, die schwarze Rasse in Knechtschaft zu halten, in denselben Stunden vollbrachten die Capitalisten der Welt ihr Werk, ein freies weißes Volk in Banden zu schlagen. Nicht den Mann machten sie zu ihrem Eigenthum, wohl aber nahmen sie seine Arbeit, seine Kraft in Beschlag und erhöhten durch Verminderung des Geldvorrathes dessen Werth so, daß der Jahres-Arbeitslohn nicht hinreichte, den Mann und seine Familie zu ernähren und zu kleiden. Durch Ankauf alles öffentlichen Landes, Vereinigung aller Eisenbahnlinien, Verbindung aller Fabriken und anderer industrieller Unternehmungen in große und reiche Genossenschaften (Trusts) war es dem vereinten Capital ein Leichtes, den mittellosen, auf seiner Hände Werk angewiesenen Mann unter seinen Willen zu zwingen und durch Herabsetzung des Lohnes für immer in Banden zu halten.

Einen ferneren Beweis dieses Planes liefert das zweite oder „Bull Circular", welches an die Bankpräsidenten der Union gerichtet war und in dem es heißt:

„Es ist rathsam, mit allen verfügbaren Mitteln die größeren Tagesblätter und Wochenschriften, vorzüglich landwirthschaftliche und religiöse Zeitungen zu unterstützen, welche sich gegen die fernere Ausgabe von Regierungspapiergeld aussprechen und ferner in jedem Fall Clienten abzuweisen, welche solchem Papiergeld nicht feindlich gesinnt sind. Laß die Regierung das Metallgeld prägen, während wir die Banknoten liefern, in

solcher Weise können wir uns gegenseitig besser dienen. Bei Abschaffung des National Bank-Gesetzes und Rückkehr zu Regierungspapiergeld (greenbacks) wird das Land mit denselben überschwemmt werden, und Ihre persönlichen Interessen als Bankcapitalisten werden in Folge dessen bedenklich gefährdet werden. Suchen Sie gefälligst den Vertreter Ihres Bezirkes im Congreß sofort auf und legen Sie ihm unsere Sachlage so vor, daß wir auf seine Hilfe in der Gesetzgebung rechnen können."

So war denn der National-Banking-Act zum Gesetz geworden. Bisher hatte das Gesetz gesagt: der Congreß allein hat das Recht, Geld zu schaffen; von nun an bedurfte es nur der Aufbringung von hunderttausend Dollar, um das Recht zur Ausgabe von Papiergeld zu erwerben. Diese Summe in Schuldscheinen der Vereinigten Staaten bei dem Schatzamte zu Washington hinterlegt, bildete fortan die Grundlage einer National-Bank. Im Austausch für diese Summe von 100000 Dollar erhielt der Hinterlegende von der Regierung National-Banknoten im Betrage von 90000 Dollar zur Eröffnung der Geschäfte. Für diese 90000 Dollar fordert die Regierung einen Zinsfuß von 1 Procent, um die Kosten für Papier und Druck zu decken, zahlt aber für die als Sicherheit in „bonds" hinterlegten hunderttausend Dollar einen Zinsfuß von 4 bis 6 Procent, ein Unterschied von mindestens 3 Procent zu Gunsten der Bank. Die Bankgesellschaft ihrerseits leiht diese 90000 Dollar an das Volk zu einem Zinsfuß von mindestens 8 Procent, und es ist leicht nachzurechnen, wie groß der Vortheil der Bankgesellschaft ist. Fürwahr, ein glänzendes Geschäft für den, der die 100000 Dollar aufbringen kann, für den Capitalisten; ein saurer Apfel für den armen Mann, der gezwungen ist, Geld zu borgen. Denn im Lichte betrachtet, borgt er sein eigenes Geld, das Geld der Nation, an dem er als Glied derselben wenigstens seinen Antheil haben sollte.

Der Krieg hatte ein Ende genommen. Millionen über Millionen Staatsschuldscheine und andere Millionen Papiergeld waren ausgegeben. Abraham Lincoln, der beste Präsident der Vereinigten Staaten, der Mann und Freund des Volkes, war wiedergewählt und warnte die Nation vor den Uebergriffen der Capitalisten. Seinem Scharfblick und seiner Vaterlandsliebe entging die Gefahr nicht, die den Vereinigten Staaten drohte, und er versuchte, sie abzuwenden. Er war sich wohl bewußt, daß er den größten Theil des ausstehenden Papiergeldes gegen den Wunsch der Capitalisten ausgegeben hatte, und daß kein Versuch unterbleiben werde, dies Papiergeld einzuziehen. Der finanziellen Lage des Landes war seine ganze Aufmerksamkeit gewidmet; waren doch die Kriegswolken, nachdem sie sich in Blei und Blut ausgeregnet hatten, beinahe am Horizont verschwunden — da riß eines Mörders Hand diesen unvergeßlichen Mann hinweg und vereitelte alle seine Pläne. Angeblich zum Beweise, daß die Vereinigten Staaten trotz der ungeheueren Kriegskosten nicht zahlungsunfähig geworden seien, forderten die Besitzer der Staatsschuldscheine die Rückkehr zur Baar-

zahlung (resumption of specie). Lincolns Nachfolger, Präsident Johnson, versuchte vergebens, die Pläne seines Vorgängers zu vollenden; die Folge war seine Anklage wegen Amtsmißbrauchs. Die Gesetze vom März 1869 und Juli 1870 änderten die Staatsschuldscheine von „zahlbar in gesetzlichem Geld" (Gold, Silber oder Papier) zu „zahlbar in coin" (Gold oder Silber). Dies vollendete den Angriff auf das Regierungspapiergeld, dem bis dahin nur in Bezug auf Zollschulden und Zinsen der Nationalschuld seine Zahlungsfähigkeit entzogen war, und die wohlbekannten „greenbacks" hörten hiermit auf, gesetzliches Geld zu sein. In wenig Jahren waren zwei Drittheile des Papiergeldes den Flammen übergeben und der Geldvorrath um diesen Theil verringert. Am Ende des Krieges bestand die Bevölkerung aus ungefähr 35 Millionen Seelen, der in Circulation befindliche Geldvorrath betrug nach den statistischen Tafeln der Regierung in 1865 1180237147 Dollar. Das gab auf den Kopf der Bevölkerung einen Betrag von über 34 Dollar. In dieser officiellen Aufstellung fehlten jedoch 805 Millionen von 7 bis 30 Dollar-Noten, welche als Geld circulirten, aber nicht in dem Bericht erscheinen. Mit ihrer Einrechnung würde sich der Geldvorrath auf mehr denn 50 Dollar für den Kopf erhöhen, und mit dieser Geldfülle hatte Handel und Wandel einen Aufschwung genommen, der an's Wunderbare grenzt. Nehmen wir nun den officiellen Bericht des Schatzamtes für das Jahr 1895 zur Hand, so finden wir den Geldvorrath auf 1601968473 Dollar angegeben, während die Bevölkerung auf 69 Millionen angeschlagen ist. Dies reducirt den auf den Einzelnen fallenden Betrag auf weniger als 23 Dollar. Diese Verkürzung des Geldvorrathes konnte nicht ohne Folgen bleiben, dem System der Baarzahlung folgte ein Creditsystem, in dem die Zinsen sich mit der Verminderung des Geldes erhöhten. Geld ist ja im Grunde genommen dasselbe wie Arbeit oder das Product der Arbeit. Im großen Weltverkehr ist Eines gegen das Andere ausgetauscht, und der ganze Unterschied besteht darin, daß Geld ein bequemeres Verkehrsmittel ist als irgend ein anderes Product menschlicher Arbeit. Ebenso natürlich ist es, daß der Gläubiger, solange er keinen Gebrauch für die anderen Producte der Arbeit hat, als Zahlung das bequemste Zahlungsmittel vorzieht. Es wäre dem reichen Gläubiger, der große Capitalien ausstehen hat, unmöglich, jede Zahlung in den ersten Producten der Arbeit, wie sie Menschenhand geschaffen, anzunehmen, und sein Interesse bedingt deshalb das letzte Product, d. h. Geld. Bei diesem gegenseitigen Austausch ist es ferner begreiflich, daß der Artikel, dessen Vorrath zur Zeit der geringste ist, für seinen Erwerb den höchsten Preis erfordert. In Folge der Verminderung des Geldvorrathes war also jetzt auch mehr Arbeit, mehr Land und mehr an Arbeitsproducten nöthig, um einen Dollar zu erkaufen, und dann zahlte dieser halbe Dollar, den der Landmann dem Boden abringen und dabei Wind und Wetter ertragen mußte, nicht mehr Schulden und nicht mehr Steuern als früher, wo sein Erwerb leichter war. Dem Besitzer von Staatsschuld-

scheinen und dem Beamten mit einem bestimmten jährlichen Einkommen brachte diese Aenderung freilich keinen Nachtheil, denn für sein Einkommen in baarem Gelde kaufte er mehr Lebensbedürfnisse als je zuvor.

So gerecht das Gesetz, daß eine größere Quantität des reichlich zum Austausch vorhandenen Artikels erforderlich ist, um in den Besitz eines anderen Arbeitsproductes zu gelangen, das nicht in genügender Menge beschafft werden kann, im Allgemeinen ist, so ungerecht kann es doch, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, unter besonderen Umständen wirken. Verdammenswerth aber ist es, wenn solche besonderen Verhältnisse unter dem Einflusse menschlicher Habsucht von denen hervorgerufen werden, denen die reichsten Hilfsmittel zu Gebote stehen. Das Capital hat es in seiner Gewalt, den einen oder den anderen Artikel zeitweise scheinbar in seinem Vorrathe zu verkürzen und für diese Zeit seinen Austauschwerth zu erhöhen. Menschliche Habsucht und geschäftlicher Scharfsinn haben unter diesen Verhältnissen in den letzten Jahrzehnten den ehrbaren Handel fast aus dem Verkehr verdrängt und Speculation an seine Stelle gesetzt. Der Boden und das Klima der nordamerikanischen Staaten scheint dieser Epidemie ausnehmend günstig zu sein, und in Folge dessen ist kaum ein einziger Artikel dort von dieser Speculationswuth verschont geblieben. Baumwolle, Weizen, Korn, Eisen, Kohlen, kurz Alles und jedes Bedürfniß des täglichen Lebens sind als Mittel benutzt worden, um zeitweise übermäßige Preise zu erzielen. Wenn sich auf diese Weise das Einkommen des Besitzers solcher Gegenstände verdoppeln und verdreifachen ließ, was war natürlicher als der Versuch, den Geldvorrath zu demselben Zweck zu benutzen? Wie oben gesagt, zwei Drittheile des Papiergeldes der Vereinigten Staaten war beseitigt: der dadurch auf den öffentlichen Verkehr ausgeübte Druck hatte sich fühlbar gemacht, und eine weitere Verkürzung des Geldvorrathes bot eine lockende Gelegenheit zu reichem Gewinn. Ein englischer Bankier, dessen Name in Amerika allgemein bekannt ist, ward mit der Ausführung des Feldzugplanes betraut, der nichts Geringeres im Auge hatte, als das Silbergeld in den Vereinigten Staaten von der Liste gesetzlicher Zahlungsmittel zu streichen und damit den Geldvorrath allein auf Gold zu beschränken. Es ist eine von einer Seite stets abgeleugnete, von der andern Seite aber ebenso oft bewiesene Thatsache, das er Anfang der siebziger Jahre mit 500000 Dollar in der Tasche in Amerika landete, um die finanziellen Verhältnisse und Gesetze den Wünschen seiner Genossen gemäß zu ändern.

Darüber, ob und wie diese Summe verwendet worden ist, läßt sich nichts Bestimmtes sagen, denn die ganze Geschichte dieses finanziellen Staatsstreiches ist mit einem geheimnißvollen Schleier verhüllt, den nur Wenige zu durchschauen vermögen. Allein mit dem 12. Februar 1873 hörte das Silber auf, gesetzliches Zahlungsmittel in den Vereinigten Staaten zu sein. Noch lebende Mitglieder der damaligen beiden Häuser des Congresses be-

haupten, nach dem Wortlaute des Gesetzes hätten sie keine Ahnung von seiner Tragweite gehabt, und Präsident Grant, der es mit seiner Namensunterschrift in Kraft setzte, hat sich später bei verschiedenen Gelegenheiten dahin ausgesprochen, er selber sei sich fünf Jahre lang nicht bewußt geworden, daß das Silber aufgehört habe, gesetzliches Zahlungsmittel zu sein. Allein das Gesetz war eine Thatsache, und das Volk kam erstaunt zu der Erkenntniß, daß alle seine Schulden fortan in Gold zahlbar seien.

Unter dieser Beschränkung der Geldmittel, mit denen das Volk der Vereinigten Staaten sich für den öffentlichen Verkehr und die Bedürfnisse des täglichen Lebens begnügen muß, hat die Wohlfahrt und das Emporblühen der Nation einen gewaltigen Stoß erhalten. Industrien aller Art, welche während der Jahre der Geldfülle nach dem Kriege in allen Staaten der Union sich entfalteten, und die Spuren der Verwüstung überall, besonders aber in den Südstaaten, wie mit Zauberhand verwischten, haben den Druck gefühlt und schleppen sich langsam und verdienstlos dahin oder haben ihre Thätigkeit ganz eingestellt. Spinnereien, Eisenwerke, Maschinen-Werkstätten, alle haben unter diesem Geldmangel ihr emsiges Treiben und ihr einstiges blühendes Aussehen verloren, und Tausende und Abertausende von rüstigen Männern, die einst allabendlich nach beendeter Arbeit mit freudigem Gesang zum heimatlichen Herd zurückkehrten, treiben sich obdachlos und hungrig auf der Landstraße umher und, während sie zu Zeiten der Gefahr eine Stütze der Regierung sein sollen, werden sie in Friedenszeit mit dem Namen Vagabunden (tramps) von der Thür gewiesen. Die großen Städte sind voll von arbeitslosen Arbeitern und, was schlimmer ist, die Gefängnisse sind überfüllt, und das Verbrechen nimmt überhand. Die Spalten der verschiedenen Tageszeitungen sind die besten Zeugen für diese Zustände, und wohl mag dem redlich Denkenden der Muth sinken, wenn er vergebens auf eine Stimme lauscht, die baldige Abhilfe verspricht. Das, was man bisher zur Beseitigung dieser trostlosen Zustände gethan hat, hat das Uebel nur verschlimmert. Denn, wie gewöhnlich, schob man die Schuld bald auf dieses, bald auf jenes Gesetz, das der Abänderung bedürfe. Früher war es der Zolltarif gewesen, der das Leben zu theuer für den armen Mann machte; wie die Wilson Bill in dieser Beziehung die Sache besserte, haben wir oben erwähnt. Jetzt war es eine Clausel (Sherman clause) in den Finanzgesetzen von 1890, durch die der Finanzminister der Vereinigten Staaten angewiesen wurde, jeden Monat den Betrag von $4\frac{1}{2}$ Millionen Unzen Silberbullion anzukaufen und dafür Papiergeld auszugeben. Auf diese Weise suchte sich der damalige Congreß von der immer größer werdenden Entrüstung über die Abschaffung des Silbergeldes zu retten. Diese Clausel nun, die einzige Quelle, aus der das Volk noch etwas Silbergeld bezog und die wenige Jahre vorher ein großes Unglück abgewendet hatte, ward diesmal zum Sündenbock für alle Schäden gemacht. Mr. Cleveland, der am 4. März 1892 zum zweiten Male den Präsidentensitz eingenommen hatte, berief

angesichts der drohenden finanziellen Lage des Landes beide Häuser des Congresses zu einer Extrasitzung, und das Volk, das sich in den vorausgegangenen Wahlen entscheidend für Rückkehr zum Silbergeld ausgesprochen hatte, hoffte noch einmal auf Beistand von der Regierung und seinen Vertretern. Der Traum war von kurzer Dauer. Es wurde bald klar, daß Clevelands Wünsche mit denen der Capitalisten übereinstimmten, und was die Volksvertreter anbetraf, die ihre Erwählung zum großen Theil der Silberfreundschaft verdankten, so hatten einige Wochen in der Hauptstadt und eine kurze Unterredung mit dem Präsidenten einen seltsamen Einfluß. Gegen alle gegebenen Versprechungen und gegen jede Erwartung endete die Sitzung des Congresses damit, daß die „Sherman clause" mit 239 gegen 108 Stimmen abgeschafft wurde, und mit dem 28. August 1893 schlossen sich die Thüren der Münzämter gegen jede fernere Prägung von Silbergeld.

Daß solche Gesetzgebung den von den arbeitenden Klassen geschaffenen Nationalreichthum schnell in den Schooß der begünstigten reicheren Klassen sammeln muß, liegt auf der Hand. Das officielle Censusbureau des Jahres 1890 veranschlagt die Verschuldung des Volkes an Farmländereien und Hausplätzen auf 6 Billionen Dollar oder nahe an 100 Dollar für jede Seele in den Vereinigten Staaten. Und doch verbietet das Gesetz den Nationalbanken, Land als Sicherheit anzunehmen. Und nach der officiellen Statistik sind unter der gegenwärtigen Erlahmung aller Industrie 3 Millionen Arbeiter außer Beschäftigung.

Wir beschließen hiermit die nothwendiger Weise kurze Behandlung der Hauptfragen und Ereignisse, welche auf die heutigen nationalökonomischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten Einfluß geübt haben. Erfreulich ist das entrollte Bild nicht, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Massen des Volkes unter solcher Gesetzgebung fast zur Verzweiflung getrieben werden.

Der Regenbogen in den Mythen und Sagen der Völker.

Von

August Wünsche.

— Dresden. —

Wer kennt es nicht, das herrliche Phänomen der Lichtstrahlenbrechung mit seinem ruhigen, farbigen Glanze am dunklen Gewölk nach einem Gewitter oder Regen und blickt nicht freudig erstaunt und still bewundernd zu ihm empor? Ausgespannt zwischen Himmel und Erde, hoch in die Wolken hinein sich wölbend und mit beiden Enden fest sich auf die Erde stützend, erscheint es wie eine Brücke, oder wie ein Bogen, oder ein Gürtel, der zwei Welten verbindet. Unwillkürlich kommen dem entzückten Beschauer die Strophen unseres Schillers in's Gedächtniß, die das glänzende Naturschauspiel sowohl in seinem Entstehen, wie in seiner Vollendung und seinem Vergehen malerisch und neckisch in Räthselform schildern:

„Und von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'!

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie Du ihr nah'st, zu flieh'n.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

Ist uns noch heute der Regenbogen eine mächtig imponirende Naturerscheinung, an der unser Auge mit Entzücken haftet, kein Wunder, wenn die Naturvölker, die noch Nichts von der Naturgesetzlichkeit der Brechung des Sonnenlichtes in den herabfallenden Regentropfen ahnten, die ver-

schiedensten Vorstellungen mit ihm verbanden, die sich in die seltsamsten Mythen und Sagen kryställisirten. Ihre rege Phantasiethätigkeit erfüllte die ganze sie umgebende Natur mit Leben, die elementaren und kosmischen Erscheinungen wurden zu Wesen, von denen sie ausgingen und die sie hervorbrachten. Wenn auch die Vorgänge und Veränderungen am Himmel und im Luftreiche nach ihrer Anschauung einer anderen Welt angehörten, so erschienen sie ihnen doch als Gegenstände und Thätigkeiten, die den irdischen Verhältnissen analog sein mußten. So ragte auch der Regenbogen, obgleich an sich etwas Geheimnißvolles, mit seinen Symptomen in die natürliche Welt herein, er galt ihnen als ein Mittel der Mittheilung zwischen Göttern und Menschen, als eine Brücke, oder eine Straße, auf der die Himmelswesen zu den Erdenbewohnern heruntersteigen.

Im Sanskrit heißt der Regenbogen Gopatichâpa d. i. Kuhgemahl und wurde dem Gotte Indra, dem Beherrscher des Himmelsgewölbes, zugeschrieben. Vergl. Kuhn, Zeitschr. f. Sprachforschung II, 426. Er melkt nach einer Vorstellung mit seiner Waffe, dem Donnerkeil, die Wolkenkühe, nach einer anderen aber spannt er seinen Bogen (Indrâjudha) aus, um von ihm seine blitzenden Pfeile gegen die Asuren, worunter man sich die Stürme und Regengüsse zu denken hat, zu senden; sobald er aber den Kampf gegen diese Dämonen zu Ende geführt, setzt er ihn bei Seite und erscheint den Menschen als Zeichen des Friedens am Himmel. S. v. Böhlen, A. Indien I, 237.

Als eine in manchen Beziehungen verwandte Betrachtungsweise darf auch die im Alten Testamente angesehen werden, wie sie uns in der kindlichen, aber dadurch um so tiefer ergreifenden Schilderung Gen. 9, 12—27 entgegentritt. Nachdem der Ewige in Folge des Wachsthums der Sünde und Bosheit die Menschen mit allen Lebenswesen auf Erden durch die Sintfluth umgebracht hatte, schloß er mit dem geretteten Noah einen Bund, hinfort keine Fluth mehr kommen zu lassen, um die Erde zu verheeren, und stellte zum Zeichen desselben den Regenbogen (kescheth, arab. kaus, von kasa, beugen, krümmen) in die Wolken. Es heißt daselbst, Vers 14: „Und wenn ich je Wolken über der Erde anhäufe und der Bogen in den Wolken erscheint, so will ich an den Bund denken, der zwischen mir und Euch und allen lebendigen Wesen unter allem Fleische besteht, daß die Gewässer nicht wieder zu einer Fluth werden sollen, alles Fleisch zu verderben." Das Zeichen muß stets der Sache, die durch dasselbe abgebildet wird, entsprechen, und das trifft hier völlig zu. Sowie der Bund ein Verhältniß zwischen Gott im Himmel und den Menschen auf Erden ist, so steht auch der Regenbogen zwischen Himmel und Erde und ist gewissermaßen der Vermittler zwischen zwei Welten. So oft der Regenbogen in den Wolken erscheint, will Gott seines mit der Erde geschlossenen Bundes gedenken. Nach der biblischen Darstellung ist der Regenbogen somit ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung Gottes mit der Welt, er soll den Menschen

das Bewußtsein der göttlichen Gnade vergegenwärtigen. In den übrigen kanonischen Büchern des Alten Testaments wird des Regenbogens nur noch einmal Ezechiel 1, 28 gedacht. Er dient hier als Vergleich der zur Erde niederschwebenden Gottheit, um die neue Heilsökonomie aufzurichten. „Wie der Bogen aussieht, der sich am Regentage im Gewölke zu zeigen pflegt, so war der Glanz ringsum anzusehen."

Das apokryphische Buch Sirach schildert Cap. 43, 11. 12 den Regenbogen als ein Gebilde Gottes und rühmt seine Schönheit. „Sieh den Regenbogen, preise den, der ihn gemacht; wie lieblich ist er in seiner Farbenpracht! Er umgürtet den Himmel in glänzendem Kreise, des Höchsten Hände haben ihn gespannt." An einer anderen Stelle (Cap. 50, 7) wird die Gestalt des Hohenpriesters Simon, des Sohnes des Onias, neben anderen Dingen auch mit dem strahlenden Regenbogen im Gewölk verglichen. Da man nach der Vorstellung des Propheten Ezechiel im Regenbogen die Herrlichkeit Gottes sah, so ordnete ein Talmudlehrer in Babylon an, beim Erscheinen des Regenbogens auf sein Angesicht niederzufallen. In Palästina aber wurde diese Sitte als Götzendienst bezeichnet, und es wurde bestimmt, nur die Benediction zu sprechen: „Gepriesen sei, der da des Bundes gedenkt (Berachoth 59a). Auch des noch vielleicht im Zusammenhange mit der Vorstellung in Ezechiel stehenden Aberglaubens wird im Talmud gedacht: „Wer nämlich scharf auf den Regenbogen hinblickt, dessen Augen werden blöde werden" (Chagiga 16a). Im Neuen Testament geschieht des Regenbogens zwei Mal Erwähnung. Apoc. 4, 2 ff. schaut Johannes einen Thron im Himmel, auf dem eine Gestalt sitzt, von Ansehen einem Jaspis und Sardischen Stein gleichend, der Thron selbst wieder ist von einem Regenbogen umgeben, der wie Smaragd glänzt, und 10, 1 sieht er einen anderen gewaltigen Engel vom Himmel herabkommen, angethan mit einer Wolke und dem Regenbogen auf dem Haupte, sein Angesicht ist wie die Sonne, seine Füße wie Feuersäulen, und in der Hand hat er ein kleines, aufgeschlagenes Buch.

Wie der Orient, so erblickte auch das klassische Alterthum im Regenbogen ein bedeutsames Zeichen am Himmel und betrachtete ihn unter den verschiedensten Bildern.

Nach Homer Il. 17, 547 ff. spannt ihn Zeus als ein Zeichen am Himmel aus, das auf Krieg und Winterstürme hinweist. Diese Thätigkeit des obersten Olympiers wird dann in Vergleich mit der zum Kampf aufreizenden Thätigkeit der Pallas Athene gesetzt.

„Wie wenn den purpurnen Bogen den Sterblichen weit am Himmel
Zeus ausspannt, ein Zeichen zu sein, entweder des Krieges
Oder des Wintersturms, des schaudrigen, welcher die Arbeit
Hemmt der Menschen im Feld und die blökende Heerde betrübet:
Also trat, umhüllt mit purpurner Wolke, die Göttin
Unter Achaias Volk und ermunterte jeglichen Streiter."

Doch diese Anschauung hat nie die Herrschaft im Volksbewußtsein erhalten, allgemeiner Glaube war vielmehr, daß Zeus den Regenbogen an den Himmel gestellt habe als eine göttliche Botschaft an die Menschen, eine Vorstellung, die sich mit der alttestamentlichen wesentlich berührt. Vergl. Ilias 11, 27. In der Iris (von εἴρειν, sagen, reden, nicht von εἰρειν, knüpfen) wurde der Regenbogen persönlich gedacht. Sie war nach Hesiod, Theogonie 266, eine Tochter des Thaumas und der Okeanide Elektra. Mit goldenen oder roth schimmernden Flügeln an den Schultern und mit Sandalen an den Füßen versehen und voller Thau, in dem sich die Sonne mit tausend Farben spielt, steht sie vorzugsweise im Dienste der Hera, welche das untere, am meisten veränderliche Luftreich darstellt, und richtet, hurtig und mit Windesschnelle auf dem Regenbogen dahinschwebend, ihre Botschaften aus.

„Wie wenn der Schnee aus Wolken daherfliegt oder der Hagel,
Kalt und geschwellt vom Stoße des hellanwehenden Nordwinds:
Also durchflog, hineilend den Weg, die geflügelte Iris." (Il. 15, 170.)

Bisweilen richtet sie auch die Befehle des Zeus (vergl. Il. 27, 77 ff.) oder auch der übrigen Götter aus, weshalb sie auch, wie Hermes, den Namen Götterbotin erhalten hat (vergl. Il. 15, 144). Sie dringt von einem Ende der Welt bis zum anderen, selbst bis zur Styx, dem Flusse der Unterwelt und bis in die Tiefen des Meeres. Hat sie eine Botschaft zu Ende geführt, so läßt sie sich zwar an einer Ecke des Thrones ihrer Herrscherin nieder und neigt ein wenig das Haupt, und wenn diese der Schlaf überfällt, so entschlummert sie wohl auch selbst, aber nie löst sie ihren Gürtel und bindet die Sandalen ab, weil sie nicht sicher ist, die Göttin könnte ihr in Eile einen Auftrag ertheilen. Die spätere Dichtung weist ihr das Amt zu, die Seelen der Frauen im Tode vom Körper zu trennen und in die Unterwelt zu leiten. In dieser Eigenschaft berührt sie sich abermals mit Hermes als Psychopompos, und sie führt deshalb auch dessen Stab.

Die Römer haben die Vorstellungen der Griechen von der Iris einfach herübergenommen. Sie gilt ihnen als Botin der Götter, welche von Göttern zu Göttern, und von den Göttern zu den Menschen Botschaft bringt. Als Regenbogengöttin heißt sie die „Luftige" (aëria), die „thauige" (roscida) und ist mit einem buntfarbigen Gewande bekleidet und mit Flügeln versehen. Was den Regenbogen (arcus caelestis) selbst anlangt, so tritt uns bei verschiedenen Dichtern die Ansicht, der wir später auch im deutschen Glauben begegnen, entgegen, daß er mit seinen Enden Wasser aus der Erde trinkt. Bei Plautus, Curcul. 1, 2 findet sich die sprichwörtliche Redensart: bibit arcus, pluet hodie, der Regenbogen trinkt Wasser, heute wird es regnen. An anderen Stellen wieder heißt es: Purpureus pluvias cur bibit arcus aquas, warum trinkt der purpurne

Bogen Regenwasser? Vergl. Propert. III, 5, 32; Tibull 1, 4, 44; Vergil, Georgica, 1, 380; Ovid, Metamorph. 1, 271.

Vom klassischen Alterthume wenden wir uns zu Scandinavien. Die Edda sieht in dem Regenbogen die große und gewaltige Brücke Bifröst*), wörtlich: bebende Rast, zitternder Weg, althochdeutsch piparasta, zwischen Asgard und Midgard, welche die Götter zum Schutze gegen die bärtigen Reifriesen (Hrimthursen) und starken Bergriesen aus drei Farben kunstvoll und fest gezimmert haben. Auf ihr wandeln die Asen, wenn sie den Reifriesen im fernen Riesenheim, oder den Menschen in Midgard einen Besuch abstatten wollen, sie reiten aber auch jeden Tag über sie, um sich zu ihrer Gerichtsstätte bei Urds Brunnen am Fuße der Weltesche Yggdrasil zu versammeln. Als Götterstraße führt sie daher den Namen asbrû. An ihrem Ende oder Schweife auf Himinbjörg hält der scharfsichtige und feinhörige weise Ase Heimdallr Wacht, damit nicht feindliche Gewalten einen Angriff auf Asgard unternehmen. Mit so großer Kunst und weisem Verstande die Brücke aber auch von den Göttern verfertigt ist, am Weltende, wenn Muspells Söhne unter Anführung des Feuerriesen Surtr mit dem Flammenschwert in der Faust heranstürmen werden, wird sie doch bersten und zusammenstürzen. Obgleich Heimdallr angesichts der drohenden Gefahr in sein Horn (Gjallarhorn) stößt und die Asen zum Kampfe herbeiruft, sie können die Himmelsstürmer nicht zurückschlagen. Nachdem ihre Pferde durch große Ströme geschwommen, begeben sie sich nach der hundert Rasten nach allen Seiten breiten Ebene Wigrid, wohin auch die Götter kommen, und es beginnt nun der furchtbare letzte Kampf, in welchem die Asen ihren Untergang finden.

In der prosaischen Edda wird Gylfaginning (Gylfis Verblendung) Cap. 13 der ganze Hergang also erzählt: „Da fragte Gangleri: „Wo geht der Weg vom Himmel zur Erde? Har antwortete und lachte: „Nun hast Du unklug gefragt, hast Du nicht gehört, daß die Götter eine Brücke machten vom Himmel zur Erde, die Bifröst heißt? Die wirst Du gewiß gesehen haben; aber vielleicht nennst Du sie Regenbogen? Sie hat drei Farben und ist mit mehr Kunst und Verstand gemacht als andere Werke. Aber so stark sie ist, so wird sie doch zerbrechen, wenn Muspells Söhne kommen, darüber zu reiten; und müssen ihre Pferde dann über große Flüsse schwimmen. Da sprach Gangleri: Nicht dünkte es mich, daß die Götter die Brücke so fest gemacht haben, wenn sie zerbrechen mag, sie konnten sie doch so fest machen, als sie wollten. Da antwortete Har: Die Götter haben keinen Tadel verdient wegen dieses Werkes, Bifröst ist eine gute Brücke, aber kein Ding in der Welt mag bestehen bleiben, wenn Muspells Söhne geritten kommen.

---

*) Biba heißt beben und ist ein Name für die Luft; Röst dagegen ist im Gothischen und Altdeutschen rasta, Entfernung, etwa unsere Stunde oder Meile.

Jedenfalls ist die Vorstellung von dem Zusammenbrechen der Götterbrücke unter Muspells Söhnen nicht ursprünglich nordisch, sondern aus dem Christenthum entlehnt. Denn nach einem dänischen Volksliede werden die Todten durch die Posaunenstöße eines den Regenbogen bewachenden Engels erweckt und ziehen über denselben in den Himmel, unter den Bösewichtern bricht er aber zusammen. Heimdalls Stöße in das Wächterhorn sind nichts Anderes als die das jüngste Gericht verkündenden Posaunenstöße der Engel in der Apokalypse. Von einer anderen Seite betrachtet, trifft vielleicht die Brücke Bifröst mit der Gjallarbrücke (Gjallabró) zusammen. Dieselbe hängt unter den Wolken und führt über den Höllenstrom in das Reich der Hel, d. i. in das Todtenreich.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sich die nordischen Völker den in seinen Farben zauberisch glänzenden Regenbogen aber auch noch unter anderen Bildern vorgestellt, beispielsweise als das Halsband (Brisingamen) der Göttin Freyja, das ein Kunstwerk der Zwerge war, die es ihr für den Preis der Gewährung ihrer Gunst überließen. Auf Odhins Wunsch stahl Loki der Freyja den kostbaren Schmuck, indem er in der Gestalt einer Fliege durch ein gebohrtes Loch in ihr Schlafgemach schlüpfte, hier sich wieder in einen Floh verwandelte und die Schlafende durch einen Stich zu einer Wendung veranlaßte, dabei knüpfte er ihr den Schmuck los und überbrachte ihn Odhin, der ihn für sich behält und erst beim letzten Kampf der Götter mit Muspells Söhnen der Eigenthümerin wieder zurückstellt.

Aber auch den deutschen Volksstämmen, die Nichts von der Mythe der älteren und jüngeren Edda wußten, gab der Regenbogen Veranlassung, sich mancherlei Vorstellungen zu bilden. Im mittleren Deutschland lebt noch heute der Glaube im Landvolke, der Regenbogen ruhe mit seinen beiden Endpunkten über zwei Gewässern und schöpfe mit ein oder zwei großen goldenen Schüsseln Wasser aus ihnen. Deshalb hält der Regen nach einem Regenbogen noch drei Tage an, um das geschöpfte Wasser wieder herabzuschicken. Wer gerade zur rechten Zeit an die Stelle kommt, wo der Regenbogen trinkt, kann ihm die Schüssel, in der entweder Sonne, Mond und Sterne abgebildet, oder in der alle Regenbogenfarben zu sehen sind, abnehmen. Ist Niemand da, so führt er selbst die Schüssel wieder mit in die Höhe. Manchmal aber läßt er selber eine solche Schüssel zurück. Es geschieht dies besonders an dem Ende, mit dem er am längsten auf der Erde stehen bleibt. In der Umgegend von Tübingen begeben sich deshalb zuweilen die Leute eiligst auf die Suche, namentlich dann, wenn der Regenbogen über dem Neckar oder über der Steinbach zu ruhen scheint, um ein solches Kleinod zu erlangen. Wer so glücklich ist, eine Regenbogenschüssel zu finden, darf sie nicht verkaufen, sondern muß sie als Erbstück in der Familie behalten, denn sie bringt Glück in's Haus. Ein Schäfer aus Undingen auf der rauhen Alp fand einmal eine solche Schüssel, und seitdem wurde ihm kein Schaf mehr krank. In Heubach dagegen verkaufte

Einer dieselbe, zur Strafe dafür wurde er stumm. Nach einer Sage ließ der Regenbogen einmal im Marktgäßle zu Reutlingen eine Schüssel fallen, dieselbe zersprang zwar in mehrere Stücke, aber der Finder erhielt immer noch 100 Gulden dafür. In Schwaben ist überall das „Regenbogenschüssele" bekannt. Im Remsthale geht die Sage, daß nicht der Regenbogen, sondern die Sonne nach einem Regenbogen ein Goldschüsselchen fallen lasse, wer es findet, bleibt sein Lebenlang vor jedem Unglück bewahrt. Als die Römer im Schwabenlande waren, prägten sie aus den Schüsselein, welche sie dem Regenbogen abgenommen, Goldmünzen. Daher sagen noch heute die Leute, wenn ein Regenbogen am Himmel steht: „Wir wollen das Schüsselein holen und Römergeld daraus machen." Nach anderem Glauben, besonders in Bretten, Lahr und im badischen Schwarzwalde, schöpft der Regenbogen nicht mit Schüsseln, sondern mit einem goldenen Becher Wasser aus der Erde, welchen er ebenfalls nach dem Trinken fallen läßt. Vergl. Ernst Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben I, 228, 229.

Diese vom Regenbogen herabgeworfenen oder stehen gelassenen Schüsselchen sind identisch mit den kleinen goldenen Münzen (patellae Iridis oder sperma solis), die noch heute im südwestlichen Deutschland, besonders zwischen Bodensee, Inn, Donau und Main, wie nicht minder in Böhmen, Rheinbaiern und Rheinhessen in großer Anzahl gefunden werden. Dieselben sind aller Wahrscheinlichkeit nach keltischen Ursprungs und stammen aus dem ersten oder zweiten christlichen Jahrhundert. Früher hielt man sie für phönicische, gothische, vandalische, siculische oder dänische Münzen. Sie sind dick, von roher Prägung, ohne Schrift, und als Bildniß befindet sich auf der erhabenen Außenseite ein großer Vogelkopf im Profil oder ein Ring mit mehreren kugelähnlichen Gebilden, bisweilen aber ist auch ein Stern oder ein Kreuz auf ihnen zu sehen. Da sie nach innen hohl sind, so haben sie in der That eine schüsselförmige Gestalt. Der Volksglaube bringt auch sie mit dem Regenbogen in Zusammenhang, sie sollen von ihm herabgeworfen worden sein. In Bayern nennt man solche Münzen Himmelringschüsseln. Fromme Kinder, besonders Sonntagskinder, haben das Glück, Regenbogenschüsselchen zu finden. In manchen Gegenden wieder werden die Münzen Sternschossen genannt, weil das Volk meint, es seien vom Himmel gefallene Sternschnuppen. Vergl. Grimm, Myth. S. 695.

Nach anderen Sagen soll an den Stellen, wo der Regenbogen auf der Erde ruht, ein Schatz verborgen liegen. So zeigt sich auf der alten Burg Hohenschwangau in Bayern zuweilen ein Regenbogen, um die daselbst verborgenen Schätze anzudeuten. S. Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, I, 28 und Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande II, Nr. 48; Anton Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben I, 197, K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II, 212.

Doch der deutsche Volksglaube kennt den Regenbogen auch als Himmelsbrücke und Vermittler zwischen zwei Welten und knüpft mancherlei Vorstellungen an ihn. Auf ihrer dreitägigen Wanderung müssen die Seelen der Verstorbenen nach altgermanischer Vorstellung eine Brücke überschreiten, bei der wir sicher an nichts Anderes als an die Regenbogenbrücke zu denken haben. Daher geleiten auf dem Regenbogen, nach einem österreichischen Volksmärchen bei Ziska 49, 110, die Engel die Seelen der Frommen in den Himmel. In einem anderen Märchen geht ein Mädchen in den Wald, um Erdbeeren zu pflücken. Da erscheint ihm die schöne Frau mit den langen, goldenen Haaren und überreicht ihm eine Schachtel mit Spielzeug. Als das Mädchen die Schachtel öffnet, steigen drei Engel aus derselben und führen das gute Kind über die Regenbogenbrücke in den Himmel. In unseren Kinderspielen lebt die goldene Brücke, über die die Seelen der Verstorbenen ziehen, noch heute fort.

Nach einer anderen Vorstellung wird auf dem Regenbogen aber auch Gericht gehalten. Gott selbst wird zum Weltgerichte auf einem Regenbogen erscheinen, wie es in einem alten Spruche heißt:

„Wenn der jüngste Tag wird werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Da kommt der liebe Gott gezogen
Auf einem güldnen Regenbogen,
Spricht: Ihr Todten sollt aufersteh'n,
Sollt zu Gottes Gerichte geh'n."

Auf byzantinischen und mittelalterlichen Randzeichnungen und Miniaturen wieder thront Jesus als Weltenrichter auf einem Regenbogen, oder er ist ganz von einem solchen umflossen*). Diese Vorstellung spiegelt sich auch in der Dichtung wieder. In dem Spectaculum mundi, einer didaktischen Komödie von dem Neumärker Dorfpfarrer Bartholomäus Ringwaldt, heißt es:

„Darnach wird Christus hocherwogn
Auf einem güldnen Regenbogn,
In einer Wolke voller Blitzn
Mit großer Kraft Gerichte sitzn."

Mit diesen Vorstellungen im Zusammenhange steht aller Wahrscheinlichkeit nach die altdeutsche Sitte, auf Brücken das Thing zu hegen und Recht zu sprechen. Wurde doch das irdische Rechtsprechen als ein Abbild des himmlischen betrachtet. So gab es an den Brücken zu Würzburg und zu Grafenstein, an der Brücke zum Stein über die Pegnitz, an der Brücke zu Fürth und an der zu Steppach in Baiern solche Gerichte. Im Holsteinischen wurde einst auf der Brücke zu Segeberg Gericht gehalten. Im 14. und 15. Jahrhundert sind auch für Berlin und Kölln, die miteinander durch

*) Nach Matthäus 25, 31 soll das Kommen Jesu in einer glänzenden Wolke erfolgen.

die lange Brücke verbunden waren, solche Brückengerichte bezeugt. Vergl. O. Schwebel, Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben, S. 284.

Die katholische Kirche des 16. Jahrhunderts pflegte besonders die Himmelfahrt Christi auf einem Regenbogen darzustellen.

Wir finden sogar, daß die Jungfrau Maria auf dem Regenbogen erscheint, oder zwischen zwei Regenbogen herabfährt. So erbaute man einmal nach Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie I, 14, vergl. 379, im Dorfe Brühl in Schwaben eine Kirche, die Wichtel zerstörten jedoch in der Nacht stets die während des Tags aufgeführten Mauern, sodaß man schließlich von der Weiterführung des Baues absehen mußte. Da erschien eines Tages die himmlische Jungfrau auf einem Regenbogen und ertheilte den Befehl, wo die Kirche zu erbauen sei. Wie so viele Figuren der griechischen und germanischen Mythologie in christliche Gestalten übergegangen sind, so haben wir vielleicht auch in der auf dem Regenbogen thronenden Maria nur eine Herübernahme der Iris der Griechen zu erblicken. Sicher ist die Mandorla*), welche die Köpfe der Bilder von Jesus, der Jungfrau Maria und der Heiligen in der Zeit der Renaissance umstrahlt, nichts Anderes als der Regenbogen. Es weist darauf schon die Farbendreizahl hin, die noch ganz an die aus drei Farben gezimmerte Bifröst der Edda erinnert. Selbst der berühmte Provinzial des Augustiner Barfüßerordens und kaiserliche Hofprediger Abraham a Sancta Clara spricht in seinem humoristischen und satirischen Buche: Das geringe Werckel u. s. w. erst von fünf Farben, die ursprüngliche Dreizahl ist ihm aber auch noch bekannt.

Die eddische Vorstellung, daß Bifröst beim Weltuntergange zerbrechen wird, zeigt ihre Nachwirkung besonders noch in dem Glauben, daß der Regenbogen längere Zeit vor dem Weltgericht nicht mehr sichtbar sein wird. Nach dem Renner von Hugo von Trimberg 19837 sind es vierzig Jahre.

Sô man den regenbogen siht,
sô enzaget diu werlt niht
dan darnâch über vierzec jâr.

Die Edda berichtet, daß eine Kuh die Seelen der auf dem Stroh Gestorbenen über die Gjallarbru in das Reich der Hel leitet, daher schreibt sich in manchen Gegenden noch der Brauch, bei Leichenbegängnissen dem Sarge eine Kuh voranzuführen, oder sie als Seelengabe den Armen oder dem Pfarrer zu schenken. Dieselbe Vorstellung begegnet uns auch in einem deutschen Räthsel, s. Wolfs Zeitschrift für Mythologie III, 353: „Eine schwarzgefleckte Kuh ging über eine pfeilerlose Brücke, und kein Mensch des ganzen Landes konnte sie aufhalten."

Wie im Alten Testamente, so erscheint ferner in einer böhmischen Sage bei Grimm, Deutsche Sagen I, 360 der Regenbogen als ein Zeichen der göttlichen Versöhnung und Gnade. Als nämlich im Juni 1621 zu

*) Mandorla ist aus Mandel, Mandelbaum entstanden.

Prag 27 angesehene Männer wegen ihrer Betheiligung an dem böhmischen Aufruhr hingerichtet werden sollten, rief einer derselben, Namens Joh. Kutnauer, Bürgerhauptmann in Altstadt, inständig zum Himmel empor um ein Zeichen der Gnade für sich und seine Mitbürger. Da erschien nach einem kleinen Regen über dem sogenannten Lorenzberge ein kreuzweis übereinandergehender Regenbogen und blieb bei einer Stunde zum Troste der Verurtheilten stehen.

Im deutschen Aberglauben spielt der Regenbogen eine große Rolle. Nach einer alten Kinderlehre soll man nicht mit den Fingern auf den Regenbogen zeigen, weil man sonst die Engelchen in's Auge sticht. In Graubünden erzählt man sich, wenn man einen Schuh in den Regenbogen wirft, kommt er mit Gold gefüllt wieder zurück. In Stilfs heißt es: Wenn man an jener Stelle, wo der Regenbogen seinen Anfang nimmt, die Mütze etliche Klaftern in die Höhe wirft, so fällt sie voll Gold herunter. In Alpach wieder glaubt man: Wenn man Eisen in den Regenbogen wirft, wo er die Erde berührt, wird es zu Gold. Eine schwäbische Sage schreibt den über dem ersten erscheinenden zweiten Regenbogen dem Teufel zu, er möchte ihn gern nachmachen, kann es aber nicht. S. Meier, Deutsche Sagen I, 228 u. 229. Dem Landvolke gilt der Regenbogen vielfach als Wetterzeichen. So bringt Karl Bartsch in seinen Sagen, Märchen und Gebräuchen aus Mecklenburg folgende Wetterregeln: „Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen; Regenbogen am Abend, den Hirten labend." Ein anderer Glaube herrscht nach Ignaz v. Zingerle, Sitten, Bezeichnungen und Meinungen des Tiroler Volkes S. 71 in der Gegend um Innsbruck. „Zeigt sich ein Regenbogen, so wird für den Augenblick schönes Wetter; bald regnet's aber nach Ungnaden." Im Pilzthal sagen die Leute: „Wenn der Regenbogen über's Wasser geht, bleibt lang schlecht Wetter."

Wegen seiner Unbeständigkeit dient der Regenbogen in der Sprache zum Ausdruck für „Luftschlösser bauen, Eitles und Vergängliches unternehmen." So heißt es in Freidanks Bescheidenheit 1, 10:

swer umbe dise kurze zît
die êwigen fröude gît,
der hât sich selben gar betrogen
und zimbert ûf den regenbogen.
swenne der regenboge zergât,
son weiz er, wâ sîn hûs stât.

Ein ähnlicher Gedanke findet sich bei Sebastian Brant, Narrenschiff 92 S. 82 (Ausg. Zarncke):

Der furet uff eym strowen dach,
der uff der welt rům setzt syn sach·
und all ding důt uf zytlich ere,
dem würd zů letzt nüt anders me
dann das syn won (wahn) jnn hat betrogen
so er buwt uff ein regenbogen.

In einem allegorischen Gedichte des schwäbischen Ritters Hermann von Sachsenheim (Meister Altswerth † 1458) 161, 6 heißt es:

ich han uff ein yz gebuwen
und uff des regen bogen.

Sich auf den Regenbogen setzen, bedeutet, sich einer großen Gefahr preisgeben.

Der Vorstellung, daß der Regenbogen Wasser aus der Erde trinkt, begegnen wir noch in zwei Redensarten in Joerg Wickrams († um 1560) Schrift: Von der Kunst zu trinken: „Saufen wie der Regenbogen" und: „Sauft wie der Regenbogen geschwind." Auch die Anschauung vom Regenbogen als einer Brücke tritt uns bei verschiedenen neueren Dichtern entgegen. So heißt es bei Jean Paul Tit. 1, 78: „In jener kindlichen Zeit, wo die Seele auf der Regenbogenbrücke der Phantasie trockenen Fußes über die Lachen und Mauern wegschreitet.

Der Dichter Arndt sagt in einem Gedichte (428):

„Du findest keinen festen Weg zum Glücke
Hier, wo das bleiche Mondlicht niederschaut;
Nur wer sich gleich der Regenbogenbrücke
Aus leichten, bunten Steinen ihn erbaut,
Ist weise."

Ein neueres Gedicht von Matzerath bei Grube, Das Buch der Naturlieder, Leipzig 1851, S. 312 erinnert an die Vorstellung vom Regenbogen als Gürtel:

„Sieh, wie im Thaue der Wolke, die Enden des Himmels
Schürzend, der Bogen sich schlingt, golderglänzend!
Selber der Tag, der strahlenschüttende Tag
Bleichet vor Scham vor dem Gürtel der Iris."

G. D. Krummacher und Val. Herberger endlich haben den Regenbogen allegorisirt; Krummacher deutet die sieben Farben auf die sieben Geister, die vor Gottes Thron sitzen.

Ein merkwürdiger Mythus vom Regenbogen findet sich bei den Zamaiten. S. Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten, I, 239 und 240. Sie betrachten ihn als eine Geburt der Luft aus dem von ihr aufgefangenen Blute kämpfender Riesen. Der Mythus lautet: „Die beiden Riesen des Feuers, Ugniedokas und Ugniegawas hatten einst zwei Wunderringe geschmiedet, welche sie dem Riesen Auksstis schenkten, dieser aber ließ sie wieder durch den Riesen der Luft, Algis, den Gewitter- und Regenriesen Perkunas und Lituwanis als Geschenk überbringen. Die beiden Frauen des Auksstis aber, Zemina und Melina, hielten den Algis an und versprachen ihm ihre Gunst, wenn er ihnen die Ringe schenke. Algis ging darauf ein und überließ ihnen für den zugesagten Preis die Ringe. Allein die Riesenweiber behielten die Ringe auch nicht für sich, sondern schenkten sie wieder Szwestiks, dem

Leiter der Sonne. Als Perkunas und Lituwanis hinter die Wahrheit kamen, beschlossen sie, die Riesenweiber deshalb zu bestrafen, und es entspann sich ein harter Kampf, in welchem Zemina und Melina von Algis und Szwestiks aber wacker unterstützt wurden. In Strömen floß das Blut aus den Wunden der Kämpfenden, Algiene, die Riesin der Luft, jedoch fing es auf und bildete Wajworikssste, den Regenbogen. Dieser stellte sich sofort zwischen die Kämpfenden und versöhnte sie mit einander. Darauf gab Szwestiks den Ring dem Auksstis zurück, welcher ihn wieder Wajworikssste, dem Regenbogen, gab. Seit der Zeit versöhnt bis heute der Regenbogen die Riesen Perkunas, Lituwanis und Szwestiks, wenn sie mit einander in Streit gerathen sind.

Wem fiele bei diesem Mythus nicht der nordische von Freya und ihrem Halsbande Brinsingamen ein, nur daß hier die Schmiede Riesen, während sie dort Zwerge sind. Wie die Riesinnen Zemina und Melina, so erwirbt auch Freya den Schmuck für den Preis ihrer Liebe.

In einfacherem Gewande lautet der zamaitische Mythus also: Der Sonnen- und der Regenengel geriethen einst in einen heftigen Streit, wobei sie sich solche Wunden beibrachten, daß das Blut herniederfloß und sich miteinander vermischte. Die Luft aber fing dasselbe auf und gebar daraus den Regenbogen, welcher sich sofort zwischen die Kämpfenden stellte und sie wieder versöhnte. Seitdem übt der Regenbogen fortdauernd das Amt aus, die beiden Engel, wenn sie miteinander kämpfen, zu versöhnen. Da aber der Sonnenengel mehr Blut verloren hat als der Regenengel, so ist der Regenbogen der Sonne geneigter als dem Regenengel; deshalb bricht der letztere meist den Streit ab und zieht sich zurück, wenn er den Regenbogen erblickt.

Die Esthen halten den Regenbogen für die Sichel des Donnergottes, eine Vorstellung, die nicht nur mit der griechischen, sondern auch mit der germanischen Mythologie zusammenstimmt, denn die Sichel kommt als Symbol dem Kronos, dem Zeus und Odhin zu.

Nach finnischer Anschauung ist der Regenbogen die schöne blühende Tochter Pohjas, sie sitzt, reich geschmückt und mit schönen Gewändern bekleidet, auf dem weiten Luftbogen und webt goldene Gewebe. Im Heldenepos Kalewala, Rune 3 Anfang, übersetzt von Hermann Paul, heißt es von ihr:

„Pohja's schöne, blühende Jungfrau,
Ihres Landes Ehre und Preis,
Saß am weiten Bogen des Himmels,
Strahlend hoch im luftigen Blau;
Reich geschmückt in schönen Gewändern,
Weithin glänzend im weißen Kleid,
Webte sie goldene Gewebe,
Webte Silberfäden hinein
Mit dem goldenen Weberschiffchen,
Mit dem silbernen Webekamm.

Schwirrend flog die goldene Spule,
Rollte hurtig in ihrer Hand,
Weithin schallte der Schaft von Kupfer,
Und das Silberschiffchen erklang,
Als die liebliche Jungfrau webte,
Als sie silberne Fäden schlug.

Der Sturmgott Wäinämöinen sieht auf seiner Heimreise die reizende Jungfrau des Nordlandes in der Lüfte Bogen und wirbt um sie.

Manche Forscher, wie A. Kuhn, F. L. W. Schwartz und Hugo Meyer halten daneben auch den Sampo, der ein Werk des Götterschmiedes Ilmarinen ist, und auf Wäinämoinens Veranlassung geschmiedet wird, für den Regenbogen, eine Ansicht, der wir aus verschiedenen Gründen nicht beitreten können.

Die Samojeden sehen in dem Regenbogen den Saum am Mantel der Gottheit Num. S. Castrén, Reise im Norden S. 231.

Nach einem schwedischen Räthsel (s. Rußwurm in der Zeitschrift für deutsche Mythologie III, 350) ist der Regenbogen unter dem Bilde eines Vogelbeerbaumes gedacht: „twe wärde raunträ", über der Welt ein Vogelbeerbaum, welches Räthsel auch zu den Esthen übergegangen ist: „Ülle ilma pühhelgas", über alle Welt ein Ebereschenbaum. Vergl. Mannhardt, Germanische Mythen 21, eine Vorstellung, die sich mit der deutschen von der Wetterruthe deckt.

Die Serben nennen den Regenbogen die Geisterbrücke und schreiben ihr die Macht zu, das Geschlecht zu verwandeln; alles Männliche nämlich, das unter ihr durchgeht, wird weiblich, und alles Weibliche männlich.

Die Neugriechen pflegen den Regenbogen ἡ ζώνη oder τὸ ζωνάριον τῆς Παναγίας, den Gürtel der Mutter Gottes zu nennen.

Wie Müller, Amerikanische Urreligionen, bemerkt, stellen sich endlich die Karaiben den Regenbogen als einen Schmuck des Gottes Juluka vor. Zuweilen wird derselbe auch personificirt, dann blickt er neugierig aus dem Meere oder den Tiefen der Erde empor, sein Haupt ist geschmückt mit Federn, die Stirn ist mit einer prächtigen breiten Binde umwunden, die gleich den Federn des Kolibri in allen Farben spielt.

Damit haben wir den Regenbogen in den Mythen und Sagen der Völker im Osten und Westen, im Norden und Süden verfolgt. Eine den Gegenstand völlig erschöpfende Darstellung haben wir nicht beabsichtigt, sondern nur das uns zur Verfügung stehende Material verarbeitet. Von den deutschen Vorstellungen ist uns wohl nichts Wesentliches entgangen, aber auch die Anschauungen der bekanntesten anderen Völker haben, soweit uns die Litteratur zur Verfügung stand, gebührende Beachtung gefunden.

Frühling in Abbazia.

Stimmungsbild.

Von

Marie Weyr.

— Wien. —

Erstes Capitel.

Oesterreichs Küstengebiet an den südlichen Abhängen des Karstes, das Landdreieck zwischen Triest, Pola und Fiume, war bis vor wenig Jahren dem Oesterreicher selbst kaum mehr als ein geographischer Begriff. Dalmatien kannte man besser. Das Gebiet tiefpurpurner Trauben war dem Wanderhändler wohlvertraut, und die altlateinische Culturfiliale, das „Ausnahmsstübel" freiwillig oder gezwungen weltmüder römischer Cäsaren bildete von jeher eine reichhaltige Fundstätte für Alterthumsforscher, Münzen- und Amphorengräber. Istrien dagegen und der Guarnerische Golf boten weder dem Vergnügungs- noch Geschäftsreisenden Interesse.

Niemand wußte, daß zu Füßen des entwaldeten Karstes der Eingang in liebliche Thäler zu finden sei; daß die launische, boradurchwühlte Adria dort stille, lorbeerumbuschte Buchten bildet, wo die schaumgekrönten Wogen sich wohlig an Reben- und Rosengelände schmiegen, auf den fischreichen Wassern tiefrothe und orangefarbene Segel gleiten und in manch lauer, mondvergessener, leisathmender Lenznacht der Guarnero die Wahlstatt erbitterter Kämpfe der heimischen Fischer mit fremden aus Chioggia oder noch weiter her gekommenen Strandleuten ist.

Man suchte Gesundheit, Naturgenuß, Zerstreuung nur an der Riviera. Aus der Unkenntniß des Landes zog man theilweise falsche Schlüsse auf dessen Bewohner. Charakter und Intellect eines Volkes sind ebenso wie physische Eigenthümlichkeiten das Product von Klima und Boden. Der

Luftgradmesser zeigt auch die Herzenstemperatur, die geistigen Pulsschläge. Der Istrianer ist Mischblut und zeigt dessen Fehler und Vorzüge. Seine Sprache ist ein nicht wohllautendes Conglomerat kroatischer und italienischer Dialekte. Vom Slaven hat er den Hang zur Träumerei mit einem guten Theil schlauer Berechnung und die Vorliebe für den Alkohol, vom Romanen die glückliche Gesichtsbildung, den raschen Griff an's Messer und die Wasserscheu. Wer aber jemals in's Hafengäßchengewirr der alten Hansastädte geblickt oder am Themsestrand in Londons Ostend geirrt, der weiß den Heiligenschein der Poesie zu würdigen, den südliche Sonnenstrahlen um Kehricht, Schutt und ungewaschene Knöchel weben.

Kaum über ein Decennium ist's her, daß der scharfe Blick eines einflußreichen Mannes die Vortheile erfaßte, die das Erschließen des brach liegenden Gebietes für Oesterreich haben müsse. Er fand zur rechten Zeit am richtigen Orte das rechte Wort. Es ward gehört, es wurde That.

Drei Wegstunden westwärts von Fiume liegt auf Felsengrunde, von wildem Strauch- und Buschwerk umhegt, der Marktflecken Volosca, etwas weiter ein altes, baufälliges Kirchlein, Maria stella maris, der letzte Rest einer einst mächtigen Abtei. Dort erhob sich, die Stirnseite dem Meere zugewandt, ein stattliches Gebäude, das erste Hôtel.

Und zuerst aus der Nähe, dann aus immer weiterer Ferne kamen die Menschen. Neugierde sprach das erste, Bewunderung, Wohlbehagen das letzte Wort.

So entstand der am Meeressaum gelegene Winter-Kurort Oesterreichs, Abbazia.

Von Abbazia aus umschlingt in sanftem Rund den westlichen Theil des Guarnerischen Golfes ein Strandpfad, über Ika und Lovrana an der Küste weiterleitend. Ihm folgten, zu Anfang der achtziger Jahre, unter viel Anderen, die gemächlich lustwandelnd des schönen Sonnenunterganges sich freuten, ein Herr mit einer jungen Frau am Arme. Ihnen bald voran, bald zur Seite, wie Kinderlaunen es bedingen, lief ein zartes, schwächliches, kleines Mädchen. Die Erzieherin, ein dem Elternpaare entfernt verwandtes, älteres Fräulein, folgte.

Mann und Frau, ohne gerade ein angeregtes Gespräch zu führen, unterhielten sich ruhig, halblaut, vertraulich wie Menschen, die einander in Blick und Ausdruck, Stimme und Geberden so vollständig kennen, daß bloße Andeutung zum Verständniß genügt. Jahrelanges, friedliches Zusammenleben, gemeinsame Arbeit, gleiche Interessen und Grundsätze, freundliches Eingehen auf die gegenseitig beobachteten kleinen Eigenheiten hatten zur fast vollkommenen Verschmelzung derselben geführt. Der Mann dachte, die Frau fühlte selbstständig. In ihren Handlungen aber zeigte sich's, daß Beide, vom gleichen Ausgangspunkte auf verschiedenen Wegen an's gleiche Ziel gelangten. Der Mann war durch eine, ohne vorhergegangene Irr- und Wanderjahre erfolgte Reife seines Seelenlebens jünger, empfindlicher, welt-

fremder geblieben, als seinen Jahren zusteht. Die Frau war sicherer, ernsthafter, kühler als sonst ihr Alter heischt. Beide Gatten trugen dasselbe schlichte, anspruchslose, vornehme Gepräge gut erzogener, vorurtheilsfreier Menschen. Der Mann war an intensive geistige Thätigkeit, bei körperlicher Ruhe gewöhnt. Wissenschaftliche Hindernisse zu überwinden, Kämpfe um seine Ueberzeugungen, seinen Beruf zu bestehen, belebte, befeuerte ihn. Im wirklichen Leben wich er Reibungen, spitzen Steinen und Unsauberkeiten gerne aus. Große Schmerzen wußte er mit Geduld zu tragen, kleine Unannehmlichten nicht ohne nervöse Gereiztheit. Er hatte ausgeprägten Sinn für Harmonie und Rhythmus und schönes Maß, auf welches er jede, auch die durch die Kunst hervorgerufene Erregung unwillkürlich zurückzuführen suchte. Er empfand Freude an künstlerisch Geschaffenem, ohne selbst schöpferische Phantasie zu besitzen. Er war Gelehrter, Astronom, sein Name bereits rühmlich bekannt. Kein Ziffernmensch, aber den Werth mathematischer Regelmäßigkeit im Thun und Lassen mehr als nöthig und vielleicht gut betonend. Mit einem Worte: ein Theoretiker.

Die Frau von mehr als Mittelgröße reichte dem Gatten fast bis an die Stirn. Sie besaß feine Hände und Füße, tiefbraunes, leichtwelliges Haar, dunkle Augen mit langen Wimpern und großem fragendem Blick, zart bräunliche Wangen, und um den ernsthaften, vollen, kleinen Mund einen müden, abgespannten Zug, ein leises Fältchen, das ebensowohl durch ein herzlich frohes Lachen verwischt, wie durch eine bittere Thräne vertieft zu werden bestimmt schien. Die Kleidung der Frau war aus dunklem, werthvollem Stoff und von einfachem, aber vortheilhaftem, richtigem Schnitt.

Ein dem Paare mit raschem, elastischem Schritt entgegenkommender Wanderer trat höflich zur Seite, um der Dame den schmalen Pfad frei zu geben. Der Gelehrte hob den gewöhnlich etwas geneigten Kopf, die Männer sahen sich einen Augenblick an, streckten fast gleichzeitig, noch halb zögernd, die Hände aus, um sie sich, bei völligem Wiedererkennen, kräftig zu schütteln.

„Wie, Robert, Du hier? Seit wann zurückgekehrt von Deinen Streifzügen in alt und neuer Welt?“

„Seit Kurzem, heil und gesund und arbeitsfroh. Und Du, Georg, berühmter Planetenjäger und Asteroidenfänger, was treibst Du hier fern von Deinem Observatorium? Willst Du mich nicht vorstellen? Ich habe wohl das Vergnügen, mit Deiner Frau Schwester . . . .“

„Frau, nicht Schwester. Erlaube, liebe Minna: Herr Robert Theier, mein bester Kamerad und Studiengenosse, von dem ich Dir viel erzählt und über den wir manchmal gelesen haben. Warum vermuthetest Du eine Schwester in meiner Frau?“

„Ich wähnte im ersten Moment große Aehnlichkeit mit Dir wahrzunehmen, und finde sie noch immer, allein mehr im Ausdruck, als in den

Linien. Wir hörten lange Nichts von einander, ich wußte nicht, daß Du verheirathet seist, wohl aber, daß Du eine Schwester hättest!"

„Sie ist in Deutschland verheirathet. Und Du . . ."

„Ich bin frei und werde es wohl bleiben. Verzeihung, meine Gnädige. Es soll keine Mißachtung weiblichen Werthes, aber auch kein Bedauern für mich in diesem Ausspruch liegen. Ich bin halb Künstler, halb Seemann, als solcher doppelt an Meer und Muse gebunden. Ich habe diesen Beiden viele Stunden entwendet, um sie mit Frauen zu verbringen, aber ich fand noch keine Frau, die nicht jede fern von ihr, selbst im Berufe verbrachte Stunde als Raub an sich betrachtet hätte. Die Frau liebt ausschließlich, wenn sie wahrhaft liebt. Das ist natürlich, reizend, anbetungswürdig. Aber sie fordert vom Manne dasselbe, und das ist — unmöglich. Ich scheine Ihnen zu aufrichtig für eine erste Begegnung? Verzeihung. Ich werde es dafür immer ebenso sein. Ist dies Dein Kind, Georg?"

„Unser einziges. Minchen, laß Dich ansehen. Fräulein Rombach, meine Cousine, Herr Theier."

Das alte Fräulein verneigte sich, das Kind kam ohne Scheu, blickte ruhig an der kräftigen, wohlgebildeten Gestalt des Fremden empor zu dem von hellem, dichtem, kurzgehaltenem Barte umrahmten Antlitz, aus dem Gesundheit und Güte sprachen, und legte das kleine feuchte Händchen in die warme feste Hand, die sich um dasselbe schloß, während der Künstler mitleidig forschend in das blutleere Gesichtchen mit den zwischen schmalen Lippen spitz und bläulich schimmernden Zähnen blickte und die Kleine plötzlich auf die helle Stirn küßte.

Befremdet betrachtete die junge Frau den Freund ihres Gatten und zog, als sei's ein Theil ihres Selbst, in einer Art instinctiv mimosenhafter Regung das Kind zu sich.

Theier war die leise Bewegung nicht entgangen. „Ich habe Kinder sehr lieb," sagte er wie entschuldigend, „und sie erwiedern mir's. Ich lernte mit ihnen umzugehen. In China habe ich monatelang den zweijährigen Knaben eines rasch nacheinander verstorbenen Missionärehepaares mit mir geführt, bis die Damen der anglikanischen Colonie in Shanghai durch Bitten und Vernunftgründe den Sieg über meine pflegeväterliche Liebe davontrugen. Ich mußte den Kleinen dort zurücklassen, wahrte jedoch mein vormundschaftliches Recht und werde mir in einigen Jahren den Sohn holen . . ."

„Und im Cultus der schönen Wahrheit erziehen," lächelte Georg von Pertau. „Du mußt wissen," wandte er sich an seine Frau, „daß Robert schon auf der Schulbank begann, ein Real-Philosoph ganz eigener Art zu werden. Aristipp und Sokrates in einer Person. ‚Wahrheit' galt ihm als Höchstes, aber nur wenn sie zugleich ‚schön' war; diese aufzuspüren und sie den Sieg über Unnatur und Häßlichkeit erringen zu lassen, erschien ihm als erhabenster Lebenszweck. Es schlug schon damals der Künstler

dem werdenden Philosophen in den Nacken. Ich erinnere mich noch ganz genau Deiner, mit Feuereifer auf offener Straße zum Staunen der Vorübergehenden, und oft des Nachts in Deiner stillen Stube zum Entsetzen der schlaftrunkenen Nachbarn gehaltenen Philippiken, die gewöhnlich mit dem Spruche endigten: es giebt keinen Kehrichthaufen, in dem nicht hie und da ein Demant, oft aber eine Glasscherbe, die den Himmel spiegelt, zu finden wäre. — So hörte ich Dich oft reden und habe Dich mehr denn einmal um Deine gottbegnadet hellen Augen beneidet, die, wie magnetisch vom Schönen angezogen, dasselbe immer und überall, auch unter der entstellendsten Hülle zu entdecken und in Deine Seele aufzunehmen gewährten."

„Die Augen habe ich mir Gottlob bewahrt und sehe deshalb noch immer, wenn's auch begreiflicher Weise ohne Enttäuschungen nicht abging, an Lebendem und Leblosem viel Freudiges. Aber vorsichtiger im Suchen ward ich, im Laufe meiner zehnjährigen Wanderschaft. Es zögert zuweilen die Hand, bevor sie den Schleier faßt. Es steckte manchmal Unreines in reiner Hülle, wie umgekehrt. Doch, hindere ich die Herrschaften nicht am Spaziergang? Sie wohnen in Abbazia?"

„Jawohl, Hôtel Stephanie, seit drei Tagen, und kehren jetzt dorthin zurück, da unsere Kleine, der zu Liebe wir hauptsächlich hier sind, gegen die Abendluft empfindlich ist. Du gingst in dieser Richtung, willst Du Dich uns anschließen?"

„Mit Vergnügen. Ich wohne in Ika, dem kleinen Fischerdorf, das dort drüben wie eine Muschel am Felsen klebt; sehr primitiv, aber allein und ungestört, wie ich es zur Arbeit brauche. In Abbazia ist mir zu viel „gute Gesellschaft". Ich ziehe vor, weniger fein zu speisen, wenn ich nicht gezwungen bin, mich zu Tische umzukleiden, und könnte dort nicht, wie ich es gerne thue, drei, vier Treppenstufen auf einmal nehmen, ohne ein paar allmächtige Excellenzen anzurennen. Auch finde ich dort weder einen Malraum noch Modelle. Das hindert mich jedoch nicht, manchmal nach Feierabend zur Erneuerung meines Cigarrenvorrathes . . ."

„Rauchst Du noch immer dies schreckliche Kraut, die Virginier-Cigarre, diesen heillosesten aller Giftstengel," rief mit komischem Entsetzen der Gelehrte. „Was sagen Deine Nerven, Dein Magen dazu?"

„Nichts bis jetzt. Ich erwarte noch die vielfach angedrohten Folgen. Ich komme also, wie gesagt, Abends öfters herüber, sehe mir das Treiben ein wenig an und erquicke mich an einem Glase guten Pilsener Bieres, das Einzige, was ich, offen gesagt, in Ika an Cultur schmerzlich entbehre."

„Wie kommt es," sagte die junge Frau, die bis dahin schweigend, aber durchaus nicht theilnahmlos dem Gespräche gefolgt war, „daß Sie, der Sie doch schon so Vieles geschaffen haben, in Wien so selten in einer Ausstellung vertreten waren. Ich sah von Ihnen nur ein einziges Bild. Es war im vorigen Jahre. Die „Sumpfblume". Man sprach viel davon . . ."

„Und schrieb darüber. Ich weiß es. Es gab Keinen, der mir nicht Unnatur, Farbenzwang und Formkünstelei vorgeworfen hätte. Und doch habe ich das Ganze greifbar deutlich vor mir gesehn, als an einem gluthschwülen Mittag unsere Barke, in's verwirrende Schlingnetz einer schwimmenden Nil-Grastrift gerieth und mit dieser vor einem schilfumsäumten Fellachendorfe strandete. Ich male Nichts, was nicht ist oder nicht sein könnte. In Berlin verlieh man mir die große goldene Medaille für das Bild. Sogar angekauft wurde es. Damit beantwortet sich Ihre Frage von selbst, gnädige Frau."

„Was malen Sie zumeist?"

Robert lachte. „Sie wissen, ich bin aufrichtig. Ich male, wenn ich eine Bestellung mit unterlegtem Text erhalte, Costüme- und Völkerkunde, wenn ich frei schaffen kann, das Meer und schöne Frauen. In der See, dem bald sanft schmeichelnden, bald finster grollenden Element gipfelt mir die sogenannte „unbelebte" und doch so unendlich reiches, geheimnißvolles Leben in sich tragende Schöpfung. Und der weibliche Körper in seinen tausenderlei zarten Variationen und Schattirungen, von der Psycheform kindlicher Jungfräulichkeit bis zur welkenden Ueberreife der taumelnden Bacchantin . . ."

Die junge Frau erröthete und blickte ihren Gatten an. Er las Reue in ihrem Blick über die gestellte Frage, Beschämung über die ertheilte Antwort.

Er fiel Robert in's Wort. „Was kam Dir in den Sinn, plötzlich, nach absolvirten Universitätsstudien zur See zu gehen?"

„Mein Gott, Du weißt, ich hatte früh die Eltern verloren, mein Bruder führte ebenfalls ein Wanderleben. Ich schwankte zwischen Künstler- und Seemannsberuf. Jahrelang fesselte mich der letztere. Du ahnst nicht, Freund, wie man sich sicher und in sich gefestigt fühlt auf dem Schwankenden. Endlich, seit meinem, durch eine Schiffs-Havarie verursachten längeren Aufenthalt in Japan, erlitt, im Studium der dortigen Kunstanschauung, meine bisherige Richtung eine völlige Umwandlung. Lache nicht, Freund; ich fand dort, selbst im Grotesken, mehr Wahrheit, als unsere Akademieweisheit sich träumen läßt, und vor Allem Geschmack . . . Ich kehrte über Italien zurück und ging vorerst nach Paris, um mich dort endgiltig der Malerei zu widmen. Ich lernte, was man eben von Anderen lernen kann: Technik, Manier. Was eigentlich den Künstler macht, lehrt uns kein Meister. Es war die schönste Zeit meines Lebens. Ich liebte . . ."

Der Gelehrte seufzte leise, augenscheinlich etwas beunruhigt über das, was in Gegenwart der jungen Frau aus dem Munde des etwas allzu „aufrichtigen" Freundes kommen würde. Dieser aber fuhr unbekümmert fort:

„Ich liebte, abgöttisch, leidenschaftlich, eifersüchtig, wie man nur eine Geliebte lieben kann, ... meinen Bruder, den ich bis dahin kaum ge-

kannt. Wir waren uns bei unseren seltenen kurzen Begegnungen früher sonderbarer Weise eher feindlich gegenübergestanden, wie wohl zwei gleich heftig und ungestüm das Entgegengesetzte begehrende Naturen. In Paris traten wir einander zum ersten Male näher, und blitzartig überkam uns die Erkenntniß, was wir einander zu sein bestimmt waren. Bruderliebe auf einen Schlag! Es wäre lächerlich, wenn's nicht so erhaben, so rührend gewesen wäre! Eine schmerzliche Erinnerung!"

„Ihr Bruder —" frug die sanfte Stimme neben ihm.

„Starb. Jäh, unerwartet, in der Fülle der Manneskraft, bei einem heiteren, mit Freunden getheilten Mahle; ein Lächeln auf den Lippen. Verklärung über den im Leben hart, fast unschön zu nennenden Zügen. Ein Tod, wie er nur Götterlieblingen gegönnt ist. Ich verlor Viel, ich möchte sagen Alles mit ihm. Er glaubte an mein Talent wie an eine Offenbarung, ich an sein Urtheil, seine Willenskraft und Seelenstärke wie an ein Orakel. Wir waren Beide arm, theilten eine Brotrinde, ein Lager und oft selbst den Rock, wenn der Eine das Haus, vielmehr die Bodenkammer, die wir bewohnten, hütete, damit der Andere seiner Beschäftigung nachgehen könne . . . Ich verließ Paris und ging nach München. Die Noth trieb mich vom Schmerze zur Arbeit. Ich verdiente, anfangs wenig, später mehr. Die Jugend, das Leben forderten ihre Rechte. Ich konnte wieder heiter sein und fand im Schaffen die Kraft, den Muth hiezu. Später ging ich nochmals in den Orient, auf kurze Zeit. Die von dort mitgebrachten Skizzen hatten Erfolg. Ich zehre künstlerisch noch an diesen Erinnerungen. Komm' nächster Tage einmal nach Ika, Du sollst Etwas sehen, was für die nächste „Internationale" bestimmt ist. Doch nun sind wir am Ziele. Ich habe allerlei Einkäufe zu machen — Proviant," sagte Robert lachend. „Ich bin gerade nicht luculliſch verpflegt bei meinem Hauswirth, einem Fischer natürlich, wie alle Bewohner in Ika. Er ist in seinen Mußestunden Schuhflicker, aber Nichts weniger als Poet dazu. Sie speisen an der allgemeinen Abendtafel?"

„Nein, an einem besonderen Tische. Willst Du unser Mahl theilen?"

„Wenn ich nicht störe, gern. Auf Wiedersehn in einer halben Stunde!"

Man trennte sich. Der Gelehrte nahm auf der Terrasse Platz, die Frau begleitete die Erzieherin und das Kind in's Haus. Georg freute sich über das Zusammentreffen mit dem Jugendfreunde. Nur hätte er sich ihn, nicht anders, o nein, nur für seinen, im Laufe der Jahre, wie er sich dessen zum ersten Male bewußt wurde, etwas verfeinerten Geschmack, etwas weniger laut, minder accentuirt und kräftig in Ausdruck und Bewegung, etwas vorbedachter in der Rede gewünscht.

„Sein Herz ist gleich geblieben," dachte der Professor, „doch seine Manieren haben sich ein bischen verschlechtert. Ich überlasse, was den weiteren Umgang mit ihm betrifft, Minna wie gewöhnlich die Führung.

Frauen wissen immer am besten, ob Entgegenkommen oder Abwehr am Platze ist."

Frau „Minne", wie sie ihr Gatte scherzhaft zu nennen pflegte, schien indeß an Abwehr nicht zu denken.

Sie kam mit ihrem gleichmäßigen leichten Schritt und der etwas strengen Kopf- und Schulterhaltung, die dem im Uebrigen durch Colorit und Gesichtslinien eher dem Süden angehörigen Wesen etwas leicht Nordisch-herbes verlieh, unbefangen durch die Reihen der neugierig aufblickenden Gäste auf ihren Gatten zugeschritten, setzte sich und begann mit Rücksicht auf ihres Mannes Lieblingsgerichte das Menu zusammenzustellen.

Georg wünschte den Eindruck kennen zu lernen, den der Freund auf seine Frau hervorgebracht, und freute sich zu hören, daß es ein günstiger gewesen sei.

„Ich glaube selbst," versetzte der Professor, „daß es nur vortheilhaft für uns sein wird, einmal eine andere als die gewohnte Gesellschafts-Atmosphäre zu athmen. War's doch unsere Absicht, mit dieser Reise, der ersten, die wir Beide unternehmen, etwas aus dem alten Geleise zu kommen und uns freiere Bewegung zu gewähren. So nehme ich Roberts Begegnung als günstige Vorbedeutung. Der neuangebahnte Verkehr ist Dir also nicht lästig?"

„Gewiß nicht. Herr Theier hat viel und, wie mir scheint, richtig gesehen, darüber nachgedacht und ist mittheilsam, in letzterem das Gegentheil von Dir und mir. Er spricht ein wenig mehr, als man erwartet, dafür aber besser, so daß man gerne zuhört."

„Ich fürchtete, sein Benehmen könnte Dir mißfallen."

„Es befremdet Anfangs, verletzt aber nicht. Ich bin kein kleines Mädchen mehr und kann, was ich in einem Buche ohne Scheu lesen würde, auch sagen hören. Der Mann ist ehrlich ohne Cynismus. Er hat vielleicht mit schlecht erzogenen, gewiß aber nicht viel mit schlechten Menschen verkehrt, mit Frauen, geistig, wahrscheinlich gar nicht, trotzdem, oder weil er sie mit Vorliebe malt, das fühlt man.

„Du urtheilst, da ich Dich kenne, sage ich nicht ‚merkwürdigerweise', nach der ersten Stunde so, wie ich nach Jahren. Wir sind auch hierin wieder einig. Robert wird von Dir Manches lernen . . ."

„Etwa wie man seine Cravatte bindet, die Cigarre aus dem Mund nimmt, wenn man spricht, und andere kleine gesellschaftliche Rücksichten, die ich Deinen Freund stark im Verdacht habe nicht zu besitzen," sprach lächelnd Minna . . . „Vielleicht werde ich lernen. Was sagte ich? Dort kommt er, trägt seinen „Proviant" und läßt ihn mit beneidenswerther Offenheit durch die Maschen eines Fischnetzes lugen. Die Hofräthin B. erstarrt förmlich bei diesem Anblick!"

Theier setzte sich, und man begann zu speisen; mehrere leichte Gerichte, geräuschlos, gleichgiltig, gewohnheitsmäßig. Der Gelehrte trank ein Glas

hellen Weines, die junge Frau berührte das ihre kaum. Sie empfand weder Hunger noch Durst. Gleichförmige Lebensweise, regelmäßig eingenommene Mahlzeiten verhindern manchmal das Auftreten derartiger Naturforderungen. Robert erwies, ohne lange zu wählen, den Gerichten alle Ehre. Er machte kein Hehl aus seinem kräftigen Appetite und dem Behagen, das ihm dessen Befriedigung gewährte. Der Anblick Essender ist sonst in der Regel weder dem Hungrigen noch dem Satten sympathisch; Minna jedoch freute sich, als sei sie hier Hausfrau, über das Wohlbefinden ihres Gastes, wenngleich sie dessen Ursache nicht begriff. Man plauderte und scherzte und fand in Vergangenheit und Zukunft Berührungspunkte, denn auch Theier wollte nach Beendigung seines Werkes nach Italien. Man hoffte auf dauernden Verkehr und gemeinsam zu unternehmende genußreiche Fahrten.

Theier machte die Tischgenossen lachend aufmerksam, daß es ihm ganz unmöglich sei, auch nicht ihrer Gesellschaft zu Liebe, Wagen zu benützen. „Ich hasse dies unvollkommenste, menschenunwürdigste aller Beförderungsmittel. Wenn ich so neben schwerziehenden Pferden über einen Hügel schreite, sehe ich dem Thier in's große, feuchte, stumm-resignirte Auge und fühle mich ihm verwandt und es frägt mich: Wie komme ich dazu den faulen Kerl, den Roßknecht, den ich mit einem Hufschlage caput machen könnte und der mir geistig höchstens durch ein wenig Schlauheit überlegen ist, sammt seinem Fuhrwerk da hinauf zu schleppen? Freilich, es giebt viel Menschen, die ähnlich fragen könnten. Denen kann ich allerdings nicht helfen. Und dann geht mir das Fahren auch viel zu langsam; immer und immer auf dem Umwege breiter Heerstraßen! Da lobe ich mir meine wegabschneidenden Füße; ich bin immer früher am Ziel als die gleichzeitig mit mir Fortgefahrenen. Sie müssen auch gehen lernen, gnädige Frau, wandte er sich an Minna. „Sie glauben nicht, wie das stärkt, was man da Alles suchen und finden und hereinbringen kann. Und dabei kommt's auch billiger."

Die junge Frau sah ihn verwundert an. Nach Sparsamkeit oder gar Geiz sah der Mann doch wahrlich nicht aus.

„Ja, ich erspare viel dabei, fast so viel, als mich der arme Teufel zu kosten pflegt, den ich ein eigenes Glück habe, bald hier, bald dort, entweder marschunfähig oder halbverhungert im Straßengraben aufzulesen und oft längere Zeit nicht wieder loszuwerden. Sie glauben nicht, wie viel Freunde ich unter Wegelagerern besitze."

Dem Professor mochte die Aussicht, auf diese Weise Natur und Kunst zu genießen, nicht eben verlockend erscheinen. Indeß, er schwieg und betrachtete mit angenehmem Erstaunen seine Frau. Robert erschien ihr neu in Allem; sein herzliches Lachen wirkte ansteckend. Sie lächelte öfters und sah besonders lieblich und jung dadurch aus. Wahrhaftig, auch das lang verschwundene Kindergrübchen, das einst die Braut in den rundlichen

Wangen trug, vertiefte sich wieder. Sie war sichtlich angeregt, frug und antwortete lebhafter als sonst. Georg hatte in letzter Zeit an sich und seiner Frau eine leise Müdigkeit, abwechselnd mit, durch die Rücksicht auf Andere unterdrückter nervöser Reizbarkeit wahrgenommen, wohl eine Folge geistiger Ueberanstrengung und Sorge um das leidende Kind. Von ihm wollte der leichte Druck noch nicht recht weichen, es war ihm lieb, daß es bei Minna der Fall schien, und er schrieb es der durch äußere Eindrücke widerstandsloser beeinflußten Natur der Frauen zu.

Der Gelehrte erwiderte die vertraulichen Mittheilungen des Künstlers mit einer kurzen Schilderung seiner Lebensverhältnisse in den letzten Jahren, erwähnte seiner Berufung an die Universität mit der nachfolgenden an die Wiener Sternwarte, seines Wirkens, der Verbindung mit seiner Frau, die ihm nicht blos liebevolle Gattin, sondern, wie er mit einem dankbaren Blick auf sie betonte, emsige Mitarbeiterin, unermüdliche Gefährtin, der geschickteste Famulus bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten sei. Der einzige Schatten fiele durch die überzarte Constitution des Kindes auf ihr Leben. Auch seine Frau und er seien momentan etwas luft- und wärmebedürftig. Sie wollten vor der geplanten italienischen Reise einige Wochen in Abbazia ruhend sich stärken.

Robert interessirte vom ersten Augenblick an dies fast komische Aufgehen in einander, die seltene Harmonie im Wesen des Ehepaares, welche sich beinahe auf die äußere Erscheinung erstreckte. Es erschien ihm, der tiefer blickte, wohl im Widerspruch mit der übrigen Welt, die in einem solcher Art gestalteten Verhältnisse die sicherste Gewähr dauernden Glückes erblicken mochte, unnatürlich. Eine Ehe, wie sie ihm noch nie vorgekommen, ein sogenanntes „Ideal", wenn sie wahr war. Wahr? Gewiß, diese Menschen spielten keine Komödie. Ob auch so schön, als es den Anschein hatte? Der Seemann ließ wieder einmal das Senkblei durch die Finger gleiten. Er hatte kein Arg, daß der „Wahrheitssucher" in ihm den unbekannteren Theil der Räthselfrage, der Frau, der Künstler dem schönen Weibe erhöhteres Interesse bei seiner Herzenstiefseeforschung zuwandte.

Als habe eine geheime Stimme Minna von den Gedanken ihres Gegenüber benachrichtigt, erhob und verabschiedete sie sich; sie wolle nach dem Kinde sehen.

Nach ihrem Weggehen bemerkten die beiden Männer, daß die Terrasse leer stand, viele Lichter schon gelöscht waren. Dafür war die Nacht mondhell, erquickend. Robert schlug dem Gelehrten vor, ihn ein Stück Weges zu begleiten.

Die Bewegung nach längerem Sitzen streckte wohlig die Muskeln, man schlenderte nebeneinander hin, setzte begonnene Gesprächsthemen fort und begann neue über künstlerische Fragen und Lectüre. Robert ließ als Dichter nur die Classiker gelten, lesenswerth außer ihnen, vielmehr einzig würdig studirt zu werden, die Heroen moderner Naturwissenschaft und die

Philosophen des Alterthums. Die neuere Litteratur sagte ihm Nichts, weder seinem Kopfe, noch seinem Herzen. Cäsar und Ovid, Goethe und Shakespeare gaben ihm Bilder, Darwin begründete ihm dieselben. Er war einseitig darin und ein bischen eigensinnig; er kannte wenig von moderner schriftstellerischer Production und verwarf mit dem Einzelnen das Ganze.

Georg hatte, durch seine Frau und im Verein mit ihr, die Belletristik der Gegenwart kennen und schätzen gelernt; er nannte dem Freunde manch' gutes, anregendes Werk, das dem Künstler Formen und dem Denker Inhalt bieten würde. Er versprach, durch Minna eine Auswahl treffen und dem Freunde zukommen zu lassen. Dieser lenkte nicht ab, als der Gelehrte, an das Letztgesagte anknüpfend, wieder anfing, über seine Frau zu sprechen, die, in einer Art übertragenem, darum nicht minder stark entwickeltem Egoismus, wie bei andern Menschen das liebe „Ich", den Kreis jeden Ideenganges für ihn schloß.

Robert ärgerte sich über dieses ausschließliche Besitzergreifen eines anderen Wesens, dieses sich Dienstbarmachen einer zweiten Individualität, das Schalten damit wie mit einem Willenlosen, ohne dabei Wärme zu fühlen und zu erwecken. Oder war's ihre, die Seele der Frau, die den Geist des Mannes so unterjocht, so sich zu eigen, nach ihrem Bilde geformt hatte, daß dieser „Er" zu sein glaubte und doch nur „Sie" war?

Der Professor hatte das damals fünfzehnjährige Mädchen bei gemeinsamen Freunden kennen gelernt. Er verkehrte dann jahrelang mit wachsendem Interesse an der geistigen und Wohlgefallen an der körperlichen Entwicklung desselben mit der Familie. Der Ton in dem Hause und die der seinen entsprechende Art, zu arbeiten und zu genießen, waren ihm sympathisch. Endlich, in der aufrichtigsten Ueberzeugung, durch dieses Mädchen dauernd befriedigt zu werden und das ihm psychisch verwandte Geschöpf glücklich machen zu können, erbat und erhielt er ihre Hand. „Es sind jetzt acht Jahre her," schloß Georg, „meine Voraussetzungen haben sich in jeder Beziehung bestätigt, und ich muß, um aufrichtig zu sein, eine alte Phrase anwenden: Wir lieben uns wie am ersten Tag unserer Ehe."

„Das ist eben das Unglück," entfuhr es Robert.

„Das Unglück? Du scherzest! . . . Und nicht eben geschmackvoll," setzte Georg für sich hinzu.

„Das Innenleben Deiner Frau ziemt mir nicht zum Inhalt eines Gespräches zu machen. Ein Mann soll überhaupt nicht über Frauen sprechen, außer zu ihnen selbst, und dann nur im Falle er sie überschätzt. Im gegentheiligen Falle thut er besser, zu schweigen. Verstehen wird er sie selten. Von ihnen verstanden werden, nie. Du aber, lieber Freund, solltest Deine Frau heute nicht weniger, aber anders lieben, als am ersten Tag. Mißverstehe mich nicht; ich tadle nicht das Ende, sondern den Anfang. Die Gattin muß im schönsten Sinn „Geliebte" gewesen sein, ehe sie zur

„Freundin" wird, etwas total Fremdes, dem vertraut zu werden uns ein süßes, tolles Verlangen treibt, ein heiliges Räthsel, dessen Lösung uns das reine Weib noch heiliger, die Dirne verächtlich scheinen läßt. Mensch, weißt Du denn nicht, was Leidenschaft ist?"

„Gewiß. Eine Krankheit, die schlimmere Verheerungen im Blute anrichtet als alle Krebsschäden und Tuberkelbacillen, der Balken im Auge, der uns für Menschenwürde erblinden, der . . ."

„Wohin verirrst Du Dich? Um ein Gleichniß aus Deiner Sphäre zu wählen, nicht um schlecht zu citiren, sage ich Dir: So lang die ew'gen Sterne kreisen, betrügt der Mann, nicht das Weib, sondern sich selbst, und er soll und muß es, denn ohne diesen Betrug wäre die Erde schon längst ausgestorben. Leidenschaft heißt der Trug, der ihn die seligste Wonne, das tiefste Leid empfinden, vor Allem aber ihn fühlen läßt, daß er lebt, Leben zu geben und zu nehmen im Stande ist, körperlich und geistig. Nein, mein Freund, mit kaltem Blute ward noch nie Großes vollbracht, keine Welt erobert oder in Trümmer geschlagen, keine Zwingherrschaft gebrochen, kein neuer Glaube der Menschheit verkündigt. Schmähe die Leidenschaft nicht, sie ist die mächtigste Triebfeder im All."

„Ich vermeide," versetzte leicht gereizt der Gelehrte, „grundsätzlich bei so entgegengesetzten Ansichten jede Erörterung. Eine solche ist, allgemein, theoretisch geführt vollkommen zwecklos, da noch nie ein Gegner den anderen überzeugte, und auf's Praktische, Persönliche übertragen nicht selten verstimmend, verletzend. Nur Eines sage mir noch. Du scheinst aus eigener Erfahrung zu sprechen; derartig apodiktische Ueberzeugungen gewinnt man nur durch oder aus sich selbst. Du hast, dank Deiner glücklichen Naturanlage, nur den Segen der Leidenschaft, nicht ihren Fluch empfunden. Kannst Du diesen darum leugnen? Wie stimmt überhaupt diese Ansicht über den „wohlthätigen Betrug" mit Deiner Wahrheitsliebe, Dein Schönheitsdrang mit dem Uebermaß der Leidenschaft. Gerade das Maßlose charakterisirt ja diesen Trieb, und Maßlosigkeit ist häßlich."

„Nicht immer. Auch ist das Maß verschieden, mit dem man mißt. Kannst Du oder ich behaupten, das Deine, das Meine sei das Richtige? Jedem, der da strebt, gilt das Seine dafür. Den Fluch der Leidenschaft empfindet nicht so sehr der, der sie nicht unterdrücken, als derjenige, der sie nicht in die seiner Individualität entsprechende Bahn zu lenken vermag. Napoleon als Welteroberer mit der weithinzielenden Leidenschaft steht als Heros da; derselbe Mann mit seiner brutal-sinnlichen Auffassung des Weibes, dem Mißbrauch desselben, widert uns an. Er hätte die Ueberfülle seiner Kraft einem höheren Zwecke dienstbar machen sollen. Leidenschaft ist groß, Leidenschaften sind klein. Leidenschaft ist oft so schön, daß man anbetend vor ihr niedersinken muß; wenn sie schafft, heißt sie Begeisterung. Selbst wenn sie Zerstörung übt, wirkt sie schöpferisch. Was kann zerstört werden? Die Form. Warum? Um dem Gedanken Sieg

zu bringen, der eine bessere, würdigere begehrt hat. Du erwähntest heute selbst mein, halb noch in der Kindheit ausgesprochenes, unverbrüchlich festgehaltenes Wort: Es giebt keinen Tod, der nicht der Keim neuen Lebens wäre. Ich gehe heute weiter und sage: Es giebt überhaupt keinen Tod!"

Es trat eine Pause ein. Georg fühlte, daß ihm der Freund fremd geworden war. Er liebte geordnetes, einheitliches, systematisches Denken. Schulung der Gehirnthätigkeit. Robert's gar seltsam aus Gefühl und Verstand zusammengesetzte Ansichten, in denen die Poesie fortwährend der Erkenntniß einen Zauberspiegel vorhielt, aus dem diese, verwandelt, sich selbst unkenntlich, zurückblickte, sein sprunghaftes Uebergehen vom Persönlichen zum Allgemeinen deuteten ihm auf Lücken in der Bildung, die auszufüllen Robert heute schwerlich mehr Lust und Aufnahmefähigkeit besaß. Der Professor vermochte den Freund als Denker nicht ernst zu nehmen und fürchtete beinahe, auch über den Künstler so urtheilen zu müssen. Als solcher grübelte Robert wieder zu viel, wo er naiv schaffen sollte. Gemalte Philosophie schien dem Gelehrten von fraglichem Werthe.

Georg fühlte sich müde und sann auf Rückkehr. Da schimmerten um die Felsenbiegung schwache Lichtfunken. Auf der dunkel ruhenden Bucht schwankten unordentlich verworrene Massen, — die Fischerboote im Hafen von Ika.

„Komm' noch einige Schritte mit mir," sagte Robert, „ich zeige Dir das Haus, in dem ich wohne. Du findest es dann leicht bei Tage wieder."

„Bist Du gut untergebracht?"

„Was den Raum betrifft, ja. Die Einrichtung fehlt gänzlich. Ich habe einen nach Norden gelegenen Maistrockenraum zum Atelier und Wohngemach, ein dem Meere zugewandtes Kämmerchen mit entzückender Aussicht, das Fenster von Wein, Glycinien und Rosen umrankt, zum Schlafraum. Daß überall die Scheiben fehlen und die Thüren nicht schließen, genirt mich nicht. Wem sollte das bischen Zugluft schaden!"

„Mir sicherlich," meinte der Professor. „Was stellt das Bild vor, an dem Du arbeitest?"

„Ich will's „Die Perle" nennen. Ueber einen Felsen, an den das Meer hoch hinaufschlägt, — dort drüben an jenem Vorsprung habe ich bei Südwind die Studien dazu gemacht — lehnt sich suchend, spähend der Fischer. Er erblickt in der Tiefe das Ziel seiner Sehnsucht, die Muschel. Aber trügt ihn das Spiel der Woge oder der Sonnenglanz, oder ist ihm ein Wunder beschieden? In der märchenhaft großen, bläulich blinkenden Schale ruht lächelnd ein liebliches Weib."

„Sehr hübsch, aber wo bleibt die Philosophie?"

„Wo sie hingehört: Mit meinen Bildern hat sie Nichts zu thun."

„Du kannst also Dein künstlerisches Denken von Deinem praktischen trennen?“

„Vollkommen, so wie Du, Freund, Liebe von Leidenschaft. Auch denke ich, aufrichtig gestanden, beim Arbeiten wenig. Ich empfinde vor Allem und spreche meine Empfindung in Farben aus. Gelingt es mir einmal, Andere durch diese Art des Schaffens nicht blos zum Fühlen, sondern auch zum Denken anzuregen, dann kann ich ruhig den Pinsel zur Seite legen. Es ist das Höchste, was im Allgemeinen unsere Zeit, umsomehr mein bescheidenes Talent erreichen kann.“

„Und wie steht es mit der von Dir so sehr geschätzten Wahrheit? Sahst Du Alles, was Du jetzt malst?“

„Gewiß, wenn auch nicht gleichzeitig. Allabendlich, oft auch zur Mittagszeit lungern auf den Felsplatten am Meere die braunen, halbnackten Burschen mit dem kleinen Netz an langer Stange, um allerhand Seegethiere auszuspähen und heraufzuholen. Die Muschel, im Kleinen natürlich, habe ich mir einst in der Südsee von einer Klippe gelöst, und das Weib ist dort!“ Er wies auf das Haus, dem die Freunde mittlerweile ganz nahe gekommen waren.

„Wie, hier?“

„Ja, die Tochter meines Wirthes, ein üppiges, gluthäugiges Geschöpf von vollendet schönen Gliederverhältnissen. Der Kopf ist weniger verwendbar, die Züge schon jetzt in der Jugend zu derb, Nase und Backenknochen verrathen, allerdings nur leicht, das slavische Mischblut. Dafür ist die Mundlinie schön geschwungen, das Haar nicht gepflegt, aber lang und schwer, die Zähne gesund — im Ganzen ein Prachtmädel.“

„Sie steht Dir also Modell, unbekleidet?“

„Natürlich, ich kann doch keine Costümstudie aus dem Muschelweibchen machen. Fünfzig Kreuzer die Stunde, gute Behandlung und Naschwerk.“

„Und ihre Eltern lassen das geschehen?“

„Sie hat keine Mutter mehr, und dem Alten sagte ich: Padrone, ich zahle so und so viel, es ist ein Verdienst wie ein anderer. Eure Tochter kann mit Euch, oder einer Nachbarin oder allein kommen, das ist mir gleichgültig. Ich brauche für meine Arbeit eine schöne Frauensperson, die ruhig und ohne sich zu rühren, ein paar Stunden auf einer Matratze liegen kann. Ist's nicht Eure Tochter, so wird sich wohl eine Andere finden. Und der zärtliche Vater brummte, Gina sei alt genug, um zu wissen, was sie thäte. Auch könne sie Franzio fragen, der sei ihr Bräutigam, wenn's dem recht sei . . .“

„Sie hat einen Bräutigam, und es war ihm recht?“

„Mein Gott, der gute Franzio war gerade Tags vorher zum Lugaus auf den Thunfischfang bei Volosca gerufen worden, ein schwierig Amt, das Tag und Nacht ungetheilte Aufmerksamkeit erfordert und ihn wohl

noch einige Zeit festhalten dürfte. So konnte Gina ihn nicht fragen, was sie ohne Zweifel lebhaft bedauert."

„Und Du bist ihr nicht näher getreten?"

„Nein. Ich brauche Ruhe, wenn ich arbeite, und Weiber beunruhigen. Immer. Und dann — principiell, niemals ein Modell! Meine Kunst ist eine reine Braut, ich möchte sie auch nicht mit einem Gedanken beflecken. Abgesehen von Allem bin ich dem Genre, welches Gina so ausgeprägt repräsentirt, oft genug begegnet und habe es nachgerade gründlich satt bekommen. Sie könnte allein auf der Welt sein und reizte mich nicht mehr. Ich fühle mich nicht im Mindesten versucht, mich zum Nebenbuhler des glücklichen Franzio aufzuspielen."

„Und Gina?"

„Scheint sich über meine Zurückhaltung augenscheinlich zu wundern und würde andernfalls kaum die Spröde gespielt haben. Zwar erzählt sie mit Stolz, denn so was ehrt hierzulande ein Mädchen, Franzio sei eifersüchtig, habe ihretwegen schon mehrmals blutige Händel gehabt und ihr geschworen, das nächste Mal auch an ihr ein Exempel zu statuiren. Allein Gina ist faul und putzsüchtig und nimmt gerne ihren Vortheil wahr. Habgier siegt über Furcht. Willst Du sie sehen? Dort steht sie unter der Hausthüre.

Eben that das Mädchen aus dem vollkommen dunkeln Hause einen Schritt in's Freie. Der Stimmenklang, das Geräusch der im Gäßchen widerhallenden Tritte erregte ihre Neugierde, vielleicht auch harrte sie des spät heimkehrenden Gastes. Sie hielt mit einer Hand den Schürzenzipfel, aus dem ein Messer und halbgeschälte Kartoffeln zu Boden zu gleiten drohten, in der anderen, seitlich über den Kopf erhoben, die dreidochtige, altitalische Lampe, die, seit Römerzeiten in istrischem Gebiete eingebürgert, ihre ursprüngliche Form unverändert beibehielt, wenn auch das zu ihrer Herstellung verwendete Material von der vornehmen, kunstfreundlichen, mattschimmernden Bronze zum aufdringlich gelbglänzenden plebejischen Messing sank. Gina mochte wohl beim trüben Oellichtflackern, Gemüse lesend auf dem Schemel in der Hausflur gekauert sein, den ihr rasches Auffahren umgestoßen hatte, und der nun polternd zuerst über die wenigen Stufen, die von der Schwelle zur Straße leiteten, dann über das rundliche, holprige Meerkieselpflaster fast bis zu den Füßen der Freunde rollte.

Die unsicheren, zitternden Flämmchen warfen ein eigenartig geheimnißvoll reizendes Licht auf das kräftige Gliederrund, die ungesucht prächtige, ganz antike Armbewegung des Mädchens, ihre weitgeöffneten, in's Dunkel spähenden Augen, den wie zum Ruf gewölbten Mund, das grobe, graue, nachlässig die Brust umschließende Hemd, den schwarzblauen, kurzen, überdies an der Seite gerafften und durch's Gürtelband gezogenen Rock, die wohlgeformten, nackten, in schweren Holzschuhen klappernden Füße.

Einen Augenblick fesselte der Anblick die Freunde, dann brach Roberts helle Stimme den Bann: „Ecco la bella! Was treibst Du hier außen bei nachtschlafender Zeit, Gina?“

Das Mädchen warf einen raschen mißtrauischen Blick auf den Begleiter des Malers. Als es in diesem keinen der Dorfbewohner, sondern einen wohlgekleideten Fremden wahrnahm, milderte sich der trotzige Zug, der ihm bis dahin zwischen den Brauen gelegen, und Gina antwortete: „Ich habe mit dem Nachtessen auf Sie gewartet, Herr. Der Postbote war drei Mal da, um nach Ihnen zu fragen, und der Bergführer, den Sie wegen dem Ritt auf den Monte Maggiore bestellt haben, ist gerade erst weggegangen.“

„Ihr habt einander beim Warten Gesellschaft geleistet? Und der Vater?“

„Im Wirthshaus, oder schon in der Kammer — ich weiß nicht.“ Sie zuckte die Achseln.

„Für das Nachtessen danke ich Dir heute; ich habe mit dem Herrn in Abbazia gespeist. Hier nimm, da ist Vorrath für die nächsten Tage, Kaffee und Thee und Wurst; für Dich ist auch was mit dabei. Willst Du noch mit mir heraufkommen, Georg?“

„Ich danke, es ist zu spät. Ich muß heim. Aber ich komme wieder. Bald, vielleicht morgen.“

„Das mußt Du. Gute Nacht, lieber Freund. Empfiehl mich Deiner Frau. Es hat mich sehr, wirklich sehr erfreut, Dich hier gefunden zu haben. Gute Nacht und glückliche Träume!“

Der Gelehrte wandte sich zum Gehen, blieb aber nach einigen Schritten unentschlossen, zögernd stehen und sah zurück. Die Hausthüre ließ man, wie es schien, Nachts über unverschlossen. Gina sperrte den von Robert mitgebrachten Proviant in einen Mauerschrank, schüttete die Kartoffeln in eine Ecke und schritt dann, die ausgetretenen steilen Treppenstufen sorgsam beleuchtend, dem Miether voran in's obere Stockwerk.

Das Licht verschwand, tauchte an anderer Stelle, wohl dem Zimmer Roberts, wieder auf. Ein zweites wurde entzündet und hin- und herbewegt. Dann hörte der Professor die kräftige Stimme des Freundes:

„Ich danke. Gute Nacht. Was willst Du noch, Gina?“

„Nichts Besonderes. Der Herr, der mit Ihnen kam, ist wohl Ihr Freund?“

„Ja.“

„Auch ein Deutscher? —“

„Ja.“ —

„Auch ein Maler?“ —

„Nein.“

Roberts Schatten, der bis dahin sichtbar gewesen, verschwand. Ein dumpfes Geräusch folgte, das sich kurz darauf ganz ähnlich wiederholte.

Georg mußte annehmen, der Freund habe sich gesetzt und auf etwas lebhafte Weise seines Schuhwerks entledigt.

Gina schien diesen Tactmangel in Damengesellschaft entschieden nicht so beleidigend zu finden wie der Professor, denn sie ließ sich nicht irre machen und frug weiter: „Was thut Ihr Freund denn, wenn er nicht malt? Ich glaubte, die Deutschen malten Alle." —

„Er guckt in die Sterne."

„Oh —! Und davon kann er leben? Was macht er denn aber am Tage?"

Robert lachte. „Da wird er wohl schlafen."

„Hat er eine Frau?"

„Jawohl!"

„Was thut denn die?"

„Na, die guckt mit ihm in die Sterne."

„Oh Dio! Die Arme!"

„Warum arm?"

In Ginas Hand begann die Lampe bedenklich zu schwanken. Sie schüttelte sich vor Lachen, und den Gelehrten überschlich bei den abgerissenen, stoßweisen, aber nicht unmelodischen Tönen ein eigenthümliches Gefühl. War dies Lachen nicht förmlich dazu angethan, durch einen Kuß erstickt zu werden?

Gina kicherte weiter. „Oh, die Frau muß sich schrecklich langweilen."

„Kümmert's Dich?"

„Nein, ich denke blos. Ich möchte aber . . ."

„Was?"

„Keinen Sternengucker heirathen. Felicissima notte."

Das Licht verschwand, und es wurde stille.

Georg ging nun rasch, fast eilend den Weg zurück, den er vorhin gemächlich beschritten. Ein leichter Wind kam aus Süden, Schatten liefen über die leuchtende Mondesscheibe. Etwas Fremdes war vor Georgs Seele getreten, nach flüchtigem Verweilen wieder entschwunden. Er fühlte plötzlich eine große Leere in sich, eine unruhige Ermattung, eine gewisse Bitterkeit, als habe ihm irgend Jemand ein Unrecht zugefügt. Welches? Er wußte es nicht zu nennen. Und wer? Robert? Nein. Und doch war's, als hinge seine Verstimmung mit dessen Person zusammen. Jawohl, es ärgerte, es enttäuschte ihn, daß der „Wahrheitssucher" log. Ja, ganz zweifellos log. Georg hörte wieder das eigenthümliche Lachen Ginas, und dem Tone gesellte sich das Bild, wie des Mädchens üppiger Leib unter der Erschütterung zittern und sich wiegen und die lose Gewandfalte über der Brust sich runden und straffer spannen mußte. Baarer Unsinn war's, zu glauben, es könne irgend Einer wochenlang an einem Tische sitzen, unter einem Dache ruhen mit einem Weibe wie Gina, das wie eine reife Frucht

am schwanken Aste sich dem Kommenden entgegenneigte, und seiner nicht begehren. Warum sollte Robert auch, der frei und nach Belieben leben und handeln konnte, in vollster Jungmannskraft unnützerweise den Stoiker spielen? Wen kümmerte sein Verhalten, sein Verhältniß zu Gina, dem leichtfertigen Mädchen, dem Modell? Wozu aber ihm, Georg, dem Manne gegenüber, dem Freunde, der doch kein Splitterrichter war, ein Geheimniß daraus machen? Das verschlimmerte die Sache nur. „Im Uebrigen, was kümmert's mich?" fragte sich der Gelehrte noch einmal, als er die teppichbelegten Stufen des „Hôtel Stephanie" emporschritt.

Er öffnete die Zimmerthüre. Es war schwül in dem Raume. Er nahm, da er gewöhnt war, vor dem Einschlafen zu lesen, ein Buch zur Hand, aber die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen. Er begann sich zu entkleiden und öffnete das Fenster. Die kühle Nachtluft strich über sein feuchtes Haar und die erhitzte Stirne. Er merkte erst jetzt, daß er förmlich im Laufschritt den Heimweg zurückgelegt haben müsse. Der seltsamen Erregung, die ihn überkommen hatte, war er trotzdem nicht Herr geworden. Behutsam öffnete er die Thüre zum Nebenzimmer. Das Mondlicht fluthete in demselben. Von den weißen Kissen hob sich das lange, aufgelöste Haar Minnas. Sie hatte die Arme unter dem Nacken gekreuzt und sah mit großen, weitoffenen Augen regungslos in die schweigende Nacht. Durch die leicht verhüllende Decke dämmerte der Umriß zarter Glieder, und in dem ungewissen Lichte sah das bleiche Gesicht der jungen Frau wie das eines müden Kindes aus. Unfern in seinem kleinen Bettchen athmete hörbar, unregelmäßig das Töchterchen. Bei Georgs Eintritt hob Minna erstaunt, fragend den Kopf.

„Was giebt es, Lieber? Bist Du unwohl; benöthigst Du Etwas?"

„Nein, bleib' ruhig, mein Herz. Ich wollte blos nach Dir und der Kleinen sehn. Du schliefst noch nicht?"

„Nein, Du weißt, ich schlafe immer erst spät ein, besonders wenn Vollmond ist. Aber wie kommt es, daß Du noch nicht zu Bette bist? Du scheinst erhitzt — aufgeregt?"

„Ich bin es auch ein wenig. Das viele Reden und reden Hören, vielleicht auch die ungewohnte Bewegung, ich weiß nicht . . ."

Georg beugte sich über seine Frau und küßte sie auf den weichen, feingeformten Arm. Minna zuckte leicht zusammen, zog wie fröstelnd die Decke höher an sich hinauf und schloß die Augen.

„Ich bin sehr müde, Lieber. Auch Dir wird die Ruhe wohlthun. Du solltest etwas Bromkali nehmen. Es steht drüben auf Deinem Tische."

Georg erhob sich. „Ja natürlich, Bromkali. Wir sind wirklich Beide sehr nervös — fast zu sehr. Gute Nacht."

„Gute Nacht, und schließe gut die Thüre. Es zieht sonst."

Georg warf sich mißmuthig auf sein Lager. Gewiß; Minna war eine liebe, gute, theilnahmsvolle, eine kluge, besonnene Frau. Er hätte sie nicht anders gewünscht. Aber manchmal war sie doch ein wenig zu klug, zu besonnen. Er schlief wider Erwarten bald ein; die körperliche Ermüdung führte zu tiefem, traumlosem Vergessen.

Minna lag noch lange wach und sann. Was mochte Georg so erregt haben? So kannte sie ihn nicht. Es stieg Etwas wie Unbehagen in ihr auf, sie fühlte sich fast verletzt. Und doch . . . Vorhin hatte sie gewollt, daß Georg gehen solle, nun kam sie sich auf einmal verlassen vor. Die Einsamkeit bedrückte sie. Sie lauschte dem Athem ihres Kindes, folgte dem lichten Strahlenstreif, der, allmählich vorrückend, von den gefalteten Händchen über die zierlichen Schultern glitt und auf den krausen Löckchen der Kleinen ruhen blieb. Ein mächtiges Verlangen kam über sie, das junge warme Leben an sich zu drücken, seinen Pulsschlag an ihrem Herzen zu fühlen; doch sie scheute sich, den Schlummer des Kindes zu stören. Sie richtete sich empor und forschte in den geliebten Zügen. Wie, wenn das Kind ihr entrissen würde? Sie vermochte den schrecklichen Gedanken nicht zu verscheuchen. Und warum gerade heute diese lähmende, tödtliche Angst? Hatte sie nicht manche, viel gefahrdrohendere Nacht am Bette der Kleinen durchwacht, ohne die Hoffnung sinken zu lassen? Gestern erst hatte der Arzt, den sie nach ihrer Ankunft in Abbazia sogleich zu Rathe zog, versichert, Minchen werde sich in der milden Luft, bei sorgfältiger Pflege vollkommen erholen; sie sah schon in den wenigen Tagen bedeutend wohler aus. Ja, und gehen müsse sie lernen. Herr Theier hatte ganz Recht. „Sie glauben nicht, wie das stärkt," glaubte sie ihn wieder sagen zu hören, und sie gewann neuen Muth, wenn sie der frischen Zuversicht des Mannes gedachte, der so gesundheitsfroh und daseinsfröhlich heute zum ersten Mal vor sie hingetreten war. Ein Glücklicher! Und Einer, der beglücken konnte, auch ohne es zu wollen. Schien's doch, als ob in seinen Bannkreis kein Schatten fallen könne, wer in diesen treten durfte, weilte im Lichte. Minna schalt sich. Warum mußte sie jede freudige, heitere Stunde mit trüben Ahnungen und Selbstquälereien bezahlen? Würde dieser Rückschlag denn nie ausbleiben? Wie thöricht war sie doch gerade jetzt, am Beginn der Reise, auf die sie sich so sehr gefreut, die ein reichsprudelnder Quell neuer, schöner, beglückender Eindrücke zu werden versprach, sich so traurig und niedergeschlagen zu fühlen. War's nicht Undank gegen das Schicksal, das ihr gute Eltern, einen zärtlichen Gatten, ein liebliches Kind, ein friedliches, gesichertes Heim gegeben? Sie wurde geliebt und liebte, ihre Angehörigen, ihren Mann. Gewiß. Hatte sie je einen Augenblick daran gezweifelt? Sie war noch jung. Das Leben lag vor ihr. Und in wenig Tagen sollte es Frühling werden! Nicht jene feuchtgraue, sturmzerfahrene Wolkenfluchtzeit, die daheim seit Jahren fast unmittelbar vom Winterschnee zur sengenden Sommerdürre leitet. Nein, der

wirkliche, wahrhafte Frühling strich schon mit mildem Hauch vom Süden über's Land und weckte mit seinem Sonnenjubel den berauschenden Duft der bräutlichen Scholle. Ja, es wurde Frühling in Abbazia.

Die schweren Augenlider schlossen sich endlich, und in die stille Traumnacht klang's wie Lerchenschlag. Aber kein Anderer hörte es als die einsame, schlafumfangene Frau.

Zweites Capitel.

Während der nächsten Tage arbeitete der Maler und kam fast nicht aus dem Hause. Er kannte keine Ermüdung, wenn er so recht im Schaffen war. Er fühlte, daß das Werk gelang. Das stimmte ihn froh. Uebrigens war das sein gewöhnlicher Gemüthszustand während der Arbeitszeit. Hatte er ein Bild vollendet, folgte der übliche künstlerische Katzenjammer. Er begriff nicht, wie er je hatte Gefallen daran finden können. Gab er es nicht rasch aus der Hand, so machte er es vor sich selbst derart herunter, daß kein guter Strich übrig blieb. Mehr als eines war selbst der Vernichtung anheimgefallen. Sah er aber nach längerer Zeit wieder, was er geschaffen, so staunte er es wie etwas Unbekanntes an: Was, dieses Werk habe ich zusammengebracht? Das ist ja gut, sehr gut sogar! Da heißt es fortarbeiten. Vorwärts, Kamerad! Und er begann mit Feuereifer etwas Neues.

Robert legte eben wieder den Pinsel weg, trat ein paar Schritte zurück, übersah die zuletzt aufgesetzten Lichter und winkte Gina, es sei für heute genug. Der Künstler war einsilbig während der Arbeit. Die schweigenden Lippen hielten die lange, dünne Cigarre im Mundwinkel eingeklemmt und öffneten sich nur, um leicht aufsteigende, bläuliche Wölkchen auszustoßen. Seine ganze Denkkraft sprang blitzartig aus dem Auge auf den beobachtenden Gegenstand, umfaßte, durchdrang diesen und kehrte gesättigt, befruchtet wieder zurück. Die nächste Blutwelle trug den gesammelten Schatz bis zu den feinfühligen Nervenenden der kräftigen Hand. Dann sprachen in leuchtenden Farbentönen die Fingerspitzen.

Es klopfte. Robert hob verwundert den Kopf. Wer konnte zu ihm kommen? Natürlich. Professor von Pertau.

„Spetta," rief Gina und schlüpfte eilig in ihre Kleidung. „Momenta." Dann öffnete sie die Thüre, ließ den Besucher ein und verschwand.

„Störe ich?" frug der Gelehrte.

„Nein. Ich höre ohnehin auf zu arbeiten. Muß die Fläche etwas trocknen lassen. Es ist sehr freundlich von Dir, daß Du gekommen bist. Nimm Platz. Du rauchst?"

„Danke, vorläufig nicht. Ah, da ist ja Deine ‚Perle'."

„Ja. Und hier die Skizzen dazu und noch einiges Andere, was Dich vielleicht interessirt. Du erlaubst, daß ich indeß meine Pinsel wasche. Das ist der Epilog zum Farbenschauspiel."

Der Gelehrte vertiefte sich in die Betrachtung des Bildes. Er versuchte an der Hand der Detailentwürfe die Wandlung des Gedankens bis zur Klärung zu verfolgen, zu vergleichen, sich ein Urtheil zu bilden. Es gelang ihm nicht. Das Gemälde wirkte mächtig auf ihn ein. Es beherrschte ihn. Der Maler lächelte. Er las auf Georgs Antlitz, wofür dieser Worte suchte. Er fühlte, daß auch die der seinen so entgegengesetzte Natur des Gelehrten sich dem Reiz, den dies Gemisch von Wahrheit und Dichtung, von Formenprosa und Farbenpoesie auf den Künstler selbst ausübte, erschloß.

Der Professor wollte endlich seiner Bewunderung Ausdruck verleihen.

„Bitte, sage Nichts, so lange das Bild nicht fertig ist," wehrte ihm Robert. „Ich habe den Eindruck beobachtet, den Du empfingst. Er genügt mir. Mehr noch; er befriedigt mich ganz außerordentlich. Die Mängel, auf die Du mich vielleicht aufmerksam machen willst, kenne ich selbst ganz genau. Sie liegen nicht in der Composition, sind keine organischen Fehler, sondern nur Unfertigkeit. Es muß Alles noch mehr Natur bekommen, ausreifen, dem Lebendigen nachgefühlt werden. Das kommt, Du siehst ja, ich habe noch viel zu thun. Die Hauptsache ist: Der Vorwurf interessirt, die Darstellung fesselt Dich. Von dem, was ich während der Arbeit gedacht und empfunden, ist wohl nur ein Bruchtheil auf der Leinwand sichtbar geworden. Es war der beste Theil des Ganzen, wenn es gelang, Dich ähnlich denken und fühlen zu lassen wie mich. Merkst Du denn nicht, daß ich unter meiner harmlosen Außenseite höchst gefährliche Herrschergelüste hege? Du giebst mir die Sinne preis, ich nehme mir das Herz. Um das Entzücken Deiner körperlichen Augen ist mir's eigentlich gar nicht zu thun. Das bischen Farbentrödel da ist die reine Charlatanerie, eine Lockspeise, das bekannte „Mittel zum Zweck". Ein Jesuit könnt' einen Künstler lehren! Auf Deine Seele hab' ich's abgesehen. Vergiß meinetwegen, was ich gemalt. Was meine Arbeit in Dir entstehen läßt, das Bild, das Du Dir selbst nach meinem Bilde schaffst, das halt' fest. Damit bist Du mein."

Ueber des Gelehrten Züge huschte ein Lächeln. Der Maler hatte nicht so Unrecht. Er betrachtete das Bild und sah es eigentlich nicht mehr, nicht mehr so, wie es vor ihm stand. Seine Phantasie war aufgewacht, nun flog sie weiter. Die Brandungsfluth stieg und senkte sich, die nächste Woge hob die schwankende Muschel vom Grunde zur Oberfläche. Da glätteten sich die Wellen, und rosig tauchte ein hellschimmernder Frauenleib, die „Perle" empor. Venus ward geboren. Sie lächelte ihm entgegen . . . Der Professor fuhr sich über die Augen und stand auf. Aber das Lächeln blieb ihm im Sinne. Das konnte er nicht verwischen. Im Gegentheil. Es ward immer heller, triumphirender, es ward zum übermüthigen Lachen.

Wo hatte er das nur gesehn? Gesehn? Nirgends. Aber gehört? Wo war's nur? Es durchfuhr ihn plötzlich. Neulich, als er des Abends da unten stand und Roberts Gutenachtgruß an das Mädchen belauschte, da hatte . . . Gina so gelacht. Daß ihm das nicht gleich eingefallen. Natürlich war's ihr Lachen. Waren es doch ihre Züge, ihre Körperformen, die Robert auf die Leinwand gebannt.

In dem nördlich gelegenen Arbeitsraum begann es zu dunkeln. Georg trat mit dem Freunde in dessen Schlafgemach und betrachtete die Aussicht. Es lag noch lichter Schein über dem Hafen und weiterhin auf dem ruhigen Golfe.

In Ika herrschte reges Leben. Es war Samstag Abend. Die Männer waren daheim, lungerten auf den Straßen oder besserten ihre Boote aus; die Weiber machten oberflächliche, wenig ernsthafte Versuche, ihre Häuser, Wäschestücke und Kinder kommenden Feiertags wegen zu reinigen. Zwischendurch zankte und lachte und aß man. Der Maler verließ mit dem Freunde seine Wohnung. Unten im Hausflur wusch Gina die Treppenstufen. Arme und Beine entblößt, schmutzige Sprühtropfen auf dem erhitzten Gesicht, ein Stück alter unbrauchbarer Segelleinwand in einen Kübel unreinen Wassers tauchend. Die Göttin als Scheuermagd. Sie schien sich in dieser entwürdigenden Rolle entschieden nicht wohl zu fühlen und rückte verdrießlich mit kurzem Gruß beiseite, als die Herren an ihr vorbeischritten.

Im Parke von Abbazia trafen die Freunde die Frau des Professors in Gesellschaft von Bekannten, die aus Wien eingetroffen waren. Man verbrachte den Abend zusammen. Es wurde spät. Robert kehrte nach Ika zurück. Er hatte bei Tische und nachher neben Minna gesessen und sich fast ausschließlich mit dieser unterhalten. Es war ihm gar nicht, als habe er mit einer Frau gesprochen, eher, als hätte ein anmuthiger Jüngling neben ihm geweilt. So klar und ruhig, so kraftbewußt im Denken pflegen doch sonst Frauen nicht zu sein, dachte er. Oder doch nur solche, die nach hartem Kampfe über die Leichen ihrer Empfindungen geschritten sind. Hier war aber gerade das Gegentheil der Fall. In dieses halb kindliche Gemüthsleben, das unbewußt scheue Zurückbeben vor stärkeren Affecten, hatte weder ein rauher, noch ein allzu süßer Ton geklungen.

„Eine anständige Frau," sagte Robert vor sich hin. „Natürlich, dies Einfache, Wahre ist Unsereinem, der seine Mutter früh verlor, immer das größte Räthsel. Wir studiren ja Alle, was Weiber betrifft, ob daheim oder in fremden Landen, nicht ihre Sitten, nur ihre Unsitten. Aber hier ist noch mehr als eine anständige, hier ist eine hochbegabte, charaktervolle und reizende Frau, Gattin, Mutter und dabei diese Empfindungsnaivetät. . . . Unglaublich."

In dem leichten Kopfschütteln des Künstlers lag Bewunderung für die junge Frau, aber gerade kein Compliment für den Freund.

Die Woche verstrich. Die Tage waren herrlich, die milde Luft lockte in's Freie. So rückte Roberts Arbeit nur langsam fort. Gina wurde mit einem Male unlustig, Modell zu stehen. Des Malers Ernst und Schweigsamkeit während der Sitzungen langweilte, seine Unempfindlichkeit für ihre Reize ärgerte sie. Nun suchte sie durch Sprödigkeit sich wichtig zu machen und hatte bald diesen, bald jenen Grund, ihr Kommen zu verweigern.

Robert ließ sie achselzuckend gewähren und vollendete indeß das Beiwerk. Die Arbeit war so weit gediehen, daß er zur Noth auch ohne Modell fertig werden konnte.

Der Professor kam jetzt fast täglich Vormittags nach Ika, wenn auch nur auf kurze Zeit, setzte sich hinter Robert und sah schweigend zu, wie dieser den Pinsel führte. Der Maler hatte ihm gleich Anfangs erklärt, daß er nicht im Stande sei, während der Arbeit ein Gespräch zu führen. „Ich bin kein Portraitist. Für den gehört Plaudern freilich zum Handwerk, das er eben als solches betreibt. Früher war's anders. Die großen Meister schufen auch im Portrait ein ganzes Kunstwerk. Heute ist Jedermann Specialist: der Schneider, der Arzt, der Künstler. Die Photographie hat die Portraitmalerei als Kunstart todtgeschlagen. Farbiger Lichtdruck, das ist heute das Ideal. Früher spürte man mit Pietät, mit rührender Geduld, mit Begeisterung der lebenden, tausendfach vibrirenden Linie nach; heute hat jeder seinen photographischen Taschenapparat bei sich. Ein pikantes Profil . . . rasch den „Kodak" zur Hand. Eins, zwei, drei, das Bild ist fertig. Dann wird das Netz darauf gelegt, im vergrößerten Maßstabe auf die Leinwand übertragen, Farbe darauf, eine kurze Sitzung wegen dem allgemeinen Colorit, basta. „Zum Sprechen ähnlich." So theilen wir uns jetzt in Schreiber und Abschreiber. Gottlob, letzteres ist nicht mein Fall."

Der Gelehrte kam, trotzdem der Freund sich kaum mit ihm beschäftigte, immer wieder. Robert schrieb es dem Interesse für sein Werk zu, und dies freute ihn mehr, als wäre der Professor seiner Person wegen gekommen. Lobe das Kind, und die Eltern lieben Dich. Der Künstler genießt die reinsten Vaterfreuden. Konnte man es Robert verargen, wenn er gar nicht daran dachte, daß auch ein anderes, als ausschließlich künstlerisches Interesse den Gelehrten bei seinen Besuchen leitete?

Nachdem die Freunde noch rasch einen größeren Ausflug oder auch nur einen Spaziergang für den Nachmittag verabredet, ging der Professor wieder, selten ohne Gina zu begegnen. Er hatte anfangs blos ihrem Gruße gedankt. Später blieb er stehen und unterhielt sich mit ihr. Die kurzen, schlagfertigen Antworten des Mädchens belustigten ihn, sein Anblick machte ihm Vergnügen. Er fand es nicht nöthig, Gina dies zu verhehlen. Es schmeichelte ihr. So war sie also doch nicht blos für die Burschen im Dorfe die „Schöne". Der Professor gefiel ihr nicht sonderlich, aber sie

gefiel ihm. Das war die Hauptsache. Dem Maler gingen vielleicht dadurch die Augen auf für ihren Werth. Das wollte sie durchaus erreichen. Der blonde Riese, der so ausgelassen lustig sein und dann wieder so ernsthaft dreinschauen konnte, hatte ihr's angethan. Sie putzte sich auch an Werktagen, so gut es anging, heraus. Robert neckte sie zuweilen wegen ihrer Eitelkeit, machte ihr wohl auch in seiner gutmüthigen, etwas derben Weise ein scherzhaftes Compliment; dabei blieb es aber. Der Gelehrte jedoch bemerkte ihre Anstrengungen nicht einmal. Er sah das Weib, ob es nun in Lumpen oder Festkleidern vor ihm stand, immer so, wie es auf Roberts Bilde war, und der schöne schmiegkräftige Körper trat königlich aus den plumpen Hüllen der Fischerstochter. Ob Gina gleichgiltig oder lebhaft sprach, immer klang ihm aus ihrer Stimme jener Lachton entgegen, der ihn schon einmal so eigenthümlich berührt hatte.

Eines Tages holte Georg, von Abbazia kommend, das Mädchen ein, welches schon frühmorgens in Volosca gewesen war, und nun nach Ika heimkehrte. Sie legten den Weg gemeinschaftlich zurück. Gina bezeigte sich freundlicher, entgegenkommender als bisher. Als der Gelehrte jedoch Roberts erwähnte, wurde sie verdrießlich und brach das Gespräch kurz ab. Es schien dem Professor, als stünde der Freund nicht in besonderer Gunst bei dem Mädchen. War's ein vorübergehender Zwist oder herrschte wirklich, wie Robert behauptete, völlige Gleichgiltigkeit zwischen den Beiden, von Seite Ginas sogar eine leise Abneigung?

Im Hausflur verabschiedete sich Georg und reichte Gina, zum ersten Male, die Hand. Sie gab ihm ohne Umstände die ihre, die braun, aber weich und wohlgeformt aus dem schlanken Gelenke entsprang. Der Gelehrte hielt sie länger als nöthig fest. Dann trat er bei Robert ein.

„Unter Anderem, meine Frau wünscht lebhaft einmal zu sehen, wo und wie Du eigentlich hausest, was Du arbeitest. Sie stellt sich das ganz romantisch vor: eine Künstlerwerkstatt in einem halbverfallenen Palazzo am Meeresstrand 2c. Ich habe vergeblich versucht, ihr diese Idee auszureden. Vielleicht wenn Du selbst ihr klar machtest . . ."

„Du bist wirklich recht liebenswürdig," meinte Robert ironisch. „Deine Gattin interessirt sich für meine Arbeit, und ich soll ihr das ausreden? Warum soll Deine Frau nicht einmal mit Dir hierherkommen? Im Uebrigen ist ein Atelier, um so mehr, wenn es wie dieses sich auf einem Maisboden befindet, ein neutraler Punkt wie ein Gemeindeamt oder ein ärztliches Sprechzimmer. Ich verstehe wahrhaftig nicht, was daran Unpassendes sein sollte, wenn . . ."

„Aber ich bitte Dich, Du arbeitest ja nicht allein, Du wohnst doch auch in diesen beiden Räumen, die von einander nicht abzuschließen sind. Sieh nur einmal um Dich und denke dabei an Damenbesuch! Und dann hier auf Deinem Bilde die „Perle" und unten im Hause das Mädchen. Nein, liebster Freund, das geht doch wirklich nicht!"

Robert lachte hell auf. „Du bist köstlich! Zwar, was die Unordnung hier betrifft, hast Du Recht. Das läßt sich aber ändern. Nur daß Deine Frau nicht ahnen soll, daß ein Künstler Modelle braucht und sich menschliche Körperformen nicht so ohne Weiteres erfinden kann, das ist von einer modernen Frau etwas viel verlangt."

„Du willst mich nicht verstehen. Die Aehnlichkeit Deiner ‚Perle' mit der Haustochter, eine Begegnung mit dieser könnte meine Frau zu weitergehenden Vermuthungen veranlassen, ihr peinlich sein."

Nun war die Reihe, ärgerlich zu werden, an Robert. „Ich bitte Dich, lieber Freund, diese, wie ich Dir schon einmal sagte, vollkommen irrige Voraussetzung aufzugeben. Wäre das Mädchen meine Geliebte, so hätte ich wahrhaftig den Muth, es einzugesteh'n, keinesfalls aber die Frechheit, eine Dame, die ich hochschätze, in irgend welche Berührung mit ihr zu bringen. Hegt Deine Frau wirklich den Wunsch, meine Arbeit zu besichtigen, und spricht sie mir denselben aus, so liegt von meiner Seite kein Hinderniß vor. Im Gegentheil. Ihr Besuch wird mich ehren und freuen. Uebrigens brauchst doch gerade Du gewiß keinen Dolmetsch Deiner Ansichten bei Deiner Gattin."

„Sicherlich. Daß meine Frau und ich einmal nicht einer Meinung sind, zeigt nur, daß sie eben meine Gründe nicht kennt und ich ihr dieselben nicht sagen will. Ich würde ja sehr gern Minna einmal mitbringen. Könntest Du nicht das Mädchen veranlassen, sich dann nicht zu zeigen?"

„Was fällt Dir ein? Welchen Grund könnte ich für diesen Wunsch angeben, der nicht eine Beleidigung für Gina wäre? Ich möchte für ihre Tugend gerade nicht die Hand in's Feuer legen; aber so steht's denn doch nicht, daß eine anständige Frau sie wie eine Aussätzige scheuen müßte. Das Mädchen ist ohnehin in letzter Zeit unwillig und launisch geworden, so daß ich wohl auf ihre fernere Mithilfe bei meiner Arbeit werde verzichten müssen. Ich habe aber noch reichlich zwei Wochen hier zu thun und möchte diese nicht in Unfrieden mit meinen Hausleuten zubringen. Wenn Ihr aber zum Beispiel Sonntag Vormittag kommen wollt, seid Ihr sicher, Gina nicht zu begegnen. Sie ist pünktlich im Kirchengang wie Alle, die Etwas abzubitten haben."

„Abgemacht also, nächsten Sonntag. Und was das Weitere betrifft —"

„Darüber mach' Dir keine Sorge. Foi de célibataire, Deine Gattin wird über Nichts erröthen müssen."

Der Professor kehrte verstimmt nach Abbazia zurück. Er war dem Freunde gegenüber nicht ehrlich gewesen. Das rächte sich nun, da er die gleiche Täuschung an sich selbst versuchte und sie ihm mißlang. Auch der Selbstbetrug will geübt sein. Es hatte Georg hierzu bisher an Gelegenheit gefehlt. Wie in einem offenen Buche, gern, vielleicht mit etwas zu großem Selbstgenügen, hatte er in sich gelesen. Wo sich eine Lücke fand, hatte Minna, sein zweites „Ich", ergänzt, ausgefüllt. Er dachte das

Werk vollendet. Nun plötzlich entdeckte er ein Blatt, auf dem vorläufig nur eine Zeile stand, eine Zeile aber, die er gern verlöscht hätte, bevor ihrer mehrere kamen, ein Blatt, das er vor Allem vor seiner Frau zu überschlagen wünschte. Von jenem Tage an, da er Gina gesehen, sollte die Gattin mit ihm nicht weiterlesen.

Der Sonntagmorgen kam, himmelfrei und heiter, das klare Meer von kräftiger Ostbrise bewegt. In den Vogeljubel klangen die Meßglocken, und über das sonnenwarme Gestein huschten klugäugige Eidechsen, als der leichte Schritt Frau Minnas sich ihren Schlupfwinkeln am Strande näherte.

Robert erwartete seine Gäste vor dem Hause. Der Besuch freute ihn, er war so ungeduldig, daß er sich nicht zur Arbeit zwingen konnte. Er trieb mit dem alten Fischer, der im Flur saß und qualmte, allerlei Späße, beschenkte die neugierig umherlungernde Kinderschaar mit Orangen und Kupfermünzen und verzehrte inzwischen die Reste eines verspäteten Frühstückes nach der patriarchalischen Sitte Ikas im Freien. Gina war schon vor geraumer Weile im vollsten Festtagsputz nach Veprinaz, dem etwa eine Stunde entfernten Bergkirchlein, in Begleitung Franzios, ihres Bräutigams, aufgebrochen. Dort hielt heute ein Wandermönch Fastenpredigt, ein Ereigniß für die ganze Umgebung. Auch ein Ablaß war bei dieser Gelegenheit zu gewinnen für begangene und noch zu begehende Sünden. Das wollte Niemand versäumen. Es blieben im Dorfe nur Kinder und Greise zurück, die, die noch Nichts zu bereuen, und jene, die Nichts mehr zu hoffen hatten.

Der alte Fischer nahm die Pfeife aus dem Munde und klopfte damit auf die Treppenstufe. Asche und halbverkohlte Blätter fielen heraus, drüber hin sickerten dunkelbernsteinfarbige Tropfen, der scharfätzende Tabakssaft, der sich im Rohre angesammelt hatte. Der Alte hob einen Strohhalm auf, den Robert aus seiner Virginiacigarre gezogen und weggeworfen hatte, und bemühte sich, das verstopfte Zugloch in der Pfeife damit zu reinigen. Da er nicht rauchen konnte und, wie immer nach einem vorhergegangenen kräftigen Rausche, in gerührter, mittheilsamer Stimmung war, sagte er zu Robert: „Euch geht's gut, Herr!"

Der Maler lachte. „Da habt Ihr Recht. Woran kennt Ihr das aber, Padrone?"

„Na, wer Euch das nicht am Gesicht absähe . . . Ihr schaut ja drein, als ob unser Herrgott seine Welt und den schönen Sonntag dazu für Euch allein erschaffen hätte! War auch einmal jung und kräftig wie Ihr und hatte just nicht die schlechtesten Zeiten. Aber so fidel bin ich nie gewesen. Ging mir immer zu viel im Kopfe herum, was ich gern gehabt hätte und nicht kriegen konnte. War's heut ein Weib, so war's ein andermal ein Feld, ein Stück Vieh . . . gerade so, wie's in der Bibel steht: Du sollst nicht begehren . . . Seht Ihr, Herr, und gerade daran liegt's. Teufel hinein, des ‚Nächsten Gut', das ist das, was Ihr nicht habt und nicht

haben könnt, und wenn Ihr Euch den Kopf an der Mauer einrennt, just das, was Ihr gerade am meisten begehrt, während es der Andere gar nicht einmal schätzt oder doch so thut, um Euch zu ärgern. Blind und taub müßte Einer sein, und noch hörte und sähe er zu viel von des Nächsten Gut, wenn ihm einmal der schlimme Tropfen im Geblüt sitzt. Ist nicht mehr herauszubringen, bis das Alter kommt und dämpft und dämpft. Dann schläft man lang und träumt nicht mehr und trinkt und will nur seinen Frieden haben. Aber den lassen sie Einem nicht. Ihr könnt mir's glauben, Herr, sie lassen ihn Euch nicht. Kaum hat man seine paar Gläser getrunken, so neiden sie es Einem und suchen Streit, ja Streit mit einem alten Manne. Das Mädel, die Gina, ist gerade so. Wenn die lacht, dann gilt's des Nachbarn Begräbniß. 's liegt im Blut, Herr, ja ja. Euch freilich geht's gut. Habt mehr, als Ihr braucht und begehrt. Dankt's Euren Eltern, Herr, wenn's das nicht giebt für Euch, des ‚Nächsten Gut'. Ich sag' Euch, 's liegt im Blut. Braucht Euch drauf Nichts einzubilden."

Robert blickte in komischem Erstaunen dem Alten in's Gesicht. „Donnerwetter, welche Entdeckung! Ibsen als Flickschuster! Auf, Padrone, Ihr seid hier nicht am rechten Orte! Ihr gehört auf die ‚Freie Bühne'."

„Was meint Ihr?" frug der Alte. „Wo soll ich hingehen? Was ist das für ein Ort? Lebt man dort von des Nächsten Gut?"

„Zuweilen," lächelte Robert ironisch.

Indeß kam vom Hafen herauf durch's Gäßchen der Gelehrte mit seiner Gattin. Der Fischer, der wohl den Professor, die junge Frau aber noch nie gesehen hatte, blickte ihr neugierig entgegen. Mit einem Male spielte ein schlaues Grinsen um den vielfaltigen Mund. „Schau, schau," murmelte er vor sich hin, „darum also war's dem Maler auf einmal nicht mehr schön genug in seinem Zimmer. Darum das viele unnütze Zeug, das er gestern herbeischleppte. Hui," pfiff er leise durch die Zahnlücken, während er anscheinend ehrerbietig aufstand und den Weg frei gab. „Mich will er dort hinschicken, wo des Nächsten Gut zu haben ist? Scheint mir, er ist selber auf dem Wege dazu."

Robert geleitete die junge Frau über die Treppe und trat mit ihr in seine Wohnung. Langsamer folgte der Professor. Trotz des Freundes Versprechen fürchtete er Ginas Anwesenheit und warf unruhige Blicke um sich. Eine Begegnung der beiden Frauen wäre ihm höchst unerwünscht gewesen. Wie leicht ließen sich seine häufigen Besuche bei dem Maler mit der Anwesenheit des schönen Mädchens im Hause in Verbindung bringen, Er konnte es sich nicht verhehlen: Gina fesselte, bestrickte ihn immer mehr. je öfter er sie sah. Sie weckte Empfindungen in ihm, die er nicht gekannt, einen Taumel, den er nie, nicht einmal in der ersten Jünglingszeit einem Weibe gegenüber verspürt hatte. Sollte er sich das als Schuld anrechnen? Gewiß nicht, so lange er Herr seiner Handlungen blieb. Der flüchtige

Wunsch einer Stunde . . . welcher Mann kann sagen, daß er ihn nie gefühlt? Er liebte seine Frau darum nicht weniger; er beleidigte sie dadurch nicht. Darum wollte er sich aber auch keinem ungerechten Verdacht aussetzen. Ja, ungerecht wäre ein solcher gewesen. Er sollte weniger stark sein als Robert? Er, der ruhige, besonnene gewissenhafte Gelehrte, dem jede Ausschreitung verhaßt, die Leidenschaft etwas Verwerfliches dünkte, sollte straucheln, wo der leichtfertige, ungebundene Künstler freiwillig fest blieb? Lächerlich! Er war Mann genug, sich zu sagen: Bis hierher — aber nun nicht weiter.

Roberts Zimmer gegenüber in der Hausflur stand die Thür eines Gemaches offen. Nicht weit, aber doch so, daß man schräg über hineinblicken konnte. Es gehörte zu des Professors Eigenheiten, daß er dergleichen nicht sehen konnte, ohne daß es ihm, mochte er selbst noch so geschützt sein, wie Zugwind kühl über den Rücken strich. Das geräuschlose Schließen der Thüren nannte er die erste Bedingung einer guten Erziehung. In seinem Hause wußte darum sogar klein Minchen, sich auf die Fußspitzen stellend, die Klinke vorschriftsmäßig zu handhaben. Hier durfte man dergleichen freilich nicht erwarten. Instinctmäßig, ohne Absicht, als müsse es so sein, streckte Georg die Hand aus, um dem Uebelstande abzuhelfen, warf dabei einen Blick in das Gemach und blieb unwillkürlich stehen. Er sah in Ginas Kammer.

Da sah es wüst aus. Das Mädchen war, nachdem es zu viel Zeit vertrödelt hatte, rasch aufgebrochen, ohne an Ordnen zu denken. Die noch am frühen Morgen getragenen Alltagskleider lagen über einen Stuhl geworfen, weit offen gähnte eine Truhe, in der in buntem Durcheinander Wäsche, Hausgeräth und Gewandstücke sich drängten. Auf dem Tische stand die Messinglampe, daran gelehnt eine Spiegelscherbe, daneben der durchlöcherte Kamm, mit dem Gina ihr schweres widerspenstiges Haar entwirrt hatte, wobei einige Strähne der Feier zum Opfer gefallen waren. Das Lager befand sich noch so, wie es das Mädchen des Morgens verlassen. Aus dem arg zerflickten Laken lugte überall Stroh; in dem weichen Kopfkissen und dem platten Federunterbett zeichnete sich noch deutlich der Körperdruck. Auf einer am Fensterbrett, zwischen Cactus und Wachsblumenstöcken stehenden Zinnschüssel schwamm röthlich-grauer Schaum mit leichten Bläschen, in denen die Sonnenlichter zuckten, das Ueberbleibsel jener schlechten, billigen, sogenannt „feinen" Seife, welche die Dorfschönen auf Jahrmärkten von ihren Burschen geschenkt bekommen und deren sie sich an Festtagen bedienen. Ein Fläschchen Wohlgeruch zweifelhafter Güte und Provenienz mit der Aufschrift: „Fior di maggio" stand halbgeleert daneben. Es erfüllte den Raum mit einem eigenthümlich faden, fäulnißartigen Duft.

Auf einmal drang in die Stille des kleinen Zimmers ein heiserer Gurgellaut. Von einem Eckschranke kollerte quer über die Dielen ein Garnknäuel fast bis zu dem Lauscher, der an der Schwelle zögerte. Mit

schwerem, unbehilflichem Schlage der beschnittenen Flügel verfolgte eine zahme Dohle, Ginas Liebling, das Spielzeug. Stahlnadeln klirrten leise. Im plumpen Hüpfen schleppte das Thier ein unvollendet Frauenstrickzeug an immer länger sich abrollendem Faden hinter sich her. Der wirre Knäuel schlang sich im Rollen um den Fuß des Gelehrten. Die Dohle kreischte auf und hackte mit dem scharfen Schnabel in den Schuhglanz. Erschreckt zog Georg die Thüre in's Schloß. Der Vogel entwischte.

Der Hausflur erschien des Professors Augen dunkel. Er tastete sich vorwärts und trat bei Robert ein. Er erkannte den Raum nicht wieder. Die kahlen Wände, von denen der lose Mörtel bröckelte, waren von fein abgetönten Geweben überspannt. Teppiche deckten die ausgetretenen Ziegelfliese. Ein breites Ruhebett, über dessen Sammetbehang ein japanisches Seidengewand geworfen war, nahm den Raum neben der Thüröffnung zu Roberts Schlafgemach ein. Auch dort barg sich die Bedürfnißlosigkeit des Künstlers unter den Hüllen orientalischer Ueppigkeit. Aus allen Ecken lugte frisches Grün.

Während die junge Frau vor der Staffelei stand, nahm Robert den Freund beiseite.

„Was sagst Du zu meiner Geschicklichkeit im Verschwindenlassen und Hervorzaubern? Ich werde Vorstellungen als Taschenspieler geben. Eins — zwei, aus jedem Aermel ein Interieur. Bist Du nun zufrieden?"

Der Gelehrte zuckte die Achseln. „Du bist närrisch, lieber Freund. Sich solche Auslagen zu machen! Wo hast Du nur all das Zeug aufgefunden?"

„In Fiume, Du kennst ja das Geschäft am Marktplatz. Antiquitäten und Chinoiserien. Beruhige Dich nur. Ich habe mich durch diese Einkäufe nicht ruinirt. Uebrigens, eines Tages, wenn auch noch nicht so bald, werde ich mich doch irgendwo dauernd niederlassen. Stoffe kann man immer brauchen. Und das famose Sopha dort, höchsteigne Construction, ich möchte Dir nicht rathen, Deine Siesta darauf zu halten. Die reine Augenweide. Ein paar leere Kisten, Stroh darüber und eine alte Matratze. Aber Verschwiegenheit, Freund, Discretion!"

Minna blickte suchend um sich. Robert rückte ein Tabouret vor die Staffelei. Die junge Frau setzte sich, der Künstler trat hinter sie, den Malstock in der Hand, erläuternd, die Entwicklungsgeschichte des Bildes erzählend. Minna sah und bewunderte rückhaltlos, horchte und freute sich ihres Verständnisses. Dann machte sie in ihrer feinen, bescheidenen Art, halb klang es wie eine Frage, den Maler auf eine harte Ueberschneidung im Gliederspiel der „Perle", einen störenden Schatten, der sich zwischen den Körper des Fischers und die Felspartie eingeschlichen hatte, aufmerksam. Der Fehler war sowohl dem Künstler selbst, als dem Gelehrten, der doch wochenlang bereits dem Fortschreiten des Werkes zusah, entgangen. Theier

staunte über das Urtheil der jungen Frau. Bald waren die Beiden in ein ernsthaftes Kunstgespräch vertieft.

Der Professor langweilte sich. Gewiß, Robert war begabt, sein Bild interessant, überhaupt die Kunst etwas Schönes, aber ewig und immer dieses Thema! Das schon im Voraus empfundene Mißbehagen, seine Frau vor Theiers Werke, dem Abbilde Ginas, zu sehen, steigerte sich jetzt noch. Warum hatte er auch nachgegeben? War er nicht so gut als ein Anderer Herr in seinem Hause, den Launen seiner Frau gegenüber? Warum bestand Minna, die doch sonst seinen noch unausgesprochenen Wünschen entgegenkam, darauf, hierherzukommen?

Der eigenthümliche, nervenaufreizende Geruch, den Georg vorhin aus Ginas Kammer eingesogen und noch immer zu verspüren glaubte, die ärgerliche Erregung verursachten ihm Kopfschmerz, einen dumpfen, betäubenden Druck auf das Stirnbein. Neben dem Fenster stand auf einem Tischchen Wasser und Wein, ein alterthümlicher Becher aus getriebenem Silber, ein langstieliges, helles Venetianerglas, nebenbei lagen, auf eine Majolicaschüssel gehäuft, Winterfrüchte, Orangen, Granatäpfel, getrocknete Feigen. Der Professor trat mit einem: „Du erlaubst," das von Robert überhört wurde, hinzu, vermischte einige Tropfen Istrianer mit Wasser und trank. Ein leichter, vorübergehender Schwindel erfaßte ihn. Georg kannte Minnas rasch wachgerufene Besorgniß und erwähnte Nichts von seinem Unwohlsein. Aber die Luft hier oben schien ihm unerträglich. Er trat in Theiers Schlafzimmer, zog einen Stuhl zum geöffneten Fenster und nahm aus Büchern, die in bunter Reihe auf der Brüstung lagen, eines, das aufgeschlagen war, zur Hand. Es waren Pierre Lotis „Madame Chrysanthème" und „Japoneries d'automne" zu einem Bande vereint. „Wie kommt Robert dazu", dachte der Gelehrte, „dieser Feind der zeitgenössischen Litteratur, und gar hier zu den ‚Kronprätendenten' und ‚Hedda Gabler'? Ach ja, natürlich, das ist ja die Auswahl, die Minna für ihn versucht. Sie hat, wie es scheint, das Richtige getroffen. Loti, der Seemann und Poet, ist als Autor wie geschaffen für Robert in der Sympathie ihrer Erlebnisse und Naturanschauungen. Schade, daß unser Myrbach die japanischen Skizzen bereits so reizend illustrirt hat. Das wäre eine Aufgabe für Theier gewesen. Und Ibsen, jene Hedda Gabler, die von ihrem Geliebten fordert, er solle sich aus der Welt schaffen, aber ‚in Schönheit' sterben . . . Doch, um diese ad absurdum-Führung seiner eigenen Theorie zu merken, ist Robert zu naiv, zu selbstsicher. Aber meine Frau versteht es wahrhaftig, die Ungläubigen zum heiligen Geist ‚der Moderne' zu bekehren."

Der Gelehrte durchflog die ihm wohlbekannten Bücher, warf ab und zu einen Blick auf's Meer und fühlte sich nach und nach wohler. Eine nicht unangenehme Müdigkeit kam über ihn, das Zittern der Frühlichter vor ihm über dem Wasser blendete die Augen. Schloß er sie, so ver-

schmolzen in wunderlicher Weise die zuletzt empfangenen Eindrücke, das Bild von Ginas Kammer und das seiner augenblicklichen Umgebung ineinander. Saß er nicht vor dem kleinen Gitterfenster, an dem die rothen Cactusblüthen leuchteten? War's seine Frau oder das schöne Mädchen, das neben ihm stand und den leichtfaltigen Teppich über das ärmliche Lager mit den bunt durchwühlten Kissen breitete? Lachte nicht nebenan soeben Gina spöttisch zu Roberts Worten, der ihr von Kunst, und immer nur von Kunst erzählte? Mit einem gewaltsamen Ruck schüttelte Georg die Betäubung von sich ab und stand auf. Was wandelte ihn nur an, hier am hellen Tag zu träumen?

Im Atelier hatte indeß Robert im Eifer der Wechselrede unzählige Mal den Raum durchmessen und sich müde gesprochen. Nun trat er wieder hinter die junge Frau, die noch immer vor dem Bilde saß, den Kopf etwas zur Seite geneigt, die eine Hand leicht im Schoße ruhend, die andere an die Staffelei gelegt. Ihr bläulich schimmerndes Kleid aus weicher Seide ließ den zartgerundeten Nacken frei. Ueber diesem begann das flockige Gekräusel tiefbrauner Haarwellen, die, sich ungekünstelt um's Kopfrund schmiegend, bis zur Scheitelhöhe aufstiegen und dort um einen goldenen Pfeil sich zu losem Knoten schlangen. Des Künstlers Blick ruhte auf Minnas feingeschnittenem Profil, das ihn an eine antike Gemme mahnte. Unwillkürlich hob sich seine Hand, in der Luft die reine Linie nachzuziehen, seinem Geist dadurch noch sicherer einzuprägen. Ueberrascht blickte die junge Frau auf. „Was treiben Sie, Herr Theier? Was sind das für geheimnißvolle Zeichen? Sie werden mich doch nicht hypnotisiren wollen?"

Robert lachte: „Wer weiß .... um Sie in dieser Stellung festzuhalten .... Verzeihung, gnädige Frau, für meine Unbescheidenheit .... Wollen Sie einen Augenblick, nur einen Augenblick stille halten und hier herüberschauen?" Er holte rasch das japanische Gewand von dem Ruhebette und legte es leicht, ohne die junge Frau auch nur mit der Hand zu streifen, über ihre Schultern. Von dem tiefgelben, mit bunten und goldenen Blumen bestickten Gewebe hob sich doppelt anmuthig das dunkle Köpfchen, während unter Roberts Beobachtung ein feines Roth im hellen Nacken aufstieg und sich, über die zierlichen Ohrmuscheln und Wangen verbreitend, in leichtem Schatten unter den Augen verlief.

„So möchte ich Sie malen," sagte Robert, „als Japanerin, oder doch in ähnlicher Farbenstimmung, ja, und gerade mit dem ein bischen scheuen, vorwurfsvollen Blick, mit dem Sie mich jetzt wieder ansehen, just wie damals bei unserer ersten Begegnung, als ich Ihr kleines Mädchen küßte. Sie sind seither viel heiterer und lebensfroher geworden — das steht Ihnen auch gut, gewiß. Aber jener andere Ausdruck, der bleibt doch das Charakteristische für Sie — diese stille Abwehr — diese mimosenhafte Unberührbarkeit ... Habe ich Sie gekränkt?" frug er hastig und besorgt,

als Minna aufstand, sich abwandte und zum Fenster trat. „Natürlich, ich bin ein ungeschickter, ungezogener Mensch. Aber sehen Sie, es ist sonderbar. Wenn ich mit Ihnen rede, mag ich auch noch so sehr durch Ihre Erscheinung daran erinnert werden, ich vergesse immer, daß ich eine Dame vor mir habe, und sage ganz unbefangen, was mir durch den Kopf fährt, so wie ich zu einem guten Freunde, einem Gleichgesinnten spräche. Ich weiß nicht, ob Ihnen das verständlich ist, aber bitte, seien Sie mir nicht böse. Erziehen Sie mich ein bischen. Ich bin Frauen gegenüber heute noch ein großes, unbeholfenes Kind."

Minna wandte sich lächelnd um und reichte ihm die Hand. „Vor Allem müssen Sie sich abgewöhnen, in uns immer Modelle zu sehen. Das lieben nur Diejenigen, die gewöhnt sind zu . . . posiren. Eine feinfühlende Frau verletzt dergleichen. Ihnen kann man aber mit bestem Willen nicht böse sein. Ist es nun nicht Zeit zur Heimkehr für uns?"

„Schon? Sie sind doch kaum gekommen!"

„Was macht Georg?"

„Er liest. Wollen Sie nicht einen Schluck Wein nehmen, eine von jenen Früchten?"

Ohne die Antwort abzuwarten, ergriff Robert das Tischchen, trug es vor das Ruhebett, bat Minna, Platz zu nehmen, und schenkte so hastig den dunklen Wein aus der schmalhalsigen weitgebauchten Kürbisflasche, daß der silberne Becher überfloß.

„O wie schade," rief die junge Frau und zog rasch die mit alten Klöppelspitzen besetzte Leinwanddecke weg, die über dem Tischchen lag. Zu spät. „Sie Ungestüm, haben Sie kein Salz zur Hand, um es auf die Flecken zu streuen? Oder lassen Sie — Ich will das Deckchen mitnehmen und bei mir daheim versuchen, das Unglück wieder gut zu machen. Wie soll man jetzt aber aus dem übervollen Becher trinken, ohne neuerdings zu verschütten?"

„Versuchen Sie es nur," bat Robert.

Minna stützte die linke Hand auf das Tischchen, die rechte umschloß den Becher. Sie hob ihn, die Augen gesenkt, vorsichtig, langsam, allmählich, höher. Der Oberkörper beugte sich leise vornüber, so daß die entgegenkommenden Lippen den Rand zu suchen schienen. Es gelang. Für einen Augenblick verschwand der nippende Mund in den Purpurtropfen. Im Begriffe, den Becher abzusetzen, schlug Minna die Augen auf. Robert stand, nur durch das Tischchen getrennt vor ihr mit solch' einem Ausdruck ehrlicher, warmer Bewunderung in den offenen Zügen, daß es die junge Frau verwirrte. Ihr Arm begann zu schwanken, die Hand zitterte, der Wein strömte über die schlanken Finger.

In diesem Augenblicke trat der Professor ein. Minna zog hastig ihr Taschentuch und trocknete die Hand.

„Nun," sagte Georg, „ich glaube, wir brechen auf."

„Ja, es ist Zeit," erwiderte die junge Frau. „Wir sind schon zu lange geblieben."

„Gehst Du mit uns?" fragte der Professor den Maler.

„Nein, ich begleite Dich eine Strecke, kehre aber dann zur Arbeit zurück, das Licht ist heute besonders gut."

Der Professor reichte seiner Frau Hut und Schirm, dann verließ man das Haus. Bei den letzten Häusern von Ika kamen den Freunden die aus der Messe Heimkehrenden entgegen. Die Dorfbewohner, Männer und Weiber, grüßten den Maler laut und freundlicher, als im Allgemeinen Fremden gegenüber dort üblich. Einige blieben stehen und musterten neugierig seine Begleiter. Die Weiber stießen die Ellenbogen aneinander und deuteten auf das schillernde Seidengewand der fremden Dame. Etwas später als die Anderen kam Gina, neben ihr Franzio, eine Nachbarstochter und noch einige andere Burschen, welche die Mädchen neckten und Franzio, der seine Braut unter den Arm gefaßt hatte, von ihr wegzudrängen suchten. Die Burschen, unter denen Einer das Original von Roberts „Perlenfischer" gewesen, zogen ihre Mützen. Robert dankte, der Professor nickte flüchtig, Gina ganz unbeachtet lassend. Diese sah erstaunt drein, maß dann die Frau des Gelehrten mit einem langen eigenthümlichen Blick, lächelte höhnisch zu Robert hinüber und ging ruhig fort. Der Sterngucker fürchtete sich also vor seiner Frau . . . Mochte er. Das war ein gutes Zeichen für Gina.

Wer Nichts zu verbergen hat, versteckt Nichts.

Die stattliche auffallende Erscheinung des Mädchens war indeß Minna nicht entgangen. „Welch' prächtige Gestalt," sagte die junge Frau. „Ich sah noch selten ein so schönes Weib. Oder ist es ein Mädchen? Kennen Sie sie? Sonderbar, mir kommen die Züge so bekannt vor . . ."

Die Männer wechselten einen raschen Blick. Robert zuckte unmerklich die Achseln. Wenn der Gelehrte glaubte, er würde seiner kindischen Skrupel wegen etwa lügen . . . Oder hatte Georg einen anderen, triftigeren Grund, seine Frau von Ginas Anwesenheit in dem Hause, das er täglich besuchte, Nichts wissen zu lassen? Es stieg eine Ahnung des wahren Sachverhalts in Theier auf, ein Zweifel, den er allsobald niederzukämpfen versuchte, was ihm aber nicht ganz gelang. Aber Minna harrte seiner Antwort.

„Freilich kenne ich das Mädchen," sagte er anscheinend gleichgiltig. „Es ist das schönste hier in der Umgebung. Ich habe Einiges von ihm für meine „Perle" benützt. Sie wissen ja, gnädige Frau, unsere beste Erfindung reicht doch nie an die Natur heran. Wahrscheinlich ist Ihnen die Aehnlichkeit aufgefallen. Nun aber will ich umkehren. Dank für Ihren lieben Besuch. Sie ahnen nicht, wie sehr er mich erfreut hat."

So trennte man sich.

Robert kehrte in seine Wohnung zurück. Unten in der Küche rumorte Gina unter den Töpfen, der Alte zankte mit Franzio. Theier setzte sich

vor die Staffelei und modellirte mit dem Pinsel an dem weiblichen Körper. Die Formen desselben erschienen ihm mit einem Male viel zu prononcirt, zu brutal für die „Perle". Das hätte Alles viel schlanker, nobler sein müssen, aber freilich, wenn man nach einem solchen Modell arbeitet . . . Wieder fuhr es ihm durch den Sinn. Georg und Gina . . . und die ahnungslose junge Frau . . . Abscheulich! Und doch . . . wie möglich! Gerade bei Georg um so leichter möglich, je sicherer sich dieser fühlte.

In seiner Verbesserungswuth verschlechterte Robert das Bild nur. Er sah es endlich ein und legte den Pinsel weg. Er war eben einmal nicht in der Stimmung. Da half Nichts. Er stand auf. Durst quälte ihn. Dort stand ja noch der gefüllte Becher. Er leerte ihn in raschen Zügen. An welcher Stelle mochten wohl die Lippen der jungen Frau geruht haben? Was lag hier neben dem Ruhebett am Boden? Er bückte sich. Weiße Spitzen um einen Streifen Battist, ein paar röthliche Flecke vom Traubensafte darauf; Minnas Taschentuch, das ihr unbemerkt entglitten, nachdem sie ihre Hand getrocknet hatte. Ein feiner discreter Duft zog wie ein Hauch vorbei. In Roberts Erinnerung stieg für einen Augenblick ein blühender Garten auf, Bienen summten um ein Beet, über dem die glühende Mittagssonne lag, — Reseda waren im Kreis um weiß und grauviolettes Heliotrop gepflanzt. Was sollte er mit dem Tuche thun? — Bei nächster Gelegenheit es zurückgeben, natürlich. Die Spitzen schienen kostbar zu sein . . . Vorläufig steckte es Robert zu sich. Es könnte verloren gehen! Dann streckte er sich auf dem Divan aus und durchblätterte sein Skizzenbuch. Wellen, Felsen, Actstudien, ein im Flug erhaschtes Profil, ein Architekturdetail, ein übermüthiger Scherz, das bunte Allerlei der Künstlerlaune. Dazwischen unregelmäßige Aufzeichnungen von Ausgaben, Betrachtungen über Gelesenes und Geschautes, ein loser Vers Catulls. Das nächste Blatt: Motiv für einen Theatervorhang zu Faust, erster und zweiter Theil. Hier Spitzbogenstil, dort Rundwölbung über Säulenknauf. Aus Gothik und Antike die Renaissance entstehend. Grethchen das Gefühl, Helena der in Schönheitsform gegossene Gedanke. Dies letzte Wort ließ den Künstler aufspringen. Das Skizzenbuch fiel auf die Erde. Ja, das ist das Ideal des Weibes . . . Geistbeseelte Schönheit! Aber dafür reicht der innerlich hohle griechische Typus nicht. Auch Goethes Helena ist somit nicht rein klassisch. Sie ist mehr als das, ist das Eigenthum aller Zeiten. Auch der Moderne. Ihres erst recht. Wann stand geistig das Weib so hoch, dem Ideal so nah als jetzt, ohne seine Schönheit einzubüßen? Wann konnte es mit mehr Recht behaupten, nicht blos Fleisch von des Mannes Fleische, sondern auch Geist von seinem Geiste zu sein? Wer das wiedergeben könnte!

Der Künstler nahm das Skizzenbuch wieder auf, die Hand irrte zweifelnd, noch unsicher mit dem Stifte über ein leeres Blatt. Wie den

Gedanken verkörpern? Durch Allegorie? Immer die alte Methode! Es wäre doch endlich auch für ihn gerathen, damit zu brechen. Die Zeit verlangt nach knappem Ausdruck, fordert, daß man kurz und ohne Umschweife sagt, was man ihr zu sagen hat. Aber, man mag hundert Mal innerlich ein Realist sein, über gewisse anerzogene gute Manieren kommt man nicht hinaus. Die Allegorie in der Kunst ist das „durch die Blume sprechen" der guten Gesellschaft. Robert, der es im Leben mit den Umgangsformen, selbst mit der Sprache nicht allzu genau nahm, stand künstlerisch auf dem entgegengesetzten Standpunkte. Er war noch aus der Schule, die vom Diplomaten Höflichkeit verlangte. Was er schuf, war immer scharf beobachtet, gewissenhaft gezeichnet, aber vornehm in der Auffassung. Er konnte nicht anders. Seine Augen wandten sich dem Schönen zu, wie die aller lebenden Creatur dem Lichte. Kleider machen Leute, aber aus einem, in moralischem Sinne schlechten Bilde kein gutes. Roberts nackteste Gestalten waren immer decent.

Es klopfte. Gina trat herein. Sie brachte das Mittagbrot. Der Maler winkte ihr, es nur rasch hinzustellen. Das Mädchen wollte ein Gespräch beginnen, frug, ob Robert Nichts benöthige, ob es vielleicht Nachmittag zur Sitzung kommen solle, es habe heute freie Zeit, Franzio müsse im Auftrage seines Dienstgebers nach Fiume.

Robert lehnte ab. Er habe heute Anderes zu thun. Sie solle nur gehen, er wolle nicht gestört sein. Ein andermal . . . Gina ging; gegen ihre Gewohnheit stumm, ohne Widerrede. Es geschah, weil sie Thränen aufsteigen fühlte. Wie dumm von ihr. Sie war doch Keine, die so leicht weinte.

Seit ihren Kindertagen konnte sie sich nicht erinnern, daß es ihr so gegangen war. Man biß die Zähne aufeinander und ballte die Faust im Sack, wenn Einem was geschah und man sich nicht wehren durfte. War das nicht, so schlug man kräftig zurück. Und nun? Warum wollte nun gerade der Mann Nichts von ihr wissen, verachtete sie vielleicht, von dem ihr's wehe that? Wollte er es denn durchaus nicht sehen, daß sie ihm gut war?

In dem vernachlässigten Geschöpfe war zuerst im Umgange mit Robert Etwas wie Gefühl erwacht. Das Beste, was sie geben konnte, gab sie ihm. Sie verschleuderte ihr Gut. Er ging achtlos daran vorüber.

Der Künstler aß hastig, zerstreut einige Bissen und schob die Ueberreste bei Seite. Dann hob er die „Perle" von der Staffelei, spannte frische Leinwand über einen Blindrahmen, stellte denselben auf und griff zur Kohle. Er arbeitete leichter in großen Zügen. Aber der Genius rang umsonst nach Ausdruck. Immer schob sich's wie ein Schleier zwischen die aufblitzenden Gedanken, wenn diese Form gewinnen wollten. Was war das nur heute? Er konnte sich nicht sammeln. Die Hand war bei der Arbeit, Kopf und Herz irrten in's Weite. Meinte er es denn nicht ehrlich mit seiner Kunst?

„Wahr sein, nur wahr sein!“ rief sich Robert zu. Was taugten seine Allegorien, was klügelte er und trachtete zu erfinden, da längst die Natur schöner und reiner geschaffen, was er, der Stümper, anstrebte! Was brauchte er Helena oder eine Definition des modernen Weibes, um die geistbeseelte Schönheit darzustellen, die vor wenig Stunden lebend, athmend, lächelnd hier, in seiner Nähe geweilt, deren Bild er Zug für Zug in seinem Inneren trug und nun sich scheute, auf die Leinwand zu übertragen? Und nochmals rief er sich das „wahr sein, ehrlich sein“ zu. War es ihm in diesem Augenblicke überhaupt darum zu thun, ein neues Werk zu schaffen, sein Können zu zeigen, seinem Arbeitseifer zu genügen? Nein, und tausend Mal nein. Ihr liebes, süßes Antlitz wollte er vor sich haben: Stunde um Stunde, sich in jede Regung desselben vertiefen, jeden hellen Schein, der es überflog, jeden Schatten darin sich zu Eigen machen.

Fest und sicher zog nun die geübte Hand Strich um Strich. Dann kam der Pinsel an die Reihe. Es wurde schwül im Atelier, Fliegen surrten an dem Fensterrahmen, schläfrig stille lagen Haus und Straße. Robert warf den Rock ab, der ihn belästigte, und schob den Riegel vor seine Thüre; dann ging es in fieberhafter Eile mit der Arbeit fort. Schon rundeten sich die Wangen, zeichnete sich fein geschwungen der Mund. In die Augen trat Leben. Der Maler bemerkte nicht, daß endlich ein kühler Luftzug vom Meer herüberstrich, Gemurmel, Gelächter, Hundegebell und Gesang auf der Straße das Ende der Siesta, den nahenden Abend verkündeten. Er fühlte keine Müdigkeit, kein Schmerzen der Augen. Es dunkelte stark, als er sich entschloß, aufzuhören. Dann saß er noch lange und sann und sah, wie das letzte Tageslicht auf den schon deutlich erkennbaren Zügen der jungen Frau verblaßte. Er zog ihr duftiges Tuch an seine Lippen und sagte vor sich hin: „Frau Minne, Frau Minne,“ lächelte über sich selbst und war unsagbar glücklich.

Zur selben Stunde standen der Gelehrte und seine Frau auf dem Balcon ihrer Wohnung und athmeten die milde Abendluft. Nur flüsternd tauschten die Gatten ihre Worte. Drinnen im schwach erleuchteten Zimmer lag Minchen und schlief, ermattet von längerem Aufenthalte im Freien. Minna lehnte das Haupt an die Schultern ihres Mannes.

„Bitte, sprich jetzt nicht zu mir,“ sagte sie. „Es rauscht und raunt so viel um uns . . . Frage und Antwort. Hörst Du es nicht?“

„Wohl, allein ‚mir fehlt der Glaube‘,“ scherzte der Professor. „Hast Du plötzlich wie Siegfried der Vögel Sprache verstehen gelernt, hat ein Tropfen Drachenblut Dir die Zunge genetzt? So viel ich sah, trankst Du nur Wasser bei Tische. Oder war's der Wein, den Dir Theier so geschickt credenzte?“

„Laß die Scherze,“ sagte die junge Frau. „Gieb mir Deine Hand. Ich will die Augen schließen und horchen, und dabei fühlen, daß ich bei

Dir bin und Du mich liebst. Nicht wahr, Georg, wir sind einander, was wir immer gewesen?

„Warum frägst Du so? Ich dächte nicht, daß ich Dir Grund gegeben . . .“

„Ernstlich gewiß nicht. Aber Du bist in letzter Zeit so oft verstimmt, zerstreut, nicht so innig wie früher. Es ist fast, als fühltest Du Dich nicht wohl hier, als drängte es Dich fort. Und doch ist es so schön in Abbazia, so schön überhaupt auf dieser Erde . . . Ich habe das nie so gefühlt, nie solche Dankbarkeit empfunden, gegen das Schicksal, gegen Dich, gegen Alles, was mich umgiebt und mich so jung und froh macht, daß ich gar nicht mehr daran zu glauben vermag, daß leben eigentlich leiden heißt.“

„Vor Allem hat es Dich ein wenig kindisch gemacht,“ entgegnete der Professor und entzog sich leicht der Annäherung seiner Frau. „Ich finde es hier in der That ein wenig einförmig, ganz und gar nicht geeignet, eine derartig ausgesprochene „Lebensfreude“ hervorzubringen. Wäre es nicht des Kindes halber, das noch der Kräftigung bedarf, ich würde unseren Aufenthalt abkürzen und die italienische Reise antreten. Die Luft hier bekommt mir nicht. Dir allerdings, wie es mir scheint, desto besser.“

„Das klingt ja fast als thäte Dir's leid, daß ich mich wohl fühle,“ sagte ganz betroffen die junge Frau. Wozu um des Himmels willen versuchst Du mich zu kränken, und noch dazu in dem Augenblicke, wo ich Dir danken will für das Glück, das ich an Deiner Seite gefunden und jetzt gerade lebhafter empfinde als je?“

„So empfindlich, Minna? Auch eine Eigenschaft, die ich noch nicht an Dir wahrnahm und die sich wohl mit der erhöhten ‚Lebensfreude‘ einstellte. Ueber diese Honigmondphase sollten wir doch nach so langjähriger Ehe hinaus sein. Nicht, mein Kind? Sie kleidet uns nicht mehr. Auf morgen, liebe Minna. Schlafe wohl.“ —

Am nächsten Morgen war der Künstler, der fest und traumlos geschlafen hatte, zeitig auf und an der Arbeit. Gina kam, um sein Zimmer aufzuräumen. Das Erste, was ihr auffiel, war das Bild der fremden Dame, der Frau des Professors, auf der Staffelei, die „Perle“ im Winkel. Also das war die dringende Arbeit, die der Maler vorhatte, darum schickte er sie, Gina, weg! Und das würde nun wohl so fortgehen, die Dame kam gewiß alle Tage, um sich malen zu lassen. Und der Maler freute sich darüber. War er doch so eifrig, daß er nicht einmal aufhörte, als sie dicht neben ihm Staub aufwirbelte. Bis jetzt hatte sie noch geschwankt, ob sie reden solle oder nicht. Nun entschloß sie sich. Sie stellte den Besen in eine Ecke, zog sich die Hemdärmel herab und sagte, halb schüchtern, halb trotzig: „Herr Theier?“

„Was, mein Kind?“

„Sie brauchen mich jetzt wohl gar nicht mehr für Ihr Bild?“

„Warum?“

„Nun, weil Sie überhaupt nicht mehr dran malen, sondern die fremde Dame da . . .“

„Ist Dir's nicht recht? Du hast doch in letzter Zeit deutlich genug gezeigt, daß Dir das Modellstehen nicht mehr angenehm ist . . .“

„Nun, freilich, sehr lustig ist das Stilleliegen gerade nicht, und Sie sprachen nicht einmal mit mir dabei. Aber ich käme doch wieder; ich bin gerne bei Ihnen, wissen Sie, das ist's.“

„So,“ lachte Robert, „sehr schmeichelhaft. Aber vorläufig, mein Schatz, will ich dieses Portrait fertig machen. Dazu brauche ich Ruhe. Verstehst Du?“

„Ich schon,“ sagte Gina und trat näher.

„Aber Sie, Herr, wollen mich nicht verstehen. Und doch sind Sie immer gut zu mir gewesen und freigebig, und, daß Sie weiter Nichts von mir wollten, das hat mich ein bischen geärgert, aber dann gefiel mir's doch wieder. Ich bin das nicht gewöhnt von den Männern. Aber ich dachte doch immer, nun, es wird schon kommen. Warum können Sie mich jetzt auf einmal nicht mehr leiden?“

„Du irrst Dich,“ sagte Robert ungeduldig. „Ich kann Dich gerade so gut leiden wie früher, ich habe mich nicht verändert, aber Du, meine Liebe, wie es scheint, nicht zu Deinem Vortheile. Was soll das heißen? Habe ich Dir etwa Rechenschaft zu geben über das, was ich male oder nicht? Du wirst zudringlich, mein Schatz.“

„Herr,“ sagte Gina und trat so dicht zu ihm, daß ihr heißer Athem seine Stirn streifte. „Man nennt es wohl zudringlich in den Städten und unter Euch „Gebildeten“, wenn ein Mädchen Einem sagt, daß es ihn liebt. Wenn's aber wahr ist und der Mann Nichts bemerkt, oder Nichts bemerken will und man förmlich erstickt daran? Feig und erbärmlich sind sie, diese Frauen; lieben, gerade wie der Mann liebt, mit demselben Blut und demselben Fleisch und Bein und . . . schweigen und schweigen . . .“ Stolz und stramm richtete sich die kräftige Gestalt des Mädchens auf. „Ich wag's und rede, und komme mir drum nicht schlechter vor. Ich bin leichten Sinns gewesen, Herr, bis jetzt. Mag sein, ich werd' es wieder, wenn Ihr Nichts von mir wissen wollt. Was liegt denn dran? Für wen sollt' ich gut sein? Wer war denn zu mir gut? Die Menschen gewiß nicht, bevor Ihr kamt. Höchstens das unvernünftige Vieh, der wilde Vogel, den ich mir abgerichtet, und Hund und Katzen im Haus, und das doch wieder nur, weil ich ihnen zu fressen gab . . . Nein, 's steht nicht dafür, daß man um der Menschen Willen gut sei. Die haben Einen anders lieber. Aber für Euch will ich's sein, ja, und von Euch will ich Nichts dafür, wahrhaftig nicht. Wenn ich was hätte und nicht eine arme Dirne wär', Euch gäb' ich's, obwohl Ihr ein reicher Herr seid. Wenn Ihr mich nur einmal küssen wolltet . . . Wißt Ihr, ich hab's schon so oft

vorausgefühlt, im Traum, und auch sonst, wenn ich an Euch dachte, wie das sein muß, wenn Ihr küßt . . ."

Und wieder beugte sich das Mädchen nieder, halb die Augen schließend, während ihre Hand die seine suchte. Robert war in seiner Ueberraschung über diese vom Zaune gebrochene Erklärung regungslos sitzen geblieben und hatte Gina in's Gesicht gestarrt. Nun sprang er auf, warf den Pinsel hin, stieß einen kräftigen Fluch aus, faßte das Mädchen bei den Schultern und schüttelte es derb: „Na, jetzt wird es mir aber zu bunt. Mädel, bist Du toll? Glaubst Du, ich hätte nicht selbst den Mund aufgethan, wenn er mir nach Dir gewässert hätte? Hältst Du mich für so zaghaft? Und Dein Bräutigam, der genirt Dich wohl nicht weiter, was? Den stellst Du jetzt einfach kalt und holst ihn wieder aus dem Winkel, wenn ich einmal fort bin, oder nicht einmal das. 's reicht ja auch für Mehrere, wie?"

„Wenn Ihr einmal fort seid," sagte Gina, als habe sie alles Uebrige nicht gehört, und hielt noch immer wie träumend die Augen geschlossen. „Wenn Ihr einmal fort seid . . . Ist denn dann überhaupt noch was? Ich kann nicht so weit denken. Aber, wer nicht trinkt, wenn er an der Quelle steht, der soll Durst leiden sein Lebelang. Und ich will nicht dürsten, ich! . . . Herr," schrie sie, öffnete die Augen groß und glühend und glitt, immer in sein Gesicht starrend, an Robert herunter, bis sie am Boden kauerte, während sie Kopf und Schultern wie eine schmeichelnde wilde Katze an seinem Knie rieb. „Ihr wißt nicht, wie das thut, wenn so in Einem die Liebe wächst, mit jedem Tage mehr, mit jeder Nacht, in der man sich schlaflos herumwälzt und sich verspricht: morgen, morgen wird er Dir's erwidern! Und wenn das „morgen" kommt, und Nichts, und immer wieder Nichts, und man sagt sich: nein, jetzt hältst Du's nimmer aus, und muß es doch auch aushalten, bis es auf einmal nicht mehr geht, weil man sich einbildet, daß Einem eine Andere zuvorgekommen ist . . . Herr, das wißt Ihr wohl nicht . . . Aber es ist doch auch nicht möglich, daß Ihr gar Nichts fühlt . . . Ihr habt mir doch selbst früher gesagt, daß Ihr Euch kein besseres Modell wünschen würdet, daß ich schön sei und Euch gefiele . . . Ihr seid doch jung und kein Heiliger . . ."

Sie richtete sich knieend auf und krampfte die Hände in Roberts Rock. Aber dieser machte sich los und trat zurück. „Nein, da hast Du Recht. Ich bin kein Heiliger und ließ noch nie meinen Mantel wo zurück, außer ich gedachte wiederzukommen unter dem Vorwande, ihn abzuholen. Aber so schamlos wie Du hat sich mir noch kein Weib angetragen. Und wenn Du tausendmal schöner wärst, so wollte ich Dich nicht. Hörst Du? Jetzt nicht, nie! Und nun geh! Die Komödie hat lange genug gedauert."

Robert war ernstlich geärgert, und das Bewußtsein der Lächerlichkeit seiner Rolle erhöhte diese Empfindung noch. Aber er konnte sich nicht helfen. Ohne seine Liebe für Mimma, wer weiß . . . Aber so faßte ihn Ekel vor dem Thiere im Weibe, dem begehrenden, drängenden Körper.

Der Reiz der Frauen liegt im Versagen, ihr Zauber in der Unnahbarkeit. Ein Weib, das wirbt, ist kein Weib mehr. Damit ist sein Urtheil gesprochen.

Gina war aufgesprungen, Wuth und Scham entstellten ihr Gesicht, stoßweises, rauhheiseres Schluchzen brach aus ihrer Kehle. „Ihr stoßt mich weg, nicht, weil ich Euch zu schlecht bin, sondern weil eine Andere Euch besser scheint. Es wird Euch noch leid thun, und ihr, dem blassen, langweiligen Gesicht soll's auch noch Thränen kosten, verlaßt Euch drauf. Es denkt nicht Jeder so verächtlich von mir, wie Ihr. Die Frau Professorin soll nur auf ihr Eigenthum achten."

Gina stürzte fort und sperrte sich in ihre Kammer ein. Sie brauchte nicht lange nachzudenken, um einen Racheplan zu entwerfen.

Robert nahm seinen Hut und ging. Die widerliche Scene hatte ihm die Lust zur Arbeit verscheucht und das Haus verleidet. Ginas Hinweis auf den Professor, dieser parthische Pfeil, den sie im Fliehen abgeschossen, verstimmte ihn noch mehr. Er bestätigte seine Tags vorher aufgestiegene Ahnung. Wäre es nicht das Beste für alle Betheiligten, den Aufenthalt in Abbazia abzukürzen, ihre gemeinsame Reise eine Woche früher anzutreten? Er hätte wohl gern Minnas Bild noch vollendet, indeß dazu fand sich noch immer Gelegenheit. Wichtiger war, daß Georg sich nicht ernsthaft in einen Liebeshandel mit dem leidenschaftlichen Mädchen einließ und seiner Frau Kummer bereitete. Er wollte noch heute mit ihm reden und ihm vorschlagen, die Abreise zu beschleunigen. Vorläufig schlug er den Weg nach den Bergen ein und suchte im Wandern seiner Mißstimmung Herr zu werden.

Spät nach Roberts Weggang kam der Professor. Er fand die Thür des Freundes verschlossen, das Haus wie ausgestorben. Vielleicht saß Robert im Garten. Er öffnete die kleine Hinterthür und trat auf der Rückseite des Hauses in's Freie. Dort waren dem Felsen einige kümmerliche Gemüsebeete abgerungen. Wilde Gräser und Lattichkraut schossen dazwischen auf. Ueber Rollgestein, Topfscherben und Küchenabfälle zog sich ein leichtgrüner Schleier junger Immergrünranken, durch die sich dotterfarbige Primeln und wohlriechende Kreuzblüthen drängten. Unter dem vorspringenden Hausdache hingen in langer Zeile Maisdolden aneinandergereiht, hin und wieder ein leuchtend rother Kolben zwischen den einförmig gelblichen. Ein spärliches Wässerchen rieselte ein paar Schritte höher vom Felsplateau herab, zu dem in's Erdreich gehauene Stufen führten. Ein morscher Holzkübel, theilweise verschlammt, der Trinkwasserbehälter der Hausbewohner, fing das kostbare Naß auf. Im warmen Sonnenschein gruben sich struppige Hühner wohlig in den losen Sand und flatterten mit ärgerlichem Glucksen bei Georgs Annäherung in die Höhe. Die Feigenbäume standen noch blätterlos. An ihrem seltsam verkrüppelten Astwerk saßen harte, grüne Knollen, die über Winter langsam reifende Frucht.

Vom Nachbargrunde trennten den Platz die Ueberreste eines ehemaligen Staketenzaunes, auf den keiner der Anrainer Eigenthumsrechte haben wollte, als sich Ausbesserungs-Bedürftigkeit zeigte. Seine Stelle vertrat nun ein üppig aufschießender Dornbusch, über den breitblätterige Kürbisranken mit ihren langstieligen Blüthentrompeten in's Nachbargebiet kletterten.

Der Gelehrte rief den Namen des Freundes. Alles still. Nur in der Hecke und den dürren Blättern vom Vorjahre raschelte es leise. Eine schillernde Blindschleiche wand sich hervor. An dem wilden Rosenstrauch, der das alte Gemäuer umschlang, krochen schwerfällige Käfer. Mittagsschein und Oede ruhten darüber. Die Glocken hatten eben ausgeklungen. Die Bewohner von Ika hielten Mahlzeit in ihren Häusern.

Vom Felsplateau leuchtete Georg ein kräftiges Roth entgegen. Der Seewind bewegte die Zipfel von Ginas flatterndem Kopftuch. Der Gelehrte stieg aufwärts.

Oben hingen zwischen Pflöcken, die in den Boden festgerammt waren, des Fischers in der vorhergehenden Nacht benützte Netze. Ein Theil derselben war bereits getrocknet und aufgerollt, ein anderer, der durch den Fang Schaden gelitten, wurde eben von Gina ausgebessert. Sie saß zwischen den noch feuchten, straffgespannten Reihen, den Garnknäuel im Schooße, die Netznadel und das Stäbchen in den Händen, und schlang Knoten an Knoten in die Lücken. Sie hörte den Professor rufen und sah ihn näher kommen, doch antwortete sie nicht. Es lag ihr daran, daß der Mann zu ihr hinaufkam. Man konnte dort weder von der Straße noch vom Hause aus beobachtet werden, und von den Bergen kam wohl Niemand.

Georg frug, wo der Maler hingegangen, ob vielleicht nach Abbazia. Gina wußte es nicht. Sie meinte aber, er würde wohl zum Essen heimkommen. Der Herr Professor möge ein wenig warten.

Der Gelehrte ging auf und ab. Zwischen ihm und dem Mädchen zog sich das feuchte Netzgitter, an dem ihre Finger wirkten. Wie sie so im Knotenschlingen sich rhythmisch vor und zurück beugte, dann wieder kräftig den Faden anzog, erzitterte die ganze Netzreihe, und die am oberen Rande in regelmäßigen Zwischenräumen angebrachten Korkstücke geriethen in schwingende Bewegung. Selbst die nur lose in die Erde gerammten Pfähle schwankten. Dem Professor war, als stünde er zwischen Wellen. Er setzte sich dicht vor Gina auf einen Felsblock. Durch die Maschen grub sich des Mädchens Blick seltsam starr und durchdringend in den seinen, indeß der üppige Mund ihm spöttische, herausfordernde Bemerkungen zuwarf, die Georg zu Scherzen veranlaßten, die ihm selbst an anderem Ort unmöglich gedünkt hätten, hier aber entschieden das richtige Publicum fanden. Der Professor ergriff durch eine vor ihm gähnende Lücke Ginas mit der Netznadel bewehrte Hand und suchte das Mädchen, das sich nur schwach sträubte, näher an sich zu ziehen. Als ob ihr plötzlich Etwas durch den Sinn führe, warf Gina den Oberkörper jäh zurück und suchte sich mit

einem heftigen Ruck zu befreien. Georg lehnte sich unwillkürlich mit seiner ganzen Schwere an den nächststehenden Pflock, dieser gab nach, fiel und riß das ganze lange, feuchte, schwere Gewebe mit sich und über Gina her, die mit kurzem Aufschrei sammt ihrem Schemel zu Boden rollte, den Gelehrten im Fall mitziehend.

Wie einen kalten Schlag empfand Georg auf Stirn und Wangen die Berührung des Netzes, während seine Lippen trotz der dazwischen liegenden rauhen Fäden dem weichen, warmen Frauenkörper begegneten. Welch' peinliche, ungeschickte Situation! Im nächsten Augenblick war der Gelehrte wieder auf den Füßen, nur den Arm, der in's Netzwerk verstrickt war, konnte er nicht losbekommen. Gina versuchte vergeblich sich aufzurichten. Die schwere durchsichtige Last drückte ihr das Gewand fest auf die vollen Formen und hemmte alle Bewegung. Sie athmete schwer und rief dem Professor zu, ihr doch zu helfen; dazwischen lachte sie höhnisch über Georgs krampfhafte Versuche, seinen Aermel von der Netznadel zu befreien, die sich darin verfangen hatte. Endlich stand auch Gina wieder aufrecht und rückte ihre in Unordnung gerathenen Kleider zurecht, während der Gelehrte den Riß in seinem Oberrock betrachtete. Da knirschten Schritte über ihnen. Georg blickte auf. Robert kam vom Berg herab. Daß er die vorhergehende Scene beobachtet haben mußte, war zweifellos. Er streifte Gina mit keinem Blick, grüßte den Professor und winkte diesem, ihm in's Haus zu folgen. Das Mädchen war erblaßt und blickte den Männern mit wuthverzerrtem Gesicht nach.

Am Fuß der Treppe blieb Robert stehen. „Kommst Du mit mir hinauf?"

„Nein, ich danke. Ich habe zu lang auf Dich gewartet . . ."

„Ich glaube, ich bedauere mehr wie Du, daß ich so spät zurückkam. Höre, Georg, ein offenes, ehrliches Wort. Was Du hier vorhast, ist . . . Teufel noch einmal, ich bin kein Sittenprediger, aber ich bringe es nicht über mich, ruhig zuzusehen, wie Du, um einer Dirne willen, die sich erst heute Morgen mir an den Hals geworfen und nun dasselbe bei Dir versucht, Deine Frau tödtlich beleidigst, Dein ganzes eheliches Glück auf's Spiel setzest. Ich warne Dich überhaupt vor dieser Person, sie ist falsch, und ihr Liebhaber oder Bräutigam gilt als Raufbold . . ."

„Lieber Theier," unterbrach ihn der Professor, „Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du aus einem lächerlichen Zufall keine übereilten Schlüsse zögest. Erinnere Dich, wie übel Du selbst es aufnahmst, als ich Dich in näheren Beziehungen zu dem Mädchen glaubte. Uebrigens bin ich kein Schulknabe mehr und weiß genau, wie ich mich zu benehmen habe."

„Ich hoffe es," sagte Robert ohne Gereiztheit. „Es fällt mir nicht ein, den unberufenen Rathgeber zu spielen. Wenn Du eines Freundes bedarfst, wirst Du ihn zu finden wissen. Mir ist der Aufenthalt aus

verschiedenen Gründen unangenehm geworden. Ich hege schon seit heute früh die Absicht, mit Dir über eine beschleunigte Abreise zu sprechen. Nach der jetzigen Scene wirst Du vielleicht andere Beweggründe vermuthen. . . . . ich will Dich in Nichts beeinflussen. Wenn Du es verantworten kannst, bleibe. Ich reise — wir können uns ja in Venedig oder in Bologna treffen . . . . Einige Tage genügen mir, um meine ‚Perle' zu vollenden. Dann bin ich marschbereit."

„Wir wollen Nachmittag, oder wenn Du das nächste Mal nach Abbazia kommst, darüber weiter sprechen. Diese raschen Entschlüsse, das plötzliche Abspringen von einem früher gefaßten und als gut befundenen Plane mag wohl in der Künstlernatur, speciell in der Deinen, begründet sein. Mir widerstrebt es. Indeß, das Leben besteht aus Concessionen, die man sich und Anderen macht. Wir streichen einige Tage unseres Aufenthaltes, Du giebst einige zu, so werden wir uns wohl wieder, auch was die Abreise betrifft, zusammenfinden? Ich muß doch auch auf meine Familie Rücksicht nehmen . . . ."

„Gewiß, lieber Freund, und nicht blos in Kleinigkeiten. Das eben wollte ich Dir früher an's Herz legen."

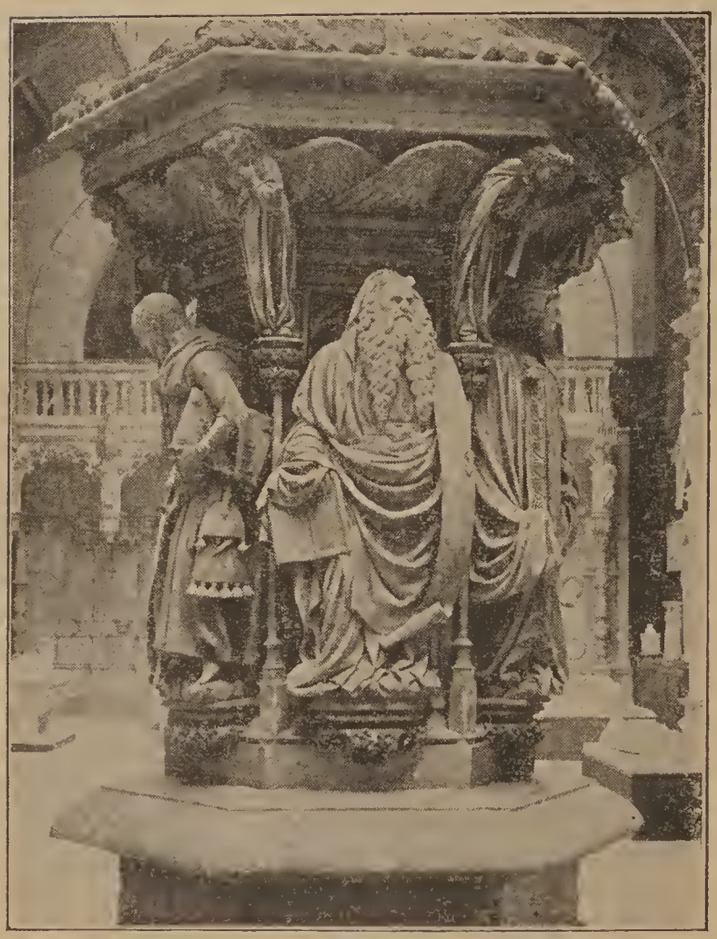
„Dessen bedarf es nicht. Auf Wiedersehn."

Mehrere Tage sahen sich die Freunde nicht. Robert förderte Minnas Bild; die „Perle" zu vollenden, konnte er sich nicht entschließen.

Der Professor kam nicht nach Ika, wenigstens nicht zu Theier und nicht mit dessen Wissen. Gina ließ sich nur blicken, wenn es unbedingt nothwendig war, und ging wortlos an dem Maler vorüber. Endlich lockte Robert die Sehnsucht nach Abbazia. Die Freunde begrüßten sich, als sei Nichts vorgefallen; Minna gegenüber entschuldigte Robert sein längeres Fernbleiben mit Arbeitseifer. Man einigte sich über die Abreise. Robert hoffte, daß er die Gefahr, die der Freundin drohte, noch rechtzeitig beschworen habe, und gab sich rückhaltslos der Seligkeit hin, die das Zusammensein mit der geliebten Frau in ihm wachrief. So sah man sich wieder täglich. Eines Abends jedoch, als Robert nach Ika heimkehrte, sah er an Ginas Halse eine glitzernde Spange, die sie früher nicht besessen, ein modernes städtisches Schmuckstück. Robert seufzte. Also doch! Was sollte er thun?

(Schluß folgt.)

Illustrirte Bibliographie.



Claux Sluter: Sogen. Mosesbrunnen in Dijon.
Aus: F. v. Reber und Bayersdorfer, Klassischer Skulpturenschatz.
Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

F. v. Reber und A. Bayersdorfer. Klassischer Skulpturenschatz. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München. Heft 1—7.

Noch während das erste populäre Unternehmen der Münchener Verlagsanstalt, der die Wissenschaft und die Kunst schon so viele vornehme und werthvolle Gaben verdanken, nämlich der „klassische Bilderschatz" in den Anfängen seines Erscheinens war — damals schon mit allgemeinem Beifall aufgenommen und von ungewöhnlichem Erfolge begleitet — regten sich auf allen Seiten die Wünsche, daß dem für die Malerei so glücklich begonnenen recht bald ein Seitenstück mit Bezug auf die plastische Kunst gegeben werde. Diesen Wünschen ist mit dem Herbst vorigen Jahres durch das Erscheinen des „Klassischen Skulpturenschatzes" Erfüllung geworden. Unter der gleichen bewährten Leitung der beiden Männer, Franz Reber und Adolf Bayersdorfer, deren Mitwirkung den „Bilderschatz" ungeachtet seiner durchaus volksthümlichen Tendenz von allem Anfang an auf die Höhe der modernen Kunstwissenschaft stellten,

Griechische Meister der 1. Hälfte des V. Jahrhunderts v. Chr.: Flötenspielerin.
Ehemals Museo Boncompagni in Rom.
Aus: F. v. Reber und A. Bayersdorfer, Klassischer Skulpturenschatz.
Verlags-Anstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Griechische Kunst vom Ende des IV. Jahrhunderts v. Chr.: Nebenseite des sogen. Alexandersarkophags von Sidon. Konstantinopel, kaiserliches Museum.
Aus: F. v. Reber und Bayersdorfer, Klassischer Skulpturenschatz. Verlags-Anstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Andrea Pisano: Die Reitkunst.
Marmorstich am Campanile des Doms in Florenz.
Aus: F. v. Reber und A. Bayersdorfer, Klassischer Skulpturenschatz. Verlags-Anstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Andreas Schlüter: Maske eines sterbenden Kriegers. Zeughaus in Berlin.
Aus: F. v. Reber und Bayersdorfer, Klassischer Skulpturenschatz. Verlags-Anstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

tritt auch das neue Unternehmen an die Oeffentlichkeit. Es trägt in seiner Anlage und Durchführung so ganz die Signatur jenes früheren, daß es überflüssig erscheinen muß, zu seiner Charakterisirung viele Worte zu machen. Ein „Hausmuseum der klassischen Kunst" in Werken des bildnerischen Schaffens will es sein und wird es sein, wenn es in derselben Weise fortgeführt wird, wie die ersten Hefte zusammengestellt sind. Sie geben hervorragende Werke der Plastik aus allen Zeiten, von den frühen Epochen der griechischen Kunst bis zum 17. Jahrhundert, jedes Blatt von einer kurzgefaßten Notiz begleitet, welche die nöthigsten Daten über den Meister und eine beschreibende Erklärung des Werkes enthält. Daß auch sorgfältig ausgewählte Litteraturangaben beigefügt sind, darf besonders rühmend hervorgehoben werden. Die Reproductionen sind ganz vortrefflich; es liegt ja in der Natur der Sache, daß die autotypische Technik einem plastischen Werk noch in höherem Grade gerecht zu werden vermag, als einem farbigen Gemälde. — Die Hefte des „Sculpturenschatzes" erscheinen vierzehntägig; der Abonnementspreis ist der bekannte billige des „Bilderschatzes", wonach das einzelne Blatt sich auf den lächerlich geringen Preis von 8 1/3 Pfennig stellt. Es giebt wohl keinen Standpunkt, von dem aus man einem solchen im edelsten Sinne volksthümlichen und culturfördernden Unternehmen nicht umfassendsten Erfolg wünschen müßte! M. S.

Gestalten des Glaubens. Culturgeschichtliches und Philosophisches von Adalbert Svoboda. 2 Bände. Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Seit, namentlich durch unseren jenseits des Canals heimisch gewordenen Landsmann Max Müller, die vergleichende Mythologie und Religionswissenschaft, die bis dahin nur als ein Anhängsel der vergleichenden Sprachwissenschaft kümmerlich abgefunden worden, zu einer selbstständigen Disciplin erhoben, und er auf dem internationalen Orientalistencongreß im Jahre 1874 seinen Aufruf an die bedeutendsten Gelehrten des Abend- und Morgenlandes zur Sammlung des einschlägigen Materials erlassen, ist ein gewaltiger Schatz von den verschiedensten Seiten zusammengetragen worden, der eine Fundgrube der Erkenntniß für eine der gewaltigsten Manifestationen des menschlichen Geistes bietet, der die erhabensten und die wahnwitzigsten Phänomene der menschlichen Psyche kennen und erkennen lehrt und in ein Stück von dieser selbst hineinleuchtet.

Und nun hat ein bekannter Kunst- und Culturhistoriker sich an die Riesenaufgabe gemacht, dieses gewaltige Material durchzuarbeiten, und hat, mit seinem Geiste es durchdringend, es zu einem Werke zusammengeschmolzen, das uns unter dem Titel „Gestalten des Glaubens" eine vergleichende Mythologie und Religionswissenschaft bietet. Es ist nicht lediglich das Werk eines ruhigen Wissenschaftlers, der die gewaltige Masse von Vorarbeiten zahlreicher Forscher gestaltend zusammenfaßt; es ist kein Werk unpersönlicher wissenschaftlicher Untersuchung und Betrachtung; es tönt eine persönliche Note durch das Ganze, es schlägt ein lebendiges Herz in ihm, das für das, was es als wahr und recht erkannt, mit Feuereifer eintritt, und mit allen Waffen des Wortes, mit der Leidenschaft der Entrüstung, mit der Ironie und dem Sarkasmus für seine Ideale kämpft. Das Buch will, wie Professor Svoboda im Vorworte bemerkt, praktischen Zwecken dienen, und das praktische Hauptziel, das der Verfasser im Auge hat, für das er mit dem wissenschaftlichen Rüstzeuge in die Schranken tritt, ist die Freiheit der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens von dem Einfluß des Dogmenwesens, des Buchstabenglaubens, der kirchlichen Macht. Mit Gutzkows Uriel Acosta möchte auch er, daß „nur die Vernunft sei das Symbol des Glaubens". So ist das Werk von einer idealen Tendenz durchdrungen, die auch derjenige wird anerkennen müssen, dem Glauben und Wissen weniger unvereinbare Gegensätze scheinen, als dem Verfasser, der dessen freisinnig-rationalistischen Standpunkt nicht theilt, und dem die Grundanschauung des Verfassers, seine kritische Behandlung der religiösen Probleme nicht ganz behagt. Svoboda faßt die Geschichte des Glaubens wesentlich als eine Geschichte der Bildungen menschlicher Phantasie auf; als idealen Punkt im Glauben bezeichnet er lediglich die Sehnsucht nach Wissen, nach Erkennen der Welterscheinungen, eine Sehnsucht, die aber durch den Glauben nicht befriedigt werden konnte. Vielmehr hat der Glaube an der Beförderung der Ignoranz verhängnißvollen Antheil gehabt. Als Lichtseite zeigt sich ihm bei Betrachtung der Mythen, Dogmen, Göttergeschichten ihr oft überaus hoher poetischer Reiz, der den Gebilden der mythischen und

religiösen Weltanschauung einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Poesie anweist. Während er ihnen ästhetisch somit hohen Werth beilegt, erklärt er sie in ethischer Beziehung nicht nur für völlig irrelevant, sondern sogar für gefährlich. In dem für seine Auffassung besonders wichtigen Capitel über Religion und Sittlichkeit lautet das Grundaxiom: Religion und Sittlichkeit schließen sich wechselseitig aus. Die Sittlichkeit hat nicht Religion zur Grundlage; sie ist eine Tochter der praktischen Vernunft. Als die Quelle der Religionen bezeichnet er die vom Verstande ungezügelte Einbildung, und die Religionen ebenso als Menschenwerk wie ethische Satzungen.

Man könnte nun wohl einwenden, daß der Verfasser damit nur die Religionen, nicht die Religion — in dem Sinne, wie Schiller in dem bekannten Distichon letztere den ersteren gegenüberstellt — treffe, und daß die ersteren nicht mit dem religiösen Triebe, der den Tiefen der menschlichen Seele eingeboren, verwechselt werden dürfen. Dagegen richtet sich, was der Verfasser in dem folgenden Satze (II, S. 354) meint: „Das, was man religiöses Bedürfniß nennt, entstammt dem Bewußtsein der eigenen sittlichen Haltlosigkeit; es ist die Sehnsucht nach innerem Frieden, welcher vermißt wird, wenn die Welt unverstanden bleibt und wenn die Verhältnisse des Lebens, die Zustände der Gesellschaft Unzufriedenheit hervorrufen." Gewiß wird diese Erklärung, wie manche andere Anschauung, Manchen nicht befriedigen, Manchen zum Widerspruch herausfordern, wie auch S.'s Auffassung des Christenthums, das er als eine jedem wissenschaftlichen Fortschritt abholde Religion kennzeichnet. Aber auf Widerspruch der Vertreter der vom Verfasser bekämpften Anschauungen wird der Verfasser von vornherein gefaßt gewesen sein, wie auch auf in diesem und jenem Punkte abweichende Meinungen der gelehrten Fachleute. Das ist bei einem Werke solcher Art unausbleiblich und ist für die litterarische und wissenschaftliche Bedeutung des Werkes nicht ausschlaggebend. Das erstaunlich reiche, culturhistorische Material, das der belesene Verfasser aus zahlreichen, alten und neuen, zum Theil noch unbenutzten Quellen mit bewundernswerthem Fleiße gesammelt und in diesen zwei starken Bänden bewältigt hat, würde schon genügen, seinem Werke als einer Fundgrube des zur Erkenntniß des menschlichen Geistes Wissenswerthen aus allen Zeiten und Völkern hervorragende Bedeutung für gelehrte Fachmänner und gebildete Laien, die ehrlicher Wissensdrang beseelt, zu verschaffen. Aber der Verfasser hat es auch verstanden, diesen gewaltigen Stoff durchdenkend zu bewältigen, zu gliedern, ihn durch die lebendige Beziehung auf die Menschheit heute und wohl noch lange Zeit beschäftigende Fragen und beherrschende Verhältnisse praktisch fruchtbar zu machen und ihn nebenbei in die schöne Form einer klaren, vornehmen und dabei allgemeinverständlichen Sprache, wie sie bei Werken dieser Art auch heute noch selten so vollendet zu treffen sein dürfte, zu kleiden.

Wir erwähnen, um von dem Reichthum des in Svobodas Werk niedergelegten culturhistorischen und philosophischen Stoffes eine Vorstellung zu geben, von den 43 Capiteln die folgenden: Aus Urgeschichten menschlichen Denkens; Die ältesten Bildungen der Poesie; Wie Mythen entstehen; Urdogmen; Der Erlösungsgedanke; Das Naturböse in Person; Wie ist die Welt entstanden?; Menschen Vorbilder für Götter; Himmelsleute in Charaktermasken; Der Glaube an einen Gott; Anfänge des Pantheismus; Formen der Götterverehrung; Wollustformen der Andacht; Thron und Altar. Abkunft des Gottesgnadenthums; Religiöse Erbschaften. Gemeinsamkeit des Mythen- und Dogmenbesitzes; Christus u. A.

Der Verfasser hat sein Werk, dem die Verlagshandlung ein würdiges Gewand gegeben, seiner verstorbenen Gattin gewidmet, und die tiefe Innigkeit der Empfindung, die aus den Widmungsworten, dem Leser zu Herzen gehend, spricht, kann auch den Gegner des Verfassers, den sein radicales Denkerthum abstößt, überzeugen, daß auch in ihm der Geist lebendig ist, den man im reinsten und tiefsten Sinne als einen religiösen bezeichnen kann. —

So möge das inhaltreiche und muthige Werk die Anerkennung vieler Freunde und Gerechtigkeit bei den Gegnern finden.

W.

Bibliographische Notizen.

Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen. Von Prof. Sc. Sighele. Autoris. dtsche. Uebers. v. Dr. Hans Kurella. Dresden, Verlag von Carl Reißner.

Das neue Gebiet der Rechtswissenschaft, das die Lehre der Suggestion berücksichtigt, findet unter Theoretikern und Praktikern täglich mehr Anhänger. Nicht zum Mindesten haben zur wissenschaftlichen Durcharbeitung dieses Themas die beiden italienischen Professoren Lombroso und Ferri beigetragen. Durch die treffliche, verständnißvolle Uebersetzung des Dr. Hans Kurella, der selbst das Gebiet vollständig beherrscht, sind uns die Werke dieser Forscher näher gerückt worden. Nunmehr hat sich auch Letzterer an die Arbeit eines Schülers Ferris, des Professors Sighele gewagt und seine Aufgabe vollauf gelöst. Das Werk, im Original vor ca. vier Jahren erschienen, behandelt das bisher wenig erforschte Gebiet der Massenpsychologie, speciell das der Beeinflussung der Menge. Der Verfasser hätte die Nachweise der Richtigkeit seiner Behauptungen sicher leichter gehabt, wenn er die neueste Litteratur, speciell auch die zahlreichen Aufsätze in den deutschen Zeitschriften hätte benutzen können, besonders da er nicht wie die meisten deutschen Gelehrten nur Fachwerke studirt und citirt, sondern auch Menschenkenner und praktische Psychologen, wie Manpassant, Nordau u. A. zu Worte kommen läßt. Besonders störend tritt der Mangel an neueren Untersuchungen bei der Wachsuggestion auf, einem Gebiete, über das wir heute ein bei Weitem reichhaltigeres Material zur Verfügung haben. Das Buch ist besonders auch für Laien geeignet, die sich von den engen Begriffen einer Jahrmarktshypnose befreien wollen.

J.

Eine neue Bestattungsart von Karl Theodor Schulz. Dresden, Berlin, Actiengesellschaft Pionier.

„Hie Welf, hie Waiblingen!" So beginnt der Verfasser die Einleitung zu dem vorliegenden Buch und bezieht diesen einstmaligen Kampfesruf auf den in der Neuzeit auf dem Gebiet des Bestattungswesens immer mehr sich kund gebenden Gegensatz: „Feuer- oder Erdbestattung". — Der bereits auf anderem Gebiete schriftstellerisch hervorgetretene Verfasser bespricht in einzelnen Capiteln das Für und Wider gegen den Kirchhof, ferner die unterschiedlichen Bestattungsarten bei den verschiedenen Völkern, das Erhaltungsprincip in der Bestattungsfrage bei den Naturvölkern, Einiges wider die Feuerbestattung, sowie die erhaltenen Feuerbestattungsarten in der Culturgeschichte. In einem letzten Capitel: „Weder Erd- noch Feuerbestattung" tritt er für eine neue Bestattungsart ein. Der Verfasser ist in der bezüglichen Litteratur vortrefflich bewandert und entwirft an der Hand derselben in eingehender Weise ein Bild von den verschiedenen Bestattungsarten mit ihren Vor- und Nachtheilen. In Betreff des (S. 10) angeführten Litteratur-Verzeichnisses könnte noch ein vom Professor Gottfried Kinkel am 7. Juni 1876 zu Dresden gehaltener Vortrag zur Eröffnung des europäischen Congresses für Feuerbestattung hinzugefügt werden. — Es ist unzweifelhaft ein Thema von eminenter Bedeutung, das der Verfasser in dem vorliegenden Buche behandelt, zumal hier das Individuum sein unveräußerliches Menschenrecht mit in die Wagschaale wirft. Da die Stoffe, aus denen die Natur den Körper aufbaut, wieder der Luft, der Erde und dem Wasser zurückfallen, so entsteht doch nur die Frage: „Ist es schöner oder sagen wir beruhigender, wenn diese Auflösung allmählich, Jahre hindurch im Grabe als Fäulnißproceß, oder rasch, innerhalb weniger Stunden, in den Flammen sich vollzieht? Wenn man noch die Eventualität, scheintodt begraben zu werden, in Betracht zieht, die so manchen Menschen quält und beunruhigt, dann dürfte wohl bei reiflicher Ueberlegung die Zahl der Anhänger für die Feuerbestattung, die in neuerer Zeit außerordentlich praktisch und schnell durchgeführt wird, sich erheblich mehren. Aber, wie der Verfasser (S. 63) sehr richtig anführt, werden gegen die plötzliche und gewaltsame Leichenzerstörung, wie sie die Feuerbestattung herbeiführt, Kirche und Justiz aus naheliegenden Gründen sich immer ablehnend verhalten. Der Verfasser schlägt nun, wie schon erwähnt, ein Mittelding vor: „weder Erd- noch Feuerbestattung", über welches Thema er bereits im „Neuen Blatt, Jahrgang 1894" einen bezüglichen Aufsatz geliefert hat. Danach sollen die Leichen im luftleer ausgepumpten Backstein- oder Cementsarge vertrocknen, was etwa innerhalb 3 Jahren spätestens erfolgt sein dürfte. Das Gerippe soll alsdann nach

dem Aussterben reclamationsberechtigter Erben und wenn eine Pietätspflicht individueller Art zu verletzen nicht mehr zu fürchten ist, entweder „der Erde zurückgegeben werden, oder es wird geradewegs Zwecken des Gemeindewohls, in erster Linie dem Interesse der Landwirtschaft, dienstbar gemacht werden dürfen" (S. 91). Zur Verhütung der Scheintodgefahr macht der Verfasser auch einen besonderen Vorschlag und hebt die verschiedenen Vorzüge hervor, die seine vorgeschlagene Bestattungsart bietet. — Inwieweit der Vorschlag des Verfassers Anhänger finden wird, kann natürlich nicht beurtheilt werden. Diejenigen, welche sich einmal für die Bestattung durch Feuer erklärt haben, werden wohl schwerlich diesem Mittelding von Bestattung, das bei Epidemien auch nicht durchführbar sein dürfte, beipflichten. — Mag dem nun sein, wie ihm wolle, jedenfalls hat der Verfasser in anziehender und interessanter Art die ganze Bestattungsfrage behandelt, so daß wir nicht anstehen, die Lectüre des Buches bestens zu empfehlen.

K.

Moderne Völkerkunde, deren Entwickelung und Aufgaben. Von Th. Achelis. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt. Stuttgart, Ferdinand Encke.

Wir hatten früher schon Gelegenheit, bei Besprechung einer Abhandlung über die Ehe die schöne Verbindung von voller Wissenschaftlichkeit mit interessanter gemeinverständlicher Darstellung als einen Vorzug Achelis' hervorzuheben. Auch das vorliegende, umfangreichere Werk des Autors, das als ein vorzüglicher Führer in die kräftig emporblühende Wissenschaft der Völkerkunde zu bezeichnen ist, zeigt uns, wie sehr der Verfasser Recht hat, wenn er im Vorworte sagt: „Es ist meines Erachtens ein, übrigens in England und Frankreich schon längst überwundenes und nur noch in gewissen gelehrten Schichten bei uns zäh festgehaltenes Vorurtheil, daß wissenschaftliche Gründlichkeit und Genauigkeit sich nicht mit populärer Behandlung vertrage." Möchte diese Anschauung nur immer mehr Verbreitung unter unseren Gelehrten finden!

Was den Aufbau des Werkes anbetrifft, auf dessen Inhalt wir natürlich nicht im Einzelnen eingehen können, so zerfällt dasselbe in 3 Abschnitte.

Im ersten giebt der Verfasser eine ausführliche Darstellung der Entwickelungsgeschichte der Ethnologie.

Auf der so durch Analyse und Vergleichung gewonnenen Grundlage baut dann der zweite Theil auf, in welchem möglichst auf inductivem Wege Begriff und Aufgabe der Völkerkunde, der Begriff der Oekumene, die Arteneinheit des Menschengeschlechtes, seine materielle und geistige Cultur in ihrem Aufbau erörtert werden.

Der dritte Abschnitt endlich behandelt die Völkerkunde in ihrem Verhältniß zu anderen Wissenschaften, zu Geschichte, Urgeschichte, Geographie, Rechtswissenschaft, Physiologie, Mythologie, Religionswissenschaft und Philosophie.

Wir können die Erfüllung der Hoffnung nur bestätigen, die Verfasser im Vorworte ausspricht, „daß auch der Laie hier Anregung nach den verschiedensten Richtungen finden werde, falls er nur Interesse und ein gewisses Verständniß für die großen culturhistorischen und ethnologischen Aufgaben der Zeit mitbringt."

Wp.

Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der cölestischen Photographie. — 62 Kartenblätter (mit 135 Einzeldarstellungen) und 62 Foliobogen Text mit ca. 500 Abbildungen. — Mit besonderer Unterstützung hervorragender Astronomen, sowie seitens zahlreicher Sternwarten und optisch-mechanischer Werkstätten. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. In 30 Lieferungen à 1 *M.* — Wien, A. Hartleben. —

Es liegt ein eigener Zauber in dem Studium der Astronomie, zu dem sich jeder Gebildete, wenn er es auch noch so laienhaft betreibt, hingezogen fühlen muß. Mit vollem Recht bezeichnet Kant außer dem moralischen Gesetz in uns den gestirnten Himmel über uns als ein Ding, das den menschlichen Geist mit stets neuer Bewunderung erfüllt.

Aus Laienkreisen ist daher auch manche Entdeckung auf astronomischem Gebiet gemacht worden, wie überhaupt durch Freigebigkeit hochherziger Freunde der Astronomie, namentlich in Amerika, diese außerordentlich gefördert worden ist. Wenn nun jetzt ein Werk erscheint, das auf Grund der neuesten Errungenschaften mit erläuterndem Text einen Atlas der Himmelskunde in Folio-Format liefert, so kann das nur mit Freude begrüßt werden. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte die beobachtende Astronomie durch die von Fr. Wilh. Herschel verfertigten Spiegelteleskope einen bedeutenden Aufschwung genommen, jetzt am Schluß dieses Jahrhunderts sind es die großen

Refractoren mit achromatischen Linsen und die weit ausgebildete Himmelsphotographie, die auf den Sternwarten der Neuzeit ihre Triumphe feiern. — Der 1. Band des uns vorliegenden Prachtwerkes — ein solches kann der Atlas der Himmelskunde mit vollem Recht genannt werden — läßt bereits erkennen, daß hier nach jahrelanger Arbeit durch das Entgegenkommen von Astronomen, Sternwarten und Constructeuren des ganzen Erdkreises ein hochinteressantes Material zusammengetragen worden ist. Im bis jetzt erschienenen 1. Abschnitt wird die Photographie im Dienste der Himmelskunde behandelt. An Abbildungen enthält dieser Abschnitt außer Meßapparaten und einigen Refractoren, wie z. B. des 36zölligen Refractors des Lick-Observatoriums, auch noch photographische Aufnahmen der totalen Sonnenfinsterniß am 12. December 1871, ferner verschiedene Aufnahmen des Mondes von Rutherfurd, Draper, sowie eine solche in sehr vergrößertem Maßstab nach dem Negativ von Loewy und Puiseux vom 6. März 1895 und schließlich Photographien vom Orionnebel und zweier Sternhaufen. Der Text ist anziehend geschrieben und das Werk, einzig in seiner Art, vorzüglich ausgestattet, so daß es Lehrern, wie Studirenden und Freunden der Himmelskunde auf's Wärmste empfohlen werden kann.

K.

Das heutige Rußland. Momentaufnahmen von Friedrich Schütz.

Die Schriftsteller, die Rußland besuchen, ergehen sich meist in Schilderungen, voreingenommen oder nach den ersten Eindrücken urtheilend, um die herkömmliche Auffassung zu bestärken. Natürlich finden sie Mangelhaftes, namentlich im Innern des Landes. Diese Eindrücke werden verallgemeinert und erhalten das Gepräge einer Schilderung des russischen Gesammtzustandes.

So sprachen die Begleiter zu dem letzten Photographen russischer Zustände, Friedrich Schütz, dem politisch interessanten Berichterstatter der Neuen Freien Presse, als er manchmal andere Eindrücke erhielt, als die über Rußland gewöhnlich mitgetheilten. Seine Photographien, die fast durchaus Momentaufnahmen sind. geben schnell gewonnene Bilder in raschem Umriß, aber für die Treue der Darstellung ist das von Wichtigkeit. Er schrieb, wie wir dem Vorwort entnehmen können, diese Aufsätze, die jetzt um manche Zugabe vermehrt erscheinen, zumeist in Petersburg, unterstützt von dem Rathe und der Erfahrung einsichtiger Kenner Rußlands. Unablässig bestrebt, die Physiognomie des vielfach nach ungerechtfertigten Maßstäben und deshalb falsch beurtheilten großen Reiches in sich aufzunehmen, lenkte er während seiner Arbeit naturgemäß den Blick zur Heimat. Der Verfasser spricht von einer österreichischen Frage. Daß seine politischen Bemerkungen hier mit besonderem Interesse gehört werden, ist bereits gesagt. Außerdem enthält die kleine Sammlung auch über die polnische Frage, über das Verhältniß von England und Rußland, und nicht nur über Politik, sondern auch große culturhistorische Gesichtspunkte interessante Bemerkungen. Wundervoll ist die Darstellung eines Tages bei Tolstoi. Es handelt sich immer um Dinge von großem oder von feinem menschlichen Werth. Der Stil ist manchmal meisterhaft zu nennen. Poetische Schönheit steht dem Darsteller wie kräftige Schärfe des Ausdrucks in glücklicher Abwechselung zu Gebote. Im Tone ist die Schilderung vornehm schlicht gehalten, die durchgehende Grundlage bildet ein offenes Interesse für alles irgendwie Bedeutsame, gelegentlich erreicht die Darstellung aber durch gesteigertes Gefühl eine ungewöhnliche Höhe. Der Verfasser richtet am Schlusse seines Büchleins, das sich wohl mit Berechtigung jene charakteristischen Schilderungen der Gesandten Venedigs, die in ihren lebendigen, wahrheitsgetreuen, völlig absichtslos entworfenen Berichten anschauliche Bilder für künftige Geschichtsschreiber stellten, anreihen darf, den Blick vertrauend in die Zukunft.

Nur die Civilisation vermag den Fortschritt Rußlands in die richtige Bahn zu führen, sie allein kann das Uebermaß seiner Kräfte regeln und das größte Reich der Welt an die Seite jener Staatengebilde der Zukunft stellen, deren Zweck und Ziel nicht in der Förderung eines bevorzugten Machtfactors, sondern darin bestehen wird, Glück und Wohlfahrt aller Menschen zu erstreben.

L.

Oesterreich im Jahre 2020. Socialpolitischer Roman von Dr. Josef Neupauer. Dresden, E. Piersons Verlag.

Dem Buche, dessen wir heut gedenken, hätten wir schon viel früher die Aufmerksamkeit weiter Kreise zuwenden sollen; durch ein Versehen ist die Versäumniß geschehen, und nun hat inzwischen das Buch die Probe bestanden, daß in seinem Genre Besseres nicht publicirt worden ist. Der Autor fußt auf das vielbekannte Edward Bellamy'sche Buch. Dessen Helden, Julian West, läßt

er in Begleitung des Mr. Forest von Amerika aus eine Studienreise nach Oesterreich unternehmen, um dort den Communismus, jene Gesellschaftsform, unter der Oesterreich am Anfange des 21. Jahrhunderts blüht und gedeiht, in allen seinen Einrichtungen zu studiren. Die Erfahrungen und Erlebnisse des Dr. West während seines Aufenthaltes in Oesterreich — in Tagebuchform mitgetheilt — füllen das Buch. Die neue Gesellschaftsordnung, der Communismus, ist hier in allen öffentlichen und privaten Angelegenheiten auf das Consequenteste durchgeführt. Alle staatlichen und communalen Institutionen; die Pflege von Kunst und Wissenschaft; die Gestaltung des gesammten öffentlichen Lebens und auch die private Lebensführung, soweit sie in einem organischen Zusammenhang mit der Gesellschaft sich befindet, hat, immer aus demselben Gesichtswinkel heraus, Beleuchtung und Darstellung gefunden und zwar, wie besonders hervorgehoben werden muß, in durchaus nicht utopistischer Weise. Gerade des durchgängigen Positivismus wegen fordert das Buch allerdings zu häufigen Einwänden heraus. Wir müssen uns versagen, an dieser Stelle der Meinung die Meinung entgegenzustellen, nur auf ein Zweifaches soll hingewiesen werden: Der Autor hat es vorzüglich verstanden, aus der Neuordnung der Gesellschaft auszuschalten, was ewig ist, d. h. keiner Staatseinrichtung, keiner Zeitanschauung, keinem Umschwung unterliegt, also z. B. das geschlechtliche Verhältniß des Mannes zur Frau, soweit es Empfindungssache und Naturnothwendigkeit ist. Dann aber hat er in seinem logisch-methodischen Aufbau einer anderen Gesellschaftsordnung, der Humanität, geradezu einen idealen Umfang eingeräumt. So wie diese in dem Verhältniß Aller zu den Kranken und Krüppeln (Arme giebt's in diesem communistischen Gemeinwesen nicht) zur Bethätigung gelangt, ist ein Zustand geschaffen, dem gegenüber die Humanität am Ende unseres Jahrhunderts in ein Nichts (viel mehr ist sie übrigens auch wirklich nicht) verblaßt. Wir rathen dringend zur Lectüre des Buches. Dessen Nachwort, die Polemik wider die Tolstoi'sche asketische Auffassung des Christenthums und das Bebel'sche Buch „Die Frau und der Socialismus" ist zwar gleichfalls geistvoll motivirt und interessant, erscheint uns aber dennoch als Abschluß der vorangegangenen, uns doch zumeist theoretisch fesselnden Ausführungen deplacirt.

A. W.

Bis an's Ende der Welt! Astronomische Causerien von Dr. Studnicka. — 2. ergänzte Aufl. mit zahlreichen Illustrationen. Prag, Fr. Rivnač.

Behandlung astronomischer Themata in populärer Form unter Zugrundelegung einer auf den Flügeln der Phantasie ausgeführten „Reise in's Weltall" ist nichts Neues und wäre in dieser Beziehung an Verne oder in noch neuerer Zeit an den französischen Astronomen Flammarion zu erinnern. — Der Verfasser wählt zum Schauplatz seiner astronomischen Causerien „Karlsbad", wo sich eine kleine Anzahl von Kurgästen — ein deutscher Buchhändler, ein Franzose, ein italienischer Maler und ein Russe — um den Engländer Carpenter, einen leidenschaftlichen Verehrer der Astronomie, schaaren und sich über astronomische Gegenstände belehren lassen. Vernes Reise in den Mond bildete gleichsam den Ausgangspunkt und die Grundlage einer Besprechung der Bedingungen zu einer Reise bis an's Ende der Welt", die der Engländer Carpenter im Traume vorgenommen hat und erzählt. Wie sich die kleine Gesellschaft am letzten Abend ihres Zusammenseins in Karlsbad wegen eines Prioritätsstreites schließlich entzweit, dann aber wieder durch Zufall in Prag zusammentrifft und dort mit einigen Prager Herren alle astronomischen Sehenswürdigkeiten wissensdurstig in Augenschein nimmt, muß man selbst lesen. Der Verfasser schildert dies Alles, sowie die Besprechung der verschiedenen in Betracht kommenden astronomischen Fragen mit Heranziehung geschichtlicher Daten in anziehender und wo es sich nicht gerade um die Wissenschaft handelt, auch in humorvoller Weise. Das Buch ist gut ausgestattet und enthält ein facsimilirtes Blatt aus Copernikus' klassischem Werk, sowie kleinere Illustrationen und die Portraits von Copernikus, Tycho, Keppler und Doppler.

K.

Laskaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Dritter Theil: Philalethes. Verlag von Ferdinand Dümmler, Berlin.

Das sinnige, von echter Poesie umflossene Werk liegt uns vollendet vor; der dritte Theil schließt sich würdig seinen beiden Vorgängern an. Hatte der erste den goldenen Jugendmuth, den reichen Thatendrang des Helden geschildert, war er im zweiten mitten im Leben gezeigt worden, auf der Höhe des Glückes, wie tief im Abgrund, so zieht Laskaris nach mancherlei Fährnissen im

dritten Theile das Facit seines Lebens. Noch einmal scheint dem gereiften Manne das Schicksal hold zu sein, noch einmal führt es ihn auf die Höhen des Daseins, — allein nur, um ihn desto sicherer und schmerzlicher zu treffen. Er verliert sein treues Weib, und das theure Pfand, das sie ihm zurückgelassen, sein Sohn, dem er den Namen seines weisen Lehrers Philalethes gegeben hat, siecht langsam dahin, und Laskaris erkennt am Ende seines langen, an Wechselfällen so reichen Lebens, daß es nicht werth, gelebt zu werden. Er erkennt das ewig gleiche Ringen der Menschheit:

Es schien ihm furchtbar, daß jed' neu Geschlecht
Begierig eilt, die Waffe aufzuheben,
Die still entfällt dem Alten im Gefecht —
Verjüngt den Kampf zu wagen mit dem Leben! —
— — — — — — — — — — — — — —
Er sah in einer finsteren Vision
Vorbei Geschlechter um Geschlechter wandern,
Wie sie von Ewigkeit her wandern schon,
— Das eine gab sein Hoffen müd' dem andern,
Sein Hoffen, seine Sehnsucht, seinen Glauben,
Den wilden Glauben an das Menschenglück,
Den jeder Seele muß auf's Neue rauben
Das mitleidslose, furchtbare Geschick.
Er sah sie steigen auf mit wildem Weh'n
Er sah sie kämpfen, dulden, untergehn!

Diesen Grundsatz des Pessimismus an dem Lebensschicksal eines einzelnen Menschen zu beweisen, war die Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hatte. Er wählte sich, um diesen Beweis recht durchschlagend zu machen, Laskaris, der sich durch körperliche Schönheit und Jugendkraft auszeichnete, der sich im Besitz der Panacee, also des nie versagenden Mittels, Geld zu machen, war und der vor Allem frei und unabhängig in's Leben zog. Und selbst diesem besonders Begnadeten gelang es nicht, sich das Glück zu erringen.

Man braucht die düstere Weltanschauung des Dichters nicht zu theilen, aber man wird anerkennen müssen, daß er seine Aufgabe mit echt dichterischer Kraft gelöst hat.

Auch der dritte Band zeichnet sich besonders durch prächtige Naturschilderungen aus. Aus feinsinniger Beobachtung heraus weiß der Dichter die Stimmungen der Jahreszeiten und der Landschaften vollendet wiederzugeben und sie zart mit den Empfindungen der auftretenden Personen zu verknüpfen. Stiefmütterlicher ist die Handlung selbst bedacht, hier würde eine etwas größere Ausführlichkeit wesentlich zur Klärung einiger dunkler Stellen beitragen. Man erkennt daraus, daß Pfungst in erster Reihe Lyriker und Denker ist. Alles in Allem aber ist Laskaris eine so bedeutende und so eigenartige Erscheinung in unserer modernen Dichtung, daß dem Werke eine hervorragende Stellung in der modernen Litteratur anzuweisen ist. Mögen sich recht Viele an ihm erbauen. LS.

Balladen von Carl Spitteler. Zürich, Albert Müllers Verlag.

Karl Henckell charakterisirt in seinen „Sonnenblumen" den Schweizer Sangescollegen mit den Worten: „Ein munter trabend Luxuspferd mit ironisch gescheitelter Löwenmähne." Er trifft es nicht ganz, denn das Musenroß Spittelers erscheint nicht gerade wie ein Luxuspferd, es bäumt sich und schlägt oft aus. Seine Balladen zeugen von einer eigenartigen, man kann sagen großartigen Auffassung des Lebens; das sind keine landläufigen Gedichte, jedes einzelne hat neben einer interessanten Handlung eine eigenthümliche, fast immer stark pessimistisch gefärbte oder satirische Pointe. Für Vorleser und Recitatoren erschließt sich hier eine neue ergiebige Quelle. ls.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abhandlungen, Pädagogische. Neue Folge. Herausgegeben von W. Bartholomäus, Rector. Hamm i. W. I. Band. Neue Folge. Heft 1. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. 1897. Heft 8 und 9. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Blätter für Haus- und Kirchenmusik. Herausgegeben mit Anderen von Prof. Ernst Rabich. 1. Jahrgang No. 4 und 5. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Bliemchen auf d. Sächsisch-Thüringischen Ausstellung in Leipzig. Herausgegeben von Gustav Schumann. Mit Illustrationen von Paul Krieger u. A. Zweite Auflage. Leipzig, Abel & Müller.

du Bois-Reymond, Emil, Hermann von Helmholtz. Gedächtnissrede. Leipzig, Veit und Comp.

Deutsche Nationalfeste. Mittheilungen und Schriften des Ausschusses. Heft 1, 2. 15. Mai 1897. München, R. Oldenbourg.

Gensichen, Otto, Franz. Zu den Sternen! Roman. Berlin, Gebrüder Pactel (Elwin Paetel).

Golm, Rudolf., Ein falsches Liebeslied. Novelle. 2. Tausend. Dresden, E. Piersons Verlag.

Handelsgesetzbuch für d. Deutsche Reich nebst Einführungsgesetz. Vollständige Text-Ausgabe mit Einschluss des Seehandels. Mit ausführlichem Sachregister. (Bibliothek der Gesammt-Litteratur No. 1024—1026.) Halle a./S., Otto Hendel.

Hirth, Georg, Aufgabe der Kunstphysiologie. 2. Aufl. Circa 40 Bogen 8° mit 17 Illustrationen. Lfg. 1. München, G. Hirth's Kunst-Verlag.

Janitschek, Maria, Die Amazonenschlacht. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Jastrow, Hermann, Das Recht der Frau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Dargestellt für die Frauen. Erstes bis drittes Tausend. Berlin, Otto Liebmann.

Keyserlingk, J. von, Tangenten. Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede, XI. No. 135. 1. Mai 1897. Berlin, Kritik-Verlag.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. XXI. Chodowiecki. Mit 204 Abbildungen nach Gemälden, Radirungen und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Kirchbach, Wolfgang, Was lehrte Jesus? Zwei Ur-Evangelien. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlags-Buchhandlung.

La France scolaire. Bulletin mensuel du comité d'instruction et d'éducation publiques. 4. année. No. 27. Février—Avril 97. Paris, F. Clerget.

Deutsche Lyriker. Ein Sammelwerk mit Quellenangaben und litterarisch-kritischem Begleitwort herausgegeben von Hermann Kichne. Diamantausgabe. Nordhausen, Selbstverlag.

The international magazine. Vol. II. Nr. 5, May 1897. Chicago, Union Quoin Company.

May, Maria Theresia, Unter der Königstanne. Preisgekrönter Roman. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10 000 Abbildungen im Text und auf über 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Fünfzehnter Band. Russisches Reich (Geschichte) bis Sirte. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Monatsblätter für deutsche Litteraturgeschichte. I. Jahrg. Heft 8. Leipzig, Erich Schelper.

Neuland. April 1897. Berlin. Joh. Sassenbach.

Pastor, Willy, Wana. Roman. Leipzig. Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Philippi, Adolf, Die Kunst der Renaissance in Italien. I. Buch. Die Vorrenaissance: Die Bildhauer von Pisa. — Giotto — Fiesole. Mit 50 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann.

Procházka, Rudolph Freiherr. Arpeggien. Musikalisches aus alten und neuen Tagen. Dresden, Oskar Damm.

Reich, Dr. Emil, Volksthümliche Universitätsbewegung. Bern, Verlag von Steiger & Cie. (vorm. A. Siebert).

Reinsberg-Düringsfeld, Otto Freiherr v., Das festliche Jahr. In Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Festen der Germanischen Völker. Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit über 100 Illustrationen. Leipzig, H. Barsdorf.

Riemann, Dr. Hugo, Nekrolog von Johannes Brahms aus „Blätter für Haus- und Kirchenmusik", herausgegeben von Prof. Ernst Rabich. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne.

Rückerts Werke. Herausgegeben von Georg Ellinger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 2 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Ruland, Dr. Wilhelm, Kleists Amphitryon. Eine Studie. Berlin. J. Harrwitz Nachf. (Th. Kehrbach).

Saar, Ferdinand von, Novellen aus Oesterreich. Erste Ausgabe in zwei Bänden. I. Band. Heidelberg, Georg Weiss.

Schlaf, Johannes, Sommertod. Novellistisches. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Schneider, Hugo, Durch Wissen zum Glauben. Eine Laien-Philosophie. Leipzig, Hermann Haacke.

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henckell. 1896/97 Nr. 9. 10. 11. 12. Zürich, Karl Henckell & Co,

Spamers illustrirte Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung von Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. F. Rösiger, Prof. Dr. O. E. Schmidt und Dr. K. Sturmhoefel neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Dritte, völlig neu gestaltete Auflage. Mit nahezu 4000 Text-Abbildungen nebst vielen Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. Bd. IX. Geschichte der Neuesten Zeit. II. Theil: Von dem Beginne des nationalen Kampfes gegen Napoleon I. bis zum Kaiserthum Napoleons III. (1808—1852). In dritter Auflage bearbeitet von Prof. Dr. Konrad Sturmhoefel. Mit 308 Text-Abbildungen u. 12. Beilagen und Karten. Leipzig, Otto Spamer.

Staats-, Hof- und Communal-Handbuch des Reichs und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. Zwölfte Ausgabe. Mit 18 Portraits, einer Flaggen-, 5 Wappen- und 2 Ordenstafeln. Eisenach, Verlag von Kürschners Staatshandbuch.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner. VI. Jahrgang. No. 4. Dresden, E. Piersons Verlag.

Wahl einer internationalen Sprache. Grodno (Russland), L. Samenhof.

Weiss, Emil Rudolf, Trübungen. Verse und Prosa in Auswahl. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Zeitschrift für Bücherfreunde, Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. I. Jahrgang. Heft 1 und 2. April und Mai 1897. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

— für Criminal-Anthropologie, Gefängnisswissenschaft u. Prostitutionswesen. Herausgegeben von Walter Wenge. Band I. Heft 1. Berlin, M. Priber.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS
THE LIBRARY

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottländer in Breslau.

Im Streit der Pflichten.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein.
Goethe.

Die Beine lang von sich gestreckt, das dunkelblond umbuschte Haupt leicht zur Seite gewendet, die tiefblauen, fast immer umwölkten Augen auf den Clavierspieler gerichtet, saß der Freiherr von Schlichtfeld dicht neben dem Flügel in einem Lehnstuhl und verfolgte staunend, mehr mit den Augen als mit dem Ohre, die rasend schnellen Läufe und perlenden Triller und Fiorituren, die Ulrich Karstedt mit spielender Kunstfertigkeit dem Instrument entlockte.

Ulrich, ein Student der Rechte, der kürzlich die Würde eines Doctor juris erobert hat, ist gleichzeitig ein so hervorragendes musikalisches Talent, daß die Leute immer behaupten, er werde sicher noch in der elften Stunde der Göttin Themis den Rücken kehren, um sich ausschließlich der Muse Polyhymnia zuzuwenden. Auch jetzt hat er seinem innern Drange nicht länger widerstehen können und ist aus dem Nebenzimmer, wohin sich die eben von der Tafel aufgestandene Gesellschaft begeben hat, geflüchtet, um hier im Speisezimmer, wo die Dienerschaft noch mit Wiederherstellung der Ordnung beschäftigt ist, sich an den Flügel zu setzen und seine lange zurückgehaltenen Gefühle schnell in einem glänzenden Tonstück aus dem Stegreif auszuströmen.

Schlichtfeld, der „finstre Edgar", wie ihn die Gesellschaft gern nennt, ist ihm gefolgt und hat sich neben dem Flügel niedergelassen; er hört aber nur kurze Zeit auf das künstlerisch vollendete Spiel; bald gedenkt er seiner Tischnachbarin, die jetzt drinnen im Nebenzimmer wahrscheinlich die

Huldigungen der Gesellschaft empfängt, und er schwelgt im Nachgenuß der an der Tafel verlebten köstlichen Stunde.

Wie herrlich ist ihm Ellen Karstedt, die Schwester des den Flügel meisternden Hünen, heut wieder erschienen! Er kennt die unechte Vergoldung, durch die uns das Leben seine Wonnen als echte vortäuschen will, er hat zur Genüge aus dem Taumelkelche dieser irdischen Hochgenüsse gekostet, um zu wissen, daß der Trank nur oberflächlich versüßt ist und einen um so stechenderen Nachgeschmack auf der lechzenden Zunge zurückläßt, und dennoch — so oft er mit Ellen zusammenkommt, so oft möchte er auch seine Anschauungen und Erfahrungen vergessen, um sich trunken in die Flammen zu stürzen, die das entzückende Geschöpf durch seinen eigenartigen Liebreiz unbewußt zu entzünden pflegt. Nur ihr hat er sich während der Mahlzeit gewidmet, nur für sie Augen gehabt, nur mit ihr einmal leise angestoßen, er hat ihren Athem getrunken, der ihm noch köstlicher dünkte, als aller Würzduft der Cabinetweine, die der gastfreie Hausherr spendete; er hat ihre Blicke, ihre frommen, klugen, verheißungsvollen Blicke in sich eingesogen, sie wie glühende Pfeilspitzen in sein Fleisch gedrückt, und nun ist sein Blut entzündet und kreist ihm fiebernd durch die Adern und bringt alle seine Grundsätze, sein ganzes, sonst so gefestetes Wesen in ein unheildrohendes Wanken.

Darf er, der Unglückselige, der jedes Anrecht auf das Paradies reiner Frauenliebe so unwiederbringlich verwirkt hat, der verurtheilt ist, allein mit seiner drückenden Gewissenslast durch ein freudloses einsames Dasein zu wandern, — darf er die Ahnungslose in seinen Bann verstricken? darf er ihr Schicksal an das seine ketten, um sie zu ewiger Qual und unfruchtbarer Reue zu verurtheilen? Ausreißen mit allen ihren Wurzeln muß er diese keimende Neigung aus dem Grunde seines verdorrten und verschmachteten Herzens! Wenn er Ehre im Leibe hat, muß er ein Ende machen mit diesem Spielen mit der Gefahr und hinfort jeden Ort meiden, an dem ihm die Aussicht winkt, mit ihr, der Angebeteten, zusammenzutreffen. Denn schon regen sich die nach Sensationen aller Art lüsternen Zünglein der Weiber; schon neckt man ihn mit dem schönen, eigenartigen Mädchen und frägt ihn in verstellter Harmlosigkeit, wenn seine Verlobung mit ihr bekannt gegeben werden würde; — oh, diese niederträchtige, skandalsüchtige, herzlose Gesellschaft! wie er sie haßt und verachtet! wie eine Pest würde er die Menschen fliehen, um sich in seine stille Klause zu vergraben, wenn er sie nur nicht brauchte, wenn er nicht aus dem Verkehr mit ihnen immer wieder jene Anregungen gewinnen müßte, die ihm zu seiner täglichen geistigen Arbeit unentbehrlich sind. Ist er doch einer von den modernen und allgemein beliebten Dichtern; seine Romane werden verschlungen; zu den Aufführungen seiner Dramen pilgert ganz Berlin in die Theater — er darf nicht ruhen und nicht rasten. Wohl würde er gern auch seiner dichterischen Thätigkeit Valet sagen, denn was ist ihm der Ruhm des

Tages, was der Beifall einer brutalen, ungebildeten Menge? Unbekannt und unbeachtet würde er den Rest seines Lebenspfades zurücklegen, wenn es ihm nur seine materiellen Verhältnisse gestatten wollten. Aber in den schnell vorübergerauschten Jahren, da er noch die blanke Uniform trug, hat er den größten Theil seines Vermögens verschleudert, und dann, als er den Abschied nahm, weil er das Furchtbare, das er erlebt hatte, im Kreise seiner ahnungslosen Kameraden nicht länger mehr zu tragen vermochte, dann hat er das Schwert mit der Feder vertauscht, um sein Brot zu gewinnen und dazu noch Das, wonach er anfänglich garnicht begierig war: steigendes Ansehen, Ruhm und Bewunderung. Er hat dem Teufel einen Finger gereicht, und dieser hat ihn bei der ganzen Hand ergriffen; jetzt kann er nicht mehr zurück, er hat einen berühmten Namen zu behaupten; für rothes Gold, das er reichlich erntet, hat er die freie Verfügung über seine Zeit geopfert, und nun sucht er in seiner dichterischen Thätigkeit und in den Strudeln des Lebens, in die er sich immer wieder hineinzwingt, die dumpfe Betäubung des Vergessens.

Die Diener räumen möglichst geräuschlos die Teller und Gläser von der in Unordnung gebrachten, von grellem Glühlicht übergossenen Tafel; auch sie ahnen, daß der junge Mann dort am Flügel so Etwas wie ein Genie sein muß und daß sie hier umsonst hören können, was später einmal vielleicht nur gegen Erlegung eines hohen Eintrittsgeldes im gedrängt angefüllten Concertsaal wird gehört werden dürfen.

Die Schiebethür zu den vorderen Zimmern ist geschlossen, damit den Gästen der unschöne Anblick der Tafelabräumung verborgen bleibt; erst wenn das Speisezimmer wieder in Ordnung gebracht und der lange Tisch zusammengeschoben und mit einer bunten Decke geschmückt sein wird, dann erst wird sich die Schiebethür wieder aufthun, damit die Gesellschaft den zum Musiksaal gewandelten Speiseraum wieder betreten und sich an etwaigen Vorträgen auf dem Flügel erquicken kann. Gedämpft dringen die Stimmen der in den vorderen Salons Plaudernden und Lachenden herüber; aber Ulrich Karstedt läßt sich nicht stören, er hat sich in ein ihm besonders liebes Stück hineinphantasirt und schwelgt jetzt in dem glänzend von ihm vorgetragenen Es-dur-Concert des Meisters Liszt.

Schlichtfeld wird einen Augenblick lang aus seiner Traumversunkenheit aufgerüttelt; er staunt den jungen Karstedt, den er schon oft gehört hat, wie ein ihm neues Wunder an; er betrachtet dessen sich mehr und mehr mit einem dunkleren Incarnat überziehendes Antlitz und findet plötzlich eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihm und Ellen, der Schwester des Künstlers, aber beim Gedenken an Ellen seufzt er tief und schwer auf, wendet sich noch mehr seitwärts, stützt den rechten Ellbogen auf die Sessellehne und läßt sein sinnendes Haupt auf die geöffnete rechte Hand sinken. Dabei bildet sich eine strenge, senkrechte Falte zwischen seinen Brauen, und starr und unbeweglich ist der Blick seiner dunklen, blauen Augen auf die Tasten des

Instruments gerichtet, über deren schimmerndes Elfenbein die kräftigen und doch so gewandten Finger Ulrichs blitzschnell dahinfahren.

Leise und unmerklich ist die Schiebethür einen kleinen Spalt weit geöffnet worden, und durch diesen Spalt hat sich die schlanke Gestalt einer Dame geschoben, die schnell wieder die Thür hinter sich schließt. Wie ein Lichtstrahl, so unhörbar, huscht sie in die Nähe des Flügels, und mäuschenstill läßt sie sich dort unmittelbar hinter Schlichtfeld auf einen Rohrstuhl nieder, indem sie ihren rechten Arm auf die Lehne des Sessels legt, den Schlichtfeld inne hat.

Dieser fühlt die Berührung seines Armes durch den weichen Arm einer weiblichen Person; er fühlt den Odem, der dicht hinter ihm rhythmisch weht; aber er wendet sich nicht um, er will den Zauber nicht stören, er ahnt, daß es Ellen ist, die, von den Tönen angelockt, hier herein geschlüpft ist und so naiv-vertraulich in seiner nächsten Nähe Platz genommen hat.

Ulrich fährt schwärmerisch fort, den Flügel zu meistern. Schlichtfeld ist aus seiner grüblerischen Verlorenheit erwacht; er hört jetzt jeden Ton und jede Farbenabstufung des berückend schönen Spieles, aber er empfindet auch mit wachsendem Entzücken und mit schauernder Wonne die körperliche Nähe des herrlichen Mädchens, das ihn allzeit jede geheime Qual durch ihre bloße Gegenwart vergessen macht.

„War's nicht herrlich, Edgar?"

So frägt sie nach beendetem Spiele den Dichter, der seit Jahren im Hause ihrer verwittweten Mutter verkehrt und der mit den beiden Kindern der lebenslustigen Frau Karstedt nach und nach in so vertrauliche Beziehungen gekommen ist, daß man sich gegenseitig mit dem bloßen Vornamen anredet.

Ulrich hat sich zurückgelehnt und läßt die eiskalt gewordenen Hände jetzt ein wenig ausruhen.

Edgar Schlichtfeld wendet sich auf die an ihn gerichtete Frage um und schaut in die Augen der von Stolz auf ihren begabten Bruder strahlenden Schwester.

Ellen ist ein Wesen, das nicht Jeder sofort als schön erkennen würde; wenn sie aber, wie jetzt, von irgend einer mächtigen Bewegung ergriffen ist, dann blühen auf ihren von einem zarten Bronzeton überhauchten Wangen zwei liebliche Rosen auf, und dann verklärt sich ihr sonst etwas farbloses Angesicht zu so plötzlicher Frische und Anmuth, daß sie Jeden bezaubert. Ihr blauschwarzes, leicht gekräuseltes Haar umrahmt in fast wilder Unordnung eine prachtvoll modellirte Stirn; am Hinterhaupt ist es zu einem weit ausladenden griechischen Knoten zusammengewunden, und um diesen üppigen Haarwulst liegt ein mehrfach geringeltes goldenes Band, wie der glitzernde Leib einer Schlange. Ihre dunklen Augen sind für Edgar das süßeste Räthsel; noch heut weiß er nicht genau, ob sie schwarz oder dunkelbraun oder dunkelblau sind; proteusartig wechseln sie Farbe und Ausdruck;

die so merkwürdig opalisirende Iris ist von einer Sklera umgeben, so bläulichweiß und so durchaus rein von jeder Spur eines Aederchens, wie wir sie sonst nur an den Augen von Kindern bewundern.

„Ihr Bruder ist ein gottbegnadeter Künstler," erwidert Edgar, „und viel zu gut dazu, um dereinst als Richter das Vertrauen rechtsuchender Menschen zu täuschen."

„Ich bitte mir's aus," stößt Ulrich gutmüthig und ohne Empfindlichkeit hervor, „schmähen Sie meine Rechtswissenschaft nicht."

Mit überlegen lächelnder Miene schüttelt Edgar seinen Blondkopf:

„Wie kann das Wissenschaft sein, was sich plump nur auf den Ueberlieferungen einer uns unverständlichen römischen Weltanschauung aufbaut? Ein Schöpfer deutschen Rechtes müßte nicht das exotische Ragout der Pandekten, sondern vor Allem Psychologie und deutsche Geschichte studiren. Ihr heutigen, durch das Corpus juris verbildeten Rechtsdoctoren kennt ja nicht mehr die deutsche Volksseele, Ihr habt keine Ahnung von ihren innersten Bedürfnissen. Ihr leimt Euer Proceßverfahren und Eure Rechtssprüche nach berühmten fremden Mustern zusammen und wundert Euch, wenn der normal empfindende Mann aus dem Volke Euch nicht versteht und Euere Euch weise dünkenden Sentenzen als Gallimathias verspottet. Schafft uns erst ein Recht, das ein Spiegel deutschen Volksthums und deutschen Volksbewußtseins ist, und dann nennt Euer Treiben meinetwegen eine Wissenschaft."

„Laß Dich mit Edgar nicht ein, lieber Ulrich," scherzt Ellen, und sie ist noch näher an des Dichters Sessel herangerückt, so daß sie, sich jetzt weiter vorbeugend, mit ihrem Oberkörper fast seinen Rücken berührt; „im Disputiren ist er Dir über, und mir scheint, er ist heut in besonders gereizter Laune." Dabei neigt sie sich seitwärts, schiebt ihren Kopf noch weiter vor und guckt dem vor ihr Sitzenden von unten herauf schelmisch in die Augen.

Dieser schelmische Blick wirkt wie Mittagssonnenschein auf das Eis des Hochgebirges. Der starre Ernst schmilzt aus den Zügen des Dichters fort, und freundlich lächelnd wendet er sich ganz zu dem Mädchen herum.

„Bin ich wirklich in gereizter Laune? Sie wissen doch, Ellen, daß mich Ihre Gegenwart immer umstimmt, und ich habe doch nicht vergeblich das Glück gehabt, an Ihrer Seite speisen zu dürfen."

„Bei Tisch waren Sie auch ganz nett und liebenswürdig; aber wie ich vorhin hier eindrang, puh, da erschrak ich förmlich, welch' finstre Miene Sie schon wieder machten — konnte denn Ulrichs Spiel Sie nicht ein wenig erheitern?"

„Sie halten mich für einen König Saul, dessen schlimme Laune der Knabe David mit seiner Harfe aufzubessern wußte? Ach, liebe Ellen, ich traue der Musik gar manche Kraft zu, aber allmächtig ist sie nicht, über den Fluch, geboren zu sein, kann auch sie nicht hinwegtrösten."

„Pfui, Edgar, so dürfen, so sollen Sie in meiner Gegenwart nicht sprechen! Wissen Sie, daß das sündhaft ist? wie können Sie das Leben einen Fluch nennen, das Leben, das doch die Quelle zahlloser Wonnen und Herrlichkeiten ist?"

„Es hätte diese Quelle vielleicht werden können, aber der Mensch in seiner unvergleichlichen Einfalt und Niederträchtigkeit hat schon dafür gesorgt, daß es anders kam. Sie sind ein junges unerfahrenes Mädchen, Ellen, und Sie halten den Traum, in dem Sie leben, für Wirklichkeit — haben Sie schon einmal daran gedacht, wie viel Menschen täglich durch Selbstmord oder durch ein grausames Ungefähr zu Grunde gehen? wie viele vom Blitz getroffen oder vom Tiger zerrissen werden? wie viele Ernährer ihren hungernden Familien, wie viel kräftige blühende Burschen ihren Bräuten plötzlich verloren gehen? Und das ist noch nicht das Schlimmste: haben Sie eine Ahnung davon, wie viel Unglückliche sich in den geheimen Qualen der Selbstbeschuldigung winden? wie viele mit den Zähnen knirschen und sich das Mark in den Knochen ausdörren, weil sie trotz aller Mühe und alles redlichen Ringens nicht das erreichen können, was irgend einem faulen, überflüssigen, nichtsnützigen Schlingel ohne eine Spur von Verdienst, ganz von selbst, zufällt?"

„Spielen Sie damit auf den Erfolg des Künstlers, des Dichters, an? Ich dächte, Sie hätten alle Ursache, Edgar, dann mit Ihrem Loose zufrieden zu sein? Oder ist Ihnen die beispiellose Wirkung, die Ihr Drama „Lydia" wieder gehabt hat, noch immer nicht genug? kann es Ihren Ehrgeiz nicht befriedigen, daß sich alle Theater Europas um das Aufführungsrecht bewerben? daß man auf Sie, den bewunderten Dichter, auf der Straße mit den Fingern weist und Mädchen und Frauen an die Fenster stürzen, wenn sie wissen, daß Sie unten vorbeigehen?"

„Was mache ich mir aus der Neugier der Weiber? aus dem Beifall einer Menge, die mich gar nicht versteht? Ein einziger Kuß von schönen Lippen, ein einziger Handdruck eines Wesens, das wahrhaftigen Antheil an mir nähme, wäre mir lieber, als alle eitlen Ehren dieser Welt."

Er hat es mit starker Empfindung, sehnend und verlangend, ausgesprochen und schaut mit flammenden Blicken in Ellen's dunkle Augen.

Das Mädchen erröthet und sieht verwirrt in ihren Schooß nieder. Was soll sie auf diesen unerwarteten Gefühlsausbruch erwidern? Und würde sie ihm denn den Kuß verwehren, wenn er sie unter vier Augen und nicht in der Anwesenheit ihres Bruders hier darum bäte? würde sie ihn verwehren können? sie, die mit allen Fasern ihres Herzens an diesem finstern, unfrohen Liebling der Musen hängt? die Tag und Nacht nur an ihn denkt und grübelnd nachsinnt, womit sie ihm die strengen Falten von der Stirn glätten könnte?

Ulrich hat zum ersten Male den Ton der Werbung aus Edgars Worten herausgehört, und fast erschrocken forscht er in den Mienen

seiner Schwester. Wie in einem aufgeschlagenen Buche liest er in ihnen die Neigung zu dem Manne, den er bisher nur als einen guten Bekannten seiner Familie betrachtet hat. Blitzschnell fährt ihm die unsichere Stellung des freiherrlichen Dichters durch den Sinn. Kann es ihm, dem Bruder, erwünscht sein, wenn sich die Schwester an einen Aristokraten hängt, der vielleicht nur aus der Noth eine Tugend gemacht und wider Willen nach dem Kranze des Modedichters gegriffen hat? Welche Bürgschaft bieten die Erfolge eines Dramatikers und Romandichters für die Begründung eines häuslichen Herdes? Sind diese Autoren, die man heute schreiend und händeklatschend auf die Bühne ruft, nicht Eintagsfliegen des Glückes? werden sie nicht nur Mode, wie eine neue Champagnermarke, um morgen einer noch neueren Mode zu weichen und wieder in Vergessenheit zu sinken? Soll er, Ulrich, sich einen Mann zum Schwager wünschen, der auf dem Thurmseil des Tageserfolges balancirt und jeden Augenblick herabstürzen und das Genick brechen kann? Was soll aus der guten Ellen werden, wenn sie das Weib Schlichtfelds würde und dieser eines Tages erfolglos mit seinen neuen dichterischen Schöpfungen bei Verlegern und Bühnenleitern hausiren gehen müßte? würden dann Beide nicht Hunger leiden und den Tag heimlich verwünschen, an dem sie einander die Hand zum ehelichen Bunde gereicht haben?

Ulrich erhebt sich von seinem Stuhle am Flügel und schreitet nachdenklich in dem großen Berliner Zimmer auf und ab. Die Diener sind fertig geworden mit ihrer Arbeit und in dem Corridor verschwunden, der aus dem Speisesaale nach den hinteren Wirthschaftsräumen führt. Der zusammengeschobene Eßtisch ist mit der bunten Goblinsdecke geschmückt, und fein geschliffene Gläser und Caraffen mit Bier sind darauf zur Benutzung für die Herrenwelt hingestellt. Das grünlich grelle Glühlicht überfluthet das Stillleben auf dem Tische mit seinem magischen Schimmer. Neben dem Flügel sitzen noch immer Ellen und Schlichtfeld und sind ihrer Flüsterunterhaltung so eifrig hingegeben, daß sie an die Mitanwesenheit Ulrichs offenbar nicht mehr denken.

Da wird die Schiebethür geöffnet, und die im Vorderzimmer anwesenden Gäste gewinnen plötzlich den freien Ausblick auf die am Flügel sitzende Gruppe.

Ulrich knirscht mit den Zähnen und tritt an seine Schwester heran, um ihre Unterhaltung mit Schlichtfeld zu stören.

„Man sucht nach Dir, Ellen, Du wirst den Herrschaften Etwas singen müssen."

Wie aus einem Traume fährt Ellen empor und gewahrt die in das Eßzimmer hereinfluthenden Damen und Herren.

„Dachte ich mir's doch," scherzt der Hausherr, ein gastfreier Ministerial-Director und Kunstfreund, der sich dem Dichter genaht hat, „während wir Sie drinnen vergeblich suchten, haben Sie hier ein reizendes

Tête-à-tête genossen mit unserer liebenswürdigen Nachtigall. Alle Welt schmachtet nach einem Liede von Ihnen, mein gnädiges Fräulein," wendet er sich freundlich an Ellen, „wollen Sie sich der Schmachtenden erbarmen?"

Ellen und Schlichtfeld sind aufgestanden und widmen sich möglichst unbefangen den andern Gästen. Der Hausherr, der sich inzwischen Ulrichs Mitwirkung als Begleiter des Gesanges gesichert hat, führt nun Ellen an den Flügel, vor dem der Bruder der Sängerin wieder Platz nimmt; die anderen Geladenen, so weit sie in dem Berliner Zimmer unterzukommen vermögen, lassen sich ebenfalls nieder, und eine erwartungsvolle Stille lagert sich über die vor Kurzem noch so laut schwatzende und unruhig durcheinander wimmelnde Gesellschaft.

Auch Edgar will sich eine ruhige Ecke suchen, um dem Gesange Ellens zu lauschen, aber er muß dem heimlichen Winke der Frau Karstedt Folge leisten, die im benachbarten vorderen Salon geblieben ist und dort auf einer Chaiselongue ihre schwarze Sammettoilette und ihre flimmernde Brillanten-Broche selbstgefällig zur Schau stellt.

„Kommen Sie, Edgar, nehmen Sie hier neben mir Platz; wir hören's hier eben so gut und befinden uns dabei behaglicher als drinnen in dem vollgepfropften Saale."

Er sinkt neben Ellens Mama in das weiche Polster und rückt so dicht an die kleine, etwas corpulente Dame heran, daß er bequem nach deren schöner Tochter im andern Zimmer ausschauen kann.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht Glück wünschen können zum Erfolge Ihrer ‚Lydia', hebt die nicht unschöne, außerordentlich eitle Frau flüsternd an, „Sie glauben gar nicht, wie ich mich gefreut habe, wie stolz ich auf Sie gewesen bin, wenngleich ich es gar nicht anders erwartet hatte, als daß Sie wieder einmal ganz Berlin hinreißen und begeistern würden."

Er nickt der lebhaften und gern in Superlativen sprechenden Frau beschwichtigend zu und seufzt:

„Du lieber Gott! das ist auch was Rechtes, diese Phäaken einmal auf ein halbes Stündchen aus ihrer Verdauungsruhe aufzurütteln! Glauben Sie mir, liebe Frau Karstedt, in fünf oder zehn Jahren spricht kein Mensch mehr von mir, dann bekränzt man einen andern Modegötzen, und der Edgar Schlichtfeld liegt bei den Todten und Vergessenen."

„Hm, wie Sie nur wieder so reden können! das ist doch gar nicht Ihr Ernst, kann gar nicht Ihr Ernst sein! Sie sind ein Unsterblicher, und ich bin stolz darauf, daß Sie hier neben mir sitzen und ich Sie vor aller Welt Edgar nennen darf."

„Pst, pst! Frau Karstedt! nicht zu laut! daß wir den Gesang Ellens nicht stören!"

Beide schweigen und lauschen ein paar Athemzüge lang dem

schlichten Volksliede, das Ellen drinnen mit vollendeter Meisterschaft und unübertrefflicher Anmuth vorträgt.

Ein schallendes Beifallklatschen folgt dem Schlusse des Liedes, und Edgar sieht, wie ein kleiner, brünetter Herr an Ellen herantritt und ihr dankbar die Hand drückt.

„Warum bringen Sie diesen Herrn Pregert auch mit hierher?" frägt Edgar stirnrunzelnd seine Nachbarin.

„Ich habe ihn doch nicht mitgebracht, Edgar; der Ministerial-Director hat ihn eingeladen, gerade so, wie er Sie und mich eingeladen hat."

„Er ist aber nur durch Ihre Fürsprache eingeführt.

„Gott bewahre! sein Erscheinen hier verdankt er seinem Cellospiel — Sie wissen, welch ein Musikfreund unser Gastgeber ist! Was haben Sie übrigens gegen Herrn Pregert? ich dächte, er ist ein ganz netter Mann."

„Ich finde ihn unausstehlich; sein lauerndes Gesicht gefällt mir nicht. Sehen Sie nur, wie zudringlich er sich Ellen widmet!"

Frau Karstedt möchte am liebsten entgegnen: „Ach, aus Ihnen spricht nur die Eifersucht. Sie hütet sich aber, diesem Gedanken Ausdruck zu geben; sie schüttelt nur gleichmüthig den Kopf und meint:

„Ich finde nicht, daß er zudringlich ist. Er wird mit Ellen wohl Etwas wegen der Musikstücke zu verhandeln haben, die noch zum Vortrage kommen sollen."

Heimlich freut sie sich, daß Edgar dem Andern grollt, denn dies ist ihr ein Zeichen, daß Edgar sich wirklich für Ellen interessirt. Aber dieses Werben und Schmachten und Courmachen dauert ihr schon viel zu lange; warum macht der Dichter nicht beherzt ein fröhliches Ende, warum tritt er nicht vor sie hin und bittet sie in klarer Bestimmtheit um die Hand der Tochter? Sie wartet nun schon über Jahr und Tag auf diesen Augenblick, der ihrer mütterlichen Eitelkeit die höchste Genugthuung bereiten soll. Welch' ein Hochgefühl wird ihren üppigen Busen schwellen, wenn der berühmte Freiherr, der aristokratische Dichter, ihre schöne Ellen vor den Altar führen und der strahlenden Braut das Recht auf die siebenzackige freiherrliche Krone verleihen wird! Wie wird sie prunken mit dem Titel ihrer Tochter, die sie jetzt schon im Geiste immer nur als die „Frau Baronin" bezeichnet! Und wie siegessicher wird sie dann selbst wieder in den Gesellschaften auftreten, wenn sie, durch die strahlende Schönheit Ellens nicht mehr in den Schatten gestellt, die Blicke der verlangenden Männerwelt auch wieder auf sich selbst wird lenken dürfen!

Der Herr, der drinnen Ellen gewissermaßen mit Beschlag belegt hat, giebt sie jetzt frei und tritt hinter Ulrichs Sessel am Flügel. Er beugt sich zu dem Clavierspieler nieder und raunt ihm ein paar Worte in's Ohr, die eine besondere Wirkung auf diesen üben müssen, denn Ulrich wendet sich rasch um, starrt dem Andern verblüfft in's Gesicht, schüttelt dann lebhaft mit dem Kopfe und will sich von seinem Platze erheben. Inzwischen ist

aber auch Ellen wieder dem Flügel genaht, sie drückt den Bruder mit sanfter Hand auf den Sessel zurück und flüstert mahnend:

„Ulrich! laß Dich doch durch solche Klatschereien nicht erregen, ich bitte Dich, bleib' ruhig sitzen und begleite mir ein Schumann'sches Lied. Was geht Dich Edgars Vergangenheit an? selbst wenn Alles wahr wäre, Du hast doch kein Recht, ihn deshalb zur Rede zu stellen."

„Nun, das käme noch darauf an; er macht Dir viel zu auffällig den Hof, als daß ich solchen Mittheilungen gegenüber gleichgiltig bleiben könnte."

„Sei kein Thor! dieser Herr Pregert ist ein Geschichtenträger, dem ich nicht über den Weg traue. Edgar ist ein Gentleman; er mag gethan haben, was er will, ich weiß, daß er niemals unehrenhaft gehandelt haben kann. Und nun fang an! sonst erregen wir noch die Aufmerksamkeit der Gesellschaft."

Ulrich beginnt ein Vorspiel; es wird wieder still im Saale.

Ellen steht neben ihm und blickt mit liebreizendem Lächeln die gespannt aufhorchende Gesellschaft an. Ach, wenn diese Leutchen ahnten, welch' heldenhaften Zwang sich das junge Mädchen auferlegen muß, so unbefangen dreinzuschauen! nur ein Weib besitzt so viel Selbstbeherrschung, daß sie durch keine Miene, durch kein Zucken der Mundwinkel den Aufruhr verräth, den die erschütternde Zuflüsterung der Rachsucht in ihrem Innern aufgewühlt hat. Sie zweifelt zwar nicht an der ehrlichen Liebe Edgars, und sie will ihm nicht grollen, wenn er wirklich schon früher eine Andere ausgezeichnet haben sollte; aus den haßerfüllten Worten des Herrn Pregert hat sie aber mit scharfem Ohr herausgehört, daß ihrem Geliebten von diesem Manne irgend eine Gefahr drohen könnte, und sie zittert heimlich um Edgar und ihr beiderseitiges stilles Glück. Doch sie muß sich fassen; mit aller Anspannung ihrer Willenskraft giebt sie ihren Zügen den harmlosesten Ausdruck, und mit reiner klarer Stimme, ohne die Spur eines tremolando setzt sie ein und beginnt ihren herzberückenden Sang.

Edgar, der den kurzen Zwischenfall am Flügel bemerkt hat, zerbricht sich vergeblich den Kopf, was es zwischen Herrn Pregert und den Karstedtschen Geschwistern gegeben haben kann. Er kennt den Rentner Franz Pregert fast nur dem Namen nach; er weiß nur noch, daß der kleine, schlanke, brünette Herr früher ein Gut bewirthschaftet hat, jetzt aber als wohlhabender Müßiggänger in Berlin lebt und seine Vormittage im Tattersall, die Abende aber im Theater oder in Gesellschaften verbringt. Edgar ist ihm früher nie begegnet, und das Wenige, was er über ihn weiß, verdankt er nur den Mittheilungen der Frau Karstedt. Wer aber ein bedrücktes Gewissen hat, der zittert auch vor einem Schatten und erschrickt über eine schadenfrohe Geberde, und die Blicke, die Pregert schon öfters nach dem Dichter gerichtet hat, haben diesem nicht gerade Gutes prophezeit und ihn mit der Ahnung erfüllt, daß ihm in Pregert ein heimlicher Feind lebt, vor dem er sich zu hüten habe.

„Was hat nur Herr Pregert mit Fräulein Ellen gehabt?“ frägt er beunruhigt seine Nachbarin, „sehen Sie nur, welche Mühe sie sich giebt, irgend einen unangenehmen Eindruck zu überwinden.“

„Davon merke ich Nichts,“ erwidert sorglos Frau Karstedt, die ihre lang gestielte Schildpatt-Lorgnette erhoben hat und durch deren scharfe Gläser nach ihrer Tochter hinüberspäht, „im Gegentheil, sie ist ja ganz unbefangen. Sie können Herrn Pregert nicht leiden, mein bester Edgar, und deshalb mißtrauen Sie ihm.“

„Allerdings, ich habe eine unüberwindliche Antipathie gegen ihn; ich würde ihn einen Mephisto nennen, wenn er mehr Geist besäße und nicht zu jener Dutzendwaare gehörte, wie wir sie meist in unseren Salons finden.“

„Bitte, lieber Edgar, seien Sie nicht ungerecht; applaudiren Sie lieber, Ellen hat das Lied wirklich famos vorgetragen.“

Wieder braust ein Beifallssturm durch den benachbarten Saal, und auch die wenigen Gäste, die im vorderen Salon zurückgeblieben sind, klatschen kräftig mit den Händen.

Herr Pregert tritt über die Schwelle und nähert sich der Chaiselongue, auf der Frau Karstedt und Schlichtfeld neben einander sitzen.

„Quand on parle du loup“ . . . zischelt Schlichtfeld in übelster Laune und steht auf, um Frau Karstedt allein zu lassen.

Die beiden Männer gehen an einander vorüber, und in den Blicken, die sie tauschen, flammt der Haß.

Während Schlichtfeld in den Musiksaal zurückkehrt, schaut er sich flüchtig um und sieht, wie Pregert neben Frau Karstedt Platz nimmt und seine gekniffenen Lippen ihrem Ohre nähert.

„Das gilt sicher mir!“ denkt der Dichter im Stillen, „nun, mag er sich bemühen, mir irgend Etwas einzubrocken — das, womit er mich tödten könnte, das weiß er nicht und kann er nicht wissen; das weiß ich allein, und ich bohre mir täglich den Dolch immer tiefer in's Herz, bis ich endlich zusammenbrechen werde.“

„Verehrte Frau Karstedt,“ beginnt Herr Pregert seine leise Mittheilung, werden Sie es mir nicht übel deuten, wenn ich als Ihr Freund eine offene Frage an Sie richte?“

„Bitte, fragen Sie!“

„Sind Sie geneigt, die Zukunft Ihrer Fräulein Tochter dem Herrn von Schlichtfeld anzuvertrauen? vorausgesetzt, daß dieser Herr wirklich die Kühnheit haben sollte, um Fräulein Ellens Hand zu werben, und daß er nicht vorzieht, sie durch die auffällige Auszeichnung, die er ihr zu Theil werden läßt, nur zu compromittiren.“

„Aber Herr Pregert, ich weiß nicht, wie Sie zu dieser Frage kommen.“

„Sehen Sie, Sie nehmen mir meinen uneigennützigen Freundschafts-

dienst schon übel, und doch wissen Sie noch gar nicht, worum es sich handelt."

Nur die Neugierde der kleinen, hübschen, rundlichen Frau — nicht die Sorge — ist wach geworden. Sie giebt mit ihrem Straußfederfächer dem Nachbar einen sanften Schlag auf den Arm und sagt gemüthlich:

„Ich nehme Ihnen gar Nichts übel, nur müssen Sie nicht Fragen stellen, die ich Ihnen unmöglich beantworten kann. Ueber die Hand meiner Tochter will ich nicht verfügen; das ist eine Angelegenheit, die eine kluge Mutter der Entscheidung ihres Kindes überläßt; wenn der Baron Schlichtfeld um Ellen wirklich einmal anhalten sollte, dann würde ich ihm sagen: gehen Sie zu ihr und fragen Sie sie selbst."

„Das heißt also, Sie würden Ihrerseits Nichts dagegen haben, und dennoch muß ich Sie dringend bitten: geben Sie diesem berüchtigten Menschen so schnell und so unmißverständlich wie möglich den Laufpaß; er taugt nicht zu Ihrem Schwiegersohne, er würde Ihre Tochter nur unglücklich machen."

Etwas spöttisch lächelnd, schüttelt Frau Karstedt ungläubig den Kopf.

„Der Baron ist berüchtigt? Mein bester Herr Pregert, das glauben Sie ja selber nicht! Alle Welt weiß, wie solide er lebt, wie fleißig er ist, wie er nur den einen Ehrgeiz kennt, dem Kranze seines Ruhmes immer wieder neue Blätter hinzuzufügen; würde man ihn den „Finstern" nennen, wenn er ein lockerer Zeisig wäre, der nur darauf ausgeht, das Vertrauen eines anständigen Mädchens zu täuschen?"

„Er ist schlimmer als ein lockerer Zeisig, er ist ein gewissenloser Verführer, dem Nichts heilig ist und der das Glück und den Frieden eines jungen Ehepaares auf's Niederträchtigste gemordet hat."

Und wie Frau Karstedt von dem flüsternden Nachbar etwas fortrückt und ihn halb zweifelnd, halb erschrocken von der Seite anstarrt, fährt dieser eindringlich fort:

„Ich selbst ahnte Nichts von der Vergangenheit dieses Menschen; erst neulich habe ich in Erfahrung gebracht, daß er identisch ist mit jenem Freiherrn von Schlichtfeld, der vor drei bis vier Jahren das eheliche Glück meines Vetters Steingart auf teuflische Weise ruinirt hat. Haben Sie denn von dieser Skandalgeschichte nie Etwas gehört?"

„Kein Sterbenswort. Wer ist dieser Steingart? Der Name ist mir gänzlich unbekannt."

„Er ist — oder vielmehr, er war — ein thüringischer Gutsbesitzer, in dessen Hause Herr von Schlichtfeld als Cavallerie-Offizier lange verkehrt hat, bis es ihm endlich gelang, die Frau des gastfreien Landedelmannes vom Pfade der Pflicht zu verlocken und dem Elende zu überantworten. Die arme Frau, von ihrem Gatten verstoßen, hat sich und ihre Schande irgendwo in einem stillen Winkel verborgen, mein um sein Lebensglück bestohlener Vetter hat seine zertrümmerte Existenz nach England gerettet, wo er in gänzlicher Zurückgezogenheit und jedem Troste unzugänglich ein freudlo-

ödes Dasein lebt, und dies Alles ist das Werk jenes Elenden, den die Gesellschaft umschmeichelt und dem Sie vielleicht ahnungslos die Hand Ihrer Tochter bewilligen würden. Danken Sie mir, verehrte Frau, daß ich Sie noch in der elften Stunde gewarnt habe; noch können Sie einen Machtspruch thun und Ihre Tochter aus den Klauen des Satans retten."

So oberflächlich und gedankenlos Frau Karstedt auch meist dahinlebt, nur das Vergnügen und die kleinen Erregungen der Gesellschaft suchend, so hat ihr doch die Mittheilung Pregerts einen gewissen Schreck verursacht. Es ist freilich nicht die Sorge um Ellen und deren Liebesglück, — die welterfahrene Mutter glaubt nicht recht an ein solches und hält es mehr für eine Illusion der Jugend, über die man später mitleidig lächelt, — es ist die Befürchtung, auf den eigenen Triumph verzichten zu müssen, die ihr leicht die Stirn runzelt und sie einen Augenblick lang zu peinlichem Nachdenken veranlaßt. Sollte ihre Hoffnung, einen Freiherrn und Modedichter ihren Schwiegersohn nennen zu dürfen, am Ende zu Wasser werden? Doch nein, zu einer Beunruhigung liegt ja gar kein zwingender Grund vor — eine Liebelei mit der Frau eines Andern? und dann der unvermeidliche Krach und die Trennung der unglücklichen Ehe? ist denn das wirklich etwas so Fürchterliches? kommt das nicht alle Tage vor? soll sie deshalb über den stattlichen Freiherrn gleich das Anathema aussprechen und ihn für unwürdig erklären, um die Hand ihrer Tochter zu werben? Dummes Zeug! wer wird aus der Mücke gleich einen Elephanten machen! Wahrscheinlich hat sich der gute Pregert selbst Hoffnungen auf Ellens Besitz gemacht, und nun verleitet ihn die Eifersucht auf den bevorzugten Nebenbuhler zu Uebertreibungen, die man als verständige Frau doch unmöglich ernst nehmen kann.

Pfiffig lächelnd schaut sie dem Nachbar in das leicht geröthete Antlitz, sie gewahrt seine funkelnden Augen, sein schwarzes, mit dem Brenneisen aufgedrehtes Bärtchen, den kecken, energischen Ausdruck seiner Züge und findet, daß er eigentlich ein recht hübscher Mann ist. Und diese plötzliche Entdeckung veranlaßt sie, die herben Worte, mit denen sie ihn abfertigen wollte, zu unterdrücken und die Sache mehr von der komischen Seite zu nehmen.

„Wissen Sie, Herr Pregert," hebt sie fast muthwillig an, „daß ich Sie im Verdacht habe, sich rächen zu wollen?"

„Wofür? und an wem?"

„Nun, an meiner Tochter. Vielleicht haben Sie selbst eine Interesse an Ellen gehabt und sind nun erbittert, daß sie einen Andern zu bevorzugen scheint."

„Und da meinen Sie, ich wäre im Stande, diese ganze Geschichte zu erfinden, nur um den Bevorzugten in den Augen Ihrer Fräulein Tochter herabzusetzen? Meine gnädigste Frau . . . doch nein, dagegen verwahre ich mich erst gar nicht, das ist ein Scherz, mit dem Sie mich nur foppen, nur

quälen wollen, denn Sie wissen recht gut, wie viel mir daran liegt, daß Sie mich nicht falsch beurtheilen, daß Sie mich ein wenig schätzen und gern haben. Oder wissen Sie das wirklich nicht? Es gab eine Zeit — damals, als ich zum ersten Male das Glück hatte, mit Ihnen und Ihrer Fräulein Tochter zusammenzutreffen, wo ich geblendet ausrief: O matre pulchra filia pulchrior!"

„Kein Latein! bitte, das verstehe ich nicht."

„Bin schon dabei, es zu übersetzen; Horaz hat das Wort einem Mädchen gegenüber gebraucht: O, schöner Mutter schöneres Töchterlein! Aber bald erkannte ich, daß das, was mich an der Tochter bezauberte, doch nur die Aehnlichkeit mit der Mutter war, und heute müßte ich, wenn ich ehrlich sein will, das Wort umkehren und sagen: O, schöner Tochter schöneres Mütterlein! Ja, meine schöne und verehrte Frau, lassen Sie mich Sie so nennen" — er ergriff ihre in grauem dänischen Leder steckende Hand —, „und seien Sie nicht unerbittlich gegen mich; darf ich hoffen, daß Sie sich meiner Junggesellen-Einsamkeit erbarmen und mir den Eintritt in's Paradies gestatten werden?"

„In's Paradies zu Zweien?" fragte sie, zwar ein wenig überrascht, aber sofort den Ton liebenswürdiger Schelmerei findend.

Und als Herr Pregert nickte und ihr bittend in die schönen Augen blickte, stieß sie ein ganz gedämpftes und doch silbern klingendes Lachen aus und fügte belustigt und dabei geschmeichelt hinzu:

„Also eine richtige Liebeserklärung?"

„Eine richtige Liebeserklärung und ein formeller Heirathsantrag."

Frau Karstedt sah sich schnell im Kreise um, und sie gewann den beruhigenden Eindruck, daß ihre mit Pregert geführte eifrige Unterhaltung noch nirgends aufgefallen war; ebenso schnell hatte sie die Berechnung angestellt, daß der im Anfang der Vierziger stehende elegante Mann ganz gut zu ihr, der Neununddreißigjährigen, paßte. Als solche galt sie wenigstens nach ihrer eigenen Angabe; daß sie thatsächlich schon im dreiundvierzigsten Lebensjahre stand, das konnte Niemand wissen und ihr auch Niemand ansehen, denn sie hatte sich merkwürdig gut erhalten, und ihr heut erst zwanzigjähriges Töchterlein — nun, das konnte sie auch schon als neunzehnjährige junge Ehefrau der Welt geschenkt haben. Auch war Pregert ein anerkannt reicher Mann, und das war ein weiterer Grund, sich seinem Antrage geneigt zu zeigen, denn ihre eigenen Verhältnisse waren, wenn auch nicht knapp, so doch auch keineswegs glänzend; ihr verstorbener Gemahl hatte ihr zwar ein ganz hübsches Vermögen zurückgelassen, sie besaß aber zwei Kinder und lebte auf ziemlich großem Fuße, so daß ein Zuschuß zu ihren Mitteln durch die Schätze des Freiwerbers gar nicht zu verachten war.

So war sie denn schnell genug entschlossen, zumal ihr Pregerts weltmännische Sicherheit und seine gesellschaftliche Stellung ebenfalls recht

wohl gefielen; aber ein klein wenig wollte sie ihn trotzdem noch zappeln lassen, das gehörte, ihrer Ansicht nach, zum guten Tone.

Scheinbar vorwurfsvoll versetzte sie daher:

„Sie haben Ihre Werbung aber recht sonderbar eingeleitet, indem Sie den von mir so hochgeschätzten Baron doch gar zu arg zu verdächtigen suchten. Fanden Sie wirklich, daß dies der sicherste Weg zu meinem Herzen sein würde?"

„Verkennen Sie nicht meine guten Absichten! im Gegentheil, meine gnädigste Frau, sehen Sie in meinem Vorgehen nur den Ausdruck meiner heißesten und hingebendsten Liebe, die Sie gern vor jeder Enttäuschung, vor jedem Schmerze bewahren möchte!"

„Ich werde mich natürlich erkundigen, ob der Baron wirklich so schlecht ist, aber ich muß Ihnen schon heute erklären, daß ich in der Liebelei eines flotten jungen Mannes mit einer verheiratheten Frau kein so unverzeihliches Verbrechen zu sehen vermag und daß, wenn hier wirklich ein verdammendes Urtheil abzugeben ist, dies doch von Rechts wegen nur der Frau und nicht dem Liebhaber gebührt. Was nun aber Ihren mir so überraschenden Antrag betrifft, so müssen Sie mir schon eine kurze Frist der Ueberlegung bewilligen . . ."

„Frau Karstedt, das klingt so wenig ermuthigend; wenn Sie mich durch einen Korb unglücklich machen wollen, dann seien Sie wenigstens nicht so grausam, die Vollstreckung meiner Todesstrafe erst noch aufzuschieben; dann lieber gleich ein vernichtendes Nein. Aber Sie werden das nicht über's Herz bringen; bitte, sagen Sie mir ein ermuthigendes Wort, und wenn es noch kein bindendes Ja sein kann, dann lassen Sie mich wenigstens wissen, ob Sie versuchen wollen, dieses Ja für mich zu finden."

Er sah sie feurig begehrenden Blickes an, denn das heiße Verlangen nach dieser hübschen, weltlich gesinnten, vergnügungssüchtigen Frau war plötzlich mit elementarer Macht über ihn gekommen; dabei behielt er aber doch noch so viel Selbstbesinnung, daß er zugleich an Schlichtfeld zu denken und sich vorzustellen vermochte, wie er, Franz Pregert, als Gatte dieser kleinen Frau und als Stiefvater Ellens mit ganz anderem Nachdruck und Erfolge sich der Annäherung des verhaßten Dichters an Ellen würde widersetzen können.

Frau Karstedt ist entzückt über das drängende Ungestüm des sonst so zugeknöpften, kühlen Mannes. Sie legt ihr fleischiges Händchen auf seinen Arm und sagt mit gefallsüchtigem Lächeln:

„Wir wollen sehen, was sich thun läßt. Besuchen Sie mich morgen; dann können wir weiter über die Sache reden."

„Sie sind ein Engel, schönste aller Frauen! Wann befehlen Sie?"

„Ich werde um drei Uhr Nachmittags für Sie zu sprechen sein. Und jetzt genug davon! wir wollen der Gesellschaft kein Schauspiel geben."

Sie zieht ihr Händchen zurück, das der Beseligte inzwischen schnell

ergriffen hatte, um einen heißen Kuß darauf zu drücken, und flüstert mahnend:

„Gehen Sie jetzt zu den Andern, bitte, bitte! und seien Sie milder gegen meinen Schützling."

Er verbeugt sich vor der hübschen Frau, deren mit Purpur überhauchte Wangen ihr fast ein mädchenhaftes Aussehen geben, und kehrt in das Berliner Zimmer zurück, wo Ellen ein zweites Schumann'sches Lied beendet hat.

„Sie kommen gerade recht," ruft ihm der Hausherr entgegen, „Ihr Cello habe ich schon hereinbringen lassen, nun, bitte, tragen auch Sie uns Etwas vor."

Herr Pregert mag sich sträuben, wie er will, er muß in der Mitte des Saales Platz nehmen und sein Cello zwischen die Kniee klemmen. Wie widerwillig er auch gerade jetzt den Bogen führt, noch nie ist sein sonst nicht ganz einwandfreies Spiel so fehlerlos gewesen; Frau Karstedt lauscht ihm mit steigendem Entzücken; er gehört doch nicht zu jener Dutzendwaare, von der Edgar vorhin sprach, er hat seine „Specialität" als ein hochbedeutender Dilettant, und man wird mit ihm immerhin einigen Staat machen können.

Edgar hat sich in Ulrichs Nähe zu manövriren verstanden und raunt ihm die Frage zu:

„Was wollte vorhin Herr Pregert von Ihnen?"

Ulrich schüttelt den Kopf und macht eine abwehrende Handbewegung.

„Nicht jetzt . . . ich komme morgen, ehe ich in's Colleg gehe, zu Ihnen . . . ich habe Ihnen Etwas mitzutheilen."

Edgar sieht den Hünen verwundert an:

„Warum denn so geheimnißvoll, Ulrich? was Sie mir morgen zu sagen haben, das können Sie mir doch ebenso gut . . ."

„Nein, bitte, lassen wir's heute! Und noch Eins: fragen Sie auch meine Schwester nicht . . . es ist besser so. Sind Sie morgen früh um 9 Uhr schon zu sprechen?"

„Für Sie, Ulrich, zu jeder Zeit; ich erwarte Sie um Neun."

„Was hat denn der gute Ulrich?" denkt Edgar befremdet, sollte wirklich der Samen der Bosheit, den dieser Cellokratzer ausgestreut haben mag, schon aufgegangen sein? nun, wir werden ja sehen!"

„Endlich bekomme ich Sie auch einmal zu sprechen, verehrter Herr Baron," flötete eine gezierte, nicht mehr jugendliche Dame mit einem Milchsuppengesichte und nicht mehr ganz frischen Wattepfropfen in den rothgefrorenen Ohren, Sie sind heut so in Anspruch genommen, daß es Einem kaum möglich wird, Ihnen eine Bitte vorzutragen."

„Was befehlen Sie, gnädige Frau?" fragt Edgar gezwungen höflich, im Geheimen aber die Zudringliche verwünschend, die alle Welt mit ihren ewigen Bazar-Angelegenheiten zu belästigen pflegt.

„Oh, nur eine große Kleinigkeit, nur ein Zettelchen von Ihrer Hand mit einer einzigen Zeile, einem Verse oder einem kurzen Gedanken in Prosa. Ich arrangire nächstens meinen alljährlichen Bazar für gefallene Mädchen und will diesmal auch Autogramme unserer berühmtesten Dichter und Künstler zum Verkauf bringen."

Edgar hat einen Ausruf der Ungeduld auf den Lippen, — jetzt, wo ihm allerlei Beängstigendes durch den Sinn geht, wo er ahnt, daß ein schleichender Dieb in den Garten seiner Liebe eingestiegen ist, jetzt soll er die Zeit tödten mit nichtigem Geschwätz mit dieser albernen, heuchlerischen Person? Er will sich zur Höflichkeit zwingen, aber er bekommt es nicht fertig; spitz und scharf-ironisch klingt seine Frage:

„Halten Sie einen geglückten Vers oder einen kurzen, scharf geschliffenen Gedanken wirklich für eine Kleinigkeit?"

„Oh, keineswegs, ich weiß sehr wohl, welch unschätzbaren Werth solche Dinge haben; ich meine nur, es ist für Sie eine Kleinigkeit, ein solches Juwel zu spenden."

„Eine noch größere Kleinigkeit ist eine Gabe, eine bescheidene Geldspende für einen erkrankten Künstler, und doch kenne ich eine Dame, die mir solche Spende einst verweigert hat."

„Ich weiß nicht, Herr von Schlichtfeld, worauf dies . . ."

„Ich will Ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen. Erinnern Sie sich an den Bildhauer Perini, einen jungen, armen Teufel, der von der Hand in den Mund lebte und voriges Jahr das Unglück hatte, den rechten Arm zu brechen, so daß er ein Vierteljahr lang zur Unthätigkeit, d. h. zum Hungern, verurtheilt war? Ich setzte zu seinen Gunsten eine Sammelliste in Umlauf und gab mir die Ehre, sie auch Ihnen zustellen zu lassen; Sie aber schrieben mir, daß Sie Ihre zu Wohlthaten bestimmten Mittel nicht zersplittern dürften und daß Sie mir daher leider einen Korb geben müßten. Wissen Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen dies nie vergessen konnte? Ein elendes Zwanzigmarkstück hätte genügt, das Sie ohne Bedenken jederzeit für ein neues Hutmodell oder ein Billet zu einer Première opfern, und mir gegenüber versagte Ihre Großmuth, und Sie verschlossen mir Ihr Herz und Ihre Börse!"

Das Milchsuppengesicht ist plötzlich wie mit Purpur übergossen. Stammelnd tönt die Erwiderung:

„Sie haben Recht; es war unverantwortlich von mir — ich muß damals in schlechter Laune gewesen sein. Aber ich will das Verschuldete nachholen; verfügen Sie für den jungen Künstler über fünfhundert Mark, die ich anweisen werde."

„Die Reue kommt zu spät," unterbricht sie Edgar vorwurfsvollen Tones, „wir haben den armen Perini vorige Woche begraben . . . er konnte das Cyankali nicht verdauen, das er wohl nur durch ein Versehen

verschluckt hatte . . . Sie könnten ihm höchstens noch einen Leichenstein setzen lassen, vielleicht mit der Inschrift: Von einer treuen Freundin!"

Er weidet sich an der Scham und Bestürzung, die in's Antlitz der bazarsüchtigen Dame ihre Falten graben; dann sagt er mit milder Stimme:

„Sie sollen das gewünschte Autogramm haben, gnädige Frau; ich will nicht Böses mit Bösem vergelten."

Da rafft sich die Abgekanzelte rachsüchtig auf; ein feindlicher Blick sprüht aus ihren wasserblauen kleinen Aeuglein, und boshaft quillt es durch das Gehege ihres falschen Gebisses:

„Das ist hübsch von Ihnen, Herr von Schlichtfeld; ein Christ muß das Verzeihen üben. Auch Sie haben gewiß schon schwache Stunden gehabt, für die Sie auf Indemnität zu hoffen haben. Denken Sie wohl manchmal noch an Clara Steingart, meine arme, unglückliche Freundin?"

Die Nennung dieses Namens wirkt auf den Unvorbereiteten wie ein Schlag in's Gesicht. Das Blut schießt ihm zu Häupten, und seine Stirn färbt sich roth bis unter die Haarwurzeln.

„Kennen Sie . . . diese . . . Dame?"

„Das überrascht Sie, nicht wahr? weil Sie mich nie in Eichenhagen angetroffen haben? Und doch bin ich oft und lange dort gewesen, und Clara hat mir immer mit Begeisterung von einem jungen Dragoner-Offizier erzählt, der ihr Freund, ihr treuer und ehrlicher Freund wäre, ihr einziger Trost in der Wüste ihrer unglücklichen Ehe. Sind Sie ihr auch der treue und ehrliche Freund geblieben? Ich glaube wirklich, Sie wissen gar nicht einmal, wo sie heute lebt und wie es ihr geht, nachdem sie von ihrem Gatten getrennt worden ist."

Oh, wie klein ist doch die Welt! Giebt es denn in dem nur scheinbar so uferlosen Oceane des Lebens keine einzige Insel, an die nicht die Wellen der Klatschsucht heranrollen, durch deren friedliche Gelände nicht die verheerenden Stürme hinterhaltiger Niedertracht brausen? Diese scheinheilige, schlangenglatte und giftgeschwollene Person kennt also seine früheren Beziehungen zu Herrn von Steingart-Oliviero und dessen Gattin Clara? Nun ist es ihm klar, daß auch Franz Pregert von dieser Sache unterrichtet ist; aufgedeckt ist die verborgene Quelle, aus der das scandallüsterne Berlin mit den ihn bloßstellenden Zuflüsterungen getränkt wird. Er mißt die häßliche, mit den Werken eines afterchristlichen Sports Staat machende Person mit einem Blicke der Geringschätzung — was weiß sie von dem, was ihm seit Jahren am Herzen frißt, was ihm das Gewissen belastet und seinen Schlummer mit nervenzerrüttenden Träumen mordet? Nichts! sie kann Nichts davon wissen! Nur der äußere Hergang der Sache ist ihr bekannt; von dem, was er innerlich durchgekämpft, was er nach schwerem Kampfe mit sich selbst freiwillig auf sich genommen und bisher in stummer, wahnsinnbrütender Qual mit sich umher getragen hat, von dem kann sie unmöglich eine Ahnung haben.

Er richtet sich stolz auf, bis zur vollen Höhe seines stattlichen Wuchses; er hat sich wiedergewonnen und sagt kühl und abweisend:

„Es giebt Verhältnisse im menschlichen Leben, die so zart und mimosenhaft empfindlich sind, daß man sie durch Besprechung nur entweihen würde. Wenn Sie wirklich eine Freundin der unglücklichen Frau von Steingart sind, dann, meine gnädige Frau, erweisen Sie ihr einen schlechten Dienst, wenn Sie sie zum Gegenstande der Unterhaltung in einer Berliner Gesellschaft machen wollen; wenigstens ich habe dem Unglück gegenüber nur Mitleid und Schweigen."

Eine gemessene Verbeugung, und er kehrt der Verblüfften den Rücken.

Nun habe ich Oel in's Feuer gegossen, denkt er, als er darauf im Vorflur steht, wo er seinen Hut und Mantel sucht, es wird nicht lange mehr dauern, und die Flammen werden über meinem Kopfe zusammenschlagen. Was wird aber Ellen von mir denken, wenn ich, wie ein geschlagener Feldherr, heimlich die Wahlstatt verlasse und mich zur Flucht wende?

Das Bild des holdseligen Mädchens ersteht vor seinem geistigen Auge; er sieht ihren bestürzten, fragenden Blick — — nein, wie ein der Schuld Ueberführter will er nicht von ihr scheiden, aus ihren Mienen will er erst noch lesen, daß sie unnahbar ist für den giftigen Odem des Ehrabschneiders, daß sie den Verdächtigten liebt, trotz alledem noch liebt!

Er macht wieder Kehrt und begiebt sich unauffällig durch die vorderen Zimmer nach dem Musiksaale zurück.

Herr Pregert hat den letzten Strich auf seinem Cello verklingen lassen und empfängt jetzt die lauten Huldigungen der Gesellschaft. Und — richtig! — dort aus der Ecke neben dem Flügel schiebt sich schon das Dämchen mit dem Milchsuppengesichte und den Wattepfropfen in den Ohren hervor, um an den Cellospieler schlangengleich heranzuschlüpfen und ihm nun wahrscheinlich ihre Unterhaltung mit dem Dichter zu berichten.

Edgar streift die Gruppe mit einem verächtlichen Blicke und läßt seine Augen weiter in der Runde gehen, um Ellen zu entdecken. Jetzt hat er sie herausgefunden — der Zufall ist ihm günstig — sie steht dicht neben der Thür zu dem hinteren Corridor, wo sie, wie es scheint, erwünschte Einsamkeit genießt. Er huscht zwischen den gedrängten plaudernden Gruppen hindurch zu ihr hin und bietet ihr die Hand.

„Gute Nacht, Ellen; ich ziehe mich zurück."

Sie hebt ihr fein geschnittenes Antlitz, aus dessen Wangen der Rosenschimmer gewichen ist; die bronzeähnliche Farbe ihrer zarten Haut giebt ihr das Ansehen einer Südländerin; das stumpfe Blauschwarz ihres üppigen Haares liegt dunkel wie Rabenflügel über ihrer Stirn. Ohne Zögern legt sie ihre schmale Hand in die seine und sagt herzlich:

„Gute Nacht, Edgar. Warum denn aber schon so früh? ich fürchte, meine Mutter wird bis zuletzt aushalten."

Ein Strahl innigster Liebe bricht aus seinen Augen:

„Ich weiß es, auch Sie zögen sich gern schon jetzt zurück, um ungestört über das nachzudenken, was man Ihnen heute zugeflüstert hat."

„Wie? Sie wissen schon davon? Nun, für mich bedarf es keiner Ueberlegung; ich glaube an Sie, Edgar, wie ich an meinen Gott glaube."

Er zuckt schmerzlich zusammen, diese Redewendung, gerade aus ihrem Munde, trifft ihn wie ein glühender Pfeil, mitten in's Herz. Aber er ermannt sich und sagt, ohne mit der Stimme zu beben:

„Das habe ich von Ellen Karstedt auch nicht anders erwartet. Und dennoch möchte ich Sie warnen: seien Sie nicht zu verschwenderisch mit Ihrem Vertrauen; der Schein könnte trügen."

Ihr ängstlich fragender Blick forscht in seinen Mienen, in seiner Seele; aber sie findet nirgends eine Bestätigung des Verdachtes, den er gegen sich selbst erregen möchte, und, ihre volle Zuversicht zurückgewinnend, sagt sie treuherzig und besorgt:

„Sie leiden, Edgar; Ihre alte Schwermuth macht Ihnen wieder zu schaffen. Wenn es Sie quält, unter solchen Umständen das Geschwätz hier zu ertragen, dann will ich Sie nicht grausam zurückhalten; gehen Sie in Gottes Namen, gönnen Sie Ihren Nerven Ruhe und lassen Sie sich morgen bei uns sehen, damit ich die Gewißheit erlange, daß Sie sich wieder erholt haben."

„Wie gut Sie sind, Ellen! wenn ich in Ihre Augen blicke, dann zerplatzen alle meine Zweifel und Besorgnisse wie Seifenblasen und ich glaube wieder daran, daß die Erde ein Paradies sein kann. Bis morgen! Ich werde zwischen drei und vier Uhr bei Ihnen sein. Gute Nacht, Ellen! ich drücke mich heimlich, ohne mich zu verabschieden."

Wie er unten in's Freie tritt und die kühle Nachtluft um seine fiebernden Schläfen weht, athmet er tief auf. Ein trüber Winterhimmel wölkt sich über den kahlen Wipfeln des Thiergartens, den er zu seiner Linken läßt, um dem Brandenburger Thore zuzustreben. Die Flammen der Straßenlaternen sind von matt schimmernden, gelblichen Nebelballen umgeben und werfen einen unsicheren gespenstischen Schein auf seinen Weg. Gleichmäßig hallen seine Schritte durch die Stille der Nacht.

„Wenn ich einst gefrevelt habe, Du ewig unnahbarer, räthselhafter Geist des Alls, so wirst Du mir gnädig verzeihen!"

Eine Psalmstelle, die er in seiner „Lydia" dichterisch verwerthet hat, geht ihm durch den Sinn:

„Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg! mein Gott, auf den ich hoffe!"

„Wirst Du auch mir noch eine Zuversicht sein, Du Unerforschlicher, den ich beleidigt habe? kannst Du noch meine Burg sein, da ich die Burg doch nicht vertheidigt, sondern schmählich verrathen habe? Aber wenn Du

wirklich lebst und Herzen und Nieren prüfest, so weißt Du auch, warum ich Dich scheinbar gekränkt habe — daß meine Beweggründe rein und edel und selbstlos waren. Du wirst Dich nicht rächen nach Menschenart; Du wirst auch für mich das Wort der Vergebung finden und Gedanken des Friedens über mir haben. Du bist der große Meister, aus dessen schöpferisch-bildender Hand auch sie hervorgegangen ist, das holdselige Mädchen, das Du zum Gefäße Deiner hehrsten Gedanken, Deiner erlösenden Liebeskraft gemacht hast! aus ihren Händen will ich mein Schicksal entgegennehmen; sie mag entscheiden, ob mein Leben hinfort noch einen Inhalt haben soll. Lenke ihr das Herz und festige ihr den Sinn, daß sie das Unerhörte ertrage, das Fürchterliche begreifen lerne! und mir, Herr, gieb die Kraft der Beredsamkeit, den Feuereifer der Wahrheit, daß ich meine Sache recht führe und sie dadurch fördere, daß ich Nichts verschweige und Nichts beschönige!" —

Eine Stunde später hilft Franz Pregert der in einen kostbaren Pelz eingemummten Frau Karstedt in den Wagen, der sie nach ihrem Heim auf der anderen Seite des Thiergartens zurückbringen soll. Er sieht, wie die kleine rundliche Gestalt in's Dunkel des Wageninnern taucht, und dabei blitzt ihm ein Schimmer ihrer lichtfarbenen Seidenstrümpfe entgegen, die ihr hochgerafftes Sammetkleid einen Augenblick lang freigiebt.

„Und nun Sie, mein gnädiges Fräulein!"

Er will auch Ellen seine unterstützende Hand bieten; aber das schlanke graziöse Mädchen ist schon ohne seine Hilfe geschickt der Mutter nachgestiegen und nimmt neben ihr Platz.

„Gute Nacht, Herr Karstedt!" grüßt Pregert den Rechtsbeflissenen, der jetzt als Letzter in das Gefährt klettert, um sich auf dem Vordersitz niederzulassen. „Ich wünsche den Herrschaften, daß es Ihnen allen wohl bekomme."

„Gute Nacht!" tönt es dreistimmig zurück. Die Thür fliegt zu; die Pferde ziehen an, und der Wagen rollt schnell davon.

Mit einem Lächeln der Genugthuung schaut der Rentner dem entschwindenden Wagen nach.

„Sie hat ein entzückendes Füßchen," murmelt er befriedigt vor sich hin, „und dies ist der unzerstörbarste Theil weiblicher Schönheit. Ich denke, ich habe sie mir gewonnen; sie ist mehr werth, als ihre trillernde Tochter, die sich nun einmal ernstlich in den Theater-Speculanten vergafft zu haben scheint. Aber warte nur, mein süßes Täubchen; wenn ich erst Dein Stiefpapa bin, dann werde ich Berge zwischen Dir und Deinem blondgelockten Dichter aufthürmen — Franz Pregert ist ein entschlossener Kerl; er wird sich dafür zu rächen wissen, daß ihm der Lieutenant Schlichtfeld einst die schöne Clara vor der Nase wegzuschnappen wußte."

* * *

„Sie kommen pünktlich, Ulrich," ruft Edgar dem großen, breitschultrigen Studiosus entgegen, der um 9 Uhr des anderen Morgens in das Arbeitszimmer des Dichters etwas ungestüm hereintritt.

Edgar hat die Nacht nur wenig geschlafen; die durch seine Erlebnisse in der Gesellschaft beim Ministerial-Director aufgerüttelten Erinnerungen haben ihn noch Stunden lang wach erhalten, er hat sich sein der Karstedtschen Familie gegenüber zu beobachtendes Verhalten klar gelegt und endgiltig festgestellt.

Jetzt ist er ruhig und auf jede noch so unvermuthete Wendung vorbereitet; er ahnt auch, was der jugendlich stürmische Bruder Ellens von ihm will, und hat seine Erklärung auf dessen wahrscheinliche Fragen schon im Geiste bereit.

„Bitte, nehmen Sie Platz," fährt er in seiner Begrüßung fort und deutet auf einen der Sessel, die im Halbkreise vor dem mit prasselndem Holzfeuer versehenen Kaminofen aufgestellt sind. Eine Cigarre gefällig?"

Ulrich dankt durch ein stummes Kopfschütteln. Er hat sich gesetzt, wagt aber den sich gleichfalls niederlassenden Dichter nicht anzusehen, sondern starrt unverwandt in die Gluth des Feuers. Endlich hat er seine Befangenheit überwunden und beginnt mit hastiger, gelegentlich aber nach dem passenden Ausdruck suchender Stimme:

„Es bedarf zwischen uns wohl keiner langathmigen Einleitung. Vielleicht ahnen Sie schon, was Herr Pregert mir und meiner Schwester gestern Abend mitgetheilt hat."

„Ich ahne es allerdings; trotzdem würde ich Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir Herrn Pregerts Worte wiederholen wollten."

„Das kann ich nicht; wenigstens den genauen Wortlaut muß ich Ihnen vorenthalten, da ich mich Herrn Pregert gegenüber zu einem theilweisen Schweigen verpflichtet habe. Nur so viel kann und darf ich verrathen, daß ich von einem ... von einem Verhältniß zwischen Ihnen und einer Frau von Steingart erfahren habe, das, wenn sich Alles wirklich so verhält, wie man es mir geschildert hat, Sie in keinem ganz günstigen Lichte erscheinen läßt."

„Und was weiter?"

„Ich möchte blos von Ihnen hören, ob das, was man sich erzählt, auf Wahrheit beruht."

„Und wenn ich Ihnen darüber die Auskunft verweigerte?"

„Dann würde ich allerdings annehmen müssen, daß das Gerücht nicht trügt."

„Und was würde die Folge davon sein? Oder setzen Sie, mein lieber Ulrich, wirklich voraus, daß ich eine Verpflichtung habe, mich vor Ihnen zu rechtfertigen?"

Jetzt hebt der Hüne zum ersten Male sein Antlitz und kehrt es dem Freiherrn zu. Rückhaltloseste Offenheit strahlt aus seinen ehrlichen Augen,

seine Wangen färben sich etwas dunkler, und jedes Zögern, jedes Umgehen des springenden Punktes als Mangel an männlichem Muthe verabscheuend, stößt er entschlossen hervor:

„Ja, Edgar, das thue ich. Sie verkehren als Freund in unserm Hause; ich selbst bin Ihnen freundschaftlich entgegengekommen und habe Sie schätzen gelernt und lieb gewonnen; ich habe Nichts darin gefunden, daß Sie meiner Schwester Aufmerksamkeiten erwiesen, und wenn ich in neuerer Zeit zu bemerken glaubte, daß zwischen Ihnen Beiden mehr und mehr ein zärtliches Verhältniß Platz griff, so habe ich auch dazu geschwiegen und mir gedacht, der Freiherr von Schlichtfeld ist ein Ehrenmann, er wird meine Schwester nicht compromittiren und schon selbst den Zeitpunkt erkennen, wo es für ihn nöthig ist, entweder sich zurückzuziehen oder — mein Schwager zu werden; und ich wäre stolz darauf gewesen, Sie meinen Schwager zu nennen und Ellens Zukunft in Ihren Händen zu wissen. Nun aber erfahre ich, daß das Conto Ihrer Vergangenheit mit einer Schuld belastet ist, über deren eigentliche Natur ich doch wohl um einige Aufklärung bitten darf . . ."

„Sonst?"

„Sonst würde ich Sie ersuchen müssen, den Verkehr mit meiner Schwester sofort und definitiv abzubrechen."

„Bravo, Ulrich! Das ist männlich gesprochen, und ich an Ihrer Stelle, wenn ich eine ebenso hochgeartete Schwester hätte, würde unter gleichen Verhältnissen kaum anders gesprochen haben. Aber —"

Er steht auf, tritt vor den Studiosus hin, legt ihm vertraulich beide Hände auf die Schultern, und mit einem halb trübseligen, halb überlegenen Lächeln um die Mundwinkel fährt er nach kurzer Pause fort:

„Sind Sie denn selbst ein so erzgepanzerter Held, daß Ihnen noch nie eine kleine Wunde durch Amors Geschosse geschlagen worden ist? Halten Sie jeden Mann für unehrenhaft, der einmal zu tief in die Augen eines fremden Eheweibes geschaut hat? Meinen Sie im Ernste, daß nur Der Ihr Schwager zu werden würdig ist, der noch nie eines Weibes Lippe geküßt und den ganzen Schatz seines Herzens noch unberührt und unvermindert bewahrt hat?"

Dunklere Gluth malt sich auf des Gefragten Wangen, und er senkt verwirrt seinen Blick.

„Davon ist keine Rede," stammelt er befangen, „eine Ehefrau hat natürlich nicht immer den Anspruch auf die erste Liebe des Gatten, sie hat meiner Ansicht nach nur das Recht, seine letzte Liebe zu sein."

„Nun? also?"

„Es giebt aber Verhältnisse, die ich nicht so milde zu beurtheilen vermag, wie dies heute leider mehr und mehr zur bedenklichen Mode wird. Man darf doch bei keiner Liebelei das Vertrauen eines Anderen täuschen, man muß doch allzeit die Pflichten der Gastfreundschaft heilig halten,

man darf doch nicht die Rolle des gewissenlosen Verführers spielen, wo Einem Treue und Glauben ohne jede Einschränkung entgegengebracht wird."

„Und Sie meinen, ich habe mich in jenem früheren Verhältniß dieser Vergehen schuldig gemacht?"

Der Andere giebt keine Antwort; er starrt bei dem noch immer vor ihm stehenden Freiherrn vorbei wieder in die prasselnden Flammen des Kamins.

„Glauben Sie, Ulrich," fährt Schlichtfeld mit gedämpfter, aber jede Silbe scharf betonender Stimme fort, „daß ich wirklich je im Stande gewesen wäre, in berechnender Niedertracht das Vertrauen irgend eines Ehrenmannes zu täuschen und dessen Gattin mit teuflischer Kunst vom Pfade der Pflicht hinweg zu locken? Glauben Sie das von mir?"

Und er drückt seine Hände fester auf die Schultern des jungen Mannes, so daß dieser das Zucken in den Muskeln des Erregten spürt.

„Ich glaube es eben nicht," bekennt Ulrich mit einer gewissen Freudigkeit, und er hebt sein ehrliches, vom Feuerschein röthlich angestrahltes Gesicht, um dem Andern voll in die Augen zu schauen. „Ich kann es nicht glauben, und deshalb bin ich hier, um von Ihnen die Bestätigung zu erhalten, daß man Sie nur verleumdet hat."

Schlichtfeld läßt die Schultern des jugendlichen Freundes los, wendet sich zur Seite und macht langen, ausgiebigen Schrittes ein paar Gänge durch das Zimmer. Endlich tritt er wieder vor den Andern hin, und wie im Selbstgespräch stößt er rauhen, heisern Tones hervor:

„Wie ekelhaft ist doch diese Tragikomödie des Lebens! Da naht sich uns irgend ein Gesinnungslump und zischelt uns irgend welche Verdächtigung in die Ohren, und sofort beginnt unser Glaube an die heiligsten Bande der Freundschaft, an die Ehrenhaftigkeit der uns am nächsten Stehenden zu wanken! Wir sträuben uns wohl einen Augenblick lang gegen die Wirkungen des uns eingeflößten Giftes, aber trotz alledem thut das Gift seine Schuldigkeit und verdirbt langsam, aber sicher die guten Säfte unsres Vertrauens."

„Ich mißtraue Ihnen nicht," erklärt Ulrich mit Nachdruck, indem er beinahe schon bereut, diese heikle Sache überhaupt zur Sprache gebracht zu haben; „ich wollte mir nur von Ihnen die Gewißheit holen, daß ich keine Thorheit begehe, wenn ich mir diesen Herrn Pregert vor die Klinge fordre."

„Das werden Sie bleiben lassen, Ulrich! ich bitte mir's aus! das ist meine Sache. Ich bin aber der Ansicht, daß man die üble Nachrede weder mit Säbel, noch Pistole mundtodt machen kann. Oder haben Sie vielleicht Lust, auch jener Frau Schädling oder wie das bleiche Ungeheuer mit dem Vampyrgesichte sonst heißen mag, ein Paar Pistolen anzubieten?"

„Sie meinen Frau Schälind? was hat diese mit der Angelegenheit zu thun?"

„Mehr, als Sie ahnen. Sie behauptet, eine Freundin jener Dame zu sein, deren trauriges Schicksal man auf mein Conto setzt. Sie ist wahrscheinlich die treibende Kraft, die auch diesen Herrn Pregert in Bewegung gesetzt hat."

„Das glaube ich nicht. Herr Pregert ist, wie er mir selbst mitgetheilt hat, ein Vetter des Herrn von Steingart . . ."

„So wissen Sie auch schon diesen Namen?" frägt Edgar, bitter lächelnd, dann fährt er gleichmüthig fort:

„Es scheint, mir bleibt zum Beichten gar nicht mehr viel übrig; Fama ist eine geschäftige Dirne, nur schade, daß sie immer am Aeußerlichen klebt und viel zu blöde ist, um für die inneren Vorgänge Augen zu haben. Ich werde Ihnen Etwas sagen, mein lieber Ulrich, und damit soll die Sache zwischen uns Beiden ein für allemal erledigt sein: noch heute werde ich zu Ihrer Fräulein Schwester gehen und ihr das Wahre, was allen Zuträgereien zu Grunde liegt, rückhaltlos mittheilen."

„Wird das auch für die Ohren eines jungen Mädchens geeignet sein?"

„O, fürchten Sie Nichts! Ich werde es an dem schuldigen Zartgefühl nicht fehlen lassen. Gerade, weil ich Ihre Schwester verehre, weil ich zu ihr mit jener Andacht und keuschen Inbrunst aufblicke, mit der ich einst zu meiner seligen Mutter aufgeblickt habe, gerade deshalb ist sie das einzige Tribunal, von dem ich meinen Richterspruch empfangen will. Verurtheilt mich Ellen, dann, mein braver Ulrich, haben auch wir uns zum letzten Male gesehen, dann werden sich unsre Schritte nie wieder kreuzen, und Ihre Sorge, ich könnte Ihr Fräulein Schwester compromittiren, wird gegenstandslos geworden sein; spricht sie mich aber frei, dann, bitte, überlassen Sie es mir allein, mich mit dem ohrenblasenden Cellokratzer auseinander zu setzen. Vertrauen Sie mir: Die Ehre Ihrer Familie ist auch die meinige, durch mich soll weder Ihnen noch den Ihrigen je etwas Uebles widerfahren."

Er giebt dem jungen Manne die Hand, die dieser voll neu gewonnener Zuversicht herzhaft drückt; dann geleitet er ihn bis zur Corridorthür, nickt ihm noch einmal freundschaftlich zu und schließt hinter dem Fortgehenden eigenhändig ab.

Nun kehrt er in sein Arbeitszimmer zurück und durchmißt es, auf und ab wandelnd, mit sinnend vorgeneigtem Haupte, den Blick auf die farbigen Zeichnungen des großen Smyrnateppichs gerichtet.

Plötzlich lacht er scharf und bitter auf.

„Ich mußte der blöden Jugendeselei des Studiosus schon dies Brausepulver eingeben! Als ob Etwas gebessert wäre, wenn mich auch Ellen freisprechen sollte. Spricht die Liebe des Weibes nicht jeden Verbrecher frei? Habe ich nicht erst neulich in meiner ‚Lydia' bewiesen, daß ein Weib auch dann nicht vor dem Geliebten zurückschrickt, wenn er sich als ein Mörder entpuppt hat? Bin ich denn aber ein Mörder? O nein,

das bin ich nicht! ich bin etwas ganz Anderes! Mit blutigen Händen würde ich vielleicht noch eher auf Absolution zu rechnen haben . . . aber so. . . wer weiß, ob nicht auch Ellen sich vor mir bekreuzen wird, wenn ich ihr sage, was ich gethan habe, was ich thun mußte, wenn ich nicht in meinen eigenen Augen zum jämmerlichsten Lumpen hinabsinken wollte? O, wie wahr ist jenes hellenische Dichterwort, daß nicht geboren zu sein der höchste aller Wünsche ist!"

Wieder schreitet er auf und ab. Seine Nasenflügel sind gebläht, die Winkel seines von blondem Barte beschatteten Mundes schmerzlich herabgezogen. Je mehr er über seine Lage nachgrübelt, desto mehr steigert sich sein Gram zu wilder Verzweiflung, zum Trotz gegen das ihn unbarmherzig marternde Schicksal. Er wirft den Kopf in den Nacken und bewegt ihn unruhig hin und her; sein Blick, der sich erst wie hilfeflehend emporgerichtet hat, wird finster und feindlich; seine gekniffenen Lippen scheinen Verwünschungen zu murmeln gegen die ewigen Gewalten.

Doch plötzlich besinnt er sich. Soll er wie ein gefangenes wildes Thier vergeblich gegen die eisernen Gitter des Käfigs stürmen und sich nur die eigenen Pranken verwunden? Unabänderlich ist alles Geschehene, unfruchtbar jede Reue; der Weise rechnet mit seinen Thaten und trägt deren Folgen, ohne mit der Wimper zu zucken, aber auch ohne die Erfüllung der geringsten Pflicht zu vernachlässigen — und er hat noch allerlei kleine Pflichten, denen er sich als Gentleman nicht entziehen darf. Seine Rechte fährt beschwichtigend über die gefaltete Stirn, als könnte er so die quälenden Erinnerungen fortwischen; er richtet sich entschlossen auf und begiebt sich festen Schrittes an den Schreibtisch, der, dicht am Fenster stehend, die ersten Lichtwellen der eben über die Dächer emporsteigenden, neblig umflorten Wintersonne empfängt.

„Es mag kommen, wie es will! für alle Fälle will ich Ordnung schaffen in meinen Papieren, so entfliehe ich vorläufig auch dem verfluchten unfruchtbaren Denken."

Er setzt sich an den Schreibtisch und schließt einen der Schübe in dessen blank polirtem Aufsatz auf. Dann zieht er den Schubkasten völlig aus seinem Lager, stellt ihn dicht vor sich hin und entnimmt ihm ein Bündel Papiere, die er auseinander faltet und eines nach dem andern zu lesen beginnt.

Es sind Briefe, von denen einige ohne Unterschrift, andere mit dem einfachen Namen Clara gezeichnet sind. Er scheint ihren Inhalt auswendig zu kennen, denn er überfliegt sie nur mit schnellem Blicke; dann legt er sie neben sich auf die Tischplatte, nur einige wirft er als unverdächtig wieder in den Schub zurück.

Nun bringt er den Schub wieder an seinen Platz und verschließt ihn; die ausgesonderten Schriftstücke aber ergreift er und geht mit ihnen

nach dem Kamin, dessen Holzfeuer zusammengebrannt ist, sodaß nur noch röthlich glimmende Kohlenreste übrig geblieben sind. Er wirft die Papiere auf die Gluth und läßt sich dann müde in einen der Sessel fallen. Von dort aus sieht er, wie sich die weißen Blätter gelblich färben und emporblähen und sich zusammenrollen; endlich bildet sich auf dem obersten Papier ein kreisrunder, schwarzer Fleck, ein Flämmchen schießt daraus hervor, und laut puffend und prasselnd verwandelt sich der ganze Haufen unter lustigem Flackerfeuer in starre, schwärzlich-braune Asche.

Ach, wenn man doch auch seine Thaten so den Flammen der Vernichtung übergeben und seine Vergangenheit hinwegtilgen könnte aus dem Schuldbuche des Lebens! Nur die grobe Materie können wir zerstören — nicht einmal zerstören, sondern nur verwandeln und unkenntlich machen; die That aber, das gesprochene Wort, selbst die stumme Geberde, sie sind unzerstörbar und unveränderlich, wir können sie nicht mehr zurücknehmen, wir haben sie geschaffen in einem unbewachten Augenblicke, im thörichten Antriebe des stürmischen Herzens und des dem Irrthum unterworfenen Denkens, nun aber sind sie ein selbstständiges, unnahbares Etwas geworden, das wie ein drohender Gigant furchtbar vor uns steht in den Stunden der Einsamkeit und selbst noch in der Nacht vor unserm schlafgemiedenen Lager auftaucht.

Ist jener in trunkenem Entzücken verlebte Augenblick die heimlich wühlende und das Mark in den Knochen verzehrende Pein ganzer langer Jahre werth gewesen? Warum, Du ewig räthselhafter unerforschlicher Allgeist, stießest Du den Menschen, die elendeste Creatur, die je aus Deinen Schöpferhänden hervorgegangen ist, hinaus in den Ocean des Zweifelns und des Irrens, den wir das Leben nennen, und gabst ihm nicht einen Compaß mit, der ihm in jedem Sturm und jeder Nebelnacht den Pol weist, nach dem er zu steuern hat?

Er hat sich wieder vor seinem Schreibtische niedergelassen, an dem er, ach! wie viele ungezählte Stunden sein Leid und seine Reue niedergerungen hat in betäubender schöpferischer Arbeit; das Haschisch dichterischen Schaffens hat seine Erinnerung immer einlullen müssen, und wenn er auch nach vollbrachtem Tageswerke dann mit heißem Hirn und glühenden Wangen von seinem Arbeitssessel emportaumelte, dann hat er immer den Rausch gesegnet, der ihm Vergessen und Erlösung beschert hatte. Heut könnte er nichts Dichterisches schaffen; die Fäden, die seinen Geist mit dem erst kürzlich begonnenen dramatischen Werke verknüpfen, sind jäh durchschnitten, und die erforderliche Sammlung ließe sich nicht mehr zurückgewinnen. Mit leicht zitternder Hand öffnet er nun den breiten, mitten unter der Tischplatte befindlichen Schub und holt seine Manuscripte hervor, die er neben sich aufstapelt. Es sind Mappen mit losen Blättern oder mit lagenweise gehefteten Bogen. Er prüft die einzelnen Schriftstücke und ordnet sie in zwei ungleiche Hälften. Diejenigen Dichtungen, die er für

vollendet und druckfähig hält, hüllt er in einen Papierumschlag, den er verschnürt und versiegelt und mit der Adresse seines Verlegers versieht.

„Für alle Fälle!" murmelt er dabei in den Bart, „der gute Schellreich ist mir immer freundschaftlich gesinnt gewesen, und ich stehe noch mit einem recht anständigen Vorschuß in seiner Schuld. Sollte das Aeußerste eintreten, dann werden diese Dichtungen für das scandallüsterne Berlin den Wildgeschmack der Sensation bekommen, und Schellreich wird ein gutes Geschäft mit ihnen machen."

Nun nimmt er die übrigen Manuscripte, die nur aus Skizzen, Studien und Entwürfen bestehen, wickelt sie ebenfalls in einen Umschlag und schreibt die Worte darauf:

„An Fräulein Ellen Karstedt

Eigenhändig."

„So!" ruft er aus, und aus dem Ton seiner Stimme klingt es beinahe wie Befriedigung, „eine solche Inventur ist immer gut, und sollten diese Packete je an ihre Adressen gelangen, nun, dann wird man wenigstens ersehen, daß ich ein ordentlicher Mann und kein moralischer Bankerotteur gewesen bin, da ein unreeller Geschäftsmann wohl nur selten ein richtiges Verzeichniß seiner Lagerbestände vor seiner Flucht aufstellen dürfte."

Er seufzt tief auf und zieht seine Taschenuhr. Verwundert bemerkt er, daß es schon Mittagszeit ist; die Vormittagsstunden sind bei der ungewohnten Beschäftigung des Ordnens und Sichtens wie im Fluge vorüber gegangen.

Er erhebt sich und beginnt, sich zum Ausgehen anzukleiden.

Da er unmittelbar nach der Mahlzeit, die er auswärts einzunehmen pflegt, Ellen Karstedt aufsuchen will, so macht er heut sorgfältigere Toilette. Nachdem er sich rasirt und seinem leichtgewellten Blondhaar ein paar Striche mit der Bürste gegeben hat, schlingt er um den Kragen des frischen Hemdes, dessen Vordertheil durch zwei von echten Perlen gebildete Knöpfe geschlossen ist, eine neue dunkelseidene Cravatte, schlüpft in die tief ausgeschnittene Weste und den schwarzen Gesellschaftsrock und zieht dann den mit stattlichem Biberkragen versehenen Gehpelz an. Er thut dies Alles halb unbewußt, da seine Gedanken hartnäckig mit zwei vor seinem innern Auge auftauchenden Gestalten beschäftigt sind: mit einem blühend schönen schwarzäugigen Mädchen, dessen edle Stirn von nachtdunklem Gelock umrahmt ist, und mit einer hohen, schlanken, urgermanischen Frau, deren üppiges Blondhaar wie Seide glänzt und deren große verträumte sammetweiche Augen so tiefblau wie Amethysten funkeln. Aber er erfreut sich nicht dieser aufdringlichen Sinnestäuschung; zwischen den beiden Huldgestalten steht gespensterhaft ein undeutlich umrissener Schemen, der ihn grinsend anfletscht und mit schreckhaft erhobenem Knochenfinger droht — ist es das Schicksal oder der Tod? er weiß es nicht, aber er knirscht, sich

selbst verwünschend, mit den Zähnen und greift mit leise bebender Hand nach dem Cylinderhute. Wie er sich den Hut aufstülpt, um so schnell wie möglich nach der Straße zu enteilen, streift sein Blick zufällig den Spiegel, und er erschrickt über das Zerrbild, das ihm aus dem Glase des Spiegels zurückgestrahlt wird.

Er stutzt.

„Barmherziger Gott! so sehe ich aus? Ist das der Freiherr von Schlichtfeld, dem, als er noch die lichtblaue Dragoner-Uniform trug, alle Mädchen erröthend nachschauten? Haben die 36 Sommer, die erst über meinem Haupte dahingegangen sind, denn aus mir schon einen alten, vergrämten Mann gemacht?"

Er tritt näher an das verrätherische Glas heran und zwingt die gekniffenen Lippen zu einem spöttischen Lächeln.

„So! dieser Zug weltverachtender Ironie kleidet Dich besser, als muthloser Gram und Zerknirschung. Ich zürne Euch nicht, Ihr beiden holdseligen Frauen, die Ihr mir die Verwickelung und die wahrscheinlich tragische Lösung in das Drama meines Lebens gebracht habt . . . Ihr seid Beide so schön und ein Segen für Jeden, der zu Euch aufblicken durfte . . . aber Fluch der sogenannten Rechtsprechung einer entarteten Gesellschaft, Fluch der Folter, die eine römisch verseuchte Gesetzgebung dem deutschen Gewissen bereiten darf!"

Er drückt den Hut tiefer in die umwölkte Stirn und schreitet entschlossen hinaus. Wie er über die Treppe hinabgeht und schon einige Stufen hinter sich hat, beginnt er zu zählen; ihm ist plötzlich der Einfall gekommen, daß, wenn die Summe der Stufen, die er noch zurückzulegen hat, eine gerade Zahl ergiebt, dies eine gute Vorbedeutung für ihn sein soll. Aber mitten im Zählen hält er ärgerlich inne; ist er denn ein altes Weib geworden, das abergläubisch auf dergleichen Zufälligkeiten Gewicht legt? Ohne zählen zu wollen, schreitet er weiter; aber ein widerspenstiges Etwas in ihm, eine Art zweites Ich, fährt dennoch zu zählen fort: sechszehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn! also eine ungerade Zahl! sollte sein Ausgang diesmal wirklich kein gesegneter sein?

Auf der Straße wird ihm wohler; die winterlich kalte Luft strafft seine Nerven und erfüllt sein Herz mit größerer Zuversicht. Wenn sie mich freispricht, denkt er im Stillen, dann trotze ich jedem Verhängniß; wenn sie, als meine Lebensgefährtin, die Last mir tragen helfen will, dann will ich der Mann sein, der sich sein Schicksal selbst bereitet.

Er befindet sich am Schnittpunkt der Königgrätzer- und der Voßstraße und könnte in die letztere einbiegen, um dem in der Friedrichstraße gelegenen Speisehause, in dem er sein Mittagsmahl einzunehmen pflegt, auf nächstem Wege zuzustreben. Aber er verspürt noch keine rechte Eßlust und schlendert in der Königgrätzerstraße weiter, um durch das Brandenburger Thor die Straße Unter den Linden zu gewinnen.

Es ist ein klarer, sonnenheller Mittag geworden. Geschäftliches Gewimmel vergnügt dreinschauender Menschen empfängt ihn schon auf dem Pariser Platze. Ganz Berlin scheint auf den Beinen zu sein, um die für die nahe Weihnachtszeit prunkend ausgelegten Waaren in den Schaufenstern anzustaunen und gelegentlich einen Einkauf zu machen. Geputzte junge Damen und vorsorglich eingehüllte ältere Frauen, die Gigerlgestalten junger Lebemänner, schlanke, blanke Offiziere, die ohne Mantel der winterlichen Kälte trotzen, Alles wimmelt und kribbelt durcheinander, und Alles trägt Packete und Tüten und Schachteln in den warm behandschuhten Händen oder unter den fest an den Leib geklemmten Armen.

Finster blickt der langsam, aber stetig voranschreitende Dichter in den Strom der ihm entgegenfluthenden Massen. Wie das Alles lacht und scherzt und plaudert, wie das liebäugelt und kokettirt oder begierig mit weit offenen Augen nach den Herrlichkeiten in den glänzenden Schaufenstern stiert! Hier und da haben sich kleinere Ansammlungen von Schaulustigen vor einer der Waarenauslagen gebildet; sie hindern die freie Bewegung des Publicums, und Edgar muß einen Umweg machen und sich dem Bordstein des Fahrdamms nähern, um überhaupt vorbeizukommen.

Wie leicht beglückt ist doch der Mensch! wie bereitwillig läßt er sich durch irgend eine Festzeit über das Elend des Daseins hinwegtäuschen! Kann auch ich nicht fröhlich und guter Dinge sein? — denkt der einsam Wandelnde — bin ich denn abhängig mit meinem Fühlen und Empfinden von den Zufälligkeiten äußerer Verhältnisse? Das Glück kommt doch nie von außen, sondern es keimt und blüht und trägt Frucht im Innern unseres Herzens. So wie ich die Welt ansehe, so ist sie für mich; nehme ich das Leben schwer, so wird es mir zur Plage, nehme ich's leicht, so wird es mir zur Lust. Ich will mich nicht bedrücken lassen; ich will ein Philosoph oder meinetwegen ein Till Eulenspiegel sein, der sich freut, wenn es mühsam bergauf geht, denn nach dem Gipfel muß der bequemere Abstieg kommen . . . Oder der Absturz? tönt es, wie ein leises Echo, in seinem Innern.

Er hat sein Speisehaus erreicht.

Wie er den Eßsaal betritt, in dem er nun schon seit Monden sein stilles, ungemüthliches Mahl einzunehmen pflegt, schlägt ihm jene widerliche, aus Weindünsten und Speisefettgerüchen gemischte Luft entgegen, die unzertrennbar von derartigen Locälen ist und die ihm, dem Verwöhnten und höhere Ansprüche an den Comfort des Lebens Stellenden, immer auf die Nerven fällt. Er hängt Pelz und Hut an den Haken eines Wandriegels und schreitet, die schon hier und da an kleinen Tischen Speisenden mit finstern Blicken musternd, nach einer noch von Gästen leeren Ecke des Saales.

„Hu! wie der finstre Edgar heut wieder dreinschaut!" zischelt einer der Kellner einem Collegen zu, „und neulich hat er doch mit seinem neuesten Stücke wieder den Vogel abgeschossen . . . muß der Mensch einen

Haufen Geld verdienen! aber es scheint, je mehr er gewinnt, desto unzufriedener wird er."

Edgar Schlichtfeld hat ungeduldig mit dem Messer an ein leeres Weinglas geklopft, und der zischelnde Kellner unterbricht seine Mittheilung, stürzt diensteifrig auf den Gast zu und frägt in kriechender Höflichkeit:

„Befehlen der Herr Baron die Suppe? ich werde sie sogleich serviren. Wieder einen Schoppen von Ihrem Mosel? ... Sehr wohl, Herr Baron! im Augenblick!" Und er stürzt wieder fort, um den stets ein anständiges Trinkgeld zahlenden Gast nicht länger warten zu lassen.

Edgar zieht wiederum die Uhr.

Noch nicht halb Zwei!

Er nickt befriedigt. Sein Essen wird nicht lange dauern: um drei Uhr kann er schon bei Ellen sein und die Entscheidung herbeiführen, deren längeren Aufschub er kaum noch ertragen kann.

Es fehlen noch wenige Minuten zu Drei, als ein anderer Herr dem Dichter auf seinem Gange nach dem Hause der verwittweten Frau Karstedt zuvorkommt. Es ist Franz Pregert, der Cellokratzer, wie ihn Edgar gestern schlechtgelaunt genannt hat, der um diese Zeit den Thiergarten in nördlicher Richtung durchquert und endlich vor einem vornehmen Hause des Kronprinzen-Ufers Halt macht, um noch einmal sein Sacktuch zu ziehen und die durch die Kälte gebildeten Eiskrystalle aus seinem pechschwarzen Schnurrbärtchen zu wischen. Dann schiebt er das Tuch wieder in die Tasche des Nerzpelzes, wirft noch einen musternden Blick auf den unbeschädigten Glanz seiner lackirten Vachettelederschuhe und tritt in das stuckmarmorgeschmückte Vestibule des Hauses ein.

Oben im Corridor des ersten Stockwerkes hat inzwischen eine kurze, leise geführte Unterhaltung zwischen Frau Karstedt und deren Kammerjungfer stattgefunden.

„Ist meine Tochter schon zurück, Marie?"

„Nein, gnädige Frau, sie ist noch nicht da."

„Wenn sie zurückkehrt, so sagen Sie ihr, daß ich ausgegangen bin. Wir werden heut erst um halb Fünf speisen. Ich erwarte Besuch und will bis dahin von Niemandem gestört werden; verstehen Sie?"

Ob sie verstand! Es war nicht das erste Mal, daß die schöne Frau Karstedt einen Besuch empfing, bei dem sie nicht gestört werden wollte; merkwürdiger Weise hatten diese heimlichen Besuche immer noch nicht das gewünschte Resultat ergeben, und die heirathslustige Wittwe war bis heute noch ohne den heißbegehrten neuen Beschützer geblieben.

„Sehr wohl, gnädige Frau!" versetzte Marie, und obgleich ihr ein boshaftes Lächeln um das schwellend rothe Mäulchen zucken wollte, machte sie doch ein möglichst unbefangenes, fast einfältiges Gesicht. „Soll ich den Besuch erst anmelden oder gleich in den Salon einlassen?"

„Sie brauchen, wenn es klingelt, überhaupt nicht zu öffnen; ich werde

die Thür meines Boudoirs, die außerhalb des Corridors ist, dem Gaste aufmachen."

„Gott wie dumm!" denkt Marie im Stillen, „sie bildet sich ein, daß ich den Herrn dann nicht sehen werde, als ob die Corridorthür nicht Glasscheiben hätte." Laut sagt sie, sich den Anschein der Dienstbeflissenheit gebend:

„Dann werde ich aber gleich den Jas anstechen."

„Gewiß, zünden Sie das Gas an," wiederholte Frau Karstedt mit belehrender Betonung; die gelegentlichen Berolinismen der Jungfer sind ihr ein Greuel.

Man hört unten die Hausthür gehen.

Frau Karstedt huscht zurück nach dem Salon und durch diesen nach dem benachbarten Boudoir. Sie schließt die Thür nach dem Salon ab und tritt schnell noch einmal vor den Spiegel, um ihr Antlitz, ihre Frisur und den Sitz ihrer hellgrünen Seidenblouse und ihres dunkelgrünen wollenen Rockes zu mustern. Dann lächelt sie siegesgewiß und geht über den schrittedämpfenden Teppich nach der Flurthür.

Marie hat schnell die Gasflammen im schon dämmernden Corridor entzündet, dann ist sie mit absichtlich lauten Schritten durch das Berliner Zimmer abgegangen, um ebenso schnell, aber leise schleichend, wieder nach dem Corridor zurückzukehren, wo sie geräuschlos an die Glasscheibe der Flurthür tritt, die weiße Mullgardine ein ganz klein wenig zur Seite schiebt und neugierig durch den so gebildeten Spalt lugt.

„Die Gnädige hat sich höllisch fein gemacht," murmelt sie spöttisch vor sich hin, „sie muß heut wieder eine Eroberung machen wollen. Allmächtiger Gott! der Pregert! der Franz Pregert!" quillt es der Ueberraschten halblaut von den Lippen, „nein, sollte man's für möglich halten! erst neulich hat er mich in die Wange gekniffen und dabei Augen gemacht, wie ein verliebter Kater, und jetzt schleicht er zu meiner Frau, um, wenn er es darf, auch ihr die Wangen zu kneifen. Nun, das muß wahr sein! die Männer sind doch alle gleich schlecht und treulos!"

Sie schleicht von ihrem Auslugposten zurück und begiebt sich durch das Berliner Zimmer nach dem schmalen Gange des Seitenflügels, wo sie über die Schwelle eines einfenstrigen Zimmers tritt, um der dort arbeitenden Schneiderin triumphirend das Gesehene zu berichten.

Franz Pregert ist die Treppe emporgestiegen, und ehe er noch den Zeigefinger auf den Knopf der elektrischen Klingel legen kann, öffnet sich die unmittelbar auf den Außenflur mündende Boudoirthür, und Frau Minna Karstedt flüstert ihm grüßend zu:

„Hier herein, wenn ich bitten darf!"

Freudig überrascht blickt der Freiwerber in die Augen der heiß Begehrten; er zögert aber, einzutreten, indem er sich vergeblich nach einem Gegenstande umsieht, an dem er seinen Pelz aufhängen könnte.

„Sie legen hier drinnen ab, lieber Herr Pregert," ermuntert ihn die schöne Wittwe, „nur herein! ohne alle Umstände!"

Er gehorcht der freundlichen Einladung und tritt in das trauliche, mit kupferfarbenen Möbeln und Vorhängen ausgestattete Gemach. Der dicke orientalische Teppich, der das Parquet des Fußbodens bedeckt, macht jeden Schritt unhörbar. Er zieht seinen kostbaren Nerzpelz aus und wirft ihn über einen neben der Thür stehenden Polstersessel.

„Ich empfange Sie sans cérémonie wie einen alten Freund," hebt Frau Karstedt mit gedämpfter Stimme wieder an, „hier sind wir unbeobachtet und unbelauscht! die Dienstboten sind so schrecklich neugierig, sie bringen Einen gar zu gern in's Gerede."

Sie läßt sich auf dem Eisbärenfell nieder, das über eine Chaiselongue am Fenster ausgebreitet ist, und deutet mit der Hand auf den kupferrothen Puff, der am Fußende der Chaiselongue steht.

Herr Pregert nimmt auf dem Puff Platz und flammt der Dame des Hauses einen seiner Siegesblicke zu. Der geheimnißvolle Empfang, der ihm bereitet wird, läßt sich nur günstig für ihn deuten; so beginnt er denn ziemlich zuversichtlich:

„Sie haben sich meinen Antrag, gnädige Frau, überlegen wollen; ich harre der Entscheidung von Ihren Lippen entgegen, ob ich der glücklichste Mann auf dieser Erde sein soll."

„Ueberlegt habe ich's mir, sehr verehrter Herr Pregert." Sie sagt es ein wenig selbstgefällig, indem sie auf die Spitze ihres unter dem Rocksaume hervorlugenden Goldkäferschuhes niederblickt; dann zögert sie, weidet sich heimlich an dem etwas unsicherer werdenden Gesichtsausdrucke ihres Gegenübers und fährt dann schalkhaft fort: „Was wird das aber für eine Ehe geben, wenn wir über unsern voraussichtlichen Herrn Schwiegersohn so gar verschiedener Meinung sind?"

Sie hebt ihr Antlitz und schaut dem Bewerber mit herausfordernder Schelmerei in die Angen.

Dieser beugt sich entzückt vor, hascht eine Hand der gefallsüchtigen Huldin, um sie fest an seine Lippen zu drücken, und jubelt ausgelassen:

„Eine Musterehe werden wir führen, theure, kleine Frau, die Ehe zweier Turteltäubchen! Der verseleimende Freiherr . . . ha ha ha! . . . soll unser Glück nicht stören! diese Sache überlasse getrost nur mir, mein süßes Herz!"

Er springt von seinem Puff empor, setzt sich neben Frau Karstedt auf die weichen Zotten des Eisbären, schlingt seinen Arm um ihre Taille und zieht sie verliebt an sich.

„Aber, Franz! wer wird denn gleich so ungestüm sein!" Sie wehrt sich nur zum Scheine. Der sportkundige Rentner, der im Verkehr mit eitlen, flachen und genußsüchtigen Weibern kein Neuling mehr ist, überwindet ihren

zahmen Widerstand und preßt sein schwarzes Bärtchen auf ihre rothen Lippen.

„Minna! mein süßes Bräutchen, bald mein Weib, mein angebetetes Weib, mein angebetetes, holdseliges Weib!“

Die feurige Ekstase des Lebemannes thut ihr wohl; sie hat ihm so viel Ueberschwang gar nicht mehr zugetraut. Mit zärtlichem Gegendrucke ihrer Lippen erwidert sie seinen Kuß; dann fährt sie erschrocken zurück, legt, Schweigen gebietend, den Zeigefinger auf ihren Mund und horcht gespannt nach der Thür hinaus.

Draußen lassen sich Schritte vernehmen, die die Treppe hinaufkommen. Man kann die Unterhaltung zweier Stimmen, einer weiblichen und einer männlichen, unterscheiden. An dem Vorflur halten die Schritte an. Man hört einen Schlüssel in's Schloß stecken und die Corridorthür gehen.

„Meine Tochter!“ flüstert Frau Minna ihrem eben gewonnenen Bräutigam zu, „sie kommt ungelegen.“

„Wir können uns ihr ja gleich als Verlobte vorstellen,“ raunt Pregert zurück.

„Ja, wenn sie allein wäre. Aber hörst Du denn nicht? Sie ist in Gesellschaft Schlichtfelds; sie muß vor der Straßenthür mit ihm zusammengetroffen sein.“

Ein bitterböser Zug nistet sich um Pregerts Mundwinkel ein. Schlichtfeld! Dieser anmaßende Dichterling! der ihn einst bei der Gattin seines Vetters Steingart so gründlich ausgestochen hat! Er, Pregert, war schon, wie er sich heut noch einbildet, im besten Zuge gewesen, sich die Gunst der schönen, von ihrem dem Spiele verfallenen Gatten arg vernachlässigten Frau Clara zu erobern, als deren Bekanntschaft mit dem damaligen Dragoner-Offizier seinen Hoffnungen ein jähes Ende machte. Nie zwar ist er in Eichenhagen persönlich mit Schlichtfeld zusammengetroffen; aber Fama ist eine prompte Nachrichten-Vermittlerin gewesen, sie hat ihn von den engen Beziehungen zwischen Clara und dem Lieutenant genau unterrichtet, und als er eines Tages wieder in Eichenhagen vorsprach — Vetter Steingart war in einem Spielbade, und der Lieutenant von Schlichtfeld befand sich in seiner nahen Garnison — da hat er auf seinen dreisten und freventlichen Antrag von Cousine Clara eine so unzweideutige Abfertigung erfahren, daß er nie wieder seine Schritte nach dem Steingartschen Gute zurückgewendet hat. Seine Wuth über die erlittene Niederlage und Demüthigung hat sich von jenem Tage an aber ausschließlich gegen Schlichtfeld gewendet, und er hat sich geschworen, daß, wenn ihm das Schicksal einmal dazu Gelegenheit bieten sollte, er an dem Zerstörer seines vermeintlichen Glückes grausame Rache nehmen will. Und nun ist der beglückte einstige Rival da draußen auf dem Flure und berauscht sich an der Gunst eines so herrlichen und vornehmen Mädchens wie Ellen Karstedt!

Pregert ist aufgestanden, aber Frau Karstedt hält ihn mit einem

mahnenden „Pst“ am Zipfel seines Rockes fest. Sie sieht nicht die Wandlung im Ausdruck seiner Gesichtszüge; sie hat ihre Aufmerksamkeit nur nach draußen gerichtet und hört die Frage Ellens an die trotz des Schweigens der Klingel schon wieder im Corridor erschienene Jungfer:

„Ist die gnädige Frau zu Hause, Marie?“

„Nein, gnädiges Fräulein,“ tönt die Antwort, „sie ist noch nicht zurück, wird wohl auch sobald noch nicht kommen, denn als sie fortging, bestellte sie das Essen erst zu halb Fünf.

„Dann müssen Sie sich schon allein mit meiner Gesellschaft begnügen,“ hört man Ellen sagen, „bitte, Edgar, folgen Sie mir.“

Die Corridorthür geht zu, und bald darauf tönen die Schritte und Stimmen der beiden Kömmlinge im benachbarten Salon.

„Das ist zu drollig,“ kichert Frau Minna gedämpft, und sie bringt ihren vergnügt lachenden Mund so nahe an Pregerts Ohr, daß dieser im warmen Hauche ihres reinen Odems wonniglich erschauert, „in jedem Raume ein verliebtes Pärchen! Du sollst sehen, da drinnen wird jetzt auch eine Verlobung besiegelt. Aber still! um Gotteswillen, still! sie dürfen nicht merken, daß sie belauscht werden!“

Auf den Zehenspitzen schleicht sie von der Chaiselongue nach dem an der Verbindungsthür stehenden Polstersessel, in dem sie sich vorsichtig niederläßt; dann faßt sie eine Falte des schwer vor der Thür niederwallenden Vorhanges, schlägt das tönedämpfende Hinderniß zurück und beugt sich vor, um ihr gespannt lauschendes Ohr so nahe wie möglich an die Thür zu halten.

(Schluß folgt.)

Gustav Falke.

Von

Heinrich Wolgast.

— Hamburg. —

Rückkehr zur Natur, d. h. Rückkehr zur erschauten Wahrheit, das ist immer der Schlachtruf gewesen, wenn die Menschheit zu einem neuen Sprunge vorwärts ansetzte. In diesem Losungswort ist der Einigungspunkt des zweigetheilten Falke'schen Schaffens begriffen. Von diesem Punkt aus erkennen wir die Einheit seines Wirkens, das in zwei ganz getrennte Gebiete auseinander zu fallen scheint, in objectiv-realistische Epik und subjectiv-phantastische Lyrik. Derselbe Falke, der uns in seinen Phantasiestücken in eine zeitentrückte heitre Welt schauen läßt, der in seinen Todtentanzgedichten grotesk-schaurige Bilder einer Dürer'schen und Klinger'schen Einbildungskraft hinstellt, regt sich darüber auf, daß die Kritiker, die in einem Roman „höhere Absichten" verlangen, nicht im Stande seien, einen Milchkarren zu beschreiben, den sie doch tausend mal gesehen.

Scharf sehen, fein hören und Darstellungskraft, das ist Alles. Ob nun das Beobachtete und Dargestellte in der Welt draußen oder in der Seele drinnen steht und geht, wandelt und handelt, das ist für seine Kunst gleich. Dem modernen Dichter, der mit heißen Liebesarmen die Welt in ihrer Totalität umfaßt, ist der alte logische Unterschied zwischen Innenwelt und Außenwelt bedeutungslos.

„Jegliche Spuren des tausendfüßigen Tages
Bewahrt auf weicher,
Wächserner Tafel die empfindliche Seele."

Aber wenn die Schatten heraufsteigen und das wirre Leben des Tages versunken ist, dann

„ . . . süßes Schweigen, rede Du,
Was über Deinen stillen Mund
Mit leisem Murmeln quillt herauf,
Ich halte zitternd meine Schalen
Und fang' die feinen Silberstrahlen
Verborgner Quellen selig auf."

Der laute Tag der Außenwelt und die stille Nacht der Innenwelt überschütten den Dichter gleichermaßen mit ihren Gaben. Diesen Segen zu dem seinigen zu machen, indem er ihn so voll und rund, wie er ihm in der Erscheinung dargeboten wurde, in seinem Material, der Sprache, darstellt, das ist sein Künstlertrieb und seine Künstleraufgabe.

Sehen wir zunächst, wie Gustav Falke dieser Aufgabe in seinen beiden Romanen, die das Hamburger Leben zum Vorwurf haben, gerecht wird. In beiden Werken ist die Entwickelung der künstlerischen Idee einfach und kurz und läßt sich in wenige Worte fassen. Die Ausgestaltung in die Breite ist so reich und mannigfaltig, daß es schwer ist, alle Motive, welche das Hauptgeschehniß stützen und bedingen, aufzudecken.

Im Jahre 1892 erschien der Roman „Aus dem Durchschnitt". Lulu Behn, die in einer Pension mit etwas Bildung überdeckte Tochter des emporgekommenen Maurermeisters, verzehrt sich in Leidenschaft für den Droschkenkutscher Wilhelm Beuthin, der sich diese Liebe, wie so manche andere, gefallen läßt. Sie wird ein Opfer ihrer Leidenschaft und geht, als sie erfährt, daß ihr früheres Dienstmädchen ältere und gleichgewichtige Rechte auf den Mädchenjäger hat, in die Alster. Daneben läuft die Liebe des Volksschullehrers Hermann Heinecke zur Mimi Kruse, der Ladengehülfin seiner Tante, Caroline Wittfoht, deren Weiß- und Holländisch-Waarengeschäftskeller gegenüber dem Behn'schen Hochparterre den örtlichen Mittelpunkt des Romans bildet. Mimi Kruse läßt den Lehrer, für den sie nie tiefer empfunden hat, fahren, als der Stadtreisende Pohlenz ihr eine glänzendere Zukunft bietet. Zwischen diesen beiden Liebesläufen blüht dann noch die stille reine Neigung der kranken Therese für den Vetter Hermann, die erwachende Begier des Backfisches Paula für den vielbegehrten Liebhaber ihrer Schwester Lulu, den genannten Droschkenkutscher, sowie die mehr geschäftliche Speculation des alten Beuthin auf die hauswirthschaftliche Qualität und das kleine Vermögen der Wittwe Caroline Wittfoth. Der Roman hat keinen Helden, wenn man nicht den „Durchschnitt", die ganze geschilderte Gesellschaftsgruppe, dafür nehmen will. Lulu's und Mimi's Liebesleben laufen ohne gegenseitige Einwirkung neben einander her, und wenn auch vielleicht des Dichters künstlerische Neigung sich mehr der Lulu zuwandte, so stellt doch der Raum, den Mimi's Liebesgeschichte beansprucht, sie gleichberechtigt neben jene. Zwar eine künstlerische

Beziehung ist da, der Gegensatz im Parallelismus; hier ist es der Mann, dort das Weib, das die Partie verliert; in beiden Fällen geht der flatterhafte Theil, dem die Liebe nicht das Herz trifft, als Gewinner davon. Dennoch scheint mir hier ein Compositionsfehler vorzuliegen, der sich in einem verminderten Interesse rächt. Wegen dieses Mißerfolges bleibt es ein Fehler, auch wenn der Verfasser ihn gewollt hat. Und er hat ihn gewollt; denn er hat an die Stelle der durch einen Helden bedingten Einheit in der Ladeninhaberin Caroline Wittfoht einen künstlichen Mittelpunkt gegeben, mit dem alle Liebesläufe und Geschehnisse verknüpft sind. Allerdings nur zu einem Theil innerlich durch das Mittel der Mitleidenschaft, und des Mithandelns, zum andern Theil blos durch das Mittel des Dienstmädchenklatsches und der nachbarlichen Fensterbeobachtung. Es ist keine Frage, was mit dieser Technik erreicht werden konnte, hat Falke erreicht. Er hat die Caroline Wittfoht mit einer solchen Rundung herausgemeißelt, sie so in den bestbeleuchteten Theil des Vordergrundes gerückt, sie so mit amüsanten Einzelheiten ausgestattet, daß sie unser herzlichstes Interesse gewinnt, und wir mit ihren horchenden Ohren und ihren spähenden Augen die kleine Welt, die sich um sie herum, d. h. in ihrer Umgebung abspielt, theilnahmsvoll verfolgen. Aber — darüber hilft keine Kunst der Darstellung hinweg — wir müssen den Kopf bald rechts, bald links drehen, um nur Alles zu verfolgen. Das mag lehrreich sein, weil es uns den Reichthum der Erscheinungen in dieser Welt leibhaftig fühlen und sie vergleichen läßt, aber es zerstreut und ermüdet und läßt uns den ruhigen Genuß des Kunstwerks entbehren.

Freilich, der Dichter hat noch ein anderes vorzügliches Mittel, den Mangel zu verdecken: dadurch, daß er die einzelnen Scenen mit vollem Leben erfüllt, werden wir jedesmal, ob sie nun rechts oder links spielen, von Neuem gefesselt. Von der Schilderungs- und Charakterisirungskunst des Dichters möge Einiges gesagt werden, nachdem ich auch den Inhalt des zweiten Romans, des im Jahre 1895 erschienenen zweibändigen „Landen und Stranden" in einigen Strichen gezeichnet habe. Diesmal fehlt es nicht an einem Helden; es ist Helene Leidig, die hübsche Verkäuferin in dem Mäntelgeschäft von Burmeister und Masch. Ihre Tändelei mit dem Buchhandlungsgehülfen Kunkel, ihre ernste Leidenschaft für den Sohn ihres Chefs, den jungen Burmeister, und ihr daraus entstehendes Unglück; dann ihre kühle Neigung zu dem sie tief und innig liebenden Dichter Leonhard Meise, endlich ihre Liebe zu dem verbummelten Pianisten Frisoni, als dessen Geliebte sie im Tingeltangel strandet — dieser Liebeslebenslauf bildet das Rückgrat des Romans. Im ersten Bande bewegt sich nun noch ein so reiches Liebesleben neben der Helene, daß der harmlose Leser gar leicht erst im zweiten Bande dahinter kommt, wer der Held des Romans ist. Und dann kommt er gar leicht zu der Meinung, der Verfasser habe in unverantwortlichem Ueberdruß einige

interessante Liebespaare einfach unter den Tisch fallen lassen, während er sie doch bis zum Ende des Romans hätte im Auge behalten sollen. Um es kurz zu sagen: Wieder ein Compositionsfehler! Eine Anzahl von Personen und ihre besonderen Schicksale, die im ersten Bande neben den die Helden unmittelbar angehenden Ereignissen aufgeführt werden, um dieselben zu fördern oder zu hemmen, so oder so zu führen, sind mit einem so liebevollen Eingehen in die Einzelheiten und mit solcher Ausführlichkeit geschildert, daß eine Composition nach dem Leben entsteht — d. h. ein krauses Neben- und Nacheinander gleichberechtigter und gleich anspruchsvoll auftretender Personen und Ereignisse. Zwar geht der Faden nirgends verloren, zwar ist fast überall die Beziehung auf Helene streng gewahrt. Aber da ein Bild das andere jagt, wird das Interesse verzettelt, und wenn nicht die große Charakterisirungskunst die Personen so eindrucksvoll vor die Augen stellte, würden wir ermüden. Befreit athmen wir im zweiten Bande auf. Die Nebenpersonen, die wir endlich als solche erkannt, haben ihre Schuldigkeit gethan; die Katastrophe im Leben der Helene ist eingetreten. Ein neuer Abschnitt beginnt, die alten Beziehungen sind zerrissen, und neue Bekanntschaften werden angeknüpft. Hier ist nun die Composition straffer. Die Nebenpersonen werden als solche in der Composition gewerthet. Das Interesse ist unausgesetzt und ungeschwächt bei dem Schicksal der Helene.

Dies Schicksal ist erschütternd. Der Bericht darüber ist so einfach wie möglich. Falke rührt keinen Finger und keine lyrische Saite, um die Thatsachen eindringlicher zu machen. Die Liebe richtet das Mädchen aus kleinbürgerlichem Stande zu Grunde, die Liebe, nichts Anderes, keine Verführungskünste, kein materielles Elend — das Elend kennen Falkes Romane gar nicht, sie halten sich im „Durchschnitt". Die Liebe ist die elementare Macht, die psychische Schwerkraft, die, wie im ersten Roman die Lulu dem Droschkenkutscher, so im zweiten Helene dem reichen Kaufmannssohn, später dem Pianisten an den Hals wirft. Das bischen Charakter, Bildung, Ehrbarkeit wird hinweggefegt, wie ein Flaum vom Sturm. Wie der Flaum wirbelt, hängt von seiner Art und Gestalt ab, aber wirbeln muß er. Der Charakter der Helene zeigt sich auch im widerstandslosen Sturm der Leidenschaft, wie im harmlosen Getändel und mehr noch im Widerstreben gegen die ihr unsympathische Liebe des Dichters Leonhard Meise. Zwar, was wir hier sehen, ist nicht gerade erfreulich. Helene ist ganz Oberfläche; weder nach der Seite der Bildung, noch nach der Seite des Gemüths zeigt sie irgend eine noch so bescheidene Tiefe. Es ist sicher ein Verdienst des Dichters, uns einen solchen Charakter geschildert zu haben. Zwar der Mensch unserer Sehnsucht ist er nicht, den kennen die Falke'schen Romane überhaupt nicht, und es fragt sich sehr, ob der überhaupt Gegenstand der epischen Kunst und nun gar des Romans sein kann. Das Gebiet der erzählenden Kunst ist die Vergangenheit, nicht die Zukunft. Falke hat einen weiblichen Typus

unserer Tage festgehalten in der Besonderheit, wie ihn Hamburg zeigt: Ein wenig äußerer Schliff, viel innere Leere, ein wenig Selbstbewußtsein, viel Lebenslust und Gutherzigkeit sind einige der Hauptzüge. Hamburgisch ist ein gewisser burschikoser Ton, die harmlose Uzerei und die treue Kameradschaft. Die Freundinnen der Helene vervollständigen den Typus. Eins fehlt in diesem Charakterbilde — die Arbeit. Sollte diese nicht gewisse Charakterzüge zur Entwicklung bringen, die der Darstellung werth sind? Auch die anderen Figuren aus der specifisch hamburgischen Bevölkerung, der Fettwaarenhändler Willy Schmüser, der Hansknecht August von Bargen, der Hafenarbeiter Dobbernack, die leichter, aber nicht minder lebenswahr entworfen sind, werden in ihrer Erholungszeit und in ihrem Vergnügen geschildert. In Dutzende von Tanz- und Restaurationslocale werden wir geführt; aber wir betreten kaum eine Arbeitsstätte. Die gebildeten Personen des Romans, Burmeister, Masch, deren Frauen, der Buchhändler Mieck, seine Gehilfen Kunkel und Minkwitz, der Concertmeister Rommel, sind ohne Frage mit strenger Consequenz individualisirt. Wie plastisch tritt z. B. der Gegensatz der beiden Compagnons, des knurrigen, kurz angebundenen Burmeister, des feinbesaiteten, vornehm ruhigen Masch, in Sprache und Benehmen hervor. Ob sie hamburgische Züge tragen, ob sie in unserer nivellirenden Zeit hamburgische Züge tragen können, wage ich nicht zu entscheiden. Mit besonderer Liebe sind der Concertmeister Rommel, der Philologe Dr. Kummer und der Dichter Leonhard Meise gezeichnet. Sie kommen erst im zweiten Bande voll zur Geltung und bringen mit ihren geistigen Interessen einen volleren Klang in den Roman. Auch aus diesem Grunde ist der zweite Band anziehender. Auch giebt hier das Unglück, das über Helene hereingebrochen ist, dieser Gestalt, mehr noch der alten Mutter, einen tonverstärkenden Resonanzboden. Die Mutter Leidig ist eines der bestgetroffenen Portraits des Romans. Von fast monumentaler Größe ist das kleine Gespräch, das sie mit ihrem dichterischen Sohn Adolf über seine poetischen Versuche führt. Zwar freut sie sich, daß er „Allens so kann und Sinn dafür hat," aber die Gedichte sind ihr doch man „zusammenphantasirten Kram"; sie ermahnt den Sohn: „Vernachlässige nu man nicht Dein Geschäft über das alte Dichten." Seine Liebespoesien veranlassen sie zu Warnungen, und aus dem Grunde ihrer Seele tönt es wieder herauf: „Ich denk' man immer an Lene." Hier offenbart sich individuellste Auffassung und generelle Volksanschauung in vollendeter Weise.

Ich habe erwähnt, daß in Falkes Romanen die Arbeit keine Stätte hat; es fehlt auch die im kleinbürgerlichen und Arbeiterstande eng damit verknüpfte materielle Noth und das hieraus resultirende socialpolitische Streben. Was dann noch bleibt, wird ein Dichter kaum anders sehen und darstellen können, als humoristisch. In der That haben alle Personen mit Ausnahme der Gruppe Masch, die der Dichter selber als „Gartenlauben-

puppen" preisgiebt, einen Stich in's Humoristische. Losgelöst aus ihren, ihre Eigenart wesentlich mit bedingenden, sie erklärenden Arbeitsverhältnissen, wirken alle Menschen mehr oder minder humoristisch. Willy Schmüser ist in seinem Geschäft sicher ernst zu nehmen, und wer mit dem Fettwaarenhändler Schmüser zu thun hat, wird nichts Humoristisches an ihm sehen. Wer ihn aber im Sonntagsstaate mit der Rose im Knopfloch auf die Freite gehen sieht, wer seine Hochzeit mitmacht, — sie mitmacht als hereingeschneiter Fremdling, der muß ihn humoristisch nehmen, wenn anders er ihn überhaupt, wie der Hamburger sagt, „verknusen" will. Willy Schmüser und seine Gruppe repräsentiren den derben Humor. Nicht daß die Darstellung den humoristischen Eindruck verstärkte — den humoristischen Ton der Sprache kennt Falke gar nicht, und „Landen und Stranden" ist deshalb durchaus kein humoristischer Roman. Der Humor liegt einzig und allein in den Personen selbst und ihrem Thun und Reden, wobei Alles unerbittlich dem Leben abgelauscht ist. Daß es bei Leuten, die, wie Rommel, Kummer, Meise, Minkwitz, das Leben denkend zu beherrschen suchen, eine feinere Form annimmt und nicht so drastisch wirkt, ist ja selbstverständlich.

In der Ausdrucksweise der Falke'schen Romanfiguren ist etwas ganz Neues geschaffen worden. Als kürzlich in einem kleinen Kreise der Vorwurf erhoben wurde, der Roman „Landen und Stranden" zeige nicht genügend hamburgisches Localcolorit, war es Richard Dehmel, der mit aller Energie diesem Vorwurfe mit dem Hinweis auf die Ausdrucksweise der Personen entgegentrat. In der That, das ist eine starke Seite der Falke'schen Romane. Falke zum ersten Male zeigt in voller Wahrheit und ohne einseitige Betonung des Komischen, wie der Hamburger spricht. Die charakteristische, scharf pointirte Berliner Volkssprache ist längst im Berliner Roman festgehalten. Für die nicht weniger charakteristische, zwischen Hoch und Platt hin- und herschwankende, zuthunlich-gemüthliche Sprache der hamburgischen Bevölkerung aus dem „Durchschnitt" hat Falke diese culturhistorisch, wie künstlerisch gleich werthvolle Arbeit geleistet. Es ist erstaunlich, mit wie energischen Sinnen der Dichter hier das Leben belauscht hat, mit welcher Kraft er die Gespräche lebenswahr und der besonderen im Roman gerade benöthigten Situation angepaßt, darstellt. Durch die Sprache sehen wir dem Volke in's Herz. Mit welcher Kunst der Dichter sie für seine psychologische Schilderung gebraucht, dafür nur ein Beispiel. Als Willy Schmüser bei der Mutter Leidig um die Hand ihrer Tochter wirbt, vergißt die Frau nicht, ihm die schuldig gebliebenen vier Groschen — „für das Schmalz, wissen Sie" — einzuhändigen, und Schmüser seinerseits versäumt nicht, auf die Bemängelung der Kundin hin, im festlichen Freieranzug seinen Schinkenspeck zu vertheidigen.

Der Mensch und seine Psyche sind dem Dichter fast Alles. Die Localschilderung kommt in beiden Romanen etwas dürftig weg. Be-

deutsame Orte sind genug genannt. Dem Fremden sind diese Namen jedoch bedeutungslos. Der Hamburger hat eine Vorstellung; aber er will an die ihm bekannten Orte nicht blos erinnert werden, er will sie mit des Dichters Augen sehen; Nichts ist anziehender, Nichts im feinsten Sinne lehrreicher, erzieherischer.

Der Hamburger grollt dem Dichter, daß er ihm so manchen localpatriotischen Genuß unterschlagen hat, umsomehr als die wenigen, wie unabsichtlich eingestreuten Proben vorzüglich ausgefallen sind.

Noch manche interessante Beziehungen wären aufzuzeigen, die ich hier übergehen muß. Namentlich birgt der zweite Roman trotz der einfachen Verhältnisse und trotz der absichtlich einfachen, knappen, ja fast kargen Darstellung eine Fülle interessanter psychologischer und socialer Details. Ein Fortschritt gegen den Roman „Aus dem Durchschnitt", der noch etwas mager ausgefallen ist, scheint mir gerade in dieser Hinsicht unverkennbar. Es ist zu erwarten, daß der Roman, an dem Falke jetzt arbeitet, und dessen Schauplatz zum Theil wieder die Hansestadt an der Elbe ist, einen noch volleren Ton, diesmal vielleicht mehr lyrischen, anschlägt, und daß die klaffende Zweigetheiltheit seiner dichterischen Production, die wir nicht bedauern, sondern nur constatiren wollen, sich mehr und mehr zu einem einheitlichen Werdeproceß entwickelt. Was fehlt, läßt sich lernen. Was nöthig ist zu großen epischen Kunstwerken und nicht gelernt werden kann, ist vorhanden: scharfe Beobachtung des Lebens, ein Temperament, aus dem dies beobachtete Leben wiedergeboren wird, und künstlerische Bildkraft. Wenn Falke, in heiligem Respect vor den nackten Thatsachen, sich bis jetzt gescheut hat, die Welt in dies Bad der Wiedergeburt zu tauchen — im zweiten Bande von „Landen und Stranden" ist diese Scheu zum Theil schon überwunden — so ist doch bis jetzt keine vergebliche Arbeit gethan worden. Ueber den absoluten Kunstwerth seiner beiden Romane kann man — je nach dem Standpunkt, den man zum Naturalismus einnimmt, — zweierlei Meinung sein; unbestreitbar ist, daß hier zum Mindesten vorzügliche Studien nach der Natur vorliegen, die auch als solche für den Leser vielleicht ebenso werthvoll sind, wie für den Verfasser. Es sind Zeitdocumente von culturhistorischem Werth, und ich erinnere daran, daß manche Maler der vergangenen Epoche, deren Bilder uns völlig veraltet, ja ungenießbar erscheinen, uns durch ihre hinterlassenen Naturstudien werthvoll sind.

Noch ein Hinweis auf die Malerei sei gestattet. Arnold Böcklin macht nicht minder sorgfältige Naturstudien, als Max Klinger. Jener hält sie zurück, und wir rechnen ihn zu den Großen, dieser giebt sie uns, und wir rechnen ihn nicht minder zu den Großen.

Doch lassen wir jetzt den dichterischen Klinger des Straßenbildes und des brutalen Lebens und wenden uns zu dem Klinger der weltentrückten Phantasiebilder.

Bei einem Dichter, der in seinen temperament- und geistvollen Abhandlungen sich zu dem Goethe'schen Wort: „Bilde Künstler, rede nicht!" bekennt und meint: „Der Dichter will Nichts sagen, sondern Etwas zeigen, darstellen", könnte es fraglich erscheinen, ob es sich lohnt, auf den Inhalt seiner Gedichte einzugehen. Ist er nicht völlig gleichgiltig? Liegt nicht das Künstlerische in der Form allein? Oskar Bie, der auf Grund moderner Welt- und Kunstanschauung und unter wesentlicher Berücksichtigung der modernen Dichtung ästhetische Untersuchungen angestellt hat, meint, daß der Künstler tiefer in das Wesen der Dinge eindringe. Ist das nicht anerkannt die Domäne des Philosophen? Ist es nicht der Philosoph, der berufsmäßig die Räthsel der Welt löst? Der Hamburger Kantinterpret Albrecht Krause pflegte seine philosophischen Vorlesungen mit dem Satz zu beginnen: „Die Philosophie untersucht die Bedingungen, auf Grund deren wir essen, trinken, sicher wohnen und schlafen können." In der That, der Philosoph registrirt das Alte und erweist es als möglich. Der das Neue schaut und es dem Volke zeigt, — das ist der Dichter. Der Dichter schaut mit den Augen der Volksseele; es sind voraustastende Augen. Was uns noch ungelöst und unentwickelt in Dunkel und Wirrniß liegt, haben die vorausfühlenden Organe des Dichters als gelöst und entwickelt erfaßt. Die Wissenschaft hat mancher altgewohnten Sicherheit die Balken unter den Füßen weggezogen, und wir schweben, angstvoll nach Neuland ausschauend, in der Luft. Der Dichter, ein Seher, ein Prophet, schaut und zeichnet uns in abgerissenen Bildern, scheinbar widersprechend, bald den Umriß im Ganzen, bald einzelne Contouren, bald Farbe und Duft, bald Glanz und Reflexe der fernen Küsten. Er erfüllt damit die Aufgabe, die Richard Dehmel dem Künstler stellt, Gemüth, Sinnlichkeit und Geist der Zukunft bilden zu helfen. So mag es doch wohl interessiren, die Gebiete kennen zu lernen, auf denen Falke seines culturschaffenden Prophetenamtes wartet und aus denen ihm der Stoff für seine künstlerischen Gebilde sich bietet.

Ich kenne keinen Dichter, der mit solcher Virtuosität seine Buchtitel wählt. Ebenso fern von Banalität, wie von Gesuchtheit, geben sie einer wesentlichen Grundstimmung des Dichters oder des Buches bezeichnenden Ausdruck: „Mynheer der Tod" nennt er den ersten Band, durch den er 1889 mit einem Schlage vor die Front der modernen Lyrik trat. Das Thema vom Tode klingt wie ein dunkler Grundton in der ganzen Falke'schen Lyrik immer wieder durch. In der Auffassung des Themas tritt eine merkwürdige Wandlung ein. Im ersten Bande setzt der Dichter sich mit der alten Vorstellung auseinander. Den Knochenmann der alten Todtentänze faßt er auf seine Weise; er setzt ihn keck in's helle Licht des gegenwärtigen Tages: als „Rittmeister" führt Hans Klapperbein eine Schwadron Husaren in die Mordschlacht, als Kutscher der „Equipage" die Herrschaft in's Verderben. Mit diesen beiden prächtigen Gedichten, zwei

ehernen Säulen voll Wucht und Klang, eröffnet sich der Eingang zu Falkes Lyrik. Aber zugleich regt sich der neue Mensch. Die humoristische Auffassung vom Tode drängt sich vor: „Der geprellte Tod", dem der Sperling entschlüpft, der Tod als „Radfahrer", der zu Tode zerschellt am Schädel des Dr. Skatmann-Kannegießer, Kritikers des allgemeinen deutschen Bier- und Intelligenzblattes. Nur in zwei kleinen Prosastücken des zweiten Gedichtbandes „Tanz und Andacht" kehrt diese objective Darstellung in Todtentanzmanier noch einmal wieder. Sonst tritt hier und im dritten Bande „Zwischen zwei Nächten", dem zuletzt erschienenen, der Tod zurück und der Sterbende hervor. In „Einsamer Tod" ist der Tod noch der Sensenmann, und sein Bild nimmt noch einen beträchtlichen Raum ein; aber das Interesse des Dichters ist ganz dem Leben zugewandt, dem Gang durch das duftende Rosenthal der Jugend herauf zur einsam starren Höhe, wo der Tod wartet, und dem Zustande nach dem verhängnißvollen Sensenschlag.

„Ein Schatten zieht
Grau über mir, ein Sausen flieht,
Ein Rauschen, wie von Flügeln, weit,
Dann eine stille Seligkeit,
Ein Flatterflirren in Flimmerluft
Und süßer, süßer Rosenduft."

Das Sterben liegt dem Dichter tief im Sinn, und in vielen wechselvollen Bildern bemühen sich Wunsch und Phantasie um diesen schwarzen Räthselpunkt. Es ist das Sterben des Zukunftsmenschen, des Menschen, der den Tod durch Aufnahme in seine Weltanschauung und in seinen Gedankenkreis persönlich überwunden hat:

„Legt rothe Rosen mir um meine Stirne,
Im Festgewande will ich von Euch gehn,
Und stoßt die Fenster auf, daß die Gestirne
Mit heiterm Lächeln auf mein Lager sehn.
Und dann Musik! Und während Lieder schallen,
Von Hand zu Hand der Abschiedsbecher blinkt,
Mag mählich über mich der Vorhang fallen,
Wie Sommernacht auf reife Felder sinkt."

Ein schöner Jüngling ist der Tod, der einer „Ampel" Licht ausbläst:

„Ein rother Mund und einer Flamme Licht,
Ein Hauch, davor ein leuchtend Leben bricht."

„Und rauscht der Tod durch's reife Korn,
Ein Lächeln noch im Sterben —"

das ist die Grundstimmung der Falke'schen Todeslyrik. Ein lieber Freund ist der Tod dem Menschen:

„Ein mildes Auge, eine kühle Hand,
Ein gütiger Mund mit einem leisen Zug
Von Schelmerei",

so steht der Gewaltige vor ihm, der beruhigend spricht:

„Wie auch mein Thun Dich ängstigt, ich bin gut.
Zerstreute Kinder hol' ich Euch nach Haus,
Daß wieder Ihr im Schoß der Mutter ruht."

Besonders gut steht der Dichter mit dem Tode:

„Off'ne Pforte. Seliges Gehege.
Hohe Wipfel, ernst und streng am Wege.
Dunklen Laubes leises, weiches Fächeln.
Lorbeer — Seine Stirne sonnt ein Lächeln."

Auch die „Spötter", nach meinem Empfinden eins der schönsten Falke'schen Gedichte, hat den Tod des Dichters zum Vorwurf. Ein unnahbarer Stolz des Adelsmenschen, eine selige Gewißheit des Glückes, eine wie selbstverständliche Göttergemeinschaft ist hier im Zeichen des Todes zu vollendetstem, packendstem Ausdruck gekommen. Ein anderes Gedicht des dritten Bandes, ebenfalls den vollendetsten zuzuzählen, „Die zierliche Geige" nimmt noch einmal wieder das Todtentanzmotiv auf: als „klapperdürrer Fiedelmann" führt es den Tod ein. Aber der Graus ist ganz verschwunden, ein feiner Schelmenhumor hat seine Stelle eingenommen, und das Zukunftssterben ist ein Hinsterben in der Musik des individuellen Lebens.

Während Falke dem Sterben mehr und mehr das Grausige nimmt — nur gelegentlich bricht es wieder durch — verwendet er das alte traurige Bild vom schlimmen Tode, um die Noth des Tages, die Gebrechen des Lebens eindringlicher zu schildern. Vergangene Hoffnungen und Träume, vergessene Liebe steigen aus Grüften — ein schauerlicher „Leichenplunderstaat". Das Schwinden der Jugend ist ihm ein Sterben und Sargdeckelschließen; das um seine Liebe betrogene Mädchen erscheint ihm, wie zurückgekehrt aus dem Grabe, mit „großen, schwarzen, glücksuchenden, angstvollen Augen", vor denen der Sarg mit Klingen sprang.

Der Tod, so wechselnd seine Gestalt und Verwendung ist, hat nirgends die leiseste Beziehung zur kirchlichen Auffassung. Nicht minder abseits vom officiellen Christenthum steht der Dichter mit seiner religiösen Gesinnung, soweit sie in seiner Lyrik zum Ausdruck kommt. Religiöse Gedanken und Empfindungen nehmen trotzdem — eine auffällige Erscheinung — einen großen Raum ein. „Selbstherrlich und furchtlos", wie eine seiner Romanfiguren den Künstler will, ist der Dichter auch gegenüber den höchsten und heiligsten Dingen. Dem Herrn Pastor, dem Höfling Gottes, dürfte der Ton oft despectirlich erscheinen, in dem Falke mit dem höchsten Himmelsherrn verkehrt; wer aber auch vor Gottes Königsthron seinen Mannesmuth sich zu erhalten vermag, wird seine Freude haben an dieser weitherzigen Auffassung. Die Unvollkommenheit der Welt giebt er dem Schöpfer schuld, bald launig, wie in „Gott sendet den Dichter aus", bald

in ergreifendem Ernst, wie in „Der reuige Gott". Der Dichter tritt anklagend vor Gott; aber der Anblick des gramvollen Antlitzes läßt seine Klage zurückkriechen:

„Er aber sprach: „Was mehrst Du meine Pein?
Kannst Du des Lebens kurze Qual nicht tragen?
Dir winkt Erlösung, aber mich verzehrt
Von Anbeginn und endet nie, die Reue.
Und vor dem Weh, das seine Stimme preßte,
Kroch tiefer meine Klage und verging
Vor Scham und Mitleid."

Wohl kennt der Dichter die „unheimliche Stunde", in der es heißt:

„Wollen wir nicht lieber beten gehn?
Wir haben Alle das Beten noth."

Aber er kennt auch jenen Verzweiflungsschrei: „O Gott, mein Gott", der emporgellt und gleich der felszerschellten Woge sich verliert.

„Wo bist Du, Gott? Wir suchen Dich
Seit tausend, tausend Jahren!
Wo bist Du, Gott? Wir suchen Dich!
Willst Du Dich offenbaren?
Wo bist Du, Gott? Wir suchen Dich
Mit Angst und Händestrecken!
Wo bist Du, Gott? Wir suchen Dich!
Warum spielst Du Verstecken?

Und plötzlich aus der Tiefe stieg
Ein Kreuz mit schwarzen Armen,
Und eine große Stille schwieg
Ein schweigendes Erbarmen.
Und hoch am Kreuz, wie Tropfenfall
Aus einer Todeswunde,
Klang es erschütternd durch das All
Aus einem bleichen Munde:

Mein Gott, mein Gott, warum hast Du
Mich so verlassen? — Schweigen —
Fern ging das schwere Wort zur Ruh,
Wie Klang zersprungener Geigen."

Gott Sohn, der Nazarener, ist ihm eine vertraute Gestalt:

„Schöne Gottesaugen schlagen
Sich nach mir auf mit freundlichem Fragen."

Eine innige Dichterhuldigung an den Heiland ist „Jesus im Olymp". In der Götter Kreis tritt

„. . . er, den Menschen Jesus riefen;
Um bleiche Schläfen blutige Dornen liefen.
Und Zeus erschrak in seinem Wolkenhaus.
Es ging ein Leuchten von dem Fremdling aus,
Ein Feuer. Und er ahnt, in diesen Flammen
Stürzt seine Götterherrlichkeit zusammen."

Die höchsten Werthe des Christenthums — Erbarmen, Liebe — sucht er modernem Prometheus-Empfinden einzuordnen, auch wohl umzuschmelzen. Dem mit der Welt zerfallenen kranken Dichter erscheint Christus; aber der milde Dulder kehrt eine andere Seite heraus:

„Hochfahrend dem Volk den Fuß auf den Nacken.
Brutal mußt Du die Menschen packen.
Und wollen sie wider Dein Edles blöcken,
Wider Deines Geistes Stachel löcken,
Den Strick zur Hand und die Faust erhoben!
Und mein Vater und ich, wir freuen uns oben."

Der Dichter verwirft den taktischen Gedanken des Christenthums, das durch Dulden das Leiden überwinden, durch Unterwerfen den Sieg gewinnen will. Es ist ein gelegentliches Aufbäumen, eine Gefühlsreaction in Legendenform. Nietzsche winkt von fern. — Biblische und kirchliche Motive, die sich häufig in seinen Gedichten finden, sind in individuelles Empfinden umgewerthet; die Legende ist in's Moderne und Derbe übertragen, wie es Dürer und Uhde mit Stift und Pinsel gethan haben. Falke geht noch einen Schritt weiter und nimmt den Engeln wohl auch die Flügel; es sind

„stramme Erdenbengel
Mit Hemd und Höschen, bauerngemäß."

Oder er fängt sich einen und nimmt ihn in Condition als „Schutzengel" für sein Kleines.

Rückkehr zur Natur! Auch in der Naturempfindung selbst gilt es für den modernen Dichter Neues zu entdecken durch Rückkehr zu ursprünglich gegebenem naiven Naturbewußtsein, das uns durch die Naturwissenschaften verloren gegangen ist. Von dem gewaltigen Umschwung, den unsere Zeit durch die Naturwissenschaften erfahren, merkt man in Falkes Lyrik Nichts. Professor Du Prel spricht einmal von der Lyrik als paläontologischer Weltanschauung. In der That, die moderne Naturwissenschaft hat Falkes Naturempfinden nicht aus dem Paradies der Vorzeit aufzustören vermocht. Die Natur ist dem Dichter vorzugsweise in der holsteinischen Landschaft entgegengetreten; doch klingt das specifisch Holsteinische in Falkes Naturlyrik nur leise an. Nicht das Gegenständliche der Landschaft an sich, nicht das Charakteristische in Wald und See, in Knick und Koppel löst den dichterischen Proceß aus, sondern die Stimmung. Was ist's mit dieser vielberufenen Stimmung bei Falke? Es ist ein zum Ueberdruß geübtes poetisches Ausdrucksmittel, für die eigene Seelenstimmung einen Vorgang, eine Situation aus dem Naturleben als Gleichniß hinzustellen: Seht! so sieht's in meinem Busen aus! Das findet sich bei Falke garnicht; er meidet Nichts so peinlich als Trivialitäten. So faßt er seine landschaftlichen Stimmungsschilderungen weder als realistische Detailmalerei, noch als Gleichniß des eigenen Innern, sondern als Ausdruck einer

Stimmung, die gleichzeitig und gleicherweise die Natur und den Dichter erfüllt. Wir Menschen der Reflexion haben uns weit von der Natur entfernt, und es dünkt uns eine unwissenschaftliche Schrulle, wenn ein Gelehrter des 19. Jahrhunderts die Vermuthung ausspricht, daß zwischen den Umwälzungen im Erdinnern und den Umwälzungen in der Menschenwelt ein ursächlicher Zusammenhang bestehe. Der echte Lyriker, dem sein Schönstes aus dem Unbewußten quillt, hat das uralte innige Verhältniß des Menschen zur Natur wieder aufgefunden. Er gehört zur Natur, wie Baum und Blume, wie Wolke und Welle; er hat unmittelbar Theil an ihrer sommerlichen Glücksfülle, wie am sehnenden Werdedrang im Frühling. Ein Strom des Empfindens fließt durch das All, und der Dichter ist der Mund, der ihm im Menschenwort Ausdruck verleiht. — Eine große Mannigfaltigkeit der Naturstimmung von der heulenden Verzweiflung bis zum jubelnden Glück tönt in Falkes Lyrik aus. Ich wüßte kein Gedicht, das den Jammer in Natur und Menschenbrust mit so erschütternder Kraft ausspricht, wie das Phantasiestück „Gestorben“:

„. . . Die dunklen Ulmen leerten
Wie fassungslos des Kummers Schalen aus,
Und auf den Beeten weinten alle Blumen,
Und von dem Rasen neigten sich die Gräser
Auf meinen Fuß und netzten ihn mit Thränen.
Die erzgegossene Sphinx nur an der Treppe
Sah kalt und unbewegt in diesen Jammer
Mit großen, leeren Augen, daß mir grauste.
Und doch war über ihren schwarzen Leib
Ein ganzer Zweig voll schwerer, gelber Rosen,
Wie aufgelöst in lauter Leid gesunken
Und schüttete der Schmerzen heiligen Thau
Aus seinen goldenen Kelchen auf sie nieder.“

Wie oft ist die Rose beseelt worden, auch die regenfeuchte! Aber jenes charakteristische Niederschwanken des nicht aufgebundenen Rosenbusches in schwerem Regen ist sicherlich noch nie dichterisch gesehen worden, und wenn schon, so wurde es nicht mit solcher Stimmungsfülle gesättigt dargestellt, wie in diesen Worten. Ich kenne keine Verse, die das still trunkene Glück und den sehnenden Jubel eines Sommertags treffender wiedergeben, als das Gedicht „Sommerglück“. Ein hold Vertrautes ist unserm Dichter die Natur, ein quellender Born der Labsal und der Gesichte. Er fühlt sich bei ihr geborgen, wie das Kind bei der Mutter. Ihm ist das Beseelen der Natur kein poetisches Spiel, sondern tiefstes persönliches Erfassen. Kein moderner Dichter hat die Natur so menschlich gefühlt.

Es ist bezeichnend für die Eigenart des Dichters, daß die Stelle, wo sein Ich in das Mystische hineinragt, nicht im Tode, nicht im Religiösen liegt, sondern in der Natur. Zur Natur hat seine Seele geheimnißvolle Beziehungen. Er fühlt das verknüpfende Band; aber er kann keine logisch

geordnete Rechenschaft darüber ablegen. Er fühlt ein Verwandtes, ja ein Eigenes und Eigenstes da draußen, er ist beglückt; er ist durchgraust. Er kann uns nur die seltsame Thatsache mittheilen. Einen einsamen Sandweg in schwüler Sommervormittagshitze geht der Dichter: „Der Himmel ist ganz wolkenlos, tiefblau. Und eine große Stille ist ringsum, eine nachdenkliche Stille, wie mit dem Finger an den Lippen.

Und jetzt kommt es, überfällt mich, wie neulich vor dem jungen Birkenbäumchen.

Bist Du's? Du bist's, wir verstehen uns.

Mit wem rede ich? Es ist Etwas da draußen in der Natur — Etwas, das zu mir gehört. Welches Sehnen nacheinander — alle die Tage; alle die kranken, wehen Stunden, und dann — auf einmal: Gefunden, da bist Du ja!

Diese Seligkeit, dieses stille, innige, gar nicht zu beschreibende Entzücken. Die ganze Seele ein Freudengefühl.

Ich greife in den warmen Sand nnd lasse ihn langsam, zärtlich durch die Finger gleiten.

Und ich liebäugele förmlich mit jener großblätterigen Kohlstaude da oben am Feldsaum, mit dem zitternden, zierlichen Spargelkraut, mit dem graziösen Bohnengerank.

Es ist ein so ruhiges sattes Glück.

Morgen, übermorgen und viele Tage gehe ich wieder diesen Weg. Aber dann ist es ein Weg wie andere, nur sandiger, öder, langweiliger. Und es ist nicht da, mein Eigenes, mein Seelentheil, mein anderes Ich. Vielleicht ist es drüben in jenem bläulichen Dunst am Horizont, und ein ziehendes, pressendes Sehnen sagt es mir: Dort, dort! . . . wo Du nicht bist."

Voll Geheimniß ist das großartig geschaute Phantasiestück: „Mysterium", welches das paulinische „Sehnen" und „ängstliche Harren" der Creatur, jene geheimnißvolle Stelle des Römerbriefes, leibhaftig uns vor Augen stellt. „Geheimes Grauen" heißt ein kleines vorzügliches Gedicht des ersten Bandes, das in kurzem abgerissenen Zwiegespräch ein geheimnißvolles Seelenerlebniß des Dichters schildert. Da ist es nicht die Natur, die ihren Hauch schickt,

„. . . . aus Weiten
Kommt es heran.
Jetzt — wie mit Geisterhand
Faßt es mich an."

Was es war?

„Frage nicht! Schweige!
Was es auch sei,
Grausend, geheimnißvoll
Schritt es vorbei."

Was wissen wir Lastträger des lauten Tages von den leisen Urstimmen der Welt? Das einsame Ohr des Dichters fängt sie auf, und ihm ist es ein Klingen, dem ein Klang seiner Seele antwortet.

Keiner versteht es wie Falke, „den leisen Nachtgeräuschen denkend nachzuhorchen". Auch die feinen Töne, die aus der Nacht der Seele heraufkommen, finden in ihm einen liebevollen Künstler. Falke ist der Dichter der feinen Gefühle, die wohl in seltenen Stunden, wie ein leiser Geigenton, wie ein ferner süßer Duft durch unsere Seele ziehen.

Ein Unfaßliches ist die Zeit, die Stunde. Der Alltagsmensch sucht sie mit Genuß oder mit Nutzen auszufüllen, und weiter geht sie ihn Nichts an. Der feingestimmten Dichterseele hat jede Stunde, jede Tageszeit ein individuelles Antlitz. Wie sicher erfaßt und verkörpert ist in „Verschwiegen" eine stille schöne Stunde:

„Eine liebliche Stunde
Stand vor mir, den Finger am Munde.
Große klare Augen sagten
Von Gedanken, die nicht hervor sich wagten.
Rede nur, winkt' ich; aber mit feinen
Mienen wußte sie zu verneinen.
Stand nur immer und sah mich an,
Eigen an
Mit dem Finger am Munde —
Eine liebliche märchenschöne Stunde."

Beliebte Vorwürfe sind ihm die Nacht und der erwachende Morgen. Nicht, daß er die Vorgänge in der Natur oder auf der Straße uns schildert, die Stimmungen der Nacht, des jungen Tages sind es, die er, in prächtigen Bildern verkörpert, uns deutet. In Falke lebt eine Sensitivität, ein Feingefühl, das ihn einsam macht und ihn die Einsamkeit liebgewinnen läßt. Wie weiß er mit süßen Schmeichelworten ihr Lob zu singen! Diese Gedichte, der Menge unfaßbar, weil ihr Gegenstand ein Hauch ist, den nur eigen gestimmte Seelen spüren, nur bescheidene, modern künstlerisch empfindende Naturen werthen, sind es, die ihm den Vorwurf eingetragen haben, daß er Lyrik für Lyriker schreibe.

Es liegt die Frage nahe, ob die außerordentliche Erregbarkeit eine Wirkung, ein Symptom der Decadence sei. Ich glaube, es sind Lebensbethätigungen und Lebensäußerungen des neuen Menschen, des Menschen auf einer von der Masse noch zu erklimmenden höheren Stufe der Entwicklung. Perversität des Gefühlslebens wirft man diesen einsamen Modernen vor. Das Wort richtet sich in erster Linie gegen die Gefühlsausbeutung des Liebeslebens. Aber ich weiß nicht, ob nicht die feinen Gefühle Falkes in demselben höher entwickelten, feiner gestimmten Gefühlsleben ihren Ursprung haben. Der in dichterischer Unmittelbarkeit naturverwandte Richard Dehmel hat dies Gebiet der perversen Liebe in überreichem Maße angebaut. Falke hat kaum eine Spur davon. Auch seine

Liebe ist die freie des Poeten, aber sie ist naiv-genußfreudig, nicht grübelnd, gefühlszerfaserend, nervensecirend. Während Dehmel sich in die Wirrniß potenzirten Liebeslebens begiebt und mit dem Dunkel einer unerschlossenen Gefühlswelt ringt, hat die Liebe an sich für Falke kaum Interesse. Ihm ist sie wesentlich ein Theil der Natur oder des Glücks. Er umarmt das Mädchen, wie er die Natur umarmt.

. . . „Und auf und ab, ein großes Kind,
Lief ich durch all' die Morgenschöne,
Und oben schwammen Lerchentöne
Und Blüthenblätter mit dem Wind.

Da kam, ja kam, durch's feuchte Kraut,
Die frühen Freuden voll zu machen,
Mein Schatz, und wurden Kuß und Lachen
Und tausend süße Worte laut."

Auch das stille, segenschwere Glück der Ehe findet in Falke einen dankbaren Sänger:

„Mein Weib und all' mein holder Kreis,
Mein Kind und all' mein lachend Glück.
Ich rühre an die Saite leis,
Wie hell klingt es zurück."

Ich zweifle, ob der häusliche Beruf der Dichterfrau jemals einen vollkommeneren und klangvolleren Ausdruck gefunden hat als in der „Tempelhüterin".

„Das hab' ich Dir zu danken:
Daß Du die grünen Ranken
Des Glücks zu einem stillen Zelt mir biegst,
Davor Du ohne Klagen
Getreu an allen Tagen
Als meines Friedens wache Hüterin liegst."

Nur leise klingt das Dämonische an, wie in „Die Bacchantin" und „Der Blutstropfen":

„Plötzlich unter sanftem Augenschlitz
Zuckt's hervor, ein grüner Flackerblitz,
Mordgelüst."

Die Mannigfaltigkeit der Liebesgefühle, wie unsere Lyrik sie seit Walther von der Vogelweide in tausenden von Gedichten ausgemünzt hat, findet sich auch bei Falke. Aber man kann nicht sagen, daß er hier neue Saiten angeschlagen habe. Zwar in der Form, rein künstlerisch betrachtet, sind auch seine Liebesgedichte so echt und eigen, daß kein Anderer sie gedichtet haben könnte.

Ein Falke ganz eigenthümliches Gebiet ist das Glücksgefühl, das in den mannigfaltigsten Tönen hervorgejubelt wird. Wohl kennt er den

Schmerz, wohl peinigt das brutale Leben sein sensibles Gemüth; aber tief im Innersten flammt ein stilles Leuchten, das unnahbar und unverletzlich ist. Die Widerwärtigkeiten des Lebens, anstatt es zu löschen, geben ihm Nahrung und stellen sich zu einem Dornengehege schützend herum. Wer wie Falke zum Tode sagen kann:

„Den ich von je als Freund im Herzen trug,"

dem ist ein sicherer Grund des Glücks gelegt.

„Was könnte Schlimmes dem geschehen,
Der selber sich an's Kreuz geschlagen."

Aus der Noth und Pein des Lebens fließt ihm Segensglück. Ein in mehrfacher Hinsicht für die Eigenart Falke'scher Lyrik bezeichnendes Gedicht, das an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben darf, ist das mit Herzblut geschriebene „Meine Gläubiger" aus dem ersten Bande:

„Ihr hochmüthigen,
Euch mehr dünkenden,
Ihr Pharisäer,
Wie Vieles danke ich Euch.
Nicht vielleicht Alles?
Ich danke Euch meine Einsamkeit,
Mein Abseitssein;
Ich danke Euch meinen zornigen Stolz.
Und danke Euch meinen Schmerz;
Und mein Lachen danke ich Euch,
Mein stilles, einsames Lachen.

Jegliche Spuren des tausendfüßigen Tages
Bewahrt auf weicher,
Wächserner Tafel die empfindliche Seele.
Und auf den Knien die Tafel,
Hockt brütend darüber die Einsamkeit.
Und der Stolz tritt herrisch heran
Und mit schnellem, zornigem Knöchelschlag
Klopft er bald hier, bald da
Hart auf.
Und der Schmerz,
Ueber die Tafel geneigt,
Gleitet mit leisem, durchsichtigem Krankenfinger
Ueber diese, über jene Stelle:
„Hier Deine Ernte."
Und wie der Bauer
Beim Anblick seiner vollen Tenne
Frisch gefallenen Segens,
Unterm Sichelschnitt gefallen,
Jäh, weinend,
Wer hörte das Weinen gemähter Halme?
Wie der Bauer,
So lacht meine Seele und freut sich
Ihres mehrenden Reichthums.
Wie Vieles danke ich Euch!
Alles vielleicht!" —

Den „Hochmüthigen" setzt er den ganzen Stolz seiner Adelsnatur entgegen:

„Ob ich Euch hasse? Zwischen sechs und sieben,
Und eins und zwei, so manchmal stundenweis,
Bis mich mein Herz mahnt, Dein Beruf ist Lieben,
Und lächelnd schließ' ich wieder meinen Kreis.

Die Pforten, die zu meinem Zirkel führen,
Sind Euch verschlossen, und kein Riegel rückt,
Und wohnt ein Friede hinter diesen Thüren,
Wie er nicht einmal Eure Träume schmückt.

Gelegentlich hat Falke auch kühne Worte des Hasses und der Verachtung gegen die Philister und Pharisäer:

„Mit Peitschen will ich Euch schlagen,
Mit flammenden Peitschen,
Bis Ihr aufschreit:
Halt ein,
Wir haben gefrevelt!"

Falke wäre kein Dichter der ringenden Moderne, wenn er nicht auch gegen den kritischen Unverstand, der das Neue nicht fassen kann und darum schmäht, polemisirte, selbst auf die Gefahr hin, wie in „Laus bleibt Laus", rhetorisch zu werden. Zwar er selbst hat kaum je die kritische Geißel gespürt, die seinem Freund Liliencron so eifrig um die Ohren geklatscht wird. Aber er müßte nicht für seine Freunde fühlen und müßte nicht die Sache der Poesie als seine eigenste Sache fühlen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit die Zornesschalen leeren wollte. Sein Zorn schlägt wohl gelegentlich, wenn ein treffendes Bild hervorspringt, in Satire um; doch ist die Satire keine seiner starken Seiten. Sein Humor aber ist von einer Art, daß er so groben Stoff garnicht verwenden kann. Wir sind gewohnt, den Humor als den nie versagenden Grillenscheucher zu betrachten. In diesem Sinne hat die Falke'sche Lyrik keinen Humor. Es ist, möchte ich sagen, Rococo-Humor. Es steckt alte Kultur darin und setzt alte Kultur voraus. Ein feiner Sinn, der seine Befriedigung in streng abgemessenen Schranken findet. Kein dröhnendes Lachen, kein fröhlicher Faustschlag auf den Tisch, das mag unserm bayerischen Bier-Humor angemessen sein — bei Falkes humoristischen Gedichten wie „Optische Täuschung", „Himmelfahrt", „Confirmandinnen", „Schutzengel" u. a. kommt uns das garnicht in den Sinn. Und da unsere Lachmuskeln gewohnt sind und folglich als Gewohnheitsrecht betrachten, beim Humor von leisem Zucken in regelrechter Entwicklung bis zum berstenden Stoßkrampf geführt zu werden, so bereiten die Gedichte unter Umständen und unter „Bayern" das unbehagliche Gefühl des Geprelltseins: die Mienen heben leise zum Lachen an und erstarren dann zur verlegenen Grimasse. Dem Falke'schen Humor muß man eine gewisse Stimmung entgegenbringen, eine

stille Freude an graziös-krauser Form und fein empfundener Farbe, kurz, Rococostimmung.

Wenn Falke nun zwar die schweren Gedankenstoffe der modernen Streitfragen nicht mit dem Humor zu überwinden vermag, sein poetischer Künstlertrieb ist dennoch auch dieser Stoffe Meister. Selbst bei der Politik, die doch gewiß die allerstärksten Anreize zur Rhetorik in sich birgt, stört kein nackter Gedanke die Bilderlust des poetisch empfindenden Lesers:

„Sie drängen nach oben,
Die lange geduckt,
Das Haupt erhoben
Wird aufgemuckt;
Wollen auch was haben
Von der Welt Gaben.
Habt lange genug allein gezecht,
Den Wein vertheilt mehr schlecht als recht!
Zögernd erst, doch mählich frecher
Tappen sie nach Eurem Becher,
Mit groben Fäusten und wenig eben.
Hättet willig Ihr gegeben,
Das Tischtuch wäre geblieben rein.
Nun wird verschüttet viel edler Wein,
Vieles verderbt,
Wie Blut gefärbt."

Das ist Falkes Gedankenlyrik; kein rhetorischer Aufputz, sondern künstlerische Bewältigung des Gedankens. Die poetische Bildkraft ist bei Falke so selbstverständlich, daß man selbst die Ausnahme, welche die Regel bestätigt, nur schwer findet.

Wenn wir jetzt nach einer — leider gar zu lang gerathenen — Uebersicht über den Inhalt der Falke'schen Lyrik zu dem Punkte gelangt sind, von wo aus wir noch einen Blick — leider einen gar zu flüchtigen — auf die Form werfen dürfen und müssen, empfiehlt es sich, ein Wort von Falkes Schaffensweise zu sagen. Falke hat im „Zuschauer" werthvolle Mittheilungen über die Technik seines künstlerischen Schaffens gemacht. Hören wir ihn selbst: „Ich halte es mit den gegebenen Stoffen und erfinde meine Stoffe nicht, nicht aus Princip, sondern aus Natur. Auch da, wo scheinbar die Stoffe der reinsten Phantasie angehören, liegt bei mir ein Erlebtes zu Grunde, wenn auch nur ein Traumerlebniß . . . Ich träume ganze Gedichte. Auch wachend kommen mir im Dunkel und in der Stille der Nacht traumhafte Visionen, flüchtige Bilder, die Anregung zu Gedichten geben." Du Prel und Andere haben auf die große Aehnlichkeit zwischen der künstlerischen Production und dem Träumen aufmerksam gemacht. Wie der Traum verläuft die dichterische Production, wenigstens in ihrem Beginn, im Unbewußten. „Ich lag schlaflos," erzählt Falke, „plötzlich taucht aus dem Dunkel ein antikes Gespann, ein Muschelwagen mit weißen Rossen, der Lenker von Glanz umstrahlt, kaum erschienen, schon verschwunden. Da ich

kein Licht zur Hand hatte, riß ich aus meinem Taschenbuch ein Blatt und schrieb im Dunkeln mit Bleistift und auf der Fläche der linken Hand:

„Es kam heran,
Ganz langsam kam's heran,
Mit weißen Rossen, langsam, feierlich,
Des Ruhms Gespann."

Ohne Besinnen, ohne Suchen und Ausdeuten schrieb ich, „des Ruhms Gespann". Im Nachdenken dieser Erscheinung schlief ich ein." Dies ungewollte Hervorquellen aus jener unter der Schwelle des Bewußtseins liegenden Region ist ein Theil des Naturschaffens selber. Wie die Blume, wie der Traum, so wird auch das Gedicht hervorgebracht durch die Natur. Nicht das fertige Gedicht wird dem Dichter geschenkt, aber der Keim, die Idee, und „er hat sich," wie Schiller sagt, „glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operation nur so weit kommt, um die erste dunkle Totalidee seines Werkes in der vollendeten Arbeit ungeschwächt wiederzufinden . . . das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt, macht den poetischen Künstler."

Aus diesem traumartigen Ursprung der Falke'schen Lyrik erklärt sich die unendliche Bildhaftigkeit. Wie sehr nähern sich unsere Traumgebilde in ihrer plastischen Rundung den Dingen der Wirklichkeit! Der Traum verläuft nicht anders als in Bildern; so kann auch die echte, aus der Dichternatur quellende Lyrik nicht anders als in Bildern sich äußern. Was Volkelt von der Traumphantasie sagt: „Es ist, als ob ein rein Innerliches im Traum sich vor der Alles verkörpernden Phantasie kaum bergen könnte," gilt von der Dichterphantasie unseres Lyrikers. Leiseste Stimmungen, wie uralte Welt- und Gottesräthsel faßt er mit gleicher Meisterschaft in körperliche Gestalt. Kaum ein Gedanke, kaum ein Empfinden tritt uns nackt als logischer Schemen, als gefühlvolles Abstractum entgegen: ein plastisches Bild trifft mit absoluter Sicherheit die Sache, darum mit absoluter Sicherheit, weil es nicht gemacht, sondern intuitiv erschaut ist. Ich glaube nicht, daß die Rathlosigkeit der Sehnsucht in schlafloser Nacht jemals in bezeichnenderer Bildlichkeit dargestellt worden ist, als in dem kleinen Gedicht „In der Nacht":

„Unruhig steht die Sehnsucht auf,
Ihr ist so schwül, sie athmet tief,
Und hundert Wünsche stehen auf,
Die sie am müden Tag verschlief.

Sie rührt der Mutter an den Saum,
Der Mutter Nacht, die achtet's kaum,
Und denkt, es wär' der Wind, der strich.
Die Wimper hebt sie, wie aus tiefem Traum,
Und lächelt irr und wunderlich."

Die Personification ist Falkes wichtigstes poetisches Ausdrucksmittel; alles Bewegliche in Körper- und Geisteswelt nimmt — vielleicht nur durch ein einziges Wort — menschliche Gestalt, menschliche Bewegung an:

„Heimlich huscht auf leisen Sohlen
Ein verirrter Flötenklang."

„Die Dämmerung tastet sachte
In meine Kammer sich mit blassen Händen."

„Die Einsamkeit beut hier aus vollen Schalen
Den Lethetrunk, wonach ich durstig schrie.
Der Friede schreitet hier auf Sammtsandalen
Und singt mir seine sanfte Melodie."

Falke hat eine plastische Anschauungsweise, die in ihren Elementen an die Antike erinnert, der er auch durch Herübernahme der Götter und gewisser Cultushandlungen in seine Poesie verpflichtet ist. Und doch ist vielleicht richtiger, Falkes Bildkraft nach der Renaissance zu benennen. Denn es ist hier moderner Geist und Drang, hoher Schwung des Gefühls, die beherrscht und gebändigt, maßvoll abgestimmt und abgebildet werden in einigen uralten, immer wiederkehrenden Symbolen: Schale, Kranz, Opferbrand, Flamme, Reigen, Tanz u. a. In umgekehrtem Verhältniß als bei Falke sind die beiden Seiten der Renaissance, wildester Drang und strengstes Maß, bei Liliencron gemischt. Man hat Gustav Falke den Schüler Liliencrons genannt. Diese Bezeichnung hat keine weitere Berechtigung als der alte Ausdruck „Schule", angewandt auf eine durch freund- und landschaftliche Beziehungen zusammengehörige Dichtergruppe. Hier kommt noch eine beiden Dichtern eigenthümliche Empfindungsweise, die wir als Renaissancenatur bezeichnen dürfen, hinzu. Aber schon sin „Mynheer der Tod", der besonders unter Liliencrons Einfluß stehen soll, ist die Mehrzahl der Gedichte so ursprünglich und echt Falkisch, daß es nothwendig ist, jener in der Bezeichnung „Schüler" gegebenen Auffassung entgegenzutreten. Falke selbst sagte mir über sein Verhältniß zu Liliencron: „Liliencron ist mir wie eine Offenbarung aufgegangen; ich lernte von ihm das Zugreifen. Er hat mir, wie auch Andern, Muth gemacht, ja Muth." Statt aller sonstigen tiefgreifenden Unterschiede will ich nur einen hervorheben. Während uns Liliencron so oft durch ein ungebundenes, schrankenloses Schäumen der dichterischen Phantasie erschreckt, liegt Falkes Natur alles Maßlose ganz fern. Mit feiner Künstlerhand bannt er seine Bilder in Rand und Rahmen. Selten spricht er in freien Rhythmen; der letzte Band enthält nur festgefügte Strophen, oft künstlich verschlungen. Dennoch haben wir nirgends das Gefühl leerer Künstelei, weil Strophe und Vers nicht gemacht, überlegt und ausgeklügelt, sondern gewachsen sind, gewachsen und geboren zugleich mit der dichterischen Idee und dem dichterischen Wort aus dem geheimnißvollen Born des Unbewußten. Falke erzählt, daß ihn in seinen

productiven Perioden eine unruhige, gespannte Erwartung beherrsche, die von einer sanften musikalischen Stimmung abgelöst werde. „Und," fährt er fort, „aus dieser musikalischen Stimmung heraus, die mich wie ein warmes Bad umschmeichelt, tauchen die einzelnen Gedichte auf." Das erklärt denn auch den völligen Einklang von Form und Inhalt bei Falkes Lyrik. Wenn Theodor Storm sagt: „Am vollendetsten erscheint mir das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergiebt, wie aus der Blüthe die Frucht," so trifft das Kriterium bei Falke in hervorragendstem Maße zu. Der sinnliche Eindruck ist bei Falkes Gedichten so stark, daß man sich, ohne den Sinn erfaßt zu haben, an dem Wohllaut der Sprache und der unabhängig vom Wortverstande aus Rhythmus und Strophenbau sich ergebenden Stimmung berauschen kann.

Dieses restlose Aufgehen des Inhalts in die Form, verbunden mit einer Flüssigkeit und Dienstwilligkeit des Wortes, die in dieser Durchgängigkeit ihres Gleichen sucht, hat vielleicht jenen Irrthum der Kritik zu Wege gebracht, daß Falke ein „zarter" Dichter oder der „Dichter des Zarten" wäre. Nichts ist verkehrter. Zwar jenes selbstherrliche Peitschenknallen, das Liliencron gelegentlich mitten in frommem Chorgesang, mitten in heißem Liebesflüstern in trotzigem Lebensübermuth erschallen läßt, hat Falke nicht; das entspricht nicht seiner Natur. Aber ein Blick auf die gewaltigen Vorwürfe seiner Lyrik schon sollte eine solche Bezeichnung als ungerechtfertigt erweisen. — In Falkes Gedichten verbinden sich höchste Kraft und höchste Formenschönheit, und mit Recht darf man seine Lyrik neben die Goethes stellen, mit Recht darf ihn Karl Busse „den Klassiker der Modernen" nennen.

Wenn, wie es den Anschein hat, Hamburg in der Kunstbewegung der Gegenwart dadurch eine gewisse Bedeutung gewinnt, daß hier versucht wird, vom Boden der engsten Heimat aus die höchsten Ziele der großen Kunst zu erreichen, so kann diese Bewegung auf litterarischem Gebiete von Gustav Falke nicht nur einen Namen von weitstrahlendem Glanze, sondern auch unmittelbar die reichsten Impulse und Anregungen entlehnen. Seine Romane zeigen, daß auch das Hamburger Leben dem Dichter Mittheilenswerthes bietet und daß hier noch ein großer Reichthum für die poetische Ausbeutung lagert; seine Gedichte überzeugen auch den mißtrauischsten Feind des Neuen, sofern er nur überhaupt poetisch fühlen kann, daß selbst modernstes und persönlichstes Empfinden einer heraufkommenden neuen Zeit der Ausgestaltung in classischer Form fähig ist.

Gedichte.

Von

Gustav Falke.

— Hamburg. —

Auf Flügeln.

Herz, erträgst du diese Freude,
Trägst du soviel Seligkeit?
Himmel, Erde: Eine Sonne
Und Ein Blühen weit und breit.

Wo die überglühten Wipfel
Baden hoch im Morgenhauch,
Wo die weißen Mauern winken,
Wohnt der schöne Frühling auch.

Jeder Schlag der raschen Pulse
Ruft das holde Ziel heran,
Und die Ferne wird zur Nähe,
Und die Liebe hat's gethan.

Durch den Garten, über Stiegen,
Wie auf Flügeln hebt es dich.
Schneller als die schnelle Schwalbe,
Höher schwingt die Liebe sich.

Himmelspforten, welch Willkommen!
Oeffnen glänzend sich und groß;
Und der freche Vogel flattert
Einem Engel in den Schooß.

Frühlingslied.

Nun schmücken da draußen sich alle
Hügel und Busch und Baum,
Das erste Quellengelalle
Klingt so süß nach dem Wintertraum.

Und tief im Wald, mir ist es,
Als käm' ein Rufen daher,
Ich hört' es, jetzt vergißt es
Die Seele nimmermehr.

Aber das Rufen und Locken
Muß doch Alles verweh'n,
Nur manchmal mein' ich erschrocken,
Ich sollte darnach geh'n,

Sollte Alles lassen
Und laufen nur g'rad' hinaus
Aus den dumpfen Werkelgassen
In die grüne Freiheit hinaus.

Ich habe so ein Verlangen,
Ein Sehnen Tag und Nacht.
Wie bald ist der Frühling gegangen,
Und hat mir Nichts gebracht.

Durch den Tag.

Wenn vor Tag und Tageshelle
Sich die Finsterniß versteckt,
Und die ewige Lebensquelle
Alle ihre Kinder weckt,

Fühl' ich mich wie neubegnadet,
Wie das Licht so rein und gut,
Leib und Seele wie gebadet
Und erfrischt in klarer Fluth.

Aber Tag und Helle wachsen,
Glühend steht der Feuerball,
Und des Lebens heiße Achsen
Wirbeln rasend Staub und Schwall.

Nach den Morgenparadiesen
Trauert die betäubte Brust:
Also ewig ausgewiesen?
Vorwärts! gellt es; und du mußt.

Zur Flottenfrage.

Von

A. Kogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Die Frage der Ausgestaltung der deutschen Flotte zu einer solchen, die den Schutz unserer Küsten gegen den maritimen Angriff offensiv durchzuführen im Stande ist und uns zum unbestrittenen Herrn der Ostsee macht, sowie zu einer Stärke, die den in den letzten Decennien sehr erheblich gewachsenen deutschen überseeischen Handel, sowie die sonstigen erweiterten deutschen Interessen im Auslande genügend zu schützen und damit die zahlreichen deutschen Elemente in überseeischen Ländern dem Reiche auf die Dauer zu erhalten vermag, und die das Reich im Auslande behufs Theilnahme an der Weltpolitik würdig repräsentirt, dürfte bereits in einer der nächsten Sessionen des Reichstages dem Lande in Gestalt einer starken Flottenvermehrungs-Forderung zur Entscheidung vorgelegt werden, und ein Eingehen auf ihre Hauptmomente erscheint daher im heutigen Zeitpunkt von allgemeinem Interesse.

Wer würde nicht wünschen, daß das schwarz-weiß-rothe Banner, von dessen Trägern ein Theil noch jüngst im chinesischen Meere im Kampfe mit den Elementen einen von der gesammten Welt bewunderten Heldentod fand und bewies, welcher tüchtige Kern in der deutschen Marine steckt, sich auf allen Meeren und an allen Küsten, an die deutscher Handels- und Unternehmungsgeist dringen, mächtig entfalte und dem Reiche gestatte, auch in maritimen internationalen Machtfragen ein Wort mitzusprechen, das seiner Machtstellung auf dem europäischen Continent und in der Welt überhaupt entspricht!! Allein es fragt sich für die Erfüllung dieses Wunsches, ob die Bedingungen, die seine Befriedigung erheischt, für Deutschland zur Zeit

bereits in genügendem Maße vorhanden sind, oder ob der Sprung in der dadurch bedingten Entwickelung des Reiches zu einer starken Seemacht zweiten Ranges oder doch annähernd einer solchen, wie z. B. das durch seine maritime Lage an drei großen Weltmeeren und seinen ausgedehnten Colonialbesitz weit mehr auf diesen Rang angewiesene Frankreich, nicht ein zu unvermittelter, durch die Befriedigung anderer dringenderer Bedürfnisse des Staatslebens vor der Hand noch ausgeschlossener, mit einem Wort, ob Deutschland schon in jeder maßgebenden Hinsicht reif für die sofortige Durchführung dieses wichtigen Schrittes ist, an dessen Zurücklegung bei den übrigen großen Seemächten Europas Jahrhunderte mitwirkten.

Mit den zahlreichen, in Preußen und Deutschland seit dem Jahre 1860 vollzogenen Heeresreorganisationen wurden beiden Ländern, was Niemand bestreiten wird, gewaltige Lasten auferlegt, die heute zu einem Militär-budget von 531½ Million mit Militär-Pensionen allein im Ordinarium und von durchschnittlich 153⅓ Millionen in den letzten Jahren im Extra-ordinarum angewachsen sind. Noch ist der 50jährige Zeitraum keineswegs abgelaufen, den wir nach dem Ausspruche Moltkes uns bereit halten müssen, die Errungenschaften des Jahres 1870/71 gegen das Ausland zu ver-theidigen. Diese Vertheidigung aber vermag in entscheidender Weise nur durch die Landmacht des Reichs zu erfolgen, und auf sie werden wir nach wie vor veranlaßt sein, unsere bei Weitem wesentlichsten Anstrengungen zu richten. Die dabei in Betracht kommenden Verhältnisse aber weisen deutlich darauf hin, daß, ungeachtet aller bereits erfolgten Heeresverstärkungen und Umbewaffnungen, noch sehr namhafte Forderungen für das Landheer ent-weder bereits bewilligt sind, wie z. B. die erste Rate der auf gegen 200 Millionen zu veranschlagenden Forderung für die Schnellfeuergeschütze, oder in mehr oder weniger unmittelbarer Aussicht stehen, wie vielleicht eine 120-Millionen-Forderung für ein neues Infanteriegewehr. Ist doch bereits das kleinkalibrige Modell bei einzelnen Regimentern mehrerer Armeekorps in der endgültigen Erprobung begriffen, und machen sich zugleich lebhafte Wünsche nach einer Umgestaltung eines großen Theils der Befestigungen und der Organisation der Feldartillerie geltend. Daß unser Landheer aber allerersten Ranges sein und bleiben muß, wie dies Herr von Bennigsen noch jüngst im Reichstage betonte, wird Niemand bestreiten wollen und können, und die Concentration unserer Mittel auf die Landmacht scheint daher in erster Linie auch ferner geboten. Die unabläßig vorwärts strebende Technik schließt überdies weitere neue Erfindungen, deren Verwerthung ein militärisches Uebergewicht verleihen und daher geboten sein würde, keines-wegs aus, und für die Marine, deren wichtigste Schiffe ohnehin in etwa 20 Jahren abgenutzt sind, ruft der rasche Wechsel ihrer Erscheinungen vielleicht noch kostspieligere Forderungen hervor. Die Aufwendungen des Reiches für dieselbe haben jedoch seit 1872, beiläufig bemerkt, bereits die Summe von über 1⅓ Milliarden betragen.

So wenig es im heutigen Zeitpunkt auch opportun scheinen mag, auf England zu exemplificiren, so läßt sich unseres Erachtens ein Vergleich zwischen diesem Lande und Deutschland in einer gewissen Richtung nicht abweisen. Großbritannien besitzt unbestritten die erste Flotte der Welt, es ist die einzige Seemacht ersten Ranges, und die Ziele seiner neuesten Flottenbauprogramme gehen dahin, nicht nur jeder Combination zweier, sondern selbst dreier Flotten der übrigen Seemächte gewachsen zu sein. Dieses Ziel wird England binnen wenigen Jahren erreicht haben, und es kann als feststehend gelten, daß, falls eine andere Macht außerordentliche Anstrengungen auf dem Gebiet des Flottenbaues machen würde, dies in England mit entsprechenden abermaligen Rüstungen, worauf der Marineminister Goschen bereits hindeutete, beantwortet werden würde. Mit einer derart verstärkten Flotte hält sich das mächtige Insel- und Colonialreich für der Nothwendigkeit enthoben, obgleich seine Militärs lebhaft für ihre Berücksichtigung eintreten, sich eine Landmacht zu schaffen, die im Stande ist, seinen ungeheuren Colonialbesitz, falls er von mehreren Seiten angegriffen werden sollte, nachdrücklich zu vertheidigen. Man kann den Engländern jedoch hierin nur Recht geben; denn ihre gewaltige Flotte erfreut sich mit ihrem Kern, dem Canal- und Mittelmeer-Geschwader, einer centralen, die leichte Vereinigung gestattenden Lage zu den übrigen eventuell in Betracht kommenden Flotten, wie z. B. Frankreichs, Rußlands und Deutschlands 2c., so daß die britische Flotte bei einigermaßen geschickter Leitung, die wir bei ihr voraussetzen dürfen, im Falle eines Krieges mit mehreren Seemächten in der Lage ist, die Flotten der Gegner in der Trennung aufzusuchen und einzeln mit Uebermacht zu schlagen.

Von deutscher Seite wurde unlängst darauf hingewiesen, die deutsche Flotte müsse so stark sein, um der Flotte in den heimischen Gewässern Englands gegenüber, während die übrigen Flotten Englands auf verschiedenen Stellen des Erdballs beschäftigt seien, mit Ueberlegenheit aufzutreten und dieselbe schlagen und alsdann eine Landung in England ausführen zu können. Allein es hieße eine sehr fehlerhafte Politik Englands voraussetzen, wenn dasselbe in einem Zeitpunkte, wo etwa ein kriegerischer Conflict drohte, die einheimischen Gewässer derart von Schiffen entblößte, um einem Anfall wie dem erwähnten preisgegeben zu sein. Eine umsichtige britische Politik hat es jedenfalls in der Hand, einen entstehenden Conflict nicht sofort in's Stadium einer Ultimatumstellung gelangen zu lassen, sondern bei seiner Behandlung soviel Zeit zu gewinnen, um die nur sehr kurze Zeit beanspruchende Mobilisirung der ersten Flotten-Reserve vollziehen und zugleich die 16 Kriegsschiffe der beiden Geschwader in den amerikanischen Gewässern nach dem Canal heranziehen zu können.

Die maritime Macht Englands besteht aber wesentlich darin, mit seinen gewaltigen, in allen Weltmeeren vertheilten Geschwadern, deren Verstärkung aus der Flottenreserve, mit Ausnahme derjenigen Deutschlands,

ebenso rasch wie die unmittelbare Bereitstellung der für den Angriff verfügbaren maritimen Streitkräfte eines oder mehrerer seiner Gegner zu erfolgen vermag, jeden Angriff zur See auf seine Colonien abweisen zu können, und zu Lande ist nur Indien dem eventuellen russischen, bekanntlich sehr schwierigen und langwierigen Angriff ausgesetzt, der Großbritannien zweifellos die Zeit gewähren würde, sein indisches Landheer für seine Abwehr genügend zu verstärken. Die Dominion of Canada und die britisch-südafrikanischen Besitzungen aber können für einen Landangriff der betreffenden zum Theil durch weite Räume getrennten Nachbarmächte aus naheliegenden Gründen unberücksichtigt bleiben.

Großbritannien, unbestritten das reichste Land der Welt, würde unbedingt materiell vollkommen in der Lage sein, auch eine Landmacht zu unterhalten, die den Schutz seiner Colonien und des Mutterlandes, den dasselbe im Wesentlichen heute noch seiner Flotte und dem das letztere umgebenden Silbergürtel anvertraut, auch zu Lande gegen etwa gefürchtete feindliche Landungsunternehmungen mit Erfolg zu bewirken vermöchte. Denn derartige Unternehmungen vermögen, ganz abgesehen von einem erst zu erringenden oder zu schaffenden festen Basis- und Stützpunkt an der feindlichen Küste und der Sicherheit der Verbindung mit der Heimat, der sie bedürfen, nur in der Stärke von ca. 30000—45000 Mann als erste Staffel der Landungsarmee ausgeführt zu werden, eine Truppenzahl, die gegenüber den heutigen, nach vielen Hunderttausenden zählenden Landheeren, selbst bei großer taktischer Ueberlegenheit zu gering ist, um sichere Aussicht auf Erfolg zu versprechen, und die, namentlich einem mächtigen Gegner zu See gegenüber, möge auch die Landung durch Ueberraschung glücken, höchst schwierig auf die für das schließliche Gelingen erforderliche Stärke zu bringen ist. Allein der überwiegende Theil der englischen Nation hält, wie erwähnt, die heute in außerordentlicher Verstärkung begriffene Flotte im Verein mit einigen nicht unerheblichen Reformen der Landmacht für ausreichend, um den Schutz des Mutterlandes und der Colonien zu bewirken. In England fußt man dabei auf den Traditionen Cromwells, der nur eine Flotte allerersten Ranges für den Schutz Großbritanniens und seines allerdings zu seiner Zeit verhältnißmäßig unbedeutenden Colonialbesitzes für erforderlich hielt. Allein auch unter den heutigen veränderten Verhältnissen bildet unbedingt die gewaltige, in außerordentlicher Verstärkung begriffene englische Flotte den wirksamsten Factor zum Schutze des Mutterlandes und der Colonien.

Die Parallele nun, die sich unseres Erachtens zwischen Großbritannien und Deutschland in einer Hinsicht ziehen läßt, besteht darin, daß Deutschland seinerseits das erste Landheer der Welt besitzt und damit jeder anderen Macht, einzeln ihr gegenüber gestellt, unbedingt überlegen ist. Gegen eine Combination der beiden als eventuelle Gegner in Betracht kommenden nächst stärksten Mächte, Rußland und Frankreich, hat sich Deutschland durch die feste, auf gemeinsamen Interessen basirende und daher Dauer ver-

sprechende Allianz mit den beiden übrigen Mächten Centraleuropas, Oesterreich-Ungarn und Italien gesichert. Es befindet sich daher auf dem europäischen Continent in einer Machtstellung, die, da, wie wir nachzuweisen suchen werden, der Angriff der beiden eventuellen Gegner zur See auf seine Küsten, in Gestalt einer Landung im großen Stil sowohl sehr schwierig wie leicht abzuweisen ist, wie andererseits für die mit den Millionen-Heeren der Landmacht herbeigeführten Entscheidungen auf dem Lande nicht von erheblichem Einfluß zu werden vermag, eine Ergänzung durch eine Flotte zweiten Ranges, wie annähernd die französische, zwar wünschenswerth, jedoch nicht nothwendig macht.

Man kann die Situation Deutschlands auf dem europäischen Continent vielleicht dahin charakterisiren, daß dasselbe im Verein mit den übrigen Dreibundsmächten die Vormacht bildet, um den Frieden auf dem Continent zu erhalten, und ihn nöthigenfalls zu erzwingen in der Lage ist, daß es jedoch außerhalb der für Deutschland vorhandenen Bedingungen und der gesammten politischen Situation liegt, England oder selbst nur Frankreich zur See, allein oder im Vereine mit Alliirten, ein Paroli zu bieten, und daß es selbst bei sehr starken Flottenrüstungen Deutschlands, nicht möglich sein würde, gegenüber den derzeitigen Englands, eine so starke Flottencombination wie etwa die der überdies räumlich getrennten, der einheitlichen Leitung entbehrenden Geschwader Frankreichs, Rußlands und Deutschlands herbeizuführen, die Englands Seemacht gewachsen oder überlegen zu werden vermöchte. Dasselbe aber dürfte in Anbetracht der politischen Gesammtlage auch hinsichtlich Frankreichs gelten, wo man sich überdies zu einer neuen 260-Millionen-Bewilligung für die Verstärkung der Flotte anschickt. England und Frankreich sind bekanntlich weit reichere Länder als Deutschland von zugleich in Folge der geographischen Lage, Küstenentwickelung und großen Colonialbesitzes ausgesprochen weit maritimeren Bedingungen. Beide vermögen daher starke Rüstungen Deutschlands zur See, wie dies auch nicht nur in Großbritannien, sondern auch in Frankreich von den leitenden Kreisen geplant ist, entsprechend zu beantworten und werden dies zweifellos thun, und das inferiore Verhältniß der deutschen Flotte zu denjenigen Englands und Frankreichs würde alsdann in fast demselben Maße, ungeachtet aller Mittelaufwendungen, diesen Mächten gegenüber bestehen bleiben.

Eine starke Flotte zweiten Ranges, wie etwa diejenige Frankreichs, oder wie in manchen Colonialkreisen gewünscht wird, von $^2/_3$ Stärke derselben, oder wie Andere verlangen, wie die französische Nordseeflotte und die russisch-baltische Flotte zusammengenommen, würde allerdings die Vertretung der deutschen Interessen im Auslande, den Schutz unserer Küsten und den des Handels wirksamer durchzuführen gestatten, allein im Uebrigen eine Belastung des Landes repräsentiren, deren alljährlich im Ordinarium und Extraordinarium aufzuwendende Mittel kaum im Verhältniß zu den dadurch ge-

wonnenen Vortheilen stehen dürften. Das englische Marinebudget beträgt incl. Marine-Pensionen über 400 Millionen Mark, das französische ca. 266 Millionen Francs, das deutsche incl. Marine-Pensionen ca. 58 Millionen Mark. Wir würden somit unser permanentes Flottenbudget auf über 141½ Millionen Mark erhöhen müssen, um eine Flotte von ⅔ der Stärke der französischen unterhalten zu können, und die entsprechenden vielen Hunderte von Millionen aufzubringen haben, um sie zu schaffen.

Nach den letzten amtlichen Erklärungen im Reichstage läßt sich kaum annehmen, daß die Schaffung einer Flotte von der Stärke der französischen regierungsseitlich geplant ist, vielleicht jedoch einer solchen von annähernd ihrer Stärke. Allein die Herren der Ostsee sein und „den exotischen Marinen den Daumen auf's Auge drücken zu können", wurde nebst dem Schutz der Küsten und dem unseres Handels im Auslande, sowie dem unserer sonstigen Interessen daselbst und der Erhaltung des deutschen Elements im Auslande für das Mutterland als die Aufgabe der Flotte bezeichnet.

Was die Herrschaft in der Ostsee betrifft, so bedingt dieselbe die Ueberlegenheit über die russisch-baltische Flotte, die wir zur Zeit nach Ansicht der Fachmänner besitzen. Inferior sind wir der russisch-baltischen Flotte nur in den uns bisher gänzlich fehlenden Panzerkreuzern, von denen 3 durch die Umklassificirung des König Wilhelm, Deutschland und Kaiser geschaffen wurden und ein Neubau „Ersatz Leipzig" begonnen hat, dagegen an Schlachtschiffen 1. Klasse, artilleristischer Armirung, Manövrirgeübtheit und auch wohl Qualität der gesammten Bemannung ihr überlegen. Wie es scheint, würde diese Inferiorität der russisch-baltischen Flotte nach Durchführung des neuesten russischen Flottenbauprogramms zu unseren Ungunsten alterirt werden. Allein bis 1906, dem Termin, an welchem dasselbe durchgeführt sein wird, sind wir im Stande, dies, sollte das Uebergewicht über die russisch-baltische Flotte für unbedingt erforderlich erachtet werden, durch entsprechenden allmählichen Neubau zu verhindern.

Nun haben wir in dem, wenn auch zur Zeit sehr in die Ferne gerückten, jedoch immer noch wahrscheinlichsten Kriegsfalle von Dreibund und Zweibund, in unseren Gewässern auch mit dem Erscheinen der französischen Canalflotte zu rechnen. Dieselbe dürfte jedoch, obgleich sie im Frieden nur durch 1 Schlachtschiff, 1 Panzerkreuzer, 4 Küsten-Panzer, 2 Kreuzer 1. Klasse, 1 Kreuzer 3. Klasse, 1 Torpedobootsjäger, 2 Torpedo-Avisos und 4 Torpedoboote repräsentirt ist, im Kriegsfalle vielleicht mit der doppelten oder dreifachen Schiffszahl d. h. 9—12 Schlachtschiffen mit ebensoviel gedeckten Kreuzern auftreten können. Um beiden Flotten, der französischen Nordseeflotte und der russischen-baltischen, gewachsen zu sein, müßten wir daher ganz außerordentliche, zu dem eventuellen Nutzeffect wohl nicht im Verhältniß stehende, nicht nur einmalige, sondern dauernde Aufwendungen machen. Denn nehmen wir auch einen entscheidenden See-

sieg unserer Flotte über beide Geschwader an, so hätten wir damit allerdings unsere Küsten vor Verheerung, Brandschatzung und einer Landung gesichert, jedoch für die Hauptentscheidung in Ost-Frankreich und West-Rußland Nichts gewonnen, und nehmen wir andererseits bei nicht entsprechender Verstärkung unserer Flotte einen Seesieg der Gegner über dieselbe an, so würde dadurch das Geschick unserer Heere auf dem westlichen oder östlichen Kriegsschauplatz ebensowenig beeinflußt. Eine französische oder russische Landung im großen Stil aber haben wir, worauf schon Moltke hinwies, in Anbetracht der Bereitschaft unserer zahlreichen Küstenvertheidigungs-Streikräfte nicht zu fürchten.

Eine fachmännische Autorität ersten Ranges, der lange Zeit dem Kriegsministerium angehörende General Blume, urtheilt über den militärischen Werth der Landungen wie folgt: „Zu entscheidenden Operationen kann eine Landung an der Küste in der Regel nur im Kriege gegen einen Staat von geringer militärischer Widerstandsfähigkeit führen. In den Kriegen zwischen modernen Großstaaten werden Unternehmungen von der Seeseite nur die Bedeutung von Nebenhandlungen haben, und auch als solche haben sie an Aussicht auf Erfolg sehr verloren. Wenige an geeigneten Eisenbahnpunkten bereit gehaltene Divisionen sichern gegenwärtig Deutschland gegen jeden Versuch einer Invasion von der Seeseite." Auch Feldmarschall Moltke war derselben Ansicht und fest überzeugt, daß ein etwa an unserer Küste gelandeter Gegner von den überlegenen Truppen unserer Küstenvertheidigung in's Meer geworfen werden würde. Somit bliebe als Ueberschuß in der Bilance für die Gegner die Verheerung unserer offenen Küstenorte durch Bombardement — gegen Brandschatzung dürften unsere Küstenvertheidigungstruppen genügenden Schutz gewähren — die Beschießung der befestigten Orte, die Verhinderung der Lebensmittelzufuhr zur See und die Schädigung unseres überseeischen Handels durch die Kreuzer der Gegner, sowie der Zusammenfall des deutschen Elementes im Auslande.

Nun sind jedoch unsere wichtigen Häfen und Küstenstädte fast sämmtlich durch starke Befestigungen und Batterien vertheidigt, die bei den Hauptcentren des Handels, wie Hamburg, bei Cuxhaven, ferner bei Kiel, Bremerhaven, Stettin, Königsberg, (Pillau) und Danzig in solcher Stärke vorhanden sind, daß diese Plätze bei rechtzeitiger Armirung und da, wo dies erforderlich, Verstärkung derselben, unterstützt von der Flotte, wohl als gegen den Angriff selbst sehr starker Geschwader gesichert gelten können. Für Lübeck genügen einige in der Trave versenkte Schiffe oder Torpedosperren, die durch einige Batterien und Bataillone vertheidigt werden, zum Schutze dieses zwei Meilen von der See gelegenen Hafens. Selbst eine sehr starke Flotte würde aber die hundert Meilen lange Küste der Ostsee nicht in jedem bedrohten Punkte gegen einzelne energisch geführte schnelle feindliche Kreuzer genügend vor der Beschießung der offenen Küstenorte zu

schützen vermögen. Das, was der Gegner aber an Schädigung unserer offenen Küstenorte und unseres Handels zu bewerkstelligen vermag, vermögen wir bei der von unseren, wie wir, wenn unsere Mittel auf sie concentrirt bleiben, annehmen dürfen, siegreichen Landheeren errungenen Kriegskosten-Entschädigung wieder zu compensiren. Die gewaltigen Mittelaufwendungen, welche die Schaffung und Unterhaltung einer sehr starken Flotte erfordern, scheinen daher sowohl für den mit ihr bezüglich des Küstenschutzes zu erzielenden Nutzeffect, wie auch für denjenigen des Schutzes unseres überseeischen Handels und der Lebensmittelzufuhr zur See nicht im Verhältniß zu stehen. Zur näheren Begründung dieser Annahme bedarf es eines Blicks sowohl auf die Verhältnisse, wie sie sich bezüglich des Seehandels als wie hinsichtlich der Lebensmittelzufuhr im Falle eines großen Krieges voraussichtlich gestalten dürften.

Bei den Ersteren ist zunächst zu berücksichtigen, daß die heutigen Kriege nur kurz sind und sich in raschen Schlägen, wie heftige Gewitter sich entladen, abspielen. Kein europäischer Krieg hat seit dem Krimkriege über neun Monate gedauert, manche sogar nur wenige Wochen. Sobald aber der Krieg ausbricht, findet eine zum Theil instinctive, zum Theil durch die Verhältnisse gebotene bewußte Stockung des Seehandels der sich bekriegenden Mächte im Operationsbereich ihrer Flotten statt. Zwar schwimmen in diesem Moment zahlreiche Schiffe der kriegführenden, namentlich der großen Seehandel treibenden Nationen auf allen Meeren; allein die Nachricht vom Ausbruch des Krieges verbreitet sich heut durch die zahlreich vorhandenen Kabel- und Dampferlinien-Verbindungen auch auf den Weltmeeren sehr rasch, und viele Handelsschiffe werden mit Ausbruch des Krieges die für sie gefährdeten Gewässer vermeiden und nicht selten bald, mindestens aber, sobald sie die Action feindlicher Kreuzer zu befürchten haben, in den nächsten neutralen Hafen einlaufen. Sehr viele Schiffe werden ferner, sobald der Krieg erklärt ist, auf das Ungewisse hin, ob sie ihr Ziel erreichen, gar nicht in See gehen. Es werden sich daher mit einem Wort sehr zahlreiche Schiffe der Aufbringung und Vernichtung durch die feindlichen Kreuzer zu entziehen wissen. Die Schädigung des Seehandels wird daher nur eine partielle und vorübergehende sein. Sobald der Krieg aber beendet ist, werden die früher geknüpften Handelsverbindungen wieder aufgenommen und dürften durch die an ihrer Stelle inzwischen angeknüpften keineswegs überwiegend und dauernd unterbrochen und ersetzt sein. Eine der Vernichtung fast gleichkommende Schädigung des Handels vermöchte daher durch die feindlichen Kreuzer nur dann einzutreten, wenn der Krieg sehr lange d. h. Jahre lang dauert. Dies ist jedoch, wie die Bedingungen, unter denen heute Krieg geführt wird, liegen, höchst unwahrscheinlich und selbst so gut wie ausgeschlossen. Im amerikanischen Secessionskriege war dies zwar der Fall, und wurde der Handel des Südens für geraume Zeit vernichtet. Die Südstaaten wurden jedoch bei ihm, was hierfür und für

die Lahmlegung ihrer Widerstandskraft von Wichtigkeit war und besondere Betonung verdient, zu Wasser und zu Lande von dem Gegner umklammert und ihnen jede Verbindung mit dem Auslande abgeschnitten, ein Fall, der für Deutschland und die Dreibundsmächte ausgeschlossen ist.

Den Einwirkungen des guerre de course, den namentlich Admiral Aube predigte, wird sich daher unsere Handelsmarine zum größten Theil zu entziehen wissen, und derselbe auch an unseren Küsten, da deren sämmtliche wichtigere Häfen, wie erwähnt, gut geschützt sind, keine erheblichen Früchte zeitigen. Selbst eine sehr starke Flotte vermöchte denselben überdies gegen unsere Handelsmarine nicht völlig auszuschließen, da selbst eine verhältnißmäßig kleine, besonders von schnellen und gut geführten Kreuzern, wie z. B. die Alabama im Secessionskriege, die der Verfolgung feindlicher Schiffe zu entgehen wissen, ihn längere Zeit zu führen vermag.

Was die Frage der Lebensmittelzufuhr betrifft, so wurde bekanntlich in jüngster Zeit von zahlreichen Seiten auf die Gefahr des Abschneidens der Lebensmittelzufuhr für Deutschland im Falle eines Krieges mit einer dem Reiche überlegenen Seemacht hingewiesen. Die Anregung dazu ist sowohl auf das erste Hervortreten derartiger Bedenken für das für seine starke Bevölkerung relativ wenig ackerbautreibende, ringsum vom Meer umgebene britische Inselreich, von dem fast ein Viertel seiner gebirgigen Beschaffenheit halber sehr wenig Feldfrüchte und Vieh producirt und das mit seinem Lebensmittelbedarf zum weit überwiegenden Theile vom Auslande abhängig ist, wie auf die erwähnte künftige voraussichtliche Gestalt der Kriegführung zur See, die neben der Lieferung von Geschwaderkämpfen auf hohem Meere, in einem Kreuzer- und Kaperkriege, sowie in einem Blokadekriege unter Beschießung der befestigten und offenen Plätze der Küsten bestehen wird, zurückzuführen. Neuerdings wird ferner geltend gemacht, daß die heutigen Millionenheere sowohl an und für sich sehr schwer zu verpflegen seien, wie andererseits auch mit Beginn der Mobilmachung dem Lande und seinem Feldbau die besten Arbeitskräfte entzögen. Man befürchtet daher, daß nicht nur bei den gewaltigen, vor dem Feinde befindlichen Heeresmassen leicht Mangel entstehen, sondern namentlich, daß es der übrigen Bevölkerung, wenn die Zufuhr zur See nicht offen gehalten werde, bald an den erforderlichen Lebensmitteln gebrechen werde. Unterzieht man jedoch die in Betracht kommenden Verhältnisse einer näheren Prüfung, so stellen sich jene Befürchtungen als übertrieben heraus.

In dem Falle, daß Deutschland mit einer Großmacht allein, z. B. Frankreich, seinem mächtigsten der wahrscheinlichen Gegner zur See, in Krieg geräth, vermag das letztere die deutsche Lebensmittelzufuhr durch den Canal, den Sund und den Nordostseekanal durch Blokirung dieser 3 Zugangswege mit maritimer Uebermacht, wohl abzuschneiden, da seine gewaltige Mittelmeer-Flotte alsdann für die deutschen Gewässer verfügbar wird. Allein es vermag nicht einmal den Lebensmittelimport, der seinen Weg über

Schweden und Norwegen nehmen kann, sowie den russischen auf der Ostsee genügend zu verhindern, da deren deutsche Küsten über 100 Meilen lang sind. Ferner liegt es in diesem Kriegsfalle völlig außer seiner Macht, die deutsche Lebensmittelzufuhr aus den Deutschland mehr oder weniger benachbarten, ihren Ueberschuß an Getreide und Vieh importirenden Ländern, wie Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Serbien und die Türkei, sowie die Zufuhr über Italien aus dem Mittelmeer zu verhindern, da Lebensmittel keine Kriegscontrebande sind. Noch günstiger würden die betreffenden Verhältnisse bei einem Kriege Deutschlands mit Rußland liegen.

Nur im Falle eines großen Coalitionskrieges zwischen Zweibund und Dreibund gestalten sich dieselben in mancher Richtung etwas ungünstiger. Deutschland ist alsdann auf seinen beiden Landfronten im Westen und Osten vom Lebensmittel-Import abgeschlossen, und im Norden wird ihm die russisch-baltische Flotte im Verein mit dem französischen Canalgeschwader die Lebensmittelzufuhr zur See möglichst zu erschweren suchen. Ob unsere Flotte, die in fachmännischen Kreisen zur Zeit der russischen-baltischen Flotte in Anbetracht ihrer starken Schlachtschiffe 1. Klasse, Armirung und besserer Schulung für überlegen gilt, in jenem Falle in der Lage sein wird, dem französischen Canalgeschwader und der russisch-baltischen Flotte gegenüber, vermöge der Operationsfreiheit auf der inneren Linie, die ihr der Nordostseecanal gewährt, die Nord- und Ostseehäfen von der Blokade freizuhalten, muß dahingestellt bleiben. Allein selbst wenn ihr dies, was nicht ausgeschlossen ist, nicht gelingt, so würde Deutschland deshalb die Lebensmittelzufuhr zur See, wenn auch nicht auf dem directen Wege nach den eigenen Häfen, so doch auf dem indirecten über die neutralen Nachbarländer wie Belgien und Holland, und höchst wahrscheinlich auch Jütland noch offen bleiben. Es ist unter keinen Umständen anzunehmen, daß Belgien und Holland bei einem Kriege zwischen Zweibund und Dreibund ihre Neutralität aufgeben und sich den Gegnern Deutschlands anschließen würden, da ihre Existenz im Falle des nicht unwahrscheinlichen Sieges des Dreibundes auf dem Spiele stände, und fast das gleiche Interesse hat Dänemark in jenem Kriegsfalle an der Annahme einer neutralen Haltung. Zwar behaupten Manche, daß Deutschlands Gegner zur See die Lebensmittelzufuhr über Belgien und Holland, bezw. Jütland nicht dulden und inhibiren würden; allein sie würden sich durch einen derartigen Bruch des Völkerrechts nicht nur in einen allerdings minder bedeutsamen feindlichen Gegensatz zu Belgien und Holland setzen, sondern namentlich auch mit den zur See exportirenden Ländern, wie die Vereinigten Staaten, Argentinien, Chile 2c. in ernsten Conflict und nachhaltige Differenzen gerathen. Eine derartige Absperrung Belgiens und Hollands würde ferner voraussichtlich die Intervention Englands zur Folge haben, und es ist um so weniger anzunehmen, daß etwa die Verweigerung der Lebensmittelzufuhr für

Deutschland von diesen Ländern als Preis für die französische Neutralität ihnen gegenüber im Kriegsfalle angenommen werden wird, als neben den großen militärischen und politischen Nachtheilen ihres Nichtinnehaltens bei der anerkannten Offensivbereitschaft und unbedingt zur Offensive schreitenden Kriegführung Deutschlands, der Werth dieser Neutralität sehr hinfällig wird. Jene Absperrung der deutschen Lebensmittelzufuhr zur See ist daher in den mannigfachsten Richtungen äußerst unwahrscheinlich und so gut wie ausgeschlossen. Allein selbst wenn sie, was vielfach bezweifelt wird, auf dem gegen 180 Meilen langen deutschen Gesammtküstengebiet hermetisch stattfände, und selbst wenn sie über das neutrale Belgien, Holland und Jütland verhindert würde, so würde Deutschland in jenem Kriegsfalle noch eine völlig genügende Lebensmittelzufuhr zu Lande in Gestalt von Getreide- und Schlachtvieh-Import aus den benachbarten Ländern Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Bulgarien und Serbien zur Verfügung stehen. Oesterreich-Ungarn und Rumänien allein sind im Stande, noch ein Drittel mehr Cerealien für den Export zu liefern, wie Deutschland für seinen Bedarf aus dem Auslande bezieht. Im Speciellen gestalten sich die betreffenden Quoten folgendermaßen:

Deutschland bleibt durchschnittlich jährlich mit einem Lebensmittel-Import-Bedarf von 25 Millionen auf das Ausland angewiesen. Oesterreich-Ungarn exportirte im Jahre 1894 für 48,17 Millionen Gulden Getreide (Import 24 Millionen), an Vieh für 98,8 Millionen Gulden (Import vacat), an Hülsenfrüchten für 9 Millionen (Import vacat), an Eiern für 37,9 Millionen (Import 7,2 Millionen). Rumänien exportirte 1895 an Getreide für 194,9 Millionen Lei (Import 5,3 Millionen), an Vieh und thierischen Nahrungsmitteln 12,7 Millionen (Import 8,6 Millionen), an Gemüsen, Früchten und Colonialwaaren 34,5 Millionen (Import 24,3 Millionen), Bulgarien exportirte 1895 an Getreide und Mehl für $60\frac{1}{2}$ Million Lei (Import für $1\frac{1}{2}$ Million), an lebenden Thieren ca. 5 Millionen Lei (Import für 688 000 Lei), an thierischen Nahrungsmitteln für 2 882 000 Lei (Import für 1 616 000 Lei). Serbien exportirte 1895 an Ackerbauproducten für 16 Millionen Dinar oder Francs (Import für $1\frac{1}{2}$ Million), an Nahrungsmitteln und Getränken für gegen $2\frac{1}{2}$ Millionen (Import für 958 000 Dinar). Die Türkei exportirte 1892/93 für 183,6 Millionen Piaster an Getreide, während ihr Import an Getreide 81,2 Millionen betrug. Eine völlig genügende Lebensmittelzufuhr erscheint daher Deutschland zu Lande gesichert, da Rußland Rumänien die Ausfuhr nicht verbieten oder verwehren kann und auch diejenige Bulgariens und Serbiens entweder hohen deutschen oder italienischerseits gezahlten Preisen, ungeachtet sich ihr etwa entgegenstellenden Wünschen des Zaren, zugänglich bleiben wird. Auch für Italien, dessen Getreide-Importbedarf ca. 131,2 Millionen beträgt (Viehimportbedarf vacat), ist daher genügender Vorrath vorhanden, und seine ca. 360 Meilen lange Küste ist von keiner Flotte für die Zufuhr an Getreide und Hülsen-

früchten Aegyptens, dessen Export 1893 203 000 ägyptische Pfund oder über 4 Millionen Mark bzw. 469000 Pfund oder ca. 9½ Millionen Mark betrug, oder diejenige aus Tunis und dem Sudan, hermetisch abzusperren. Für die ganze Frage fällt ferner in's Gewicht, daß, wie erwähnt, die heutigen Kriege erfahrungsmäßig sich in raschen, wuchtigen Schlägen vollziehen und daß seit dem Krimkriege von 1854 kein europäischer Krieg die Dauer eines Jahres erreicht hat, sondern daß sich die Kriege zum Theil in wenigen Wochen, wie 1859 und 1866, oder doch Monaten abspielten. Außerdem ist ungeachtet des ständigen Importbedarfs ein beträchtlicher Vorrath von Lebensmitteln in jedem Staate sowohl in den Scheuern und Magazinen des flachen Landes, wie in den Hauptverkehrscentren vorhanden, und seine Höhe wird, wie z. B. die Belagerung von Paris deutlich gezeigt hat, weit eher unter- als überschätzt.

Was den unmittelbaren Bedarf der Armee anbetrifft, so ist zu berücksichtigen, daß dieselbe unter allen Umständen die Offensive ergreifen und zum beträchtlichen, wenn auch nur die vorhandenen Vorräthe ergänzenden Theil durch Requisitionen an Vieh und Mehl etc. in Feindesland auf Kosten des Feindes leben wird. Ueberdies sind für die gesammte Armee für etwa 6 Wochen Lebensmittel in den Magazinen vorhanden, und die Truppen führen an eisernem Bestande 2 Portionen und auf den Lebensmittelwagen 1 Fleisch- und 2 Gemüse-Portionen mit sich. Ferner enthalten die Proviant-Etappen und Fuhrpark-Colonnen einen Brod-, Fleisch- und Gemüseconserven-Bestand für ungefähr 7 Tage, der beständig durch Ankauf, Requisition, Landlieferungen, freihändigen Ankauf, eventuell erbeutete Vorräthe und Lieferungen auf Grund abgeschlossener Verträge ergänzt wird, das Gleiche gilt für den Bestand der Magazine in den Garnisonen, die Sammelmagazine an der Grenze und die Etappen- und Ausgabe-Magazine; und ferner sind schon im Frieden Contracte mit leistungsfähigen Handelsfirmen, nicht mehr selbstständigen Lieferanten, für die Dauer des Krieges abgeschlossen.

Für die Armee ist somit ein Lebensmittelbestand für gegen zwei Monate von vornherein vorhanden, und seine Ergänzung sorgfältig vorbereitet und organisirt.

Was den Einwand betrifft, daß durch die Aufstellung der heutigen Millionenheere dem Lande die kräftigsten Arme für die Lebensmittelproduction, d. h. den Ackerbau und die Viehzucht, mit Beginn der Mobilmachung entzogen werden, so ist zu berücksichtigen, daß nur ein Theil der 4½ Millionen für den Heeresdienst ausgebildeter Mannschaften beim Ausbruch des Krieges der Production entzogen wird, da weder die vorhandenen Cadres noch Ausrüstungsstücke für die gesammte ungeheuere Zahl ausreichen. Somit würden, und selbst wenn diese sämmtlich zur Einstellung in's Heer gelangten, dem Lande noch genügende Arbeitskräfte für den Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht übrig bleiben. Ueberdies hat das

Kriegsministerium in dem 1894 von ihm mit besonderer Berücksichtigung der Heeresverpflegung herausgegebenen Buche über Getreide und Hülsenfrüchte selbst darauf hingewiesen, daß, was die auswärtige Zufuhr betrifft, der Einfuhrbedarf an Brotfrüchten und Gerste im Falle eines Krieges nicht unwesentlich durch Einschränkung des Brennerei- und Brauereibetriebes verringert werden kann. Dieser Bedarf beträgt jährlich 30 Kilo pro Kopf der Bevölkerung. Der Bedarf an Roggen und Gerste für Brennerei und Brauerei aber beträgt 31 Kilo pro Kopf der Bevölkerung, so daß im äußersten Nothfalle durch das Verbot der Kornbrennerei und Brauerei ein Fehlbedarf gedeckt werden könnte. Auch könnte in gleicher Absicht die Viehfutterung mit Weizen, Roggen und Gerste, die in beträchtlicherem Maße erfolgt, als gewöhnlich angenommen wird, da genügende Ersatzmittel dafür vorhanden sind, eingeschränkt werden und dem Brotbedarf der Bevölkerung zu Gute kommen. Derartige Ersatzmittel existiren aber auch für den Futterbedarf der Pferde, für den überhaupt, bei in Folge des erhöhten Fleischbedarfs für die Nahrung der Truppen sich verringerndem Viehbestande, mehr Futtermittel verfügbar sein werden.

Man hat auf das Beispiel der Südstaaten im amerikanischen Secessionskriege hingewiesen und betont, daß dieselben durch das Abschneiden der Zufuhr zur See der Mittel zur Fortführung des Krieges beraubt und zum Unterliegen gezwungen wurden; allein die Südstaaten wurden, wie erwähnt, auch zu Lande von einer Armee, die eine Maximalstärke von 900000 Mann erreichte, von jeder Zufuhr abgesperrt, ein Fall, der, wie wir sehen, für die den gesammten mitteleuropäischen Continent innehabenden Dreibundmächte ausgeschlossen ist. Es trifft zu, daß Frankreich, welches während des Krieges 1870/71 die See völlig frei behielt, in Folge der Waffen- und Munitionszufuhr von den Vereinigten Staaten und anderwärts her, im Stande war, seinen Widerstand beträchtlich zu verlängern; allein Deutschland und auch die übrigen Dreibundsmächte besitzen völlig genügende Vorräthe von diesem Kriegsmaterial und überdies vielleicht die leistungsfähigsten derartigen Fabriken, um hinsichtlich des Ersatzes an diesem Kriegsbedarf nicht auf das überseeische Ausland angewiesen zu sein; auch vermögen sie auf die sehr bedeutende Waffenfabrikation Belgiens zu recurriren. Von weit größerer Wichtigkeit als die Beschaffung der Nahrungsmittel erscheint die Frage für die Beschaffung der Geldmittel für den Unterhalt der Millionenheere im Kriege, und nur auf Grund geordneter, nicht überangestrengter Finanzen und damit Credit des Staates vermag diese besonders wichtige Frage gebührend gelöst zu werden.

Was die exotischen Marinen betrifft, denen unsere Flotte bei der Vertretung unserer Interessen überlegen sein muß, so ist dies zur Zeit wohl sämmtlichen derselben gegenüber der Fall. Die stärkste Flotte unter ihnen, die Flotte der Vereinigten Staaten, wird in fachmännischen Kreisen (cfr. American Review vom April 1897) nicht einmal der spanischen

Flotte für gewachsen gehalten. Mit der Vollendung des Ersatzes Friedrich der Große sind wir schon im August d. J. der Flotte der Union an Anzahl der Panzerschiffe erster Klasse gleich, an Tonnengehalt derselben überlegen, an Panzerkreuzern gleich, an kleineren Panzerschiffen überlegen, und nur an Panzerdeckkreuzern besteht eine beträchtliche Ueberlegenheit der amerikanischen Flotte, der deutscherseits wieder eine gewaltige an Hochsee-Torpedobooten, von einigen 70 gegenüber etwa 5 amerikanischen, gegenübersteht. Dazu kommt, daß die Flotte der Union ein sehr ausgedehntes, etwa 6 mal so langes an durch den Continent getrennten Weltmeeren gelegenes Küstengebiet wie das deutsche und etwa 3 mal zahlreichere bedeutende Häfen zu sichern hat.

Die japanische Flotte, die durch die chinesischen Schiffsbauten einen Zuwachs von 10 kriegstüchtigen Schiffen von 15055 Tonnen excl. einer Anzahl Torpedoboote erfuhr, wird, nach Durchführung des neuesten Bauprogramms, im Jahre 1906 der deutschen an Tonnengehalt der Schlachtschiffe 1. und 2. Klasse, sowie an Panzerdeckkreuzern 2. bis 4. Klasse sehr beträchtlich überlegen sein. Allein Japan ist ein ganz ausgesprochenen maritinen Bedingungen, ähnlich denjenigen Englands, unterliegendes Inselreich, von überdies außerordentlich billigen Arbeitslöhnen, Materialpreisen und daher Production, und durch seine geographische Lage und sonstigen Verhältnisse in ganz anderem Maße auf eine starke kriegsmaritime Entwickelung hingewiesen wie Deutschland. Ueberdies können isolirt zum Austrag gelangende ernstere Conflicte Deutschlands mit Japan, wo, beiläufig bemerkt, nur ca. 480 deutsche Staatsangehörige incl. der Familien-Angehörigen der diplomatischen und consularischen Vertreter und der Deutschen im Dienste der Regierung und der Privaten leben, die nicht gütlich zu begleichen wären, als ziemlich ausgeschlossen gelten, und ist einerseits die japanische Marine einer europäischen gegenüber noch völlig unerprobt, und sind andererseits die Interessen, die wir an der Erschließung des fernen Ostens haben, vielleicht weniger auf den Weg einer dortigen starken kriegsmaritimen Repräsentation und eventuell Action, wie auf die mannigfaltigen Canäle des Handels- und diplomatischen Verkehrs angewiesen. Wie geringe Kosten Japan seine heute einer Verdoppelung entgegengehende Flotte verursacht, geht aus der Thatsache hervor, daß nach Durchführung derselben im Jahre 1906 Japan von seinem alsdann auf 130 Millionen Yen oder ca. 337 Millionen Mark veranschlagten Gesammt-Einkommen nur 41 Millionen Yen oder ca. 92 Millionen Mark für seine verdoppelte See- und Landmacht alljährlich aufwenden wird, während Deutschland heute bereits 531½ Millionen incl. Militär-Pensionen im Ordinarium und 153⅓ Mark im Extraordinarium (zehnjähriger Durchschnitt) für sein Landheer und 58 Millionen incl. Marine-Pensionen im Ordinarium, 27½ Millionen im Extraordinarium (zehnjähriger Durchschnitt) für seine Marine, mithin 770 Millionen oder fast ein Drittel von einer Gesammteinnahme von ca. 2⅕ Milliarden für seine Land- und Seemacht jährlich ausgiebt.

Deutschland entbehrt überdies für die Schaffung einer großen Flotte der erforderlichen seefahrttreibenden Bevölkerung; denn ca. 46% seines Marine-Ersatzes gehört der Landbevölkerung an. Es kann daher auch in dieser Hinsicht nicht daran denken, ganz abgesehen von einer Flotte ersten Ranges, wie die englische, die nach den jüngsten Erklärungen Goschens über 100000 Seeleute, 2500 Reserven und 10000 Pensionäre, sowie gebotenen Falls über eine beträchtliche Anzahl in fremden Diensten befindliche britische Mannschaften verfügen kann, mit der der deutschen weit überlegenen Stärke des französischen seemännischen Personals in Concurrenz treten zu wollen. Die deutschen Fachmänner behaupten zwar, ein überwiegend seefahrttreibender Ersatz sei für die Flotte nicht nöthig, da die Mannschaften der Landbevölkerung auf der Flotte das Erforderliche lernten. Allein noch ist durch die Ereignisse der Geschichte die Thatsache nicht widerlegt, daß nur Staaten mit starker Küstenentwickelung und zahlreicher seefahrttreibender Bevölkerung, d. h. solche Staaten, deren Gros der Bevölkerung in unmittelbarer Berührung mit dem Meere auf Schifffahrt und Seewesen hingewiesen wurden, im Stande waren, eine große Seemacht zu schaffen. Wo sollen ferner bei einer so raschen Verstärkung der Flotte, wie die intendirte, die gründlich geschulten, ihrer Aufgabe völlig gewachsenen Offiziere, Deckoffiziere, Unterbeamten, Maschinisten, Heizerpersonal, Ingenieure 2c. entsprechend schnell herkommen? Sie vermöchten nur auf Kosten der Qualität der Flotte zwar ernannt zu werden, jedoch für ihre Aufgaben bei Weitem nicht ausreichend ausgebildet zu sein.

Hinsichtlich des Schutzes der in neuester Zeit sehr erweiterten Handelsinteressen Deutschlands und seiner Staatsangehörigen im überseeischen Auslande erscheint, worauf bereits das Organ des Fürsten Bismarck hinwies, nicht sowohl eine Verstärkung der Schlachtflotte des Reiches, wie eine solche seiner Kreuzerflotte wünschenswerth, um stets eine genügende Schiffszahl zur Hand zu haben, um im Bedarfsfalle die erforderlichen Kreuzer nach dem Auslande senden zu können.

Von anderer Seite wurde dagegen im Reichstage darauf hingewiesen, daß sich der deutsche Handel ohne den Schutz einer Flotte zum zweiten der Welt entwickelt habe, und daß daher auch für seine weitere Ausdehnung dieser Schutz nicht von entscheidender Wichtigkeit sei. Immerhin liegt es auf der Hand, daß bei Handelsconflicten mit den Angehörigen überseeischer Staaten und uncivilisirter Völker das rasche Erscheinen eines oder mehrerer gut armirter Schiffe den Forderungen des Reiches einen ganz anderen Nachdruck zu geben vermag, wie die ausschließliche diplomatische Action. Der allmähliche Ausbau unserer Kriegsflotte, namentlich auch an Panzerkreuzern, betreffs deren sie hinter manchen anderen Flotten zurücksteht, dürfte sich daher empfehlen, ohne daß wir dabei das rasche Tempo einzuschlagen brauchen, wie auf die Entwickelung ihrer Wehrmacht zur See, durch die in Betracht kommenden Verhältnisse, wie die geographische Lage, Berührung

mit dem Meere, den Besitz ausgedehnter Colonien 2c. ganz besonders hingewiesene Staaten, wie z. B. England und Frankreich und neuerdings auch Japan.

Bezüglich des deutschen Elements im überseeischen Auslande, dem eine Verstärkung der Flotte besonders zu Gute kommen soll, und dessen Zusammenhalt mit dem Reiche der Staatssecretär Freiherr von Marschall als geboten bezeichnete, erscheint es zunächst von Interesse, einen Blick auf die Zahlen zu werfen, in welcher dasselbe dort vertreten ist. Nach den letzten zugänglichen Zählungen befinden sich in Asien und zwar in Britisch-Indien und Cypern zusammen 1458 im deutschen Reiche geborene Personen. In Niederländisch-Indien 1118. In den Straits Settlements 61, in Hongkong 364, in Shanghai 208, in Japan 244. Ferner an deutschen Reichsangehörigen in Japan 480, auf den Philippinen 135. Mithin in Summa in Asien **4068** Reichsgebürtige und Reichsangehörige, zu denen vielleicht noch einige Hundert in der asiatischen Türkei und in Persien lebende Deutsche hinzukommen.

In Afrika befinden sich an deutschen Reichsangehörigen in Algier 4863, in Togo 63, in Kamerun 127, in Südwestafrika 614, in Deutsch-Ostafrika 500, in Egypten 948. Ferner an deutschen Reichsgebürtigen: In Sierra Leone 2, in Lagos 34, am Cap 6557, in Natal 1204, in Mauritius 34. Mithin in Summa incl. deutsche Reichsangehörige und Reichsgebürtige in Afrika **14 946.**

In Amerika: An deutschen Reichsgebürtigen in Canada: 27 752. In den Vereinigten Staaten an deutschen Reichsgebürtigen: 2 784 894. In Britisch-Honduras 50, in Jamaika 412, in Trinidad 78, in Santa Lucia 2, in Brasilien 44 087. An deutschen Reichsangehörigen in Guatemala 221. In Costarica 342, in Venezuela 1171, in Peru 897, in Chile 6808, in Argentinien 8225, in Paraguay 476, in Uruguay 2125. Mithin in Summa in Amerika: an deutschen Reichsangehörigen **20 265**, an deutschen Reichsgebürtigen: **2 857 275.**

In Australien leben in den britischen Colonien an deutschen Reichsgebürtigen: 49 681. An deutschen Reichsangehörigen: auf Neu-Guinea 99, auf den Marschall-Inseln: 32. Mithin in Summa: **49 812.**

Somit befinden sich im Ganzen in überseeischen Ländern an deutschen Reichsgebürtigen: 2 918 240, an deutschen Reichsangehörigen jedoch nur 28 126.

Der Wahrung des Zusammenhangs dieser 3 Millionen mit dem deutschen Reiche soll dem bisherigen Staatssecretär des Auswärtigen zufolge die Verstärkung der Flotte dienen; allein es fragt sich, ob dieser Zusammenhang nicht durch den Patriotismus derselben und ihre sonstigen sie mit der Heimat verbindenden Interessen, namentlich diejenigen des Handels ge-

nügend gewahrt ist, oder bereits Spuren der Lockerung zeigt. Auch ohne den Schutz der Flotte hat sich, wie nochmals bemerkt werden muß, das deutsche Element im Auslande seine Stellung erobert und sich unser Handel zum zweiten der Welt entwickelt, und kaum dürften sich bis jetzt Anzeichen einer Loslösung des deutschen Elements von den Beziehungen zur Heimat constatiren lassen. Wohl repräsentirt der deutsche überseeische Handel einen beträchtlichen Theil unseres Nationalwohlstandes; allein da er bisher glänzend prosperirte und, worauf Alles hindeutet, auch ferner prosperiren wird, so erscheint es doch fraglich, ob es geboten ist, gewissermaßen post festum eine sehr starke Flotte zu seinem Schutze und für die sonstige Interessen-Vertretung der Deutschen im Auslande zu bauen, die unser Marinebudget verdreifachen bis vervierfachen und überdies noch viele Hunderte von Millionen zählende einmalige Ausgaben erfordern würde. Frankreich und England sind Länder, mit deren Nationalreichthum wir auch hinsichtlich der Aufwendungen für die Flotte nicht zu concurriren vermögen. Den exotischen Marinen aber sind wir zur Zeit überlegen und dürften dies, den Fortschritten unseres Schiffsbaues zufolge, für den in den letzten 10 Jahren 310 Millionen Mark ausgegeben wurden, auch ferner bleiben. Die Nothwendigkeit, in eine Concurrenz mit dem Inselreich Japan zu treten aber dürfte kaum vorliegen, und vermehren wir die Flotte außergewöhnlich, so stellt das reichere Ausland das frühere Verhältniß zweifellos durch entsprechende Neubauten wieder her.

Wohl mögen nicht selten unbefriedigt bleibende Ansprüche betreffs Entsendung von Kriegsschiffen in's Ausland, erhoben von deutschen Reichsangehörigen oder Gebürtigen daselbst, an die Regierung herantreten; allein diese Deutschen befinden sich, so wichtig und nicht zu unterschätzen ihre Leistungen für das Reich auch sind, doch zunächst nur in ihrem eigenen Interesse im Auslande, und es fragt sich, ob der mit der steten Befriedigung ihrer Ansprüche bei entsprechender Verstärkung der Flotte erzielte Nutzeffect im Verhältniß zu den dafür erforderlichen Mittelaufwendungen steht. Was die Vertretung des Ansehens und der Machtstellung des Reiches und seine entsprechende Repräsentation im Auslande durch die Flotte betrifft, so scheint der Verlauf der derzeitigen orientalischen Händel nicht ergeben zu haben, daß die Stimme Deutschlands, obgleich nicht unterstützt von einer großen Flotte, im Rath der Mächte nicht gebührend gehört worden sei.

Die Frage der Flottenverstärkung ist jedoch nicht nur eine Frage der würdigen Vertretung des Reiches und des Schutzes der Deutschen und unseres Handels im Auslande, sowie der Sicherung der Küsten und der Lebensmittelzufuhr im Falle eines Krieges, sondern vor Allem auch eine finanzielle ersten Ranges. Denn neben einer Landmacht ersten Ranges auch eine sehr starke Flotte zu halten, ist für ein zwar prosperirendes, jedoch nicht reiches Land, wie Deutschland, eine nur dann durchführbare

Aufgabe, wenn die übrigen dringenderen Bedürfnisse des Staatslebens befriedigt und andauernd große Ueberschüsse für die Flottenverstärkung verfügbar sind. Denn nicht um die einmalige Bewilligung von Schiffen und ihre Ausrüstung und Armirung, sondern um den dauernden Unterhalt und die dauernde Ergänzung nach nur zwanzigjähriger Gebrauchszeit handelt es sich dabei, sowie um die Erweiterung und Neuanlage zahlreicher maritimer Etablissements und die Perspective auf die Erwerbung von Kohlen- und Flottenstationen im Auslande.

Erst beim Vorhandensein genügend zahlreicher und gesicherter Flotten- und Kohlenstationen würde eine große deutsche Flotte in der Lage sein, diesem Range entsprechend wirksam auftreten zu können, die erforderliche Operationsfreiheit erlangen und hinsichtlich der Kohlenversorgung und sonstigen Approvisionirung aller Art, sowie der baldigen Beseitigung von Gefechtshavarien 2c. und der Verfügbarkeit gesicherter Zufluchtshäfen in den auswärtigen Gewässern, vom guten Willen des Auslandes nicht abhängig sein. Um wirkliche Weltmachtpolitik zur See treiben zu können, müßten wir u. A., analog dem heutigen Rußland, ein beträchtliches ständiges Mittelmeergeschwader unterhalten, um, wie Manche verlangen, in den wichtigen, in jenem Meeresbecken zur Entscheidung gelangenden Fragen ein gewichtiges, unseren Weltmachtstellungsinteressen entsprechendes Wort mitreden zu können. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß das Reich mit dem Aufgeben seines bisherigen, rationeller Weise sich ergebenden maritimen Ziels, den Flotten zweiten Ranges incl. der russisch-baltischen Flotte überlegen zu sein, um mit der Schaffung einer starken Hochsee-Offensivflotte Weltmachtpolitik zur See treiben zu können, sich auf eine sehr bedenkliche, ernsten Complicationen ausgesetzte Bahn begeben würde.

Denn einerseits würde hierin der Anlaß zu mannigfachen, nicht nur politischen internationalen, sondern selbst kriegerischen Verwickelungen liegen können, und andererseits würde Deutschland beim Eintreten derselben weit eher mit der Bildung ihm feindlicher und überlegener Coalitionen zur See zu rechnen haben, wie mit einer starken oder auch nur namhaften Unterstützung ihm alliirter Seemächte, namentlich in seinen heimischen Gewässern. So werthvoll auch die im Falle eines Zweibund- und Dreibundkrieges Deutschland aus der Beschäftigung der französischen Mittelmeerflotte durch die Geschwader Italiens und Oesterreich-Ungarns erwachsende Unterstützung zur See ist, so vermögen dennoch, beim Verfolgen einer Weltmachtpolitik Deutschlands zur See, leicht Situationen einzutreten, die diese Unterstützung ausschließen und Deutschland, dem England das Auftreten in der Transvaalangelegenheit nicht vergessen hat, isolirt finden würden.

Nun befindet sich das Reich heute zum ersten Mal in der glücklichen Lage, über einen finanziellen Ueberschuß von über 100 Millionen zu verfügen und Preußen über einen solchen von 80—90 Millionen, auf die

voraussichtlich auch im neuen Finanzjahre zu rechnen sein wird. Der erstere wird nach Erledigung einiger dringender Abstoßungen sich auf noch 50 bis 60 Millionen beziffern. Allein es fragt sich, ob dieser Ueberschuß nicht auf andern Gebieten des Staatslebens noch dringender beansprucht wird, wie auf dem der Flottenverstärkung. Die Staatsschulden, im Vergleich zu andern Ländern zwar absolut nicht hoch, jedoch relativ, im Verhältniß zur Productionskraft des Landes, bedürfen der Tilgung. Sowohl die städtischen wie die ländlichen Communen sind mit sehr starken Mittelaufwendungen für communale Zwecke belastet, die der staatlichen Unterstützung bedürfen. Ein sehr beträchtlicher Theil nicht nur der unteren, sondern auch der mittleren Schichten der Staatsbeamten ist den gesteigerten Ansprüchen der heutigen Lebenshaltung gegenüber, ungeachtet einiger geringer Aufbesserungen, noch sehr dürftig gestellt, darunter besonders die Volksschullehrer, die Geistlichen, die unteren und mittleren Beamten der Post, der Steuer, der Polizei und der Justiz, auch die höhere Justizcarrière ist materiell ungemein karg dotirt. Die Mannschaften des Heeres warten noch immer auf die im Reichstage in Anregung gebrachte warme Abendkost. Die Beamten der Eisenbahn sind für den aufreibenden Dienst, der ihnen obliegt, sehr mäßig gestellt, die Gehälter der mittleren Militärchargen haben eine nur unzureichende Aufbesserung erfahren. Auf dem Gebiete des öffentlichen Verkehrs harrt die Entwicklung des die Steuerkraft des Landes hebenden Canalnetzes einer kräftigen Unterstützung, auf dem Gebiete der öffentlichen Hygiene und dem der Armen- und Arbeitsunfähigen-Unterstützung ist noch viel zu thun. Zum beträchtlichen Theil infolge gedrückter Lebenslage endeten im Jahre 1895 allein in Preußen über 6100 Personen das Leben durch Selbstmord. Dabei stehen, wie nochmals hervorzuheben ist, einige sehr beträchtliche Forderungen für das Landheer bevor. Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Ost-Afrika bedarf der staatlichen Subventionirung.

Bei dieser Gesammt-Sachlage wird es Aufgabe der Bundesregierungen und des Reichstages sein, sorgfältig zu prüfen, ob zur Zeit das dringendere Bedürfniß für die Vermehrung der Flotte oder in den erwähnten übrigen Richtungen vorliegt. Falls beide Factoren zu der ersteren Ansicht gelangen, wird es sich vornehmlich um den Umfang und das Tempo handeln, in welchem die Vermehrung stattzufinden hat. Zu einem allmählichen, mit Maß fortschreitenden Ausbau der Flotte nach Maßgabe der verfügbaren, nicht anderwärts dringender beanspruchten Mittel dürfte sich die Majorität des Reichstages, sowie sie dies bisher that, auch künftig kaum ablehnend verhalten, wohl aber zu einem plötzlichen, unvermittelten Uebergang zu einer großen Flotte von annähernd zweitem Range, wie etwa die französische, oder selbst einer solchen von 16 Schlachtschiffen erster Klasse und der entsprechenden Anzahl von Kreuzern, die von Einigen gefordert wird. Einer etwa darauf abzielenden Forderung der Regierung würde überdies das schwere Bedenken gegenüberstehen, daß dieselbe im heutigen Zeitpunkte, wo

bereits mannigfache Differenzen zwischen ihr und dem Reichstag hervortraten, leicht zu einem andauernden ernsten Conflict führen könnte, der nur dazu beizutragen vermöchte, die bereits in manchen Richtungen vorhandenen Gegensätze zwischen Nation und Regierung zu verschärfen. Der mehrfach aufgetretene Wunsch, daß die Regierung dem Reichstage ihre Ziele hinsichtlich des Ausbaus der Flotte deutlich und klar bezeichnet und in demselben ein rationelles Maß zu halten weiß, erscheint daher sehr berechtigt; denn damit würde am besten der Behauptung von der Uferlosigkeit ihrer Flottenpläne entgegengetreten und der Gefahr, daß wir auf maritimem Gebiet in einen Wettstreit ohne Ende mit den großen Seemächten gerathen, der schließlich doch den reicheren Ländern den Sieg läßt, vorgebeugt werden können.

Die Blüthezeit der oberdeutschen Plastik.

Von

Arthur Kleinschmidt.

— Heidelberg. —

In Süddeutschland ging die plastische Kunst der Malerei voran und war ihr bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durchweg überlegen, weshalb sie auf die Malerei bedeutenden Einflu ausübte. Wo Albrecht Dürers Genius waltete, in Nürnberg, lebten auc die größten deutschen Plastiker des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts War doch diese Reichsstadt eine unvergleichliche Metropole für Kunst Wissenschaft, Weltverkehr, Welthandel; sang ja Hans Rosenplüt de Schnepperer: „O Nürnberg, Du viel edler Fleck, Deines Gleichen wir nicht gefunden, nein!“ und die Zeitgenossen rühmten die Stadt als „da Auge und Ohr Deutschlands, den glänzendsten Edelstein des Reichs, de Mittelpunkt des Völkerlebens“; Aeneas Sylvius (Papst Pius II.) konn sich nicht satt sehen an Nürnbergs Pracht und nannte die Bürgerhäus Fürstenpaläste, wo der Mittelstand besser wohne als Schottlands König Die meisten europäischen Fürsten waren Schuldner der Nürnberger un Augsburger Großkaufleute, die in der ganzen Welt Handel trieben un Factoreien besaßen; die oberdeutschen Maler, Kupferstecher, Holzschneide Architekten, Buchhändler, Humanisten und Dichter waren Träger des Lich durch alle Reiche.

Entwickelte sich in Nürnberg die Malerei des deutschen Bürgerthum so besaß die Stadt auch frühe schon Plastiker von Bedeutung, die eine un fassende Thätigkeit ausübten, auf Sachsen, Thüringen, Hessen wesentli einwirkten und auch für Schwaben, Bayern und Oesterreich Anregun boten. Von eingreifender Bedeutung wurde zu Anfang des sechzehnten Jah hunderts die Berührung mit der italienischen Kunst und der Antike, u

unsere Plastik entfaltete einen in der deutschen Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts unbekannten Formen- und Schönheitssinn. Noch giebt es in Nürnberg eine Reihe ansehnlicher Werke aus der früheren Zeit, zum Theile datirt, welche eine gute Schule verrathen, dann treten wir in die Werkstatt von Michel Wolgemut († 1519), in welcher eine große Zahl von Künstlern und Gesellen malte, in Holz schnitt und den Meißel führte und in der Dürer selbst einige Zeit arbeitete; Wolgemut war nach Bodes Darlegung kein Bildschnitzer, hat aber die bei ihm verfertigten Schnitzereien gezeichnet und übermalt. Zu den werthvollsten darunter zählen die Abnahme vom Kreuze am Altare der Heilig-Kreuzcapelle in Nürnberg und der Flügelaltar der Marienkirche in Zwickau, beide von 1479, und der Hochaltar im Chore der Kirche zu Schwabach (1508), dessen plastischen Theil Wolgemut an Veit Stoß verdang. Veit Stoß ist bis heute unser berühmtester Bildschnitzer geblieben, wie er auch zu seiner Zeit als solcher galt, und kein Zweiter stand in seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln derart unter Dürers Einwirkung.

Veit Stoß stammte aus einer Nürnberger Handwerkerfamilie und wurde in Nürnberg um 1440 geboren; unberechtigter Weise beanspruchen ihn die Polen als Krakauer, sie nennen ihn Wit Stwosz. Urkundlich wird er 1477 zum ersten Male erwähnt, als er nach Krakau übersiedelte. Mit Polen stand Nürnberg in regem Handelsverkehr, es vermittelte wie Augsburg den Vertrieb der orientalischen Waaren dorthin und bezog über Lemberg schon im vierzehnten Jahrhundert Waaren aus Tana (Asow), wie denn Nürnberger Gießer den Moskauern diese Kunst lehrten; Jakob Fugger der Reiche begann mit Thurzo aus Krakau Bergbau in Ungarn, und die Prachtliebe des Jagellonenhofes brachte Geld in die Truhen der oberdeutschen Kaufherren, die Pfand um Pfand von den Königen erhielten und dafür Summen vorschossen; für Kupfer war das Hauptexportgeschäft in Krakau, König Sigismund I. hatte Einfuhr und Handel von Kupfer in Polen freigegeben. In Krakau entwickelte nun Stoß eine ungemeine Rührigkeit und führte große Aufträge aus; seine Persönlichkeit stand in solchem Ansehen, daß er das Ehrenbürgerrecht empfing und wiederholt Vorsteher der Zunft war; vielleicht hatte ihn der Auftrag nach Krakau geführt, mit dessen Vollziehung er alsbald 1477 begann und 1484 abschloß: der herrliche Marien-Altar in der Frauenkirche. Hier bereits zeigt sich Stoß in seiner Originalität, er schildert voll Leben und Mannigfaltigkeit, aber die reiche Gewandung seiner Figuren leidet durch knitterigen Faltenbruch und hastige Bewegung; von dieser Unruhe zeugen seine sämmtlichen Arbeiten, bei allen eminenten Vorzügen konnte er sich nie von ihr befreien, und sie beeinträchtigt den vollen Genuß. Für dieselbe Kirche führte er die Bildwerke des Stanislaus-Altars aus, und 1492 wurde er beauftragt, in der Kreuzcapelle der Kathedrale das Grabdenkmal König Casimirs IV. auszuführen; dasselbe ist ganz aus rothem Tatra-Marmor aufgebaut, gothisch

gehalten und sehr reich ausgeschmückt, doch scheint Stoß nur das Modell geliefert und Jörg Hüber aus Passau es in Marmor ausgeführt zu haben, wie wohl auch das Modell zur Grabplatte des Erzbischofs Olensnicky im Dome zu Gnesen von Stoß herrührt. Von Krakau aus beeinflußte Stoß dauernd den Kunstbetrieb in Polen und Ungarn, wohin er wie nach Siebenbürgen und Böhmen auch nach der Rückkehr nach Nürnberg seine Arbeiten verkaufte, alle im Zipser Comitate noch vorhandenen Schnitzwerke tragen das deutsche Kunstgepräge, und bis nach Portugal ging der Handel mit Stoß' Arbeiten; der „Schreibmeister" J. Neudörfer in Nürnberg, eine wichtige zeitgenössische Quelle, berichtet: „Er machte dem König in Portugal Adam und Eva lebensgroß von Holz und Farben, solcher Gestalt und Ansehen, daß sich einer, als wären sie lebendig, davor entsetzt." Im Besitze großen Wohlstandes kam Stoß 1496 nach Nürnberg heim, wo er für drei Gulden sein Bürgerrecht wieder erhielt, sich in dem engen Prechtelsgäßchen ein Haus kaufte und mehrere Capitalanlagen machte, leider jedoch einen höchst unsympathischen Charakter entwickelte. Voll Streitsucht und Eigenliebe, „ein unruhig heyloser; Bürger, ein irrig und geschreyig Mann", begann er Processe mit dem Rathe, wobei er gern auf die Gunst des Kaisers Max pochte, brach wiederholt sein Wort und fälschte sogar, als einer seiner Schuldner bankerott geworden, 1503, eine Urkunde, um sein Capital wieder zu erhalten. Hierauf stand die Todesstrafe, aus besonderer Gnade schenkte man zwar dem großen Künstler das Leben, doch durchbohrte ihm der Henker am 5. December öffentlich beide Wangen mit glühendem Eisen, und er mußte schwören, Nürnberg nie verlassen zu wollen. Stoß hatte eine zahlreiche Familie, und einer seiner Schwiegersöhne, Georg Trummer, ebenso unruhig wie er, hetzte nun die Grafen von Hanau und die Freiherren von Riedesel auf Nürnberg los, von dessen Rathe sie Genugthuung für Stoß forderten; da Stoß befürchtete, der Rath ließe ihn für den Schwiegersohn büßen, entfloh er trotz des gegebenen Wortes, ließ sich aber zur Rückkehr bestimmen und kam im Juni 1504 auf vier Wochen in den Thurm. Zwar verbot ihm der Rath abermals, Nürnberg zu verlassen, und gewährte ihm trotz alles Bittens die volle Freiheit nicht, doch erlaubte er ihm wiederholt Geschäftsreisen von mehreren Wochen, und Stoß besuchte, um seine Arbeiten abzusetzen, fleißig die Messen in Nördlingen, Frankfurt, überhaupt in Süd- und Mitteldeutschland, wie es ja auch Dürer mit seiner Frau that. Im Jahre 1506 ertheilte ihm Maximilian I. auf sein Drängen einen Restitutions- und Rehabilitationsbrief, der die Ehrlosigkeit von ihm nahm, der selbstbewußte Rath aber war nicht zur Publicirung dieses Mandates zu vermögen, und lange bestellte kein Nürnberger Etwas bei dem nach wie vor Verfehmten; und doch war er stets fleißig und arbeitete mit seinen Gesellen, freilich manchmal fabrikmäßig; dem im Mittelalter herrschenden allgemeinen Gebrauche entsprechend, waren seine Arbeiten bunt bemalt und theils vergoldet. Im Handel und in den Kirchen beliebte

man früher in Süddeutschland jede Schnitzfigur und jeden Altar Stoß zuzuschreiben, was eine heillose Verwirrung hervorgerufen hat. Wenn auch Stoß mit den Jahren verträglicher wurde, sich des Weins enthielt und sehr mäßig lebte, wie Neudörfer versichert, so bleibt doch sein Wandel in schlimmem Andenken. Veit Stoß starb, zuletzt blind, 95 Jahre alt im Jahre 1533 und ruht wie Dürer, Jamnitzer und Hans Sachs auf dem Johannis-Kirchhofe. Und dieser Geächtete war unserer Nation größter, empfindungsreichster und sinnigster Bildschnitzer.

Als er 1496 die Vaterstadt wieder betrat, standen dort Kunst und Wissenschaft in der Blüthe: Wolgemut hatte die Hände voll zu thun, um allen Aufträgen nachzukommen, Adam Krafft arbeitete am Sacramentshäuschen für Hans Imhof, das ihn unsterblich machen sollte, Albrecht Dürer und Peter Vischer schritten von Erfolg zu Erfolg, Anton Koberger gab die kostbarsten Holzschnittwerke der Zeit heraus, und Kunz Has dichtete seinen Lobgesang auf Nürnberg; Sigmund Meisterlin hatte eben die erste Chronik Nürnbergs geschrieben, Wilibald Pirkheimer, Reuchlins begeisterter Anhänger, versammelte einen Humanistenkreis um sich und seine geistvolle Schwester Charitas, die Aebtissin des St. Clara-Klosters. In diese Hochfluth warf sich Stoß mit wahrem Entzücken, und rasch wurden dem bereits anerkannten Künstler ehrenvolle Aufträge zu Theil. Zu den frühesten gehört die Rosenkranztafel (im Germanischen Museum), deren kleine biblische Reliefs, äußerst zierliche Miniaturarbeit, bereits Vorboten des Englischen Grußes sind; die schöne Tafel ist leider verstümmelt, sieben der dreißig Reliefs befinden sich im Berliner Museum. Von 1504 datirt die große Madonnenstatue in der Frauenkirche. Stoß verfertigte für die Jakobs- und andere Kirchen eine Reihe von Kreuzigungsgruppen, Madonnen, Engeln u. s. w., doch sämmtliche Werke treten weit zurück hinter dem „Englischen Gruße". Nürnbergs größte und in der Façade schönste Hallenkirche ist die von St. Lorenz, deren wundervolles Portal auf Veranlassung des Grafen Adolf von Nassau in den Jahren 1274—1280 ausgeführt wurde; ihr spätgothischer Chor macht einen geradezu zauberhaften Eindruck, wenn die Sonne durch die meisterhaften Gasmalereien seiner Fenster scheint, unter denen das Volkamer-Fenster von 1493 mit Christi Stammbaum und das Tucher-Fenster von 1481 besonders hervorleuchten. In diese Kirche stiftete der Patrizier Anton Tucher 1518 den „Englischen Gruß", den er Stoß übertrug. In überlebensgroßen vollrunden Figuren stehen Maria und der Erzengel Gabriel, der etwas stürmisch heranfliegt, um ihr das Heil zu verkünden; Maria ist voll anmuthiger Majestät und zarter Weiblichkeit. Um die Beiden spannt sich ein goldener Rosenkranz von 13′ Höhe und 11′ Breite, mit sieben kleinen kreisrunden Reliefs, Darstellungen der Freuden Mariä, einfach schön; vom Kranze hängt die Schlange mit dem Apfel herab, ihr soll Maria den Kopf zertreten, und über dem Kranze thront Gott mit Engeln. Ganz originell ist es, daß der „Englische Gruß" frei vor dem Altar vom

Gewölbe herabhängt, Alles ist sehr sorgfältig durchgebildet, zierlich bemalt und vergoldet; mit einer solchen Schöpfung eroberte Stoß der Schnitzkunst eine selbstständige Rolle und einen wahrhaft plastischen Charakter, auf der Scheide zweier Zeiten stehend, handhabte er nicht nur die Technik meisterlich, sondern gestaltete nach seinem individuellen Geschmack, aber auch an diesem Meisterwerke stört die knitterige Gewandung seiner Figuren. Nürnberg schloß sich frühe der Reformation an, Andreas Osiander und Johann Brenz verfaßten eine protestantische Kirchenordnung, und der excentrische Osiander wetterte gegen allen Bilderschmuck, besonders nahm er den „Englischen Gruß" auf's Korn und setzte bei dem Rathe durch, daß „die goldene Grasmagd" in ein Tuch mit dem Wappen der Tucher eingehüllt wurde. Späterhin vertauschte man die Kette, an der das Kunstwerk im Chor hing, mit einem Stricke, schaffte es in die Kaisercapelle der Burg, dann in die Frauenkirche, und als es wieder in die Lorenz-Kirche zurückgekehrt war, hatte man es so schlecht befestigt, daß es im Jahre 1817 aus einer Höhe von 50′ herabstürzte und in unzählige Stückchen zerschellte. Musterhaft setzten es jedoch die Bildhauer Rotermundt, zwei Brüder, unter der Leitung von K. A. Heideloff unter enormer Mühe wieder zusammen, und es hängt seit 1826 an der alten Stelle im Chor der Lorenz-Kirche. Die einzigen vollständig erhaltenen Altarwerke von Stoß sind der Altar von 1523 in der oberen Pfarrkirche St. Mariä in Bamberg mit der Anbetung der Hirten in beinahe freien lebensgroßen Figuren und der im Eingange dieses Essai erwähnte Hochaltar in Schwabach. An einem Hause auf dem Wege zur Burg in Nürnberg sehen wir seine Madonna mit der eisernen Krone, ein Steinbild von großer Schönheit. In der Jakobs-Kirche sehen wir die große Pieta, wie Maria und Johannes unseren Erlöser beweinen, so nahe verwandt dem Stile der Schmerzensmutter im Germanischen Museum, daß auch diese Stoß zugeschrieben werden darf. Das in unserer Zeit leider vergoldete Crucifix auf dem Hochaltare der Lorenz-Kirche und das im Spitale gehören zu den edelsten Gaben deutscher Plastik, sind vornehm gehalten und doch naturalistisch durchgebildet, eine gewisse herbe Schönheit stempelt sie; ihnen gesellt sich im Chor der St. Sebaldus-Kirche eine Kreuzigungsgruppe von 1526, die durch den braunen Anstrich sehr verloren hat, angeblich seine letzte Arbeit. Das Vordringen der Reformation beeinträchtigte Stoß sehr, er erhielt weniger Aufträge, man verlangte fast keine Holzschnitzereien mehr für kirchliche Zwecke, an die Stelle eines bis zur Ueberladenheit pomphaften Schmucks trat in den Kirchen die nüchternste Einfachheit, und das Geschäft der Bildschnitzer starb an Entkräftung; es mögen darum auch Privatinteressen der Familie einen Sohn von Veit Stoß, den Karmeliterprior Dr. Andreas, mit bestimmt haben, der Nürnberger Reformation leidenschaftlichen Widerstand entgegenzusetzen.

Neben dem unerreichten Bildschnitzer Veit Stoß steht ebenbürtig der Bildhauer Adam Kraft (Krafft).

In Nürnberg um 1450 geboren, war Adam Kraft „der krönende Abschluß und das Haupt einer langen Reihe schulmäßig tüchtiger Steinmetzen", die innerhalb zweier Jahrhunderte daselbst gearbeitet hatten, und trat, obwohl ein schlichter Handwerker, aus der Reihe der Zunftgenossen als selbstständig schaffender Künstler hervor, um Architektur und Sculptur völlig und frei zu beherrschen und sie so eng mit einander zu verknüpfen, daß man sie nicht trennen konnte. Er arbeitete mit der linken Hand ebenso gewandt wie mit der rechten; ein barscher, kurz angebundener Mann, fand er noch im Alter die liebste Erholung darin, am Sonntage mit Peter Vischer und dem genialen Kupferschmied Sebastian Lindenast, dessen Figuren an der Uhr der Frauenkirche verschwunden sind, zusammen zu kommen und sich im Zeichnen zu üben, „als wären sie Lehrjungen". Er folgte vorwiegend der Malerart von Wolgemut, vertrat eine alterthümlichere Richtung der Plastik als Stoß, spiegelte in seiner großen Einfachheit und Würde, gepaart mit Wärme, das deutsche Wesen der Zeit getreu wieder und erreichte in seinen Werken eine Stoß unbekannte Ruhe, einen eigenen Ernst des Ausdrucks, eine tiefsinnige Empfindung. Nürnberg wurde durch ihn in der Steinsculptur das Florenz Deutschlands, er aber brachte es nie zu Wohlstand, starb, vermuthlich bei einer Arbeit, 1507 im Spitale zu Schwabach, wo ihm in der Stadtkirche 1889 ein Denkmal nach dem Entwurfe seines Biographen Wanderer gesetzt worden ist, und sein an Peter Imhof verpfändetes Haus wurde diesem zugesprochen. Unter dem starren traditionellen Gewande blickt bei Kraft ein gesunder Realismus hervor, er ist im Affecte fein und wahr und darf als bester deutscher Plastiker seiner Zeit gelten, wenn er auch nach Thausings Wort in eine virtuosenhafte Ausbeutung seiner Mittel bis an die Grenze der Unmöglichkeit gerieth, den überschlanken, allzu luftigen Gebilden seiner Phantasie die constructiven Gesetze zum Opfer brachte und das Maßwerk bunt durcheinander ging, bald überlastet durch eingefügte Figuren, bald durch das Eindringen vegetabilischer und willkürlicher Motive verschnörkelt. Seine Domäne ist nicht umfassend, er arbeitet fast nur an Mariä Verherrlichung und Christi Leidensgeschichte, aber hier erreicht ihn kein Zweiter an Innigkeit. Sein erstes datirtes Werk sind die Ketzel'schen Stationen von 1490. Der Nürnberger Patrizier Martin Ketzel reiste zwei Mal im Gefolge von Fürsten nach Jerusalem, wohin in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts acht Mitglieder seiner Familie gingen und wo sie Ritter des Heiligen-Grab-Ordens wurden; er maß genau nach Schrittlängen die sieben Stationen vom Richthause des Pilatus bis zur Schädelstätte ab, verlor das erste Mal das Maß, unterzog sich ein zweites Mal der Arbeit und trug nach der Heimkehr Kraft auf, diese Schrittlängen vom Thiergärtnerthore, dem Pilatus-Hause, wo Ketzel wohnte, [in unserem Jahrhunderte hatte es der Gründer des Germanischen Museums, der Freiherr Hans von Aufseß, inne] bis zu dem späteren St. Johannis-Kirchhofe abzumessen; an jeder der sieben Stellen, wo Christus unter der

Last erlegen, errichtete Kraft eine Station, ein in einen Block von rothem Sandstein eingehauenes Relief; es ist der älteste Cyklus der später so beliebten Passionsdarstellungen. Obwohl das Werk zu Krafts frühesten zählt, steht er hier im Zenith seiner Leistungsfähigkeit, aus dem Steine spricht warmes Leben, jede Figur kommt zu ihrer Geltung, ist durchaus nicht idealisirt, sondern oft recht derb nürnbergisch, gründliches Studium bezeugen die nackten Partien, Alles ist einfach und klar componirt, die Motive wechseln in reicher Fülle, der Ausdruck ist innig und ergreifend, zumal bei den zwei letzten Stationen. „Dazu geben," so sagt von Rettberg, „die Nürnberger Trachten dem Beschauer ein eigenes heimatliches Gefühl; dieser Christus ist unser Christus, der theuerste Leichnam, den wir je beweinten, diese Beweinenden sind wir und unsere lieben, treuen Weiber, mit der ganzen Schönheit ihres frommen Gemüthes!" Der Zahn der Zeit nagte gar sehr an diesen Reliefs, August Kreling hat von 1850—1860 die drei letzten aus Privatfonds gründlich restaurirt. An die Stationen schließt sich der Kalvarienberg auf dem Friedhofe selbst, in Kolossalfiguren.

Eine Gesammtdarstellung der Passion gab Kraft im Jahre 1492 in dem Schreyer'schen Grabmale an der nordöstlichen Außenseite des Chors der St. Sebaldus-Kirche, das Sebald Schreyer, der gelehrte Kirchenmeister derselben, und Matthäus Landauer, der Gründer des Landauer Brüderhauses, Schreyers Neffe, stifteten; die drei Hauptscenen stellen Kreuztragung, Grablegung und Auferstehung des Herrn dar, tragen den Stempel tiefster Verinnerlichung und halten bei aller Bewegtheit Maß, die Grablegung ist am packendsten; das Werk ist die figurenreichste Composition des Meisters, und allen vor demselben Betenden bewilligte auf das Ansuchen Schreyers der Fürstbischof von Bamberg im Jahre 1508 einen Ablaß. Die Familie Landauer war von dem Werke so eingenommen, daß sie noch ein Grabdenkmal bestellte; Kraft wählte zum Vorwurfe Mariä Krönung, Gott und Christus sitzen ihr zur Seite, Engel krönen sie, über der Darstellung liegt aber bei allen Vorzügen eine gewisse Unruhe. Dies Denkmal wurde 1501 im Kreuzgange der Aegidien-Kirche aufgestellt, bei dem Brande derselben von 1696 arg mitgenommen und in die Tetzel-Kapelle übergeführt. Den höchsten Triumph erlebte Kraft mit dem Imhof'schen Auftrage. Bei einem Gastmahle im Hause Hans Imhofs, des Kirchenpflegers von St. Lorenz, kam ein goldener Pokal weg, ein für den Dieb gehaltener Diener bekannte sich aus Furcht vor der Folter schuldig und wurde gehängt; da fand sich der Pokal, noch mit Wein gefüllt, unter einem Bette, wohin ein trunkener Gast ihn gestellt hatte, und Imhof bestellte nun, um seine Schuld zu sühnen, bei Kraft ein Sacramentshaus für die Lorenz-Kirche, in die er Altar und Pfründe stiftete; er warf als Bezahlung siebenhundert Gulden aus, sein Sohn Konrad aber war so entzückt, als er das 1493 begonnene Werk im Jahre 1500 nach des Vaters Tod vollendet sah, daß er noch siebzig Gulden darüber bezahlte; den Imhofs, die mit den Welser den Saffranhandel be-

herrschten und Großkaufleute im weiten Sinne waren, lag Kunstsinn und feiner Geschmack im Blute, Dürer und Pirkheimer standen zu ihnen in engen Beziehungen. Das Sacramentshäuschen Krafts fordert nicht nur durch die technische Meisterschaft der Ausführung, sondern ebenso sehr durch die Klarheit und den Geschmack in der Anordnung und im Aufbau, durch glückliche Verhältnisse und malerische Wirkung einen Vergleich mit den sieben Wundern der alten Welt heraus, es ward ein Wunder deutscher Kunst, wie Bode urtheilt; Dürers Einwirkung ist sehr bemerkbar. Kraft nahm zu dieser Arbeit theils Stein, theils eine von ihm erfundene sehr harte Stuckmasse, was zu der Legende führte, er habe Steine erweichen und nach der Modelung wieder verhärten können. An einem Pfeiler im Chore der Lorenz-Kirche erhebt sich das Sacramentshäuschen in der Gestalt eines sehr schlanken, durchbrochenen viereckigen Thürmchens, reich verschnörkelt in der in England flowred style benannten Art, und krümmt sich, 64′ hoch an die Decke stoßend, wie eine Pflanze, die nicht weiter wachsen kann, bis zum äußersten Abschlusse, der keck in die freie Luft hinausragt, von Stein; an dem Thürmchen, das sieben Stockwerke zählt, sind eine Unmasse Statuetten und Reliefs, den figürlichen Schmuck schließt oben der triumphirende Christus ab. Das Ciborium ist von einem durchbrochenen Geländer mit zwei Treppchen umgeben, an dem die Statuetten von acht Heiligen sich befinden; scheinbar stützen dies Geländer die Gestalten Krafts und zweier Gesellen in Arbeitstracht, lebensgroße Figuren von ungewöhnlicher Lebendigkeit. Alle Figuren und Zierrathen beeinträchtigen nicht die liebliche Harmonie dieses technischen Meisterstücks, von dem Wanderer, Krafts Biograph, sagt: „Jahrhunderte schon steht der schöne Bau, abgesehen davon, daß die Kirche eine protestantische wurde, unbenützt und vereinsamt. Kein celebrirender Priester in schwerem Rauchmantel betritt mehr die Stufen, die zu ihm führen, und hebt die funkelnde Monstranz aus dem geweihten Innern, die reiche hohe Baldachinbekrönung durchzieht nicht mehr aufsteigender Weihrauch. Aber es bleibt dennoch jedem Nürnberger ein theures, stets bewundertes Vermächtniß seiner Altvordern, und bis in die jetzige Zeit herein wurde das kunstreich durchbrochene Steingeländer am Kirchweihfeste mit frischen Blumen geschmückt. Ein Beweis auch, wie die protestantische Bevölkerung der Stadt den durch die Kunst verherrlichten Ueberbleibseln des katholischen Cultus, wenn auch in religiöser Beziehung ihnen entfremdet, doch mit traditioneller Pietät und hoher Achtung begegnet.“ Von allen Seiten wurde Kraft für sein Werk unumschränkte Bewunderung gezollt, und Eobanus Hessus besang es im Jahre 1532; im Steine verbrieft, überdauert des Meisters Ruhm alle Jahrhunderte. Mehrfach im Laufe der Zeit restaurirt, besonders gründlich 1838, erzwingt Krafts Sacramentshäuschen heute unsere Bewunderung wie einst die Konrad Imhofs. Damals wurde es geradezu vorbildlich, in Krafts Werkstatt entstanden die Sacramentshäuschen von Fürth, Schwabach (1505), Kloster

Heilsbronn, Kalchreuth, Katzwang u. s. w. In der Folge sehen wir Kraft vielfach mit Grabdenkmälern beschäftigt, zu dem wohl das Schreyer'sche die Anregung geben mochte; mit Hans Rebeck erlosch 1500 sein Geschlecht, und Kraft schuf für den Kreuzgang der Dominikaner-Kirche in Nürnberg das Familiengrabmal, welches jetzt in der Frauen-Kirche, vielleicht dem schönsten gothischen Bau der Stadt, steht; Kaiser Karl IV. war es, der die von 1355—1361 erbaute Kirche „Unserer Lieben Frauen Saal" benannte. Der Kanzel gegenüber erhebt sich das Rebeck-Grabmal an einem Pfeiler, in neuerer Zeit verunstaltet durch rohe Bemalung; wie bei dem Landauerschen ist der Gegenstand des Künstlers eine Krönung Mariä, die zwischen Gottvater und Gottsohn auf Wolken kniet, Gottvater zumal ist großartig wirkungsvoll. Im nördlichen Schiffe derselben Kirche ist das weit berühmtere, aus dem Kreuzgange des abgebrochenen Augustiner-Klosters übertragene Epitaph der Familie Pergerstorffer von ca. 1500, fast überlebensgroß sind Maria und das Kind der Welt nahezu frei aus dem Steine herausgearbeitet, und meisterhaft sind die Köpfe der vor der Gnadenmutter knienden Familie und Gemeinde. Daß Kraft auch über gesunden Humor verfügte, bekundet sein ansprechendes Relief von 1497 über dem Thore der Stadtwage: wie prächtig ist der Kaufmann charakterisirt, der so ungern in seinen Beutel greift, um den Zoll für die Waare zu bezahlen! Eine Reihe Madonnen-Statuen an Nürnberger Häusern rührt von dem Meister her, am schönsten ist wohl die am „Gläsernen Himmel" in der Bindergasse. Sein letztes Werk war die Grablegung in der Holzschuher-Kapelle des St. Johannis-Friedhofes mit fünfzehn überlebensgroßen Figuren; Joseph von Arimathia und Nikodemus bestatten den Herrn, den Johannes, Maria und andere Frauen, züchtige Nürnbergerinnen, beweinen. Kraft war Nürnbergs letzter mittelalterlicher Bildhauer, nach seinem Scheiden hielt die Renaissance ihren Einzug mit Sebald Beck, dem Bildhauer, Schreiner, Architekten und Steinmetzen, von dem der Chronist naiv äußert, er habe „seine Kunst, dazu einen bösen Magen aus Welschland gebracht."

Wie in Gold- und Silberarbeiten errang Nürnberg in der Kunst des Bronzegusses eine souveräne Stellung, wurde berühmt in Bereitung und Bearbeitung der Bronze, die so beschäftigten Arbeiter hießen Messing- oder Rothschmiede, und Hans Rosenplüt sang von ihnen 1447:

„Viel meister vindt ich in Nurnbergk,
Der sein ein teil auf rotschmid werk,
Der geleichen in aller werlt nit lebt . . .
Und keinerley stuck ist in zu schwer,
Ir kunst und arbeit wird offenber
In mangen landen, vern und weit."

Fast nur in Nürnberg scheint die Erzarbeit umfassender angewendet worden zu sein, und sofort feierte sie ihre höchste Vollendung in Peter Vischer. Er war der Inbegriff der künstlerischen Begabung Deutschlands

zur Bildnerei, wohl der populärste Künstler der Zeit; wie Hans Holbein der Jüngere erhob er sich mit völlig freiem Blick über den eng begrenzten Zeitgeschmack und erreichte einen bisher unbekannten Adel des Stils. Wie sein Freund Neudörfer berichtet, war er „in natürlichen Künsten (als ein Lay zu reden) fein erfahren, im Gießen auch dermaßen berühmt, daß, wenn ein Fürst oder ein großer Potentat herkam, er's selten unterließ, daß er ihn nicht in seiner Gießhütte besuchet." Daß man im Gegensatze zu der allgemeinen Bewunderung der Mit- und Nachwelt so weit gehen konnte, wie einer seiner Biographen, R. Bergau, der ihn auf die Rolle des Gießers an seinen Werken reduciren und Adam Kraft die Ehre der künstlerischen Erfindung und Gestaltung des Stoffes zuweisen will, ist eine schwere Verirrung; seine Bildwerke sind überdies viel zu eigenartig, voll Leben, fein charakterisirt und gesundideal-realistisch, um Abgüsse fremder Gedanken sein zu können. Hingegen ist es oft schwer, Vischers Arbeiten von denen seiner fünf Söhne und Mitarbeiter an den Werken zu scheiden, und Vischer führte manchen Guß nach Modell und Zeichnung Anderer aus.

Peter Vischer wurde in Nürnberg ca. 1455 geboren; sein Vater, der Rothgießer Hermann Vischer, hatte dort 1453 das Bürgerrecht erworben und war Meister geworden, von ihm ist das Taufbecken in der Stadtkirche zu Wittenberg (1457). Bei seinem Tode 1487 erbte Peter die große Gießerhütte, deren Ruf er dergestalt hob, daß sie für Arbeiten in Bronze und Messing ein halbes Jahrhundert fast ohne Concurrenz im Reiche blieb und ihre Produkte nicht nur nach allen Seiten Deutschlands, sondern auch nach Polen, Ungarn und Böhmen wanderten. Hierzu mögen wiederum die regen Handelsbeziehungen dieser Staaten mit Nürnberg beigetragen haben, denn gar viel Kupfer und Silber wurde z. B. aus den Fugger'schen Seigerhütten in Thüringen und Schlesien nach Nürnberg verkauft, die Nürnberger Behaim hatten im Kitzbühel (Tirol) Kupfergruben, die Nürnberger Behaim, Ebner, Tetzel, Landauer, Muffel, Tychtel u. A. betheiligten sich gern am Bergbau in Tirol, Kärnthen, Mähren u. s. w. Peter wurde 1489 als Meister in die Gilde aufgenommen, war dreimal verheirathet, wurde Vater vieler Kinder, mußte aber seine Frauen und seine begabtesten zwei Söhne begraben. Im Jahre 1494 beschäftigte ihn Kurfürst Philipp in Heidelberg, sonst scheint er stets in der Vaterstadt gelebt zu haben, ein, wie Neudörfer sagt, gegen Jeden freundlicher Mann. Seit 1520 Genannter des größeren Rathes, starb er am 7. Januar 1529 und ruht mit den Seinen auf dem Rochus-Friedhofe, der Rath bezeichnete sein Haus mit einer Gedenktafel, und es steht noch in der seinen Namen tragenden Gasse. Gleich Dürer hat Vischer seine Werke durchgängig mit Jahreszahl und Monogramm gekennzeichnet. Als sein frühestes gilt die lebensvolle Rittergestalt des Grafen Otto IV. von Henneberg in der Kirche zu Römhild. Im Chor des Bamberger Doms sind drei Bronze-Grabtafeln der Fürstbischöfe Heinrich III., Veit I. und Georg II., für deren

jede er sechzig Gulden erhielt, 1492 und in den folgenden Jahren gegossen, wohl aber ebenso wenig von Vischer gezeichnet und modellirt, wie die zahlreicher Domherren daselbst oder die meisten im Meißener Dome: es sind dies großentheils Producte der Gießhütte Vischers, nicht Arbeiten Vischers selbst. Anders steht es mit dem im Jahre 1495 in der Anna-Capelle des Doms zu Magdeburg aufgestellten Hochgrabe des Erzbischofs Ernst aus dem Hause Sachsen und mit der 1496 im kleinen Chore des Breslauer Doms aufgestellten Grabtafel des Fürstbischofs Johann IV., die scharf realistisch im Stil von Wohlgemut und Kraft gehalten sind und bedeutende Wirkung ausüben. Zehn Jahre lang wissen wir nun Nichts mehr von Vischers Arbeiten, da sehen wir, daß er alle Einseitigkeit überwunden und sich zur Meisterschaft durchgebildet hat, am Sebaldusgrabe.

Die Hallenkirche des St. Sebaldus, des Nürnberger Schutzheiligen, ist nicht nur durch die sogenannte Brautthüre, ihr zierliches Nordportal, merkwürdig; im Chore, der von 1361—1377 erbaut wurde, entzücken uns auch die herrlichen Glasmalereien des vom älteren Veit Hirschvogel 1515 gemalten Markgrafenfensters und der 1514 und 1515 vom Kaiser Max und von Pfinzing gestifteten Fenster (die Hirschvogel bildeten eine vollständige Dynastie bedeutender Glasmaler). Vor Allem aber fesselt uns das inmitten des Chors aufgebaute Bronze-Grabmal des heiligen Sebaldus, das Kugler geradezu „das höchste Heiligthum deutscher Kunst" nennt; es ist der Schlußstein der mittelalterlichen Plastik, und wenn selbst Vischer längere Zeit in Italien, besonders in Florenz Bildwerke studirt hätte, so ist trotz allen Einflusses sein Werk originell und von echt deutscher Art. Im Jahre 1888 warf der kunstsinnige Kaiser Friedrich III., ein großer Freund der Nürnberger Meister, 20 000 Mark für die Restauration der Kirche aus, Nürnberg schloß einen Vertrag mit dem Professor Hauberrisser in München, und dieser ist jetzt mit der Ausführung beschäftigt, die wohl über 700 000 Mark kosten wird. In Nürnberg lag die Förderung der Kunstthätigkeit wohlhabenden Bürgern am Herzen, sie wollten der Vaterstadt Glanz vor allen anderen und sich selbst ein geehrtes Andenken erwerben; so dachte Sebald Schreyer, von dem wir schon hörten. Sein gastfreies Haus war der Sammelplatz der Gelehrten und Künstler, Konrad Celtes, Peter Dannhauser u. A. gehörten zu seinen täglichen Gästen, und da er kinderlos war (er starb 1522), verwendete er sein Vermögen gern zu gemeinnützigen Zwecken. Mit Kunst- und Alterthumsfreunden trat er dafür ein, St. Sebaldus, der seit 1397 in einem mit Gold- und Silberblech überzogenen Sarge ruhte, ein würdiges Denkmal zu errichten, und 1488 wurde Vischer, nicht Stoß mit dem Entwurfe eines Sacramentshauses betraut, doch unterblieb die Ausführung. Da wurde der Sarg 1506 von Diebstahl heimgesucht, es galt eine Restauration; Schreyer, Anton Tucher, Lazarus Holzschuher, Peter Imhof und Sigmund Fürer forderten ihre Mitbürger zu Beiträgen für eine schützende Ueberdachung des

Sarges auf, reichlich wurde gegeben, es kamen 26 400 Gulden zusammen, und die Arbeit wurde im Jahre 1507 Vischer übertragen; er und seine Söhne arbeiteten daran bis 1519, wo am 19. Juli das Sebaldus-Grab aufgerichtet werden konnte, und Vischer erhielt 3145 Gulden 16 Schillinge. „Reicher, gedankenvoller, harmonischer," so sagt Lübke, „hat nie ein Werk deutscher Plastik die Schönheit des Südens mit der Innigkeit des Nordens verbunden"; es ist der höchste Triumph nordischer Plastik, erscheint, obwohl von Vischer und seinen Söhnen gefertigt, aus einem Guß, unendlich rein in der Ausführung, klar im Aufbau, überreich in der Phantasie, und Bode steht nicht an, zu behaupten, „unter allen Bronzebildwerken der christlichen Zeit könnten ihm vielleicht nur Ghibertis Pforten des Paradieses an die Seite gesetzt werden." Am Sebaldus-Grabe geht Vischer mit seinem Gedankenreichthum wie ein Verschwender zu Werke, aber bei allen Mischungen von romanischen Erinnerungen, Gothik und Frührenaissance, hält er doch die architektonischen Hauptlinien künstlerisch inne, ordnet die Sculpturen mit tadellosem Stilgefühle, und dies gerade erhebt sein Werk zur Ewigkeit, denn an Fleiß und Naturwahrheit waren ihm auch Andere gleich, hierin Keiner. Vielleicht das Schönste am ganzen Monumente sind die weniger in's Auge fallenden vier Reliefs am Unterbau des Sarkophags des Sebaldus, Wunder des Heiligen darstellend; an den Schmalseiten brachte er zwei Figuren an, den Heiligen, eine ideale vornehme Erscheinung, und sich selbst, eine untersetzte gedrungene Gestalt mit freundlicher Miene und mit Vollbart, in der Werkstattstracht und mit seinen Werkzeugen, ähnlich seinem Freunde Kraft am Sacramentshäuschen, ganz realistisch, ein Beweis des Selbstgefühls, des Stolzes auf die eigene Fähigkeit, der Betonung des Ich: soll doch der Künstler mit dem Fürsten gehen! Ueber dem Sarkophage steigen acht schlanke Pfeiler mit reichen Profilen empor, vor ihren nischenartigen Vertiefungen erheben sich in der Größe von 1′ 11″ die Statuen der zwölf Apostel; sie haben die meiste Aehnlichkeit mit denen Ghibertis, dem Vischer an Reinheit und Adel der Empfindung zunächst steht, sind klassisch schön, voll Charakter und Abwechslung. Auf fialenartigen Vorsprüngen über ihnen sehen wir die kleineren Figuren von zwölf Propheten; die acht Pfeiler aber, zwischen denen Candelaber stehen, wölben sich in zierlichen Spitzbögen zusammen und tragen einen dreifachen reich gegliederten Kuppelbau, über der mittleren Kuppel steht als Krönung des Ganzen das Christkind mit der Weltkugel. Die unerschöpfliche Phantasie des Meisters macht sich Luft in einer Masse nackter Kinder, Satyrn, Tritonen, Delphine, alttestamentarischer Helden u. dergl. Während er am Sebaldus-Grabe arbeitete, beschäftigten Vischer noch andere Aufträge. Im Jahre 1503 war der Cardinal Friedrich, Erzbischof von Gnesen, gestorben, und sein Bruder, König Sigismund I. von Polen, bestellte bei Vischer dessen Grabdenkmal, wie ja Stoß dem Vater eines an derselben Stätte, dem Krakauer Dome, aufgerichtet hatte; 1510 wurde es

aufgestellt, ein meisterhaftes Monument, großentheils Hochrenaissance; auch in die Krakauer Marienkirche lieferte Vischer einige Bronze-Grabplatten. In der Stiftskirche zu Römhild finden wir das Grabdenkmal des Grafen Hermann VIII. von Henneberg und seiner brandenburgischen Gemahlin, und in der Pfarrkirche zu Hechingen begegnen wir noch der Grabplatte des 1779 zerstörten prachtvollen Sarkophags des Grafen Eitel Friedrich II. von Hohenzollern und Magdalenens von Brandenburg. Auch ist nicht mehr zu bezweifeln, daß die wunderbaren Statuen der Könige Theoderich und Arthur am Grabmale des Kaisers Max in der Innsbrucker Hofkirche im Auftrage desselben 1513 von Vischer geliefert wurden und daß er dafür 1000 Gulden erhielt. Die Familie Fugger, deren Haupt Jakob der Reiche war, bestellte bei Vischer ca. 1513 das Messinggitter für ihre Gruft in der St. Annakirche in Augsburg, doch überwarf sich Vischer mit ihnen, die Arbeit blieb vorerst unvollendet, und 1529 schlossen die Fugger mit seinen Erben einen Vergleich, in dem sie auf ihre Anzahlung von 1437 Gulden und auf das Gitter verzichteten; Vischers Sohn Hans führte letzteres dann mit Pankraz Labenwolf, dem Bildner des niedlichen „Gänsemännchens" hinter der Frauenkirche, aus, und der Rath von Nürnberg stellte es 1540 im Rathhaussaale auf, es war das prächtigste Denkmal deutscher Renaissance-Decoration; als aber die Reichsstadt 1806 an Bayern fiel, ließ der Generallandescommissär für Franken das Gitter abbrechen und versteigern, ein Kaufmann aus Fürth erstand es nach dem Gewichte für 12 057 Gulden, trat es sofort mit 1000 Gulden Nutzen dem Nürnberger Handelshause Kästner und Schnell ab, das eine Thür einschmelzen ließ und den Rest nach Lyon verkaufte, wo jede Spur verloren gegangen ist. In einem ausdrucksvollen und einfach edlen Flachrelief stellte Vischer 1521 auf der Gedenktafel für Margarethe Tucher im Dome zu Regensburg die Begegnung Christi mit den Schwestern des Lazarus dar, wovon sein Sohn Hans 1543 für den Kurfürsten Otto Heinrich von der Pfalz eine Reproduction machte. Aehnlich gehalten ist die Beweinung des Leichnams Christi für das Epitaph der Familie Eyßen in der Aegidienkirche zu Nürnberg und das 1521 zweimal ausgeführte Epitaph für den Juristen Goden, eine Krönung Mariä, im Dom zu Erfurt und in der Schloßkirche zu Wittenberg. Zu den großartigsten Grabdenkmälern gehören das des Cardinals und Erzbischofs von Mainz, Albrecht von Brandenburg, von 1525 in der Stiftskirche zu Aschaffenburg, das derselbe als junger Mann bei Vischer bestellt hat, und das 1527 vollendete des Kurfürsten Friedrichs des Weisen von Sachsen in der Wittenberger Schloßkirche, woran sein Sohn Peter die wesentliche Arbeit vollzog. Der begabteste von Peter Vischers Söhnen war Hermann; doch sind von ihm keine zweifellosen Werke vorhanden; er war in Rom mit der Renaissance vertraut geworden, hatte sie in das Vaterhaus und in die Gießerhütte eingeführt, verunglückte aber schon im Winter 1516 unter einem Schlitten. Von Peter Vischers gleichnamigem Sohne ist durch

Neudörfer überliefert, er habe „seine Lust an Historien und Poeten zu lesen, daraus er dann mit Hilf Pankrazen Schwenters viel schöner Poeterei aufriß und mit Farben absetzte"; auch er dürfte in Italien gewesen sein, denn er kannte gründlich die italienische Reinaissance, schloß sich den italienischen Künstlern eng an und besaß eine humanistische Auffassung. Von ihm ist das kleine Bronzerelief Orpheus und Eurydice im Berliner Museum und manches im Privatbesitz Befindliche; er starb 1528. Jakob und Paul traten nie als selbstständige Künstler auf, sondern arbeiteten nur als Gesellen bei dem Vater und den Brüdern. So ging die Gießhütte nach des Alten Tod an Hans Vischer über, der das noch bei dem Vater bestellte und begonnene Doppelgrabmal der Kurfürsten Johann Cicero und Joachim I. Nestor im Dome zu Berlin 1530 vollendete, in der Wittenberger Schloßkirche den Kurfürsten Johann den Beständigen darstellte und in Aschaffenburg, Prag, Merseburg u. a. O. Aufträge ausführte; ihm wird auch die Bronzestatuette des Apollo als Bogenschütze im Germanischen Museum zugeschrieben. Die weltberühmte Gießhütte der Vischer hatte das allgemeine Loos, sie sank von ihrer nie mehr erreichten Höhe, die Aufträge wurden seltener, und schließlich siedelte Hans 1549 wegen Mangels an Arbeit nach Eichstädt über, um dort welche zu suchen. Das letzte größere Denkmal der Nürnberger Bronzeplastik ist der Tugendbrunnen an der Lorenzkirche, den Benedict Wurzelbauer 1589 goß, ein bereits recht manierirtes Werk, im Gegensatze zu dem decorativ wohl geschmackvollsten von Deutschland, dem „schönen Brunnen" vom Ende des 14. Jahrhunderts, der seit 1824 restaurirt ist. Die Gießer der Augsburger Brunnen waren meist Fremde, am bedeutendsten die Niederländer Hubert Gerhard und Adrian de Vries (Augustus-, Mercur- und Herculesbrunnen).

Bei dem in Nürnberg so überreich entfalteten Kunstleben wollte in der Nachbarschaft eine selbstständige Kunst nicht gedeihen, denn bei Bestellungen wendete man sich stets an Nürnberger Künstler, und tüchtige Künstler suchten sich in Nürnberg Arbeit, die reiche Domgeistlichkeit in Bamberg z. B. gab ihre Aufträge nach Nürnberg oder nach Würzburg. Denn hier entfaltete sich, von Nürnberg unabhängig, ein eigenes Kunstleben. Ein anonymer Meister, den Bode den „Meister des Creglinger Altars" nennt und dem er eine Reihe Riemenschneider'scher Arbeiten zuweist, und Tilman Riemenschneider selbst geben Zeugniß davon.

Tilman Riemenschneider aus Osterode im Harz, ca. 1460 geboren, wurde 1483 vom Würzburger Magistrate als Bildschnitzergeselle in die St. Lukasgilde aufgenommen, die Bildhauer gehörten dort zur Malerzunft. 1495 wurde er ansässiger Bürger, heirathete die zünftige Wittwe eines Goldschmieds und wurde selbstständiger Meister; er muß ein gebildeter Mann von vertrauenerweckendem Charakter gewesen sein, denn 1504 kam er in den unteren, 1518 in den oberen Rath, wurde Pfleger der Mariencapelle und 1520 erster Bürgermeister. Im Bauernkriege führte er 1522

die Truppen der Stadt, war ein eifriger Wortführer religiöser und politischer Freiheit; als darum der Bauernaufstand niedergeworfen war und der Fürstbischof Konrad von Thüngen in dem „Capua" der Bauern eine harte Reaction begann, wurde Riemenschneider mit anderen Freidenkern im Sommer 1525 aus dem Rathe gestoßen und lebte nun zurückgezogen nur seiner Arbeit bis zum Tode am 8. Juli 1531. Riemenschneider arbeitete in Stein und Holz, seine Gestalten sind feiner, aber dürftiger und magerer als die Krafts, dem sein Stil zunächst verwandt ist, ihm fehlt die freie dramatische Bewegung eines Kraft und Stoß, in den erzählenden Reliefs ist er befangener als diese Beiden, ihm gelingt besser Ruhe als Bewegung; besonders anziehend sind seine Köpfe, voll frischen Ausdrucks und umrahmt von reicher Haarfülle, und die an Syrlin d. Aelt. erinnernden feinen Hände; er verbindet bürgerliche Schlichtheit mit vornehmem Zuge und weicher Empfindung und trifft am besten weibliche Anmuth, wie dies die Madonna mit dem Kinde (Städel'sches Institut zu Frankfurt) am ausdrucksvollsten zeigt. In's Jahr 1487 fallen wohl seine ersten erhaltenen Werke, der Ritter von Grumbach in der Kirche zu Rimpar und der Marien-Altar der Herrgotts-Kirche zu Creglingen a./Tauber, ein herrlicher Flügelaltar aus Lindenholz, mit reichster gothischer Ornamentik; der Mitteltheil zeigt in freien Figuren die Himmelfahrt der Maria, auf den Flügeln sehen wir sechs Reliefs aus Jesu Kindheit. Bode spricht diesen Altar Riemenschneider ab, ebenso den heiligen Blut-Altar im Seitenschiffe der Jakobs-Kirche zu Rothenburg a./Tauber (1497—1505), für den der Meister zehn Gulden „Ehrung" über den Preis von 44 Gulden erhielt, den schönen Marien-Altar daselbst von 1495, das Ehepaar im Betstuhle (South Kensington Museum), die Köpfe Adams und Evas (ebenda) u. A. In den Jahren 1490—93 fertigte Riemenschneider die jetzt stark beschädigten überlebensgroßen Sandsteinfiguren von Adam und Eva am Südportale der Marien-Capelle in Würzburg und erhielt 120 Gulden, „dieweyle sie meysterlich, künstlich und erlich gemacht sind", mit die besten nackten Figuren deutscher Kunst der Zeit, besonders schön gelungen Adams Kopf und Evas Gestalt. Dieselbe Capelle enthält Riemenschneiders anmuthige Holzstatuen der heiligen Dorothea und Margarethe und an den Strebepfeilern die überlebensgroßen Sandsteinfiguren Christi, Johannis des Täufers und der Apostel (1500—1506), die ihm mit nur zehn Gulden pro Stück bezahlt und die jetzt theils ersetzt worden sind. Von 1493 datirt eine Madonna mit dem Kinde auf der Sichel in der Neumünster-Kirche zu Würzburg; das schöne Sacramentshaus von 1494 für den Dom, das an Umfang mit dem berühmten von Kraft wetteiferte, ging bei der Modernisirung des Doms (1701—3) zu Grunde; hingegen umschließt der Dom noch heute die in röthlichem Salzburger Marmor aufgeführten Grabdenkmäler der Fürstbischöfe Rudolf von Scherenberg († 1495) und Lorenz von Bibra († 1519), lebenswahre Leistungen wie auch die Sandsteinplatte des

gelehrten Abtes Trithemius in der Neumünster-Kirche. Riemenschneiders Biograph Weber schreibt ihm den wundervollen gothischen Flügelaltar von 1498 in der Kilians-Kirche zu Heilbronn zu; ob die in der Kirche zu Bingen bei Sigmaringen befindlichen fünf biblischen Figuren in Holz im Mittelschreine des Hochaltars und die Pieta auf ihn zurückzuführen sind oder der Ulmer Schule angehören, ist zweifelhaft. Am bekanntesten ist „Meister Dill" durch das Grabdenkmal im Dom zu Bamberg, wozu er wohl den Auftrag durch Vermittelung des Fürstbischofs Lorenz von Bibra (s. oben) erhalten hat; der Fürstbischof von Bamberg, Heinrich Groß von Trockau, betraute ihn nämlich 1499 mit einem Grabmale für Kaiser Heinrich II. den Heiligen und seine fromme Gemahlin Kunigunde von Luxemburg in dem von ihnen gestifteten Dome, Riemenschneider führte bis 1513 den Auftrag in marmorartigem Kalkstein aus Solenhofen aus, beide Figuren liegen in der Tracht des 15. Jahrhunderts, nicht in der ihrer Zeit, in Ueberlebensgröße auf dem Sarkophage, an dem fünf ausgezeichnete Hautreliefs Scenen ihres Lebens verewigen; besonders anziehend ist Kunigunde mit ihren Frauen — das Werk gehört zu den besten der Epoche und ist wohl Riemenschneiders größte Leistung. Von hohem Werthe ist die Maria im Rosenkranze in der Wallfahrtscapelle bei Volkach am Main von 1521, inspirirt durch Stoß' „Englischen Gruß", ein bemaltes Schnitzwerk, und aus seiner letzten Zeit datirt die Beweinung Christi (1525), ein großartig angelegtes Hautrelief aus Sandstein in der Kirche zu Maidbrunn; wir sehen auf ihm Riemenschneider selbst als Nikodemus, das Salbgefäß in Händen, Schmerz und Trauer reden aus dem Steine. Riemenschneiders Schule entfaltete große Rührigkeit, in ihr trat besonders sein Sohn Jörg hervor, der 1534 Zunftmeister wurde.

Auch Schwaben hatte eine blühende, sich stetig entwickelnde Kunstschule, die in der Plastik durch die Vereinigung von tüchtigem Natursinn, hohem Ernste und Adel der Gesinnung ihre Rolle spielte, aber im Gegensatze zur fränkischen Schule ihren localen Charakter beibehielt. Den Hochaltar der St. Jakobs-Kirche zu Rothenburg a./Tauber schmückte 1466 der Maler Friedrich Herlin mit Gemälden, die plastischen Theile aber sind nicht von ihm, sondern ganz eigenartig und lassen auf einen tüchtigen Künstler schließen; schwäbischer Herkunft sind auch die Schnitzereien an dem von Hans Schülein bemalten Hochaltar von Tiefenbronn von 1469. In Ulm wirkte seit Mitte des 15. Jahrhunderts, geboren ca. 1430, † 1491, der Veit Stoß von Schwaben, Jörg Syrlin der Aeltere.

Hatte sich in der schwäbischen Schule die Schnitzkunst bisher an die Malerei angelehnt, so gab ihr Syrlin die souveräne Selbstständigkeit, und sie gewann eine vollkommen plastische Wirkung; die Niederländer haben Syrlin sichtlich beeinflußt. Im Jahre 1468 schnitzte er den dreisitzigen Chorstuhl im Ulmer Münster, der so einzigartig gelang, daß ihm der Auftrag zufiel, eine Doppelreihe von Chorstühlen zu verfertigen, und er für jeden

der 89 Sitze dreizehn rheinische Gulden empfing. Wer in den Chor des herrlichen Ulmer Münsters eintritt, ist von diesen Chorstühlen, die Syrlin von 1469—74 schnitzte, überrascht; es sind unfraglich die schönsten im alten Reiche, bieten als architectonisches Ganze einen reichen und harmonischen Anblick, und ihr decorativer Luxus ist unübertroffen; überall treten uns das richtige Stilgefühl und der reine Schönheitssinn bei mannigfaltigstem Wechsel im Ausdrucke entgegen. An den Sitzwangen sind in überlebensgroßen Halbfiguren links sieben Philosophen und Dichter des classischen Alterthums und Syrlin selbst, rechts sieben Sibyllen als Verkündigerinnen Christi in der Heidenzeit und Syrlins Frau angebracht; es folgen an den Rückwänden in ganz erhabener Arbeit die Halbfiguren von links, zwölf Propheten und Helden, rechts zwölf Frauen des alten Testaments als Vertreter des Judenthums und darüber in den vorspringenden Giebelfeldern in etwas kleineren Brustbildern links Männer, rechts Frauen, wiederum je zwölf, des neuen Testaments, so vorzüglich ausgearbeitet, daß Thorwaldsen die heilige Cäcilie als den schönsten Kopf bezeichnet hat, würdevolle, edle Männer, anmuthige Frauen mit feinen Händen; besonders sorgfältig sind die unteren Halbfiguren ausgeführt, die auch nicht bemalt sind. Syrlins spätestes beglaubigtes Werk ist der „Fischkasten" von 1482, der Brunnen am Rathhause Ulms, ursprünglich bemalt, 27 Fuß hoch; höchst gefällig sind die drei Ritter an dem thurmartigen Aufbau, wie das Ganze feiner Sandstein. Dafür daß die Kunst in Ulm in Blüthe stand, zeugen auch das schöne Sacramentshaus von 1469 im Münster, die Halbfiguren des Augsburgers Burkard Engelberger an der Kanzel, die Kurfürstenstatuen am Rathhaus 2c. Syrlins größter Schüler war sein gleichnamiger Sohn Jörg Syrlin der Jüngere, dessen Urheberschaft des herrlichen Hochaltars in Blaubeuren durchaus dem Zweifel unterworfen ist, während die von der Zeit furchtbar mitgenommenen Chorstühle und der Dreisitz in dieser Kirche Arbeiten von ihm sind und er 1510 den Schalldeckel an der Kanzel im Ulmer Münster schnitzte. Verwandten Charakters sind das schöne Crucifix und die Heiligen in der Hauptkirche zu Nördlingen. Auffallend arm an Bildwerken hervorragender Art waren die Städte zwischen dem Bodensee und Augsburg, das selbst im Verhältnisse zu seiner eminenten Rolle in der Malerei, dem Holzschnitte, dem Kupferstiche, dem Kunstgewerbe, der Baukunst, dem Humanismus und dem Welthandel, trotz seiner Fugger und Welser in der Plastik weit zurückblieb und im Grunde nur die Grabcapelle der Fugger in der St. Anna-Kirche aufweisen konnte; freilich mag im Sturm der Zeit gar viel an plastischen Werken dort zerstört worden sein. Im Gegensatze zu Nürnberg ist ja „das Pompeji der Renaissance" eine moderne Stadt, „jedes Jahr und Jahrzehnt hat," wie Woltmann sagt, „daran rücksichtslos zerstört und geplündert, und das noch Vorhandene mindert jeder Tag".

Frühling in Abbazia.

Stimmungsbild.

Von

Marie Weyr.

— Wien. —

Drittes Capitel.

(Schluß.)

Kaum eine Woche mehr sollte der Aufenthalt in Abbazia währen. Minna sprach den Wunsch aus, vor ihrer Abreise eine der in den Guarnero gebetteten Inseln, Veglia oder Cherso zu besuchen. An luftklaren Tagen grüßen die blauschimmernden Höhenzüge freundlich über den Golf. Der Sage nach haben Jason und Medea während ihrer, an Irrwegen reichen Heimfahrt nach Griechenland auf den Felseneilanden geweilt und den Göttern geopfert. Auch sonst schlingt die Ueberlieferung ein Märchenband um die, gleich treuen, ernsten Wächtern der Küste vorgelagerten Inseln, und wenn beim flackernden Span in Sturmwinternächten zu Ika und Lovrana die Großmutter eine geheimnißvoll-schaurige Geschichte erzählt, so beginnt sie: „In Cherso, da war einmal," oder: „In Veglia, als dort noch . . ."

Robert besprach den Plan mit seinem Hauswirthe, der zur Wahl Chersos rieth, das bessere Landungsbedingungen und Unterkunft für die Nacht versprach, denn an einem Tage könne man nicht hin und zurück kommen. Theier besichtigte den kleinen Fischerkutter seines Hausherrn, der eben von einem erfolglosen Zug zurückgekommen war. Das Segelboot gewährte zwar keine große Bequemlichkeit, war indessen vollkommen seefest und solid gebaut, die Segel nicht mehr als üblich geflickt, der Ballast in richtigem Verhältniß mit der aufzunehmenden Personenzahl, mit einem Worte für die, bei halbwegs günstigem Wind nur kurze Spazierfahrt vollkommen ausreichend. Theier einigte sich mit dem Alten, den Ausflug noch am selben Nachmittage zu unternehmen, da der wetterkundige Fischer für

die nächste Zeit Südwind und Umschlag der Witterung prophezeite. Der Padrone versprach mit Hilfe Ginas das Verdeck zum Empfang der Dame möglichst blank zu fegen und sich gegen vier Uhr am Landungsplatze bei der Villa Angiolina in Abbazia mit dem Kutter einzufinden. So konnte man nach Sonnenuntergang in Cherso eintreffen.

Robert brachte der Freundin die Nachricht.

Sie kehrte eben von einem frühen Spaziergange zurück, beide Arme und den Hut, den sie abgenommen und am Bande hängend trug, mit Blumen und wilden Ranken gefüllt, Thauperlen im welligen Stirnhaar.

Robert küßte die schlanke, morgenfrische Hand, die sich leicht und kühl wie ein helles Rosenblatt an seine Lippen schmiegte. Er sah die junge Frau an, die so heiter, so kindlich unbefangen zu ihm aufblickte, und litt zum ersten Male durch seine Liebe, nicht seinet-, nur ihretwillen. Theier fühlte die Kraft in sich, als Freund, und nur als solcher, neben ihr zu weilen, so lange Minna glücklich war. Täglich und stündlich erfüllte es ihn mit Seligkeit, die reizende Wandlung zu beobachten, die sich allmählich unter dem Einfluß von Licht und Wärme und Bewegungsfreiheit an der jungen Frau vollzog, den rosigen Schein, den tausend neue Empfindungen über den leise sich öffnenden Kelch der Schneeblume hauchten. So viel Schönes und Wahres strömte ihm aus Leib und Seele dieses spät aus dem Herzensschlummer erwachten Menschenkindes entgegen, daß der Künstler und der Liebende im Anschauen reichlich Genüge fand.

In Minnas Freude, ihrem Glück lag seine Stärke.

Aber dies Glück war zweifach bedroht. Georg war nicht mehr zurückzuhalten, das war dem Freunde klar; die tolle Leidenschaft für Gina riß ihn fort. Wie lange konnte dies Minna verborgen bleiben? Wie tief würde die feinfühlige Frau durch diese Entdeckung verletzt werden! In Robert, der es über sich vermochte, neid- und wunschlos die Geliebte als das Weib seines Freundes zu betrachten, so lange die Gatten in Eintracht lebten, empörte sich jede Faser, wenn er dachte, daß Georg mit dem an seinen Füßen klebenden Schlamme Minnas geheiligte Schwelle überschreiten, die von den Küssen der Dirne besudelten Lippen der Gattin bieten könne. Er wußte, daß Minna unter allen Umständen, ihrer Pflicht getreu, auf ihrem Posten ausharren würde. Aber mit welchen Opfern!

Und gab es denn für ihr eigenes Herz keine Gefahr? Der Gatte, dem bis jetzt ruhige, fast geschwisterliche Zuneigung, Achtung und Vertrauen sie verknüpft, entfremdete sich ihr, entzog ihr das gewohnte Doppelseelenleben. Es ist nicht gut, wenn das Weib allein ist. Was den Starken kräftigt, schwächt den Schwachen. Und sollte denn überhaupt diesem, von der Natur mit Allem, was wir „liebenswürdig" nennen, begabten Wesen die Liebe, die Leidenschaft fremd bleiben? Unmöglich! Es war eine Frage der Zeit. Und wer weiß, ob durch den Umschwung in ihrer Lebensweise nicht schon der erste Anstoß gegeben war?

Robert war frei von Eitelkeit. Was er Gutes in sich erkannte, schien ihm wohl der Freundschaft eines anderen Mannes, der Schätzung eines Gleichstrebenden würdig, aber wenig geeignet, ein Frauenherz zu fesseln. Andererseits war er sich im Verkehr mit Minna vieler Eigenschaften bewußt geworden, die ein zart empfindendes Weib abstoßen mußten. Er hatte bis jetzt an die Möglichkeit einer Gegenliebe Minnas nicht gedacht. Nun er aber Georgs Schwäche und seine eigene reiflicher bedachte, die Macht längeren vertrauten Umganges mit der Freundin, den Reiz gemeinsam empfundener Reiseeindrücke, erbebte er.

Keine größere Kupplerin für die Sinne als die Natur, keine größere für die Seelen als die Kunst.

Nein, das durfte nicht sein. Seinethalben sollte Minna nicht leiden, Schmerz und Entsagung allein standen der Reinen bevor. Diese Frau konnte niemals einem Zweiten angehören, selbst wenn sie frei geworden wäre. — Sie wäre nicht mehr sie gewesen. Robert hätte sie in dem Augenblick verloren, da sie in seinen Armen geruht. Sie war und blieb das Weib eines Anderen. Darüber kam er nicht hinaus.

Er sah mit Schrecken, wie theuer sie ihm geworden war, als er an das Aufgeben der geplanten gemeinsamen Reise dachte. Und doch galt es, den Entschluß rasch zu fassen, wenn er ausgeführt werden sollte. Robert konnte nicht im letzten Augenblicke die Verabredung plötzlich umstoßen. Und unter welchem Vorwande? Eine Lüge diesen klaren, treuherzigen Augen gegenüber? Das gelang ihm nicht.

Minna gewahrte seine Befangenheit, seine Verstimmung. Es war nicht ihre Art, zu fragen. Aber in dem Verschwinden des sonnigen Lächelns, im Klang der Stimme sprach sich ihre Theilnahme aus. Robert unterrichtete sie von der Stunde des Aufbruchs. „Auf Wiedersehen heute Nachmittag, gnädige Frau.“ Minnas Einladung, zu bleiben, lehnte er dankend ab. Dann lief er sich stundenlang auf den spitzsteinigen Bergwegen die Füße wund und im grellen Sonnenlicht den Kopf heiß. Als er heimkam, war er entschlossen, nicht mit den Freunden zu reisen. Den heutigen Tag und einen Theil des nächsten in ihrer Gesellschaft wollte er sich noch gönnen, dann sollte es ein Ende haben. Ein Vorwand würde sich finden. Wenn nicht, so konnte er, was bei keiner Anderen, bei Minna wagen: die Wahrheit.

Im Hausflur trat ihm Gina entgegen, das erste Mal seit ihrem Zerwürfniß. Trotz zwischen den Brauen, ein widerwärtig Lauern unter den breiten, die Augen deckenden Lidern. „Sie wollen heute nach Cherso hinüber, mit der fremden Dame natürlich, Ihrer lieben Freundin, um derentwillen ich das Deck scheuern mußte?“

Robert hatte sich seit der von ihm beobachteten Scene bei den Fischernetzen keine Mühe mehr gegeben, die Verachtung zu verbergen, die ihm das Mädchen einflößte. Gina hatte sich ihm an den Hals geworfen.

Er hatte sie verschmäht, sie hart angelassen, aber doch gewissermaßen bedauert, da er an ihre Liebe glaubte, Liebe allerdings nur in der Art Ginas, die aber doch Empfindung für eine bestimmte Person, für ihn, Robert, war. Und eine Stunde nachher trieb sie ihr Lockspiel mit dem Gelehrten im Garten, und Abends kam wahrscheinlich Franzio, der „Bräutigam", an die Reihe . . . Und die Dirne wagte es noch, ihm unter die Augen zu treten und über ihre Lippen den Namen der Frau zu bringen, die . . .

Robert war einst sehr jähzornig gewesen; dann sah er die Naturgewalt der menschlichen Erregung spotten und lernte sich im Kampf mit den Elementen beherrschen. Er wurde, wie alle Weitblickenden, nachsichtig. Nun aber stieg ihm jäh das Blut in's Antlitz.

Er war kein Jüngling mehr, hatte das Leben genommen, wie es war, um manche Frau geworben, sie errungen und dann vergessen, wie sie es verdient und oft nicht einmal anders erwartet.

Wie er Minna liebte, hatte er früher nicht einmal geahnt, daß man für ein Weib empfinden könne; soviel von Freundschaft, Verehrung, geistigem Contact lag in dieser Neigung. Fast mahnte es ihn an das Gefühl, das er für seinen Bruder empfunden, mit etwas unbeschreiblich Süßem, Zitterndem noch darüber.

An dieser Empfindung war ihm jeder Hauch ein Heiligthum — wehe, wer daran rührte, — und Gina wagte es . . .

Es brauste ihm in den Ohren, rothe Flimmerfunken zuckten vor seinen Augen. Er ballte die Faust und hob den Arm, an dem sich die Muskeln kraftvoll spannten. Er hätte das Weib zu Boden schmettern mögen, das fast so hoch und fest, wie er selbst, vor ihm stand und mit keiner Wimperzuckung Furcht verrieth. Nur in gewaltsam zurückgepreßten Athemzügen schlug dem Mädchen der innere Aufruhr durch die festgeschlossene Zahnreihe.

So maßen sie einander, stumm, drohend. Dann löste die Scham über die verlorene Selbstbeherrschung beim Manne den Krampf. Er wandte sich verächtlich ab und wollte an dem Weibe vorüber. Gina aber streifte das grobe Linnen von der Schulter zurück und streckte den entblößten Arm ihm so nahe vor's Gesicht, daß sein Blick darauf haften mußte. Da saßen im bräunlichen Kegelrund des Oberarmes tiefdunkle, sich verfärbende Druckwundmale, daneben verlief ein hellroth zackiger Streif über die Schulter unter das Busentuch, die Rißspur spitzer Zähne.

„Schlagen Sie zu, Herr," sagte Gina, und es brach wie ein Triumph aus den halberstickten Lauten — „Schlagen Sie zu, Sie sehen ja, ich bin daran gewöhnt. Wer heute schlägt, küßt morgen."

Robert wich unwillkürlich einen Schritt zurück. —

„Wer that Dir das?"

„Weiß ich's? Vielleicht der Vater im Rausch, oder Franzio . . .

aus Liebe . . . — oder ich selbst aus Wuth . . . — Euch kann's wohl gleich sein!"

Roberts Grimm über Andere wandelte sich zum Vorwurf gegen sich selbst. Er trat in sein Zimmer, ordnete seine geringen Habseligkeiten und bereitete Alles zur Abreise vor. Von der Staffelei grüßten Minnas unter'm Schleierhauch geheimnißvoll lächelnde Züge. Er bedeckte die Leinwand, als solle die fäulnißschwangere Atmosphäre das lichte Antlitz nicht berühren. Morgen wollte er den letzten Pinselstrich an dem Bilde thun, und dann ging's fort. Wohin? Es galt ihm gleich. Hier brannte ihm der Boden unter den Füßen.

Der Mittag kam. Robert ging zur festgesetzten Stunde nach Abbazia. Der Professor und seine Frau standen am Ufer zur Abfahrt bereit; bald darauf bog der erwartete Kutter um die Hafenfelsecke. Der alte Fischer saß am Steuer, die Segelleinen um die Hand geschlungen. Man stieg ein, winkte Minchen und der Erzieherin Abschiedsgrüße zu, der Nordostwind legte sich mit kräftigem Drucke in die Leinwand, und bald erschien das Ufer nur mehr als schmaler grüner Saum der nördlichen Bergkette, den die einzelnen Gebäude wie weiße Punktstiche an die kahlen Abhänge hefteten. Man hatte für Minna einen bequemen Ruheplatz im Schatten des mittleren Segels bereitet. Die Sonne stand hinter dem dunklen Purpur des Gewebes und hüllte, durchstrahlend, die junge Frau in weiche, röthliche Dämmerlichtwolken. Es war heiß, trotz der raschen Fortbewegung des Schiffes. Minna schloß halb die Augen, vor denen zitternde Goldfunken auf der gleißenden Spiegelfläche tanzten, und lehnte sich leicht zurück; allgemach verwirrten in der traumhaft brütenden Mittagsstille sich ihre Gedanken, es gingen Vergangenheit und Zukunft in einander über und verloren sich im überwältigenden Glücksgefühl der Gegenwart; es war ihr, als schlössen die schwellenden Segel sich als Flügel an ihre Schultern und trügen sie aufwärts — aufwärts —, als seien plötzlich alle beengenden Fesseln von ihr gefallen und löse sich alle Daseins-Dissonanz in Licht und Wärme, in Harmonie von Leib und Seele. Ein Augenblick im Paradiese wunschlosen Friedens. Sie sah empor und begegnete Roberts Blick. Minna schrak auf. Es schlug ihr heiß vom Herzen in die Wangen.

Durch schwimmende Inselchen von klebrigen Wasserpflanzen und fahlgrünen Tangranken schnitt jetzt der schaumflockensprühende Kiel. Durchsichtig violette und rosige Quallen trieben vorbei, und in der getrübten Steuerfurche bäumte der schwärzliche Rücken eines Delphins sich im Sprungspiel über die laue Fluth.

„Ich träumte wohl?" frug, halb befangen, lächelnd die junge Frau. „Ich bin so glücklich, so glücklich!" Das Auge ward ihr feucht.

„Träumen Sie fort, Frau Minna," sagte Robert leise. „Das allein ist Glück."

„Wie, das sagen Sie, der mich die ‚schöne Wahrheit' suchen lehrte? Was hat Sie so verwandelt?"

Georg, müde und übernächtig, saß neben dem Alten am Steuer. Er bannte nur mit Mühe die Aufregung, die ihn durchwühlte, aus seinen Mienen und Bewegungen. Zwei Tage hatte er es über sich gewonnen, Gina nicht aufzusuchen, länger ertrug er es nicht. Die Natur überschrie den lispelnden Verstand. Diesem entwürdigenden Zustande mußte ein Ende gemacht werden und zwar bald. Die Begierde hatte den Mann bis zur Moralblindheit unterjocht, so daß er sich nicht einmal mehr schuldbewußt seiner Frau gegenüber fühlte. Er war einfach krank und wollte genesen. Minna hielt er höher und heiliger denn je. Die Frau war so rein, daß in ihrer Nähe die Leidenschaft schwieg. Es erschien Georg jetzt als größeres Unrecht, sich ihr zu nähern, als ihr untreu zu werden. Er war sich vollkommen klar, daß er Gina nicht liebte. Er versuchte nicht einmal, um seine Empfindungen zu beschönigen, dem Mädchen einen persönlichen Werth beizulegen, da er in ihm nur das Weib sah, welches ihm in ähnlicher physischer Vollkommenheit noch nie entgegengetreten war. Kein Schimmer von Poesie, kein Hauch verklärender Illusion verschleierte das nackte, brutale körperliche Begehren. Daraus eben glaubte Georg, der seiner eigenen Natur immer wieder noch wie ein Neuling gegenüberstand, auf dauernden Frieden nach erfolgter Unterwerfung rechnen zu dürfen. Wie einen bösen Traum wollte er das qualvolle, nervenzerrüttende Fieber der letzten Zeit von sich abschütteln, das er aus der weichen, erschlaffenden Frühlingsluft eingesogen. In wenig Tagen lag ja Abbazia — und was sich daran knüpfte, hinter ihm.

Das Schiff, welches die drei, so wenig freundschaftlich für einander empfindenden Freunde trug, war ein richtiges Küstenfahrzeug, breit und flach gebaut, und besaß keine Kajüte, nur einen mäßig großen Hohlraum in der Mitte des Kutters, zu dem einige Stufen hinabführten. — Die Vertiefung war nur theilweise überdacht und diente zur Aufbewahrung der Netze und Taue, des Wasser- und Lebensmittelvorrathes. Zur Noth konnte der Fischer, vom schlechten Wetter überrascht, nach dem Auswerfen des Ankers die Stunden gezwungener Unthätigkeit im Schutz der Tauwindungen dort liegend verbringen. Niemand schenkte dem dunklen, anscheinend verlassenen Raum Beachtung.

War doch Jeder so vollauf in und mit sich beschäftigt, daß auch bedeutsamere äußere Dinge unbemerkt blieben oder als Rahmen erschienen, der dem eigenen Seelenbilde sich anpaßte.

Nur durch den allbeherrschenden Egoismus der Liebe war es überhaupt möglich, daß, außer Roberts zufällig erlangter Kenntniß von des Gelehrten fruchtlosem Kampfe gegen die Macht spät erwachter Triebe, keiner der drei, sonst so klar blickenden Menschen den Gemüthszustand der Uebrigen gewahr und durch denselben befremdet wurde.

Welch ein Abgrund gähnte zwischen dem ‚allezeit einigen Musterehepaare', und weder Minna noch Georg sahen einander, vom Schwindel erfaßt, gleichzeitig der Tiefe zutaumeln. Schlimmer als entfremdet, fast feindlich standen die Männer, die einstigen Freunde, sich gegenüber; Jeder aber beschuldigte sich selbst des Abfalls und fühlte des Andern Zurückweichen nicht.

Robert, der die schöne Wahrheit zu suchen auszog, wußte sie gerade dort nicht zu finden, wo sie, sich selbst noch unbewußt und darum hüllenlos, offen vor seinen Blicken lag.

Er fürchtete im Herzen Minnas eine Neigung keimen zu sehen, die längst feste Wurzel gefaßt hatte, und deren Blüthe und Duft, nicht die Frühlingspracht der Natur es war, die über das ganze Sein der jungen Frau eine zweite, schönere Jugend, einen Glorienschein von Lebenswonne und Glückseligkeit zauberte.

Und Minna, die so gut in den Sternenbahnen und den geregelten Gesetzen der ewigen Anziehungskräfte Bescheid wußte, verirrte sich auf den Launenpfaden der Empfindung. Sie hatte die Freundschaft, die sie ihrem Gatten darbrachte, für Liebe gehalten; war's ein Wunder, daß ihr Liebe nun für Freundschaft galt?

So verhüllte die gleiche Binde Aller Augen. Aber an dem Knoten zerrten die kleinen Ereignisse der einander folgenden Tage. Rachsucht und Schadenfreude eines verschmähten Weibes zerhieb die lose Schlinge, und Einer las von der entblößten Stirn des Andern die eigene Schuld. —

Behutsam wurden von noch unsichtbarer Hand die losen Bretter über der Luke verschoben. Ein dunkler Kopf, um den nachlässig ein grellfarbiges Tuch geschlungen war, tauchte auf. Ein gebräunter Nacken folgte, zu dem schwere, mattglänzende Metallringe die Ohrmuscheln niederzogen. Ein kräftiger Ruck, der den Oberkörper frei erscheinen ließ, ein Schritt über die Stufen, und Gina stand auf dem Verdecke in wohlüberlegter Gleichgültigkeit gegen die Wirkung, die ihr unerwartetes Erscheinen hervorzubringen berechnet war, ihrem Vater im üblichen, den Fremden unverständlichen Dialekte einige Worte zurufend.

Der Alte murmelte einen halblauten Fluch, spie den im Munde gehaltenen Kautabak über Bord, machte sich mit den Segeln zu schaffen und blickte lauernd, unruhig nach seinen Fahrgästen. Die Tochter beherrschte ihn, wenn er nüchtern war, wofür er sich allerdings während der Trunkenheit schadlos hielt. Er hatte natürlich von ihrem Verstecke gewußt, wenn ihm auch der Anlaß dieser Komödie nicht klar ward. Er hatte ihr vergeblich davon abgeredet. Es half Nichts. Er zuckte die Achseln. Sollte die verrückte Dirne die Folgen tragen, wenn die Herrschaften ihr den Streich übel nahmen. Er konnte doch wahrhaftig Nichts für ihre Launen.

Der Professor war mit einem jähen Ausruf von seinem Sitze neben

dem Steuer aufgesprungen und starrte Gina an, die den Blick mit einer Art triumphirenden Hohnes erwiderte.

Nichts in der That wirkt überraschender, als wenn der Gegenstand, mit dem unsere Gedanken sich unabläßig beschäftigen, plötzlich vor uns tritt. —

Es gelang dem einst so gelassenen Manne nicht, die Aufregung, in die ihn des Mädchens Erscheinung versetzt, und seine peinliche Verlegenheit zu verbergen. Er hatte mit dem Ueberhandnehmen der Leidenschaft die Macht auch über seinen Körper verloren.

Robert wandte sich, durch des Gelehrten Ausruf aus seinem Sinnen aufgestört. Er gewahrte Gina und die List, die sie angewandt, um sich zwischen ihn und Minna zu drängen und zugleich den Professor, der sie in den letzten Tagen gemieden und ihr zu entschlüpfen drohte, neuerlich anzulocken.

Die Anwesenheit der geliebten Frau allein vermochte ihn zurückzuhalten. Da jedoch Gina, als sei ihr Hiersein ganz selbstverständlich, mit einem flüchtigen Gruße ein Gespräch beginnend, sich Minna zu nähern versuchte, lag eine so ausdrucksvolle stumme Drohung auf seinem Gesicht, daß das Mädchen betroffen innehielt.

Unter dem Druck der nervigen Finger des Künstlers krachte das spröde, trockene Holzgeländer der Bootswand. Die Sonne verschwand für kurze Zeit hinter einer kleinen Ballenwolke. Der Kutter schwankte und erhielt einen leichten Stoß.

„Der Wind springt um," schrie der Alte. „Avanti, Gina, hilf die Segel wenden!" Die Gerufene folgte eilig und geschickt, die Hantirung war ihr altgewohnt.

„Nun, jetzt taugt's Euch wohl, daß ich mitkam?" sagte sie keck, anscheinend zum Vater gewendet, und setzte sich Georg gegenüber an des Alten Seite. „Werdet mich noch gut genug brauchen können. Wir kriegen ein Wetter."

„Wohl erst, wenn wir gelandet sind!"

„Glaub' nicht. Dort steht's schon, und den Südwind bringen wir jetzt nicht mehr los."

Die Stimmen schlugen wohl an Minnas Ohr, — allein sie faßte den Sinn der Worte nicht. Sie war wie gelähmt von der blitzartig über sie gekommenen Erkenntniß. Sie hatte Gina ein einziges Mal, flüchtig, bei der Rückkehr von ihrem Besuche in Ika erblickt, weder Georg noch Robert hatten je anders als ganz nebensächlich in ihren Gesprächen des Mädchens erwähnt. Robert hatte auf Minnas Befragen ihr mitgetheilt, daß ein Mädchen aus dem Dorfe das Vorbild seiner „Perle" sei. Minna wußte auch, daß des Künstlers Hauswirth eine Tochter besitze. Sie hatte aber ihrer Existenz wenig Bedeutung beigelegt. Daß dies ein Irrthum gewesen, zeigte ihr der jetzige Augenblick, Roberts zornbebendes, ihres

Gatten verstörtes Antlitz, das seltsame Gebahren Ginas, die nach fast einstündiger Fahrt, ihre Theilnahme an dem Ausfluge gewissermaßen erzwingend, zum Vorschein kam.

Minna gewahrte plötzlich, — oder wähnte doch mit erschreckender Klarheit die Fäden zu sehen, die sich von Robert zu Gina und weiter — zu Georg zogen und auch Minna in das Lügengewebe verstrickten.

Ja, auch sie selbst. Sie war keine unbetheiligte Zuschauerin des Dramas, das sich hier abspielte und dessen Anfangsscenen der aus Convenienz und Sitte gefaltete, mit den Farben der Selbsttäuschung übermalte Vorhang ihr verborgen hatte.

Sie liebte Robert.

Das sagte ihr die heiß aufwallende Empörung, der herbe Schmerz bei dem Gedanken, daß dieses Mädchen seine Geliebte gewesen oder noch immer sei, die beinahe mitleidige Verachtung, der körperliche Abscheu, den sie statt des gerechten Zürnens über ihre verletzten Frauenrechte empfand, als sie dachte, auch ihr Gatte könne Ginas Besitz anstreben oder gar mit Robert theilen.

Ihre Hände erkalteten, ein fröstelndes Zittern kam über sie, ein Schwindel, wie er leicht erregbare Naturen ergreift, wenn sie den Anblick von etwas Widerwärtigem erleiden müssen, einen unangenehmen Geruch, ein abstoßend Wort. Sie verlor in diesem einen Augenblicke Alles, was sie bisher besessen, die Achtung vor ihrem Gatten, die Freundschaft für Robert, das Vertrauen zu sich selbst.

Sie, Minna, liebte, — liebte einen Mann, der nicht ihr Gatte war! Und es klangen die alten Worte ihr durch den Sinn, die aus der Bibellehre der Kinderzeit ihr vertraut geblieben: „Und als Adam sah, daß er nackend war, da schämte er sich und verbarg sein Antlitz vor Gott, dem Herrn.“ Ja, auch sie schämte sich und barg die Augen in den gefalteten Händen. Ein lautloses Schluchzen und Beben ging durch ihre Glieder, und zwischen den schlanken Fingern tropften die Thränen leise nieder in den Schooß.

Keiner der Männer wagte ein Wort der Aufklärung in Gegenwart des Anderen, Angesichts Ginas, die wie der leibhafte Beweis des Gegentheils aller Unschuldsbetheuerungen, höhnisch und träge über dem Geländer lehnte.

Es war viel Kummer und Leid und Wirrniß auf dem schwanken Boote, das zu einer „Lustfahrt“ in See gegangen, und Jeder trug schweigend sein Theil und sehnte sich einzig danach, allein und von der Nähe des Anderen befreit zu sein, die ihm noch vor Kurzem so beglückend gedünkt. Aber der Zufall wollte, daß sie noch lange Stunden in dem engbegrenzten Raume aneinander gedrängt ausharren mußten.

Ueber dem Wasser wurde der Wind still und stiller. Die Segel hingen schlaff und schwerfällig und klatschten müde gegen die leise ächzenden

Maststangen. Die Wogen glätteten sich und dunkelten, unmerklich nur trieb das Schiff vorwärts. Der Alte, durch Unthätigkeit ermattet, nickte am Steuer ein. Ein widerlicher Theergeruch stieg aus den verpichten Balken, Insectenschwärme surrten vor Aug' und Ohren. Bald regte sich kein Lufthauch mehr. Im Süden verhüllten Dunstschleier das erhoffte Ziel der Fahrt, gegen Norden zu verblaßte undeutlich die verlassene Küste. Man mochte sich ungefähr auf halbem Wege befinden.

Drückend lastete die feuchtwarme Atmosphäre auf den Menschen, drückender noch ihr Schweigen und das, sich langsam um sie verengende, einförmige graue Rund des Gesichtskreises. Dann auf einmal kam Bewegung in die oberen Luftschichten.

Festgeschlossene Wolkenwände thürmten sich über den leichten Dünsten, drückten dieselben herab und drängten sich immer näher.

Die Sorge um die Freundin trieb Robert von seinem Platze. Er rüttelte den Alten. „Wendet das Schiff, weg mit dem großen Segel. In fünf Minuten ist der Sturm da. Wenn's einigermaßen gut geht, trägt er uns rasch nach Abbazia zurück. Von Cherso kann keine Rede mehr sein."

Der Schiffer fuhr auf, blickte um sich und gehorchte.

Robert legte selbst Hand mit an, Gina half ungeheißen.

Ein jäher Windstoß folgte, der das Boot rasch wie einen großen Vogel mit ausgebreiteten Schwingen dahinschießen ließ, ein zweiter, der es auf die Seite legte. Ein hohles Brausen drang aus den sich immer mehr verdüsternden Nebelschichten. Die Wellen klatschten unregelmäßig, stets wachsend und anschwellend, gegen die Schiffswände. Die Segelstangen bogen sich ächzend, die straffgespannte Leinwand knatterte. Dann trat wieder Stille ein.

Gegen Westen zerriß plötzlich die Wolkenhülle. Man sah einen Augenblick die Sonne über wildbewegtem Wogentanze leuchten, weiße Kämme hüpften auf, um alsbald wieder von der bläulichen Tiefe verschlungen zu werden. Ein stattlicher Dreimaster erschien, bald hoch emporgehoben, so daß hohler Raum zwischen See und Bordwand gähnte, bald bis zu den Spitzen der bewimpelten Maste verhüllt von dem vorgerollten flüssigen Gebirge.

Dann schoben sich neue Dünste vor das Bild, das wie aus einem Zauberspiegel geblickt hatte.

Heftiger begann nun das Schiff zu schwanken. Georg war erblaßt auf seinen Sitz zurückgesunken. Er kämpfte muthig, aber erfolglos gegen die Seekrankheit.

Wieder erhob sich der Wind in kurzen, die Richtung wechselnden Stößen.

Robert, durch die Thätigkeit auf dem vertrauten Elemente und die Möglichkeit einer Gefahr wie neubelebt, beherrschte die Segel. Mit Aufwand seiner ganzen Kraft vermochte der Alte kaum das Steuer zu lenken.

Immer dichter wurde der Nebel, immer dumpfer das Grollen über ihnen. Man vermochte einander kaum mehr zu unterscheiden. Von den Wogen getragen, vom Sturm gejagt, flog das Boot dahin.

Plötzlich ein starker Ruck, ein Krachen, dem ein langgezogenes leichtes Knirschen folgte und ein erschreckter Aufschrei Ginas, ein Fluch des Alten.

„Höll' und Teufel, wir sind aufgefahren!"

Man untersuchte das Schiff; es hatte keinen Schaden gelitten. Der Fischer erschöpfte sich in Entschuldigungen und Flüchen. Er hatte die kleine Sandbank, die ihm wohlbekannt war, eine gute Strecke weiter gegen Westen geglaubt, der verdammte Nebel narrte ihn. Nun mußten sie, da sie gerade bei Beginn der Ebbe aufgefahren waren, die Fluthhöhe abwarten, um wieder flott zu werden. Das konnte reichlich seine acht bis zehn Stunden dauern, wenn nicht ein zufällig vorbeikommender Dampfer sie früher befreite, wozu wenig Aussicht vorhanden war.

Robert trat zu Minna. Sie hatte zu weinen aufgehört und saß blaß und stumm und regungslos.

„Muth, gnädige Frau. Es droht uns keine Gefahr, selbst wenn der Sturm noch ärger wird. Aber Geduld thut Noth. Vor Mitternacht ist an kein Fortkommen zu denken."

Ueber ihnen pfiff und heulte der Wind durch die Takelage und verwehte die Worte.

Robert wußte nicht, ob Minna ihn verstanden hatte, da sie ihm kein Zeichen gab. Er beugte sich zu ihr nieder und sah sie zusammenzucken.

„Lassen Sie mich, ich bitte Sie," stammelte sie kaum vernehmbar. „Ich, ich muß allein sein."

„Um Gotteswillen, fassen Sie sich, gnädige Frau. Wir sind gezwungen, hier neben einander auszuharren, ertragen Sie es ruhig. Bereiten Sie der elenden Dirne dort nicht den Triumph, Ihnen weh gethan zu haben. Muth, Frau Minna, glauben Sie mir, es wird Alles wieder gut. Georg irrt, — an Ihnen ist es, ihn wieder zurückzuführen. Es wird Ihnen gelingen, er liebt Sie ja. Ich sah es kommen. Aber konnte ich zu Ihnen, der Frau meines Freundes, gehen und sagen, daß Ihr Gatte . . . Nicht wahr, nein?

Noch heute Morgen hätte die Wahrheit Sie erschreckt, jetzt wird sie Sie beruhigen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, es ist Nichts vorgefallen, was Sie Georg nicht verzeihen können und gerne werden. Ich bin Ihr Freund, Frau Minne, bin's aus tiefstem, aufrichtigstem Gefühle. Glauben Sie, vertrauen Sie mir?"

„Ich glaube Ihnen. Aber Sie — werden Sie Georg verzeihen — sein Freund bleiben?"

„Ich? Was hätte ich Georg zu verzeihen? Ich verstehe Sie nicht!" —

„Nun, dieses Mädchen, Gina, Ihre . . . ."

„Ach, Sie glauben, Sie können das von mir glauben?“ Robert lachte bitter und schmerzlich auf. „Natürlich. Das liegt ja so nahe. Der Künstler und das Modell — ein kräftiger Mann und ein schönes, derbes Mädchen! Wenn's nur so weit stimmt, wer frägt danach, ob der Maler nicht etwa in seinem Herzen ein anderes Bild von Frauenliebe und Frauenwerth trägt, ob er nicht die Seele sucht auf den Lippen, die er küßt? Ein Künstler und ein Junggesell — der muß doch eine Geliebte haben, nicht, so sagt man doch? Wer könnte es ihm verargen? Nicht einmal eine anständige Frau, nicht einmal seine Freundin.“

„Herr Theier . . . .“

„Ah, Sie sind verletzt. Verzeihen Sie. Ich trage nicht allein die Schuld. Der Verdacht, den Sie geäußert, — war's frauenhaft, ihn zu hegen? Es sprach der Mann, Ihr Mann aus Ihnen!“

„Georg machte nie die leiseste Anspielung.“

„So thaten Sie mir doppelt weh. Mir war und ist das Mädchen Nichts, nicht einmal die Laune, das Spielzeug einer flüchtigen Stunde gewesen. Früher gleichgültig, ist das Weib mir jetzt verächtlich, zu niedrig selbst für meinen Zorn geworden. Und Sie, Frau Minne, selbst so gut und rein und fest, Sie wollen, weil Einer an Ihrer Seite strauchelt, den Ihre Hand, will's Gott, doch bald wieder auf den ebenen Pfad leiten wird, nicht mehr an Reinheit glauben?“

Auf's Neue stiegen Thränen in die Augen der jungen Frau. „Gut und fest und rein,“ flüsterte sie vor sich hin. „Ich war's. Und nun, mein Freund, leide ich! Und wie sehr!“

„Nicht lange mehr, Frau Minne, ich bürge für Ihren Sieg, für Ihren Gatten!“

Im Gewittergrollen und Windesbrausen ging Robert der schmerzliche Seufzer Minnas verloren: „Wer aber bürgt für mich?“

Die Wellen sprühten zuweilen über Deck. Das Schiff saß nicht allzu fest auf und ward vom jähen Anprall der Wasser hin- und hergeschleudert. Langsam begann es zu dunkeln, und mit der frühen Dämmerung schlugen die ersten schweren Regentropfen nieder.

Die junge Frau vermochte sich, selbst sitzend, kaum aufrecht zu halten, Robert hüllte die Zitternde in seinen Plaid und schlang ein Tau zu ihrer Stütze um den Mast und ihren Körper.

Der Gelehrte verfolgte die Bewegungen seiner Frau mit Unruhe. Robert trat zu ihm. Die Männer wechselten, so gut man beim Toben der Elemente sich verständigen konnte, gleichgiltige Worte. Endlich schwiegen die Menschen und lauschten dem Aufruhr von Meer und Lüften.

Gina war in die Schiffsluke zurückgekrochen, Schutz suchend vor den Regenströmen, die Männer bargen sich unter der Segelleinwand.

So vergingen Stunden, und die Nacht brach ein. Es wurde stiller. Kein Blitz, kein Grollen mehr. Nebel dampfte auf von der laulichen

Fluth, Nebelschleier senkten sich von oben entgegen und glätteten die aufhüpfenden Wogen, Nebel feucht und weich und warm, der den Regen erstickte, den Wind einschläferte und jedweden Laut abdämpfte; Nebel, der wie eine Schlange in die Falten der Kleider kroch, zum Körper drang, dort, wo das Gewand grenzte, sich am Lebenden hinabgleiten ließ, um erwärmt und gelöst abzutropfen. Trüb-röthlich flimmerte das schwache Laternenlicht der Bootsleuchte auf halber Masthöhe und an der Schiffsspitze. Ein feines Sandrieseln, kaum hörbares Reiben scharfer Kieselspitzen unter dem Schiffe zeigten das erste Schwellen der Fluth. Schläfrig, eintönig plätscherten die kurz abprallenden Wellen, fast unmerklich nur mehr schwankte das Boot.

Alles athmete erleichtert auf. Der alte Fischer suchte den bescheidenen Proviant hervor. Rohe Eier, graues Brod, ein Stück trockenen grünlichen Käses. Die Männer aßen.

Gina schlief auf den Tauen, Minna lehnte mit leiser Dankgeberde die spärliche Nahrung ab. Ihr Gatte versuchte die Besorgniß um ihre Gesundheit, Bedauern über die von ihr erlittene Angst in den letzten Stunden auszusprechen. Die junge Frau antwortete anscheinend ruhig, wenn auch mit unsicherer Stimme.

Sie hatte aus Roberts Worten Kraft, im allmählichen richtigen Erfassen der Sachlage Muth und Willen zum Guten, sich selbst wieder gefunden. Sie sah den ihr bestimmten Weg vor sich. Er war beschwerlich, sie würde ihn mit Schmerzen wandeln, aber sie wußte, daß sie ihn wandeln würde. Bis an's Ende.

Es war frostig gewesen während des Gewitters. Nun strich plötzlich ein lauer Hauch aus Süden, von Cherso herüber. Zuerst ein leises Ahnen, dann mählich wachsend zur Gewißheit, zum Erwachen aus der Erstarrung. Und mit der wohligen Wärme drang ein Zittern und Schwanken in die Nebelhüllen, die sich hier zu trennen, dort zu verdichten suchten, als sei in's Chaos ein mächtig Wort, ein „Werde" erschollen, und strebe nun Ungestaltetes nach Gestaltung. Auf des Südwinds Schwingen kam auch von fernher ein kräftig anschwellender Duft, als stände dort hinter den Wolkenschleiern ein ganzes Land in Blüthe, als zeuge jubelnd, vom Frühling umschlossen, die Erde ein neues Meer, ein Meer von schwellenden Knospen. Immer schmeichelnder umkoste die Bewegung die Stirnen. Langsam stieg die Fluth und brachte neue Töne, ein fremdartiges Rauschen und Flüstern in die Wasser.

Minna war aufgestanden und ging zwischen der Schiffsspitze und ihrem früheren Platze auf und nieder. Ihre Glieder waren steif, fast gefühllos, ihr Gewand durchnäßt, die Brust beklemmt, so daß manchmal der Athem stockte, doch fror sie nicht, Kopf und Hände glühten wie im Fieber. Welche Nacht! Und welchen Tagen ging sie entgegen! Die Erschöpfung zwang sie endlich, sich wieder niederzulassen, und sie that es am

äußersten Kielvorsprung des Schiffes. Sie schloß die Augen, aber im Innern tobte die wilde Jagd der Gedanken weiter. Gott sei gepriesen, Robert ahnte nicht, daß sie ihn liebte. Sprach er doch, daß Alles wieder gut werden, daß sie ihren Gatten wieder zu sich zurückführen würde. Sie schauderte bei diesem Gedanken. Wie war's nur möglich, daß sie sein Weib hatte sein können?

Noch war die Feuchtigkeit der Luft so dicht, daß man von einem Ende des Schiffes nicht zum anderen sehen konnte. Der Gelehrte kam zögernd in die Nähe seiner Frau. Sie schien zu schlummern. Er betrachtete sie eine Weile unentschlossen, ging dann zurück und sagte zu Robert: „Minna schläft. Ich weiß, sie hält mich für schuldiger, als ich bin. Hier ist nicht der Ort für eine Auseinandersetzung, und doch fühle ich, wie jede verrinnende Minute den Riß zwischen uns erweitert. Ich bitte Dich, wenn sie erwacht, sprich Du zu ihr, gut, versöhnlich, überzeugend. Sie hält viel auf Dich. Ich, — ich muß vor Allem wissen, was Gina hierher geführt hat. Von dem Alten ist Nichts zu erfahren. Er behauptet, es sei gegen seinen Willen geschehen, er wußte nicht, was sie beabsichtige."

„Du willst sie fragen?"

„Ich glaube, es ist nothwendig!"

„Ich nicht. Sie wird Dir nicht die Wahrheit sagen. Ein Weib wie Gina beißt sich eher die Zunge ab, als daß sie zugiebt, sie wolle sich rächen, weil sie verschmäht wurde!"

„Verschmäht, von wem?"

„Von mir, und wie sie zu glauben scheint, durch meine Schuld auch von Dir." Robert faßte mit beiden Händen die Rechte Georgs.

„Georg, wir sind Freunde, wenigstens gewesen. Ich habe Dich zu warnen versucht, Du hast mich als unberufenen Rathgeber abgewiesen. So schwieg ich denn und hoffte nur, wir würden noch rechtzeitig von hier fortkommen. Was zu erwarten war, ist leider nun eingetreten. Deine Frau weiß oder muthmaßt, wie es um Dich steht. Sie wird es schwer verwinden, aber sie wird es, wenn Du vor Allem Dich wiederfindest. Aber das Erste ist: fort von Abbazia. Nimm Dein Weib, Dein Kind in Deine Arme, und Du wirst den wüsten Traum vergessen. Auch ich reise, vielleicht schon morgen, aber nicht mit Euch. Ein Dritter, Wissender, wäre eine peinliche Schranke. Georg, Deine Frau ist ein seltenes, ein herrliches Geschöpf. Verdiene Dir das Glück, das Du bisher genossen und an ihrer Seite noch genießen wirst. Ich bitte Dich, um Deinetwillen, um Deiner Frau willen, die durch Dich leidet, reise, sobald als möglich!" Georg erwiderte den Händedruck. „Du hast Recht. Ich danke Dir!"

Die Männer traten auseinander, Georg beschämt, unruhig, mißtrauisch gegen sich und Andere, — Robert schmerzlich bewegt, aber fest entschlossen, der Freundin mit Ausnahme seiner Liebe ehrlich seine Ansicht

über die Sachlage zu sagen und dann von ihr Abschied zu nehmen. Es ward ihm schwer. Er mußte ihr wehe thun, ihr Zartgefühl verletzen. Aber da sie nun einmal sich Alle in einer außergewöhnlichen Lage befanden, würde sie auch Außergewöhnliches leichter anhören können.

Schärfer und anhaltender wurde das Sandrieseln unter dem Boote; bereits spülten Wassertheilchen die Hindernisse um den Bug hinweg. Mählich hob sich auch der Wind zu Segeltreibkraft, und der alte Schiffer begann die feuchte schwere Leinwand emporzuziehen.

Minna öffnete beim Nahen von Roberts Schritten die Augen. Das unsichere Laternenlicht fiel auf seine kräftige Gestalt und die offenen, wohlgeformten Züge, auf denen jetzt tiefer Ernst lag.

„Wollen Sie mir Gehör schenken, Frau Minne? Es ist wohl für lange Zeit das letzte Mal, daß ich allein und so zu Ihnen sprechen kann, wie mir's um's Herz ist!"

„Sie verlassen uns?"

„Nach dem, was heute vorfiel, noch früher, als ich beabsichtigte. Daß ich nicht mit Ihnen weiterreisen würde, hatte ich schon beschlossen. Ich zauderte, es Ihnen mitzutheilen, und suchte nach einer passenden Gelegenheit. Hören Sie mich nun ruhig an. Lassen Sie mich reden, nicht als Mann zur Frau, nicht als Freund zur Freundin, sondern als Mensch zum Menschen, ohne Rückhalt, ohne Vorurtheil. Es hängt von Ihrem richtigen Erfassen der Lage vielleicht ihr Lebensglück ab. Sie sind eine verheirathete Frau, haben Vieles gelernt und gelesen und stehen weit über dem geistigen Niveau Ihres Geschlechtes. Ich habe nie ein weibliches Wesen kennen gelernt, das Ihnen gleichkam. Ich schmeichle nicht. Ich bin kein Verstandesmensch, aber ich habe immer getrachtet, meine eigenen und die Empfindungen Anderer richtig zu verstehen. Wenn mir's je gelang, so ist es jetzt. Darf ich offen sein?"

„Ich bitte darum, mein Freund!" Und die junge Frau lauschte, den thränenmüden Kopf an die Schiffswand gelehnt, in der milden, feuchten, geheimnißvoll-schöpferischen Lenznacht den gedämpften Lauten der geliebten Stimme und ahnte nicht, mit welch' selbstverleugnender Beherrschung ihr Freund sein pochendes Herz zum Schweigen und die ruhigen, fast kühlen Worte über die bebenden Lippen brachte, während sie selbst zum Himmel um Kraft flehte, ihre Liebe und ihren Schmerz ihm verbergen zu können.

„Es kommt tausendfach im Leben vor," begann Robert, „daß der Mann seiner Frau untreu wird, sei's aus Sinnlichkeit oder leichten Sinns, aus wirklicher Leidenschaft, aus ‚Caprice für die Eine' oder blos aus Hang nach Abwechslung, da ihm, mit oder ohne ihre Schuld, die Gattin mit der Zeit reizlos, gleichgiltig oder gar lästig wird. Die Gesellschaft, wie sie einmal ist, geht mit leichtem Lächeln über die Thatsache, die in ihren Augen keinerlei Bedeutung hat, hinweg, und neunundneunzig der ge-

kränkten Frauen finden sich schließlich in ihr Schicksal. Bei Ihnen verhält es sich anders. Georg ist nicht leichtfertig, noch weniger Ihrer überdrüssig. Er liebt keine Andere, er verehrt und schätzt Sie höher als je. Sie haben bis jetzt in glücklicher Ehe gelebt, so glaubten Sie. — Sie irrten Beide. Sehen Sie mich nicht so erschrocken an; es ist nicht grausam von mir, Ihnen diesen schönsten Wahn zu rauben. Im Gegentheil. Man kann nicht verlieren, was man nicht besaß. Um was trauern Sie also? Sie entbehrten nicht, was Sie nicht kannten. Sie meinen, das sei auch Glück? Nein, Frau Minne. Man kann in allen anderen Dingen Diogenes sein und in der Tonne selig werden, in Herzensangelegenheiten ist Bedürfnißlosigkeit kein Glück. Vom ersten Augenblicke an, da ich Sie sah und für Georgs Schwester hielt, ich erinnere Sie daran, als ich die merkwürdige Uebereinstimmung Ihrer Anschauungen, Ihrer Ausdrucksweise wahrnahm und mit warmem Interesse Ihr Zusammenleben beobachtete, wußte ich, daß Ihr eheliches Verhältniß nicht immer so bleiben würde!"

„Warum nicht?"

„Weil in Jedem von uns der Trieb nach Ergänzung lebt, weil in der Ehe zwei ungleiche Hälften ein Ganzes ausmachen, weil es des Wirkens von positiver und negativer Elektricität bedarf, um den zündenden Funken entspringen zu lassen. Sie sind — speciell für Ihren Gatten — zu wenig Weib, er für Sie zu wenig Mann gewesen. Zwischen Ihren und seinen Eigenschaften besteht qualitativ fast kein Unterschied, nur bei ihm, dem Manne, eine kräftigere Entwicklung derselben. Sie wissen, daß durch die ganze Schöpfung das Princip der Stoffmischung geht, daß das Erhalten der Gattung auf die Dauer nur durch Einführung fremden Blutes möglich ist. Daher das tiefbegründete Verbot der Geschwisterehen, das Unheilvolle der Verbindungen von Verwandten. Sie sind nun allerdings nicht verwandt, aber mag es nicht unter Umständen dieselbe Wirkung ausüben, wenn durch einen seltenen, merkwürdigen Zufall zwei Menschen eine derartige Aehnlichkeit besitzen, wie Sie und Georg? Wenn man Ihr Blut, Ihre Nervenzellen chemisch prüfen, Ihr Gehirn analysiren könnte, ich wette, man würde kaum eine Differenz wahrnehmen. Und das Ungesunde eines solchen Verhältnisses sollte sich nur auf den Körper beschränken, da doch die geistigen Kräfte aus dessen Functionen resultiren? Gewiß nicht! Es giebt auch geistigen Incest, der dann natürlich wieder schädlich auf den Körper zurückwirkt."

„Um Gottes Willen, wohin . . .?"

„Ich will Ihnen nicht weh thun, Frau Minne, aber sehen Sie Ihr Kind an, dies überzarte Wesen, das fast wie ein verirrtes Engelchen auf Erden weilt, in dessen großen traurigen Augen nicht der Kinderübermuth aufjubelt: ‚Ich bin da!' sondern die bange Frage steht: ‚Warum bin ich eigentlich da?' Das ist ein Kind der Pflicht, Frau Minna, nicht der Liebe. Georg ward aus der Studirstube heraus Ihr Gatte, er führte sich an Ihnen einen Genossen, einen Mitarbeiter dorthin zurück. Sie lebten

sich immer mehr in die gleiche Gedankenwelt ein, kein fremder Laut drang in diese künstliche Abgeschiedenheit, — und so blieben Sie Beide jahrelang innerlich unverändert, wie in manchen Gewölben die Zeit spurlos an den Todten vorübergeht. Aber es bedurfte nur eines äußeren Anlasses, des Heraustretens aus den gewohnten Verhältnissen, um eine Aenderung herbeizuführen. Sie treten Ihre Reise an. Die Bücher, die Zahlen, die Teleskope bleiben daheim; von den kalten Höhen des Sternenhimmels, wohin Ihr Blick zu schweifen gewohnt, fällt er nieder auf die warme, blühende Erde, und der Gelehrte fühlt sich . . . Mensch.

In dieser Zeit des Rückschritts vom Mann zum Jüngling, genau so sturm- und drangvoll wie der Uebergang vom Knaben zum Jüngling, mit dem Zaubertrank erwachender Sinne im Leibe sieht Georg Helenen in . . . Gina, weil zufällig das erste Weib, welches ihm nur als solches entgegen tritt, Gina ist. Ob sie, ob eine Andere, ob heute oder morgen, es wäre immer dasselbe gewesen.

Aber Georg weiß, was er sich und Ihnen schuldet. Er giebt sich nicht widerstandlos gefangen. Er kämpft; er möchte am liebsten, wie er gewöhnt ist, Ihnen Alles sagen, bekennen. Aber Sie sind seine Gattin, die Mutter seines Kindes, sein Heiligthum!

Er sucht dennoch, schweigend, Schutz bei Ihnen.

Sie verstehen ihn nicht, — wie könnten Sie auch? Zum ersten Mal fühlt Georg, daß Ihre Wege auseinander gehen. Er leidet, körperlich und geistig, und Sie, Sie bemerken es nicht einmal, — Sie, die sonst jede Regung mit ihm theilten.

Das kränkt, das empört ihn, und er kommt so weit, einen Theil seiner Schuld Ihnen aufzubürden. Wie ist es aber auch möglich, daß Sie Ihre klare Beobachtungsgabe, Ihren ruhigen Blick verloren haben?"

„Genug, genug, mein Freund, ich beschwöre Sie . . ."

„Nein, Frau Minne, es ist nicht genug, daß Sie wissen, wie es um Georg steht, Sie müssen auch in sich selber hellsehen, denn die größere Gefahr für Ihr künftiges Glück liegt in Ihnen, nicht in Georg. Wie kommt es, frage ich Sie, daß Sie nicht bemerken, was in Ihrem Gatten vorgeht? Sie sind zu viel mit sich selbst beschäftigt, Sie sind nicht mehr, die Sie waren. Täglich und stündlich entdecken Sie eine Wandlung an sich, die Sie erschreckt und zugleich beseligt, ein Räthsel, das doch so einfach und wonnig zu lösen wäre."

Minna sprang auf — sie konnte, sie wollte nicht weiter hören. Aber mit sanfter Gewalt hielt der Freund sie zurück. Vom Kiel, in rascher Fahrt des flottgewordenen Schiffes, sprühten die Tropfen auf. Man war auf gutem Wege. Robert fuhr fort:

„Sie, Georg so ähnlich, folgen ihm auch nun, unter gleichen äußeren Verhältnissen, auf gleichem Pfade, nur daß beim Manne die Sinne sprechen, bei Ihnen das Herz, daß er den ganzen Weg schon zurückgelegt hat, an

dessen Beginn Sie zögernd innehalten. Georg sucht nur Genuß und findet ihn leicht; Sie aber wollen lieben, kindisch thöricht und doch heiß, bald mit Jauchzen, bald in Thränen, aufopfernd, selbstvergessen, wie das wahre Weib liebt. Sie können gar nicht anders, Sie müssen eines Tages lieben. Aber noch sind Sie nicht so weit, denn Sie sind Dem noch nicht begegnet, der Ihnen würdig erscheint, so geliebt zu werden. Seien Sie aufrichtig, habe ich Recht, Frau Minne?"

Die junge Frau preßte krampfhaft die Hände ineinander und grub, den Schmerz fast wohlthätig empfindend, die Zähne in die Lippen, daß ein heller Blutstropfen hervorquoll, langsam über das Kinn und den schlanken Hals träufelte und unter dem Gewandsaum verschwand. Sie hätte ihr Leben hingegeben, ihm einmal, einmal nur sagen zu dürfen: Du irrst — ich liebe Dich, liebe Dich schon längst, heiß, thöricht und selbstvergessen. Aber sie bezwang sich und erwiderte tonlos: „Ja, Sie haben Recht!"

„Ich sagte vorhin, daß die größere Gefahr in Ihnen liege. Ich bleibe dabei. Nehmen wir an, daß Georg in der That Ihnen untreu geworden wäre. Sein Herz war dabei nicht im Spiele, — er erwacht aus dem Taumel und ist geheilt. Er hat nie aufgehört, Sie zu ehren, ein guter Vater zu sein. Die Familie, dieser kleine Staat im großen, wird durch eine vorübergehende Untreue des Mannes nicht erschüttert. Der Regent war nur eine Zeit lang außer Landes.

Sie, die indeß mit weiser Hand die Zügel der Regierung ergriffen, würden Sie, über die Ursachen seiner Verirrung aufgeklärt, nicht Seelengröße genug besitzen, dem Reuigen zu verzeihen? Gewiß. Es ist Ihre Pflicht.

Aber mit der Pflicht allein ist weder Georg noch Ihnen Genüge gethan. Bei Ihrer Eheschließung waren alle guten Geister Zeugen bis auf den wichtigsten, so wie man zu Dornröschens Taufe alle Feen, bis auf eine bat. In Ihrem Bunde war keine Natur, und das läßt sich diese nicht gefallen. Sie rächt sich und spricht in Ihnen . . . zu spät.

Ein vollkommen berechtigtes Begehren nach Lebensfreude wird nun zur Schuld, obwohl Ihr Unrecht nicht darin besteht, daß Sie jetzt lieben wollen, sondern daß Sie früher ohne Liebe Ihrem Gatten angehörten. Aber Sie haben Charakter, Grundsätze. Eine Pflichtverletzung ist für Sie etwas Undenkbares.

Sie gehören zu denen, die sich nur einmal geben.

Sie kämpfen also nicht einmal. Der Sieg gehört Ihnen im Voraus. Aber Sie sind Mutter geworden, ohne Weib gewesen zu sein. Diese Stunde ist Ihnen das Leben schuldig geblieben, und wenn Sie selbst es sich auch nur halb eingestehen, dies Bewußtsein bleibt als leise schmerzende Wunde in Ihnen zurück, manchmal nur des Nachts wie ein tieftraurig Traumgebild aufsteigend.

Sonst aber, im hellen Tageslicht freuen Sie sich Ihrer Festigkeit,

und damit kommt eine Art Stolz über Sie. Sie haben gelitten, entsagt, während Ihr Gatte unterlag. Sie fühlen sich ihm überlegen, und das ist das Schlimmste, denn Frauen bewegen sich gern zwischen Extremen. Wo sie nicht anbeten können, verachten sie. Thun Sie's nicht, Frau Minne. Bedenken Sie, um wie viel leichter es dem Weibe ist, sich zu beherrschen als dem Manne, um wie viel größer daher seine Schuld, wenn es fällt. Tugend allein ist nur wahr. Seien Sie demüthig, und sie wird auch schön sein."

„Was also soll ich thun?"

„Vor Allem eine offene, ehrliche Aussprache mit Georg, und dann so bald als möglich fort von hier. Wenn nichts Uneingestandenes mehr zwischen Euch liegt, nach einigen Tagen etwa, trennen Sie sich von Georg, geben Sie für Ihre Person die italienische Reise auf. Sie werden sie später einmal, in der Lebensherbstruhe machen. In Ihrer jetzigen Gemüthsstimmung Italien im Frühling sehen, wäre ein nur immer tiefer Hineingerathen in das, was Sie vor Allem fliehen sollen. Sie können sich vor Schmerzen nur bewahren, wenn Sie vermeiden, daß Ihr Traumbild Leben bekommt. Kehren Sie mit Ihrem Kinde in die Heimat zurück, spinnen Sie sich förmlich ein in die gewohnten Verhältnisse, in die Arbeit, in irgend ein Studium. So werden Sie am leichtesten Ihre Ruhe wieder erlangen. Dann, wenn der Sommer kommt, gehen Sie in den Norden, wo das Meer zerstört, was der Fleiß geschaffen, oder in's Gebirge, wo die Menschen darben und dem unwirthlichen Boden die spärliche Nahrung abringen. Seh'n Sie sich dann in den übervölkerten Städten den Kampf um's Dableiben einmal in der Nähe an, und was noch von Selbstsucht in Ihnen war, wird schwinden, und Ihr Herz wird voll sein von einer großen heiligen Liebe, — dem Mitleid!"

„Und Georg?"

„Der soll reisen, je länger je besser, soll mit tausend Augen sehn, und mit tausend Ohren hören, soll Alles, was schön und herrlich und freudig ist auf dieser Welt, in sich aufsaugen und aufspeichern. Er soll brausen, schäumen, leben, genießen, dann sich klären, läutern, reifen. So kehrt er Ihnen als ein Verwandelter zurück, innerlich und äußerlich gefestigt, ein ‚Wissender', wie's der Mann sein soll. Und, so wie Jedes von Euch nach einer anderen Richtung hin sich entwickelt und vertieft hat, werden Sie Eines am Andern viel Neues und Liebes entdecken. Er wird zum zweiten Male, und anders als vorher, um Ihr Herz werben, und Sie, Frau Minne, Sie werden im Gatten den Geliebten finden, auf den Sie geharrt. Nicht wahr, so soll, so wird es sein?"

Minna vermochte nicht zu sprechen. Sie legte nur ihre Hände in die seinen.

„Und Sie, mein Freund?"

„Ich werde Sie vielleicht nach Jahren wiedersehen und mich dann

Ihres Glückes freuen. Bis dahin laß' ich mich wieder vom Meer und Schicksal treiben. Die Festlandsluft bekommt mir nicht. Und nun nicht verzagt, Frau Minne, auch diese trübe Nacht geht zu Ende. Fühlen Sie nicht, wie wir schon dem Lande zutreiben? Bald werden die Lichter von Abbazia aufflimmern." Damit verließ Robert die junge Frau. Schweiß stand auf seiner Stirn; er war mit seiner Kraft zu Ende.

Währenddem hatte der Gelehrte sich über die Luke gebeugt und die schlafende Gina betrachtet. Er wollte sie wecken, sie befragen. Er vermochte es nicht. Auf's Neue erregt durch den Reiz der Schlummernden, dünkte ihm das schöne Mädchen weit begehrenswerther in der Ruhe, den weich gelösten Linien des schmiegsamen Körpers. Er vergaß die Thränen seiner Frau, den Rath Roberts. Als Gina endlich erwachte und einen mehr schadenfrohen als verwunderten Blick auf ihn richtete, flüsterte er: „Gina, ich habe mit Dir zu reden. Aber nicht hier, nicht jetzt. Wo kann ich Dich sehen?"

„Ihr könnt ja zu uns kommen, wenn's Euch beliebt."

„Wann bist Du allein?"

„Ei, der Tausend, ist's ein so großes Geheimniß . . ."

„Gina, ich beschwöre Dich, nur das eine Mal. Du sollst haben, was Du verlangst. Bedenk', ich bin morgen den letzten Tag hier."

Sie richtete sich heftig auf. „Wieso?"

„Nun, wir reisen übermorgen."

„Cosi presto?" Sie lachte lautlos in sich hinein, und ein unheimliches Leuchten brach aus ihren halbgeschlossenen Augen.

„Schon übermorgen? Da muß man sich freilich beeilen!"

„Also Gina, morgen Abend . . ."

„Ja, wenn nicht Franzio . . ."

„Er soll nicht, hörst Du? Du wirst das einzurichten verstehen."

„Ich werde es," und wieder lachte sie höhnisch auf. „Gut also, kommt in der Dämmerung, aber jetzt genug, entfernt Euch."

Man näherte sich dem Ufer, das Boot stieß an's Land. Es war weit über Mitternacht. Der Alte und Gina blieben, um auf dem Schiffe nach Ika heimzukehren, die Anderen trennten sich fast wortlos.

Der nächste Morgen brach an, grau und stürmisch; erst gegen Mittag klärte sich der Himmel. Das Meer wurde wieder blau, und die Sonne strahlte.

Robert hatte bis zu den Nachmittagsstunden an Minnas Bild gemalt, es vollendet und dann sorgsam in eine eigens hierfür bestimmte flache Kiste gepackt. Auch seine übrigen Skizzen und Entwürfe waren untergebracht, mit Ausnahme seiner „Perle", für die ihm der Raum fehlte. Er stellte deshalb das Bild auf die Staffelei und gedachte es Abends vom Blindrahmen zu lösen. Da er seit Wochen keinen Pinsel daran gesetzt hatte, war es trocken geworden und konnte ohne Schaden gerollt und

zu oberst im Koffer gelegt werden. Jetzt hatte er keine Lust dazu. Der Kopf schmerzte ihn, er war abgespannt, ermüdet, bewegungsbedürftig. Er schrieb an Georg Abschiedsbriefe, und daß er am anderen Tage mit dem Frühesten Ika verlasse. Den Brief nahm er mit sich und übergab ihn einem Jungen, der auf der Straße spielte, zur Besorgung. Er wollte sich von Minna nicht persönlich verabschieden. Es war besser so. Aber den Strandweg wollte er noch einmal gehen, bis zur Stelle, wo man Abbazia erblicken konnte, wo er ihr das erste Mal begegnet war. Das sollte sein Abschied sein. Er gestattete es sich wie eine Belohnung. Zuerst frug er nach der Abfahrtszeit des Dampfers, dann fiel ihm ein, daß möglicherweise auch Georg sich zur Reise entschlossen und dieselbe Fahrgelegenheit benützen könne. So bestellte er einen Karren für sein Gepäck und wollte bei Tagesanbruch, wie er einst gekommen, zu Fuß über die Berge nach Fiume. Er blieb eben, ob leichten, ob schweren Herzens, der „Wanderer". Sollte es wirklich auch bei ihm heißen: dort, wo Du nicht bist . . . Mit diesem Gedanken betrat er den Meeressaumpfad.

Der alte Schiffer hatte den Vormittag verschlafen und entschädigte sich später in der Osteria für die gezwungene Nüchternheit des vergangenen Tages. Gina hatte sich bis zu Roberts Weggang ruhig verhalten. Nun schlüpfte sie über die Schwelle und lief zum Hafen, wo Franzio mit dem Ausbessern eines Bootes beschäftigt war. Bald darauf verließ er seine Arbeit. Man sah das Paar unter lebhaften Wechselreden hin- und hergehen, dann folgte der Bursche dem Mädchen in's Haus.

Dort erhoben sich streitende Stimmen. Die Nachbarn waren es gewohnt, daß es beim Flickschuster zuweilen drunter und drüber ging. Man achtete nicht darauf.

Gina verlangte wie gewöhnlich Geld von Franzio. Er hatte keines. Die Woche war noch nicht um, der Padrone schuldete ihm den Arbeitslohn. Gina wußte das; darum hatte sie begehrt.

„So geh' Deiner Wege. Was hab' ich von Dir? Noth und Elend und Prügel vielleicht einmal, wie bei meinem Vater. Du bist ein Faulenzer, ein Säufer. Zehne für Einen finde ich solche wie Dich —, und auch noch Bessere. Sie heißen mich nicht umsonst „la bella!"

„Gina . . ."

„Che cosa? Da schau her, dieses Tuch, diese Ohrgehänge! Hast Du mir je so was gegeben, wirst Du's je einmal?"

„Wer hat Dir das geschenkt?"

„Kümmert's Dich vielleicht? Bist noch nicht mein Mann und wirst es auch nicht, nein, nie, hörst Du?"

„Reiz' mich nicht, Dirne, oder . . ."

„Was, oder? . . . Du willst mir drohen, Du? Das fehlte noch. Wer bist denn Du? Ein hergelaufener Lump, dem's durch die Löcher in der Tasche regnet. Nicht einmal einer aus dem paese; ein Streitsucher,

mit dem's kein Herr und kein Knecht aushalten kann. Nein, da bin ich mir zu gut dafür. Wenn ich heirathe, will ich eine reiche Frau werden. Basta. Und es hat's mir auch schon Einer versprochen."

„Den möcht' ich sehen!"

„Wirst es auch, wenn ich mit ihm fortfahre."

„Elende, das wirst Du mir bezahlen. Wer ist's?"

„Werd' mich hüten, Dir's zu sagen!"

„Sag's oder es geht Dir schlecht!"

„Na, der Maler, wenn Du's durchaus wissen willst. Und ich lieb' ihn auch . . ."

„Nicht wahr ist's. Wenn's so wäre, würdest Du es Dir nicht zu sagen trauen. Du lügst!"

„Was, ich lüge? Dummkopf, da schau her!" Sie drückte an der Thür, die nur leicht eingeklinkt war, und Roberts Zimmer stand offen. Gina hatte, bevor sie Franzio aufsuchte, in dem Raume umhergespürt und gesehen, daß ihr Abbild auf der Staffelei stand. Sie war des Effectes sicher. Mit wildem Triumphe wies sie darauf hin. „Da schau her, so bin ich vor ihm gestanden, nicht einmal, zwanzig Mal. So hat er mich gesehen und gemalt und geküßt — und ich ihn wieder . . ."

„Brutta bestia!" und wie ein katzenartig Raubthier fuhr der Bursche nach des Mädchens Kehle. Dieses aber wich ihm geschickt aus, und als er seinen Angriff erneuern wollte, schleuderte ihn das Weib kräftig zurück und höhnte: „Glaubst Du, ich fürchte mich vor Dir? Feigling! Ja, gegen Weiber hast Du Courage — aber den Mann läßt Du wohl ruhig laufen — was?"

Ehe der Wuthschäumende sich fassen konnte, war Gina bei der Thür hinaus, hatte diese hinter sich zugeschlagen und den schweren Riegel vorgeschoben. „So, nun tobe Dich aus nach Belieben. Bis ich wieder zurückkomme, wirst Du wohl fertig sein? Vielleicht läßt Dich auch der Vater früher heraus, wenn er zufällig nach Haus kommt . . . oder der Maler."

Gelassen stieg sie über die Treppe und setzte sich auf die Stufen vor der Hausthür, ohne sich um das Toben des Eingesperrten zu kümmern, der unter wilden Flüchen an der Thür rüttelte. Aber mochte auch der Wind durch die klaffende Spalte ziehen und das Schloß nur lose hängen, der vorgeschobene Riegel hielt fest und die alten Eichenbohlen wankten nicht, selbst als Franzio mit seiner ganzen Kraft sich dagegen stemmte. Der Bursche lief zum Fenster. Stockhoch die glatte, feuchte Mauer, dann Felsengrund, auf der andern Seite das Meer, und er war, wie alle Fischer, kein Schwimmer. Sie lernen es absichtlich nicht. Aus Aberglauben.

So blieb ihm also wirklich Nichts übrig, als zu warten. Er sah um sich. Das Zimmer war kahl, um ihn standen die mit des Fremden Eigenthum gepackten Kisten. Es war richtig, der Maler reiste ab, vielleicht

schon morgen, und Gina mit ihm. Ja, wenn er, Franzio, nicht wäre! Er sann. — Plötzlich fuhr's wie teuflische Freude über sein Gesicht. Er stellte sich hart an die Thür, so daß diese, wenn sie geöffnet würde, ihn decken mußte, und lehnte sich an die Wand. So harrte er geduldig, lautlos, regungslos.

Während Robert am Meeresstrand gegen Osten schritt, neigte sich die Sonne zum Untergang. Er wandte sich, den Anblick zu genießen, um. Als er, halb geblendet, die Augen wieder nach der alten Richtung lenkte, bog eine Frauengestalt um die Felsenecke. Er sah ein weißes Kleid, ein zartes, blasses, müdes Antlitz und ein Paar feucht dunkelnde Augen. Minna stand vor ihm. Sie hatten nicht gesucht sich zu treffen. Nun es so gekommen, erschien es Keinem wunderbar; eher, als hätte es so sein müssen. Sie versuchten gar nicht eine Ueberraschung auszusprechen, die sie nicht empfanden. Ihre Hände fanden sich. Dann blickten Beide stumm über die stahlfarb-schimmernde Fläche bis zu den rosigen Wölkchen am Horizont, hinter denen das Tagesgestirn sich senkte. Noch einmal flammte es mächtig auf im Feuerzauber, und in dieser erhabenen Leichenfeier begruben die zwei einsamen Menschen am Meeresstrande ihre Jugend und ihre große Liebe.

Minna brach von dem Lorbeerbaum, der neben ihr grünte, ein kleines Reis. Aus den glänzenden Blättern lugten neben dunklen Fruchtbeeren zarte, fast farblose Blüthen. Der Lorbeer spottet des Wechsels der Jahreszeiten. „Nehmen Sie, theurer Freund, und gedenken Sie meiner und dessen, was wir einander verdanken. Diese kleinen Blüthen werden verwelken, die Früchte verdorren und abfallen. So verschwindet das Vergängliche, die Illusion. Aber Sie haben mich zuerst gelehrt, was wahr und schön ist in uns, das ist unvergänglich. Erinnern Sie sich dessen, wenn Sie das Zweiglein einst nach Jahren in einem alten Buche finden, in das Sie es gelegt, dorthin, wo ein gutes, helles Wort zu Ihrem Herzen sprach. Und wenn Sie, des Wanderns endlich müde, ein trauliches Heim, eine liebe Frau gefunden haben, und einmal Ihr Sohn, so wie einst Sie, voll Jugendkraft und Frische in die Welt hinausstrebt, dann senden Sie ihn mir, falls ich noch am Leben bin. Ich will ihm einen Schatz mit auf die Lebensreise geben. Ich werde ihm erzählen, was sein Vater war, was er mir gewesen."

„Minna!"

„Leben Sie wohl, mein Freund. Sprechen Sie nicht. Sehen Sie mich noch einmal an, so! Und nun: Gott segne Sie."

Bläuliche, langgestreckte Schatten flogen über das Meer und die Felsen. Ein Frösteln lief über die Erde. Robert blickte der Geliebten nach, wie fern und immer ferner das helle Gewand vom Dämmerschein sich abhob, wie sie noch einmal zurückblickte und ihn grüßte. Und dann . . . Nichts! Nach einem grellen, so schneidenden Wehgefühl, daß der

Mann vor seiner eigenen Leidensfähigkeit erschrak, eine entsetzliche gähnende, trostlose Leere, eine grauenhafte Leere, welche die Brust beklemmte und den Athem stocken ließ, ein solcher Abgrund zwischen ihm und ihr, daß er wie taumelnd, Halt suchend, die Arme emporstreckte und in krampfhaftem Umfassen den schlanken Stamm des Lorbeers zu sich niederbog, in den starren, herbduftenden Blättern die wirre Stirne barg. Einsamkeit! Einsamkeit! Er sprach das Wort vor sich hin, als habe er es nie gehört. Er war nie einsam gewesen. In diesem Augenblick verstand er, was das bedeute, jetzt, da die geliebte Frau den Inhalt seines Lebens mit sich nahm und er allein zurückblieb.

Es war Nacht geworden, als er durch Ika schritt. Hin und wieder ein vereinzelter Lichtstrahl durch das Fenstergitter lugend, in der Schänke wüstes Lärmen, ein unfläthig Lied von einer heiseren, trunkenen Stimme begonnen, erstickt im Qualm einer umgestoßenen Oellampe aus der offenen Küche, wo die Padrona über der knisternden Scheiterflamme ein schwarzes mageres Huhn sengte und die schlumprige Magd im Spülicht rührte. Widerlicher Brodem von verbranntem Haar und brenzligem Fett. Auf den Straßen Ruhe. Dunkel und Stille in dem Hause, welches Robert betrat.

Er entzündete ein Streichholz, um über die Treppe zu finden, oben ein zweites, bei dessen Scheine er den vorgeschobenen Riegel wahrnahm. Er zog denselben zurück. Das Hölzchen erlosch, er warf es von sich, stieß die Thüre auf und trat ein. Einige Secunden später ein Geräusch hinter ihm, ein Sprung, eine Hand, die sich in seine Schulter krallte, das Gefühl von etwas Eisigem, das an seinem Nacken hinabglitt, dann plötzlich eines Schmerzes. Ein dumpfer Schrei, ein schwerer Fall, ein polternd Flüchten über die Treppe und Zuschlagen des Hausthores und wieder Stille.

Roberts Zimmer gegenüber wurde eine Thür aufgerissen. Aus Ginas Kammer brach Lichtschein. Auf der Schwelle stand verwirrt, erschreckt, ohne jede Ahnung des Vorgefallenen, der Gelehrte. Gina hatte ihn erwartet, er war gekommen. An ihm vorbei drängte sich das Weib, dessen Gewandstücke am Boden verstreut umherlagen. Sie leuchtete vor sich hin. Robert war rücklings gefallen, mit Kopf und Schultern in den Flur hinaus. Der helle Stoff seines Oberrockes war bereits völlig mit Blut durchtränkt; ein breiter rother Streif senkte sich über die Treppenstufe und gerann dort mit lagerndem Staube zu mißfarbenen Klümpchen.

Das Messer war in der Wunde stecken geblieben.

„Lauft um Hilfe!“ schrie Gina, „was steht Ihr da? Er stirbt . . . . .“

Georg stürzte davon. Er begriff nicht. Robert tödtlich getroffen vor seiner Thüre, indeß er, Georg, bei Gina . . . Seine Zähne schlugen wie im Fieber aufeinander. War's der Vater, war's der Bräutigam gewesen? Hatte der Ueberfall dem Professor gegolten und Robert nur irrthümlicher

Weise getroffen, büßte der Freund fremdes oder eigenes Verschulden? Hilfe suchen? In Ika giebt es keinen Arzt. Man müßte einen solchen aus Abbazia holen, oder noch besser, Robert aus dem Unglückshause fort und dorthin bringen. In der Osteria sind noch Leute. Wenn er nur den Transport aushält, überhaupt noch lebt!

Georg schlug Lärm. Man eilte herbei und folgte ihm.

„Ein Unglück ist geschehen!"

„Wo?"

„Wo wird's sein? Beim Schuster!"

„Der sitzt in der Schänke."

„Ja, aber die ‚Schöne' ist daheim."

„Sie haben den Fremden erschlagen, der dort wohnt!"

Eines schrie's dem Andern zu, man klopfte die Schlafenden heraus. Ganz Ika war auf den Beinen.

Oben im Hause war Gina allein bei dem Verwundeten geblieben. Robert versuchte mühsam und vergeblich, sich aufzurichten.

„Das Messer," stöhnte er qualvoll.

Gina beugte sich über ihn, stützte seinen Oberkörper, wendete ihn seitlich und zog mit kräftigem Ruck das Messer aus der Wunde. Ein Blutstrom folgte. Robert sank in Ginas Schooß zurück, ein Schleier legte sich über seine Augen. Das Schmerzgefühl wich, das Bewußtsein schwand allmählich.

Achtlos warf Gina das Messer bei Seite. Was lag ihr daran, wenn man es fand und als Franzios Eigenthum erkannte. Der Bursche sollte sehen, wie er sich herauslog. Wenn nicht, desto besser. In's Zuchthaus mit ihm. So war sie ihn los.

Robert aber sollte nicht sterben. Nein, nur das nicht. Wohl hatte sie sich rächen wollen an ihm und der Frau, die er liebte, um derentwillen er sie von sich gestoßen. Sie hatte der Frau den Gatten entrissen und Franzio gegen Robert gehetzt. Aber nun, da die That geschehen, faßte sie ein Schauer. Mit bebenden Fingern erweiterte sie den Riß in Roberts Rock und suchte mit dem Linnen, das sie als einzige Hülle am Leibe trug, das Blut zu stillen. Sie lag auf den Knien, Roberts Kopf an ihre Brust gebettet und hielt mit den Händen die klaffende Wunde zusammengepreßt, während sie schluchzend sinnlose, verworrene Gebete stammelte und ihr der Angstschweiß auf der Stirne stand.

Endlich kam Georg zurück, mit ihm die murmelnde Menge, die Flur und Treppen füllte. Ginas Vater, durch den Schreck ernüchtert, entsann sich eines seiner Zeit auf den Schiffen gebräuchlichen Nothverbandes. Er zerschnitt Tücher, die man in Roberts Zimmer fand, zu Streifen. Ein Nachbar lief, von Georg instruirt, nach Abbazia voraus, um den Arzt zu benachrichtigen; Andere holten die Bahre aus der Todtenkammer. Roberts Brust hob sich schwer in krampfhaften Athemstößen. Als man ihn auf

Kissen, mit diesen auf die Bahre hob, trat röthlicher Schaum auf die Lippen. Die Augen waren geschlossen. Er röchelte.

Der Zug setzte sich in Bewegung; voran der Landjäger, der zufällig auf einem Streifzuge in Ika gewesen und nun nach Fiume ging, von dem Vorgefallenen gerichtliche Meldung zu erstatten, Georg nebenher wie ein Schlafwandelnder. Das halbe Dorf folgte.

Man mußte Gina, die sich wie eine Rasende geberdete, mit Gewalt zurückhalten.

Als man in Abbazia anlangte, lag Robert in tiefer Ohnmacht und gab kein Lebenszeichen.

Der Arzt stand vor dem Hôtel Stefanie: Der Director verweigere aus Rücksicht auf seine übrigen Gäste die Aufnahme des Verwundeten, der nicht zum Hause gehöre. Man möge sich an den Commandanten des Militärcurhauses wenden. Ein Wortwechsel erhob sich. Wie ein Laufeuer verbreitete sich auch hier die Unglückskunde und flog von Mund zu Mund, vom untersten bis in's oberste Stockwerk. Man hatte die Bahre niedergesetzt. Bedienstete und Curgäste umdrängten dieselbe.

Da theilte sich plötzlich die Menge. Die Treppe herab flog Minna, über ihr Nachtkleid in Hast einen dunklen Mantel geworfen.

Beim Anblick des Verwundeten stieß sie einen Schrei aus und wankte. Man wollte sie stützen, aber schon stand sie wieder aufrecht. „Hinauf in uns're Wohnung," befahl sie.

Der Hôteldirector versuchte nochmals eine Einwendung: „Gnädige Frau" : . . aber er bestand angesichts der todtblassen, schmerzversteinten Züge der jungen Frau nicht auf derselben und trat mit einer Verbeugung zurück. Der Weg war frei. Minna winkte den Trägern, ihr zu folgen.

Man bettete Robert auf das Lager Georgs. Der Arzt waltete seines Amtes.

Im Nebenzimmer war Minna auf einen Stuhl gesunken. Georg näherte sich ihr, sie wehrte ihn entsetzt von sich ab. „Du — Du . . . sein Mörder!"

„Ich? Minna, welcher Wahnsinn!"

„Ihr habt Euch geschlagen!"

„Um's Himmelswillen, Minna, fasse Dich. Wie kommst Du darauf? Welchen Grund hätte ich, mit Robert mich zu schlagen?"

„Wer war es also?"

„Man weiß es noch nicht!"

„Und wo?"

„In Ika, in seiner Wohnung!"

„Und Du warst bei ihm und konntest es nicht hindern?"

„Ich war nicht bei ihm!"

„Und doch bist Du es, der ihn hierher bringt? Wo warst Du, Georg, wo fandest Du ihn?"

„Minna, ich beschwöre Dich, sei ruhig! Da ist der Arzt. Sprechen Sie, Herr Doctor, lebt Robert, ist noch Hoffnung?“

„Er lebt, aber ich fürchte für ihn. Der Blutverlust ist zu stark, die Erschöpfung groß. Das Messer muß in die Brusthöhle eingetreten sein, die Lunge verletzt und auch einen Bluterguß nach innen verursacht haben. Daher die immer heftiger auftretenden Athembeklemmungen, der blutige Auswurf.

„Aber es ist doch Möglichkeit vorhanden, ihn zu retten?“

Der Arzt sah sorgenvoll aus. „Möglichkeit, ja! Der Patient ist ein jüngeres, kräftiges Individuum, und unsere heutige antiseptische Wundbehandlung läßt selbst bei anscheinend verzweifelten Fällen noch Hoffnung zu. Wer übernimmt die Pflege?“

Minna erhob sich. „Mein Mann und ich, selbstverständlich!“

„Ich mache Sie aufmerksam, gnädige Frau, daß die Verantwortung groß ist, es einer geübten Hand und unablässiger Aufsicht bedarf. Der Fall ist ein sehr schwerer. Der jetzige lethargische Zustand kann möglicherweise in Starrkrampf übergehen, oder — wenn die Erschöpfung, dank der gesunden Natur des Patienten in den nächsten zwölf Stunden weicht, treten vielleicht andere besorgnißerregende Erscheinungen auf. Die Lappen, mit denen man zuerst das Blut zu stillen versuchte, die zum Nothverband gebrauchten Tücher scheinen nicht rein gewesen zu sein; dazu der dreiviertelstündige Transport. Wir haben Fieber, Eiterung, vielleicht auch Rothlauf zu gewärtigen. Ich zweifle nicht an Ihrer Sorgfalt, gnädige Frau, nur an dem Ausreichen Ihrer Kräfte, und würde dringend rathen, um eine barmherzige Schwester nach Fiume zu telegraphiren!“

„Dazu ist noch immer Zeit. Vorläufig ist der Verwundete bei uns am besten aufgehoben.“

„Davon bin ich überzeugt, gnädige Frau!“ Der Arzt verneigte sich. Er war grau geworden in der Ausübung seines Berufes, hatte beobachtet, gedacht — mehr als das, mitgefühlt. Andere suchen die Seele und finden mechanische Vorgänge. Er hatte den Nerven nachgespürt, von ihrem Ursprunge in der engen Werkstatt des Gedankens bis zu der vielarmigen, weitverzweigten Deltamündung im Meer der Empfindungen. Manches Seelenräthsel des Lebenden hatte der Körper des Todten ihm gelöst. So war der Mann mit dem Secirmesser und der Lupe in der Hand zum Idealisten geworden.

Auch das kommt vor. Hier gab es kein Räthsel für ihn. Auf seine stumme Frage gab Minnas Haltung Antwort. Der Doctor übersetzte sich das: „Eros, Allsieger im Kampf“ auf seine eigene Weise. Wenn eine liebende Frau am Krankenbette wacht, dann ringt nicht Einer, es ringen ihrer Zwei gegen den Tod. Liebe ist ja verdoppelter Lebenstrieb. Nun wußte der Arzt auch, daß der Pflegerin die Kraft nicht mangeln würde. Mögen

die barmherzigen Schwestern Kinder und Greise pflegen, den geliebten Mann rettet am sichersten das liebende Weib.

Die Gatten wachten diese und noch manche Nacht gemeinsam bei dem Verwundeten.

Wie der Arzt vorausgesagt, trat trotz des antiseptischen Verbandes am nächsten Tage Fieber ein. Robert lag im Delirium. Sie hörten Beide, wie er mit Sehnsucht in bangen, wirren Träumen nach Minna rief, Gina als seine und Georgs Mörderin anklagte und Georg vor ihr warnte. Die Gatten sprachen nicht zu einander in diesen langen dunklen Stunden qualvoller Sorge um ein theures Menschenleben, und doch wurde es klar zwischen ihnen. Sie fühlten sich Beide schuldig. Was beim Manne die That, gilt beim Weibe der Wunsch. Sie vergaben einander. Vergessen konnten sie nicht!

Als Robert nach einigen Tagen zum ersten Male bei klarem Bewußtsein die Augen öffnete, sah er Georg und Minna in gleich liebevoller Weise über sein Lager gebeugt. Er faßte mit schwachem Drucke ihre Hände und vereinigte sie. „So ist's Recht," sagte er leise: „Ich danke Euch, Ihr seid gut."

Die Gatten blickten sich an und lächelten wehmüthig. Bei Robert aber trat an Stelle der Fieberwirren erquickender Schlummer. Das Leben siegte. —

Nach vierzehn Tagen erklärte selbst der äußerst vorsichtige Arzt den Kranken außer momentaner Gefahr. Er bedürfe jedoch noch längere Zeit äußerster Ruhe und Schonung und mit Rücksicht auf die angegriffene Lunge eines gleichmäßigen, mildfeuchten Klimas.

Eines Morgens trat Georg allein in's Krankenzimmer und brachte dem Freunde die Abschiedsgrüße der jungen Frau. Sie war mit ihrem Kinde in die Heimat zurückgekehrt. Muthig ging sie den Männern voran in dem, was ihr Pflichterfüllung schien. Robert war bewegt, er segnete sie im Stillen für ihren Entschluß. Die Freunde drückten sich wortlos die Hand. Sie hatten einander wiedergefunden.

Georg blieb noch in Abbazia, bis Robert vollkommen genesen und die Schlußsitzung des Gerichtsverfahrens in Fiume vorüber war, bei welcher er als Zeuge zu erscheinen hatte.

Der Proceß verlief ohne Zwischenfall. Man hatte Franzio, den das am Thatorte gefundene Messer und die allgemeine Stimme als den Schuldigen bezeichneten, unschwer ausfindig gemacht. Er war eben im Begriff, sich auf einem Fiumaner Handelsdampfer als Matrose di lungo corso, für eine überseeische Fahrt, zu verdingen.

Zuerst leugnete er. Später, von seinem Vertheidiger gut berathen, legte er ein volles Geständniß ab. Eifersucht sei das Motiv der That gewesen. Ginas aufreizende Reden, schließlich der Anblick des, nach seiner Geliebten gemalten Bildes hätten ihn, den von Natur aus Jähzornigen,

in sinnlose Wuth versetzt. Dieselbe sei durch seine Einsperrung in des Malers Zimmer, wo die deutlich wahrnehmbaren Reisevorbereitungen Ginas Behauptung, sie werde mit dem Fremden Ika verlassen, zu bestätigen schienen, noch gesteigert worden. So habe er den Plan gefaßt, den begünstigten Nebenbuhler nicht zu tödten, nur „vorläufig unschädlich" zu machen.

An den Gelehrten wurden blos Fragen, die Umstände betreffend, unter welchen er den Verwundeten aufgefunden, gerichtet. Man nahm an, er sei den Freund zu besuchen gekommen. Dem Untersuchungsrichter hatte Georg die Wahrheit nicht verhehlt. Der Vorsitzende bewies der Oeffentlichkeit gegenüber dem Zeugen gerne eine Rücksicht, durch welche der Verlauf des Processes in keiner Weise beeinflußt wurde.

Zu Franzios Gunsten sprach seine verwahrloste Erziehung, sein Temperament, die geschickt hervorgerufene maßlose, leidenschaftliche Aufregung, das zufällige Zusammentreffen mancher Umstände, die seinen verhängnißvollen Irrthum bekräftigten.

In den Adern mehrerer Geschworner floß südliches Blut. Verbrechen wie das Franzios gehen dort nicht selten straflos aus. So wurde er blos mit einer Stimme Mehrheit schuldig gesprochen und in Anbetracht mildernder Umstände zu einem Jahre schweren Kerkers verurtheilt.

Hierauf trennten sich die Freunde. Georg ging nach Italien. Roberts Reiseziel war noch unbestimmt. Vielleicht auch schwieg er blos darüber.

Jahre vergingen, er ließ Nichts von sich hören. Auf keiner Ausstellung war sein Name vertreten. — Durch Minnas Haar ziehen sich bereits Silberfäden und leise, feine Fältchen um Mund und Augen. Ein großer, tiefer, unvergänglicher Schmerz liegt gleichmäßig still und schwer über ihrem Leben. Sie hat ihr Kind verloren. Seit das müde, kleine Mädchen zur Ruhe ging und ihr Nichts blieb, um es mit Mutterarmen zu empfangen, ist sie noch schmächtiger, fast ein bischen eckig, alt-jungfräulich geworden. Aber sie altert anmuthig. Wie einst, steht sie dem Gatten arbeitend zur Seite, nur noch ausdauernder, ausschließender. Sein letztes, von Fachgelehrten gerühmtes Werk verdankt der Professor nicht zum geringsten Theile ihrem Fleiße.

Georg hat sich kaum geändert. Er ist heute nur etwas weniger nervös, etwas selbstzufriedener, mit einer leichten Neigung zum Starkwerden.

Vor einiger Zeit brachte ein Wiener Journal einen Pariser Brief, den Bericht über den „Salon". Roberts Name glänzte in erster Reihe. Er hatte einen durchschlagenden Erfolg errungen. Nach Schluß der Ausstellung langte unter Georgs Adresse eine Kiste an. „Auf Anordnung des Künstlers" besagte der Begleitschein. Das Bild war ein Meisterwerk an Colorit und Stimmung. Weites, warmleuchtendes, leicht bewegtes Meer, ein rauhbrüchig Gestade, Oelbäume am Wogensaum, zwischen spärlichem Gras weiße und blaue Veilchen. Ein fremdartiges Schnabelschiff vor

Anker liegend. Heller Marmor, ein Tempelrest von der Felshöhe blinkend, weicher, zitternder Abendschein darüber.

Auf einer Halbbogenbank ein ernster Mann, an ihn geschmiegt ein Knabe, kaum dem Kindesalter entwachsen, liebevoll zum Vater aufsehend, dessen Hand und Blick über's Meer deutet.

Wenige Zeilen von Roberts Hand lagen bei. Briefschreiben war von jeher nicht seine Sache gewesen. „So leb' ich, Freunde. Derzeit in Griechenland.

Für mich allein, aber nicht einsam. Ich bilde einen Menschen, den Sohn meines Mitleids. Ich erzählte Euch einst von dem verwaisten Kinde. Es ist schön und wahr und gut geworden. Ich liebe es!

Wenn meine Aufgabe vollendet und der Knabe Jüngling geworden ist, komme ich mit ihm zu Euch.

Auf daß es noch einmal Frühling für uns werde."

Illustrirte Bibliographie.

Onyxbecher mit dem Namenszug Lorenzos.
In den Uffizien zu Florenz.

Die Mediceer. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit Kunstbeilagen und 148 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing.

Wer jemals wonnetrunkenen Blickes auf das herrliche Arnothal herabschauen konnte, auf das stolze Florenz im Thalgrunde, auf die lieblichen, villengekrönten Gehänge ringsum, der wird diesen Anblick niemals vergessen. Ihm wird es daher eine wahre Erquickung sein, sich im Geiste von einem so tüchtigen Kenner florentinischer Geschichte, wie es der Verfasser ist, an alle die Stätten führen zu lassen, die er einst selbst aus historischem oder künstlerischem Interesse staunend und bewundernd betrat. Und wer niemals das Glück hatte, jenseits der Alpen seine Sehnsucht zu stillen, der folge getrost diesem Führer durch die Arnostadt und die wichtigste Epoche ihrer Geschichte, er wird ihm zwar die Wirklichkeit nicht ersetzen, aber dieselbe so nahe rücken, als es überhaupt durch Wort und Bild geschehen kann.

Es sind mehr als zwei Jahrhunderte florentinischer Geschichte, die der Verfasser uns kennen lehrt; es ist die Zeit der Renaissance, die Epoche des frisch emporstrebenden Bürgergeistes in Handel und Verkehr, in Kunst und Wissenschaft. Und wenn die Mediceer kein anderes Verdienst beanspruchen könnten, als dem Geiste der antiken Studien neue Wege und dem Streben nach Formvollendung in Sculptur, Malerei und Architectur ein freies Feld der Bethätigung eröffnet zu haben, so würden sie schon dadurch einen Anspruch auf dauernden Nachruhm erheben können. Auch wir, die wir eine Zeit der Wiedergeburt humanistischer Studien in Deutschland als den Wiederbeginn einer neuen, schöneren Weltanschauung preisen, werden dabei dankbaren Gedenkens des Mediceerhauses in Florenz nicht vergessen dürfen.

Der Verfasser giebt im Anfange seines Buches einen kurzen Ueberblick über die landschaftlichen Conturen der Arnostadt und unterstützt diesen durch schöne Abbildungen, von denen hier des Raumes wegen nur eine Probe gegeben werden kann. (Bild S. 266.)

Die ältere Geschichte der Stadt wird sodann kurz berührt, es werden uns die oft blutigen Kämpfe vorgeführt, die hier wie in so mancher Stadt des deutschen Mittelalters unausbleiblich waren, ehe die Zunft- und Parteiverhältnisse eine feste Gestaltung angenommen hatten. Cosimo dei Medici (1434—1464) ist es, der dem Volke, das weite Rechte verlangt, zum Siege verhilft. Aber die Gestalt dieses Mediceers ragt so mächtig hervor, seine Kunst, zu regieren, ist so groß, daß jenes souveräne Volk, ohne es eigentlich zu merken, von ihm am Gängelbande geführt wird. „Der Medici regierte die Stadt auf die Weise, daß in allen Aemtern Anhänger von ihm saßen, Leute, deren er sicher war, und die er wie Schachfiguren handhaben konnte." An Glanz, Ruhm und weitreichender Macht kann in Italien um diese Zeit vielleicht nur noch Venedig mit der Mediceerherrschaft verglichen

Villa der Medici am Abhange von Fiesole, heute Villa Spence.
Aus: Ed. Heyck: Die Mediceer. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

werden, während Pisa längst eine stille Stadt geworden ist und Genua, durch innere Kämpfe aufgezehrt, hin- und herschwankt und der Oberherrschaft auswärtiger Mächte unterliegt.

Nicht minder glänzend stellt sich die Herrschaft Cosimos im Innern dar. Zwar wäre es falsch, annehmen zu wollen, erst die Medici hätten begonnen, Künste und Wissenschaften zu begünstigen. „Heimisch in der Stadt am Arno waren alle geistigen und künstlerischen Bestrebungen ja längst aus Zeiten her, da dort noch Niemand Autorität und Bedeutung in dem Umfange besaß, daß sie ihn zum öffentlichen Mäcenatenthume berechtigt und verpflichtet hätte." Cosimo hat nun diese Stellung errungen und ist sich von vornherein seiner Aufgabe, die Kunst und Wissenschaft zu unterstützen, klar geworden. Wenn das aber wahr ist, so muß als nicht minder richtig hingestellt werden, daß dieser seltene Mann frei war von jenem protzenhaften Mäcenatendünkel, der wohl bis in die neueste Zeit

in so manchem hohlen Kopfe herumgespukt hat. Wenn ich den Mann recht verstehe, so waren alle seine Bethätigungen in der angedeuteten Richtung einem tief innerlichen Gefühle und umfassenden Verständniß entsprungen.

Wenn von irgend Jemand, so gilt es sicherlich mit Recht von ihm, das Wort:

„Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen,
Dem Vandalen sind sie Stein . ."

Wickelkind am Florentiner Findelhaus. Von Andrea della Robbia.
Aus: Ed. Heyck: Die Mediceer. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Es ist unmöglich, allen den Künstlern in wenigen Worten gerecht zu werden, die Cosimos glänzendes Wissen und sein umfassender Geist anzog; die Donatello, Felippo Bruneleschi, Fra Angelico, die Künstlerfamilie della Robbia seien hier nur erwähnt. Aus dieser möge wieder Andrea della Robbia hervorgehoben werden, von dem so manches heiter-anmuthige Stück noch heute anzieht. (Bild S. 267.) Daß der große Mediceer an „Bauten und Büchern" sein größtes Vergnügen fand, ist ein allbekanntes Schlagwort, daß er mit feinem Verständniß gesammelt und sich die inzwischen erfundene Buchdruckerkunst nach Kräften zu Nutze gemacht habe, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Daß aber der erste wirkliche Drucker in Florenz ein im Jahre 1477 dort eingewanderter, aus Breslau stammender Nikolaus gewesen sei, darf als wenig bekannt hier angemerkt werden.

Als der glänzende, große und doch für seine eigene Person so bescheidene und anspruchslos auftretende Mediceer am 1. August 1464 starb, da folgte nach kurzer, bedeutungsloser Zwischenregierung seines Sohnes Piero der Enkel Lorenzo Magnifico (1469 bis 1492), dem es beschieden war, noch einmal eine glänzende zweite Blüthezeit für Florenz heraufzuführen.

Allerdings weder als Kind noch als Erwachsener ist dieser Mann, in dem aller Sinnenschönheit Cult und alle Geistesanmuth der Renaissance sich verkörpern sollte, selber von anziehendem, geschweige denn von berückendem Aeußeren gewesen. Die Natur ist oft launisch; sie gab gerade ihm grobe, eckige Züge, eine eingedrückte Nase und fahle Gesichtsfarbe. Aber trotz aller dieser Mängel gelang es ihm, durch Selbstbeherrschung und Selbsterziehung in Haltung und Ausdruck selbst dieser in ästhetischer Hinsicht so reizbaren Zeit auch persönlich Genüge zu thun, gelang es ihm, eine Schaar begeisterter und von ihm angeregter Architekten und Maler in seine Kreise zu bannen. Es ist ein besonders reizvolles Capitel des Buches, die von S. 90 an gegebene Charakteristik jenes genialsten Künstlervölkchens, das Florenz wohl jemals in seinen Mauern beherbergt hat; auch Linardo und Michelangelo treten, wenn auch noch in den Kinderschuhen ihrer Künstlerschaft, in unseren Gesichtskreis. Was Kunstliebe und künstlerisches Können auf kleinem Raum geschaffen und der Nachwelt hinterlassen hat, das tritt an dieser Stelle des Buches, durch tüchtige Nachbildungen illustrirt, besonders klar vor unser Auge (Bild S. 265). Wir werden auch mitten hineingeführt in das genialisch-künstlerische und übersprudelnde Leben, dem doch veredelnd die hehre Weihe ernster Studien und tiefgehender philosophischer Speculationen zur Seite steht. Wie der Poet von Rheinsberg, so sammelt Lorenzo, selbst Dichter, eine illustre Tafelrunde um sich, die an ihrem Theil nicht versäumt, in edler Weise wahr zu machen, daß „erlaubt ist, was gefällt". Leider viel zu früh zahlte Lorenzo der Sterblichkeit seinen Tribut; er starb am 8. April 1492. Mit ihm, „so will es fast bedünken, sind gar bald danach dahingeschwunden auch der Friede von Florenz, das Glück vom Hause Cosimos, die Selbstständigkeit der italienischen Gemeinwesen gegen das Ausland und überhaupt der Renaissance heitere, nur um sich selbst bekümmerte Jugendzeit".

Die Extreme liegen oft dicht bei einander. Kurze Zeit nach Lorenzos Tode folgte in der auf ihre Freiheit so stolzen Stadt die französische Fremdherrschaft, ja, was noch schlimmer fast, die Herrschaft der freien Individualität wurde abgelöst durch den blind wüthenden, Alles der starren Askese unterwerfenden Fanatismus Savonarolas! Freilich war das nur eine Episode, aber eine solche, die gleich einem Mehlthau alles freie, geistige Leben für immer vernichtet zu haben schien. Die Stätte, wo der qualmende Scheiterhaufen den gerichteten Leib des asketischen Dominikaners verzehrte, hat nur noch Epigonen und Schattenbilder gesehen, ein trübes Zerrbild von der schönheitdurchwebten Lebensauffassung, die einst von den großen Mediceern ausstrahlte.

Der vorliegende Band ist der erste in der Reihe von Publicationen, die bei Velhagen & Klasing als eine „Weltgeschichte in Monographien" herausgegeben werden soll. Es werden noch folgen: Königin Elisabeth von England, Kaiser Maximilian der letzte Ritter, die Kreuzzüge, die Hohenstaufen, Luther, Wallenstein, der große Kurfürst, Ludwig XIV., Friedrich der Große u. s. w. Wenn die folgenden Bände dem vorliegenden nach Inhalt und schöner Ausstattung entsprechen, so darf dem Unternehmen mit voller Ueberzeugung ein guter Fortgang gewünscht werden. Wd.

Goethe am Ausgange des Jahrhunderts von Franz Servaes. — Berlin, Verlag von S. Fischer.

Wieder einmal ein kräftiges Wort über Goethe, das hier geredet wird! Für Jene vor Allem, die es immer noch nicht ertragen können, daß Goethe kein gewöhnlicher Alltagsmensch von gestern und heute war, daß er vielmehr eine durchaus incommensurable Größe auf geistigem Gebiete darstellt, für die es schlechterdings kein gemeinschaftliches Maß giebt. Das Maß, mit dem man einen Goethe messen könnte, liegt allein in ihm selbst, in der Autarkie seiner genialen Persönlichkeit.

Gegenüber allen kleinlichen, tendenziösen Anfeindungen, wie sie keinem wahren und großen Genie erspart bleiben (man vergleiche die Lebensgeschichte Richard Wagners), muß die Selbstverantwortlichkeit des Genies proclamirt werden, das in seinem Denken und Handeln durchaus autonom sein muß und eben darum auch andere Wege wandelt, als

der Durchschnittsmensch, auch auf dem Gebiete der Moral — leider! leider! so hören wir die Philister seufzen; aber sie ändern es nicht.

Diese hier mit wenigen Worten skizzirte Auffassung Goethes ist auch die des Verfassers jener kleinen Schrift: Goethe im Gegensatz zu den Philistern. Wir sollen Goethe zuerst „begreifen", dann ihn „bewerthen". Um solches zu können, dürfen wir zweierlei nicht sein: verblendete Goetheanhänger und kleinliche Goethenörgler. Versuchen wir es also, Goethe aus sich selbst, seinem inneren Werdegang heraus zu verstehen, ihn als Problem uns gegenüberzustellen und zwar als „menschliches, psychologisches Problem", dann wird ein Uebermensch vor uns erstehen, vor dem wir zu vergehen scheinen. Setzen wir neben die Goethephilologie eine Goethepsychologie!

Es ist bekannt, daß Goethe seine Werke „Bruchstücke einer großen Confession" nannte. Um zu Goethe zu gelangen, müssen wir seine Werke, seine „Confession" studiren. Aber wie? Nur als Goethephilologen? Nein. Sondern indem wir uns in die „innere Entstehungsgeschichte" dieser Werke vertiefen, indem wir den Dichter bei seinem Schaffen belauschen, den Werth oder Unwerth der einzelnen poetischen Gestalten kennen lernen, den dieselben in den verschiedenen Lebensabschnitten desselben für diesen hatten, indem wir sie in der Phantasie des Dichters auftauchen und sich allmählich ausreifen sehen, indem wir mit einem Worte „Psychologie des dichterischen Processes" treiben. Sind doch die Schöpfungen eines Künstlers nur so lange sein eigenstes Eigenthum, als sie einen „Entwickelungsfactor" für ihn selbst bezeichnen, als sie „im Entstehen begriffen sind und das Herz des Dichters beunruhigen". Mit Recht erhebt der Verfasser daher gegen die vorhandenen Goethebiographen den Vorwurf, unpsychologisch zu verfahren. In einer anderen Beziehung aber noch geht Servaes über diese hinaus. Indem er, wie wir gezeigt, das psychologische Moment in den Vordergrund rückt, macht er zum Mittelpunkte des „Goetheschen Wesens" das „Dämonische". Wer den Dichter nur aus der Darstellung Lewes' und den Gesprächen mit Eckermann kennt, der wird das freilich nicht sogleich einsehen. Und doch verhält es sich so. Die Sentimentalität der Wertherstimmung hatte Goethe bald überwunden. Nur schwache Naturen konnten an ihr zu Grunde gehen. Er aber hatte etwas ganz Anderes in sich zu überwinden, jenen Geist der Zügellosigkeit und quälenden Sinnlichkeit. Hier liegt der springende Punkt der Goethepsychologie. Auch er hatte gleich Tristan den „furchtbaren Trank" getrunken, aber er ist ihm nicht erlegen. Daß dies nicht der Fall war, das ist sein eigenstes Werk, das dürfen wir nie vergessen, wenn wir uns je versucht fühlen, uns über ihn moralisch zu entrüsten. Goethe war eben eine ungemein feurige, stark erotische Natur, die mehr als einmal sich selber erlegen wäre, wäre er nicht der groß angelegte universelle Geist gewesen, d. h. Goethe. Hier kommen wir auf einen Punkt zu sprechen, bei dem selbst so Mancher aus dem Lager der Goethe-Apologeten sein Haupt schüttelt: auf Goethes Verhältniß zu den „Weibern". Auch hier giebt es Manches zu denken. Nach dem Urtheile seiner Zeitgenossen lag in Goethes Persönlichkeit etwas ungemein Imponirendes, Bezwingendes, ja bisweilen geradezu Berückendes. Er besaß den ganzen sprühenden Geist und die ganze kühne Phantasie des größten Dichters. Das ist aber nicht Alles. Goethe war schön, wahrhaft apollinisch, und er war liebenswürdig, gesellig, das Gegenstück eines Tasso. Diese Eigenschaften bildeten das äußerlich Dämonische in ihm. Dürfen wir uns wundern, wenn die Herzen der Meisten, die ihm näher treten durften, zumal der Frauen, so schnell sich ihm hingaben, wenn er umschwärmt und gefeiert wurde, ohne selbst viel mehr zu thun als seine ganze gewaltige Persönlichkeit zu entfalten? Goethe ist Nichts weniger als ein Don Juan. Ist er zu verdammen, weil er die Fäden, die ihm sein Dämon, der oft gleichbedeutend ist mit seinem Genius, häufig sicherlich gegen seinen Willen gesponnen hatte, dann gewaltsam zerriß, wenn sie ihn einzuengen begannen, ihn an seiner freien Entwickelung hemmten? Danken wir der Natur, die ihm die Kraft hierzu verliehen! Servaes bemerkt, daß es zwei „Triebe" gewesen seien, mit deren Hilfe es ihm gelang, Herr seines Dämons zu werden. Der eine geht zurück auf die „von Hause empfangene gute Erziehung, die fein bürgerliche Atmosphäre, der er entstammte", Goethe der Aristokrat; der andere ist „jener Hang zu allseitiger Ausbildung der Persönlichkeit," zu höchst möglicher Welt- und Menschenkenntniß. Auch Goethe wollte die Natur iuxta propria principia erkennen: Goethe die Renaissance-Erscheinung.

Es ist eine von der Schulbank her übernommene Weisheit, daß der Lebensgang Goethes glücklich zu nennen sei im Vergleich zu demjenigen Schillers. Ebenso fruchtbar für Primaneraufsätze, wie oberflächlich in Bezug auf die Beurtheilung Goethes. Dieser

sagt einmal zu Eckermann, er sei in seinem Leben höchstens vier Wochen wirklich glücklich gewesen. Wir können ihm auf's Wort glauben. Nicht nur Faust, Goethe selbst hat in seiner Persönlichkeit nicht wenig Gemeinsames mit Augustinus. Goethe und Augustinus. Beide bezeichnen in eminenter Weise den geistigen Culminationspunkt ihrer Zeit; Beide sind erfüllt von dem Ringen nach höchster Erkenntniß. Gewaltig angelegte Naturen, sind sie Beide gleich stark afficirt von der Geschlechtssphäre, deren Gluth sie zu verzehren drohte. Beide reißen sich gewaltsam von ihr los und erheben sich nun erst auf die Höhe ihrer ganzen Kraft. Ueber den gewaltigen inneren Kampf, der diesen Schritt begleitete, sind wir bei Augustinus hinlänglich unterrichtet durch seine Selbstschilderungen in den Confessionen. Goethe schwieg darüber; er fürchtete wohl, daß die Erinnerung an das innerlich Durchlebte seine glücklich errungene Harmonie stören möchte. Doch innere Kämpfe, wie Goethe sie zweifellos in sich durchgemacht, bilden einen wesentlichen Factor seines Entwickelungsganges. Er mußte sie überwinden, um der Dichter der „Iphigenie" und des „Tasso" werden zu können. Daß dieses „harmonische Gleichmaß" seiner Kräfte, das besonders in dem Goethe Eckermanns so wohlthuend hervortritt, nicht allein der kühleren Ruhe des Alters zuzuschreiben ist, sondern mindestens ebenso als Folge seiner Selbstbeherrschung erscheint, beweist die Thatsache, daß Goethe noch als vierundsiebzigjähriger Greis eine „leidenschaftliche Neigung zu einer an Körper und Geist gleich liebenswürdigen jungen Dame" fassen konnte. Die Bedeutung des Augustinischen in Goethe ist von Servaes nicht richtig gewürdigt. Es ist falsch, wenn dieser meint, daß „viel von seiner besten Künstlerschaft" gerade in seiner „gesunden, starken Geschlechtlichkeit seinen Wohnsitz hat". Was aus ihr stammt, trägt fast durchweg den Charakter des Unreifen, ja, es wirkt zuweilen geradezu peinlich. Alle wahrhaft bedeutenden Schöpfungen, aber namentlich Faust, sind Producte einer „in sich selbst ruhenden" (Eckermann), zu schöner Harmonie ausgereiften Dichterindividualität. Gerade hier zeigt sich Goethe fast in jedem Verse als der überlegene Weltmann, der mit feiner Ironie und oft erstaunlicher Offenheit über Dinge redet, denen er selbst sich weit überlegen fühlen mußte..

Auch bezüglich der Beurtheilung des Verhältnisses Goethes zur Nietzsche'schen Philosophie stehen wir nicht auf gleichem Boden mit dem Verfasser. Daß Goethe „einer der freiesten Bekenner der Herrenmoral für alle Zeiten" gewesen ist, heißt Goethe völlig verkennen. Goethe war viel zu sehr Dichter, das vergißt man so leicht gerade bei dem größten Poeten, er handelte als solcher durchaus impulsiv, nicht aber reflectirend als Philosoph. Er besaß jenen Grad von Egoismus und Rücksichtslosigkeit, wie er jedem stark ausgeprägten, großen Charakter eigen ist. Hieraus erklärt sich Vieles in seinem Verhalten; das ist aber noch keine Herrenmoral. Goethe war ein Uebermensch, aber nicht im Sinne Nietzsches. Oder gelangt man zur „Herrenmoral" des Uebermenschen nach Nietzsche etwa auch auf dem Wege jener „grandiosen Selbsterziehung", wie sie Goethe an sich geübt und die der Verfasser auch so bereitwillig anerkennt?

So bildet sich denn bei Goethe mehr und mehr der „harmonische Typus" heran, dessen größter, unerreichter Repräsentant Goethe selbst denn auch ist. Diese Harmonie galt ihm als sein höchstes, unveräußerliches Gut. Um keinen Preis hätte er sie aufgegeben, daher er denn auch geflissentlich Alles zu vermeiden suchte, was sie zu gefährden geeignet schien. Hieraus erklärt Servaes schließlich das Verhalten Goethes zur französischen Revolution und den deutschen Befreiungskriegen. „In Beiden erblickte er in erster Stelle eine Verworrenheit, eine Bedrohung der Cultur". Darum waren sie ihm unsympathisch. Dem „harmonischen Typus" wird entgegengestellt der „heroische" und „tragische", als deren gewaltigste Vertreter Beethoven, Kleist, Schopenhauer und Nietzsche genannt werden. Beide Typen sind psychologisch sowohl wie ästhetisch gleichberechtigt. Aus der Gegensätzlichkeit Beider erklärt sich psychologisch das Verhältniß Goethes zu Beethoven und der scheinbare Mangel an Verständniß von Seiten Goethes für die Größe des ihm als Menschen völlig ebenbürtigen Tondichters. Das „Ungebändigte" in Beethoven contrastirt zu sehr mit der „maßvollen Kraft der Lebensführung", die wir bei Goethe finden. Während aber der „harmonische Typus" mit Goethe in's Grab gegangen ist, hat sich der „heroische" zu dem specifisch „modernen Künstlertypus" ausgebildet. So ist Goethe für uns Epigonen eine „versunkene Welt der Schönheit, Kraft und Harmonie".

W. Haase.

Bibliographische Notizen.

Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen. Leipzig, Voigtländer.

Das Programm dieser Zeitschrift, von der uns jetzt der erste Jahrgang vorliegt, haben wir schon in einer früheren Besprechung klargelegt und können uns daher hier darauf beschränken, hervorzuheben, daß die Zeitschrift vollständig gehalten hat, was bei ihrem ersten Erscheinen versprochen wurde. Eine Fülle von größeren Abhandlungen und kurzen Mittheilungen macht die Zeitschrift zu einer wahren Fundgrube für alle die, welche der Meinung sind, daß auch das Schulwesen eines Landes nur dann gedeihen kann, wenn die Bewegungen auf diesem Gebiete im Auslande aufmerksam verfolgt und die dort gewonnenen Erfahrungen in richtiger Weise ausgenutzt werden. Wp.

Die Frauenbewegung. Von Dr. Karl Walcker. Kritische Betrachtungen. Straßburg, Straßburger Druckerei und Verlags-Anstalt, vorm. R. Schulz u. Co.

Si tacuisses!

Verfasser schickt dem Büchelchen außer einem Motto von Frl. H. Goldschmidt noch ein zweites voraus, zu dessen Autorschaft er sich im Vorwort ausdrücklich bekennt. Dieses Motto lautet: „Der Hunger ist kein specifisches Frauenleiden." Ungefähr ebenso geistreich ist der ganze Inhalt des Erzeugnisses.

Wir glauben, daß es für die Litteratur und für den Verfasser von Vortheil wäre, wenn er etwas weniger schreiben möchte. Wp.

Der Bau des Reichs-Gerichts zu Leipzig. Eine Schilderung des Baues und seiner Einzelheiten, zugleich ein Führer durch seine Räume. Von Volkmar Müller. Mit 5 Illustrationen, 2 Plänen und dem Bildniß des Erbauers. Berlin, Verlag von Georg Siemens.

Wenn dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flicht, so enthält dem Architekten selbst die Mitwelt oft die verdiente Anerkennung vor. Von bekannten Gemälden und Statuen weiß das Publicum wohl den Namen des ausführenden Künstlers anzugeben, weil er nämlich meist irgendwo am Kunstwerk selbst zu lesen ist. Bei Bauwerken ist das gewöhnlich nicht der Fall, und infolge dessen bleibt der Name ihres Urhebers meist schon der Mitwelt unbekannt, geschweige denn späteren Generationen. Welche Mühe kostet es dem Kunstforscher oft, um von ganz bedeutenden und berühmten Bauwerken irgendwie zuverlässige Nachrichten über die Zeit der Entstehung und die ausführenden Künstler zu erhalten. Und gerade für Baudenkmäler der Gegenwart, deren Daten noch nicht in baugeschichtliche Werke aufgenommen sind, ist dies für Jemanden, dem nicht die architektonische Fachlitteratur in ausgedehntem Maße zur Verfügung steht, oft nahezu unmöglich. Die Architekten haben deshalb neuerdings in lobenswerther Weise auch meistens die früher geübte Zurückhaltung fallen lassen und an einer allgemein zugänglichen Stelle des Baus ihre Namen und die sonst wünschenswerthen Angaben über Zeit der Entstehung, Mitarbeiter u. s. w. inschriftlich verewigt. Dieser Brauch sollte allgemein werden, dadurch würde das bisher sehr mangelhafte Interesse und Verständniß für architektonische Schöpfungen im größeren Publicum vielleicht mehr angeregt. Ebenso wünschenswerth aber bleibt auch eine allgemein faßliche, lesbar geschriebene Darstellung und Erläuterung großer architektonischer Denkmäler, die nicht blos für Fachkreise berechnet ist. Von einem der bedeutendsten Werke der neueren deutschen Architektur, auf das wir wirklich mit Stolz blicken können, nämlich von Ludwig Hoffmanns Reichsgerichtsgebäude in Leipzig, liegt eine solche Darstellung hier vor, die alle berechtigten Wünsche erfüllt. Sie ist für ein größeres Publicum berechnet, sachlich und doch leicht lesbar, von warmer Begeisterung für das Kunstwerk und seinen Schöpfer erfüllt. An Illustrationen und Plänen ist das zum Verständniß Nöthige beigegeben. Das Schriftchen sei Allen, die an der modernen Architektur Antheil nehmen, bestens empfohlen. M. S.

Die Tektonik der Geräthe und das plastische Ornament des Alterthums. Kunst und Zeichnen IIIb. Von Karl Reichhold. Mit 30 Tafeln in Photolithographie. Berlin, Verlag von Georg Siemens.

Der Verfasser, dessen frühere Veröffentlichungen unter Kunst und Zeichnen an den Mittelschulen an dieser Stelle bereits

mehrfach besprochen wurden, giebt in der Entwickelung seiner Methode fortschreitend in diesem Hefte eine Darstellung der antiken Tektonik und der Art, wie sie nach seiner Meinung für den Zeichenunterricht verwerthet werden soll. So richtig und beifallswürdig uns die Grundanschauungen des Verfassers erscheinen (vergl. S. 5 der Einleitung: „Für's Leben arbeiten wir nur dann, wenn wir, was nur auf historischer Grundlage möglich ist, Verständniß und Liebe für Kunst und Kunstgewerbe in den Schülern erreichen, nicht aber, wenn wir sie moderne Tapetenmuster copiren lehren"), so können wir uns eine eingehendere Besprechung des vorliegenden Heftes, das nichts wesentlich Neues bietet, unter Hinweis auf das früher Gesagte wohl ersparen. M. S.

Das Kupferstichcabinet. Nachbildungen nach Werken der graphischen Kunst vom Ende des XV. bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts. Groß-Lichterfelde, Berlin. Verlag von Fischer und Franke.

Das Unternehmen, von dem uns das 1. Heft vorliegt, will für die graphischen Künste dasselbe leisten, was der klassische Bilderschatz, jetzt auch der klassische Sculpturenschatz, für das Gebiet der Malerei und Plastik bieten, nämlich eine billige Wiedergabe ausgewählter Blätter des Kupferstichs und Holzschnitts aus den letzten vier Jahrhunderten. Daß die Incunabeln des XV. Jahrhunderts ausgeschlossen bleiben, mag bei einem populären Werke gerechtfertigt erscheinen. Im Uebrigen hat sich die Verlagshandlung — ein Herausgeber ist nicht genannt — die Sache wohl leichter gedacht, als sie ist. Denn um Werke des Kupferstichs und der Radirung so zu reproduciren, daß die Wiedergabe den künstlerischen Charakter des Originals einigermaßen wahrt, genügen die billigen Vervielfältigungsarten des Zinkdrucks 2c. keineswegs. Indessen mag auch mit einer ungefähren Wiedergabe des Originals Manchem gedient sein, die mehr Werth auf den Inhalt der Darstellung legt. Besseren Erfolg verspricht die Reproduction von Holzschnitten, deren das erste Heft einige wohlgelungene Exemplare enthält. M. S.

Von Phreicus, „dem Kothmaler", und einigem Anderen oder Was nennen wir „Kunst"? Von Franz Hörmann. Zweite Auflage. Berlin, Rosenbaum u. Hart.

Das Schriftchen, das in Künstlerkreisen Beifall gefunden zu haben scheint, stellt sich als eine Rechtfertigung des Naturalismus in der Kunst dar, welche in solcher Breite ohne Tiefe wie hier heute wohl nicht mehr gegeben zu werden brauchte. Die Unterfrage des Titels beantwortet der Verfasser etwa im Sinne Georg Hirth's: Kunst ist das hervorragende individuelle Können resp. die Wirkung, die es auf den Genießenden ausübt. M. S.

J. Raphaels, Künstlerische Photographie. Düsseldorf, Ed. Liesegangs Verlag.

Die praktischen Erörterungen und Winke, welche der Verfasser zur Herstellung künstlerisch gedachter und wirkender Photographien giebt — in dem Sinne der Richtung, welche die Amateurphotographie neuerdings mit ebenso viel Recht wie Erfolg einschlägt — würden an Brauchbarkeit und Eindringlichkeit gewinnen, wenn sie in weniger bombastische Form gekleidet wären. Das wirklich Gute in dem Schriftchen hätte sich dann etwa auf dem dritten Theil der jetzigen Seitenzahl sagen lassen. M. S.

Ninive. Roman von Maria Janitschek. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Wir halten Maria Janitschek für eine der interessantesten, reichst veranlagten der schriftstellernden deutschen Frauen. Seit länger als zehn Jahren verfolgen wir ihre rege litterarische Thätigkeit, aber ein abgeschlossenes Bild ihrer dichterischen Eigenart haben wir noch nicht gewinnen können. Nur soviel steht für uns fest: Maria Janitschek ist eine geborene Dichterin, die aus dem Vollen schafft! Hinter ihr liegen alle jene Beschränkungen, die Convenienz, Schablonenthum und erworbene Routine mit sich bringen; vor ihr liegen die Gebilde einer nach Recht und Wahrheit strebenden Phantasie, der ein seelischer Schönheitstrieb die Richtung vorgeschrieben, und diese Gebilde weiß Maria Janitschek lebendig zu gestalten, ohne Scheu vor den Verstößen gegen Prüderie und gesellschaftliche Satzungen, plastisch und blutvoll! Gegen das Häßliche und Niedrige hat die Dichterin ein angeborenes Widerstreben, aber sie geht ihm nicht aus dem Wege, weil sie genau weiß, daß es zur Wirklichkeit gehört; nur, ehe sie es selbst sich bewußt, hat sie es gemildert und verhüllt durch eine poetische Beimischung, die überall mit in die Erscheinung treten zu lassen ein Theil ihrer dichterischen Eigenart ist. Das vor uns liegende Buch „Ninive" trägt einen falschen Titel, es müßte „Sodom"

oder „Gomorrha" heißen. Gleichviel, welche der Großstädte der Dichterin als Schauplatz ihrer Handlung vorgeschwebt, so durchweg schlimm, wie sie es schildert, trägt es sich in keiner zu. Nur catilinarische Existenzen, Bohémiens und Lumpen lernen wir in „Ninive" kennen; unter allen Larven die einzig fühlende Brust eines Blasé, der sich einen gewissen Gemüthsfond gewahrt hat. Es würden diese Bilder aus „Ninive" abstoßend wirken, wäre jene poetische Beimischung nicht, von der wir oben gesprochen. Wenn aber das poetische Bedürfen der Dichterin sich ganz genug thun kann, wie bei der Rückkehr der Heldin aus Ninive in ihren kleinen Heimatsort, da wirkt ihre Darstellung wie ein sinniges Gedicht in Prosa, und wir fühlen uns gänzlich im Banne jener Poesie, deren Urquell das Gemüth ist. So wird das Buch ein Gemisch von Realistik und Idealismus, und die Kunst der Dichterin ist, daß uns auch dieser als Wirklichkeit in die Erscheinung tritt.

A. W.

Föhn. Von Richard Wendriner. Breslau, Verlag von L. Frankenstein.

Wendriner — ein noch unbekannter Name, also sicher der eines noch jugendlichen Autors — und ein Buch mit dem schwülen Titel „Föhn" — wer fürchtete oder erwartete da nicht unter den heutigen Zeitläuften dem heißen Hauche einer excessiven Erotik, in der diese von den ersten Geschlechtsoffenbarungen berauschten, überhitzten, modernen Jünglinge zu schwelgen lieben, oder dem Flammengeiste jugendlicher Revolutionsbegeisterung zu begegnen? Diese Erwartung oder Befürchtung täuscht; aber die Täuschung ist keine Enttäuschung. Der Verfasser ist über den Sturm und Drang jugendlicher Leidenschaft, über die Periode des Ueberschwangs der Gefühle hinaus; oder, was wahrscheinlicher, dergleichen liegt nicht in seiner Natur. Dieses Erstlingswerk zeigt keinen noch ringenden, gährenden Geist, keinen erst werdenden, sondern einen reifen Menschen, dem der Sinn für das schöne Maß angeboren oder anerzogen ist, und der demselben im litterarischen Schaffen ebenso wenig entsagen mag, wie im Leben. Nicht mit leidenschaftlicher Antheilnahme stürzt der Verfasser sich in das Getriebe der Welt; mit abgeklärter Ruhe, ein leichtes, mitunter sich vertiefendes ironisches Lächeln um den Mund, schaut er klaren Blickes, ein scharfer Beobachter, auf das Treiben der Gesellschaft und in die Herzen der Menschen.

Der Sinn für das Maß zeigt sich ebensowohl in der Wahl der Stoffe, wie in der Form. Selbst die erste von den fünf Novellen oder Skizzen, die dem Buche den Titel giebt, schildert nur die Schwüle vor dem Ausbruche der Naturkatastrophe und nur den drohenden Ausbruch schrankenloser Leidenschaft, nicht beide selbst. Den Verzicht, das Auseinandergehen, die Entsagung, („Föhn", „Eine gute Partie", „Aus!") zu schildern, liegt Wendriner näher, als die Vereinigung Liebender. Und wo es zu einer solchen kommt, wie in der Novelle „Im Heu", da ist sie das Resultat kluger Berechnung seitens eines heirathslustigen Mägdleins. In dieser Novelle wie in „Ein Baustein" zeigt der Verfasser eine feine satirische Begabung, aber auch, wenn er innere Fäulniß und Hohlheit bloßlegt, geißelt seine Satire nicht mit Scorpionen; auch hier verläßt ihn seine Anmuth nicht, es ist, als ob er mit einer verbindlichen Handbewegung, nur den ironischen Zug des Menschenkenners in dem vergeistigten Antlitz, auf die von den X-Strahlen seiner Seelenkunde durchleuchteten Objecte seiner künstlerischen Darstellung deutete; und in unser Ohr scheint es leise zu tönen: Das seid Ihr!

Die ruhige Abgeklärtheit dieses Buches, so überraschend bei einem Erstlingswerk, deutet zugleich die Grenzen der schönen Begabung Wendriners an; denn diese Abgeklärtheit kann bei ihm nicht lediglich das Resultat künstlerischer Selbstzucht sein, es ist das auch eine Sache des Temperaments. Das Leidenschaftliche und dramatisch Fortreißende ist ihm neben dem stimmungsvoll Elegischen und dem kühl Satirischen anscheinend nicht gegeben. Vielleicht aber belehrt uns der Verfasser mit dem nächsten Werke eines Andern? Aber seine Begabung findet auch in ihren Grenzen reichlich Raum, sich erfreulich zu bethätigen und weiter zu entwickeln; und namentlich scheint uns der Verfasser auf dem Gebiete seiner gesellschaftlicher Satire eine Kraft zu besitzen, mit deren fernerer Bethätigung man zu rechnen haben wird.

O. W.

Enterbte des Glücks. Berliner Roman. Von Hermann Dupont. Berlin, Max Rockenstein.

Wer ist die „Enterbte des Glücks"? Ein junges Mädchen, das, illegitim geboren, nach trauriger harter Jugend durch eine Reihe von Zufälligkeiten die Bekanntschaft eines reichen, jungen Mannes macht, der sie zu lieben glaubt, während doch nur das sinnliche Verlangen ihn an sie fesselt.

Martha entwickelt sich unter der sorgenden Hut von Johannes zu einer Schönheit und einer Sangeskünstlerin zugleich; bald ist sie frei und unabhängig von ihrem Geliebten, in einer beneidenswerthen Position — gefeiert, bewundert und stolz auf ihr Können! Aber sie bleibt unnahbar auf ihrer Höhe und fühlt sich glücklich, denn sie liebt Johannes mit der ganzen Leidenschaftlichkeit eines heißblütigen, keuschen Weibes, das durch die Hingabe an den Mann, den sie nicht nur liebt, sondern anbetend verehrt, an ihrer Keuschheit Nichts eingebüßt. Da erleidet sie durch das Bekenntniß des Mannes, daß nicht mehr seine Liebe, sondern nur noch seine Freundschaft ihr gehöre, einen herben Schmerz, der sie in den Tod treibt. — Nun fragen wir: Ist ein Weib, das mit aller Inbrunst einen Würdigen liebt, eine „Enterbte des Glücks?" Ist nicht so lieben zu dürfen, schon ein Glück? Nach unserer Ueberzeugung: für eine wirklich edle Frauennatur sicherlich! Bis auf diese Grundverschiedenheit mit der Anschauung des Autors haben wir gegen sein Buch Nichts einzuwenden. Es ist fesselnd, wenn auch nicht geradezu originell erfunden und fließend erzählt. Einige Figuren sind in gutem Sinne des Wortes drastisch-realistisch dargestellt und werfen in die Handlung, die im Ganzen doch in den herkömmlichen Romantypus verfällt, lebenswahre Reflexe. A. W.

Rein! Von E. Jensen. Dresden, E. Pierson.

Zwei Novellen, die beide dasselbe einigermaßen fremd anmuthende Motiv zum Gegenstand ihrer Verwickelung haben, daß zwei Geschwister, die in frühester Kindheit durch eine ziemlich romanhafte Verkettung von Umständen getrennt werden, im späteren Leben, ohne von ihrem geschwisterlichen Verhältnisse eine Ahnung zu haben, in Liebesleidenschaft zu einander gerathen und dadurch für immer unglücklich werden. — Das Motiv wirkt namentlich durch die Wiederholung peinlich auf den Leser und läßt manche Vorzüge der Composition nicht recht zur Geltung gelangen.

mz.

Verwehte und frische Spuren. Von Elise Polko. Geschichten und Lieder. Dresden, E. Pierson.

Aus dem reichen Schatze eigener Erinnerungen und fremder Aufzeichnungen schöpft Elise Polko immer wieder neuen Stoff zu ihren anmuthigen Erzählungen, deren Schreibweise uns wohl heute ein wenig rührselig-altmodisch anmuthet, aber trotzdem finden die liebenswürdigen Plaudereien stets ein sehr dankbares Publicum, das sich hauptsächlich aus der heranwachsenden weiblichen Jugend recrutirt; — ist auch der Geschmack der Zeit ein anderer geworden, seit Elise Polko einst ihre „musikalischen Märchen" schrieb — und diese sind vorbildlich für ihr ferneres Schaffen geblieben, — so lange sie versteht, die Jugend für sich zu gewinnen, wird sie unvergessen bleiben.

mz.

Leidenschaft. Von Felix von Stenglin. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Der als Erzähler rühmlichst bekannte Verfasser veröffentlicht unter obigem Titel zum ersten Male einen größeren Roman, in welchem er das Leben eines jungen adeligen Offiziers entwirft, der in dem Zwiespalt zwischen seinen Standes- (und Berufs-) Pflichten und einer Liebesleidenschaft zu Grunde geht. In seiner idealistischen Veranlagung fühlt der junge Lieutenant von den gröberen, oft geradezu brutalen Genüssen seiner Kameraden sich abgestoßen, und in dem natürlichen Jugendbedürfniß, sich auszuleben, gewinnt die Liebe zu einem einfachen, nicht einmal ganz vorwurfsfreien Bürgermädchen solche Gewalt über ihn, daß er aus dem Irrsal seiner Gefühle keinen anderen Ausweg findet, als den frei gewählten Tod.

Das mit genauer Kenntniß der Verhältnisse geschilderte Offiziersleben in Berlin und in einer kleinstädtischen Garnison trägt dazu bei, das Buch für den Leser ansprechend zu machen; die Darstellung kleinbürgerlicher Zustände und Lebenshaltungen hinterlassen dagegen nicht den Eindruck, nach der Natur entworfen zu sein. mz.

Prinzessin Fee. Wiener Roman von Truth. Berlin, Leipzig, T. Trautwein'sche Buchhandlung (L. Wendriner).

In amüsanter Form über das Leben der vornehmen Welt zu berichten, sei es in Wien, Berlin oder am Spieltisch in Monte Carlo, und mit prickelnder Schreibweise die gewagtesten Situationen zu schildern, ohne anstößig zu wirken, sind die Hauptvorzüge der Verfasserin; manche Unwahrscheinlichkeit in der Fabel muß man dabei in den Kauf nehmen, und die Zeichnung der Charaktere ermangelt der Folgerichtigkeit, es ist der Verfasserin nicht gelungen, den edlen Mann, der Alles verzeiht und die schuldige Frau zu seinem Weibe erhebt, glaubhaft zu machen, er wirkt eher komisch als erhaben, und durch

diese ihren Absichten entgegengesetzte Wirkung wird der Leser nicht in die Stimmung versetzt, die der Roman erzeugen soll; der Eindruck, den er hinterläßt, ist überhaupt kein nachhaltiger, er unterhält lediglich während der Lectüre. Mz.

Mammon. Roman in 3 Büchern von Sophie Barazetti. Berlin—Leipzig, Albert Ahn.

Der Roman behandelt die Lebensschicksale einer spanischen reichen Kaufmannsfamilie, erhebt sich jedoch weder nach Inhalt noch Form über das Niveau der gewöhnlichen Erzählerlitteratur. V. T.

Wie Maler Vincenz romanisch lernte und andere Novellen. Von Robert Kohlrausch. Stuttgart, Robert Lutz.

Die Novelle, welche der Sammlung den Titel verliehen hat, ist einstens bei einer Feuilletonconcurrenz preisgekrönt worden und hat den Ruf des Verfassers begründet; die anderen, das Bändchen füllenden Erzählungen stehen ihr an Werth durchaus nicht nach; — Kohlrausch ist ein ausgezeichneter Stilist und feinsinniger Beobachter und vermag auf wenigen Seiten ein Stück Leben zu schildern; — der moralisirende Zug, der seinen Erzählungen anhaftet, ist stets nur leise angedeutet und macht sich durchaus nicht als lästige, den künstlerischen Genuß beeinträchtigende Tendenz bemerkbar. Wir empfehlen die Sammlung allen Freunden guter Lectüre. mz.

Ob ich Dich liebe. Roman aus dem Kleinstadtleben der Bukowina. Von Anna Pawlitschek. Wien, Carl Konegen.

Die Erzählung aus der Bukowina ist als Sittenschilderung der Bevölkerung eines Landes der österreichischen Monarchie, in welchem die verschiedensten Nationalitäten friedlich nebeneinander hausen, weit interessanter, denn als Roman; für einen solchen ist die Fabel gar zu unbedeutend, die Handlung zu dürftig; aber Land und Leute versteht die Verfasserin anschaulich zu schildern, und in richtiger Erkenntniß, nach welcher Seite das Interesse des Lesers am meisten gefesselt wird, räumt sie diesen Schilderungen einen viel breiteren Raum ein, als den romanhaften Verwickelungen. Die Bukowina mit ihrem halbasiatischen Anstrich, in welcher aber das Deutschthum immer mehr moralische Eroberungen macht, ist eine Fundgrube für denjenigen, der zu beobachten versteht, denn es hat sich Ursprünglichkeit und Eigenart in ihr noch unverfälscht erhalten; die letztere gehört zwar meistens zu den unberechtigten Eigenthümlichkeiten, der man im Leben ein rasches Verschwinden wünschen muß, aber um so interessanter ist es, sie in der Dichtung verewigt zu sehen. mz.

Masurische Dorfgeschichten. Von Richard Skowronnek. Dresden und Leipzig, H. Minden.

Der Verfasser erzählt nicht nur gewandt, sondern was er erzählt, ist auch wissenswerth; es sind Scenen aus dem Leben eines Volksstammes, von dem wir wenig wissen, dessen Eigenart aber interessant genug ist, um ihn näher kennen zu lernen. R. Sk. ist eine gesunde, kräftige Natur, die das Leben mit offenem Blick betrachtet und ehrlich vor uns aufrollt. V. T.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Brandt, M. von, Ostasiatische Fragen. China. Japan. Korea. Altes und Neues. Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel).

Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte, 1788—1805. Herausgegeben und erläutert von Wilhelm Fielitz. II. und III. Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. Siebzehnter Band. Supplement. Mit 59 Tafeln, darunter 8 Chromotafeln, 22 Karten und Pläne, und 144 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien.

Butler, William Allen, Zwei Millionen und Nichts anzuziehen. Amerikanische Gedichte. Uebersetzt von Eduard Dorsch. Herausgegeben von Karl Knortz. Zürich, Karl Henckell & Co.

Demolins, Edmond, A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons. Paris, Maison Didot.

Engel, Dr. Th., Die wichtigsten Gesteinsarten der Erde nebst vorausgeschickter Einführung in die Geologie. Für Freunde der Natur leichtfasslich zusammengestellt. Lfg. 1/2. Ravensburg, Verlag von Otto Maier.

Falke, Jakob von, Die Kunst im Hause. Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Ausstattung der Wohnung. 6. Aufl. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. Zweite Auflage, Band 8. 9. Leipzig, S. Hirzel.

Führer, Illustrirter, durch Triest und Umgebungen, Nebst Ausflügen nach Aquileja, Görz, Pola, Fiume, Abbazia und Venedig, durch Istrien, im Quarnero, auf der Pontebba-Bahn, nach dem Wörthersee, Klagenfurt und Ober-Krain. Mit 60 Abbildungen u. 9 Karten. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Der Gesellschafter, Litterarische Monatsschrift. III. Jahrgang No. 9. Erfurt, Eduard Moos.

Hanstein, Dr. Adalbert von, Ibsen als Idealist. Vorträge über Henrik Ibsens Dramen, gehalten an der Humboldt-Akademie zu Berlin. Mit dem Bildniss Henrik Ibsens. Leipzig, Gg. Freund.

Hart, Julius, Geschichte der Weltlitteratur. Heft 1. Neudamm, J. Neumann.

Heinicke, Paul, Im Werden. Gedichte. E. Piersons Verlag.

Heinze, Paul, und Anna Heinze, Aus Dur und Moll. Gedichte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Hillern, Wilhelmine von, 's Reis am Weg. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Hirth, Georg, Aufgaben der Kunstphysiologie. 2. Auflage. Circa 40 Bogen 8° mit 17 Illustrationen. Lfg. 2. München, G. Hirths Kunstverlag.

Kellner, August, Im blühenden Cinquecento. Eine Dichtung in Bildern aus Raffael Sanzios Römertagen. Frankfurt a./M., Litterarische Anstalt, Rütten & Loening.

Korff, Iwan, Aus Baltien. Kleine Erzählungen und Humoresken. Berlin, Richard Taendler.

Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede XI. Bd. No. 137, 138, 139, 140. Berlin, Kritik-Verlag.

Krüger, Herm. Anders, Sirenenliebe. Ein Riviera-Roman. Mit einer Titelzeichnung von Otto Gerlach. Leipzig, Alfred Janssen.

„Kurze Geschichten" in monatlich erscheinenden Bändchen in schmal Octav. I, 1. Berlin, Verlag der Romanwelt.

Larivière, Ch. de, Alexandre Brückner, sa vie — son oeuvre. Un historien Russe. Paris, H. Le Soudier.

Litteraturgeschichte, Deutsch-Oesterreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. J. W. Nagl u. Jakob Zeidler. Wien, Carl Fromme.

Magazine, The international, Vol. II. 1897. No. 6. Juni. Chicago, Union Quoin Company, Publishers.

Meinecke, Gustav, Der arme Sidi Abderrachman. Eine ostafrikanische Geschichte. Berlin, Deutscher Colonialverlag (G. Meinecke).

Meurer, Julius, Kleiner illustrirter Führer durch Salzburg und das Berchtesgadener Land. 2. Auflage. Mit 25 Illustrationen, 5 Karten und 2 Panoramen. Wien, A. Hartlebens Verlag.

— Kleiner illustrirter Führer durch Wien und Umgebungen. Mit 44 Illustrationen, einem Plan von Wien, zwei Planskizzen und einem Kärtchen der Semmeringbahn. Fünfte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Meyerhof, Leonie, (Leo Hildeck), Das Zaubergewand. Die Beichte einer Frau. Dresden, Heinrich Minden.

Monatsblätter für deutsche Litteraturgeschichte, I. Jahrg. Heft 9. Leipzig, Erich Schelper.

Pfizer, G., Das Recht des bürgerlichen Gesetzbuches. Gemeinfasslich dargestellt. In zwei Theilen. Erster Theil: Das Recht des bürgerlichen Gesetzbuches, gemeinfasslich dargestellt. Zweiter Theil: Text des bürgerlichen Gesetzbuches. Lfg. 1 u. 2. Ravensburg, Otto Maier.

Plan, grosser von Wien, 8. Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

— Neuester und vollständigster, mit Angabe der neuen Bezirkseintheilung. Mit Verzeichniss sämmtlicher Strassen, Gassen u. Plätze, sowie aller Sehenswürdigkeiten. Nach den neuesten Aufnahmen zusammengestellt. Nebst einer Ansicht von Wien in der Vogelperspective. Fünfzehnte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Poestion, J. C., Lehrbuch der schwedischen Sprache für den Selbstunterricht. Mit zahlreichen Beispielen unter den Regeln, Lesestücken und einem Wörterverzeichnisse. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Rigutini, Giuseppe, und Oskar Bulle, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Lfg. 12. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Scharrenbroich, Franz, Erlaubtheit des Selbstmordes! Dargestellt nach den Lehren des Philosophen Seneca. Rheinbach bei Bonn, Litterarisches Bureau.

Shakespeares dramatische Werke, Uebersetzt von Aug. Wilh. von Schlegel u. Ludwig Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. 1. und 2. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Storck, Karl, Otto von Leixner. Eine Studie. Berlin, Schall & Grund.

Süddeutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol. Siebente Auflage. Mit 31 Karten, 33 Plänen und Grundrissen und 8 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Von nordischen Gestaden, Novellen aus dem Dänischen, Irländischen, Norwegischen und Schwedischen übertragen von Dr. Carl Küchler. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, Gustav Fock.

Voss, Richard, Aus meinem Römischen Skizzenbuch. Leipzig, C. G. Naumann.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeb. von Baronin von Bertha Suttner. VI. Jahrg. 1897 No. 5. Dresden, E. Piersons Verlag.

Waniek, Dr. Gustav, Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Wilbrandt, Adolf, Hildegard Mahlmann. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. I. Jahrgang 1897. Heft 3. Juni.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Röntgen.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender

Der König von Sidon.

Erzählung

von

Paul Lindau.

— Meiningen. —

Seiner Excellenz

Hamdy Bey

dem Director der Kaiserlichen Museen in Stambul, dem glücklichen und verdienstvollen Entdecker der Sarkophage in den Königsgrüften von Sidon

in freundschaftlicher Verehrung
gewidmet.

Gebseh, am Golfe Ismid.
Ende Mai 1897.

P. L.

Zum dritten Male las Andreas langsam und bedächtig die lakonische Meldung aus Constantinopel, die der Telegraphenbote vor einer halben Stunde bei ihm abgegeben hatte. Er kannte sie auswendig, aber es war ihm trotzdem ein Bedürfniß, sich jedes Wort noch tiefer einzuprägen.

Die Aufregung, die sich beim ersten Lesen der Depesche seiner bemächtigt hatte, war stetig gestiegen und wurde durch die widersprechenden Gefühle, die ihn wechselseitig beherrschten, immer mehr geschürt. Er empfand die dankbarste Freude für das heißersehnte Glück, das ihm nun, wie es schien, endlich und doch wiederum viel früher, als er zu hoffen gewagt hatte, beschieden werden sollte, zugleich aber auch eine gewisse wehmüthige Trauer darüber, daß er sich gerade jetzt — und vielleicht auf lange Zeit — von der Heimat zu trennen habe. Sie war ihm nie so lieb und theuer erschienen, wie in diesen sonnigen Frühlingstagen! Dann aber machte er sich wieder bittere Vorwürfe darüber und schalt sich undankbar, daß seine Freude nicht ungetrübt sein konnte.

Schon von früher Jugend auf hatte er eine besondere Vorliebe für die fernsten Tage der grauen, von der Wissenschaft nur unvollkommen wieder

aufgelichteten Vergangenheit empfunden, und in den Jahren des Heranreifens hatte ihn die echte und ernste Begeisterung für die Erforschung des Alterthums erfaßt. Er war Archäologe geworden mit Leib und Seele. In seinen Ansprüchen von äußerster Bescheidenheit, ohne irgend welches Verlangen nach Wohlleben, ja, ohne Verständniß dafür, instinctiv haushälterisch, hatte er wie etwas ganz Selbstverständliches die größere Hälfte des nicht ganz unbedeutenden Vermögens, das ihm sein Vater, ein rechtschaffener Pastor im Holsteinischen, hinterlassen hatte, seinem Studium geopfert. Er hatte sich längere Zeit in den großen europäischen Centren der Wissenschaft und Kunst aufgehalten, die Museen und Sammlungen eifrig studirt und mit glänzenden Empfehlungen von Ernest Renan ausgestattet, der an dem unermüdlichen, fleißigen jungen Gelehrten besonderes Gefallen gefunden, zwei Jahre — die vollsten und genußreichsten seines bisherigen Daseins — in Kleinasien, Syrien und Aegypten zugebracht.

Immer war es das alte Sidon gewesen, — das heutige Saïda, unterhalb Beirut, etwa auf der Höhe von Damascus, von dem es durch die beiden hohen Gebirgsstränge des Libanon getrennt ist, am Meere gelegen, — das eine unwiderstehliche, fast unheimlich zu nennende Anziehungskraft auf ihn geübt hatte. Die ersten Ausgrabungen, die Ernest Renan dort unternommen hatte, und der zuversichtliche Hinweis des französischen Gelehrten, daß hier an der syrischen Küste sicherlich noch Schätze von unberechenbarem Werth — namentlich für die Geschichte der Phönizier und Alexandriner — verscharrt sein müßten, ließen ihm keine Ruhe und Rast.

Wie glücklich war er gewesen, als man ihm bei seinem letzten Aufenthalte in Constantinopel die feste Zusicherung gegeben hatte, daß man zu guter Stunde seiner gedenken würde!

Durch die Ernennung Hamdy Beys zum Conservator der türkischen Kunst- und Alterthumssammlungen hatte die archäologische Forschung in dem weiten Reiche, das die ergiebigste Ausbeute darbot, mächtigen Aufschwung genommen. Der Gewissenlosigkeit und dem brutalen Getriebe des habgierigen privaten Antiquitätenschachers, den man in strafbarer Indolenz ungestraft hatte schalten und walten und am Gemeingute der Cultur sich hatte versündigen lassen, trat man nun, auf Hamdy Beys Anregung, mit Entschiedenheit entgegen; und die rationelle und systematische Aufdeckung der versunkenen und verborgenen Herrlichkeiten wurde von nun an der kundigen Leitung wissenschaftlich gebildeter Männer anvertraut, welche die mühevollen Arbeiten zu überwachen und zu leiten hatten. Hamdy Bey hatte nun dem jungen deutschen Gelehrten, der auf das Beste, nämlich durch eine Empfehlung Renans, bei ihm eingeführt worden war, das feste Versprechen gegeben, ihn, sobald sich die Gelegenheit bieten würde, zu einer dieser Ausgrabungsarbeiten heranzuziehen.

Andreas Möller hatte lange vergeblich darauf gewartet, und es waren Jahre seitdem vergangen.

Er hatte sich in Berlin als Privatdocent habilitirt. Seine Arbeiten hatten ihm den Ruf eines echten, tüchtigen, scharfsichtigten Gelehrten, insbesondere eines gründlichen Kenners der altsemitischen Sprachen erworben. Durch die Entzifferung einer bis dahin räthselhaft gebliebenen phönizischen Inschrift hatte er auch die fördernde Freundschaft Renans und unter den Fachgelehrten überhaupt Ansehen gewonnen. Seit einem Jahre war er nun zum außerordentlichen Professor der Archäologie an der Berliner Universität ernannt worden. Er hatte das siebenunddreißigste Lebensjahr eben überschritten.

Er hatte nur seinen Studien gelebt, — ein stilles, beschauliches, genügsames Leben für sich, ohne Zusammenhang mit der lärmenden Gegenwart, in stetem, ihn immer mehr beglückendem Verkehr mit der dunklen Abgeschiedenheit. Ein Anachoret mitten im Gewühl der Weltstadt, für deren Vergnügungen er kein Verständniß besaß, deren Erregungen ihn kalt ließen.

Seitdem er sich in Berlin niedergelassen, hatte er seine Wohnung bei der verwittweten Steuerinspectorin Frau Wittig, im zweiten Stock eines älteren Hauses in der Mittelstraße, nicht gewechselt. Vor Kurzem hatte er, da er sich wegen des unaufhörlichen Anwachsens seiner Bibliothek in der Arbeitsstube nicht mehr umdrehen konnte, zu seinen zwei mittelgroßen Zimmern noch ein drittes hinzugenommen. Und es war ihm nicht ganz leicht geworden, sich in diese einzige Veränderung in seinen äußeren Lebensbedingungen und die ihm dadurch gewährten Bequemlichkeiten hineinzufinden.

Er wußte nicht, wer über ihm, unter und neben ihm wohnte. Mit seiner Wirthin sprach er nur das Nöthige, viel weniger, als ihr lieb war. Denn Frau Wittig respectirte und verehrte ihren Herrn Professor aufrichtig und fand nichts weiter an ihm auszusetzen, als daß er ihrem Bedürfniß, dies und das zu erzählen und dies und das zu hören, so wenig entsprach.

Aber sie pflegte ihn liebevoll, mütterlich. Sie kannte die Gewohnheiten ihres angenehmen Miethers, seine peinliche Ordnung und Sauberkeit. Das Mädchen durfte nie in das Arbeitszimmer; sie ließ es sich nicht nehmen, es allein aufzuräumen. Seine Kleidung und Wäsche waren stets in tadellosem Zustande; wenn das Eine oder Andere schadhaft wurde, so sorgte sie, nach vorheriger, regelmäßig bejahter Anfrage, für rechtzeitigen Ersatz. Das war sehr einfach. Denn Professor Möller trug nie etwas Anderes, als den zweireihigen schwarzen Tuchrock mit ziemlich langen Schößen, Beinkleider und die hohe Weste in derselben Farbe und aus demselben Stoff — Alles auf's Gründlichste gebürstet. — Im Schrank hing noch derselbe Frack, in graue Leinwand sorgsam eingehüllt, in dem Andreas vor vierzehn Jahren zum Doctor philosophiae et magister artium liberalium promovirt worden war. Der wurde bei den seltenen feierlichen Gelegenheiten noch immer hervorgeholt, und er saß heute noch gerade so gut und gerade so schlecht, wie am ersten Tage. Denn die Figur des Professors hatte sich seit seinem zwanzigsten Lebensjahr nicht mehr verändert.

Mit zwanzig Jahren war er ein hochaufgeschossener Jüngling gewesen, jetzt war er ein ziemlich großer, schmalbrüstiger Mann, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er bei seiner Einberufung zum Militär vom Generalstabsarzte mit etwas geringschätzigem Lächeln als hoffnungslos dienstuntauglich ohne Weiteres abgethan worden war. Sein Rücken hatte sich durch das überlange Sitzen am Arbeitstisch etwas gekrümmt und die eine Schulter ein wenig gesenkt. Der Bücherwurm war als Vaterlandsvertheidiger nicht zu gebrauchen.

Aber trotz dieser offenbaren Defecte hatte die ganze Erscheinung doch etwas ungemein Sympathisches, ja, in ihrer kindlichen Naivetät beinahe etwas Rührendes.

Seine hohe und gewölbte Stirn war von starken, dunkelblonden Haaren umrahmt, die ziemlich lang und scheitellos nach hinten gekämmt seinen Nacken bedeckten und den Rockkragen streiften. Da er keinen Bart trug, hatte er einen leicht pastoralen Anstrich und wurde auch oft für einen Theologen gehalten. Er hatte fein geschnittene Züge, eine ziemlich lange schmale Nase, dünne Lippen. Er sah interessant und klug aus. Vor Allem war es der Ausdruck seiner großen graublauen Augen, der sein Gesicht freundlich belebte. Wenn er die Augen aufschlug und mit seinem lebhaften und dabei doch so guten Blick Einen ansah, so konnte man ihn beinahe schön nennen.

Obwohl er nichts weniger als anschmiegsam war, erfreute er sich doch durch die Verbindlichkeit seiner Formen allgemeiner Beliebtheit. Man kann nicht sagen, daß er der Gesellschaft aus dem Wege ging, er fühlte nur kein Bedürfniß, sie aufzusuchen; er wußte, daß er ein schweigsamer und unergiebiger Mann war. Und so vereinsamte er auf ganz natürliche Weise.

Er hatte in seinem Leben überhaupt nur einen einzigen Freund gehabt, mit dem er in innigem Verkehr gestanden, mit dem er von Allem, was ihm durch Kopf und Herz ging, zwanglos hatte sprechen können. Und der war gestorben. Der ihm Gleichgesinnte war als ein tragisches Opfer seines Wissensdranges gefallen. Es war ein junger Mediciner, der sich bei einem an sich selbst vorgenommenen wissenschaftlichen Versuche eine Blutvergiftung mit tödtlichem Ausgang zugezogen hatte. Den hatte er nie vergessen können! Er hatte ihm treue Freundschaft bis über's Grab hinaus bewahrt und nie wieder einen Andern in sein Herz geschlossen.

Aber vor Kurzem, — es waren kaum sechs Wochen seitdem vergangen, — hatte er eine Bekanntschaft gemacht, die in sein bisher so ruhiges Leben eine ungeahnte Bewegung gebracht, ja, eine förmliche Umwälzung hervorgerufen hatte.

* * *

Eines Nachmittags hatte es an seine Stubenthür geklopft. Auf seinen Hereinruf war Frau Wittig erschienen und hatte ihn mit verlegenem Lächeln gefragt, ob er in seiner Bibliothek vielleicht ein Conversations-

Lexikon besitze, und, als er diese Frage, ebenfalls, aber verwundert lächelnd, bejaht hatte, hinzugefügt, ob er wohl die große Freundlichkeit haben würde, es ihr auf einige Augenblicke zu leihen.

„Gern," hatte Andreas versetzt. „Welchen Band wünschen Sie?"

„Welchen Band?" wiederholte die Wirthin mit gesteigerter Verlegenheit. „Ja, das kann ich Ihnen eigentlich nicht sagen . . . Das Buch ist nämlich nicht für mich. Fräulein Sabine Kreutzer hat mich darum gebeten."

Andreas sah sie fragend an.

„Die junge Dame, die auch bei mir wohnt, hier in der kleinen Stube gleich nebenan," erläuterte Frau Wittig. Und sie gab unaufgefordert die weiteren Aufschlüsse: „Eine sehr fleißige junge Dame, vom Lette-Verein! Sie ist Stenographin und lebt ganz still für sich. Sie werden sie kaum je gehört haben, obgleich die beiden Stuben eine Verbindungsthür haben. Da, die Thür, die Sie mit Ihren Büchern verstellt haben. An einen lauten Miether würde ich das Stübchen auch nie vermiethet haben. Lieber ließe ich es leer stehen, denn ich weiß ja, der Herr Professor müssen ungestört sein . . ."

Andreas hörte ohne besondere Theilnahme zu. Um dem Redefluſſe der Wirthin einen Damm zu setzen, warf er ein:

„Dann erkundigen Sie sich gefällig bei der jungen Dame, welchen Band sie zu haben wünscht, — welchen Buchstaben? Ich stehe gern zur Verfügung."

„Welchen Buchstaben," wiederholte die Wirthin, als ob sie sich die Bestellung einprägen wollte.

Zögernd entfernte sie sich.

Nach einigen Minuten wurde wieder geklopft. Die Wirthin kehrte zurück, diesmal gefolgt von einem jungen Mädchen, das sich an der Thür artig verneigte. Andreas hatte sich jetzt erhoben und erwiderte den Gruß etwas ungelenk.

Die junge Dame mochte etwa einundzwanzig Jahre alt sein. Sie war hellblond und hatte frische Farben. Sie war sehr einfach, aber sehr adrett gekleidet.

„Ich habe Fräulein Kreutzer gebeten, lieber selbst zu kommen," sagte Frau Wittig, „ich finde mich doch nicht zurecht. Der Herr Professor werden es gewiß nicht übelnehmen . . ."

„Aber bitte, bitte," fiel Andreas ein. „Sie wünschen das Conversations-Lexikon?" fuhr er, sich an die junge Dame wendend, fort.

„Entschuldigen Sie nur meine Indiscretion, hier so ohne Weiteres . . ."

„Bitte, bitte," warf Andreas abermals ein. „Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen eine unbedeutende Gefälligkeit erweisen zu können." Er hatte sich einem Regal genähert. „Hier, mein Fräulein, steht das Lexikon."

Mit einer leichten Verbeugung trat Fräulein Kreutzer an die bezeichnete Stelle und nahm einen Band heraus.

Andreas näherte sich dem Fenster, wo die Wirthin stand, und stellte irgend eine gleichgiltige Frage, die Frau Wittig zu einer längeren Expectoration veranlaßte. Er hörte mit anscheinender Theilnahme zu und spann das Gespräch sogar weiter. Frau Wittig war ganz überrascht. So gesprächig war der Herr Professor noch nie mit ihr gewesen.

Sabine hatte indessen den Band wieder in die Lücke gestellt und einen andern herausgenommen und durchblättert. Dann einen dritten. Sie schüttelte den Kopf und entfernte sich vom Regal, während sie Frau Wittig durch einen Blick zum Abschied veranlassen zu wollen schien.

Andreas hatte das stumme Spiel beobachtet und brach das Gespräch mit der Wirthin jäh ab.

„Nun? Haben Sie gefunden, was Sie suchten?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete Sabine. „Und es ist mir ein bischen unangenehm. Es ist ein Eigenname, der in dem Stenogramm, das ich zu übertragen habe, sehr oft wiederkehrt . . . ein phönizischer König . . .“

Andreas fuhr erstaunt auf und blickte Sabinen mit seinen großen Augen so blitzend an, daß sie unwillkürlich die Lider senkte.

„Ein phönizischer König? Da weiß ich ja einigermaßen Bescheid . . . Aber — verzeihen Sie die etwas indiscrete Frage, was haben Sie denn mit phönizischen Königen zu thun?“

„Ich werde seit einiger Zeit von Herrn Dr. Scholl beschäftigt,“ gab Sabine Bescheid.

„So, so, von Dr. Scholl?“ wiederholte Andreas. „Den kenne ich sehr gut. Er hat mehrere Semester bei mir Colleg gehört. Und der beschäftigt Sie?“

„Herr Dr. Scholl ist Mitarbeiter am Conversations-Lexikon. Er bearbeitet einen Theil der archäologischen Artikel. Und da dictirt er mir mitunter größere Aufsätze. Ich mag ihn nicht gern unterbrechen. Er benutzt für seine Arbeit zahlreiche Notizen und Quellenwerke, und es bringt ihn aus dem Zusammenhang, wenn man ihn während des Dictats mit Fragen unterbricht. Heute habe ich vergessen, ihn nach beendigter Arbeit zu fragen, wie ich es sonst immer thue. Und das ist mir um so unangenehmer, als ein und derselbe Name, den ich nicht verstehen konnte, wohl ein Dutzend mal vorkommt. In Ihrer Ausgabe des Brockhaus finde ich ihn aber nicht. Es wird sich wohl um eine neuere wissenschaftliche Feststellung handeln, die in der letzten Auflage noch nicht berücksichtigt werden konnte.“

„Vielleicht kann ich's Ihnen sagen. Wie heißt denn der Gesuchte? Ungefähr . . . meine ich.“

„Esch . . . Muh . . . Lazar, habe ich verstanden.“

„Eschmunasar!“ rief der Professor mit freudig leuchtendem Blick, mit einem fast zärtlichen Ausdruck. „Eschmunasar, Sohn des Tabnit! König von Sidon!“

„Ganz recht," bekräftigte das junge Mädchen, „Sohn des Tabnit. Das habe ich auch im Stenogramm. Und wie schreibt man das, wenn ich bitten darf . . . ‚Esch . . . nu . . . na . . . sar'? Mit einem s oder mit einem z?"

„Wie Sie wollen. Schreiben Sie's, wie Sie's hören. Richtig ist es ja doch nicht."

Sabine lächelte ein wenig.

„Scholl spricht wohl von dem anthropoïden Sarkophag mit der phönizischen Aufschrift, in dem Eschmunasar geruht hat? Von dem Sarkophag im Louvre?"

„Ja," entgegnete das junge Mädchen etwas befangen. „Eigentlich spreche ich nie von dem, was mir dictirt wird. Aber es hat mich zu sehr überrascht, daß Sie sogleich errathen . . ."

„Das darf Sie nicht überraschen, und Sie machen sich keiner Verletzung des Amtsgeheimnisses schuldig. Die Existenz des phönizischen Königs Eschmunasar, des Sohnes Tabnits, wird eben nur durch die eine Inschrift beglaubigt, die auf dem 1855 vom Herzog von Luynes entdeckten Sarkophag angebracht ist. Das weiß Jeder, der sich um diese Dinge wenn auch nur oberflächlich bekümmert hat. Als Sie den Namen Eschmunasar nannten, war es also kein Kunststück, auf den anthropoïden Sarkophag zu verweisen."

„Ja so . . ." versetzte Sabine. Sie stockte und lächelte wiederum. Sie hatte gewiß noch Etwas auf dem Herzen. „Und da Sie mich nun einmal belehren," fuhr sie beherzter fort, „gestatten Sie mir wohl gleich noch eine Frage. Ich komme mir immer so thöricht vor, wenn ich Sachen stenographire und übertrage, die ich nicht verstehe. Ein ‚anthropoïder' Sarkophag . . . was ist denn das?"

„Sie haben gewiß schon einmal in einem Museum einen Mumienschrein gesehen? Einen langen, mit bunten Hieroglyphen bemalten Holzkasten, mit möglichst sorgfältig durchgebildetem Kopf, während der Rumpf und die Gliedmaßen, ohne irgend welche feinere Gliederung, als plumpe Masse behandelt, lediglich den Umfang und die Verhältnisse des Körpers grob andeuten, — also eine lange Kiste, die einen menschlichen Körper bequem beherbergen kann, mit übergroßem Kopfe, der manchmal nicht übel modellirt ist, in Länge und Breite den Verhältnissen des Menschen, der einen solchen Kopf haben würde, etwa entsprechend, an der Schulterhöhe etwas abgerundet, in der Gegend der Hüften etwas erweitert, am unteren Theile zur Andeutung der Beine etwas geschwungen, ganz ungeschlacht modellirt, und am Ende, zur Andeutung der aufrechtstehenden, auf den Fersen ruhenden Füße, eine Erhöhung — ungefähr wie eine angewachsene Fußbank. Diese Mumiensärge sind nun auch in Stein, in Marmor oder Basalt geformt worden; da sind die Ornamente und Schriftzeichen natürlich nicht blos mit Farben aufgetragen, sondern in den Stein eingemeißelt. Und diese steinernen Leichenschreine, die die Aehnlichkeit mit dem Menschen

anstreben und grobmassig andeuten, nennt man eben ‚menschenähnliche' — anthropoïde Sarkophage. Daß Sie das nicht verstanden haben, ist ganz begreiflich. Kein Mensch darf von Ihnen verlangen, daß Sie Griechisch verstehen sollen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Professor!" versetzte Sabine, der es nicht entgangen war, daß die Wirthin während der belehrenden Auskunft etwas ungeduldig geworden war. „Noch einmal bitte ich Sie um Vergebung, daß ich Sie in Ihrer Arbeit gestört habe."

„Es ist mir eine wirkliche Freude gewesen," erwiderte Andreas sehr aufrichtig. „Und wenn ich Ihnen gelegentlich wieder einmal mit irgend einer Mittheilung dienlich sein kann, bitte, ich stehe gern zu Ihrer Verfügung."

Sabine neigte mit dankendem Gruß den Kopf, die Wirthin lächelte ohne Grund, sie öffnete die Thür, und die Beiden entfernten sich.

* * *

Andreas blieb stehen und blickte eine Weile auf die geschlossene Thür. Dann kehrte er zu seinem Schreibtisch zurück und setzte sich. Er las die Seite, die er eben geschrieben hatte, durch. Sie gefiel ihm nicht. Er machte mehrere Correcturen. Auch damit war er nicht recht zufrieden. Er zerriß das Blatt und warf die Fetzen in den Papierkorb.

Er schrieb einige Zeilen, die er gleich wieder durchstrich.

Er wandte sich auf seinem Stuhle um und sah wieder nach der Thür. Dabei überkam ihn eine gewisse Unruhe, für die er keine Erklärung finden konnte.

Auf einmal war er zerstreut geworden. Der Faden war zerrissen, er konnte ihn nicht wieder anknüpfen. Seine Stube kam ihm jetzt merkwürdig leer vor. Und da es mit der Arbeitsstimmung nun doch aus war, faßte er einen schnellen Entschluß, erhob sich, nahm Hut und Stock und ging aus.

Er bemerkte jetzt zum ersten Mal, daß vom Corridor noch eine Thür in eine Stube führte. Er ging etwas langsamer daran vorüber . . .

Als er auf die Straße getreten war, überschritt er, ganz wider seine Gewohnheit, den Fahrdamm, blieb drüben stehen und betrachtete genauer das gelbgestrichene Haus, in dem er schon seit langen Jahren wohnte, und das er sich bis jetzt noch nie angesehen hatte. Er mußte sich erst einen Augenblick orientiren . . .

Das waren die vier Fenster seiner Wohnung. Daneben war noch ein Fenster. Auf dem Brette standen vier Blumentöpfe mit blühenden Hyacinthen von verschiedener Farbe und Levkojen. Es sah hübsch aus. Frau Wittig hätte auch wohl daran denken können, für ihn ein paar Töpfe vom Markte mitzubringen!

Auf einmal wandte er sich schnell zum Gehen. Er hatte oben am Fenster hinter den Blumen eine weibliche Gestalt flüchtig erblickt, jedenfalls Fräulein Kreutzer. Bei dem Gedanken, daß sie ihn auch bemerkt haben könne, wie er, ohne sich etwas Rechtes dabei zu denken, von der Straße zu ihren Blumen hinaufgestarrt hatte, fühlte er so etwas wie Beschämung.

Er ging nun ziemlich schnell durch die Schadowstraße Unter den Linden dem Brandenburger Thor zu.

Die Sonne stand freilich schon ziemlich tief, aber es war einer der ersten warmen Frühlingstage, und der Thiergarten war noch sehr belebt. Er nahm seinen Weg über den Königsplatz an den Zelten vorüber. Da waren alle Tische dicht besetzt, und es schien ihm so, als ob da lauter fröhliche Menschen säßen. Er ließ seine Blicke über die einzelnen Gruppen schweifen: Familienväter mit ihren Frauen und Kindern, verliebte Pärchen, junge Leute, die sich an dünnem Bier und schlechten Cigarren labten und sich Geschichten erzählten, die sie sehr komisch fanden. Alle waren da vereint mit dem festen Vorsatze, sich einige vergnügte Stunden zu bereiten.

Jetzt erst fiel ihm ein, daß heute Sonntag war. Unter den Hunderten war er vielleicht der Einzige, der planlos hierher gekommen war! Es war gewiß unrecht von ihm, daß er sich nicht öfter unter fröhliche Menschenkinder begab und sich an der Freude der Anderen erfreute.

Was hatte ihn heute hierhergeführt?

Er mußte einige Augenblicke nachdenken. Ein Zufall war's gewesen! Weshalb hatte er auf einmal die Lust zum Arbeiten verloren, weshalb war ihm sein Zimmer plötzlich so viel ungemüthlicher als sonst erschienen? Ja, wenn am Fenster wenigstens ein paar Blumen gestanden hätten . . .

Fräulein Kreutzer hatte sich wegen der Störung so höflich bei ihm entschuldigt. Sie hatte ihn ja gar nicht gestört. Es war ihm im Gegentheil eine große Freude gewesen, mit dem anmuthigen jungen Mädchen einige Minuten zusammenzusein. Was ihn gestört hatte, das war vielmehr sein Alleinsein — nachher. Er war wirklich zu viel allein! Und wenn er jetzt nach Hause ging, dann harrte seiner wieder das Alleinsein. Daß er das früher nicht bemerkt hatte!

Er kehrte um und ging langsam, in einer gewissen schwermüthigen Stimmung, die ihm etwas ganz Neues war, seiner Wohnung zu. Wohin sollte er auch gehen?

Er blieb wieder seinem Hause gegenüber stehen und sah wieder nach den Fenstern im zweiten Stock hinauf. Die Flügel ihres Fensters standen jetzt offen.

Ob sie ausgegangen war? Vielleicht hatte sie die Uebertragung des Stenogramms beendet und brachte ihre Arbeit zu Doctor Scholl. Aber dazu war es doch wohl schon etwas zu spät . . . Wenn er den aufsuchte, um sich Gewißheit zu verschaffen? Er kannte ihn ja sehr gut, und ein Vorwand zu seinem Besuche wäre nicht schwer zu finden gewesen . . .

Aber es war doch gar zu thöricht! Es konnte ihm ja überdies völlig gleichgiltig sein, ob seine Vermuthung zutraf oder nicht.

Geräuschvoller als sonst schloß er die Corridorthür auf, und als er an ihrer Thür vorbeikam, fühlte er eine gewisse Rauhheit im Halse und mußte sich räuspern.

In seinem Zimmer machte er es sich bequem und setzte sich dann wieder an seinen Schreibtisch. Er arbeitete, aber ohne rechte Freudigkeit und Sammlung. Manchmal hielt er inne und lauschte, ob sich nicht irgend ein Geräusch im Nebenzimmer vernehmen ließ. Alles blieb still. Die Nachbarin war sicher ausgegangen.

Da es inzwischen schummerig geworden war, steckte er seine Lampe an. Aber mit der Arbeit wollte es heute durchaus nicht gehen. Der laue Frühlingstag und der weiche West hatten ihn ermattet. Er stützte die Stirn auf die linke Hand und ließ die rechte, die die Feder hielt, schlaff herabhängen. Als Frau Wittig ihm zur gewohnten Stunde das Abendessen hereinbrachte, schrak er förmlich zusammen.

„Fräulein Kreutzer ist wohl nicht zu Hause?“ sagte er in einem Tone, der möglichst gleichgiltig klingen sollte.

Frau Wittig blickte überrascht auf. Der Herr Professor waren ja heute ungemein gesprächig.

„Das Fräulein geht jeden Sonntag zu ihren Verwandten,“ antwortete sie, während sie die Serviette über das Tischchen breitete und das bescheidene Abendbrot symmetrisch aufstellte. „Zu ihrem Onkel. Er ist Oberlehrer an der Dorotheischen Stadtschule und wohnt hier dicht nebenan, an der Ecke der Schadowstraße. Sie kommt aber immer früh zu Hause, so gegen halb zehn. Manchmal wird es auch dreiviertel, aber selten. Sie hat überhaupt gar keinen Hausschlüssel. Also wenn der Herr Professor dem Fräulein noch etwas zu sagen haben . . .“

„Nein, nein,“ unterbrach sie Andreas ziemlich lebhaft. „Ich habe dem Fräulein gar nichts zu sagen. Weil ich keinen Laut von nebenan hörte, da fragte ich nur so . . . wie man eben fragt.“

Frau Wittig hätte die Unterhaltung wahrscheinlich noch gern etwas fortgesetzt, aber der Professor hatte nun wieder seine gewöhnliche Miene aufgesetzt, die dazu nicht ermuthigte.

„Dann also, guten Abend, Herr Professor!“

„Guten Abend!“

Während des Abendessens sagte er sich, er hätte die mittheilsame Wirthin vielleicht doch nicht so schnell abfertigen sollen. Sie hätte ihm am Ende gewiß noch das Eine oder Andere erzählt, das er ganz gern gehört hätte.

Er war nun wieder ganz vernünftig geworden und, als er die Arbeit wieder aufgenommen hatte, ganz bei der Sache. Das dauerte so etwa eine Stunde.

Da fiel sein Blick von ungefähr auf die Uhr, die auf seinem Pulte stand, und nun befiel ihn auf's Neue eine seltsame Unruhe. Es fehlten wenige Minuten an halb zehn. Sie mußte in kürzester Zeit nach Hause kommen. . . Er horchte auf. Alles war und blieb still. Er ging einige Mal im Zimmer auf und ab, blieb stehen und horchte wieder. Dann trat er an's Fenster, öffnete es und blickte auf die Straße hinab, in der Richtung auf die Schadowstraße. Er hatte sich immer eingebildet, daß die Straße viel heller beleuchtet sei. Nur in unmittelbarer Nähe der Laternen konnte er die Silhouetten der wenigen Vorübergehenden ungefähr erkennen.

Er trat wieder in's Zimmer zurück und rückte das Tischchen, an dem er gegessen hatte, und das ihn jetzt bei seinem Auf- und Abgehen behinderte, an die Wand. Es mußte doch längst dreiviertel sein. Er sah auf die Uhr: eine Minute über halb! Er nahm ein beliebiges Buch und blätterte darin.

Plötzlich fuhr er auf. Er hörte, wie sich der Schlüssel im Schlosse der Corridorthür drehte, wie diese behutsam geöffnet und ebenso vorsichtig wieder geschlossen wurde. Dann wurde die Thür zum Nebenzimmer leise aufgeschlossen und kaum hörbar auf- und zugemacht.

Andreas schüttelte den Kopf. Diese einfachsten Vorgänge hatten ihn merkwürdig erregt, sein Herz klopfte laut. Weshalb nur?

Er schlich an das Regal, mit dem die Thür zu ihrem Stübchen verstellt war, und horchte einige Augenblicke. Er hörte ihre leisen Schritte.

Unwillig wandte er sich ab. Er schämte sich seiner albernen Schwäche. Eine Kinderei konnte er sich allenfalls verzeihen, eine Indiscretion nicht.

* * *

Was war denn nur auf einmal über ihn gekommen? Wie war es nur möglich gewesen, daß eine ganz flüchtige und oberflächliche Begegnung mit einem jungen Mädchen einen so verwirrenden Eindruck auf ihn hatte machen können?

So fragte er sich, als er sich endlich — es war gegen zwei Uhr Morgens geworden — dazu entschloß, sich zur Ruhe zu begeben. Aber er fand sie nicht, die ersehnte Ruhe, und er fand auch nicht die Antwort auf die Fragen, die er beständig in sich herumwälzte. Es war wohl nur das Ungewohnte, das ihn aus der Fassung gebracht und sein inneres Gleichgewicht für den Augenblick gestört hatte. Er hatte eben nie den Besuch eines jungen Mädchens empfangen. Wer besuchte ihn denn überhaupt?

Ja, da lag's! Er machte sich Vorwürfe über seine Abschließung von aller Welt. Er hatte den dem Menschen innewohnenden Gesellschaftstrieb zu gering angeschlagen. Die Leute, die er da beim Glase Bier in den Zelten gesehen hatte, die waren alle guter Dinge mit einander. Weshalb

sollte nicht auch er, wie alle Anderen, mit Anderen leben, mit Anderen fröhlich sein? So recht jung war er wohl nie gewesen. Aber zum Sonderling fühlte er sich doch noch nicht alt genug. Und er war auch noch nicht so alt, daß er auf die Freude, ein Mensch mit Menschen zu sein, hätte zu verzichten brauchen.

Und da, in seiner nächsten Nähe, Thür an Thür, da lebte so ein junges, sonniges Wesen, das in sein Dasein Licht und Wärme bringen konnte. Und er hatte es bis zur Stunde nicht einmal geahnt! Seine Abgeschlossenheit war tadelnswerth. Er war fest entschlossen, sein Leben zu ändern.

Mit diesem guten Vorsatze war er endlich eingeschlafen, und als er am andern Morgen erwachte, konnte er an nichts Anderes denken, als an die geeigneten Mittel zur Verwirklichung seines Vorhabens.

Er hatte die gestern unterbrochene Arbeit zwar wieder vorgenommen, aber seine Gedanken schweiften weit ab. Er überraschte sich, daß er über eine ausgeschlagene Stunde allerlei Allotria getrieben hatte. Nicht einmal das! Er hatte nicht einmal geträumt. Er hatte einfach gedankenlos dagesessen.

Bei jedem zufälligen Geräusch im Nebenzimmer hatte er aufgehorcht, und ganz vergeblich hatte er sich über das Zwecklose und Thörichte seiner Beschäftigung Vorwürfe gemacht. Denn was konnten ihn diese Laute lehren, das ihn irgendwie interessiren dürfte? Jetzt hatte es bei ihr geklopft. Es war jedenfalls die Wirthin, die das Kaffeegeschirr abtragen wollte. Jetzt war die junge Dame aufgestanden und ging in ihrer Stube umher. Ob sie ausgehen würde? Nein. Der Stuhl hatte gescharrt, und nun war Alles wieder still; sie hatte sich wohl wieder an ihre Arbeit gesetzt.

Aber was ging ihn denn das Alles an? So war's gewiß seit Wochen und Monaten gewesen, und er hatte es vernünftigerweise nie beachtet.

Jetzt erst machte er sich klar, daß er während der langen Stunde, die er am Pulte verbracht hatte, ohne die Seite des vor ihm aufgeschlagenen Buchs zu wenden und ohne die Feder in die Tinte zu tauchen, sich in seinem Geiste unwissentlich und unabläßig nur mit ihr beschäftigt hatte.

Nun ja, weshalb sollte er's sich nicht ehrlich eingestehen: er hatte den sehnlichen Wunsch, sie wiederzusehen!

Aber er konnte ihr doch nicht auflauern und eine zufällige Begegnung auf der Treppe erheucheln. Er konnte auch nicht unter irgend einem fadenscheinigen Vorwande in ihr Stübchen eindringen. Seinem linkischen Gehabe, seinem Verlegenheitsstammeln würde sie die lächerliche Komödie ja auf der Stelle anmerken.

Und doch war sie da, nebenan! Nur eine dünne Wand trennte ihn von ihr. Die Thür war blos verstellt. Er brauchte nur ein paar Schritte

zu machen, und das thörichte Verlangen seines Herzens war gestillt. Und das sollte unerreichbar sein?

Als sie sich gestern von ihm verabschiedet hatte, hatte sie in einer eigenen Weise gelächelt. Es war mehr darin gewesen, als ein oberflächlicher Dank für seine unbedeutende Gefälligkeit. So schien es ihm wenigstens. Und wenn er sich nicht täuschte, — war es dann nicht unsinnig, sich abzuquälen, sich zu versagen, was schon durch den Naturtrieb geboten ist, und was auch die strengste Sitte nicht verwehrt: die Gesellschaft mit einem anmuthigen jungen Wesen?

Aber was würde sie für Augen machen, und wie täppisch und ungeschickt würde er sich benehmen, wenn er so ohne Weiteres mit der Thür in's Haus fallen und ihr ohne Umschweife sagen wollte: „Ich bin unruhig, zerfahren, verstimmt. Ich kann mich nicht zur Arbeit sammeln, alle meine Gedanken flattern zu Ihnen hinüber. Es würde mich beruhigen und beglücken, wenn Sie mir gestatten wollten, in Ihrer Gesellschaft zu bleiben, mit Ihnen zu plaudern — oder auch zu schweigen. Denn ich habe Ihnen eigentlich nichts Besonderes zu sagen. Ich möchte Sie eben nur sehen, nur in Ihrer Nähe bleiben . . ."

Und wenn er ihr das auch sagen könnte, ohne für einen Narren gehalten zu werden, und wenn sie ihn wirklich gütig anhörte und, gegen alles Erwarten, seinen Wunsch erfüllen möchte, was würde Frau Wittig dazu sagen? Was würde die davon denken und dazu sagen, wenn sich auf einmal zwischen ihren ruhigen Miethern Beziehungen knüpfen würden, für die ihr jedes Verständniß fehlen mußte? Sie hatte ja ohnehin nichts weiter zu thun, als ihre kleine Wirthschaft zu besorgen und sich um den lieben Nächsten und allerlei Dinge zu kümmern, die sie nichts angingen.

Wie oft hatte sie ihn mit unerbetenen Mittheilungen gelangweilt, denen er nur durch sein beharrliches Schweigen ein Ziel hatte setzen können!

Eines ihrer Lieblingsthemata waren die schauerlichen Vorgänge „unten, im ersten Stock", die Andreas vollkommen gleichgiltig waren.

„Unsereinem könnte so Etwas nicht passiren, Herr Professor! Man sieht sich eben seine Leute an, ehe man sie in's Haus nimmt. Natürlich, wenn man weniger penibel ist, macht man bessere Geschäfte, natürlich! Wollen Sie mir glauben, Herr Professor, da unten der junge Börsenmann zahlt für dieselbe Wohnung, die der Herr Professor hat, mehr als das Doppelte . . . Und wenn er mir noch mal so viel zahlte, nicht sehen! Ist das 'ne Zucht da unten! Gestern ging's wieder auf Viere, als sie auf der Treppe rumorten. Aber lieber trocken Brod in Ehren, als so was! Man hält doch auf seine Reputation!"

Als sich Andreas die Erregung der Frau Wittig vergegenwärtigte, kam es plötzlich über ihn wie eine Eingebung . . .

Fräulein Kreutzer war ja Stenographin! Früher hatte sie, wie er durch eine gelegentliche Mittheilung der Frau Wittig erfahren hatte, bei

einem Rechtsanwalt gearbeitet. Jetzt wurde sie von Dr. Scholl beschäftigt. Warum sollte sie nicht auch ihm gute Dienste leisten können?

Da lag ja in den verschiedenen Mappen seit Jahren aufgespeichertes, zum Theil schon gesichtetes Material, das längst der Bearbeitung harrte. Er hatte sich immer nach einem brauchbaren Secretär umgesehen. Mit den jungen Studenten, die er ab und zu zu seiner Unterstützung herangezogen hatte, hatte er leider keine guten Erfahrungen gemacht. Aber Fräulein Kreutzer machte keine Commerse mit, und es war nicht zu befürchten, daß sie am Morgen zu spät, verschlafen und mit schwerem Kopfe an die Arbeit gehen würde. Da lag die Sache ganz anders!

Während er so spintisirte, log er sich in den Selbstbetrug hinein, daß es eigentlich nur der unbewußte Zweckmäßigkeitstrieb gewesen sei, der in ihm die starke unerklärliche Theilnahme für Fräulein Kreutzer geweckt habe. Es war ohne Zweifel nur das instinctive Gefühl gewesen: „sie kann mir nützen," — nichts weiter! Und um sich darüber zu beruhigen, fragte er sich, ob er wohl Aehnliches für Fräulein Kreutzer empfunden hätte, wenn sie etwa eine berühmte Sängerin oder Schauspielerin, eine gefeierte Modedame oder irgend eine andere viel begehrte Person gewesen wäre? Wie erleichtert athmete er auf, als er diese Frage mit gutem Gewissen verneinen konnte.

Ein verschmitztes Lächeln umspielte seine feinen Lippen. Er hatte einen sehr schlauen Einfall gehabt. Er hatte ein einfaches, aber sicherlich wirksames Mittel gefunden, um allem unliebsamen Gerede der schwatzhaften Wirthin vorzubeugen: sie selbst mußte ihm den Vorschlag machen, Fräulein Kreutzer zu beschäftigen.

* * *

Er machte sich gleich an's Werk, als ihm Frau Wittig den dünnen, aber gut gemeinten Nachmittagskaffee brachte. Er hatte ein so verdrießliches Gesicht aufgesetzt, daß Frau Wittig, wie er richtig vorhergesehen hatte, ihn theilnehmend fragte, ob ihm etwas fehle.

„Nichts Besonderes, Frau Wittig," antwortete Andreas. „Ich bin nur ärgerlich darüber, daß ich mit einer Arbeit nicht rechtzeitig fertig werden kann. Ich fürchte, daß ich meinem Verleger Unbequemlichkeiten bereite."

„Mehr als den ganzen Tag arbeiten, kann doch der Mensch nicht," tröstete Frau Wittig. „Und der Herr Professor sind so fleißig . . ."

„Ich würde ja fertig werden, wenn ich ein wenig Hilfe hätte! Aber auf meine jungen Herren Studenten kann ich mich nicht ganz verlassen. Es sind eben junge Leute!"

„Der Herr Professor haben ja so Recht!" bekräftigte die Wirthin, leise seufzend. „Darauf ist kein Verlaß! Der blonde Herr, der früher manchmal zum Herrn Professor kam, das war Einer! Wollen mir der

Herr Professor glauben, daß er sich die Stiefel hat wichsen lassen, wenn er Vormittags hier arbeiten kam? Draußen in der Küche, vom Mädchen, um zehn Uhr Morgens! Er war noch nicht mal zu Hause gewesen! Um zehn Uhr Morgens, am hellen, lichten Tage! Ja, die jungen Leute! . . . Muß es denn partout ein Student sein?" setzte sie nach einer kurzen Pause fragend hinzu.

„Das wäre eigentlich nicht erforderlich. Er soll ja nicht selbstständig arbeiten. Es handelt sich um ein Dictat. Wenn er also nicht ganz ungebildet ist, flott nachschreiben, womöglich stenographiren kann . . ."

„Herr Professor!" fiel ihm die Wirthin mit leuchtenden Augen in's Wort. „Wie wär's denn mit Fräulein Kreutzer?"

Andreas empfand eine aufrichtige Freude über den glücklichen Verlauf seiner diplomatischen Umtriebe. Auf den Namen hatte er ja gewartet! Aber er wollte nun seine Rolle durchführen und stellte sich sehr überrascht.

„Fräulein Kreutzer?" wiederholte er, als höre er den Namen zum ersten Mal. „Ja so! . . . die Nachbarin. Richtig, die stenographirt ja. Aber die Dame ist doch anderweitig beschäftigt, so viel ich weiß. Und es ist doch sehr fraglich, ob sie . . ."

„Dafür lassen der Herr Professor mich nur sorgen!" rief Frau Wittig. Ihre freundlichen Augen leuchteten immer heller. „Ob die Lust haben wird! Sie geht ja überhaupt nur dreimal die Woche zu Dr. Scholl: Montag, Mittwoch und Freitag. Und wenn der Herr Professor das Fräulein etwas verdienen lassen können — wozu das Geld aus dem Hause tragen?"

Frau Wittig hatte da eine Frage berührt, an die Andreas noch gar nicht gedacht hatte. Sie war ihm peinlich. Auch da konnte ihm die Wirthin vielleicht helfen.

„Da ist auch noch eine Schwierigkeit, die zu überwinden wäre. Ich habe, offen gesagt, eine gewisse Scheu, mit einer gebildeten jungen Dame von Geld zu sprechen . . ."

„Aber wieso denn? Es ist doch ihr Geschäft. Der Herr Professor brauchen ihr ja nur zu sagen, daß sie dasselbe bekommen soll, wie beim Dr. Scholl. Oder, wenn's dem Herrn Professor unangenehm ist, ich kann's ihr ja auch sagen."

„Das wäre mir allerdings lieber. Aber ich bitte Sie, Frau Wittig, recht klug, recht vorsichtig! Setzen Sie die junge Dame nicht in Verlegenheit . . ."

„I wo werde ich denn!"

„Sie können ihr ja sagen, wie es auch thatsächlich der Fall gewesen ist, daß die ganze Sache von Ihnen ausgeht . . ."

„Gewiß doch!"

„Daß mir Ihr Vorschlag sehr angenehm gewesen wäre, und daß Sie nun gleich Alles für den Fall ihrer Zustimmung in Ordnung hätten

bringen wollen. Es würde Fräulein Kreutzer vielleicht peinlich sein, die Honorarfrage mit mir zu erledigen, und deshalb hätten Sie mich gefragt, ob ich mit den Bedingungen des Dr. Scholl einverstanden wäre? Das hätte ich einfach bejaht. Also Sie verstehen: Sie hätten Fräulein Kreutzer ein peinliches Gespräch mit mir ersparen wollen, und deshalb . . ."

„Ich verstehe schon! Der Herr Professor können ganz unbesorgt sein. Delicat muß der Mensch sein. Das ist immer mein Grundsatz gewesen. Darin bin ich komisch . . . Also, wenn der Herr Professor es wünschen, spreche ich gleich mit Fräulein Kreutzer . . ."

„Ich danke Ihnen und bitte darum."

Frau Wittig empfahl sich mit dem freundlichsten Lächeln. Sie war sehr stolz auf die ihr anvertraute Mission und glücklich, Fräulein Kreutzer, für die sie eine Art von mütterlicher Zuneigung empfand, einen Dienst leisten zu können. Sie kam sich sehr wichtig vor. Sie hatte einen klugen Einfall gehabt, und der Herr Professor hatte ihr gedankt. Sie ging sogleich zu Fräulein Kreutzer und entledigte sich ihres Auftrags mit Tact und Geschick.

Sabine freute sich über den Vorschlag aufrichtig und völlig unbefangen.

Es war kaum eine Viertelstunde vergangen, als Frau Wittig wieder in das Zimmer des Professors kam und ihn fragte, ob ihm Fräulein Kreutzer ihre Aufwartung machen dürfe, um das Nähere mit ihm zu besprechen.

Wenige Minuten darauf trat Sabine ein.

Sie sah reizend aus. Andreas klopfte das Herz, als er sie so vor sich sah. Er begrüßte sie etwas linkisch, schob einen Stuhl in die Nähe des Schreibtisches und bat sie, sich zu setzen.

Die Verabredung nahm nur kurze Zeit in Anspruch. Es war eigentlich überhaupt gar keine bestimmte Verabredung. Sie kamen schnell dahin überein, daß sie immer zusammen arbeiten würden, wenn Andreas Lust und Sabine Zeit hätten. Da sie Zimmer an Zimmer wohnten, konnte das ja durch Vermittelung der Wirthin ohne Schwierigkeit von Fall zu Fall bestimmt werden.

„So ist es mir weitaus am liebsten. Ich fürchte nur, daß ich, namentlich in den nächsten Tagen, überstarke Anforderungen an Sie stellen werde. Die Arbeit brennt mir auf den Nägeln, und ich werde kaum merken, wenn ich Ihnen zu viel zumuthe. Dann rufen Sie mich nur, bitte, ruhig zur Ordnung!"

„Darüber brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen, Herr Professor! Für uns ist das Außergewöhnliche ja beinahe immer das Gewöhnliche; wir werden eben nur herangeholt, wenn das Feuer auf den Nägeln brennt. Ich habe manchmal wochenlang bis tief in die Nacht hinein die Dictate des Tages übertragen müssen. Das macht mir Nichts. Ich brauche wenig Schlaf."

„Davon kann keine Rede sein!“ rief Andreas. „Mit dem Uebertragen hat's gar keine Eile. Da können Sie sich Zeit lassen. Wenn ich nur die Sache aus dem Kopfe habe.“

„Aber Frau Wittig sagte mir doch, Ihr Verleger . . .“

„Ach, der wartet! Ich wiederhole Ihnen: mit der Uebertragung können Sie sich's ganz nach Ihrer Bequemlichkeit einrichten . . . Und wann könnten wir denn anfangen?“

„Wann es Ihnen beliebt, Herr Professor. Meinetwegen gleich.“

„Das wäre mir das Erwünschteste,“ rief Andreas freudig. „Ich will mir nur das Material ein wenig zusammenlegen. Wenn Sie also . . . in einer halben Stunde etwa . . . so gut sein wollen . . .“

„Schön, Herr Professor! In einer halben Stunde.“ Mit leichtem Gruß entfernte sich Sabine.

Andreas strahlte. Er war glücklich. Er empfand ein inneres Wohlbehagen, wie er es wohl nie zuvor gekannt hatte. Von einem kleinen Tischchen, das in der Nähe seines Pultes stand, räumte er alle Bücher, Rollen, Schreibereien, die es seit Monaten und Jahren bedeckt hatten. Er wollte zunächst Frau Wittig rufen; aber es bereitete ihm ein sonderbares Vergnügen, selbst den Staub abzuwischen, der sich den prüfenden Blicken der reinigenden Frau Wirthin zu entziehen gewußt hatte und auf Schleichwegen auf die Tischplatte gedrungen war. Hätte Frau Wittig gesehen, daß er sich dabei eines ganz neuen Taschentuchs als Staublappen bediente!

Er rückte den Tisch in paralleler Richtung mit seinem Pulte an das andere Fenster und suchte das Beste, was er an Schreibmaterial besaß, hervor: Papier, Löschblatt, Bleistift, Feder, Tintenfaß, um es in möglichst gefälliger Anordnung auf dem Arbeitstischchen seines neuen Secretärs aufzustellen. Alle diese Vorbereitungen machten ihm große Freude. Er lächelte während der ganzen Zeit und empfand, als er nach vollbrachter Arbeit die Einrichtung seines Arbeitsraumes überblickte, eine frohe Befriedigung.

Nun rief er Frau Wittig. Sie bemerkte die Veränderung auf den ersten Blick und lächelte, wie immer, wenn sie das Zimmer ihres Herrn Professors betrat.

„Ich weiß schon,“ sagte sie. „Sie sind schnell einig geworden. Na, was hatte ich Ihnen gesagt, Herr Professor?“

„Ja, ja . . . und ich danke Ihnen nochmals für Ihren guten Einfall und für Ihre Freundlichkeit . . .“

„Aber bitte, bitte, Herr Professor . . .“

„Und was ich Ihnen noch sagen wollte . . . Gelegentlich könnten Sie mir wohl ein paar Blumentöpfe mitbringen . . .“ Frau Wittig sah erstaunt auf. „Da . . . für die Fenster. Es macht sich so hübsch . . .

Ich habe Blumen sehr gern . . . so ein ganzes Zimmer wird dadurch freundlicher."

„Davon habe ich ja keine Ahnung gehabt . . . in all den Jahren," versetzte Frau Wittig, und mit einem gelinden Vorwurf fügte sie hinzu: „Weshalb haben mir denn der Herr Professor das nicht früher gesagt?"

„Ich hab's immer vergessen . . . Also, bitte, gelegentlich."

„Heute noch, Herr Professor! Es ist jetzt die schönste Zeit! Eine Pracht!"

Sie wollte gewiß die Schönheit der Farben und des Duftes noch eingehender schildern, aber Sabine trat ein, mit einem kleinen, liniirten Hefte und zwei scharf gespitzten Bleistiften in der Hand, und Frau Wittig zog sich sogleich zurück. Sie wußte, der Herr Professor wollte arbeiten.

Sabine setzte sich an das Tischchen. Die sorgsame neue Herrichtung entging ihr nicht. Sie rückte ihren Stuhl zurecht.

„Sitzen Sie gut?"

„Sehr gut! Ich danke."

Andreas stöberte in einer der Mappen, die er aufgeschlagen hatte, herum, entnahm ihr einige Blätter und begann zu dictiren. Er durchmaß das Zimmer die Kreuz und Quer, wand sich an den Möbeln herum, blieb manchmal stehen, um dann wieder um so schneller auf und ab zu schreiten, sprach mitunter hastig, unruhig, stockte dann wieder und machte längere Pausen, suchte in seinen Schreibereien und Büchern herum, improvisirte dann wieder geläufig und rasch, und jedesmal, wenn er Sabinen anblickte, empfand er Fröhlichkeit und herzerfreuende Frische.

Sie saß unbeweglich da an ihrem Tischchen, auch in den längeren Pausen erhob sie die Augen nicht von ihrem kleinen Hefte — es that Andreas eigentlich leid, daß sie sein schönes Papier ordentlich bei Seite geschoben hatte und ihr eigenes Schreibheft, ihre eigenen Bleistifte benutzte, — sie rührte und regte sich nicht, man hörte sie nicht. Wenn sich Andreas, der nach längerem Suchen manchmal den Zusammenhang verloren hatte, oder bei längeren Perioden aus der Construction gefallen war, einige Sätze wiederholen ließ, so las sie langsam, deutlich, ohne Betonung, aber mit offenbarem Verständniß. Sie hatte bei der Arbeit eine Ruhe und einen Ernst, die Andreas anregten und entzückten.

Als er nach etwa zwei Stunden sagte: „Nun könnten wir wohl ein bischen pausiren," nickte Sabine, legte den Bleistift bei Seite, spreizte die Finger ein wenig und bog sich auf dem Stuhle zurück. Jetzt sah sie ihn zum ersten Male wieder ruhig und freundlich an.

„Es muß ein ganz anständiges Quantum geworden sein!" sagte er, während er an ihr Tischchen herantrat.

„O ja!" erwiderte Sabine lächelnd. „Es ist sehr gut gegangen." Sie blätterte die mit den feinen stenographischen Schriftzeichen bedeckten

Seiten langsam zurück. In freundlicher Ueberraschung und kopfschüttelnd folgte er der Bewegung ihrer hübschen weißen Finger, wie sie Blatt um Blatt umschlugen. Er erinnerte sich nicht, jemals in so kurzer Zeit so viel gefördert zu haben. Er sagte ihr das in seiner gewinnenden Ehrlichkeit, und sie schien sich darüber sehr zu freuen. Er machte ihr Complimente über ihre sehr discrete Haltung während der Arbeit, die wesentlich dazu beigetragen habe, daß es ihm so leicht von der Hand gegangen sei. Sie geriethen in's Plaudern, und die Pause wurde länger, als sie Beide gedacht hatten. Daß es inzwischen dämmerig geworden war, merkten sie erst, als sie die Arbeit wieder aufnehmen wollten.

„Nun verlohnt's wohl nicht mehr der Mühe," sagte Andreas. „Wir können ja kaum noch sehen. Und wir wollen die erste Sitzung doch nicht bis in's Unendliche verlängern."

Es wäre ihm eigentlich ganz erwünscht gewesen, wenn Sabine Einspruch dagegen erhoben hätte. Aber sie klappte ahnungslos ihr Heft zu und erhob sich.

„Wann wünschen Sie, daß ich wiederkomme?"

„So bald wie möglich! Morgen, wenn es Ihre Zeit erlaubt."

„Morgen ist Mittwoch. Von drei bis sechs habe ich bei Herrn Dr. Scholl zu thun. Die Uebertragung brauche ich erst am Freitag Nachmittag abzugeben. Ich stehe also morgen Vormittag und, wenn Sie wünschen, auch von sieben Uhr Abends an, und am Donnerstag den ganzen Tag zur Verfügung, — wenn Sie sich mit der Uebertragung in Currentschrift gedulden können."

„Also morgen um zehn Uhr, wenn ich bitten darf."

Als ihr Andreas bei der Verabschiedung unwillkürlich die Hand entgegenstreckte, — es war ihm so gemüthlich zu Muthe, als sei ihm Sabine keine Fremde mehr, — machte sie eine leichte Bewegung der Ueberraschung, aber sie schlug unbefangen ein.

„Ein reizendes Mädchen," sagte Andreas leise vor sich hin, als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte . . .

Als Sabine am nächsten Morgen an ihrem Tischchen Platz nahm, standen auf dem Fensterbrett neben ihr frisch aufgeblühte Levkojen und duftende Hyacinthen. Sie warf einen fragenden Blick auf Andreas, den er sehr wohl bemerkte. Beide fühlten eine gewisse Befangenheit.

„Eine Aufmerksamkeit der Frau Wittig!" sagte er, als ob er sich gewissermaßen zu entschuldigen habe, und kramte in seinen Papieren, während sich Sabine zu den Blumen neigte und den süßen Duft des Frühlings einzog.

* * *

Die Verbindung, die unter so angenehmen Bedingungen zwischen den Beiden eingeleitet worden war, gestaltete sich von Tag zu Tag freundlicher. Andreas hatte nie eine bessere Hilfe gehabt, nie so leicht, sicher und schnell gearbeitet, und nie mit solcher Lust und Liebe wie jetzt.

Jedesmal, wenn er sie da am Tischchen sitzen sah, in ihrem schlichten, graublauen Kleide, das die zarten Formen ihrer mädchenhaften Gestalt knapp umspannte, den runden Kopf mit den vollen blonden Haaren ein wenig gesenkt, die Augen unverwandt auf das Papier gerichtet, die Lippen halb geöffnet, — wenn er sie so vor sich sah, so still und ernst, und dabei so jung und anmuthig und erfrischend, lachte ihm das Herz im Leibe. Ihre Nähe gewährte ihm eine nie gekannte Anregung. Combinationen und Verknüpfungen, die er bisher nur dunkel geahnt, boten sich ihm in lichter Gliederung wie von selbst dar, und der richtige, scharfe Ausdruck, nach dem er früher so oft und so lange tastend hatte suchen müssen, stellte sich mühelos und willig ein.

Seine Arbeit machte so schnelle und glückliche Fortschritte, daß er selbst darüber erstaunte. Er hatte ein Gefühl der vollen Befriedigung, wenn er, sich den Kopf zerbrechend, in dem kleinen Zimmer auf und ab lief und mit unwillkürlichen Bewegungen, in eigenthümlichen Betonungen die Ergebnisse seines Nachsinnens bald in nervösem Staccato hervorstieß, bald in merkwürdigem Singsang psalmodirte. Kein Anderer hätte ihn belauschen dürfen. Er wäre sich lächerlich vorgekommen. Im Alleinsein konnte er sich zwanglos frei geben, wie's ihm gerade zu Muthe war. Und er war allein. Das ruhige, junge Mädchen am Blumenfenster war kein fremder Zeuge. Es war ein Stück von ihm selbst, seine eigene Hand; es war nur eine Blume mehr im Zimmer, eben so still und anmuthig, wie die am Fenster.

Und wenn er sich und ihr nach starker Anstrengung einige Erholung gönnen mußte, wie reizend wurde da geplaudert! Von allem Möglichen.

Ohne daß von der einen oder anderen Seite irgend eine lästig neugierige Frage gestellt worden wäre, hatte es sich von selbst gemacht, daß sie nach einiger Zeit manches von ihren früheren Lebensschicksalen von einander wußten.

Sie hatten viel Gemeinsames. Auch Sabine war eine Holsteinerin, auch ihr Vater war Pastor. Die Väter hatten sich gewiß gekannt. Aber ihre Vermögensverhältnisse waren lange nicht so günstig wie die des Professors, der als einziger Sohn und Erbe eines ziemlich wohlhabenden Mannes Entbehrungen und Geldsorgen nie gekannt hatte. Sabine hatte sechs Geschwister. Ihre älteste Schwester war mit einem Gymnasiallehrer verheirathet, ihr älterer Bruder hatte soeben sein Referendarexamen bestanden, ihre jüngere Schwester war seit einem halben Jahre Gouvernante in England, und die drei jüngsten Geschwister im Alter von zwölf bis sechzehn Jahren waren noch im elterlichen Hause. Da ging es natürlich recht knapp

her. Der Pastor Kreutzer mußte für sich und die Seinen mit seinem spärlichen Gehalte auskommen, und die haushälterische Frau Pastorin mußte sich oft den Kopf zerbrechen, wie sie das Kunststück, das Budget ohne Unterbilanz abzuschließen, fertig bringen werde.

So war denn Sabine, die sich zu Hause eine große Fertigkeit im Stenographiren angeeignet hatte, als achtzehnjähriges Mädchen vor drei Jahren nach Berlin gekommen, und seitdem hatte sie die Unterstützung von zu Hause fast gar nicht mehr in Anspruch zu nehmen brauchen. Sie hatte sogar ihrem ältesten Bruder, den sie besonders in ihr Herz geschlossen hatte, von Zeit zu Zeit kleinere Beträge heimlich zusenden können und alle ihre Geschwister zu den Geburtstagen und zu Weihnachten beschenkt. Manchmal beschlich sie wohl eine heimwehliche Regung: sie sehnte sich nach dem gemüthlichen Pfarrhause mit dem langen Tisch, der ringsum voll besetzt war, und auf dem schließlich noch immer genug stand, um Alle satt zu machen, obwohl namentlich die drei Jüngsten einen beunruhigenden Appetit entwickelten. Für ihr Leben gern wäre sie wieder einmal mit ihrem ältesten Bruder zusammengewesen. Aber das ließ sich nun einmal nicht machen. Sie war vernünftig und eigentlich immer guter Laune.

Im Lette-Verein hatte sie sich mit einigen sympathischen Damen wenn auch nicht intim, so doch genügend angefreundet, um mit ihnen gelegentlich einmal ein paar Stunden zu verbringen. An jedem Sonntag aber war sie regelmäßig zu Gast bei ihrem Onkel, dem Oberlehrer Dr. Kreutzer.

Das waren nun eigentlich keine Erholungsstunden. Der Oberlehrer war ein verdrießlicher alter Herr, und die Frau Professor, wie sie vorgreiflich allgemein genannt wurde, klagte unausgesetzt über die Unruhe im Hause, die Verderbtheit der Großstadt, die unerschwinglichen Fleischpreise, den Staub im Sommer, den Schnee im Winter und die Undankbarkeit der Kinder. Ihr einziger Sohn hatte den Eltern allerdings wenig Freude bereitet und trieb sich seit zehn Jahren in Texas herum. Er schrieb ungefähr alle halbe Jahr, um seinen Eltern anzuzeigen, daß er im Begriff stehe, ein steinreicher Mann zu werden, aber augenblicklich — ganz gewiß zum letzten Mal! — um eine größere Unterstützung bitten müsse.

Mitunter kamen an diesen Sonntagsabenden noch zwei ältere Herren zum Onkel. Dann spielten die Drei Skat, und Frau Professor klagte alsdann Sabinen gegenüber um so heftiger über die Lieblosigkeit der Menschen im Allgemeinen und der skatspielenden Ehemänner insbesondere. Sabine wollte es sich nicht gern eingestehen, daß sie sich bei ihren Verwandten eigentlich herzlich langweilte. Sie machte es sich zur Pflicht, jeden Sonntag Nachmittag pünktlich fünf Uhr beim Bruder ihres Vaters zu erscheinen, aber sie war immer froh, wenn die Tante durch ein ausdrucksvolles Gähnen zu verstehen gab, daß nun auch dieser schöne Tag seinem Ende zuneige. Dann erhob sie sich schnell und freute sich wirklich, wenn sie wieder zu Hause war.

Sie arbeitete gern, und wenn sie nichts zu thun hatte, amüsirte sie sich königlich über Frau Wittig. Die äußerlich ernst und ruhig wirkende Sabine war eigentlich ein ganz übermüthiges Geschöpf. Es machte ihr ein unsagbares Vergnügen, die Leute ein bischen aufzuziehen, ohne daß sie es merkten, und die kinderlose, leidlich einfältige und sehr mittheilsame Wittwe war für sie eine unerschöpfliche Quelle innerer Belustigung. Sabine kannte das Repertoire der Wirthin ganz genau, und sie brauchte nur auf den Knopf zu drücken, um sich die beliebtesten Nummern von der ahnungslosen braven Frau vorspielen zu lassen: eigene Erlebnisse und allgemeine Begebenheiten, ihre Verlobung am Pfingstsonntag in der Hasenhaide, der blutige Streit mit ihrem Hauswirth in der Philippstraße, ihr blos durch die Dämlichkeit des Conducteurs verursachter Sturz von der Pferdebahn, bei dem sie sich Hals und Beine hätte brechen können, aber zum Glück mit dem bloßen Schreck davongekommen war, ihre Vernehmung als Zeugin vor Gericht in einem Processe gegen einen berüchtigten und gewaltthätigen Einbrecher, der auch bei ihr einen verbrecherischen Versuch gemacht hatte, dank ihrer Geistesgegenwart aber unverrichteter Sache hatte flüchten müssen, die Wirkung der Siegesnachricht von Sedan und das lebensgefährliche Gedränge am Abend der Illumination, der Einzug der Truppen, die Eröffnung der Gewerbeausstellung u. s. w.

Wenn Sabine nichts Besseres vorhatte, rief sie unter einem beliebigen Vorwande Frau Wittig und ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein. Das machte keine Schwierigkeiten. Sabine freute sich schon vorher darauf, nach eigener Auswahl die von ihr ausersehene Erzählung zu hören. Sie brauchte blos arglistig den Köder auszuwerfen, dann biß die gute Frau unweigerlich an.

„Wissen Sie, Frau Wittig, es ist doch wohl eigentlich unvorsichtig, daß ich am Abend die Thür blos verriegle. Ich werde lieber noch den Tisch vorrücken. Man hört so viel von Einbrechern und Todtschlägern. Neulich soll hier wieder in der Nähe eingebrochen sein."

„Seien Sie ganz unbesorgt, liebes Fräulein. Bei mir kann Ihnen nichts passiren. Ich habe Ohren wie ein Luchs. Daß sich hier in Berlin viel Gesindel herumtreibt, das stimmt. Aber uns kann kein Mensch was anhaben. Lassen Sie sich blos erzählen, was mir im Jahre 1873 zugestoßen ist; im October."

Sabine war vollkommen glücklich: nun hatte sie die Wirthin dahin gebracht, wo sie sie haben wollte, und sie hörte nun zum so und sovielten Male mit boshaft erheuchelter Andacht die Schreckensgeschichte von dem beinahe geglückten Einbruch. Mit dem Ausdruck der gespanntesten Theilnahme, mit täuschend ehrlichen Geberden und Lauten des Erstaunens folgte sie dem wortreichen Berichte in allen ihr wohlbekannten Einzelheiten und hing an ihren Lippen, während Frau Wittig ihr breitbeinig gegenübersaß und während der Erzählung mit ihren runden, vollen, appetitlichen

Händen in gleichmäßig streichenden Bewegungen die weiße Schürze glättete, und ihr Oberkörper langsam auf und nieder pendelte.

In dieser harmlosen Vergnügung war Sabine von grausamer Unersättlichkeit. Sie wurde immer kecker und wagte es sogar, mitunter die Wiederholungen derselben Geschichte in unerlaubt kurzen Zwischenräumen zu provociren, so daß manchmal Frau Wittig doch ein bischen stutzig wurde und zweifelnd fragte: „Sollte ich Ihnen denn das noch nicht erzählt haben, was mir mit dem Einbrecher passirt ist?“

„Mir erzählt?“ wiederholte Sabine und sah dabei so treuherzig unwissend aus, daß auch ein Klügerer sich hätte täuschen lassen können. „Von einem Einbrecher? Ich verstehe Sie nicht!“

„Dann lassen Sie sich also erzählen,“ sagte Frau Wittig, setzte sich, glättete ihre Schürze und begann: „Also im Jahre 1873 war's, im Herbste, so um den October herum . . .“ Und nun folgte der aufregende Bericht.

Frau Wittig hatte nie eine so aufmerksame Zuhörerin gehabt. Sie hatte für Sabinen eine zärtliche Zuneigung gefaßt, und Sabine war der lieben Frau für die nie versagende Unterhaltung dankbar. Das Verhältniß zwischen den Beiden war also sehr nett, und Frau Wittig dankte dem Himmel, daß er ihr so liebe gute Miether beschieden hatte: den Herrn Professor, den sie wahrhaft verehrte, Fräulein Kreutzer, die eine so feine Dame war, und mit der man sich so gut unterhalten konnte. Wenn Frau Wittig allein etwas erzählen konnte, so nannte sie das: sich unterhalten.

Und nun hatten die jungen Herrschaften Bekanntschaft mit einander gemacht und arbeiteten so hübsch zusammen, so fleißig, so ruhig . . . gab es in ganz Berlin eine solche Gemüthlichkeit, wie hier im zweiten Stock des gelben Hauses in der Mittelstraße, und eine glücklichere Vermietherin, als sie, die verwittwete Frau Steuerinspectorin Christine Wittig, geborene Lemcke?

* * *

So waren nun schon einige Wochen vergangen. Der Frühling hatte sich zu voller Pracht entfaltet, der Flieder blühte, und die schönen Bäume des Thiergartens leuchteten im jungen Grün.

In Andreas hatte sich eine starke Wandlung vollzogen. Auch seine frühere Lebensweise hatte er verändert. Die über alles Erwarten schnelle Förderung seiner Arbeit ging doch nicht spurlos an ihm vorüber. Wenn er vier, fünf Stunden Sabinen angestrengt dictirt hatte, so war seine Arbeitsfähigkeit für den Tag ungefähr erschöpft. Dann war es ihm nicht mehr möglich, wie früher, Abends bei der Lampe noch fünf, sechs Stunden an seinem Pulte zu sitzen. So verkürzte sich denn die Dauer seiner Arbeitszeit sehr beträchtlich, obwohl er in der Hälfte der Zeit mehr als das

Doppelte seines früheren Pensums leistete; und für die Stunden, die er auf diese Weise gewann, fand er nun eine ihm bisher ganz ungewohnte Verwendung. Er ging spazieren, er verabredete sich auch mit Collegen, die über die an ihm plötzlich wahrgenommene Geselligkeit höchlich, aber angenehm verwundert waren, er ging auch einigemal in's Theater, — ein Vergnügen, das er sich seither kaum einmal im Jahre gegönnt hatte, — er legte sich früher schlafen.

Diese neue und viel vernünftigere Einrichtung seines Lebens schien ihm sehr gut zu bekommen. Es fiel Allen auf, wie frisch er aussah. Er hielt sich auch besser. Er war wirklich seelenvergnügt. Für Sabinen empfand er eine rührende, dankerfüllte Zärtlichkeit. Wenn er sie an seinem Fenster sitzen sah, war er ganz glücklich.

Aber wie sich draußen in den himmlischen Rausch von Farbe und Duft manchmal das häßlich trübe Grau kalter regnerischer Tage einschlich, so huschten auch über den sonnigen Lenz seines neuen Daseins garstige Schatten.

Er fühlte mitunter, wenn er allein war, eine merkwürdig quälende Beunruhigung, für die er zunächst keine rechte Erklärung finden konnte. Aber allmählich mußte es ihm doch auffallen, daß sich diese unbegreifliche Mißstimmung mit einer gewissen Regelmäßigkeit einstellte. Und zwar gerade immer an den Nachmittagen, an denen Sabine bei Dr. Scholl beschäftigt war. Das verdroß ihn, er wußte selbst nicht recht, weshalb. Der hätte sich doch auch einen anderen Sekretär suchen können!

Mißmuthig blickte er auf den leeren Stuhl am Fenster. Ihm schien, als sei er gerade jetzt besser zum Arbeiten aufgelegt denn je, als habe ihm Sabine nie so gefehlt, wie in diesem Augenblicke. Weshalb ihm gerade dieser kostbare Nachmittag entzogen werden mußte!

Nun ward ihm auch klar, weshalb ihm dieser Dr. Scholl gerade in jüngster Zeit instinctiv antipathisch geworden war. Er hatte ihn mehrfach angetroffen, vor und in der Universität. Er hatte es immer zu vermeiden gewußt, mit ihm ein Wort zu wechseln. Es hatte ihn sogar verdrossen, daß er den artigen Gruß seines früheren Schülers hatte erwidern müssen. Scholl machte ihm ja Sabinen abspänstig, deren Eigenschaften er sicherlich nicht nach Gebühr zu würdigen wisse.

An einem der nächsten Tage fragte Andreas in einer der Erholungspausen, die sie mit allerlei Geplauder ausfüllten: „Weiß Dr. Scholl, daß wir zusammen arbeiten?"

Die einfache Frage schien auf Sabinen einen besonderen Eindruck zu machen. Sie hob den Kopf auf, öffnete ihre Augen weiter als gewöhnlich, und ein flüchtiges Roth bedeckte ihre Wangen. In einem Tone, der ihm fremd klang, sagte sie nach einigen Augenblicken, mit einer gewissen Befangenheit: „Wieso?"

„Mein Gott, ich frage nur . . . wie man eben fragt," antwortete Andreas, der nun auch etwas verlegen geworden war.

„Ich habe keine Veranlassung gehabt, es ihm zu sagen."

Ihre Stimme hatte etwas Kaltes, Abweisendes, das Andreas peinlich berührte.

Er fühlte das Bedürfniß, sich wegen seiner ungewollten Indiscretion zu entschuldigen. Sabine entgegnete zwar, daß von einer Indiscretion gar nicht die Rede sein könne, und daß sie nichts zu entschuldigen habe, aber Andreas fühlte doch ganz deutlich, daß nun ein kühlerer Hauch zwischen ihnen wehte.

Das Gespräch stockte. Er durchmaß, seiner Gewohnheit gemäß, einigemal das Zimmer, nahm dann seine Notizen zur Hand und dictirte weiter. Aber er brach früher ab als sonst. Es wollte nicht mehr recht gehen . . .

Mit demselben freundlichen Gruß und Händedruck wie immer verließ Sabine das Zimmer.

Er hatte schon öfter an ihr ähnliche Momente bemerkt. Sie war ihm so lieb geworden! Er fühlte sich zu ihr hingezogen, und manchmal regte sich in ihm das Bedürfniß, ihr ein intimeres, herzlicheres Wort zu sagen. Aber als ob sie es vorahne, nahm dann ihr gewöhnlich so fröhliches Gesicht wie mit einem Schlage einen kälteren, geschäftsmäßigen Ausdruck an, der jeder vertraulicheren Annäherung wehrte. Gleich darauf jedoch, sobald Andreas, der sehr feinfühlig war, dem Gespräch eine andere Wendung gab, war sie wieder ganz die Alte — heiter, harmlos, unbefangen und wahrhaft liebenswürdig.

Er glaubte Sabinen ziemlich genau zu kennen, aber diese stumme Abwehr, dieses scheue Zurückweichen — dieser Stimmungswechsel war in dem Exempel, das er sich von ihr machte, ein unauflöslicher Rest. Denn er hatte das ihn beglückende Bewußtsein, daß ihr nicht nur ihre Beschäftigung bei ihm, sondern daß ihr auch seine Gesellschaft angenehm, daß er ihr wirklich sympathisch war. Er war sicher, daß er sich in dieser Voraussetzung nicht täuschte.

Und das war doch die Hauptsache! Und dabei mochte es denn in Gottes Namen für's Erste sein Bewenden haben. Mit der Zeit werde sich Alles schon machen, — so machen, wie er's im Innern seines Herzens wünschte, sich's aber selbst noch nicht recht zu gestehen wagte.

„Für's Erste" und „mit der Zeit" — das war seine ruhige Zuversicht. An ein Ende dachte er gar nicht. Er glaubte, eine Ewigkeit vor sich zu haben.

Deshalb läuterte sich auch das dunkle Verlangen, das ihn schon am ersten Tage der Begegnung mit Sabinen erfüllt hatte, nicht zu klarer Erkenntniß. Deshalb fühlte er auch keine Nöthigung, einen raschen Entschluß zu fassen. Er hatte ja Zeit! Für's Erste war es Glücks genug,

daß er mit Sabinen so verkehren, so arbeiten konnte, wie in diesen letzten, seligsten Wochen seines Lebens . . .

Und nun war auf einmal das Unerwartete gekommen! Wenn nicht das Ende, — daran mochte er nicht denken! das war für ihn überhaupt unfaßbar! — aber doch ein vorläufiger Abschluß . . .

* * *

Da lag sie vor ihm, die Depesche aus Constantinopel, klar und unzweideutig. Er las sie noch einmal durch. Zum vierten Male in einer halben Stunde!

Da stand es deutlich zu lesen:

„Beirut, 20. April 1887. Wollen Sie an meinen Ausgrabungen in Sidon theilnehmen? Falls Zusage, baldigste Abreise erwünscht. Erbitte Drahtantwort. Deutsches Generalconsulat Beirut. Handy Bey."

Das Herz hatte ihm stürmisch geklopft, und seine Hände hatten vor freudiger Erregung gezittert, als er den Inhalt dieser überraschenden Botschaft zu fassen im Stande gewesen war. Nun war ihm ja der Weg erschlossen, der ihn zum heißersehnten Ziele aller seiner Wünsche führen sollte! Wie konnte sein edler Gönner nur fragen, ob er dieses Anerbieten annehmen wolle? . . .

Auf einmal aber schoß ihm eine heiße Blutwelle zu Kopfe: Sabine!

Er ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Da lagen sie, all die Collectaneen, Excerpte, Notizen und Skizzen . . . nun konnten sie lange liegen bleiben! Die große Arbeit, die in diesen letzten Wochen so leicht und schnell und gut vorgeschritten war, — jetzt, da er so recht im Zuge war, mußte er sie jäh abbrechen. Wann würde er sie überhaupt wieder aufnehmen können . . .

Und sein Colleg für das kommende Semester! Gerade die angekündigten Vorlesungen lagen ihm am Herzen und schienen nach allen Anzeichen auch bei seinen Hörern ein besonders starkes Interesse zu erwecken. Nun mußte er sie absagen.

Er versäumte wirklich nicht wenig! . . .

Und die lästigen Scherereien . . . Audienz beim Minister, Gesuch um einen längeren Urlaub . . . und die Abreise so plötzlich, so überstürzt! . . .

Aber das Alles war es ja eigentlich nicht, was in ihm den Widerstreit der Empfindungen: die Freude über den ihm gemachten Antrag und das Unbehagen, sich jetzt auf unbestimmte Zeit von Berlin zu trennen, hervorrief.

Von Berlin? Von Sabinen!

Sie hatte nach seinen bestimmten Zusicherungen darauf rechnen müssen, daß sie noch auf Monate, zum mindesten auf Monate hinaus von ihm be-

schäftigt werden würde. Sie hatte sich gewiß darauf eingerichtet und seinetwegen vielleicht anderweitige Anerbietungen von der Hand gewiesen. Seine unerwartete Abreise schädigte sie materiell, und er durfte es nicht wagen, ihr in irgend einer Form eine Entschädigung anzubieten, die ihren Stolz hätte verletzen müssen . . .

Aber auch das war es eigentlich nicht, was ihm den Abschied erschwerte!

Wenn er sich ganz ehrlich prüfte, dachte er doch nur an sich selbst. Er war ja nie so froh gewesen und hatte nie so wahrhaft behagliche Stunden verbracht, wie in diesen letzten Wochen. Sabine war ihm so unsagbar sympathisch geworden; ihre Gegenwart war für ihn eine stete Erfrischung und Anregung. Und nun sollte er sie nicht mehr da am Fenster mit den Blumen sitzen sehen, in ihrem graublauen Kleidchen, mit den schönen blonden Flechten, die in einem tiefsitzenden Knoten aufgenommen waren, — so wie er sie in diesem lieblichsten Frühling täglich gesehen hatte, stundenlang!

Es war ja vielleicht noch etwas Schlimmeres, als eine Trennung auf lange Zeit. Vielleicht war es ein Abschied auf ewig! . . .

Wer konnte ihm denn verbürgen, daß er sie bei seiner Heimkehr hier wiederfinden würde? Vielleicht war sie umgezogen. Vielleicht hatte sie inzwischen eine feste Stellung gefunden, — sie hatte ihn schon einmal durch eine gelegentliche Andeutung der Art beunruhigt. Es war ja auch nicht ausgeschlossen, daß Dr. Scholl mit der Zeit ihn verdrängte. Er mußte es ruhig über sich ergehen lassen. Er hatte ihr keine Vorschriften zu machen. Sie brauchte nicht auf ihn zu warten und konnte frei über sich verfügen, ohne die geringste Rücksicht auf ihn zu nehmen. Sie war ja frei, ungebunden!

Nein, das sollte sie nicht sein! Aber wie sie binden? . . .

Am unerträglichsten war ihm sonderbarerweise die Vorstellung, daß Dr. Scholl bei Sabinen das Terrain gewinnen könne, das er aufzugeben gezwungen war. Jedem Andern hätte er die Rechte, die er an Sabinen erworben zu haben vermeinte, eher gegönnt, als gerade diesem Dr. Scholl, der ihm — er wußte selbst nicht, weshalb — unausstehlich geworden war. Für den Salon besaß ja dieser junge Herr gewiß sehr bestechende Eigenschaften. Er war ein hübscher Mensch, das ließ sich nicht leugnen. Er legte Werth auf seine äußere Erscheinung, kleidete sich elegant, hatte ein wohllautendes Organ und besaß eine große Redegewandtheit. Er hatte auch Talent; auch das mußte man zugeben. Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn sich ein unerfahrenes junges Mädchen durch diese glänzenden Gaben blenden ließe . . .

Was hatte Andreas nur an Dr. Scholl, der allgemein beliebt war, auszusetzen? In Wahrheit doch nichts Anderes, als daß er befürchten durfte, Sabine möchte an dem jungen Gelehrten mehr Gefallen finden, als

ihm lieb war. Es war Eifersucht, die keinen festen Boden braucht, um Wurzel zu schlagen, und in der Luft üppig weiter wuchert.

Eifersucht? Dann also auch Liebe?

Nun ja! Er liebte sie, ehrlich und von ganzem Herzen.

Es hatte lange genug gedauert, bis er sich's zu gestehen gewagt hatte. Sie sollte nicht länger frei und ungebunden sein! Sein Entschluß stand fest.

Er wollte mit ihr sprechen, und auf der Stelle.

Durch Frau Wittig ließ er Fräulein Kreutzer bitten, wenn ihre Zeit es erlaube, womöglich gleich zu ihm zu kommen, er habe ihr eine wichtige Mittheilung zu machen.

Nach wenigen Minuten trat Sabine ein, wie gewöhnlich in der Hand das kleine blaue Heft und zwei scharf gespitzte Bleistifte.

Andreas mußte bei diesem Anblick wehmüthig lächeln und trat ihr entgegen, als sie ihren gewohnten Platz am Fenster einzunehmen sich anschickte.

„Nein, Fräulein Kreutzer, aus dem Dictiren wird heute nichts werden . . . und morgen auch nicht . . . und in den nächsten Wochen und Monaten auch nicht . . . Bitte, setzen Sie sich . . . hier . . . zu mir." Er wies ihr einen Stuhl an, den er in die Nähe seines Pultes gestellt hatte.

Sabine war durch die Worte des Professors in äußerstes Erstaunen versetzt worden. Sie schien deren Sinn im ersten Augenblick gar nicht zu fassen und sah ihn zweifelnd an. Dann setzte sie sich zögernd.

„Ich muß mit dem Anfang anfangen," sagte er. „Da Sie zufälligerweise viel mit Archäologen zu thun gehabt haben, ist Ihnen vielleicht schon zu Ohren gekommen, daß seit einer Reihe von Jahren in der wissenschaftlichen Welt lebhaft dafür agitirt wird, die türkische Regierung dazu zu bestimmen, an den Küstenstrichen Syriens Ausgrabungen vornehmen zu lassen. Mit annähernder Sicherheit ist vorauszusetzen, daß da Schätze von unberechenbarem Werthe verscharrt liegen. Ich selbst habe in einem halben Dutzend Artikel auf die Nothwendigkeit hingewiesen, das Gebiet zwischen dem Libanon und dem Meer genau zu durchsuchen. Aber alle unsere Bemühungen sind bis jetzt an der strafbaren Indolenz der türkischen Regierung gescheitert. Der Beharrlichkeit des ausgezeichneten Directors der türkischen Museen, Hamdy Bey, ist es nun endlich gelungen, seine Regierung für die Wünsche der Wissenschaft geneigt zu stimmen. Als ich vor einigen Jahren Hamdy Bey in Constantinopel kennen zu lernen die Ehre hatte, versprach er mir, wenn er etwas erreichen würde, mich zu den Ausgrabungsarbeiten heranzuziehen. Die Geschichte verschleppte sich aber so, daß ich die Hoffnung, den heißesten Wunsch meines Lebens erfüllt zu sehen, schon beinahe aufgegeben hatte. Da erhalte ich eben . . . vor einer Stunde . . . diese Depesche." Er reichte sie Sabinen. „Bitte, lesen Sie nur!"

Sabine, die sehr aufmerksam zugehört hatte, nahm das Blatt und las es. Mit dem Ausdruck ehrlicher und unbefangener Freude gab sie es ihm zurück und sagte mit herzlichem Tone: „Da gratulire ich Ihnen aufrichtig! Das ist ja wundervoll!“

Andreas wußte nicht recht, ob ihn die Glückwünsche erfreuten oder kränkten.

„Ja, es ist allerdings ein unerwartetes und großes Glück,“ sagte er. „Aber ich gehe doch nicht leichten Herzens von hier fort . . . gerade in diesem Augenblick.“

„Es gehört ja natürlich immer ein gewisser Entschluß dazu,“ erwiderte Sabine, „auf unbestimmte Zeit die Heimat, die gewohnte Umgebung und Beschäftigung aufzugeben, aus einem liebgewordenen Kreise zu scheiden. Aber ich sollte meinen, das Alles müßte doch weit zurücktreten, wenn sich so etwas Außerordentliches darbietet, wie dies Anerbieten zum Beispiel. Das kann doch für Ihre ganze Zukunft entscheidend werden. Und welche Freuden stehen Ihnen bevor! Ich kann mir gar nicht denken, daß die Ihnen durch irgend etwas Anderes ersetzt werden könnten. Und wer weiß, vielleicht finden Sie noch mehr als Freuden und Genugthuung, — Ruhm!“

„Ach, Ruhm!“ entgegnete Andreas mit einem rührend kindlichen Lächeln. „So hoch will ich gar nicht hinaus. Und daran habe ich wirklich nie gedacht. Glauben Sie mir: Ruhm würde mich nie für das entschädigen können, was ich hier aufgebe, *jetzt aufgebe*.“ Er betonte die Worte mit einer gewissen Absichtlichkeit und sah sie prüfend an.

„Das überschätzen Sie, glaube ich,“ antwortete Sabine ruhig und freundlich. „Wenn Sie erst in voller Thätigkeit sind, in einer völlig veränderten Umgebung, dann wird Ihnen gewiß Manches, das Ihnen jetzt wichtig erscheint, recht unbedeutend vorkommen, und Manches, das Sie jetzt für unentbehrlich halten, werden Sie kaum vermissen.“

„Glauben Sie das nicht!“ entgegnete Andreas mit mehr Eifer, als er sonst zu zeigen pflegte. Sie sah ihn ruhig lächelnd an. „Fräulein Kreutzer!“ sagte er nach einer kleinen Pause. Er räusperte sich ein wenig und schien gewissermaßen einen Anlauf zu einer längeren Rede nehmen zu wollen. Sie sah ihn noch immer ruhig an, aber sie lächelte nicht mehr. „Als ich Sie vorhin um Ihren Besuch bitten ließ, hatte ich die Absicht, Ihnen eine Mittheilung zu machen, zu der Alles, was ich Ihnen eben gesagt habe, eigentlich nur als Einleitung dienen sollte.“

Sie lehnte sich ein wenig zurück und bemühte sich wiederum zu lächeln. Aber es hatte etwas Erzwungenes, und auch ihre Stimme klang anders als gewöhnlich, als sie einfiel: „Machen Sie es nur nicht gar zu feierlich, Herr Professor!“

„Wenn ich etwas sage, was Ihnen mißfällt, so seien Sie nachsichtig! Ich bin im Ausdruck mitunter recht unbeholfen — und namentlich, wenn's darauf ankommt.“

„So geht's mir gerade," unterbrach sie ihn. Und mit einer Gewandtheit, die Andreas überraschte, fuhr sie fort: „Und deshalb habe ich mich, wenn es sich für mich um irgend etwas Wichtiges handelte, auch nie auf meine Fertigkeit mit dem gesprochenen Wort verlassen. Ich habe in dem Falle immer lieber geschrieben. Es ist weitläufiger, aber sicherer. Auf eine unerwartete Frage giebt man so leicht eine Antwort, die man nachher bereut."

„Ich werde Ihnen schreiben," versetzte Andreas kurz entschlossen. Er athmete auf, als sei er von einer schweren Last erleichtert. Etwas kleinlaut setzte er hinzu: „Werden Sie mir antworten? Ich lasse Ihnen Bedenkzeit! . . . Werden Sie mir antworten?" wiederholte er.

„Wie können Sie daran zweifeln?" gab Sabine zurück. Sie hatte nun ihr anmuthiges Lächeln wiedergewonnen. „Sie werden voraussichtlich schon in den nächsten Tagen abreisen?"

„So bald wie irgend möglich! Mehr weiß ich selbst noch nicht! Ich muß mich sogleich im Reisebureau erkundigen, wann und von wo das nächste Schiff nach der syrischen Küste abfährt. Es kann gleich sein, es kann unter Umständen noch ein paar Wochen dauern . . ."

„Aber wir sehen uns doch jedenfalls noch öfter? . . . Ich will Ihnen nochmals von Herzen alles Glück wünschen. Und danken will ich Ihnen, Herr Professor . . ."

„Beschämen Sie mich doch nicht!" fiel Andreas ein.

„Sie sind immer so gut zu mir gewesen! Ich danke Ihnen!"

Zum ersten Mal reichte sie ihm die Hand. Andreas war betroffen und gerührt. Er konnte kein Wort hervorbringen. Er drückte ihre Hand so fest, daß es ihr etwas weh that. Sie biß sich auf die Unterlippe. Dann lächelte sie wieder, erwiderte den Druck schlicht und herzlich wie eine Freundin und ging . . .

Die Auskunft des Reisebureaus zwang Andreas, seine Abreise auf's Aeußerste zu beschleunigen, wenn er nicht einen vollen Monat verlieren wollte.

Am andern Tage konnte Andreas seinem Gönner Hamdy Bey das Datum seiner Einschiffung in Triest und den Tag seiner voraussichtlichen Ankunft in Beirut telegraphisch anzeigen. Der Minister hatte ihn selbst empfangen und ihm unter warmen Beglückwünschungen den erbetenen Urlaub sofort ertheilt. Er interessirte sich lebhaft für die Sache und ersuchte den Professor Möller, ihm über die hoffentlich günstigen Ergebnisse gelegentlichen Bericht zu erstatten. Er freute sich, daß einem jungen deutschen Gelehrten die Gelegenheit geboten sei, an diesen Arbeiten, die der gesammten gebildeten Welt zu gute kommen würden, sich zu betheiligen.

Während der knappen zwei Tage, die Andreas auf die Vorbereitungen zu seiner Abreise zu verwenden hatte, war seine Zeit durch unvermeidliche Besuche, Besorgungen und Anschaffungen, Vernichten von überflüssigen und

Einordnen von wesentlichen Schriftstücken voll besetzt. Seine Siebensachen waren zwar schnell gepackt, aber er gönnte dem Schlafe doch nur wenige Stunden; den versäumten konnte er ja auf der langen Bahnfahrt bis Triest und auf dem blauen Wasser der Adria und des Mittelmeeres nachholen. Er war ein ordentlicher Mann und hatte für alle Fälle Verfügungen getroffen. Ob er nun bald, oder erst nach langer Zeit oder überhaupt nicht wiederkommen würde, — sein Kommen oder sein Wegbleiben konnte keinem Menschen Verlegenheiten bereiten, und seine Habseligkeiten würden nie als herrenloses Gut herumirren.

Frau Wittig war beim Abschiede sehr gerührt.

Sabinen sagte er: „Auf dem Festlande werde ich nicht zum Schreiben kommen. Ich fahre auf geradem Wege bis Triest und habe auch da nur ganz kurzen Aufenthalt — gerade genug, um mich ohne Ueberhastung einzuschiffen. Ich schicke Ihnen von dort wohl eine Karte. Aber zur Ruhe komme ich erst, wenn ich an Bord des Lloyddampfers sein werde. Es wird also ziemlich lange dauern, bis Sie den Brief von mir erhalten werden, und ich werde auf Ihre Antwort noch länger zu warten haben .. Und nun leben Sie wohl! Möge es Ihnen recht gut gehen, Fräulein Sabine!“

Es war das erste Mal, daß er sie bei ihrem Vornamen nannte.

„Reisen Sie recht glücklich, mein lieber Herr Professor! Ich wünsche Ihnen von Herzen Freude und Erfolge. Auf Wiedersehen!“ Sie drückte ihm die Hand.

Andreas nickte. Er wollte nichts mehr sagen. Seine Sachen waren schon auf die Droschke geladen. Er lüftete den Hut und stieg schnell die Treppe hinab. Auf dem Treppenabsatz wandte er sich noch einmal um und blickte nach oben. Sabine, die sich über's Geländer gebeugt hatte, rief ihm nach: „Glückliche Reise!“

Frau Wittig hatte ihn unten an der Droschke erwartet. Er blickte noch einmal zum zweiten Stock hinauf, ihr Fenster war offen, blauer Flieder und Maiglöckchen, aber sie ließ sich nicht sehen. Sie stand mitten in ihrem Stübchen und dachte an ihren guten und lieben Professor mit wehmüthigem Gefühl, und ihre Augen wurden feucht . . .

* * *

Die Fahrt zur See war prachtvoll. Das gute Schiff des Oesterreichischen Lloyd war mäßig besetzt. Andreas hatte eine schöne, luftige Cajüte für sich allein. Während der ganzen Reise war das Wetter beständig schön. Ruhig glitt das Schiff auf dem tiefblauen Wasser dahin. Die malerischen Ufer der griechischen Inseln zeichneten sich in herrlichen Linien und Farben am wolkenlosen Horizonte ab. An den interessanteren Haltestellen stieg man an's Land und machte wohl auch kürzere Ausflüge, an

denen sich Andreas, der gut Bescheid wußte, mehr aus Gefälligkeit für seine Reisegefährten als aus eigenem Drange betheiligte.

Endlich, am zehnten Tage, nachdem sie die Rhede von Triest verlassen, wurden im Osten in zart bläulichem Dunste die schroffen zerklüfteten Bergrücken der nördlichen Ausläufer des Libanon sichtbar. Noch wenige Stunden, und die syrische Küste war erreicht.

Andreas hatte sich während der Fahrt von der Reisegesellschaft zwar nicht zurückgezogen, — sie bestand ausschließlich aus Leuten, die im oberflächlichen Verkehr angenehm und discret wirkten, — aber er hatte sich, seiner ganzen Natur entsprechend, nicht sonderlich um sie gekümmert und sich gewöhnlich schweigsam verhalten. Weniger denn je war er gerade jetzt dazu aufgelegt, mit Unbekannten, die ihn nicht interessirten, von gleichgiltigen Dingen zu sprechen.

Während der ersten Tage hatte er sich sehr bedrückt und niedergeschlagen gefühlt. Seine Gedanken gehörten weit mehr dem, was er verlassen hatte, als dem, was ihn erwartete. Immer stand das gelbe schmucklose Haus in der Mittelstraße vor seinem Auge; am offenen Fenster im zweiten Stock blühten Maiglöckchen in Töpfen und große Büsche bläulichen Flieders in einer Majolicavase . . .

Er wollte ihr schreiben, er mußte ihr schreiben. Aber es wurde ihm nicht leicht.

Als er den langen Brief durchlas, schämte er sich seiner Ueberschwänglichkeit. Er zerriß ihn und schrieb einen zweiten. Der erschien ihm wieder entsetzlich nüchtern und kühl und entsprach so gar nicht dem, was er empfand. Er zerriß ihn ebenfalls und verschob das Schreiben, wie schon so oft, auf eine günstigere Stunde.

Es währte lange, bis sie sich einstellte. Da machte er ihr in schlichten Worten ein einfaches Geständniß dessen, was er empfand. Er fragte Sabinen, ob sie, wenn er glücklich heimgekehrt sein werde, ihr Schicksal mit dem seinigen verbinden wolle. Er wisse sehr wohl, daß er nicht verführerisch sei, aber er werde ihr ewig dankbar sein, wenn sie seine Gefühle erwidern könne; und ihr Vertrauen zu rechtfertigen, sie glücklich zu machen, werde sein heiliges Bestreben sein, denn er liebe sie aufrichtig.

Er las den Brief gar nicht wieder durch, aus Angst, daß er auch den verwerfen würde. Er verschloß ihn. Und derselbe Dampfer, auf dem er jetzt nach Syrien fuhr, sollte seinen Brief von Beirut nach dem österreichischen Hafen bringen.

Als er das erledigt hatte, war ihm zu Muthe, als habe er eine schwere Arbeit gethan. Seine Stimmung wandelte sich, es kam eine gewisse harmonische Ruhe über ihn.

Und nun blickte er nicht mehr beständig, wie bisher, rückwärts; jetzt richtete er den Blick nach vorn — in die leuchtende Zukunft.

Er konnte es noch immer nicht fassen, daß seine traumhaften Wünsche nun frohe Wirklichkeit werden sollten! Seine freudige Erwartung wuchs, je mehr sich das Schiff der Ostküste näherte, sie steigerte sich zu einem wonnigen Fieber, in dem seine erhitzte Phantasie ihm die verlockendsten Bilder von herrlichen Erfolgen vorgaukelte.

Und nun war das Schiff in den Hafen von Beirut eingelaufen, die Maschine hatte nach ihren letzten wuchtigen Stößen unter schwerem Paffen ihre Thätigkeit eingestellt, der Anker war geworfen.

Nach flüchtiger Verabschiedung von den Reisegefährten und vom Capitän bahnte er sich seinen Weg durch die johlende und drängende Horde, die, sobald die Brücke niedergelassen war, das Deck stürmte, und stieg an's Land.

Ein sympathisch aussehender Herr, der ihn scharf in's Auge gefaßt hatte, trat an ihn heran und fragte Andreas, dem er den jungen deutschen Professor auf den ersten Blick angesehen hatte, in deutscher Sprache: „Habe ich die Ehre, Herrn Professor Möller vor mir zu sehen?"

Andreas nickte bejahend und erwiderte den Gruß.

„Mein Name ist Goldap. Ich bin der deutsche Generalconsul in Beirut. Excellenz Hamdy Bey hat mich gebeten, Sie vom Schiff abzuholen und Ihnen für Ihr Weiterkommen behilflich zu sein. Hamdy Bey bedauert, daß er Sie nicht selbst hat abholen können, aber er darf sich jetzt keine Stunde von Sidon entfernen. Er hat Ihnen zwei zuverlässige Leute geschickt," — Goldap wies auf zwei in einiger Entfernung stehende Araber von schlankem, kräftigem Bau, die neben ihren Pferden standen. „Mit dem Alten, Hassan, können Sie sich verständigen. Er war ein paar Jahre in Pera und versteht ein bischen Französisch. Er kann auch ein paar Worte sprechen. Er ist klug und ein prächtiger Mensch. Ich habe für Sie ein gutes Pferd besorgt und stelle mich Ihnen im Uebrigen vollkommen zur Verfügung."

„Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar!"

„Sie können doch reiten?"

„Na ja," antwortete Andreas lächelnd. „Wie ein Archäologe."

„Das reicht aus. Ich habe Ihnen ein lammfrommes Thier ausgesucht."

Während die Araber das Gepäck vom Schiffe brachten und einen starken Esel damit bepackten, machten sich Dr. Goldap und Andreas auf den Weg nach dem Generalconsulat.

„Ich wohne hier in nächster Nähe . . . Bei meinen Dispositionen habe ich voraussetzen müssen, daß Sie sich bei uns in Beirut leider nicht lange aufhalten werden. Sie werden mit Sehnsucht erwartet und sind gewiß selbst ungeduldig. Sonst würde ich Sie natürlich gebeten haben, unser Gast zu sein."

„Sie sind sehr gütig, aber ich habe allerdings eine fieberhafte Ungeduld, an Ort und Stelle zu kommen."

„Und die wird sich noch steigern, wenn Sie hören, daß Hamdy Bey gerade in den letzten Tagen Schätze aufgefunden hat, die an Großartigkeit die kühnsten Hoffnungen weit überbieten sollen. Griechische Sarkophage aus der besten Zeit, von einem Reichthum, wie er niemals auch nur annähernd auf griechischen Marmorsärgen gesehen worden ist, und geradezu wunderbar erhalten!"

Andreas' Augen flammten auf. Der ruhige Bericht seines Führers versetzte ihn in eine Art von Rausch.

„Sarkophage aus der besten Zeit? Und wunderbar erhalten?" wiederholte er. Aber zugleich überkam ihn auch ein Gefühl wehmüthigen Bedauerns. „Wenn ich doch ein paar Tage früher gekommen wäre!" seufzte er leise.

„Sie werden noch genug lohnende Arbeit finden!" erwiderte der Generalconsul. „Und auf alle Fälle werden Sie nach Hamdy Bey der Erste sein, der diese Schätze sehen wird."

„Ja!" rief Andreas in ehrlicher Begeisterung. „Ich darf mich wirklich nicht beklagen! Sie haben Recht! Wissen Sie denn noch etwas von diesen Sarkophagen?"

„Nur das Wenige, was mein Freund Hamdy Bey mir geschrieben hat. Aber das Wenige ist genug! Ich habe eben seine eigenen Worte gebraucht. Er schreibt mir in fieberhafter Erregung, wie in einem Taumel von Wonne. Er nennt die aufgedeckten Kunstschätze vollendete Meisterwerke der schönsten Zeit; er spricht von Reliefs, die an Phidias erinnern, und er sagt, die Sachen seien zum Theil so erhalten, daß man glauben könne, sie seien gestern aus der Werkstatt des Meisters gekommen. Bei einigen hätten sich auch die Farben vorzüglich gehalten."

„Wieviel Stunden braucht man von hier bis Sidon?"

„Gute fünf Stunden, meine ich. Ein Thierquäler macht's wohl auch in vier."

„Und Sie sind noch hier?" rief Andreas im Tone ernst gemeinten, aber unwillkürlich komisch wirkenden Vorwurfs. „Ein paar Stunden Wegs vom Heiligthume, zu dem ich pilgern würde, wenn ich am andern Ende der Welt wäre, und es drängt Sie nicht dahin?"

„Es ist die alte Geschichte!" erwiderte Dr. Goldap lächelnd. „Es wird mir eben zu bequem gemacht! Und Sie wissen ja: wenn man sich sagen darf: ‚das läuft mir doch nicht weg!' verschiebt man die Besichtigung auf die sogenannte günstige Gelegenheit, und wenn die ausbleibt, bekommt man's gar nicht zu sehen. Uebrigens habe ich mir fest vorgenommen, an einem der nächsten freien Tage nach Sidon hinüberzureiten, um mir die ausgegrabenen Wunder anzusehen. Eigentlich sollte mich Ihr Enthusiasmus aus meiner Schläfrigkeit aufrütteln. Ich sollte gleich mit Ihnen reiten . . . Sie werden mich nun gewiß sehr verächtlich finden, wenn ich Ihnen sage, daß ich durch elende Berufsgeschäfte hier zurückgehalten werde. Aber

ich bin doch nicht so barbarisch, wie ich Ihnen in diesem Augenblick erscheinen mag. Und hoffentlich werden Sie noch eine bessere Meinung von mir gewinnen."

Während sie so sprachen, waren sie vor einem hübschen am Meere gelegenen Hause, hinter dem sich ein herrlicher Garten ausbreitete, angelangt. Auf der Schwelle stand eine anmuthige junge Frau mit blonden Haaren, frischen Wangen und freundlichen blauen Augen, die den Gast herzlich bewillkommte. Ein reich besetzter Tisch harrte schon der Kommenden.

Frau Dr. Goldap war eine reizende Hanseatin, die an den Klängen aus der Heimat, an der Aussprache ihres nordischen Landsmanns die hellste Freude hatte.

Der etwas unbeholfene junge Gelehrte gewann die Herzen der beiden lieben Menschen im Fluge. Und auch er fühlte sich merkwürdig schnell behaglich in diesem freundlichen Hause, dem man es, sobald man nur den ersten Schritt über die Schwelle gethan hatte, anmerkte, daß hier die echte und rechte Gastfreundschaft waltete. So stürmisch es ihn auch nach seinem Ziele drängte, er hatte die beiden Stunden, die er mit Herrn und Frau Goldap verbracht hatte, doch nicht zu bereuen.

Nun war es aber höchste Zeit zum Aufbruch, wenn er bis Sonnenuntergang Sidon erreichen wollte. Mit warmem Danke für die gastliche Aufnahme verabschiedete er sich von seinen artigen Wirthen und bestieg sein Pferd.

Der alte Hassan ritt als Führer voran. Der Jüngere, Sadi, ein flinker Bursche, der den Packesel an der Halfter führte, trabte hinter Andreas

Der Weg von Beirut bis Sidon, dem heutigen Saida, ist wundervoll. In scharf südlicher Richtung läuft er unausgesetzt hart am Strande des Meeres entlang. Auf lange Strecken ist das Ufer reich bewaldet. Malerische Höhen steigen sanft auf, und in der Ferne erheben mächtige Berge ihre stolzen Häupter. Der Weg führt an lieblichen Niederlassungen, Weilern und Flecken vorüber. Da wurde von Zeit zu Zeit kurze Rast gemacht.

Eine unbeschreibliche wohlige Stimmung zog in Andreas' Brust, als er hinter dem alten schönen Araber, der sich öfter sorgend nach ihm umblickte und mit dem Ausdruck rührender Gutmüthigkeit seine weißen Zähne zeigte, gemächlich daher trabte. Die Hitze belästigte ihn nicht, denn die weite, weite Wasserfläche wehte dem Glücklichen, der in frohem Bangen den kommenden Stunden sich entgegensehnte, erfrischende Kühlung zu.

Und nun näherten sie sich allmählich ihrem Ziel, und es wurde kühl. Die untergehende Sonne zauberte auf dem herrlichen Spiegel eine Farbenpracht von berückender Schönheit hervor.

Ein breiter, mit Goldspritzen besprenkelter kupferrother Streifen zitterte auf dem tiefblauen Wasser, und im Westen erlosch die feurige

Gluth in stumpfem Violett, auf dem einige leichte, zarte, feuerverbrämte Wölkchen in phantastischen Bildungen schwebten.

Es war ein köstlicher Abend . . .

Dr. Goldap war gewiß ein ungewöhnlich artiger und sympathischer Mann. Aber es war Andreas doch lieb, daß der Generalconsul ihn nicht begleitet hatte. Die Wonne dieser Stunden mochte er mit Niemand theilen! Schweigsam wollte er schwelgen — und allein.

Allein? . . . Die Eine, die er gern an seiner Seite gehabt hätte, war ja in unerreichbarer Ferne! Er dachte an Sabine in ruhiger Freude. Er sah sie am Fenster stehen, hinter den blaßblauen Fliederbüschen. Aber da stürmte eine wilde Jagd heran, sie trat in's Zimmer zurück, und das Fenster blieb leer. Und eine tobende Schaar von krausen Gedanken und wirren Empfindungen: vermessene Hoffnungen und grausame Enttäuschungen, liebliche Bilder und wüste Fratzen umkreisten ihn. Seine Schläfen hämmerten, und sein Herz pochte.

Das Dunkel war plötzlich hereingebrochen, und in immer hellerem Funkeln traten die Sterne auf der unermeßlichen Wölbung des Himmels hervor.

Hassan lenkte von der Straße ab. Er bog in einen schmalen Weg ein, der unter Bäumen bergan führte. Andreas sah Lichter, die sich bewegten. Die Pferde hielten an.

* * *

„Willkommen! Herzlich willkommen in Sidon!" rief eine Stimme aus nächster Nähe. Und jetzt erkannte Andreas im unsichern Licht der Fackeln, die von arabischen Dienern getragen wurden, einen Herrn in grauem Anzug mit dem Fez: Hamdy Bey.

Andreas war vom Pferde gestiegen. Die Beiden begrüßten sich herzlich.

„Sie kommen zu guter Stunde!" rief Hamdy. „Mein Freund Dr. Goldap hat Ihnen gewiß schon gesagt . . ."

„Ja! Was Sie ihm geschrieben haben, weiß ich . . . und Sie können sich denken, wie ich darauf brenne, die Sarkophage zu sehen . . . Was müssen Sie empfunden haben, Sie Glücklicher! . . . Ach Gott, ich vergesse ganz, Ihnen Glück zu wünschen!"

„Ja, mein junger Freund, das sind allerdings Stunden, die man nicht vergißt! Unter Millionen und aber Millionen sind solche Erregungen kaum einem Sterblichen beschieden. Man kann es nicht schildern, man kann es nicht fassen. Aber wenn Sie die Sarkophage gesehen haben werden, werden Sie wenigstens ungefähr ahnen können, wie mir zu Muthe war, als ich diese Herrlichkeiten aus mehr denn zweitausendjähriger Nacht an's Licht brachte. . . Das Herz schlug mir zum Zerspringen, ich war berauscht, ich fiel dem ersten besten Araber, der mit der Schippe in der

Hand in meiner Nähe stand, um den Hals, ich mußte irgend Jemand umarmen, — und ich habe seitdem nicht geschlafen! Wenn mich das Fieber nicht aufrüttelte, wäre ich schon zusammengebrochen. Ich bin halb verrückt, ich weiß es. Gottlob, daß ich jetzt einen Menschen habe, der Einen versteht, vor dem man sein volles Herz ausschütten kann. Ich will meinem lieben Genossen, dem prächtigen Ingenieur Bechara Effendi, nicht Unrecht thun! Ich kann mir für die Leitung der technischen Arbeiten keine bessere Hilfe denken. Aber er ist eben Techniker. Er muß kühl und nüchtern bleiben. Sie sind Archäologe, und die Archäologie ist die leibliche Schwester der Kunst. Sie werden Alles begreifen, die Schlaflosigkeit, die Umarmung, das Fieber, die Verrücktheit, wenn Sie die Sarkophage gesehen haben werden, — Alles!"

„Gewiß, gewiß!" rief Andreas, der selbst fieberte. „Wann werde ich sie denn sehen?"

„Wann Sie wollen. Morgen in aller Frühe, wenn Sie ausgeschlafen haben werden," antwortete Hamdy.

„Ja, glauben Sie denn, daß ich schlafen werde?!"

Sie waren vor einem Kiosk angelangt, aus dessen offener Thür ein heller Lichtstrahl in den Garten fiel.

„Treten Sie einstweilen nur hier ein. Hier werden wir freundnachbarlich hausen. Haben wir nicht Glück," setzte er hinzu, als sie eingetreten waren, „daß wir nicht unter dem Zelte zu campiren brauchen? Ist es nicht sehr nett hier? Hier der gemeinsame Raum, da eine Kammer für mich und dort für Sie . . . kann man sich's schöner denken? Und bis jetzt sind wir auch von Mosquitos und sonstigem Geschmeiß verschont geblieben. Und morgen werden Sie staunen, wie reizend der Garten ist, wie schön die Aussicht auf's Meer . . ."

„Und wo ist denn das Ausgrabungsfeld? Wie weit von hier? meine ich."

„Drei Minuten . . . hier im Garten . . ."

„Hier im Garten!" rief Andreas. „Und da muß ich bis morgen warten?"

„Ja, jetzt geht's doch nicht mehr!"

„Weshalb denn nicht?"

Hamdy zog seine Uhr.

„Weil's ein bischen spät ist. Die Sonne ist vor einer halben Stunde untergegangen . . . Unsere Leute legen sich jetzt schlafen."

„Die beiden Diener, die Sie mir geschickt haben, sind doch noch wach, und Ihre Fackelträger auch . . ."

Hamdy lächelte. Er freute sich über den Eifer des jungen Gelehrten.

„Sie würden, glaube ich, besser thun, wenn Sie bis morgen warteten. Einen der Sarkophage haben wir aus dem anstoßenden Gewölbe schon in den Hauptschacht gebracht. Sie werden einen viel stärkeren Eindruck haben,

wenn Sie den Marmorsarg, der einer der schönsten ist, bei Sonnenlicht sehen. Und dann, und hauptsächlich, ist es doch eine ziemlich halsbrecherische Geschichte. Die alte Holztreppe, die ich habe bauen lassen, habe ich gerade heute wieder abtragen lassen, weil sie gar zu wackelig war, und die neue wird erst morgen fertig. Sie müßten also, gerade wie's mit mir in den ersten Tagen geschehen ist, am Seil heruntergelassen werden. Dreißig Fuß tief! Und das ist in der Nacht für Jemand, der noch nicht unten gewesen ist, doch nicht ganz unbedenklich. Eigentliche Gefahr ist freilich nicht vorhanden, aber es könnte Ihnen doch am Ende etwas zustoßen, und ich möchte die Verantwortung nicht gern übernehmen."

„Aber wenn ich eine gute Lampe habe, werde ich doch wenigstens etwas sehen, und wenn ich fest angeseilt werde, — was kann mir denn da passiren?"

„Sie haben Courage? Das ist recht! Die brauchen wir Soldaten der Wissenschaft gerade wie die anderen. Aber vor allen Dingen wollen wir uns setzen, einen kleinen Imbiß nehmen und noch ein bischen plaudern."

„Ich danke! Ich habe mich bei Dr. Goldap genügend gestärkt und nicht den geringsten Appetit."

„Aber Durst werden Sie haben? Sie sind doch ein guter Deutscher? Wenn Sie sich gestärkt haben — na, dann in Gottes Namen! Dann führe ich Sie zum Schacht!"

Andreas strahlte. Er schüttelte seinem Gönner mit kräftigem Druck die Hand und ergriff das rubinroth funkelnde Glas, das Handy mit feurigem Cypernwein gefüllt hatte.

„Auf Ihr Wohl, theurer Meister! Möge Ihnen das Glück treu bleiben, zu unser Aller Nutzen und Freude!"

Er sprach die einfachen Worte mit einer gewissen Feierlichkeit und einem ungewollten, natürlichen Pathos, die Handy bewegten, und er leerte das Glas in einem Zuge.

„Ja, das Glück!" bekräftigte Handy mit ernstem Ausdruck. „Und wenn man noch so vernünftig und fleißig arbeitet und noch so scharfsinnig die verwischten Spuren erkennt, die in verschlungenen Irrgängen zum erstrebten Ziele führen, — hat man das Ziel wirklich erreicht, darf man sich eines wirklich lohnenden Ergebnisses seiner Arbeit freuen, so muß man sich als ehrlicher Mensch schließlich doch immer wieder das beschämende Geständniß machen: Alles wäre vergeblich gewesen, wenn uns nicht im entscheidenden Augenblick das blinde Glück beim Schopfe gefaßt und geleitet hätte!"

„Nein!" entgegnete Andreas feurig. „Sie unterschätzen sich und schmälern Ihr Verdienst. Sie haben auf einer deutschen Universität studirt und kennen den tiefsinnigen Vers unseres Goethe:

Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren nimmer ein.
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein!

Das Glück mag blind gewesen sein, aber Sie waren sehend. Am Blinden wäre es unbemerkt vorübergegangen. Sie haben es festgehalten."

Mit athemloser Spannung lauschte Andreas dem Berichte Hamdys, der ihm in ungeregeltem, farbenreichem Vortrag, bald fließend, bald stockend, bald sich überhastend, bald schleppend erzählte, wie er die ersten Funde gemacht, die Wegweiser zu den weiteren erkannt und jetzt den Gesammtcomplex der im harten Schooße der Erde tief verborgenen Königsgräber entdeckt zu haben glaube.

Mehmed Scherif Effendi, der Besitzer des Gartens mit dem Kiosk, in dem die Beiden jetzt zusammen plauderten, hatte vor einigen Wochen, als er sich Material zu Bauzwecken aus seinem Grundstück gewinnen wollte, Steinbrüche vornehmen lassen. Der Garten Mehmeds liegt etwa zwanzig Minuten vom Meere entfernt, dessen Ufer sanft aufsteigen und hier eine Höhe von dreißig bis vierzig Meter erreichen. Der kleine Hügel, der angebrochen werden sollte, zeigte inmitten der üppigen ringsum blühenden Vegetation eine gewisse Dürftigkeit. Er war stellenweise fast kahl, nur einige wenige genügsame Oelbäume hatten da Wurzel gefaßt und fristeten ein kümmerliches Dasein.

Die Arbeiter stießen denn auch, nachdem sie eine dünne Schicht vegetabilischer Erde entfernt hatten, sogleich auf felsigen Untergrund: auf eine mit Kalkstein durchsprengte Sandsteinschicht.

An einer Stelle zeigte sich den Steinbrechern eine Erscheinung, die ihnen auffiel. Da lagen schon gebrochene Steinstücke, zwischen die sich allerlei Geröll in größeren und kleineren Bröckeln eingefilzt hatte, und die miteinander durch die allmählich durchsickernde Feuchtigkeit zusammengepappt waren. Das war keine natürliche Bildung. Hier mußten schon Menschen thätig gewesen sein! Aber wann konnte das geschehen sein — hier im Felsen, dessen rauher Leib sich mit einer Erdschicht bekleidet hatte, die immerhin genügte, um das wenn auch nur kümmerliche Fortkommen von Bäumen zu ermöglichen?

Als sie nun vorsichtiger und bedächtiger ihre Arbeit fortsetzten, merkten sie, daß die Stelle, die diese eigenthümliche Erscheinung darbot, rundum begrenzt war. Es war also ein Loch in den Felsen gesprengt und wieder zugeschüttet worden . . . Sie beeilten sich, von dieser merkwürdigen Entdeckung dem Besitzer des Grundstücks Kunde zu geben.

Selbst den weniger gebildeten Einwohnern von Sidon war es nicht unbekannt, daß hier tief in der Erde, deren Boden ihr Fuß stampfte, vielleicht noch sehr seltsame und werthvolle Dinge verscharrt lägen. Sie erinnerten sich wohl, daß vor einigen Jahren Männer aus dem Frankenlande gekommen waren, die Grundstücke erworben und Alles durchwühlt hatten. Sie hatten auch einen alten Todtenschrein aus schwarzem ägyptischen Stein ausgegraben und mit großen Schwierigkeiten und Kosten nach dem Strande geschleift und auf das Schiff gehoben, das den schweren

Steinsarg weit über's Meer getragen hatte. Viele hatten nun selbst in ihren Gärten herumgegraben. Sie hatten auch mancherlei gefunden: künstlich gemeißelte Marmorbruchstücke, verbogene und verunstaltete Geräthe aus Bronze, die ganz verwittert und angefressen waren. Und dafür hatten ihnen Händler in der Stadt gute Preise gezahlt . . .

Mehmed Scherif Effendi aber war ein gebildeter Mann. Er eilte auf die erste Mittheilung seiner Arbeiter sogleich an Ort und Stelle und erkannte sofort, daß sich hier ein Schacht öffnete, wie ihn die Alten in grauer Vorzeit in den Felsen sprengten, um dort die Sarkophage einzulassen, die alsdann in anstoßenden, tief unterirdischen Grüften geborgen wurden.

Wie das verendende Wild das tiefste Dickicht des Waldes aufsucht, um ungesehen zu vermodern, so wollten auch die Großen der alten Zeit einsam und weltabgeschieden in ihrem steinernen Schrein und in unzugänglicher Kammer den ewigen Schlaf schlafen. Keinem Sterblichen wollten sie den Anblick ihrer letzten Ruhestätte gönnen. Mit dem Ende ihrer irdischen Thätigkeit sollte auch Alles verschwinden, was in ihnen an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnen mußte. Wie ihre Thaten selbst, so wollten auch sie, die Vollbringer, nur noch in der Erinnerung der Nachwelt weiter leben. Kein lebender Mensch sollte an ihrem Sarge stehen und sagen dürfen: „Dieser Kasten birgt nun Alles, was von dem einst gepriesenen Helden übrig geblieben ist. Da liegt er nun, ein knöchernes Schreckensbild, ohnmächtig und wehrlos! Und ich, ich lebe und bin stärker als er . . ."

Wie es ihm durch die gesetzliche Vorschrift zur Pflicht gemacht war, erstattete Mehmed Scherif unverzüglich Anzeige an die oberste Ortsbehörde, den Kaimmakam (etwa Landrath) Sadik Bey. Und sobald von diesem der Bericht in Constantinopel eingegangen war, setzte Hamdy Bey Himmel und Hölle in Bewegung, um die apathische Regierung, die für die Sache der Kunst und Wissenschaft schwer zu erwärmen ist, zu einem schnellen und energischen Entschlusse zu bewegen. Er setzte es durch, daß die Ausgrabung auf Staatskosten beschlossen wurde. Er selbst wurde mit der Leitung dieser Arbeiten beauftragt und begab sich nun auf kürzestem Wege nach Sidon.

Auf Befehl des verständigen Kaimmakam waren die Arbeiten im Garten Mehmed Scherifs nach der Entdeckung der Schachtöffnung sofort eingestellt worden. Der Steinbruch selbst wurde, um allen Eventualitäten vorzubeugen, abgesperrt und Tag und Nacht militärisch bewacht.

* * *

Hamdy hatte nun sogleich nach seiner Ankunft eine große Schaar zuverlässiger Arbeiter, meistens Araber, angeworben und für die technische Leitung den Bezirksingenieur Bechara Effendi herangezogen.

Gleich bei der Aufdeckung des Schachtes wurden, nachdem man ihn von Schutt und Erde gesäubert hatte und nach langwieriger, mühevoller Arbeit auf den Grund gedrungen war, in der Tiefe von etwa zwölf Meter vermauerte Thüren aufgefunden. Diese Thüren, die sogleich erbrochen wurden, führten, wie sich nun herausstellte, zu einem ganzen Complex von willkürlich und unregelmäßig gelagerten Felsenkammern; sie führten zu den Entdeckungen ungeahnter Schätze, die Hamdy Bey im Verein mit seinem ausgezeichneten technischen Mitarbeiter, Bechara Effendi, in den nächsten Tagen machen sollte.

Der scharfe Blick und die geistvolle Combinationsgabe Hamdys erspähte hier, dreißig Fuß unter dem Boden, eingesprengt in den steinigen Schooß des Felsenhügels sieben solche, wie es schien, planlos aneinander und übereinander liegende Grüfte. Sie alle wurden geöffnet, und alle beherbergten, seit über zweitausend Jahren unerreichbar im Schatten undurchdringlicher Nacht gebettet, Sarkophage . . . darunter vier von unerhörter Pracht.

Das hatte Hamdy Bey sogleich erkannt, so unmöglich es bis jetzt auch noch war, sich von der künstlerischen Bedeutung der Marmorsärge eine genügend klare Vorstellung zu machen. Denn bis zur Stunde hatte man nur einzelne Theile von dem häßlichen Kleide, in welches das graue Alter sie gehüllt hatte, vorsichtig befreien können. Bei der trügerischen Beleuchtung wirkten Licht und Schatten falsch, und bei der Enge der Grüfte war es unmöglich, das Ganze zu überschauen, ganz abgesehen davon, daß die unerträgliche Hitze und der athembenehmende stickige Dunst die Besichtigung erschwerten. Noch standen all die Herrlichkeiten in der Finsterniß der Grüfte, die durch das gewöhnliche Licht ungenügend, durch das blendende Licht der Magnesiumlampe zwar hell, aber unschön und falsch beleuchtet wurden, in Staub und Schutt.

Das aber, was Hamdy schon in den ersten Tagen, ja in den ersten Stunden erschaut, hatte ihm die beseligende Gewißheit gewährt, daß er vom Schicksal berufen sei, in kurzer Zeit der Mit- und Nachwelt zu dauerndem Genuß, aus ferner Vergangenheit Schätze an's Licht der Sonne zu bringen, die zu dem Wunderbarsten gehören, was Menschenhand gebildet hat. Es war Unvergleichliches, Einziges, was hier in finsterer Felsenzelle geschmachtet hatte.

Das war es, was ihm den Schlaf geraubt, was seine Seele erzittern und ihn vor Wonne halb wahnsinnig gemacht hatte.

„Ja, ja! Ich begreife Alles — nur das Eine nicht: daß Sie diese Stunde überhaupt überlebt, daß Sie den Verstand nicht völlig verloren haben!" rief Andreas mit leuchtenden Augen. „Wann brechen wir auf?"

„Jetzt!" antwortete Hamdy. Er lächelte befriedigt. Das war der Mann, den er für seinen Enthusiasmus brauchte!

Er klatschte in die Hände. Gleich darauf trat Hassan ein, dem er

in türkischer Sprache einige Weisungen gab. Hassan eilte wieder hinaus. Man hörte ihn mit lauter Stimme seinen Genossen etwas zurufen.

Hamdy und Andreas traten in's Freie. Es war um die Zeit des Neumonds. Die Sterne glitzerten und strahlten in wunderbarer Pracht. Vom Meere her wehte köstliche Kühle. Der süße berauschende Duft der Orangen und Myrthen durchwürzte die milde Luft, und ringsum klagten, schluchzten und lockten die Nachtigallen.

Die Diener hatten die Fackeln wieder angezündet. Zwei schritten voran und beleuchteten den Weg, zwei gingen neben ihnen, Hassan und Sadi, mit Laternen, in denen dicke Kerzen brannten, folgten ihnen.

Plötzlich wurden sie angerufen. Hassan war vorgesprungen und sagte einige Worte. Die beiden Wachen traten bei Seite.

Nun standen sie am oberen Rande des Schachtes, der von Geröll, Erde und Schutt völlig gesäubert war. Auf Hamdys Befehl traten die Diener hart an den Rand und ließen das Licht der Fackel, so weit es eben möglich war, in das viereckige Loch fallen. Andreas starrte hinein. Nur der obere Theil der Schachtwände war deutlich zu erkennen. Manchmal huschte ein Schimmer tief hinein. Und Andreas glaubte den Boden und auf dem Boden einen helleren länglichen Kasten zu sehen. Er bog sich weiter vor. Hassan, der neben ihm stand und ihn beobachtete, packte ihn mit kunstgerechtem Griff, hielt ihn fest und sagte, während er lächelnd seine prachtvollen Zähne zeigte, in verständlichem Französisch: „Besser so!"

„Nun?" fragte Hamdy, „reizt es Sie noch immer, in dieser Dunkelheit in die Unterwelt hinabzusteigen? Der Eingang ist nicht verlockend, wie Sie sehen. Wollen Sie nicht lieber warten, bis die Sonne aufgegangen ist?"

„Nein, nein! Gönnen Sie mir die Freude! Und gleich! Ich bitte Sie!" —

„Also gut! Gefährlich ist's weiter nicht. Nur unbequem."

Hassan besorgte mit großer Gewandtheit und Vorsicht das Geschäft des Anseilens. Er befestigte auch an einem Gurt, den er fest um Andreas' Leib gelegt hatte, die Laterne mit dem brennenden Lichte. Einer der Diener nahm jetzt die Fackeln der Anderen, die nun den langen, über eine primitive, aber verläßliche Winde gelegten Strick packten. Andreas stieß ab und schwebte nun in der Luft. Ganz langsam und unter Beobachtung der äußersten Vorsicht wurde er hinabgelassen.

Jetzt berührten seine Füße den Boden ... jetzt stand er da.

„Wohlbehalten angekommen?" hörte er Hamdys Stimme von oben, die im Schacht schauerlich dumpf wiederhallte.

„Vollkommen wohl!" rief Andreas hinauf. Er erschrak über den gellenden Klang seines Rufs.

Das Licht seiner Laterne verbreitete eine genügende Helligkeit. Er stand vor einem Sarkophage, der mit Sculpturen reich geschmückt war.

Es war eine mächtige Truhe, deren Wände in rechteckige Felder eingetheilt waren; in jedem Felde in faltiger Gewandung eine weibliche Gestalt im Ausdruck tiefen Schmerzes. Langsam, jedes einzelne dieser trauernden Weiber beleuchtend, umschritt Andreas in tiefer Ergriffenheit den Sarkophag, in innerster Seele bewegt von der künstlerischen Schönheit des Werkes, von der Ehrwürdigkeit des Alters, von der stimmungsvollen Schaurigkeit der Umgebung. Es stürmte mächtig auf ihn ein von diesen senkrecht aufsteigenden grauen Felsenmauern, deren brüchige Unebenheiten bei der wechselnden Beleuchtung phantastische Schatten, Fratzen in zuckenden Bewegungen, einen sonderbaren Tanz von lebenden grauen Schemen hervorzauberten.

Und wieder betrachtete er die klagenden Weiber. Um wen mochten sie klagen? Wer war der Stolze, der seine Gebeine in diese herrliche Truhe hatte betten lassen? der mehr als zwei Jahrtausende sein königliches Ruhebett vor den profanen Blicken der kleinen Welt in Nacht und Felsen verborgen hatte?

Nicht durch den zärtlichen Kuß des verliebt schmachtenden Ritters war hier ein Dornröschen aus dem Schlummer geweckt worden, die ernste, rauhe, unerbittliche Wissenschaft hatte mit Hammer und Haue die steinerne Hecke der Felsenrosen gesprengt und in inbrünstig gewaltsamer Umarmung den Langschläfer aufgerüttelt.

„Ist es nicht schön?“ kam es dumpf von oben.

„Ja, ja!“ rief Andreas, ungeduldig über die Störung. Und beschwichtigend fügte er hinzu: „Wunderschön! wunderschön!“

Er war tief ergriffen, ja erschüttert.

Ihm, dem bescheidenen jungen Forscher, sollte das unerhörte Glück beschieden sein, der erste Zeuge dieses Wiedererweckens zu sein! Ihn hatte man berufen, an diesem Werke der Auferstehung mitzuwirken! Er konnte es nicht fassen. Die dämmernde Erkenntniß erfüllte ihn mit tiefer Dankbarkeit für dies ungeahnte Glück und erregte ihn so, daß er zitterte und bebte.

„Doctor!“ scholl es dumpf und geisterhaft.

Er erschrak heftig.

„Doctor!“ hallte es jetzt lauter von oben. „Hören Sie mich nicht?“

„Doch, doch! . . .“

„Nun lassen Sie's für heute genug sein! Unsere Leute müssen mit Tagesanbruch wieder an die Arbeit. Kommen Sie!“

„Ich komme!“

„Prüfen Sie genau das Seil und ziehen Sie es wieder fest, wenn es sich gelockert hat.“

„Es ist Alles in Ordnung!“

„Befestigen Sie die Lampe im Gurt, und wenn Sie bereit sind, rufen Sie!“

„. . . Ich bin bereit! Los!"

Langsam und bedächtig, wie er hinabgelassen war, wurde er wieder heraufgewunden.

Während Hassan die feste Schlinge löste, sog Andreas den Wohlgeruch und die köstliche Luft der frischen Nacht in langen Zügen ein, unfähig, ein Wort hervorzubringen. Hamdy betrachtete ihn mit glücklichem Lächeln. Er schwieg. Er vermochte dem wie vom Taumel ergriffenen jungen Gelehrten nachzuempfinden.

„Nun?" sagte er nach einer Weile. „Habe ich zu viel gesagt?"

Da schöpfte Andreas noch einmal tief Athem. Er warf einen langen, traumhaften Blick auf Hamdy, der gütig lächelnd vor ihm stand. Er zitterte heftig und warf sich, überwältigt von seinem Empfinden, schluchzend seinem Gönner an die Brust, der ihn mitfühlend und herzlich umpfing.

Staunend blickten die arabischen Arbeiter auf die Beiden, die sich in den Armen lagen. Sie verstanden zwar die Ursache dieses befremdlichen Schauspiels nicht, aber sie fühlten instinctiv, daß es sich um etwas Schönes und Großes handle. Und auch sie wurden von der freudigen Erregung mitgerissen. Sie stießen hohe, gellende Freudenschreie aus und tanzten, die Fackeln schwingend, wild in der Runde. Die sehnsüchtig klagenden Nachtigallen schwiegen erschrocken.

Der jauchzende Reigen, dem Hamdy und Andreas fröhlich zuschauten, — auch die beiden Soldaten waren herangetreten und grinsten vergnügt, — währte lange, bis endlich Hamdy Hassan bedeutete, es sei nun an der Zeit, den Rückweg nach dem Kiosk anzutreten. Andreas beschenkte die Tänzer, der kleine Zug ordnete sich wieder wie vorher, und unter dem sternenbesäeten Nachthimmel, unter duftenden Orangen, Citronen, Bananen und Myrthen kehrten sie zum Gartenhaus zurück, während die wieder beruhigten Nachtigallen sehnsüchtig flöteten.

Sie saßen noch lange zusammen und sprachen. Sie sprachen von nichts Anderm, als von den Sarkophagen. Es war ein unergründliches Thema. Immer wieder drängten sich neue Fragen auf, die zu breiten Erörterungen führten. Andreas fand kein Ende, und Hamdy Bey, durch den rührenden Wissensdrang des jungen Gelehrten angeregt, suchte durch immer neue Argumente und positive Ermittlungen die aufgestellten Combinationen zu bekräftigen oder zu bekämpfen.

Aber es war schon sehr spät geworden, und Hamdy Bey machte der erregten Debatte ein Ende.

„Sie haben einen bewegten Tag hinter sich! Sie bedürfen der Ruhe, denn morgen müssen Sie mit frischer Kraft, mit klarem Kopf und hellem Auge an die Arbeit gehen. Also ohne Weiteres: Gute Nacht! Und schlafen Sie wohl!"

„Schlafen? Sie glauben es doch wohl selbst nicht, daß ich schlafen werde!"

„Dann entkleiden Sie sich wenigstens und strecken Sie sich aus! Das hilft auch schon. Uebrigens werden Sie schlafen, wie ich hoffe. In Ihren Jahren schläft man noch. Und wenn es mir zu lange dauert, bis ich Sie sehe, dann wecke ich Sie! Gute Nacht!"

Sie drückten sich die Hand und suchten ihr Lager auf.

Hassan, der Andreas zu besonderer Bedienung beigegeben war, ließ es sich nicht nehmen, seinem neuen Herrn, der ihm sehr zu gefallen schien, beim Auspacken des kleinen Handkoffers behilflich zu sein. Er wollte sich auch an das große Gepäck machen, aber Andreas sagte ihm in Worten und Geberden, daß es damit keine Eile habe.

„Pek eji, effendim!" sagte Hassam, wie überhaupt nach jedem Satze, den er verstanden hatte — „Sehr wohl, Herr!" Er verneigte sich tief mit der üblichen Begrüßungsgeberde des Orients, indem er die Hand zu Boden streckte, als wolle er den Staub aufheben, und sie dann an Herz, Stirn und Mund führte. Er trat in das gemeinsame Zimmer, verschloß Thür und Läden, löschte die Lampe und streckte sich vor der Schwelle der Kammer seines Herrn auf den Teppich nieder, wo er sogleich in tiefen Schlaf verfiel.

Auch Andreas hatte sich, nachdem er sich entkleidet, auf sein Lager geworfen. Er hatte die Kerze brennen lassen. Er wußte ja, daß er nach den gewaltigen Erregungen dieser Nacht doch nicht schlafen werde. Aber allmählich verschlangen und verwirrten sich unmerklich seine Vorstellungen; er versuchte zunächst dagegen anzukämpfen und in das krause Durcheinander Klarheit zu bringen, aber sein Widerstand gegen die sanfte Gewalt der Müdigkeit erschlaffte. Er merkte kaum noch, daß er die Kerze löschte, und er schlief ein.

(Schluß folgt.)

Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

Moralität oder Individualität.

Eine culturgeschichtliche Studie.

I.

Giebt es eine allgemeingiltige, für alle Menschen gleichmäßig verbindliche Moral?

Die Frage scheint wohl sonderbar. Wir sind gewohnt, von Moral und Moralität wie von etwas Zweifellosem und Selbstverständlichem zu sprechen. Wir nennen gewisse Handlungen moralisch, andere unmoralisch und setzen voraus, daß Jedermann sie ebenso betrachte. Wir denken uns die Moral wie eine Art unsichtbarer Macht, die über Alles walte und der sich der Einzelne widerspruchslos zu unterwerfen habe.

Und doch ist der scheinbar so gewisse Satz, daß es eine solche Moral gebe, unsicher und fraglich gemacht worden nicht blos in der Wissenschaft, theoretisch, sondern auch im Leben, praktisch. Wir denken dabei natürlich nicht an die einzelnen, thatsächlichen Verletzungen bestimmter Moralvorschriften, die überall und zu allen Zeiten ab und zu vorkommen, sondern an die grundsätzliche Leugnung einer ausnahmelosen Allgemeingiltigkeit der Moral, und die grundsätzliche Inanspruchnahme einer Ausnahmestellung ihr gegenüber für den einzelnen Menschen, oder, wie man es nennt, für das „Recht der Individualität".

Der Gegensatz von Moralität und Individualität in diesem Sinne begegnet uns schon im klassischen Alterthum. In der Blüthezeit des Hellenismus hatte ein kräftiger Volksgeist, auch ohne wissenschaftliche

Formulirung, den einzelnen Freien ein gemeinsames Ziel ihres Strebens gestellt, die sog. Kalokagathie, d. h. die möglichst vollkommene Ausbildung aller körperlichen und geistigen Kräfte, um die so ausgebildeten in den Dienst entweder des Vaterlandes oder der Kunst und Wissenschaft, jedenfalls eines Allgemeininteresses, zu stellen.

Als jedoch dieser Gemeingeist, namentlich infolge der Bürgerkriege unter den verschiedenen griechischen Stämmen, allmählich sich mehr und mehr abschwächte, trat, wie immer in solchen Zeiten, der selbstsüchtige Zug im Menschen in den Vordergrund. In Athen entstand eine besondere Schule von Philosophen, oder, wenn das Wort Philosoph vielleicht zu edel ist, von öffentlichen Rednern, die sogenannten Sophisten, welche Alles, was bis dahin dem Volke für heilig gegolten hatte, Religion, Vaterland, Tugend, verleugneten und verhöhnten, welche im Leben wie in der Wissenschaft nichts Allgemeingiltiges anerkannten, sondern nur ein Individuelles. Was der Einzelne thue, das sei recht und gut; wie ein Jeder die Dinge ansehe, so seien sie für ihn, daher aber auch (weil Jeder eben nur für sich urtheile) überhaupt beschaffen.

Gegen diese Sophistik eines Gorgias, Protagoras u. A. traten Sokrates und sein großer Schüler Plato als entschiedene Vertheidiger der Moral und Religion auf, und so kam schon damals der Gegensatz von Moralität und Individualität zur Geltung.

Bei den Römern zeigte sich mit dem Verfall der republikanischen Sitten ebenfalls eine Schwächung des moralischen Sinnes, eine Ueberwucherung der Selbst- und Genußsucht oder des Individualismus.

„Quaerenda pecunia primum est,
Virtus post nummos,“

(d. h. erst kommt das Geld und dann erst die Tugend) klagt Horaz. Unter dem Kaiserthum steigerte sich dieses Uebergewicht der Begehrlichkeit und Ungebundenheit des Individuums über die allgemeine Sitte, namentlich im Punkte des Ehe- und Familienlebens. Tacitus in seiner Germania hält seinen Landsleuten, als ein beschämendes Gegenstück ihrer eigenen sittlichen Verderbniß, das Beispiel unserer Vorfahren, der Germanen, vor, indem er deren Moralität gerade in diesem Punkte hervorhebt und dann hinzufügt: „Verführen und Sichverführenlassen ist hier nicht Mode.“

Aber auch bei den Germanen war es so, wie Tacitus schildert, nur in der Urzeit. Schon im Frankenreiche schlug diese Reinheit der Sitte vielfach in ihr Gegentheil um, zuerst unter dem nachwirkenden Einfluß des absterbenden Römerthums, später infolge einer eigenthümlichen Verbildung der politischen und socialen Zustände, welche dann auch auf die moralischen eine verhängnißvolle Rückwirkung übte.

Das bei den Franken einreißende Feudalwesen spaltete die ganze Bevölkerung in zwei scharf von einander getrennte Stände, einen herrschenden und einen dienenden. Dieser Gegensatz übertrug sich auch auf die Moral.

Es entstand eine besondere Herrenmoral (ähnlich dem heutzutage von Friedrich Nietzsche angepriesenen Muster einer solchen), die sich theils in einer willkürlichen Behandlung der Untergebenen, theils darin zeigte, daß die Herren an die in den unteren Kreisen herkömmlichen strengeren sittlichen Anschauungen sich nicht kehrten, vielmehr nur nach ihrem individuellen Belieben verfuhren. Auch gegenüber dem freien Bürgerthum (nachdem ein solches entstanden war) bildeten die Mitglieder der herrschenden Kaste auch im Sittlichen einen privilegirten Stand, indem sie sich über die „bürgerliche Moral" hinwegsetzten.

Dieser Zustand der Eigenwilligkeit und der Bevorrechtung einer herrschenden Klasse — des Adels und der Fürsten — im Punkte der Moral steigerte sich, was Deutschland betrifft, nachdem er in der Zeit der Reformation einige Milderung erfahren hatte, seit dem 30jährigen Kriege immer mehr, zum Theil durch herüberreichende Einflüsse aus anderen Ländern, insonderheit aus Frankreich.

Hauptsächlich *ein* Gebiet war es, auf welchem diese Absonderung der vornehmen Welt von der bürgerlichen und diese Selbstüberhebung der ersteren sich zeigte: das Gebiet der Liebe oder Galanterie. Die Fürstenhöfe (oder doch ein Theil derselben) gingen darin mit schlimmem Beispiele voran. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beginnt auch an den deutschen Fürstenhöfen eine Maitressenwirthschaft, die nicht nur in sittlicher, sondern auch in politischer Hinsicht viel Unheil angestiftet hat. Anfangs wehrten sich noch das Bürgerthum und die Geistlichkeit gegen die Verpflanzung dieses ausländischen Unkrauts auf deutschen Boden. Die ersten fürstlichen Maitressen wurden vom Volke mit Koth beworfen, von der Geistlichkeit excommunicirt. Allein die wachsende Schmiegsamkeit der bürgerlichen Kreise und der Ehrgeiz der deutschen Fürsten, es in Bezug auf diesen, zur Mode gewordenen Schmuck eines Hofes ihren Standesgenossen im Auslande gleichzuthun, brachten bald einen Wandel der öffentlichen Meinung in diesem Punkte zu Wege.

Dies bekundet u. A. jener naive Ausruf eines alten Bürgers einer kleinen Residenz, der beim Einzuge seines jungen Fürsten an der Seite einer liebenswürdigen Gemahlin gerührt ausrief: „Nun fehlt unserm gnädigen Herrn zu seinem vollen Glück nur noch eine recht schöne Maitresse!" „Er hatte es," fügt der zeitgenössische Erzähler dieser Geschichte hinzu, „von dem Vater und Großvater des Fürsten so gesehen und wußte es daher nicht anders." Der berühmte Rechtslehrer Christian Thomasius, der sonst streng auf Gleichheit und Gerechtigkeit hielt, thut doch gleichwohl den Ausspruch: „eine fürstliche Maitresse überkomme Etwas von dem splendeur ihres Amanten (dem Glanz ihres fürstlichen Liebhabers), und man dürfe sie daher nicht mißachten." In den adligen Kreisen fanden spießbürgerliche Bedenken gegen die Liebhabereien der regierenden Herren noch viel weniger Raum. Hochadelige Familien, selbst solche von reichsständischem Range, brachten

ihre Frauen und Töchter den verliebten Gelüsten eines Fürsten nicht blos bereitwillig, sondern mit einander wetteifernd zum Opfer. Die Schilderungen der zahllosen Liebesabenteuer eines August des Starken von Sachsen (in der Saxe galante, den Memoiren des Freiherrn von Pöllnitz u. s. w.) liefern dafür sattsame Belege.

Wie der Adel dem Fürsten, so glaubten wenigstens manche Kreise des Bürgerthums dem Adel gegenüber es sich zur Ehre anrechnen zu müssen, wenn ein adeliger Herr mit seinem Liebesbedürfnisse sich zu ihnen herabließ. Die schöne Litteratur ist meist der getreueste Spiegel der in einer bestimmten Zeit vorherrschend gewesenen Anschauungen und Sitten. So auch hier.

In Thümmels „Wilhelmine" schätzt ein Pfarrer sich glücklich, die abgedankte Geliebte des adeligen Gutsherrn zur Frau zu bekommen. In Jean Pauls „Armenadvocat Siebenkäs" drückt der Ehemann über die galanten Besuche eines Patriziers bei seiner Frau respectvoll die Augen zu. In Schillers „Kabale und Liebe" behandelt der Präsident das Verhältniß seines Sohnes zu der Musikertochter wie einen bloßen leichtfertigen Liebeshandel, der natürlich von den Eltern des Mädchens geduldet, wo nicht gefördert werde, und das Verhalten der Mutter scheint ihm darin Recht zu geben.

Wenn solchergestalt Fürsten und Adel sich von der „bürgerlichen Moral" emancipirten, so glaubten wiederum die höheren Schichten des Bürgerthums (die sogenannten „Honoratioren") das Gleiche thun zu müssen gegenüber dem kleinen oder Spießbürger. Vor Allem die reichen Handelsstädte lieferten der Lästerchronik reichlich Stoff durch Ehebrüche und sonstige Familienscandale, und man gab sich kaum die Mühe, solche der Oeffentlichkeit zu entziehen. Erst die allmählich erstarkende öffentliche Meinung setzte diesem Treiben Schranken. Was etwa auch noch heutzutage in der gleichen Richtung geschieht, sucht wenigstens ein verschämtes Geheimniß. Ein Privilegium der Immoralität wird weder mehr dem Range noch dem Reichthum zugestanden.

Auch nicht der „Aristokratie des Geistes" oder dem „Genie", obgleich bisweilen ein solches beansprucht wird. Inwiefern auf die Bühne, auf die Leinwand oder das Papier Dinge gebracht werden dürfen, die im gewöhnlichen Leben Anstoß erregen, das wird im einzelnen Falle immer davon abhängen, ob eine solche Lossagung von der landläufigen Sitte durch die Natur des Gegenstandes und die Gesetze ästhetischer Schönheit geboten war, oder ob es den Eindruck erweckt, daß der Künstler oder Dichter damit nur entweder der eigenen sinnlichen Neigung oder der Sucht, Effect zu machen, gefröhnt habe. Es ist erinnerlich, wie in Berliner Künstlerkreisen diese Frage einmal eine brennende ward. Die Mehrzahl der namhafteren Künstler Berlins sprach sich damals in dem obigen Sinne aus.

Was das Privatleben des Dichters und Künstlers betrifft, so ist zuzugeben, daß für Beide die Versuchungen, von den strengen Moralvorschriften abzuweichen, häufiger und stärker sind, als für gewöhnliche Menschen, für den Künstler in Folge des ihm nothwendigen Studiums der nackten Körperform, für den Dichter durch das naheliegende Bedürfniß, das, was er im Romane schildern oder auf der Bühne vorführen will, zuvor selbst im Leben kennen zu lernen. Indeß wird der echte Dichter und Künstler die Anforderungen der Kunst mit denen einer sittlichen Lebensführung zu vereinigen wissen, und glücklicherweise giebt es eine Anzahl der bedeutendsten Meister auf beiden Gebieten, die bewiesen haben, daß Genialität und Respect vor der bürgerlichen Moral nicht unvereinbar sind.

Die Vertheidiger des „Rechts der Individualität" (nennen wir sie kurzweg Individualisten im Gegensatz zu den Moralisten) können sich nun allerdings auf jenes reizende poetische Jugendbekenntniß Goethes berufen, worin der große Dichter sagt:

„Wahrlich, ich habe gelebt, nicht reut mich die fröhliche Wildheit;
Fest an die glühende Brust drückt' ich das blühende Sein,
Küßte die scheidende Lust, und der kommenden lacht' ich entgegen,
Und zur geliebtesten Braut ward die Minute mir stets."

Darin scheint ja das „Recht der Individualität" im weitesten Umfange anerkannt. Freilich wird man hier unwillkürlich an den lateinischen Spruch erinnert, der in etwas derben Ausdrücken besagt, daß, was dem Einen, Größeren erlaubt sei, sich darum noch nicht für einen Anderen, Kleineren zieme. Der Genius eines Goethe fand sich, auch wenn er einmal fehlging, immer wieder zurecht, während kleinere Geister, die sich „Genies" dünken, ohne es zu sein, wenn sie daraufhin in den Tag hineinleben, leicht ebensowohl als Künstler oder Dichter wie als Menschen Schiffbruch leiden.

Uebrigens empfand selbst Goethe schon früh das Bedürfniß, seiner überschäumenden Lebenskraft Zügel anzulegen. Das bezeugt ein Brief von ihm an Herder vom Jahre 1772, in dem er sich einem Wagenlenker bei den Olympischen Spielen vergleicht, der nicht geruht habe, bis sein feuriges Sechsgespann, von ihm bemeistert, im gleichen Schritt und Tritt gegangen sei.

Der Erreichung dieses Zieles war der große Dichter in seinen reiferen Jahren so sicher, daß er zu seinem Wahlspruch die Worte nahm:

„Den Fuß im Festen,
Den Blick zum Besten!"

Unser zweiter klassischer Dichter, Schiller, hatte nicht die olympische Heiterkeit und das leichte fränkische Naturell seines großen Freundes, eher Etwas von der Schwerblütigkeit des Schwaben. Er mußte daher in seiner Jugend schwere Kämpfe bestehen zwischen seinem feurigen Temperament und den Anforderungen jener strengen Moral, die eben damals der Königsberger

Philosoph Kant zu verkündigen begonnen hatte. 1785 war dessen „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" erschienen, 1786 dichtete Schiller seine „Freigeisterei der Leidenschaft", worin er sagt:

„Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst Du des Herzens Flammentrieb nicht dämpfen,
So ford're, Tugend, dieses Opfer nicht!

Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen,
Hier ist Dein Kranz! Er sei auf ewig mir verloren.
Nimm ihn zurück und laß mich sündigen!"

Er appellirt an „die Rechte des Herzens" gegenüber dem Zwange der Ehe, indem er der Geliebten, einer verheiratheten Frau, zuruft:

„Das Herz war mein, das Du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht."

Später söhnte sich Schiller mit der Kant'schen Philosophie aus. Zwar der „kategorische Imperativ" (das unerbittliche Pflichtgebot) Kants erschien ihm noch immer fast allzu streng, so streng, „daß ein schwacher Verstand leicht verführt werden könnte, auf dem Wege einer finsteren mönchischen Askese die moralische Vollkommenheit zu suchen."

Allein er gesteht zu, daß ein so strenges Pflichtgebot nothwendig gewesen sei für ein in Selbst- und Genußsucht gänzlich versunkenes Zeitalter. Nur möchte er gern dem Individuum den Gehorsam gegen dieses Pflichtgebot erleichtern, und er glaubt dies zu erreichen, indem er zwischen die warme Empfindung des Menschen und die Härte des Gesetzes ein versöhnendes Mittelglied einfügt, nämlich das Gefühl für Schönheit. „Es giebt," sagt er (in dem Aufsatz „über Anmuth und Würde" vom Jahre 1793), allerdings Fälle, wo es der ganzen Strenge des Sittengesetzes bedarf, um die widerstrebende Neigung zu bändigen. In anderen Fällen aber gelingt es dem angeborenen oder anerzogenen Sinne für Regelmäßigkeit und Schönheit, derselben Herr zu werden, ohne an das strenge Sittengesetz zu appelliren."

Diese Fälle, meint er, seien die günstigeren. „Denn", fügt er hinzu, „höher, als die kalte Tugend, steht die schöne Seele, in welcher das sittliche Gefühl sich aller Empfindungen so sehr versichert hat, daß die Leitung des Willens ohne Scheu ihm überlassen werden darf."

In einem anderen Aufsatz („über die nothwendigen Grenzen der schönen Formen", aus demselben Jahre) stellt Schiller folgende Betrachtung an:

„Der Fall soll eintreten, daß ein geliebter Gegenstand unglücklich ist und daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. ‚Sollen wir,' sagen wir zu uns selbst,

ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Wir sind also doch mehr für uns besorgt, als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen leiden sehen, als durch die Vorwürfe unseres Gewissens selbst unglücklich sein wollen.' So sophistisch weiß dieser Affect die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als eine Regung der Selbstliebe verächtlich zu machen und unsere sittliche Würde als einen Bestandtheil unserer Glückseligkeit vorzustellen, welche zu veräußern in unserer Willkür stehe! Ist unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwunge einer exaltirten Einbildungskraft."

Der hier von Schiller angenommene Fall ist einer, der in vielen unserer modernen Romane vorkommt.

Eine verheirathete Frau fühlt sich unglücklich — „unverstanden", wie der Modeausdruck lautet —; sie sehnt sich nach Liebe. Ein Freund könnte sie glücklich machen, wenn er ihre Sehnsucht stillte. Freilich dürfte er vor einem kleinen Ehebruch nicht zurückscheuen. Soll er es thun? Schiller sagt entschieden: „Nein, denn er würde schändlich handeln." Der moderne Romanschreiber dagegen sagt vielleicht: „Warum nicht? Das ‚Recht der Individualität', das ‚natürliche Gesetz der Liebe' steht höher als die conventionellen Gesetze der Ehe."

Noch ein drittes Mal kommt Schiller auf die Frage zurück — ein Beweis, wie lebhaft sie ihn beschäftigte. In der berühmten Abhandlung „über die ästhetische Erziehung des Menschen" (1795) sucht er Freiheit und Gesetzlichkeit des menschlichen Handelns folgendermaßen zu vereinigen:

„Das Gemüth im ästhetischen Zustand," sagt er, „handelt zwar frei von allem Zwange, aber keineswegs frei von Gesetzen, nur daß die Gesetze, nach denen es handelt, weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nöthigung empfunden werden."

Denselben Gedanken hat Schiller bekanntlich auch in dichterischer Form ausgedrückt in jenen Versen:

„Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät."

So hielt sich Schiller immerfort auf der Höhe einer Weltanschauung, welche die berechtigte Selbstständigkeit des Individuums mit der Nothwendigkeit eines allgemeinen Sittengesetzes auszugleichen beflissen war. Und so konnte ihm, als er gestorben war, sein großer Dichterfreund Goethe mit vollem Recht die schönen Worte als Nachruf widmen:

„Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Im Sinne der von Schiller erstrebten Vermittelung zwischen der Freiheit des Individuums und der Allgemeingiltigkeit des Sittengesetzes war

auch jenes Ideal einer „schönen Individualität" gedacht, welches Schiller gemeinsam mit Goethe und Wilhelm von Humboldt (wie der Briefwechsel dieser Männer bezeugt) als höchstes Ziel menschlicher Vollkommenheit betrachtete.

Anders erfaßte das Verhältniß des Individuums zu dem Sittengesetz ein Zeitgenosse unserer beiden großen Dichter, der Philosoph Heinrich Jacobi. Derselbe hatte zuerst in dem Roman „Allwills Briefsammlung" Aeußerungen gethan wie diese:

„Meine gute Natur verlangt, daß ich jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse," „laß alle Freuden der Natur in Dir lebendig werden, vertraue unbeschränkt der allgütigen Mutter, ströme hin in endlosem Entzücken!"

Später formulirte er seine Ansichten über Moral — in scharfem Gegensatz zu Kant — folgendermaßen:

„Der Wille des Menschen ist der Ausdruck eines göttlichen Willens. Dies ist das ursprüngliche Gesetz, und dieses Gesetz ist höher, heiliger, als alle sogenannten Moralgesetze, welche die Vernunft dictirt. Diese letzteren können nie den Menschen über sich selbst erheben; das vermag nur das Herz." Die „göttliche Freiheit" des Menschen besteht nach Jacobi darin, daß er „dem Zuge seines Herzens gehorcht", auch wenn er damit gegen die herkömmlichen Gesetze verstößt. Als glänzende Beispiele der Bethätigung einer solchen „Freiheit" nennt er Desdemona, welche sich des Selbstmordes anklagt, um ihren Gatten der Strafe für ihre Tödtung zu entziehen, Epaminondas, welcher gegen den Befehl seiner Obern eine Schlacht annimmt und gewinnt, Pylades, der sich für Orestes ausgiebt, um diesen zu retten, Timoleon, der seinen Bruder ermorden läßt, weil er weiß, daß dieser nach tyrannischer Gewalt strebt, u. s. f.

Das Alles sind Ausnahmefälle seltener Art, die zwar ein Thema zu sogenannten „Doctorfragen" abgeben, nicht aber als Maßstäbe dienen können selbst nur für ein einziges ganzes Menschenleben, geschweige denn für ein jedes. Ein paar ähnliche Fälle bietet unsere neueste vaterländische Geschichte in der Handlungsweise zweier hervorragender Männer, Yorks und Bismarcks. General York fehlte gegen den militärischen Gehorsam, indem er, als Befehlshaber des preußischen Hilfscorps für Napoleon im russischen Kriege, mit den Russen den Vertrag von Tauroggen schloß; aber er rettete dadurch sein Vaterland und befreite Europa von dem Napoleonischen Drucke. Bismarck brach mit der bestehenden Staatsordnung in Deutschland, um dem Rechte der Nation auf Einheit und Größe zur Geltung zu verhelfen. In diesen beiden, wie in den von Jacobi angeführten Fällen ist es nicht ein persönliches Interesse oder eine leidenschaftliche Regung des Individuums, was dasselbe in Zwiespalt mit einem allgemeinen Gesetze bringt, sondern das Individuum glaubt einem höheren, weltgeschichtlichen Gesetze zu gehorchen, indem es eine menschliche Satzung verletzt. Ob dieses „höhere Gesetz"

wirklich ein solches sei, welches den Bruch mit den herkömmlichen Gesetzen rechtfertige, dafür bleibt das Individuum seinem Gewissen verantwortlich, und es wird daher bei derartigen Conflicten nicht ohne ernste und schwere Gewissensbedenken abgehen. Auch in den beiden zuletzt genannten Fällen war es so. General York schrieb an den unter ihm dienenden General von Bülow:

„Mit blutendem Herzen zerreiße ich die Bande des Gehorsams und führe den Krieg auf meine eigene Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, auch der König will ihn, aber er hat keinen freien Willen: die Armee muß ihm diesen Willen freimachen."

Von Bismarck besitzen wir einen Brief, „an einen geistlichen Freund" geschrieben unmittelbar vor dem Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges, worin es heißt:

„Wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demüthigem Gebete vor Gott gestärkt habe."

Jacobi ließ es aber bei solchen Ausnahmefällen nicht bewenden; er wollte, der Mensch solle unter allen Umständen „dem Zuge seines Herzens" folgen. Er erdachte sich eine rührende Geschichte, wo ein Schuldner, der seinem Gläubiger die Rückzahlung seiner Schuld zu einem bestimmten Termine versprochen hat, auf dem Wege zu diesem eine darbende Familie trifft und dieser das Geld giebt. Er fand eine solche That schöner, als die nüchterne Erfüllung der Pflicht. Auch der weichmüthige Gellert verweist den Menschen an sein „gutes, empfindliches Herz".

Als allgemeine Lebensregel aufgestellt, ist das doch ein sehr bedenkliches Princip. Die ganze sittliche Ordnung, auf der wiederum die ganze Rechts- und Gesellschaftsordnung ruht, wird dadurch in ihrem Bestande abhängig gemacht von den unsicheren und oftmals wechselnden Gefühlsregungen des Individuums, welches damit ebenso nach der anderen Seite Unrecht thun und Unheil stiften kann, wie es nach der einen vielleicht Gutes thut oder zu thun vermeint.

In dem von Jacobi angeführten Beispiel kann der Gläubiger, dem das zugesicherte Geld vorenthalten wird, möglicherweise seinerseits auch Gläubiger haben, die ihn drängen, so daß er mit seiner Familie in Noth geräth und unglücklich wird. Ein „gutes Herz" hatte auch der heilige Crispin, der das Leder stahl, aus dem er den Armen Schuhe machte!

Immerhin war die Maxime Jacobis viel weniger bedenklich (weil mindestens uneigennützig), als eine andere, damals von Männern gepredigte, welche sich großes Ansehen in weiten Kreisen zu verschaffen wußten. Nach dieser Maxime gab es gewisse „Auserwählte", „große Geister", „Genies", welche „ihren Lebensplan nach untrüglicher innerer, oder vielmehr unmittelbar göttlicher, wunderbarer Eingebung mit zweifelloser Sicherheit entwerfen und zu Ende führen."

Natürlich waren sie selbst — die Lavater, Hamann, Stilling — solche „Auserwählte", und auf diesen sich selbst ertheilten Freibrief hin glaubten sie sich Allerlei gestatten zu können, was gewöhnlichen Menschen zum Vorwurf gereicht. Lavater beging Acte der Unwahrhaftigkeit, während er doch mit seiner Wahrhaftigkeit prunkte. Hamann führte ein unsauberes Leben, war unmäßig, lebte in wilder Ehe, erwies sich undankbar gegen Wohlthäter und gegen den eigenen Vater. Jung-Stilling verschaffte sich, wie er selbst ganz naiv erzählt, als Student Geld von seinem Wirth vermittelst einer absichtlichen Täuschung, machte später immer mehr Schulden, die dann — „in Folge seines Gebets", wie er schreibt, — von seinen Anhängern bezahlt wurden, u. s. w. Goethe, der als jüngerer Mann allen Dreien großes Vertrauen geschenkt hatte, erkannte bald, daß sie falsche Propheten seien, und brach entschieden mit ihnen.

Inzwischen griffen die Kant'schen Moralideen, die sogleich bei ihrem ersten Auftreten einen starken Eindruck gemacht hatten, immer weiter um sich. Die Zeitereignisse kamen ihnen zu Hilfe. Erst die französische Revolution von 1789, die wie ein Gottesgericht über die Recht- und Sittenlosigkeit der höheren Stände erschien, dann die Kriege Deutschlands mit Frankreich, der Zusammenbruch des tausendjährigen deutschen Reichs, die Schwächung Oesterreichs und Preußens durch Napoleon — alles dieses mahnte die ernsteren Geister zur Einkehr in sich und zur Umkehr von den bisher betretenen Pfaden eines in den Tag Hineinlebens und einer bloßen Jagd nach Vergnügen oder Glückseligkeit.

Ohne schwere innere Kämpfe ging es freilich dabei nicht ab. Wie sehr Schiller sich in solche verstrickt fand, wie sieghaft er sie aber auch bestand, haben wir gesehen. Der später größte Schüler Kants, Fichte, gesteht in einem Briefe an einen Freund (aus dem Jahre 1790) unumwunden ein, daß auch er lange jener leichtfertigen Philosophie des Sichgehenlassens und des bloßen Haschens nach Glückseligkeit gehuldigt habe, daß er aber durch das Studium der Kant'schen Moral davon geheilt worden sei. „Er sehe jetzt ein," fügte er hinzu, „daß jenes System größtentheils schuld sei an der Sittenverderbniß der sogenannten höheren Stände." Von einem damals noch jüngeren Manne, der sich später zu einem der tüchtigsten Menschen und Patrioten herausbildete, dem Buchhändler Friedrich Andreas Perthes, erfahren wir durch die von seinem Sohne Clemens Theodor herausgegebene Biographie, in wie schwere Gewissensängste dieser sich versetzt fand, da er den ganzen Ernst der neuen Richtung empfand und doch bisweilen wieder in die alte zurückfiel.

Einen merkwürdigen Contrast zu dieser sittlichen Ermannung des jüngeren Geschlechts bildete dann wieder das Hervortreten (um die Wende des Jahrhunderts) einer Dichterschule — der sogenannten Romantiker — welche die größte Ungebundenheit nicht blos des Dichters in seinen Gestalten, sondern auch des Menschen in seiner Lebensführung als ein neues

ästhetisch-moralisches Evangelium verkündete. Friedrich Schlegel in seiner „Lucinde" verherrlichte in besonderen Abschnitten „die Faulheit, die Frechheit, die Wollust". Die Häupter der Romantik übertrugen dann diese Theorie auch in die Praxis. Der Verfasser der „Lucinde" knüpfte einen Liebesroman mit der Frau des Berliner Buchhändlers Veit an; diese ließ sich von ihrem Manne scheiden und lebte fortan mit Schlegel zusammen, aber — nach ihrem eigenen Wunsche! — nicht als dessen Gattin, sondern „in einem Verhältniß freier Liebe". Die Gattin des anderen Schlegel führte eine Zeit lang eine Art von Doppelehe mit ihrem Manne und dem Philosophen Schelling, bis sie endlich sich von jenem trennte und diesen heirathete.

In Berlin bildete sich ein Verein junger Männer und meist verheiratheter Frauen, dessen ausgesprochener Zweck die „Beglückung durch Liebe" war, und dessen Mitglieder „alle Schranken des blos conventionellen Wohlanstandes unter sich aufgehoben hatten und jede Freude genossen, die nicht mit dem Verluste höherer Freuden erkauft wird*)." Und das geschah um dieselbe Zeit, wo Fichte als Professor in Jena die strengen Lehren seines Meisters Kant verkündete!

Die immer wachsende Noth des Vaterlandes, andrerseits die von Kant herbeigeführte moralische, sowie die durch die Reformen Steins und Scharnhorsts angebahnte politische Kräftigung des Volksgeistes und der dadurch bewirkte Aufschwung der Nation im Befreiungskriege räumten endlich mit den letzten Spuren der Weichlichkeit des vorigen Jahrhunderts auf. Die patriotischen Stimmen eines Fichte, eines Arndt u. A., die sich gerade dagegen am stärksten richteten, fanden in weiten Kreisen Gehör und Widerhall. Auf den Universitäten ward durch die Burschenschaften und durch die Turnvereine der eingerissenen Verlotterung entgegengearbeitet.

Die planmäßige politische Reaction, die bald nach den Befreiungskriegen eintrat, hatte, wie das immer der Fall ist, einen Rückgang auch des sittlichen Geistes zur Folge. Da man das Edle im Volke beargwöhnte und verfolgte, kam das Gemeine an die Oberfläche.

Die Unterhaltungslitteratur der 20er Jahre suchte unter den Händen eines H. Clauren, Gustav Schilling, Van der Velde, Tromlitz u. A., was ihr an Geist gebrach, durch allerhand Reizungen der Phantasie und der Sinnlichkeit zu ersetzen.

Die Poesie des genialen Spötters H. Heine, dem Nichts auf der Welt heilig war außer seiner Person, war nicht geeignet, dieser Frivolität ein Gegengewicht zu schaffen. An ihn schloß sich eine Schaar von Schriftstellern an (das sogenannte „Junge Deutschland"), welche ihre Eingebungen theils von den Romantikern, theils von jenseits des Rhein her empfing und im Geiste dieser Vorbilder den Cultus der individuellen Leidenschaften, die so-

*) S. Gottschall, „Die deutsche National-Litteratur des 19. Jahrhunderts." 1. Bd.: „Die Genialitätsperiode in Jena und Berlin."

genannte „Emancipation der Sinne“ oder „des Fleisches“ verherrlichte. Gutzkows „Wally“ und Mundts „Madonna“ überboten an Ungenirtheit im Predigen solcher Lehren selbst Schlegels „Lucinde“.

Eine sittlich ernstere Richtung (ohne Pedanterie) kam in die Litteratur der 20er und 30er Jahre durch Uhland und die übrigen schwäbischen Dichter, durch Rückert, Chamisso u. A. Gleichzeitig ward durch die Verfassungskämpfe in den süddeutschen Staaten der Geist des Volkes von den blos ästhetischen Interessen ab- und auf solche des öffentlichen Lebens hingelenkt*). Auch lernte der Einzelne auf diesem Gebiete politischer Thätigkeit, sich mit der Nothwendigkeit einer Unterordnung unter ein Allgemeines vertraut zu machen. In noch höherem Grade war dies der Fall, als der nationale Gedanke zum Durchbruch kam, der, wie alle hohen Ziele des Strebens, auch sittlich etwas Läuterndes und Kräftigendes hatte. Ein zwar nur äußerliches, doch nicht bedeutungsloses Merkzeichen von diesem Stimmungswechsel in den gebildeten Kreisen Deutschlands war es, daß, als 1856 H. Heine in Paris starb, die Nachricht von dem Tode dieses einst so hochgefeierten Dichters einen überraschend mäßigen Eindruck in Deutschland machte. Man war eben ernster geworden.

So kam es, daß die Litteratur der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre vorwiegend einen sittlich reinen Charakter trug, daß sie, obschon „realistisch“ im guten Sinne, d. h. an die Wirklichkeit und das Leben anknüpfend, und ohne idealistische Ueberschwänglichkeit, sich doch von jeder Gemeinheit oder Lüsternheit fern hielt, so daß man die Dichtungen eines Freytag, Auerbach, Jeremias Gotthelf, Fritz Reuter u. A. unbedenklich in Frauenkreisen vorlesen und jungen Mädchen in die Hände geben konnte.

In den letzten Jahrzehnten hat nun aber darin wieder ein bedauerlicher Wandel stattgefunden. In derselben Zeit, wo unser politisches und nationales Leben einen seltenen Aufschwung nahm, erfuhr der sittliche Geist unseres Volkes, soweit er in der Litteratur und auf dem Theater zum Vorschein kam, einen sichtlichen Rückgang. Während unsere Krieger den uns drohenden Einfall der Franzosen siegreich zurückschlugen, nahmen französische und andere ausländische Schriftsteller Besitz von unserem ästhetischen Markte und wurden von unseren Schriftstellern sklavisch nachgeahmt. Aus dem Cultus eines Zola, Ibsen, Tolstoi u. A. bildete sich bei uns eine neue litterarische Schule, die der „Naturalisten“ oder „Jüngstdeutschen“, welche in der Aesthetik an die Stelle der Schönheit die „Wahrheit“ (worunter sie aber meist nur die platte Wiedergabe irgend eines, wenn auch noch so unschönen Stückes Wirklichkeit verstand), in der sittlichen Lebensauffassung an die Stelle der herkömmlichen Moral das „Recht der Individualität“ (in des Wortes verwegenster Bedeutung) setzten. Sie

*) Genau dieselbe Beobachtung machte nach 1830 Tocqueville in seinem Vaterlande wie er selbst dies erzählt (S. „Alexis de Tocqueville“ par Eugène d'Eichthal, 1897).

durften es wagen, den dem deutschen Volke eigenen idealen Zug selbst in seinen höchsten Vertretern, einem Goethe, einem Schiller, einem Kant, zu verhöhnen, ihn als „Philisterhaftigkeit" oder als Heuchelei darzustellen, und sie fanden für solches Gebahren theils stillschweigende Duldung, theils offene Zustimmung.

Am stärksten machte sich diese Richtung auf dem Gebiete geltend, auf welchem der Freiheitsdrang des Individuums am leichtesten mit der allgemeinen Moral und der öffentlichen Sitte in Conflict geräth: dem Gebiet der Liebe und Ehe.

Wir haben gesehen, mit welcher zarten Vorsicht ein Schiller die feine Grenze zwischen Moralität und Individualität auf diesem Gebiete zu ziehen versuchte. Ueber diese „Jugendeselei" (um mit Heine zu reden) sind unsere „Modernen" längst hinaus. Eine Beschränkung des individuellen Beliebens in der Behandlung dieses Verhältnisses heißt ihnen einfach Unnatur, eine zügellose Befriedigung jeder Neigung oder Leidenschaft des Individuums einfach Erfüllung eines Naturgesetzes. Dahinter müssen dann alle göttlichen und menschlichen Gesetze weit zurückstehen. Was will das „conventionelle" Band der Ehe besagen gegenüber dem „Recht des Herzens", was die Berufung auf eine Pflicht der Treue gegenüber dem „Naturgesetz der Liebe"?

Solche Ansichten, in feinerer oder gröberer Form vorgetragen, gelten aber nicht blos unter den Naturalisten und ihren Anhängern als das Evangelium einer „neuen Moral", die sie der „alten, überlebten" entgegenstellen, sondern sie haben auch über diese Kreise hinaus in unserer Litteratur Fuß gefaßt und Boden gewonnen. Ein nicht geringer Theil unserer Romane, Novellen, Erzählungen, sowie unserer Theaterstücke zeigt sichtbarlich Spuren davon. Selbst von den besseren Schriftstellern haben manche sich dem Einflusse der neuen Richtung nicht zu entziehen vermocht; andere fürchten den Vorwurf, nicht modern, nicht „fin de siècle" genug zu sein, wenn sie nicht wenigstens einigermaßen in diesen Ton einstimmen. Auch der Lesestoff der Frauen und des nachwachsenden Geschlechts ist von dieser naturalistischen Propaganda nicht verschont geblieben. Es wäre leicht, eine ganze Blumenlese solcher Erzeugnisse zusammenzubringen. Hier nur einige Beispiele! In dem Feuilleton-Roman einer unserer größeren politischen Zeitungen wird von dem Helden gesagt: „Die große Ehelüge war ihm stets verächtlich gewesen, und er konnte es seiner Geliebten nicht verzeihen, daß sie den Fetisch der lebenslänglichen Liebe und Treue gedankenlos mit beweihraucht hatte." In dem Romane einer vielgelesenen Schriftstellerin sagt der Liebhaber einer verheiratheten Frau: „Sie gehört mir nach dem inneren Gesetze höherer Ordnung. Gott mit seinem Gesetze höherer Ordnung thront über den Satzungen der Menschen; er ist in Allem, er ist auch in unseren Küssen." In einer „Erzählung" von einer anderen Schriftstellerin, die zu den beliebtesten gehört, hat die Heldin erst

eine Neigung zu einem jener Männer gefaßt, „denen keine Frau widerstehen kann“ (eine vielgebrauchte Species in unseren modernen Romanen), ihm aber entsagt, nachdem ihr Vater ihr das Vorleben ihres Ideals geschildert. Sie hat ihre Hand einem wackeren, liebenswerthen Manne gereicht, mit dem sie glücklich lebt. Plötzlich taucht aber jener Andere wieder auf, drängt sich an sie, überfällt sie, als sie allein ist, und nach kurzem Sträuben ergiebt sie sich ihm. Anfangs lastet dies schwer auf ihr; sie denkt sogar an Selbstmord; dann aber findet sie sich mit dem Geschehenen dadurch ab, daß sie ihren Mann glauben macht, die Frucht ihres Fehltrittes sei sein Kind. Und das ist aus einer weiblichen Feder geflossen, das wird vorzugsweise von einem weiblichen Publicum gelesen!

Während so der Naturalismus in der Dichtung auf eine Zerstörung des heiligsten Lebensverhältnisses hinarbeitet, wird von einer anderen Seite her gegen die Moral im Allgemeinen Sturm gelaufen. Die Socialdemokratie hatte vom Hause aus, entsprechend ihrem revolutionären Charakter, alle festesten Grundlagen der bestehenden Gesellschaft, Religion, Vaterlandsliebe, Monarchie, planmäßig zu untergraben gesucht. Wie hätte sie an der geltenden Moral schonend vorübergehen sollen? Zum Vorwand bei deren Bekämpfung diente ihr die Ausrede, daß es ja eine „bürgerliche Moral“ sei, von dem Bürgerthum („der Bourgeoisie“) nur zu deren eigenem Vortheil erdacht, daher für das „Volk“ ungiltig und unverbindlich. So lehrt sie schon ihre Kinder die Sache betrachten*). Da sie das bürgerliche Eigenthum als einen Diebstahl am Arbeiter ansah (wie Proudhon in seiner Flugschrift: La propriété c'est le vol sie gelehrt hatte), so konnte für den Proletarier ein Diebstahl an diesem Eigenthum, als eine bloße Zurücknahme dessen, was von Rechts wegen ihm gehörte, kein Verbrechen sein. Den Meineid, wenn damit dem Interesse der Partei oder eines einzelnen Parteigenossen gedient ward, erklärte sie für verdienstlich, seine Bestrafung durch die bürgerlichen Gerichte für eine ungerechte „Herrenjustiz“. Zu den paradiesischen Verheißungen des socialistischen Zukunftsstaates gehört bekanntlich auch die „freie Liebe“, die Beseitigung jeder Ehefessel und die Erziehung der Kinder durch die Gesellschaft. Um davon den „Genossen“ schon jetzt einen Vorgeschmack zu geben, plädirt einer der Hauptführer der Socialdemokratie, Herr August Bebel, in seinem Buch „Die Frau und der Socialismus“ für die schrankenlose Freiheit der Liebe schon in der jetzigen Gesellschaft und gegen die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe. „Der Mensch,“ sagt er, „dürfe nicht länger sich als eine Ausnahme von den Naturgesetzen betrachten; Politik, Moral, Recht seien diesen Naturgesetzen entsprechend zu gestalten. Nur so werde das menschenwürdige Dasein

*) In einem socialistischen Märchenbuch für die Kinder des Proletariats heißt es: „Es ist wahr, in den Gesetzen, welche die großen Herren machen, steht geschrieben: Du sollst nicht stehlen!“ Also dieses Gebot ist kein Gottesgebot, sondern nur ein Gebot der großen Herren!

endlich zur Wahrheit werden. Jeder Mensch habe das Recht, alle seine Naturtriebe zu befriedigen, so lange er dadurch keinem Andern schade."

Das „menschenwürdige Dasein", welches Bebel hier verlangt, ist ein solches, welches den Menschen nicht nur dem Thiere gleich-, sondern sogar unter das Thier setzt, denn dem Thiere sind von der Natur gewisse Schranken in Bezug auf die Befriedigung seiner Naturtriebe angewiesen, die es selten überschreitet.

Solche und ähnliche Ausführungen von socialdemokratischer Seite sind ebenfalls über den Kreis der „Genossen", für die sie zunächst bestimmt waren, hinausgedrungen. Zumal die akademische Jugend, die für alles Neue und namentlich für Alles, was ihrem Thun und Treiben freiere, weitere Bahnen zu erschließen verspricht, besonders empfänglich ist, hört gern auf solche Locktöne. In einem Aufsatz der „Allgemeinen Universitätszeitung" (Nr. vom 1. December 1895), dessen Verfasser als „stiller Beobachter" einem „Congreß socialistischer Akademiker" beigewohnt hat, heißt es:

„Wir socialistischen Studenten sind darum Socialisten, weil wir Lebensglück und Lebensgenuß, eine Weltanschauung der Daseinsfreude und der freien Bethätigung der Persönlichkeit für Alle erstreben. Ob diese Ziele verwirklicht werden durch eine engere socialdemokratische Partei oder durch eine andere, thut Nichts zur Sache."

Auf eben jenem Congreß war ein Antrag eingebracht worden, dahin gehend: „Der socialistische Student solle den Alkohol meiden und kein Weib berühren". Der Antrag ward von dem Congreß ohne Debatte zurückgewiesen und wird von dem „stillen Beobachter" als philisterhaft verhöhnt.

Als Dritter im Bunde mit Naturalisten und Socialdemokraten trat auch der vielgefeierte Dichter-Philosoph Friedrich Nietzsche gegen die bestehende Moral in die Schranken. Besonders die Kant'sche Entsagungslehre war ihm anstößig. Das sei höchstens eine Moral für das niedere Volk, eine „Sklavenmoral"; die „Herrenmoral" oder die Moral der „Uebermenschen" bestehe darin, daß der Uebermensch an kein Gesetz gebunden sei, daß er Ziel und Werth seiner Handlungen selbst bestimme, daß er wie ein olympischer Gott auf unnahbarer Höhe, „jenseit von Gut und Böse" weile.

So wird von drei Seiten her die Allgemeingiltigkeit der herkömmlichen Moral in Frage gestellt. Jede dieser drei Richtungen hat ihre Anhänger nicht nur in der Litteratur, sondern auch in der Gesellschaft, und zwar dem Anschein nach eine nicht kleine Zahl solcher. Bei der Gleichartigkeit oder doch nahen Verwandtschaft ihrer sittlichen Anschauungen verschmelzen diese verschiedenen Gruppen zu einem gemeinsamen „Milieu" (um diesen so beliebten Ausdruck zu gebrauchen), welches dann die ganze sittliche Atmosphäre unseres Volks in bedenklichster Weise beeinflußt. Dazu kommt, daß ähnliche Einflüsse von gewissen materialistischen Richtungen theils der Naturwissenschaften, theils der Geisteswissenschaften ausgehen, daß von den Moralphilosophen selbst die einen durch ihre Hinneigung zum Darwinismus,

andere dadurch, daß sie rein subjective Gefühle wie Lust oder Glückseligkeit zum Zielpunkt der menschlichen Bestimmung erheben, der Autorität einer auf Allgemeingiltigkeit Anspruch machenden Moral Abbruch thun. So begreift es sich, daß Viele die Sache dieser Allgemeingiltigkeit — gegenüber dem immer entschiedener und immer selbstsicherer auftretenden Individualismus — für bereits verloren ansehen. Die Einen mit Schadenfreude, die Anderen mit Besorgniß. Jedenfalls darf man sich über die Thatsache nicht täuschen, daß der Kampf zwischen Moralität und Individualität einen Höhepunkt erreicht hat, der eine Entscheidung darüber, welcher von beiden Gegnern dem anderen das Feld räumen müsse, zu einem unausbleiblichen und unaufschiebbaren macht. Diese Thatsache offen und unumwunden constatirt zu haben, halten wir für ein Verdienst, welches der Verfasser der „Aesthetischen Zeitfragen", Professor Volkelt, sich erworben hat. In seiner Schilderung der ästhetisch-sittlichen Anschauungen unserer Zeit sagt er:

„Es kann dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß sich gegenwärtig in den moralischen Gefühlen, und zwar gerade innerhalb der Kreise der geistig Hochstehenden, eigenthümliche Wandlungen in der Richtung des Individualismus vollziehen. Immer stärker macht sich ein Widerstreben gegen alle eintönige, magere moralische Schablone geltend. Das Individuum, so fühlt man, hat das Recht, sich seiner Eigenart gemäß zu entscheiden. Es schwebt eine gewisse Individualisirung des Moralgesetzes vor. Hand in Hand mit dieser Wandlung des moralischen Fühlens geht eine verwandte Veränderung. Es ist der Drang vorhanden, der Tugend ein frischeres, freundlicheres Ansehen zu geben. Ihr sollen, so sagt man, die griesgrämigen Runzeln genommen werden, die Christenthum und Kant'sche Moral ihr in's Antlitz gegraben haben. Hochgestimmte Lebensbejahung, Verlangen nach Beglückung des ganzen, ungetheilten Menschen, tapferes Auffichnehmen von Lust und Leid des Erdendaseins soll zur sittlichen Lebenshaltung gehören. Sich vom Gewohnten zu unterscheiden, gefahrvolle Bahnen zu gehen, das soll als etwas den Menschen Adelndes angesehen werden."

Wir haben in unseren bisherigen Betrachtungen den Ansturm der Individualität gegen die Moralität immer nur entweder als eine vereinzelte Erscheinung (wie bei den Sophisten), oder als eine vorübergehende Zeitrichtung (wie bei den Romantikern und dem „Jungen Deutschland") behandelt. Jetzt, scheint es, soll mit diesem Kampfe Ernst gemacht werden; jetzt muß also Jeder sich entscheiden, auf welcher Seite er stehen, ob er zu der alten, herkömmlichen Moral halten, oder ob er diese über Bord werfen und zu den Individualisten übergehen will. Es ist hier ebenso, wie auf dem socialen Gebiete, wo auch zwei Richtungen mit einander streiten, eine, die das Bestehende umstürzen, eine, die es erhalten will, und wo es ein Drittes zwischen beiden nicht giebt.

Hier drängt sich nun sofort die Frage auf: „Was bietet uns der

Individualismus an Stelle der Moral, die er verdrängen will?" Wir verlangen vom Socialdemokratismus Rechenschaft darüber, wie es in dem „Zukunftsstaate" aussehen wird, den er auf den Trümmern der bestehenden Gesellschaftsordnung aufrichten will. Gerade so gut müssen wir fragen: „Wie würde es wohl in einem Staate aussehen, in welchem kein von Allen anerkanntes Sittengesetz, vielmehr nur das eigene Belieben die Regel des Handelns für jedes einzelne Individuum bildete?" Wie es in einem solchen Staate aussehen würde, erscheint uns noch unausdenkbarer, als selbst der socialdemokratische Zukunftsstaat, denn in letzterem gäbe es doch immerhin eine oberste Gewalt und eine organisirte Gesellschaft, während in einem auf das „Recht der Individualität" gebauten Staate jede Autorität und jeder organisirte Verkehr zwischen den Einzelnen fehlen müßte. Nur das Ideal der Anarchisten wäre mit einem solchen „Staate des Individualismus" vergleichbar. Sehen wir einmal zu, wie es um eine Gesellschaft, ja um ein ganzes Volk stände, wo der Einzelne „das Recht hätte" (so bezeichnet Volkelt die Forderung der Zeit), „sich nach seiner Eigenart zu entscheiden". Fangen wir bei dem Nächsten, der Geselligkeit im engsten Kreise, an! In einen solchen Kreis tritt ein ganz Fremder ein, ohne dazu berechtigt zu sein, den Hut auf dem Kopfe, mit unhöflichen Manieren. Man verweist ihm sein Benehmen. „Das ist so meine Eigenart," sagt er und beharrt dabei. Im Verkehr auf Straßen und Plätzen gilt jetzt als ein stillschweigendes sittliches Gebot, das in der Regel Jedermann (auch ohne Polizeigesetz und Schutzmann) respectirt, daß Jeder den Anderen ruhig und ungekränkt seines Weges gehen läßt. So oft einmal eine Rotte roher Burschen dagegen verstößt, erregt es allemal große Entrüstung. Wenn aber Jedermann sich nur nach seiner „Eigenart" zu entscheiden brauchte, wer könnte solchen Burschen ein Verbrechen daraus machen, daß sie nach ihrer „Eigenart" verführen? Die Möglichkeit eines geschäftlichen Handels und Wandels beruht auf der allgemeinen Geltung gewisser Grundsätze und Bräuche, auf deren Befolgung der einzelne Verkehrtreibende sich verlassen kann; diese Möglichkeit hört auf, sobald jeder Einzelne kraft seines souveränen Rechts sich über alle solche Grundsätze und Bräuche hinwegsetzen kann. Von einem Staatswesen könnte vollends gar nicht die Rede sein, wenn der Beamte, je nach seiner „Eigenart", statt auf's Bureau, in's Wirthshaus ginge, statt gerecht zu urtheilen, so entschiede, wie es ihm gerade beliebte, wenn der Soldat, statt zu gehorchen, seinen Vorgesetzten verhöhnte.

Das Alles ist so augenfällig, daß, wer nur daran denken möchte, sich in jene „verkehrte Welt" versetzt glauben müßte, welche die alten Humoristen ausmalen, wo die Hasen die Jäger hetzen und das Feuer mit Stroh gelöscht wird. Auch haben die Vertheidiger des Individualismus sich wohl gehütet, diese Gebiete der Moral und öffentlichen Sitte in das Bereich ihres Zerstörungswerkes ziehen zu wollen, weil sie fühlten, daß sie sich damit nur lächerlich machen könnten. Sie haben sich auf ein

Gebiet beschränkt, welches einerseits weniger, als die oben genannten, mit dem allgemeinen Verkehr der Menschen unter sich und dessen Nothwendigkeiten zu thun hat, und welches auf der anderen Seite für die Befriedigung der individuellen Begierden und Leidenschaften, für das „Sichausleben", wie man es nennt, den freiesten und breitesten Tummelplatz liefert. Hier ist es nun wieder eine Leidenschaft, für die man das „Recht der Individualität" ganz besonders in Anspruch nimmt, die Leidenschaft der Liebe. Es geschieht das darum, weil in ihr Geistiges und Sinnliches, Ideales und Materielles sich so nahe berühren, ja bisweilen fast untrennbar verschmelzen, weil sich hier so pathetisch von den „Rechten des Herzens" sprechen läßt, während doch oft nur die Sinne im Spiele sind, weil das edle, aber leider so oft mißbrauchte Wort „Liebe" zum Deckmantel für viel weniger edle Regungen gemacht werden kann.

Dieser Leidenschaft, die häufiger nach der sinnlichen, als nach der idealen Seite hin gewendet ist, soll das Privilegium ertheilt werden, in das heiligste Verhältniß des Lebens, Ehe und Familie, störend, vielleicht zerstörend einzubrechen! Wenn Jemand von einem rohen Menschen, mit Bruch der öffentlichen Sitte, auf der Straße thätlich beleidigt wird, so erregt dies Entrüstung; wenn aber ein Roué den Frieden einer Familie vernichtet, den Mann betrügt, die Frau zum Treubruch verleitet, so soll dies ganz in der Ordnung sein; denn der Verführer und die Verführte waren durch die „Stimme ihres Herzens" dazu autorisirt. Wenn ein Geschäftsfreund dem andern das gegebene Wort bricht, so gilt dies für ehrlos, wenn aber eine Frau ihrem Manne oder der Mann seiner Frau untreu wird, so erfüllen sie nur eine sittliche Pflicht, denn sie handeln nach dem „Naturgesetz der Liebe", welches über den „conventionellen Gesetzen der Ehe" steht.

Man meint wohl, weil es sich dabei nur um ein paar Einzelne handelt, so berühre das die Gesellschaft im Ganzen nicht in gleicher Weise, wie eine Störung des öffentlichen Verkehrs oder die Pflichtwidrigkeit eines Beamten oder eines Soldaten, und die Gesellschaft habe sich kaum darum zu kümmern. Man vergißt, daß, wenn dieses heiligste Lebensverhältniß der Leichtfertigkeit, der individuellen Leidenschaft preisgegeben wird, der ganze Gesellschaftskörper, die ganze Volksseele dadurch schweren Schaden leidet. Wir Deutsche vor Allem sollten doch etwas mehr auf unsern alten guten Ruf der Ehrbarkeit halten! Wir sollten nicht geschehen lassen, daß, was einst Tacitus an seinen Landsleuten, den Römern, rügte und wogegen er unsere Vorfahren als ein Muster des Gegentheils rühmte, jetzt von uns gesagt werden könne, nämlich, daß „Verführen und Verführtwerden Mode sei".

Glücklicherweise ist bislang die öffentliche Sitte in Deutschland noch nicht auf dem Standpunkte angelangt, auf welchen gewisse Tonangeber in der Litteratur sie gern locken möchten. Es giebt im Leben weniger „unverstandene" Frauen und „dämonische" Männer, weniger geheime oder öffent-

liche Ehebrüche, als in unseren Romanen und auf unseren Theatern. Das ist aber nicht das Verdienst jener Apostel des schrankenlosen „Individualismus", und nicht an ihnen wird es liegen, wenn auch fernerhin in weiten Kreisen unseres Bürgerthums und selbst unserer vornehmen Stände die alte „hausbackene" Moral der lebenslänglichen Liebe und Treue sich behauptet.

Wir pflegen doch sonst auf unsere großen Männer als auf unsere Vorbilder im Leben — auch wenn wir es ihnen nicht gleichthun können — zu blicken. Nun wohl! Zwei der größten Männer unserer Zeit haben uns ein leuchtendes Beispiel jenes echt deutschen Sinnes gegeben, der im Kleinen ebenso treu ist, wie im Großen. Von Bismarcks zärtlicher Gattenliebe und warmem Familiensinn geben dessen Briefe an seine Gemahlin beredtes Zeugniß. In dem einen heißt es: „Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe. Sollte ich leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich und die Kinder, ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dieses Leben nicht ablegen sollte, wie ein schmutziges Hemd." Ein ebenso rührendes Bild eines glücklichen Familienlebens gewährt die Ehe unseres großen Strategen Moltke. Derselbe war, als er sich verlobte, schon ein Vierziger, seine Braut kaum sechszehn Jahre alt, er von ernster, fast düsterer Gemüthsart, sie von noch kindlichem Frohsinn, ja fast Muthwillen. Und diese Zwei lebten sich so in einander ein, er sich zu ihrer Jugend herablassend und mit ihr gleichsam selbst wieder jung werdend, sie eifrig bemüht, ihm gesinnungsverwandt und seiner werth zu sein, daß nie ein Schatten ihre Ehe trübte und das Andenken an die leider früh verstorbene Gattin noch das höchste Greisenalter des edlen Mannes verklärte.

Wie beschämend ist es doch, wenn angesichts solcher so erhebender Beispiele kleinere Geister sich ein Geschäft daraus machen, diese heiligsten Güter unserer Nation, Ehe und Familie, durch leichtfertigen Spott zu entweihen!

Sollte wirklich, wie Volkelt meint, der „allgemeine Zug unserer Zeit" dahin gehen, die ernsten Vorschriften der überkommenen Moral als „veraltet" preiszugeben und an ihre Stelle die Ungebundenheit und die Herrschaft der Leidenschaften des Individuums zu setzen, nun, so müßten alle Gutdenkenden einer solchen Strömung sich mit vereinten Kräften entgegenstemmen!

Die Tragik ungleichartiger Verbindung in der deutschen Sage.

Von

Jakob Nover.

— Worms. —

Hand in Hand mit der Erkenntniß und dem Gefühl der eigenen Schwäche und Ohnmacht geht die Sehnsucht oder das Bestreben des Menschen nach Verbesserung und Beglückung seines Daseins durch Verbindung mit überirdischen oder dämonischen Wesen — ein Motiv, dessen sich der Geist der deutschen Volkssage mit Vorliebe bemächtigt hat. Doch dauern Glück und Segen, die aus einer solchen ungleichartigen Vereinigung erspriessen, in der Regel nicht lange und enden mit der Wehmuth des Trennungsschmerzes, wenn nicht mit der Bestrafung für die ungesetzmäßige oder verbotene Ueberschreitung der durch die Natur vorgeschriebenen Sphäre. Oder wenn es auch einem göttlichen Wesen nicht versagt ist, sich in Liebe zu einem Sterblichen herabzuneigen, dann geschieht es in der Regel mit dem Schleier des Geheimnisses, mit dem Verbot, nach Herkunft und Eigenart des überirdischen Beglückers zu fragen, und hierin liegt dann immer die Tragik des Wendepunktes, denn es scheint dem beglückten menschlichen Geschöpfe unmöglich, das Geheimniß zu wahren: Die Unkenntniß quält und peinigt es so lange, bis es durch unbefugte Neugier oder frevelhaften Vorwitz selbst sein Glück zerstört.

Wie es scheint, rächt sich also jede Ueberschreitung der von der Natur vorgeschriebenen Grenzen, und es gilt auch hier der allerdings zunächst von der Ueberschätzung des Kunstverständnisses gebrauchte Wahlspruch: „Schuster, bleib' bei Deinem Leisten!" oder es bewahrheitet sich auch hier die

Richtigkeit der im gewöhnlichen Leben so oft gemachten Erfahrung, daß sich am besten „Gleich und Gleich geselle". Sehen wir ja doch auch noch täglich, wie unharmonisch und unglücklich Verbindungen verschiedener Stände und Bildungsstufen sich erweisen, und wie selten eine Annäherung oder Ausgleichung sich in dieser Beziehung verwirklicht. Es ist, als ob das irdische Geschöpf die Hoheit und Göttlichkeit des geliebten Wesens auf die Dauer nicht verstehe oder ertrage, denn, um mit Richard Wagner in seinem Lohengrin zu reden: „Erkennst Du ihn, dann muß er von Dir zieh'n!" Doch mit der bloßen Trennung ist die Tragik nicht erschöpft. Wie Jupiter, als er, dem ungestümen Drängen der geliebten Semele nachgebend, sich ihr doch nur einmal in seiner ganzen Göttlichkeit zu offenbaren, ihr mit Blitz und Donner erschien, sie versengte und zerschmetterte, so bricht auch das Scheiden Lohengrins dem schwachen Weibe das Herz. Daß wir aber in Lohengrin ein göttliches oder himmlisches Wesen zu erblicken haben, dessen Hoheit Elsa nicht zu würdigen verstand, das unterliegt wohl keinem Zweifel, und dürfte sich wohl verlohnen, noch im Folgenden des Näheren zu begründen.

Den Keim zur Lohengrin-Sage und -Dichtung erblickte schon Jakob Grimm in einem uralten Mythus, der bei dem ursprünglich in Schleswig ansässigen Stamme der Angeln im 5. Jahrhundert heimisch war und den man mit dem Beginn des dortigen Königthums und den Anfängen der Cultur zusammenbrachte. Er handelt von der wunderbaren Ankunft eines geheimnißvollen Fremdlings, der zum Segen des Landes dort verweilt und wirkt, bis er endlich auf eine ebenso räthselhafte Weise entschwindet. Zuerst ist es ein nacktes Knäblein, das schlafend auf einer Korngarbe in steuerlosem Schiffe antreibt, von Waffen und Schätzen umgeben, Skeaf genannt, d. h. Getreidebüschel nach seiner Ruhestätte, oder auf einem Schilde, daher Skiöldr geheißen, von dem sich das dänische Heldengeschlecht der Skiöldungen herleitet und den Manche zum Sohne Skeafs machen; Beide aber werden zu Abkömmlingen des Göttervaters Odin selbst gestempelt, jedenfalls herrschte über ihre göttliche Natur und Wesenheit kein Zweifel.

Das auf eine so wunderbare Weise landende Knäblein ward denn auch wie ein Göttergeschenk von den Küstenbewohnern aufgenommen und später ihr König, Gesetzgeber und Begründer ihrer Cultur. Als er sein Ende herannahen fühlte, trug man ihn seinem Gebote gemäß wieder zum Strande, wo denn auch bereits wieder dasselbe Schiff, das ihn gebracht, bereit lag und seinen Leichnam nach der fernen Insel der Seligen entführte oder in ein unbekanntes Reich himmlischer Wonne — Niemand wußte, wohin.

Ohne Zweifel war es der Himmelsherrscher selbst gewesen, der, ähnlich wie der Heiland nach dem Christenglauben, in menschlicher Gestalt — wer wäre hier nicht versucht, an das nackte Kindlein in der Krippe zu denken, dem die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande ihre Gaben von Gold,

Weihrauch und Myrrhen darbrachten? — zu seinem Volke herabstieg, um es die Segnungen neuer Lehren und Thätigkeiten genießen zu lassen.

Doch fehlt in diesem Keime noch der Schwan als Fährmann, es fehlt die Verbindung mit einem sterblichen Weibe, das Verbot, nach seinem Namen und Herkommen zu fragen und die Bestrafung des Uebertreters dieses Gebotes.

Bei den Friesen erzählt die Sage, daß der Himmelsgott Tivaz, d. i. der Leuchtende, als schwanengleicher Fremdling (ingvaz honijaz) einst aus geheimnißvoller Ferne, von seinem himmlischen Wolkensee herabsteigend, an's Gestade trieb und nach kurzem segensreichen Walten unter den Menschen ebenso räthselhaft wieder verschwand. So lesen wir im Beowulf, daß „mit schaumigem Halse, einem Vogel gleich", ein Schiff die See durchschnitt, um den mythischen Ahnherrn des Königsgeschlechtes der Skiöldinge, Skiöld, den Sohn Skeafs, der einst als Knabe auf einem Schiffe an's Gestade getrieben war, wieder aufzunehmen und ihn ebenso geheimnißvoll auf den Wogen in eine unbekannte Ferne zu entführen, wie er gekommen. Der Schwan, der hier noch nicht selbstthätig auftaucht, sondern nur als Beiwort bald dem Gotte selbst, bald dem Schiffe beigelegt wird, war ohne Zweifel ursprünglich ein Sinnbild der Wolken, die schwanengleich am Himmel ziehen. Wohl denkbar, daß die geschäftige Phantasie der Küstenbewohner den auf einer Schwanenwolke herabsegelnden Himmelsgott in einen räthselhaften Fremdling verwandelte, den in einem Schiffe ein Schwan zog.

Doch greifbar erscheint dieser Vogel erst im 12. Jahrhundert in einer Weiterbildung der Sage bei den alten Franken an den Mündungen des Rheins und der Schelde und zwar fixirt zunächst in französischen Gedichten, doch ohne Zweifel mit Aufnahme altgermanischer Sagen. Hier erscheint der Held im Glanze mittelalterlichen Ritterthums etwa um 1180 in einem altfranzösischen Gedichte, Chevalier au cygne betitelt. Man machte ihn zum Ahnherrn Gottfrieds von Bouillon, dem Helden des ersten Kreuzzugs. Hier kommt auch schon das Motiv von der Vermählung, nämlich mit der Herzogin von Bouillon, vor, doch sind hier, wie der Germanist Golther („Bayreuther Taschenbuch 1894") einleuchtend nachweist, deutlich zwei ursprünglich wohl selbstständig für sich bestehende Märchen zu erkennen, nämlich das eigentliche Schwanenmärchen und das von dem Schwanritter, die wir in Folgendem gesondert wiedergeben wollen.

Einstmals traf der König Oriant v. Lillefort, — d. i. eine ferne Meeresinsel, — auf der Jagd bei einem Brunnen eine wunderschöne Jungfrau, Namens Beatrix, die er zu seiner Gemahlin erkor. Doch so sehr sie ihren Gatten mit ihrer Liebe beglückte, so gram war ihr die böse Mutter Oriants, Matabrune, und sann auf ihr Verderben. Hierzu benutzte sie die Abwesenheit ihres Sohnes auf einer Heerfahrt und schob statt der sieben Kinder, die Beatrix geboren, junge Hunde unter. Die Kindlein aber, —

es waren sechs Knaben und ein Mädchen, und alle waren mit silbernen Kettlein am Halse auf die Welt gekommen, — übergab sie einem Diener, sie im Walde umzubringen. Dieser aber empfand Mitleid mit ihnen und setzte sie aus. Ihr Gewinnner vernahm ein frommer Einsiedler, Namens Helias; er nahm sie mit sich in seine Klause und ließ sie von einer Rehgeiß säugen. So zog er sie auf, taufte sie und gab dem einen Knäblein, das er besonders liebte, seinen Namen. Als Oriant bei seiner Heimkehr die schwere Anklage gegen seine Gattin hörte, ließ er sie einkerkern. Matabrune erfuhr jedoch von einem Jäger, daß die Kinder noch lebten, und sandte ihn in den Wald, sie zu tödten. Er traf aber nur sechs in der Klause, denn der Einsiedler war mit seinem Liebling ausgegangen. Zuerst zog er ihnen nun die silbernen Kettlein vom Halse, und sofort verwandelten sie sich in Schwäne und entflogen ihm. Erschrocken brachte er wenigstens seinen Raub Matabrunen. Diese übergab die sechs Silberketten einem Goldschmied, einen Becher daraus zu schmieden; doch er verarbeitete nur eine einzige und behielt die anderen für sich. Aber Matabrune ruhte nicht, bis sie die gefangene Beatrix völlig verdürbe. Sie gewann einen falschen Zeugen, der sich erbot, seine Verleumdung gegen die Unschuldige im Gottesurtheil d. h. im Zweikampf mit Jedermann zu erhärten. Der König befahl die Angeklagte auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen, falls sich kein Kämpfer für sie stelle. Da betete Beatrix in ihrer Noth zum Himmel, ihr einen Retter zu senden. Gott erhörte ihr Flehen und ließ den Einsiedler durch einen Engel die Bedrängniß der Königin wissen. Sein Lieblingspflegesohn Helias war bereit, die Unschuld seiner Mutter zu vertheidigen. Schon harrte Alles in bangem Erwarten auf den Ausgang des Gottesgerichts. Da erschien der Jüngling Helias und erschlug mit einer Keule den Ankläger. Nun ward auch die teuflische Schwiegermutter verbrannt, und als auch der Goldschmied die silbernen Ketten wiederbrachte, wurden fünf Schwäne, die auf dem Weiher sich sehnsüchtig dem Gestade näherten, durch Helias in seine Geschwister verwandelt; einer aber mußte ein Schwan bleiben, weil sein Kettlein in einen Becher verarbeitet war. Dies war derselbe Schwan, der später Helias in einem Kahne zur Herzogin v. Bouillon zog.

Man erkennt in diesem Märchen, das die Jugendgeschichte des Schwanritters enthält und in ähnlicher Gestalt in Grimms Kindermärchen vorkommt, bekannte und verwandte Motive von unschuldig verleumdeten Dulderinnen à la Genovefa und Gottesurtheilen, in denen ein heldenmüthiger Sohn die angeklagte Mutter vertheidigt und erlöst wie z. B. in dem Volksmärchen von Hirlanda.

Verfolgen wir nunmehr den weitergesponnenen Faden der Sage, so sehen wir eines Tages den unentzauberten Schwan mit einem Kahn auf dem Schloßweiher erscheinen, wie um Helias zu einer Fahrt einzuladen. Dieser erkennt darin einen Wink des Himmels, hüllt sich in Waffen und

nimmt Urlaub von seinem Vater Oriant, um mit dem Schwane zu irgend einer Heerfahrt von dannen zu ziehen. Beim Abschied überreicht ihm der Vater ein Horn, in das er stoßen solle, wenn er Hilfe bedürfe. So fuhr der Held von Fluß zu Fluß, bis der Schwan endlich in Norwegen landete. Dort hielt Kaiser Otto Gericht über die Herzogin von Bouillon, die ihr Schwager Renier verklagte, ihren Gatten betrogen und vergiftet zu haben. Ein Gottesurtheil sollte entscheiden. Inbrünstig flehte die Herzogin zu Gott, ihr einen Kämpen zu senden. Da erscholl vom Wasser her ein Horn, und Helias nahte in der Wunderbarke. Beim Anblick des Schwanes zitterte die Herzogin in freudiger Erregung; denn sie hatte noch kurz vorher ihrer Tochter einen Traum von einem Schwan erzählt, der das Feuer ihres Scheiterhaufens gelöscht. In ritterlichem Anstand verbeugte sich Helias vor dem Kaiser und schlug im Zweikampf dem falschen Renier das Haupt ab. Hierauf vermählte er sich mit der Tochter der Herzogin, die ihm ihre Herrschaft abtrat. Helias aber verbot seiner Gattin, nach seinem Namen und Herkommen zu fragen. Die junge Herzogin versprach es und hielt auch sechs Jahre lang ihr Gelübde; im siebenten aber brach sie es, und da ward ihr Gatte wieder von demselben Schwan abgeholt, — Niemand erfuhr, wohin. Dies die Grundlage der altfranzösischen Dichtung, die in verschiedenen Bearbeitungen existirt.

Dunkel bleibt immerhin bei der Weiterentwicklung der Sage das selbstthätige Auftreten des Schwanes, das Gottesurtheil und der Kampf des Schwanenritters mit dem Ankläger der verleumdeten Herzogin, — Motive, die alle in dem ursprünglichen Göttermythus fehlen. Eine Hypothese haben wir bereits angedeutet in der friesischen Fassung von dem schwanengleich in einer Wolke herabsegelnden Himmelsgotte Tivaz, eine andere, wenngleich in keiner Sagengestalt greifbare Verknüpfung hält Wolfgang Golther für möglich: daß der Fremdling ursprünglich als s. g. Schwanelbe, also in Schwanengestalt zu einem geliebten Weibe gekommen, oder das Schwanenmotiv ist ohne Weiteres aus der selbstständig für sich bestehenden Schwanmär in unsere Sage herübergenommen worden. Das Gottesurtheil aber und die Errettung der Verleumdeten durch einen siegreichen Kampf eines wie durch ein Wunder gesandten Ritters ist ein sehr beliebtes mittelalterliches Romanmotiv, das bei der späteren Entwicklung der Sage noch hinzugekommen. —

Nach Deutschland kam die Schwanrittersage in verschiedener Fassung, so in dem Gedichte Konrads von Würzburg (1260—70), das auf französischem Texte beruht, und in der s. g. Lohengrindichtung, einem Theile des mittelalterlichen Liedes vom Sängerkrieg auf der Wartburg, zu der Wolfram von Eschenbach in seinem Parcival am Schlusse die Anregung gab. Wolframs Quelle war wohl auch eine französische Vorlage, ein Auszug des Gedichtes vom „Chevalier au Cygne", worin dieser zu einem Nachkommen Parcivals gestempelt ward. Wenn auch hier verschiedene

Motive der weiter entwickelten Sage fehlen, wie die Anklage der Fürstin von Brabant, das Gericht vor dem Kaiser und der Zweikampf des Ritters mit dem Ankläger, so sind doch die mysteriöse Ankunft des gottgesandten Erlösers im Schwanennachen, das verhängnißvolle Verbot der Frage nach seinem Namen und Herkommen und der wehmüthige Abschied wesentliche Momente, die der in Deutschland fixirten Sage ihr eigenartiges Gepräge und durch R. Wagners Oper noch eine typische Gestalt verliehen. Gerade die geheimnißvolle Herkunft des gottgesandten Ritters mit dem Hintergrunde des Wunderreiches des Grals, sowie das Verbot der Frage, dessen Uebertretung die Tragik der Trennung herbeiführt, verleihen der Sage einen eigenartigen Reiz. Es ist ein uralter Sagenzug vom Segen der Wahrung eines Geheimnisses und dem Unglück, das aus der Lüftung des mysteriösen Schleiers entspringt. Unwillkürlich denken wir hier an das anziehende antike Märchen von Amor und Psyche, das uns Appuleius in seinem phantastischen Roman „Metamorphosen" überliefert. Wir finden dort in der geheimnißvollen Verbindung des Götterjünglings Eros mit der sterblichen Königstochter Psyche, in der geheimnißvollen Verschleierung seines Wesens und in dem Verbot, darnach zu forschen, sowie in der verhängnißvollen Neugier des Mädchens, angestachelt durch die neidischen und mißgünstigen Schwestern, überraschende Aehnlichkeiten mit den Hauptmotiven der deutschen Lohengrinsage. Den Segen des Geheimnisses, sowie den Unsegen seiner Zerstörung variiren aber unzählige deutsche Elfen- und Nixensagen. Man denke auch an Goethes Ballade: „Der getreue Eckart".

Noch auf ein weiteres rührendes Motiv möchten wir aber zum Schlusse aufmerksam machen, es ist dies die Vermenschlichung des ursprünglich göttlichen Heilands, die sich durch seine Verbindung mit einem sterblichen Wesen und durch seine Empfänglichkeit für menschlichen Schmerz vollzieht. Es erinnert an die Menschwerdung Christi und seinen Todesschmerz für die sündige Menschheit. Wahrhaft ergreifend wirkt namentlich in R. Wagners Oper die wehmüthige Stimmung des, wenngleich in ein Reich voll Glanz und Wonne zurückkehrenden, so doch von der geliebten Elsa scheidenden Ritters, zumal getragen von den Tonwellen einer fast überirdischen Sphärenmusik. Es ist ohne Zweifel der sich nach wahrer und wirklicher Liebe sehnende Gott, der zum irdischen Weibe herabsteigt, in dessen Vereinigung allein er seine Sehnsucht befriedigen kann; doch er darf diese Liebe nur genießen mit Wahrung seines göttlichen Geheimnisses: erkennt sie ihn, so muß er von ihr ziehen. Hinwiederum ist es aber auch ein psychologisch tiefbegründeter Zug und nicht etwa blos weibliche Neugier, wenn die Geliebte, um den Angebeteten voll und ganz zu lieben, auch das Wesen und die Eigenart desselben völlig ergründen will. Diese gesuchte klare Erkenntniß des überirdischen, göttlichen Wesens des Geliebten führt aber die Trennung herbei, und eben hierin liegt die tragische Schürzung des Sagengehalts.

Wie sehr es namentlich Wagner verstanden hat, bei all seiner überirdischen Umkleidung des gottgesandten Gralritters das Ergreifende des Reinmenschlichen zum Ausdruck zu bringen, das hier weiter auszuführen, dürfte überflüssig erscheinen.

Die Erwähnung des Sagenmotivs, daß sich ein außermenschliches Wesen, sei es ein göttliches oder dämonisches, nach liebender Vermischung mit einem sterblichen sehnt, führt uns auf eine zweite Gattung ungleichartiger Verbindung, die nicht minder von der Tragik des Trennungsschmerzes begleitet ist, wie die ebenbehandelte. Es ist die Vermählung von Elfen oder Nixen mit Menschenkindern, ein in der deutschen Sagen- und Märchenbildung überaus fruchtbares Motiv. Auch in antiken Mythen begegnen wir dieser Vorstellung, z. B. im Aufenthalte des Odysseus bei der Nymphe Kalypso und noch in vielen anderen Sagen. Der deutschen Gestaltung ist ein sentimentaler Zug eigen: die Nixen hoffen eben in der Verbindung mit Menschenkindern wahre Liebe genießen, ja eine menschliche Seele erhalten zu können. Anmuthig und rührend ist diese Idee bekanntlich in dem von Baron de la Motte-Fouqué behandelten Märchen: „Undine" ausgeführt. Allein durch den Einfluß der christlichen Geistlichkeit ruht, da sie diese Wesen als heidnische verabscheut, der Fluch, und sie sind gebrandmarkt und verdammt, wenn nicht ein Wunder göttlicher Gnade und Barmherzigkeit zu ihren Gunsten oder aus Mitleid mit den in Sünde mit ihnen lebenden Menschen eintritt. Am poetischsten und populärsten ist diese Vorstellung wohl in der Tannhäusersage ausgedrückt, deren sich gleichfalls Kunst und Poesie in dankbaren Schöpfungen bemächtigt haben. Ihrem Ursprung in Folgendem etwas näher zu treten, dürfte den in den Geheimnissen der Mythenbildung uneingeweihten Lesern sicher interessant sein.

Ebenso wie bei der Vermählung göttlicher Wesen mit sterblichen, außer dem bereits besprochenen Verhältniß von Göttern zu Erdenfrauen, auch die Liebe von Göttinnen zu Männern vorkommt, z. B. die Liebe der Meergöttin Thetis zu Peleus, dem Vater des Achilles, der Venus zu Anchises, dem Vater des Aeneas, der Diana zu Endymion u. A., so auch in der Verbindung dämonischer Wesen mit irdischen vorzugsweise der Bund von Helden mit Elfinnen, Nymphen oder Nixen. Das Umgekehrte kommt hier auch vor, wie in der nordischen Sage vom Bergkönig und in den süddeutschen Märchen von Tiroler Zwergen, die sich in schöne Sennerinnen verlieben u. A. Aber trotz all des Glanzes und der Wonne, die den Menschen in dem unterirdischen Reiche der Nymphe oder Nixe umgeben, erwacht in seiner Brust bald das Heimweh nach der Oberwelt, ja selbst nach ihren Unvollkommenheiten und Leiden, und trotz aller Lockungen und Versprechungen der Sirene, sehnt er sich aus ihren Armen hinweg nach seiner verlassenen Erde. So war es schon Odysseus in der Grotte der Nymphe Kalypso, wenn sie ihm auch ewige Jugend und Unsterblichkeit verhieß. Weinend saß er am Gestade des Meeres und breitete sehnsüchtig

die Arme nach der fernen Heimat aus, von der eine aufsteigende Rauchwolke ihm schon einigen Trost gespendet haben würde. Und so war es auch Tannhäuser in den Armen der Venus, die ja nur durch die mittelalterliche Gelehrsamkeit der Geistlichen an die Stelle der im Hörselberg wohnenden germanischen Göttin Holda getreten war, — „aus Freuden sehnte er sich nach Schmerzen", nach seinem irdischen Jammerthal zurück.

Durch den Einfluß des Christenthums kommt dann noch das Moment der Verdammung einer solchen Verbindung von Menschen mit den als heidnisch und teuflisch gebrandmarkten Wesen hinzu. Darum muß auch Tannhäuser wegen seines sündhaften Wohllebens im Venusberg reuig zum Papste wandern, sich Vergebung seines Frevels zu erflehen. Dieser Papst soll Urban IV. (1261—64), also ein Zeitgenosse des Minnesängers Tannhäuser gewesen sein. Da nun der Tannhäuser ein Anhänger der Hohenstaufen war, so erklärt sich auch der Haß und die Unduldsamkeit dieses Kirchenfürsten im gegebenen Falle. War doch gerade Urban IV. wegen seiner unerbittlichen Zornbriefe gegen Manfred, Konradin und das ganze Hohenstaufengeschlecht bekannt, und auch die muthwillig-spottsüchtigen, sowie andererseits sinnlich derben Liebeslieder Tannhäusers mochten das Verdammungsurtheil des erbitterten Hierarchen herausgefordert haben. Wie aber gerade Tannhäuser der Sage nach in den Venusberg gerathen sein soll, dazu mag wohl vor Allem sein „Bußlied" Veranlassung gegeben haben. Daraus klingt einerseits die Thatsache eines reuigen Sünders, der den Taumelbecher der Lust bis zur Hefe ausgeschlürft, andererseits der Nothschrei nach Buße und Vergebung. Die Fabelei wenigstens, daß der Sänger vom Orient bei der Rückkehr vom Kreuzzug eine schöne Türkin mit nach Hause gebracht, mit der er ein sündiges Leben geführt, da sie ja eine Heidin gewesen, und daß dies die Sage von seinem Aufenthalt im Venusberg veranlaßt haben könne, entbehrt jedes greifbaren Anhaltspunktes.

Erst im 14. Jahrhundert taucht die Sage vom Venusberg auf, und für das Vorhandensein der Tannhäusersagen lassen sich erst im 15. Jahrhundert unmittelbare Zeugnisse aufbringen. So findet sich in einer Handschrift aus der Mitte des 15. Jahrhunderts ein Lied in Form eines Zwiegesprächs, das den Abschied Tannhäusers von Venus schildert. Dann hat der schwäbische Ritter Hermann v. Sachsenheim in einem 1453 verfaßten Gedicht von der „Mörin" die Tannhäusersage zum Theil verwendet. Hierauf tritt das Volkslied von Tannhäuser im 16. Jahrhundert in verschiedener Fassung auf, wie es z. B. Uhland wiedergiebt. Darnach kehrte Tannhäuser, nachdem der Papst den unbarmherzigen Ausspruch gethan, daß ihm sowenig verziehen werden könne, als der Stab in seiner Hand keine grünen Sprossen treibe, wieder in den Venusberg zurück, und vergebens ließ ihn der Papst suchen, als sich das Wunder des ergrünenden Stabes wirklich vollzogen. Doch auch über die Hartherzigkeit des

Papstes bricht die Volksstimme in jenem Liede den Stab; es schließt mit dem Verse:

„Do was er widrumb in den berg
und het sein lieb erkoren,
des muoß der vierde bapst Urban
auch ewig sein verloren."

Noch deutlicher klingt der Schluß in einem anderen mittelalterlichen im s. g. Entlebuch des Cantors Luzern niedergelegten Volksliede, das noch zu Anfang unseres Jahrhunderts gesungen ward und also lautet:

„Drum soll kein Papst, kein Cardinal
Keinen Sünder nie verdammen,
Der Sünder mag sein, so groß er will,
Kann Gottes Gnad' erlangen."

Bekanntlich hat Richard Wagner den Stoff in seiner Sage ganz anders gestaltet. Nicht nur daß er seinen Helden einer ganz unverbürgten Annahme nach mit dem fabelhaften Heinrich von Ofterdingen identificirt hat, der in dem sagenhaften Sängerwettstreit auf der Wartburg gegen fünf andere Sänger seiner Zeit unter Landgraf Hermann von Thüringen (1206) aufgetreten sein soll, wovon uns ein phantastisches, wunderlich zusammengesetztes Lied und thüringische Chroniken melden — nein! er läßt ihn durch den Opfertod der Nichte des Landgrafen, Elisabeth, wobei ihm Motive aus der Legende der heiligen Elisabeth mit hineinklingen, entsühnt am Sarge derselben niedersinken.

Wie Wolfgang Golther in einer Abhandlung des Bayreuther Taschenbuches (1891) einleuchtend darthut, erkennen wir in der so vielfach weiter entwickelten Tannhäusersage zwei ursprüngliche, volksthümliche Elemente. Das eine ist das bereits erwähnte Motiv der ungleichartigen Verbindung einer Elbin mit einem Menschen, eine Verbindung, die von der christlichen Geistlichkeit mit dem Stempel der Sündhaftigkeit gebrandmarkt wird, eben weil alle aus dem germanischen Heidenthum überkommenen Wesen für teuflisch gelten. Dann aber kommt noch ein anderes, sehr sinniges und poetisches Moment hinzu. Es dreht sich um das innige Verwachsensein eines Menschenlebens mit dem einer Blume oder Pflanze überhaupt. Namentlich ist es ein häufig wiederkehrender, rührender Zug der deutschen Volkssage, daß aus den Gräbern geliebter Personen entsprechende Blumen aufsprießen, die oft vernehmlicher reden als menschliche Kurzsichtigkeit, ja, wie zur Versöhnung oder Berichtigung menschlicher Urtheile. Diese Blumensprache hat für unser Herz etwas ungemein Sympathisches und Wohlthuendes. Welch' rührenden Ausdruck hat ihr z. B. Schiller in seiner Ballade: „Klage der Ceres" gegeben als Austausch zwischen Leben und Tod! Die Blumen, die wir auf die Gräber unserer Lieben pflanzen, sind gewissermaßen die Brücken unserer gegenseitigen Gedanken:

„Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet,
Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Cocyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glüh'n."

Und so sprechen auch die Blumen, die von selbst auf den Gräbern verkannter oder verdammter Seelen sprießen oder die Gott wachsen ließ gewissermaßen zum Widerspruch menschlicher Härte und Kurzsichtigkeit, so daß sie auf menschliches Urtheil wie in Goethes Faust: „Ist gerichtet!" die tröstliche Antwort rufen: „Ist gerettet!" So sprießt oft eine Lilie aus der Gruft der unschuldig Verurtheilten, oder der menschlichen Trennung zum Trotz umschlingen sich auf den Gräbern unglücklich Liebender brünstig Rose und Lilie. Dieser Vorstellung vom Eintreten göttlicher Gnade und Barmherzigkeit entspringt auch ohne Zweifel das Wunder des wieder ergrünenden Stabes. Zur Parallele mit dem Stabe Urbans zieht Golther ein schwedisches Lied heran, dessen Inhalt also lautet:

Ein Flußgeist, sogenannter Neck, spielt auf der Harfe und singt. Da reitet ein Priester vorbei und ruft ihm zu: „Eher wird der Rohrstab, den ich in der Hand halte, grünen und blühen, als Du Erlösung erlangst!" Traurig wirft der Neck die Harfe hin und weint. Kaum aber ist der Priester weitergeritten, da schlägt sein Stab aus, und erstaunt kehrt er um, dem Neck das Wunder zu verkünden. Darüber spielt nun dieser die ganze Nacht hindurch frohe Weisen. — Aehnlich findet sich dies Motiv auch in anderen deutschen Sagen. Spielt es doch z. B. auch in der Reformationsgeschichte bei Worms eine Rolle, indem auf eine ähnliche Weise der berühmte Lutherbaum bei Pfiffligheim entstanden sein soll.

Nur ein findiges Dichtergenie, ein Künstler von Gottes Gnaden, wie Richard Wagner, konnte zwei so dankbare Sagenmotive, wie die vom Fluche ungleichartiger Verbindung und des Wunders göttlicher Gnade so glücklich verschmelzen, so daß statt der Disharmonie die lauterste Versöhnung uns entläßt. Die nüchterne und hausbackene Moral jedoch, daß es besser sei, in seiner Sphäre gebannt zu bleiben, kann keinen hochfliegenden Geist zurückhalten. Zu mächtig ist auch der Trieb, mit dem Adlerfluge des Geistes die niedrigen, uns von der Natur gesteckten Schranken zu überfliegen, zu mächtig auch spricht in uns die Stimme, daß wir zu etwas Höherem geboren. Und richtet auch die Volksstimme das Ueberschreiten menschlicher Schranken als frevelhaften Vorwitz, brandmarkt es die Ver-

bindung des Menschen mit der Geisterwelt als fluchwürdige Sünde, als teuflisches Beginnen, worauf der Bann ruhe und die ewige Verdammniß, stets wird der Dichter als wahrer und echter Mensch einen Ausweg finden, um mit Goethe auszurufen:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben theilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen."

Gletscher.

Ein Monolog.

Von

Franz Evers.

— Berlin. —

Rings bis in die weite Ferne hinein nichts als Gletscher. Nur ein paar dunkle zerrissene Klüfte sind sichtbar, an denen vorbei undeutliche Spuren eines Weges weiter zur Höhe führen. Auf der rechten Seite droht eine hohe Wand. Nach links dem Thale zu ein paar Krüppeltannen — sonst nichts. Es will Abend werden. Die Gipfel beginnen langsam zu glühen.

Oskar, ein Mann,

klimmt den Pfad hinauf. Er bleibt bisweilen stehen.

Die weiße Wüste, die mein stilles Herz
voll Lust erträgt, grüßt mich mit Heiligkeit.
Die großen Gletscher wurden mir befreundet.
Der Schnee erglänzt, ein Feld von Diamanten,
und liegt so eisig da und unbewegt.
In meiner Seele hat es auch geschneit —
und liegt nun eisig da und unbewegt,
ein weites, weites Feld von Diamanten . . .
Die ihr vom Thale in die Höhen wollt,
laßt viele graue Lüfte euch durchwehen
mit Schnee und Hagel und mit scharfem Frost.
Laßt viele Winter eure Herzen kühlen . . .
Es ist das Einzige; es ist das Glück! . . .
Wer von den warmen, schweren Winden weiß
und ihren glühenden Unbestand erfuhr,
wer Lebensrausch und wilde Stunden trank
und dennoch weit hinauf in's Klare strebte,
den Höhen zu — der lernt ein Wetter schätzen.
Wenn's unerwartet aus den Himmeln bricht
mit eisigem Hauch, den Donner an den Flanken,
mit Schneesturm oder Regennacht und Blitz,
dann fegt es dir die heißen Nieren rein
und Herz und Hirn, und wie mit Eisenfäusten
rüttelt es dich aus Traum und Trunkenheit.

Glaub' an die Stürme, die den Starken prüfen! —
Kommt dann der Winter mit der blassen Ruhe,
die wie ein silbern Mondlicht dich beglänzt,
wenn du die Lüfte dünn und freier fühlst,
den Höhen nah — oh dann vergißt du Vieles —
und in Unendlichkeiten kühlst du dich!

(Ferner Lawinendonner.)

Ihr Gletscher! diese Brust ist gleich wie ihr:
Sie kann so groß an diesem Abend glühen
und unerregt Lawinen donnern hören —
und keine Sehnsucht mehr macht sie beengt.
Ich kenne auch die jauchzenden Gefilde
mit allem Blüthenduft, mit Wald und Wiesen
mit ihrer Vögel holdem Vielgetön,
mit Pferd und Rind und was die Straße zieht.
Ich sah die Thale hell und sommerlich,
ich sah sie dunkel, voll von seligen Seufzern,
voll Lust und Liebe und Vergessenheit.
Ich fühlte alles mit . . . Ich liebte Menschen,
mir hingegeben: Jünglinge voll Kraft,
mit ihrer Leiber wunderschönem Rhythmus,
sah Mädchen, Jungfraun, wie sie Gott erschuf,
und fühlte Frauen sich nach mir verzehren.
In Gärten, wo die goldne Freude schlief,
da schritt ich mit im Dionysosreigen
und zog mit durstigen, vergessnen Lippen
der Wollust nackte, unsagbare Brunst —
Wer weiß, wie oft mein Leben draus erstand! —
So war ich Jahr für Jahr dahingegeben
den vielen Dingen, die uns früh erfüllen,
an denen unsere Sehnsucht sich erprobt.
Tiefrothe Rosen haben mich erlabt;
ich schlief und träumte unter Lorbeerbäumen
und wußte Lieder und vergaß sie nicht.
Dann mischten sich mit mählichem Erwachen
viel Trübungen in meine Heiterkeit
und öffneten für Noth und Schmerz den Sinn.
Da sah ich Elend und Verzweiflung drohn
und brütete mit Männern Rache aus,
und Armuth ward mir innerlich vertraut.
Von sanften Greisen hört' ich reife Worte
voll zitterndem Verzicht und lächelte . . .
Ich ging auch da vorüber und erstarkte.
Wieviel an Sehnsucht auch mein Herz verlor,
wieviele Kraft dem jungen Leib entropfte,
wieviel Vergeudung meinen Weg bemaß —
ich fand die Stunde, wo ich mich ergänzte.

Sie kam mir wie ein harter Winterwind,
der mir an's Herz griff und es weiß bereifte,
und es in lauter Kühle badete . . .
Ich schritt dahin, von all' den Menschendingen
im Innern voll . . . Ich wanderte zu Berg
so ohne Reue über das Vergangne
in einer weißen wunderbaren Ruhe.
Die großen Gletscher wurden mir befreundet.
In dieser Schneewelt ist mein Herz zu Haus,
in diesen Höhen, die mich glühend rufen.

(Die Gipfel stehen in voller Pracht. Fern donnert eine Lawine zu Thal.)

Ihr Gletscher glüht in ungeheurer Ruhe.
Ich bin wie ihr — Lawinen donnert zu!
Wie könnet ihr die Seele mir bewegen.
Sie ist voll Schnee, ein Feld von Diamanten,
Drin spiegeln sich die Regenbogenfarben
der ganzen Welt, geläutert und beruhigt.
Das ist die Heiligkeit! — die hat das Leben
da unten nicht, das so verschwommen tost —
Dies leitet zu unendlichem Vergehen . . .

(Er schreitet vorwärts, den Blick groß auf die Gletscher gerichtet. Die Gipfel erlöschen. Es wird Nacht. Am tiefdunkelblauen Himmel flimmert ein Stern auf. Ein zweiter folgt — bis sich nach und nach der ganze weite Himmel beflammt.)

Oh Sternenglück, das meiner Brust erstand —
Unendlichkeit, die du mir strahlend nahtest —
du bist das Wunder meiner Winternacht . . .
So klar mein Herz und unermessen kühl,
den Höhen nah, an dünne Luft gewöhnt —
nun strahlen alle Welten, die es birgt,
an seinem tiefen wunderbaren Himmel . . .
Und das da unten, es ist Alles nichts.

(Er ist dem höchsten Gipfel nah. Die Gletscher leuchten in weißer Majestät.)

Röntgen und die Röntgenstrahlen.

Von

Paul Spies.

— Berlin. —

Der Gelehrte, dessen Bild dieses Heft schmückt, darf eine der schönsten Entdeckungen unseres an derartigen Erfolgen wahrlich nicht armen Jahrhunderts sein unbestrittenes Verdienst nennen. Andere Erfindungen, wie z. B. die des elektrischen Lichtes, mögen wichtiger sein oder doch weitere Kreise interessiren, größere Industrien in ihren Dienst stellen und damit auch ihren Erfindern größere Summen einbringen; Röntgen hat nach materiellen Vortheilen seiner Entdeckung nicht gestrebt, aber er erfreut sich eines idealen Vorzuges: er braucht nicht wie Edison im obigen Falle den Ruhmeslorbeer mit Anderen zu theilen oder ihn sich gar in grimmiger Fehde zerzausen zu lassen. So unmöglich es heutzutage ist, Etwas zu entdecken oder zu erfinden, was nicht die Arbeiten Anderer zur Voraussetzung hätte, so unbestreitbar ist es anderseits, daß Röntgen jene wundersame Naturerscheinung, welche noch die späteste Nachwelt unter seinem Namen kennen wird, die „Röntgen-Strahlen", zuerst beobachtet und, was mehr ist, zuerst richtig als etwas Neues erkannt und die Bedingungen für ihr Zustandekommen angegeben hat.

Von dem Zeitpunkt der ersten Veröffentlichung Röntgens an, die vor etwa $1^1/_2$ Jahren die ganze Welt in Staunen versetzte, ist auf dem neu erschlossenen Gebiete überaus eifrig gearbeitet worden, und noch heute folgen neue Publicationen einander so unausgesetzt, daß einem Historiographen, welcher gewissenhaft die einzelnen Errungenschaften auf ihren Autor zurückführen wollte, Angst und Bange werden müßte; jene Einheit der Person des ersten Autors ist also in überraschendem Maße in das

Gegentheil umgeschlagen. Leichter gelingt es, die Sache selbst in ihren wesentlichsten Zügen zu schildern, und wir dürfen deshalb unseren Lesern vorschlagen, mit uns einen kleinen Ausflug in das Gebiet der dunklen Strahlen zu unternehmen.

Daß auf dem erwähnten Gebiete im äußeren Sinne des Wortes Dunkelheit herrscht, daß wir nicht, oder doch fast nicht im Stande sind, die Röntgenstrahlen zu sehen, ist nicht etwa eine Eigenschaft derselben, welche besonders charakteristisch oder wohl gar werthvoll wäre; einerseits sind andere, längst bekannte Strahlen, z. B. die Wärmestrahlen ebenfalls dunkel, und andererseits ist die Unsichtbarkeit der Röntgenstrahlen gerade der Umstand gewesen, welcher die im Grunde naheliegende Entdeckung verzögerte und noch jetzt die Untersuchung erschwert. Einen Mangel unserer Augen, Nichts weiter bedeutet diese Unsichtbarkeit, einen Mangel freilich, welcher uns verständlich wird, wenn wir bedenken, daß es in der Natur vermuthlich Röntgenstrahlen nicht giebt, und daß die Spuren ähnlicher in der Natur vorkommender Erscheinungen, auf welche wir noch zurückkommen werden, keine Rolle im Kampfe um's Dasein spielen dürften.

Ein ähnliches Versagen unseres Gesichtssinnes kennen wir gegenüber den ultravioletten Strahlen, welche bekanntlich die höchsten Töne in der Scala der Lichtstrahlen darstellen, also beispielsweise mit den sichtbaren Lichtstrahlen von der Sonne zu uns herunterfluthen, ohne daß wir dessen gewahr werden. Nichts wäre verfehlter, als wenn man, wie dies anfangs zuweilen geschah, aus dieser einen gemeinsamen Eigenschaft der Röntgen'schen und ultravioletten Strahlen auf eine Wesensgleichheit beider Erscheinungen schließen wollte. Eine gewisse Verwandtschaft ist allerdings nicht unwahrscheinlich; doch müßte sie darin bestehen, daß die Röntgenstrahlen noch weit höhere Töne in der Scala aller Strahlen darstellen, als die ultravioletten — hyperultraviolett hat sie ein französischer Forscher genannt — und zwischen ihnen und jenen ersteren würde zur Zeit noch eine klaffende Lücke bestehen, die vielleicht durch noch andere erst zu entdeckende Strahlen ausgefüllt werden könnte. Unsere obige Aussage, daß die Röntgenstrahlen „fast" unsichtbar seien, mag gleich an dieser Stelle noch dahin ergänzt werden, daß starke Röntgenstrahlen, wie Dorn und Brandes in Halle entdeckt haben, eine gewisse Wirkung auf das Auge ausüben; dieselbe ist indessen so schwach, daß selbst ein geübter Beobachter nur mit Mühe im Stande ist, das Vorhandensein von Strahlen zu constatiren, wenn dieselben kräftig genug sind, um in weniger Zeit als einer Secunde eine photographische Platte zu beeinflussen; Lichtstrahlen, welche einen gleich starken Eindruck auf das Auge hervorbringen, könnte man ohne Schaden stundenlang auf eine Platte einwirken lassen.

Wir sind demnach darauf angewiesen, zur Sichtbarmachung und Untersuchung der Röntgenstrahlen besondere Veranstaltungen zu treffen, und diese werden uns ermöglicht durch den Proceß der Fluorescenz.

Diese eigenthümliche Erscheinung besteht darin, daß Lichtstrahlen die Theilchen vieler Körper zur Mitthätigkeit, zu eigenem Leuchten anzuregen im Stande sind. Von solcher secundären Strahlung rührt beispielsweise der blaue Schiller des Petroleums her oder der rothe Schein, welchen man an dem grünen Extract junger Blätter bemerkt, sobald man ihn in die Sonne stellt. Die große wissenschaftliche Bedeutung dieser in der Praxis kaum verwendeten Erscheinung beruht nun hauptsächlich auf dem Umstande, daß lediglich die Substanz, nicht die auf sie wirkenden Strahlen die Art des Leuchtens bedingt, daß also jenes rothe Licht des Blattgrüns durch gelbe, blaue, violette und ultraviolette Strahlen in gleicher Weise hervorgebracht wird. Man kann also auf diese Weise die unsichtbaren ultravioletten Strahlen sichtbar machen, kann sie sozusagen verwandeln, und eine ganz gleiche Verwandlung ist es denn auch, welche die Röntgenstrahlen sichtbar macht. Das zufällige Aufleuchten eines Platinsalzes (Barymplatincyanür), eines Stoffes, welcher vielfach zu solchen Fluorescenzversuchen gebraucht wird, hat Röntgen überhaupt zu seiner Entdeckung geführt; heutzutage versteht man es, aus diesem Stoffe große Schirme herzustellen, auf denen man die mit Röntgenstrahlen zu untersuchenden Dinge wahrnehmbar macht.

Wie kommt nun jenes eigenthümliche Agens zu Stande, welches sich in dem verfinsterten Laboratorium Röntgens durch das Aufleuchten jener verstreuten Salzkörnchen verrieth, um dann unter der geschickten Hand des Meisters so erfolgreich weiter gebildet zu werden?

Hier müssen wir kurz auf eine ältere Entdeckung zurückgreifen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit vornehmlich seit einem von William Crookes im Jahre 1879 gehaltenen Vortrage „Ueber die strahlende Materie" beschäftigt hat; seit dieser Zeit sind die „Crookes'schen Röhren" ein sehr populärer physikalischer Apparat geworden. Die in ihnen auftretenden, zum Theil sehr farbenprächtigen Erscheinungen, welche übrigens schon früher nach vielen Richtungen hin durch Hittorf untersucht worden waren, lassen sich in folgender Weise kurz charakterisiren: Eine solche Röhre ist mit Hilfe einer Luftpumpe auf einen hohen Grad der Luftleere gebracht — sie enthält ungefähr noch den millionsten Theil ihres ursprünglichen Luftinhaltes — und läßt in diesem Zustand, wie dies auch etwas weniger luftleere Gefäße, die sogenannten Geißler-Röhren thun, elektrische Entladungen hindurch gehen. Die hierzu nöthige hoch gespannte Elektricität kann einer gewöhnlichen Elektrisirmaschine oder besser einem der bekannten Inductionsapparate, wie sie in wenig abgeänderter Form auch zu medicinischen Zwecken in Gebrauch sind, entnommen werden. Während bei geringerer Luftverdünnung der Luftrest in röthlich-violetter, oder, je nach der Beschaffenheit des Gases in einer anderen Farbe leuchtet, tritt bei diesen hohen Verdünnungen nur ein Leuchten der Glaswand auf, und zwar bei unseren gewöhnlichen Glassorten ein Leuchten in intensivem grünen Lichte. Dieser Vorgang bildet

offenbar ein Analogon zu der oben erwähnten Erscheinung der Fluorescenz, mit dem Unterschied, daß hier nicht Lichtstrahlen das erregende Agens sind, sondern die sogenannten „Kathodenstrahlen". Die letzteren bilden vielleicht die eigenthümlichste und räthselhafteste aller in unserem Jahrhundert entdeckten Naturerscheinungen. Ihren Namen haben sie daher, daß sie sich von der Kathode, dem negativen Ende einer solchen Röhre aus, strahlenförmig ausbreiten.

Es würde uns zu weit führen, auf die Entstehung und Ausbreitung dieser Strahlen und anderer hiermit zusammenhängender Thatsachen genauer einzugehen, Dinge, welche von Goldstein, Lenard und anderen Forschern eingehend studirt worden sind. Interessant sind vornehmlich auch die vielseitigen Wirkungen dieser Strahlen, mit deren Hilfe man ohne Schwierigkeit größere Wärmequantitäten hervorzubringen, z. B. ein Platinblech zu schmelzen vermag, welche ferner leicht bewegliche Gegenstände, auf die sie treffen, vorwärts stoßen, weiterhin ihre Bahn unter dem Einfluß eines Magneten in eigenthümlicher Weise ändern, noch gänzlich unaufgeklärte und auf eine andere Weise nicht zu erzielende Färbungen von Salzen hervorrufen, z. B. Kochsalz in eine braune Modification verwandeln u. a. m.

Ueber das Wesen der Kathodenstrahlen existiren der Hauptsache nach zwei Hypothesen, von denen die eine, ältere annimmt, daß ein solcher Strahl nichts Anderes sei, als die Bahn eines elektrisirten Luftmoleküls, während die neuere, vornehmlich durch Goldstein, Hertz und Lenard vertretene, gleichsam weniger materielle Ansicht die Kathodenstrahlen für äußerst kurzwellige Strahlen hält. Halten wir uns der Einfachheit der Darstellung zu Liebe an die letztere Auffassung, so verstehen wir zunächst die Fähigkeit der Kathodenstrahlen, starke Fluorescenz in dem Glase einer solchen Röhre von Hittorf-Crookes hervorzurufen, eine Wirkung, welche bei anderen Körpern, z. B. dem Diamant, dem Rubin, dem Flußspath noch lebhafter eintritt, und zu den oben erwähnten farbenprächtigen Erscheinungen Veranlassung giebt. Derartige Wirkungen sind es auch gewesen, welche das Studium der an sich dunklen Kathodenstrahlen überhaupt erst ermöglicht haben, so daß also hier dieselben Verhältnisse vorlagen, welche wir bezüglich der Röntgenstrahlen bereits constatirt haben. Die Kathodenstrahlen waren sogar noch schwieriger zu behandeln; denn sie waren in das Innere der luftleeren Röhre gebannt, sie vermochten nicht die Glaswand zu durchdringen, bis es Lenard vor einigen Jahren gelang, sie durch ein aus einem sehr dünnen Metallhäutchen gefertigten Fenster heraustreten zu lassen.

Die Röntgen'sche Entdeckung belehrte uns darüber, daß man auch ohne derartige Fenster eine Erscheinung erhalten kann, welche den Kathodenstrahlen nahe steht; die letzteren erregen überall da, wo sie ein Hinderniß treffen, eine neue Art dunkler Strahlen, ein bis dahin Unbekanntes, ein X, welches die Glaswand zu durchdringen und uns von den Vorgängen im Innern Kunde zu bringen im Stande ist. Wie diese sozusagen secundären

dunklen Strahlen wahrnehmbar gemacht werden, haben wir oben bereits angegeben. Im Ganzen laufen derartige Versuche auf eine äußerst vielseitige und gegen früher bedeutend erweiterte Anwendung der Fluorescenz hinaus; immer wieder setzt sich eine Strahlenart in eine andere um, nicht in beliebiger Ordnung freilich, sondern in einer bestimmten Reihenfolge, welche wir nicht rückwärts durchlaufen können. Während aber früher nur Lichtstrahlen an einer beschränkten Klasse von Körpern ein solches Mitstrahlen hervorzurufen vermochten, haben wir nunmehr eine ganze Reihe von wirksamen Ursachen zur Verfügung, und als vermittelnden Körper können wir mehr oder weniger jedes Material benutzen, und es vermag beispielsweise das Glas der Rohrwandung, auf welche Röntgen zuerst die Kathodenstrahlen fallen ließ, die neue Strahlung nicht besser auszusenden, als ein Stück Platin, welches man heutzutage als einen widerstandsfähigeren Strahlenverwandler im Innern einer solchen Röhre aufzustellen pflegt.

Um es also noch einmal kurz zusammenzufassen: Die Röntgenstrahlen entstehen im Inneren eines Rohres von hoher Luftleere an der Stelle, wo die durch elektrische Entladungen hervorgerufenen Kathodenstrahlen ein Hinderniß treffen.

Die wichtigste Eigenschaft dieser neuen Strahlen besteht nun darin, daß sie im Gegensatz zu den sie erzeugenden Kathodenstrahlen sehr leicht alle möglichen Körper zu durchdringen vermögen. Stellt man vor ein kräftig erregtes Rohr einen eichenen Klotz von $^1/_2$ m Dicke, vor diesen den mit Platinsalz bestrichenen Schirm, so sieht man denselben noch aufleuchten, ein Beweis dafür, daß die Strahlen derartige Holzblöcke durchsetzen. Röntgen hat kürzlich eine mit Schrot geladene Patrone im Inneren eines Flintenlaufs photographirt, mit dem Erfolge, daß man die einzelnen Schrotkörner deutlich sieht.

Eine zweite Eigenschaft der Röntgenstrahlen, welche von größtem Einfluß ist, besteht darin, daß dieselben nicht gespiegelt und gebrochen werden. Wenn man also ein Brennglas oder eine photographische Linse auf den Gang von Röntgenstrahlen stellt, und dahinter eine photographische Platte anbringt, so erhält man nicht etwa wie bei Lichtstrahlen in der Mitte eine Concentration der Wirkung, sondern man erhält einen Schatten der Linse, welcher sich in der Mitte, wo das Glas am dicksten ist, am schwärzesten zeigt. Man kann demnach nicht in gewöhnlicher Weise photographiren, sondern man kann nur Schattenbilder von denjenigen Dingen entwerfen, welche sich zwischen der Röhre und der photographischen Platte befinden. An die Stelle der letzteren tritt, wenn es sich um Durchleuchtungen handelt, der Leuchtschirm; in beiden Fällen bleiben die Stellen, welche der Silhouette des Hindernisses entsprechen, von den Strahlen unbeeinflußt. In welcher Weise die bekannten Röntgenbilder, Abbildungen des Handskeletts oder der Rippen des Menschen zu Stande kommen, ist hiernach bereits klar. Auch hier handelt es sich lediglich um solche Schattenbilder, und zwar werden

Einzelheiten in dem Schatten erkennbar, weil die Knochen viel weniger durchläſſig für die Röntgenſtrahlen ſind als die Weichtheile. Lediglich der verſchiedene Grad der Durchläſſigkeit, welchen verſchiedene Körper zeigen, und die dadurch bedingte verſchiedene Schwärze des Schattens iſt alſo das, was uns jene intereſſanten Einblicke in das Innere des menſchlichen Körpers verſchafft hat. Am undurchläſſigſten ſind im Allgemeinen ſchwere Körper, in erſter Linie alſo Metalle wie Platin, Gold, Blei und auch Eiſen, und es iſt deshalb die Photographie von Fremdkörpern im Inneren des menſchlichen Körpers — zumeiſt handelt es ſich hier ja um Blei oder Eiſen — eine ſehr dankbare Aufgabe für den Experimentator. So gelang es dem Verf. ds. vor Kurzem, im Schädel einer Dame, welche vor etwa 10 Jahren einen Schrotſchuß erhalten hatte und der Meinung war, daß bei der unmittelbar nach dem Unfall ſtattgehabten Operation alle Schrotkörner entfernt worden ſeien, nicht weniger als fünfzig feine Kugeln nachzuweiſen. Sogar der Weg, welchen ein Geſchoß genommen hat, läßt ſich gelegentlich an Bleiſpuren im Schußcanal nachweiſen. Schwieriger ſind Aufnahmen von Knochen, wenn dieſelben im Inneren größerer Fleiſchpartien liegen, alſo z. B. Aufnahmen der Hüftknochen bei erwachſenen Perſonen, aber auch dieſe ſind gelungen. Die Schwierigkeit iſt in ſolchen Fällen vermuthlich darin begründet, daß die Röntgenſtrahlen ſich in den durchläſſigen Körpern, z. B. im Muskelfleiſch nicht in der Weiſe ausbreiten wie etwa Lichtſtrahlen in klarem Glaſe, ſondern ſo, als ob dieſe Medien trübe wären, alſo etwa wie Lichtſtrahlen in Milchglas. Man kann durch derartige Medien zwar Strahlen ſchicken, aber man erhält nicht leicht klare Bilder von den in ihrem Inneren liegenden undurchläſſigen Körpern.

Dies Gebiet der Anwendungen von Röntgenſtrahlen in der Chirurgie ſtellt zweifellos den wichtigſten und für alle Zeiten feſtſtehenden praktiſchen Erfolg der neuen Erfindung dar; hatte man doch auf dem diesjährigen Chirurgencongreß in Berlin der Ausſtellung von Röntgenphotographien einen eigenen großen Saal eingeräumt, der ſich aber noch als zu klein erwies, alle die mannigfaltigen Ergebniſſe zu faſſen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch die Körper, welche wir durchläſſig nennen, dies nicht abſolut ſind, ſondern daß auch ſie einen Theil der Strahlen verſchlucken und zerſtreuen; dies thut ſogar, wie Röntgen neuerdings nachgewieſen hat, die atmoſphäriſche Luft in nicht unerheblichem Grade. Man kann demnach auch von zarten Objecten, Blüthen und dergl. Schattenbilder erhalten, beziehungsweiſe feine Details in ihnen photographiren, z. B. die Staubgefäße im Inneren der noch geſchloſſenen Knospe ſehen; auf einer ſolchen Sichtbarmachung geringer Differenzen beruht auch die allerdings bei Weitem nicht in dem Grade wie die Knochenphotographie vorgeſchrittene Photographie von Weichtheilen des menſchlichen Körpers, ſowie die Anwendung von Röntgenſtrahlen zur Unterſuchung von Nahrungs- und Genußmitteln. Nur nebenbei mag endlich an eine eigen-

thümliche Anwendung von Röntgenstrahlen erinnert werden, von welcher neuerdings in den Tagesblättern die Rede war, nämlich an die Benutzung zur zollamtlichen Untersuchung verschlossener Koffer ꝛc. Daß diese Methode denkbar ist, liegt auf der Hand; doch dürfte sie, ganz abgesehen davon, daß ihr ein Gepäckstück, welches photographische Artikel enthält, nicht unterworfen werden darf, nur in vereinzelten Fällen, nämlich wenn man doppelte Böden und dergleichen Verstecke in den Gepäckstücken vermuthet, zur Anwendung gelangen.

Es sei uns gestattet, nach dieser kurzen Besprechung praktischer Ergebnisse noch einiger wissenschaftlichen Resultate zu gedenken, welche mit Röntgens Entdeckung verknüpft sind. Außer der Fähigkeit, Fluorescenz zu erregen und photographische Platten zu beeinflussen, haben die neuen Strahlen noch eine dritte Eigenschaft mit den Lichtstrahlen gemeinsam, nämlich die Fähigkeit, elektrisch geladene Körper unelektrisch zu machen. Die Lichtstrahlen haben diese Eigenschaft glücklicher Weise nur in geringem Grade; denn sonst würde ja die elektrische Telegraphie bei Tage außerordentlich schwierig sein. Vornehmlich wirken, wie Hertz gezeigt hat, die brechbaren Strahlen, blau, violett und ultraviolett in diesem Sinne und auch dies nur, wenn der von ihnen getroffene Körper eine negative Ladung besitzt, und endlich sind nur gewisse Körper, z. B. frisch polirtes Zink, fähig, sich so beeinflussen zu lassen. Eine blanke Zinkkugel verliert also sofort eine ihr mitgetheilte negative elektrische Ladung, wenn man sie dem Sonnenlichte aussetzt. Die Röntgenstrahlen sind zu solchen Wirkungen insofern befähigter als die Lichtstrahlen, als sie weder bestimmte Körper noch negative Ladung voraussetzen, sondern ganz allgemein elektrisch geladene Leiter unelektrisch machen. Diese Thatsache ist von mehreren Forschern gleichzeitig gefunden worden; Röntgen selbst hat aber den eigenartigsten Beitrag zu ihrer weiteren Klarstellung geliefert, indem er nachwies, daß die von den Strahlen getroffene Luft elektrisch leitend wird, während die Luft bekanntlich sonst den besten Nichtleiter abgiebt. Man kann sogar die durch Röntgenstrahlen beeinflußte Luft an einen anderen Ort bringen und hier mit ihrer Hilfe die elektrisirten Körper entladen. Es ist sicher, daß diese Thatsache im Verein mit einigen anderen, die hier nicht besprochen werden können, auf den noch in vieler Beziehung räthselhaften Vorgang der elektrischen Entladung neues Licht zu werfen geeignet ist.

Haben wir in solchen Experimenten eine Erweiterung des Wirkungsbereichs der neuen Strahlen zu erblicken, so bringen die Versuche anderer, vornehmlich französischer Forscher uns eine Erweiterung der wirksamen Ursachen selbst, indem sie zeigen, daß wir der elektrischen Entladung im stark luftverdünnten Raume nicht unbedingt bedürfen, um ähnliche Erscheinungen, wie sie die Röntgenstrahlen bieten, zu erhalten. Gewisse Stoffe, vornehmlich das Element Uran und Verbindungen desselben, haben

die Fähigkeit, unter dem Einfluß einer vorangegangenen Belichtung oder sogar ohne eine solche Strahlen auszusenden, welche wie die Röntgenstrahlen durch schwarzes Papier, dünne Metallplatten und andere undurchsichtige Körper hindurch dringen, photographisch wirksam sind, Fluorescenz erregen 2c. Wenn nun auch diese Strahlung schwach ist, so daß die Wirkung überhaupt nur durch eine viele Stunden andauernde photographische Exposition nachgewiesen werden kann, so ist sie darum doch nicht minder wunderbar. Ein Stückchen Uran, welches dauernd im Dunklen und fern von jeder elektrischen Einwirkung gehalten worden sein mag, strahlt unausgesetzt in einer zwar für unser Auge unsichtbaren, aber anderseits doch so wirksamen Weise, daß selbst die Sonnenstrahlen gewisse Hindernisse nicht entfernt so leicht zu überwinden vermögen!

Es ist gewiß nicht nur eine vage Perspective, geeignet, den Schluß einer populär wissenschaftlichen Betrachtung zu bilden, wenn wir angesichts solcher Ergebnisse der Vermuthung Raum geben, daß noch zahlreiche uns unbekannte Kräfte in der Natur schlummern, von denen wir einstweilen nicht die leiseste Ahnung haben. Ein großes Gesetz kennen wir freilich, dem sich auch diese neuen Erscheinungen fügen müssen, das Gesetz der Erhaltung der Kraft, welches wie eine Art oberster Controle verlangt, daß alle aufgewandten Kraftquantitäten wieder in den Resultaten zum Vorschein kommen. Aber Wirkungen wie das Licht und die anderen hier betrachteten Erscheinungen bedürfen eines so geringen Aufwandes an Energie, daß man nicht darauf rechnen darf, aus unerklärlichen Kraftverlusten bei irgend welchen Experimenten unbekannte Kräfte dieser Art ableiten zu können. Fast erscheint es leichter in einem Betriebe, welcher Millionen verbraucht, dem Verbleib des einzelnen Pfennigs nachzuspüren. Aber gerade wegen dieser Anspruchslosigkeit solcher Erscheinungen mag die Natur noch reich an ihnen sein, und vielleicht wissen kommende Zeiten von weiteren glücklichen Zufällen zu berichten, denen wir im Verein mit dem den Zufall festhaltenden Blicke eines künftigen Röntgen die Hebung ungeahnter Schätze zu verdanken haben.

Im Streit der Pflichten.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

(Schluß.)

Dregert ist hinter sie getreten; er stützt sich mit der Rechten auf die Lehne des Sessels und hält Kopf und Rumpf seitwärts, nach der Thür zu, geneigt, um ebenfalls die Unterhaltung nebenan zu belauschen; alle seine Nerven sind angespannt, das die Last seines Körpers tragende Bein ist stramm gestreckt.

Im anstoßenden Salon fordert Ellen ihren Gast auf, Platz zu nehmen.

Dieser folgt der Aufforderung und beginnt mit leicht bebender Stimme:

„Es ist mir erwünscht, daß Ihre Frau Mutter noch nicht da ist; ich habe Ihnen Etwas mitzutheilen, das Ihnen Schmerz bereiten wird, ich kann es Ihnen aber nicht ersparen, denn zwischen uns muß volle Wahrheit und Aufrichtigkeit herrschen. Wollen Sie mir verzeihen, Ellen, wenn ich ganz rückhaltlos spreche und Ihnen Dinge erzähle, mit denen ich sonst das Ohr einer jungen Dame verschonen würde?“

„Reden Sie, Edgar; ich schenke Ihnen volles Vertrauen.“

„Dank für dieses Wort, Ellen! Sie sind edel und gut und — mein Gott! Sie müssen es ja schon längst wissen, auch ohne daß ich es ausspreche — ich liebe Sie, ich bete Sie an wie eine Heilige. Ich habe bisher meinen Gefühlen für Sie immer noch Zwang auferlegt und das entscheidende Wort nicht zu sprechen gewagt, weil Etwas zwischen uns steht, das, wenn Sie es kennen lernen, uns möglicher Weise für immer auseinanderreißen wird. Oh, schütteln Sie nicht mit dem Kopfe! Sie ahnen noch nicht, worum es sich handelt; vielleicht werden Sie sich mit Abscheu und Entsetzen von mir wenden und mich als einen ruchlosen Verbrecher verurtheilen!“

„Edgar! warum foltern Sie mich? sagen Sie mir, was Sie gethan haben; ich weiß, es kann nichts Unehrenhaftes gewesen sein."

„Gott segne Dich für diesen festen Glauben an meine Ehre! Ellen! gestatte mir, daß ich Dich in dieser ernsten und für mich verhängnißvollen Stunde Du nenne! nicht das Du des Geliebten gebe ich Dir — ich habe noch nicht um Deine Gegenliebe gebeten, noch nicht um sie bitten dürfen, weil ich Dich nicht zu gewinnen wagte, ehe Du nicht Alles weißt — ich nenne Dich Du, wie ich einst meine Mutter Du genannt habe, und ich will zu Dir sprechen, wie ich als Knabe zu meiner Mutter gesprochen habe, zu der herrlichsten Frau, die je durch diese Zeitlichkeit gewandelt ist. So höre denn! Als ich Offizier wurde, war ich, so selten das heut noch vorkommen mag, noch ein reiner Mensch, noch nie hatte ich mit irgend einem weiblichen Wesen eine unerlaubte Beziehung unterhalten. Nicht etwa, weil ich eine besonders strenge Erziehung genossen hätte; aber das Beispiel meiner edlen Eltern, die gesunde Atmosphäre, die in unserm Hause herrschte, hatten meine Einbildungskraft vor Befleckung bewahrt und mich allem Weiblichen gegenüber mit einer wahrhaft andächtigen Scheu und Verehrung erfüllt. Im Weibe sah ich das Hehrste und Heiligste, was aus Gottes Schöpferhand je hervorgegangen ist, denn der Kuß, den mir meine Mutter Abends auf die Lippen drückte, das Gebet, das sie, an meinem Nachtlager niedersitzend, mit mir zusammen sprach, hatten mich vor jeder Versuchung gefeit und mir eine Reinheit des Wandels bewahren helfen, die andere junge Leute nur allzubald im trüben Schlamme städtischen Genußlebens zu verlieren pflegen. Irgend einer Leichtfertigkeit gegen eine Vertreterin des weiblichen Geschlechtes wäre ich unfähig gewesen.

Mein Vater, ein alter Edelmann im besten Sinne des Wortes, der ebenfalls Offizier gewesen war, hatte mich in echt ritterlichen Anschauungen erzogen; ein gegebenes Wort treu und unverbrüchlich zu halten, das Vertrauen eines Andern nie zu täuschen, dem Nothleidenden und Schwächern allzeit beizustehen, und wäre es mit Daransetzung des eigenen Lebens, das waren Grundsätze, die sich für den alten Herrn ganz von selbst verstanden und die er auch mir in Fleisch und Blut einzuimpfen gewußt hatte.

Ich war noch ein Schüler der zweiten Klasse des Gymnasiums, als ich das Töchterchen eines uns zum Nachbar gewordenen Herrn von Loehoff kennen lernte. Clara von Loehoff sehen und sie schwärmerisch verehren war Eins für mich. Noch nie hatte ich ein so rosiges, goldblondes Wesen erblickt, das aus so sanften, traumhaft schönen Augen schaute; wie eine Waldblume, so thaufrisch und duftig war sie aufgeblüht; sie stammte auch aus dem Walde — ihr Vater war Oberförster gewesen —, und sie schien die reine und gesunde Luft des Waldes überallhin mitzubringen. Bis zu meinem Abgange zur Universität, die ich bezog, ehe ich mich dem Heeresdienste widmete, bin ich in allen freien Stunden der unzertrennliche Begleiter und Spielgenosse Claras gewesen; sie nahm meine Dienste und

Freundschaftsbeweise willig an und brachte mir auch ihrerseits so viel Huld und Freundlichkeit entgegen, daß ich mit Ungeduld den Zeitpunkt herbeisehnte, wo ich selbstständig sein würde, um mir die Hand Claras für's Leben zu gewinnen. Ah, wie thöricht und kindisch ist man doch noch in jenen schönen schwärmerischen Jünglingsjahren!

Ich schied von ihr und verzog nach der Universitätsstadt. Erst als Dragoner-Offizier sollte ich Clara wiedersehen und zwar als die Gattin eines Herrn von Steingart, eines Gutsbesitzers, der in der Nähe meiner kleinen Garnison angesessen war. Der volle Name dieses Herrn war eigentlich von Steingart-Oliviero; ich weiß nicht, wann und von wem ihm dieser Beiname verliehen worden war; vielleicht war es der Geschlechtsname seiner Mutter, die eine Italienerin gewesen sein mochte, denn Herr von Steingart hatte allerdings in seinem Wesen eine an südländische Abstammung gemahnende Leidenschaftlichkeit. Ich war peinlich überrascht, als ich in Eichenhagen meinen ersten ahnungslosen Besuch machte und in der Gattin des Gutsbesitzers meine einstige Schülerflamme wiedererkannte. Clara erröthete lebhaft, sie vermied es, mich länger anzusehen, und verrieth eine gewisse Hast und Unruhe in ihren Bewegungen und in der Art ihrer Unterhaltung. Herr von Steingart, den ich mir nun genauer betrachtete, machte auf mich den denkbar ungünstigsten Eindruck. Er war sicher weit über zwanzig Jahre älter als seine im Reize der frühesten Jugend strahlende Gemahlin. Ein stetes nervöses Zucken blitzte um seine Mundwinkel; sonst waren seine Züge schlaff und ermattet; ein leichtes Zittern schien auch unausgesetzt durch seine rechte Hand zu gehen; nur in seinen Augen flammte es manchmal unheimlich auf.

Ich mußte eine Art sächsischer Vesper bei ihm einnehmen; wir tranken Kaffee und kosteten dazu von dem Schinken und den Mettwürsten, die auf den Tisch gebracht waren, und schließlich langte der Hausherr nach einem silbernen Gestell mit allerlei Liqueurflaschen und fragte mich, ob ich eine Chartreuse oder einen Whisky nehmen wollte. Ich lehnte dankend ab, da ich niemals Liqueure tränke, sah aber, wie er selbst mit Behagen ein ziemlich großes Glas Whisky hinuntergoß. Nun bot er seiner Gattin, die er bisher gänzlich unberücksichtigt gelassen hatte, auch ein Glas Liqueur an; sie rümpfte, fast beleidigt, die edel geschnittene Nase mit den sich stolz blähenden, feinen Flügeln. Da zuckte er geringschätzig die Achseln, indem sich sein Mund zu einem höhnischen, bitterbösen Grinsen verzog.

Ich ahnte, daß diese beiden Leute nicht glücklich waren und daß es wohl kaum die Liebe gewesen war, die die Hand Claras in die des wenig bestechenden Gemahls gelegt hatte. Als ich meinen Entschluß zum Wiederaufbruch verkündete, zog Herr von Steingart meinen Arm unter den seinen, führte mich, ohne Clara eines Grußes zu würdigen, aus dem Speisesaal nach seinem Rauchzimmer, bot mir eine kostbare Cigarre an und fragte, scheinbar ohne jede besondere Absicht:

„Sie spielen doch wohl gelegentlich auch eine Partie?"

„Ich bin kein Spielverderber, Herr von Steingart; das bringt schon die langweilige kleine Garnison so mit sich; einer Partie Sechsundsechzig oder einem Schlag Makao kann man nicht immer aus dem Wege gehen."

„Aber das ist ja charmant, Herr von Schlichtfeld. Wissen Sie was? ich lasse Ihr Pferd noch nicht satteln; Sie helfen mir erst ein Stündchen über die Oede dieses Landlebens hinweg und spielen mit mir ein paar Partieen Ecarté — das ist Ihnen doch auch geläufig?"

Er drang so hartnäckig in mich, daß ich nicht gut anders konnte, als ihm den Gefallen thun.

Als ich nach Hause ritt, hatte ich hundert Mark verloren und Clara nicht mehr wiedergesehen.

Auf meinem Heimritt dämmerte mir die Vermuthung, daß Herr von Steingart vielleicht ein gewerbsmäßiger Spieler sei, der für die Karten ein größeres Interesse habe, als für seine junge, schöne Gemahlin.

Immer und immer wieder in meinen dienstfreien Stunden ritt ich nach Eichenhagen. Clara Steingart hatte mich ihrem Gatten als einstigen Jugendgespielen bezeichnet; wir nannten uns auch fernerhin Du, ohne daß dies dem Herrn des Hauses irgendwie unangenehm zu sein schien. Im Gegentheil, er neckte mich manchmal damit, daß ich mir meine erste Eroberung hätte entgehen lassen; auch lud er mich jedesmal dringend ein, ja recht bald wiederzukommen, und verstand es, mir bei jedem meiner Besuche eine kleinere oder größere Summe im Ecarté abzunehmen. Ich ließ mich gutwillig plündern, nur um mit Clara immer wieder zusammenzukommen.

An einem klaren Wintertage hatte Herr von Steingart eine größere Treibjagd in Eichenhagen veranstaltet. Ich gehörte natürlich mit zu den geladenen Jagdgästen. Nach beendigter Jagd setzten wir uns zu einem ziemlich einfachen Mittagessen nieder, an dem auch Frau von Steingart, wie es mir scheinen wollte, recht widerwillig theilnahm. Der Wirth nöthigte seine Gäste unausgesetzt zum Trinken, und die guten und sehr reichlich gespendeten Weine thaten denn auch bald ihre Wirkung und versetzten die Gesellschaft in eine erhöhte Stimmung. Nur der Hausherr und ich waren völlig nüchtern geblieben — ich aus Rücksicht auf die einzige mitanwesende Dame, er aus Gründen, die ich sehr bald durchschauen sollte, denn unmittelbar nach Tische begaben sich die Herren in das Rauchzimmer, wo sofort ein lebhaftes Pharaospiel begann, bei dem der Wirth die Bank hielt. Daß es bei diesen winterlichen Jagden in Eichenhagen hauptsächlich auf ein hohes Hazardspiel abgesehen sein mußte, schloß ich aus den überraschend großen Geldsummen, die die Jagdgäste bei sich hatten und die man doch sonst nicht zu einem Hasentreiben zu sich zu stecken pflegt. Herr von Steingart, der nüchterne und umsichtige Bankhalter, war stark im Gewinnste; die Kassenscheine und Goldstücke häuften sich beträchtlich vor ihm an, und manch einer der schon fast gänzlich aus-

geplünderten Gäste fing zu fluchen an und verwünschte das kolossale Glück, das der Wirth auch heute wieder hätte. Da ich den geringen Geldbetrag, über den ich nur verfügte, gleich nach wenig Sätzen verloren hatte, blieb ich ein müßiger Zuschauer des Spieles. Dies schien aber dem Wirthe nicht zu gefallen. Er bot mir in zudringlicher Weise ein Darlehn an. Ich lehnte es bestimmt ab, da es gegen meine Grundsätze wäre, mit geborgtem Gelde zu spielen.

„Dann schlage ich Ihnen vor, mein lieber Herr von Schlichtfeld, leisten Sie meiner Frau Gesellschaft; das wird Ihnen hoffentlich interessanter sein, als hier den bloßen Zuschauer zu machen."

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen; ich stand auf und begab mich nach dem Corridor, um mich nach Clara umzusehen. Eine Magd gab mir die Auskunft, daß die gnädige Frau eine Treppe höher im Kinderzimmer wäre. Ich schickte die Magd hinauf und ließ fragen, ob mich Clara oben empfangen wollte. Ich möchte nur heraufkommen, lautete der Bescheid. So stieg ich denn zum ersten Stockwerk empor, wo man mir die Thür zum Zimmer des kleinen, einjährigen Töchterchens des Hauses wies, klopfte an und trat auf Claras „Herein!" über die Schwelle.

Noch heute sehe ich das Zimmer vor mir, die mit geblümtem hellen Cretonne decorirten beiden Fenster, das kleine Bettchen aus Bronzestäbchen, die weiß lackirten und mit feinen rosa Linien verzierten Geräthe. Verzeihe, Ellen, wenn ich Dich mit diesen scheinbaren Nichtigkeiten langweile; sie gehören aber zur Sache; es liegt mir daran, Dir ein möglichst genaues Bild meiner damaligen Lage zu geben, wenn ich auch fühle, daß mir dies kaum nach Wunsch gelingen wird.

Ich trat näher und bot der neben dem Bettchen stehenden Mutter die Hand.

„Nur auf Befehl Deines Gatten wage ich hier einzudringen, Clara," begann ich mit gedämpfter Stimme, denn ich wähnte die Kleine im Bettchen im tiefen Schlafe.

„Du kannst laut sprechen, Edgar, Tildchen ist wach."

Sie zog mich an ihre Seite, und ich mußte mir das rothwangige süße Mägdlein ansehen. Wie ein Engelchen lag es auf seinen weißen Kissen, nur die Flügelchen fehlten ihm, sonst hätte es, meinem Empfinden nach, auffliegen und graziös durch's Zimmer schweben können.

Ein Schauer, ein nie gekanntes, wonniges, ahnungsvolles Gefühl wühlte mein Inneres auf.

„Clara," stammelte ich entzückt und doch zugleich verwirrt und befangen, „wie glücklich bist Du!"

Zum ersten Male in meinem Leben empfand ich ein ungestümes, wildes Verlangen nach dem Besitze dieses Weibes, aber zugleich schauderte ich vor dem Frevel eines solchen Verlangens heimlich zurück.

Clara gab keine Antwort auf meine Aeußerung. Sie beugte sich zu ihrem Kinde nieder, nahm es von seinem Lager auf ihren Arm und drückte es heiß und innig an ihre Brust, ab und zu ihre Lippen im seidenen Goldhaar der Kleinen begrabend.

Ich athmete erleichtert auf; ich begriff, daß eine Mutter nie sicherer ist vor jeder Versuchung, als wenn sie ihr Kind an ihr Herz gepreßt hält.

Claras Küsse auf Tildchens Haupt und Stirn und Wangen wurden immer zärtlicher, immer stürmischer. Die Kleine jauchzte dazu, schlang ihre prallen Aermchen um den Nacken der Mutter und strampelte mit den kleinen Füßchen, die nackt und rosig unter dem Batisthemdchen hervorlugten.

Ein wilder Neid auf den Gatten dieser Frau kroch mir an's Herz. War Herr von Steingart denn eines solchen Besitzes werth? er, der Spieler und Wüstling, der nur dann die berauschende Gabe des Bacchos zu vermeiden schien, wenn es galt, möglichst zurechnungsfähig zu bleiben, um so mit größerer Sicherheit seine Gäste auszuplündern? und konnte Clara an der Seite eines solchen Mannes glücklich sein, der sie unverkennbar auf's Gröbste vernachlässigte? der sie möglicherweise nur geheirathet hatte, um ihre Schönheit als Köder zu benutzen, der recht viele Opfer in die Mäusefalle seiner Spielhölle hereinlocken sollte? Warum hatte er mich eigentlich von seinem Pharaotische fort complimentirt? eifersüchtig schien er nicht zu sein — oder witterte er in mir doch den Rivalen und unterdrückte er nur seine Eifersucht, um mich, den lästigen Beobachter, los zu werden und so vielleicht ungestörter sein Spielglück . . . corrigiren zu können?

Pfui! das war ein Verdacht, zu dem mich doch gar Nichts berechtigte! der Neid auf diesen Menschen machte mich ungerecht, und im Geheimen bat ich ihm und seiner Gattin die Schmach ab, die ich ihm in Gedanken angethan hatte.

Aber was war das? sah ich recht? Thränen in Claras Augen?

Sie hatte Tildchen wieder auf ihr Lager zurückgelegt und stand nun aufrecht, mit in's Leere gerichtetem Blicke neben dem Bettchen; ihre Rechte stützte sich noch auf das bronzene Gitterwerk der Bettwand; von ihren langen dunklen Wimpern perlten ihr ein paar verrätherische Tropfen über die lieblich gerundeten Wangen.

„Clara!" rief ich bestürzt, „Clara, was ist Dir? mein Gott! so sprich doch!" Ich faßte ihre Hand und schaute ihr besorgt und theilnehmend in's Angesicht.

Wie ein Schüttelfrost ging es durch ihren schlanken Wuchs; haltlos, fassungslos wollte sie sich, wie es schien, schon an meine Brust lehnen, aber im letzten Augenblicke raffte sie sich mit ganzer Willenskraft zusammen, schritt von mir weg zum Fenster, und ihre Stirn an die kalte Scheibe pressend, brach sie in ein krampfartiges Schluchzen aus.

Ich fand nicht gleich den Schlüssel zu ihrem räthselhaften Benehmen;

hatte mein unwillkürlicher Ausruf von vorhin: „Wie glücklich bist Du!“ diese Krisis ihrer Nerven hervorgerufen?

„Clara! ich beschwöre Dich, fasse Dich doch! vergieb mir, wenn ich Dir durch irgend ein unbedachtes Wort wehe gethan haben sollte! ich bin ja Dein alter Freund, Dein allzeit getreuer Verehrer; ich gebe Leib und Leben dahin für Dein Wohl; Du weißt es doch, daß ich Dich liebe . . . sage mir, was Dir fehlt!“

Unabsichtlich, in völliger Verantwortungslosigkeit, nur gequält und beunruhigt durch ihr Schluchzen, hatte ich es hervorgestoßen. Wenn mir in jenem Augenblicke ein Dritter vorgehalten hätte, daß ich ein Unrecht gethan, ich würde ihn Lügen gestraft haben; erst hinterher ist mir klar geworden, daß ich mich zu einem Vergehen hatte hinreißen lassen.

Das Schluchzen der jungen Frau hörte sofort auf. Vorwurfsvollen Blickes wandte sie sich gegen mich herum, und die bethauten Wimpern schnell mit dem Taschentuche trocknend, sagte sie ernst und feierlich:

„So darfst Du nie wieder zu mir sprechen, Edgar! gelobe mir bei Deiner Ehre, daß Du stets in mir die Gattin eines Andern achten willst, sonst dürfen wir uns nie wiedersehen.“

Zustimmend nickte ich mit dem Kopfe; wenn es mich auch tief schmerzte, daß sie für mich verloren war, so gab ich ihr doch Recht, auch war ich unzufrieden mit mir selber, daß ich mein Fühlen und meine Zunge nicht besser gewahrt hatte. Wenn ich ihr aber auch nie wieder von Liebe sprechen durfte, mein Mitleid mit ihr und ihrem Geschicke brauchte ich als ihr alter Freund und Jugendgenosse nicht zu verheimlichen — ach! ich ahnte damals nicht, daß das Mitleid nur eine Maske der Liebe ist. Theilnahmsvoll sagte ich:

„Clara, Du bist nicht glücklich in Deiner Ehe.“

Wiederum ging ein Beben durch ihre Glieder; aber sie hatte sich jetzt schon mehr in der Gewalt und versetzte langsam und wie im Zwiegespräche mit sich selber:

„Gott ist mein Zeuge, daß ich mir alle Mühe gegeben habe und noch immer gebe, um meinem Gatten eine treue und opferwillige Gefährtin zu sein, aber wie er mich behandelt! und was bin ich ihm? Er kennt nur eine Liebe: die Liebe zum Spiele. Oft ist er wochenlang abwesend, um in Bädern oder auf Rennplätzen die Bank zu halten; ist ihm das Glück günstig, dann bringt er mir wohl einen Schmuck oder eine neue Toilette mit; wenn er aber mit Verlust spielt — und das ist in neuerer Zeit recht oft vorgekommen — dann telegraphirt er mir, daß ich ihm Geld nachschicken soll, und wenn ich selbst kein Geld im Hause habe, dann zwingt er mich, Theile von meinem Vermögen flüssig zu machen, um ihn wieder mit neuen Spielmitteln zu versehen. Ich habe es ein paar Mal stillschweigend gethan; da er mir aber diese Darlehen nie zurückerstattete und ich meinem

Töchterchen wenigstens das mütterliche Vermögen erhalten will, so habe ich ihm neulich jeden weiteren Eingriff in mein Capital verweigert, und da hat . . . da hat er . . ."

Ein neues Aufschluchzen verhinderte sie am Weitersprechen; sie warf sich in einen Sessel und verbarg ihr Antlitz im Taschentuche, während ihr schlanker Körper von Zuckungen erschüttert wurde.

„Was hat er?" drang ich erschrocken in sie, indem ich mit sanftem Zwange ihre das Taschentuch haltende Hand niederdrückte und sie in ahnungsvollem Schreck ansah.

„Geschlagen . . . hat er mich!" kam es halb erstickt von ihren Lippen; dabei packte sie meinen Arm mit zuckendem Griffe und preßte ihr thränenüberströmtes Gesicht darauf.

Ein fast schreiähnlicher Seufzer quoll aus meiner Brust.

„Der Schuft! der ehrlose . . .!"

Sie sprang auf und hielt mir ihre Hand auf den Mund.

„Nicht so, Edgar! Du hast kein Recht, ihn zu richten! Oh, mein Gott! was habe ich gethan? Schwöre mir, Edgar, daß Du vergessen willst, was ich unbedacht ausgeplaudert habe! ich habe mein Elend in meiner Brust wohl verschlossen gehalten, Tage lang, Wochen lang, Monate lang, ich habe es hinunter gewürgt, wie eine giftige Arzenei, wie den Todestrank, den man einem Verurtheilten reicht; oft war mir's, als ob ich laut aufschreien und aller Welt das Geheimniß meines Jammers verrathen müßte, aber immer habe ich mich selbst bezwungen und erfolgreich meinen Stolz zu Hilfe gerufen, so daß ich mein Schweigen nicht gebrochen habe — heut bin ich zum ersten Male schwach gewesen und habe Dich zum Mitwisser meines Elends gemacht! aber nun sei auch großmüthig und verrathe Keinem, was Du weißt, auch meinem Gatten nicht! und nun geh und laß mich allein! Geh!" wiederholte sie dringend, als ich zu sprechen anheben wollte, „geh und vergiß!"

Wie betäubt wankte ich die Treppe zum Erdgeschoß hinunter. Ich hörte unten die dumpfen Stimmen der Pharaospieler und das Knallen von Champagnerpfropfen.

Aha, dachte ich, jetzt hat er Sect bringen lassen, um den Rausch und die Niederlage auch seiner letzten Spielgegner zu beschleunigen.

Ein Ekel faßte mich, ich schlich in den Hof, ließ meine Stute satteln und trabte bald darauf über den knisternden Schnee nach meiner Garnison zurück."

Im Boudoir neben dem Erzähler regte es sich leise.

Die an der Thür sitzende und lauschende Wittwe drehte sich möglichst geräuschlos nach ihrem Verehrer um und flüsterte:

„Da hören Sie's, Franz, wie zahm und correct er sich benommen hat! Der reine keusche Joseph! Und einen solchen Mustermenschen wollen

Sie verdächtigen als einen Don Juan? oh! lernen Sie besser die Menschen kennen!"

Herr Pregert beugte sich tiefer zu seiner Braut hinab; mit einem Kusse verschloß er ihr den Mund, dann raunte er ihr mahnend in's Ohr:

„Stille, mein süßes Lieb! um Gottes willen, still! wir dürfen uns nicht verrathen! Die Sache ist ja äußerst interessant!"

„Das ist sie auch!" stimmte Frau Minna belustigt lächelnd bei. „Die Bekenntnisse einer schönen Seele! Und meine gute unschuldige Ellen! was für ein Gesicht sie nur dazu machen mag? es ist mindestens ungewöhnlich, daß ein Freiwerber seinen Antrag mit einer Beichte seiner früheren Liebesabenteuer einleitet — aber so ein Dichter ist unberechenbar. Doch still! hören wir weiter!" — —

Der Erzähler im Salon hatte sich verstummend auf seinen Sessel zurückgelehnt und fuhr sich mit der Hand über die fiebernde Stirn.

„Es greift Dich an, Edgar," hob Ellen theilnehmend an, „verschieb es auf ein andermal, meinen Glauben an Dich wirst Du nicht wankend machen."

„Nein, nein, Ellen, Du mußt mich bis zu Ende hören; ich werde mich so kurz, wie möglich, fassen."

Er richtete sich wieder auf und fuhr in seiner Mittheilung mit allmählich immer rauher werdender Stimme fort:

„Mein Verkehr in Eichenhagen erlitt seit jenem Tage immer längere Unterbrechungen. Ich fürchtete mich, dahin zurückzukehren; ich fürchtete die schönen Augen Claras und ihre durch den Schmerz berührten und nur um so reizenderen Gesichtszüge, fürchtete eine Begegnung mit dem Wüstling und Spieler, dem gegenüber ich die unverbrüchliche Rolle des Unbefangenen und Nichtwissenden zu spielen hatte, und zuletzt fürchtete ich mich vor mir selber, denn ein Funke war in mein Blut gezischt und hatte es entzündet, so daß es in stürmenden Rhythmen durch meine Adern fieberte. Was mir aber immer wieder eine gewisse Beruhigung und das Gefühl einer verhältnißmäßigen Sicherheit gab, war der Umstand, daß ich mich Clara gegenüber ausgesprochen und sie fest und ihren Pflichten unwandelbar treu gefunden hatte. Fast hätte es meine Eitelkeit ein wenig gekränkt, daß sie mich scheinbar so ohne jeden Kampf aufgegeben hatte; aber zu meiner heimlichen Genugthuung merkte ich, daß sie sich doch dann und wann Zwang anthun mußte, daß sie mir manchmal wärmer die Hand drückte und daß aus ihren tiefen, träumerischen Augen mich mitunter ein Blick traf, der nur allein für mich berechnet war und den der Gatte vielleicht recht übel vermerkt haben würde. Es war ein süßes, peinvolles Sehnen und Entsagen, das zu gleicher Zeit an meinem Herzen zehrte; war ich draußen in Eichenhagen, dann warnte mich eine innere Stimme und trieb mich zu frühzeitiger Rückkehr nach meinem Heim, und war ich zu Hause, dann

stachelte mich das Verlangen, wieder die Nähe des armen verführerischen Weibes genießen zu können, und rastlos irrte ich in meinem Zimmer umher, bis ich wieder im Sattel saß und meine Stute nach dem wohlbekannten Ziele traben ließ.

Ich hatte so oft kleinere und größere Geldbeträge an Herrn von Steingart verloren, daß deren Gesammtheit sich schon ziemlich hoch belief, und so vermied ich es fortan, mich auf weitere Spielkämpfe mit ihm einzulassen. Das schien aber gar nicht nach seinem Wunsche zu sein. Unausgesetzt forderte er mich zum Ecarté auf und versprach mir schuldige Revanche, und da ich unbeweglich blieb, so verhöhnte er meine philiströse Umwandlung und gab mir spottend den Rath, ich möchte seiner Frau sticken helfen. Wenn ich mit Clara am Tische saß — der Herr des Hauses mir gegenüber, — so berauschte ich mich heimlich an der Berührung durch ihr Kleid, dessen Falten mein Knie streiften; ich war entzückt, wenn sie einmal zufällig ein Wollknäuel oder einen Seidensträhn zur Erde gleiten ließ und ich dann beim Zurückreichen des von mir aufgehobenen Gegenstandes flüchtig ihre Finger berühren durfte. Dann verspürte ich jedesmal eine Art elektrischen Schlag, der mir durch alle Nerven rieselte, mich aber auch vorsichtig nach dem Herrn des Hauses hinüberschielen machte, ob er Nichts gemerkt hätte.

Ich war ein Thor; er hatte es längst gemerkt und spielte nur mit mir, wie die Katze mit der Maus spielt. Er war aber ein Feigling, der es vermied, mir offen gegenüber zu treten, und zugleich ein geschäftspfiffiger Speculant, der meine Besuche in Eichenhagen nicht gänzlich verhindern wollte, da er immer noch hoffen mochte, daß ich gelegentlich doch wieder zu den Karten greifen und auch noch den Rest meines kleinen, schon arg zusammengeschmolzenen Vermögens an ihn verspielen würde.

An einem heißen Augusttage ritt ich wieder einmal nach Eichenhagen hinaus. Ich war erst am Tage zuvor dort gewesen und hatte Clara so verstimmt und bedrückt gefunden, daß mich die Sorge um sie zur so schnellen Wiederholung meines Besuches antrieb. Sie empfing mich erfreut, aber auch beunruhigt. Ihr Gatte war abwesend in irgend einer Geschäfts- oder Spielangelegenheit, konnte aber jeden Augenblick zurückkehren, und deshalb drängte sie mich zu baldigem Wiederaufbruch.

„Was hast Du, Clara?“ fragte ich sie besorgt, „Du warst schon gestern so verändert — bist Du leidend?“

„Mein Mann ist eifersüchtig auf Dich,“ gab sie zögernd zur Antwort.

„Woher weißt Du das?“

„Hier, meine Schulter sagt es mir; sie schmerzt mich noch von dem Schlage seiner Reitpeitsche. Wir dürfen uns nie mehr wiedersehen.“ Sie brach in Thränen aus und lag schluchzend, ihrer selbst nicht mehr mächtig, an meiner Brust.

Ich vergaß alle meine Vorsätze. Die Empörung über den feigen Wüstling und das Mitleid mit diesem schönen, hilflosen Weibe wühlten mein Herz auf. Ich umschlang sie mit kräftigem Arme und drückte ihr Kuß um Kuß auf die thränenfeuchten Wimpern und die zuckenden Lippen. Eine kurze Zeit lang duldete sie meine Zärtlichkeiten; plötzlich aber stieß sie mich zurück und rief in höchster Angst:

„Laß mich, Edgar, um Gottes Barmherzigkeit willen, laß mich! Geh, lebe wohl! auf Nimmerwiedersehen! Geh, ich beschwöre Dich!" wiederholte sie dringend, als ich, berauscht von den ihr geraubten Küssen, sie auf's Neue an mich ziehen wollte, „wenn er jetzt zurückkäme und uns fände, es wäre mein Tod! wenn Du mich wirklich lieb hast, so verlaß mich ohne Zögern! erbarme Dich, ich appellire an Deine Ehre!"

Dieser Anruf an meine Ehre war entscheidend für mich. Ich wußte, daß sie mich liebte, daß auch sie sich in Sehnsucht nach mir verzehrte, daß, wenn ich ein Schurke sein wollte, ich jetzt von ihrer augenblicklichen Schwäche hätte Vortheil ziehen können —, aber ich biß die Zähne aufeinander und, ohne mich umzusehen, ohne ihr noch einmal Ade zuzurufen, schritt ich über die Schwelle und verließ das Haus mit dem festen Vorsatze, es nie wieder zu betreten.

Auf dem Heimritt kam eine wohlthätige Ruhe über mich, eine Befriedigung, wie ich sie nur selten im Leben gefühlt habe. Der Sieg, den ich über mich selbst errungen, erfüllte mich mit Genugthuung und Zuversicht. Wenn auch Clara von einem unwürdigen Gatten verrathen und gemißhandelt wurde, sie war im Vollbesitz ihrer weiblichen Ehre, heldenhaft hatte sie bisher jeder Versuchung widerstanden, und so brauchte sie nicht vor sich selbst zu erröthen und konnte, als liebreiche opferwillige Schützerin und Erzieherin ihres Töchterchens, immer noch verhältnißmäßig glücklich sein. Das tröstete mich und gab mir Kraft, die Vereinsamung und Reizlosigkeit zu ertragen, die nun auch über mein Leben ihre Schatten breiten würden.

Ich stürzte mich seit jenem Tage mit Feuereifer in meinen Dienst und war von früh bis spät in der Kaserne, in den Ställen oder auf dem Exercirplatz, nur um zu — vergessen.

So kam die Zeit der großen Herbstübungen heran und brachte mir, dem Selbstzufriedenen und von stolzem Mannesbewußtsein Erfüllten, eine Katastrophe, wie sie furchtbarer und entsetzlicher kein Teufel hätte ersinnen können.

Wir hatten Königs-Manöver. Ich war als Ordonnanz-Offizier in's Haupt-Quartier commandirt worden. Das ganze Armeecorps bivakirte in der Nähe meiner Garnison, bis wohin sich der Kampf des Tages gezogen hatte, und das General-Commando quartierte sich mit allen seinen Offizieren, für mich gänzlich überraschend, während der Nacht in Eichenhagen ein. Herr von Steingart, der von dieser Einquartierung offenbar vorher

Nichts gewußt hatte, war wieder einmal abwesend, wahrscheinlich befand er sich auf einem seiner erwerbsmäßigen Raubzüge, und so mußte Frau Clara allein die Pflichten des Quartierwirthes erfüllen.

Sie war so beschäftigt, daß sie vorerst gar nicht Zeit fand, sich über mein Wiedersehen zu freuen oder zu erschrecken; im Gegentheil, sie nahm es als ein ganz unverfängliches Ereigniß und sagte, mir bei der Begrüßung flüchtig die Hand drückend:

„Gut, daß Du mit da bist, Edgar! mein Gatte ist verreist; Du mußt mir helfen, die Honneurs machen."

Das that ich denn auch, so gut ich es vermochte. Ich half ihr die Zimmer an die einzelnen Herren vertheilen. Der commandirende General und der Chef des Generalstabes wurden in den Prunkräumen des Erdgeschosses untergebracht, für die andern Generalstabsoffiziere und Adjutanten wurden die Fremdenzimmer im ersten Stock angewiesen, und dann sorgte ich, daß die Schreiber, Stabswachen und Burschen in den Wirthschaftsgebäuden nothdürftige Unterkunft fanden.

Es war schon in der neunten Stunde, als wir uns im großen Speisesaal zum Mahle niedersetzten. Der commandirende General führte die Hausfrau, auf deren anderer Seite der Generalstabs-Chef Platz nahm. Ich hatte mir selbst den untersten Platz an der Tafel ausgesucht und sprach während des Essens kein Wort mit der Wirthin; ja, ich vermied es selbst, nach ihr hinzublicken, um ihr die Unruhe nicht zu verrathen, die sich meiner wieder bemächtigt hatte.

Nachdem wir nach dem Mahle noch eine Cigarre geraucht hatten, küßte der General der Hausfrau die Hand und zog sich zur Ruhe zurück. Dies war auch für uns das Zeichen, unser Nachtlager aufzusuchen.

Als es still im Schlosse geworden war, stand ich noch immer unentschlossen im erleuchteten Corridor des ersten Stockwerks und überlegte, wo ich mich selbst für die Nacht unterbringen sollte, denn ich hatte bisher noch nicht an mich gedacht und nur die Beherbergung der anderen Gäste besorgen helfen.

Du gehst zum Inspector auf dem Wirthschaftshofe, entschied ich endlich, der wird dir schon noch ein Plätzchen auf seinem Sopha einräumen.

Da kam Clara über den Flur, um sich nach ihrem Schlafzimmer zu begeben, und fragte mich verwundert:

„Du bist noch hier, Edgar? was giebt es denn?"

„Ich habe noch kein Quartier."

„Aber wie ist das möglich? Du hättest Dich doch in einem der Adjutantenzimmer mit unterbringen sollen. Ich will gleich nach dem Hausmädchen klingeln; wir müssen irgendwo Rath schaffen."

„Bitte, laß das, Clara! meinetwegen soll Dein Haus nicht wieder in Unruhe kommen; ich werde die Wohnung des Inspectors aufsuchen."

„Auf keinen Fall! Du würdest dort nur ein sehr unbequemes Lager

finden. Halt! ich weiß! wenn Du keine übertriebenen Ansprüche machen willst, in der Garderobe neben meinem Schlafzimmer steht noch ein Fremdenbett . . . es ist nur ein kleiner, bescheidener Raum, aber à la guerre comme à la guerre. Bitte, folge mir."

Sie huschte in ihr Schlafgemach und kam sofort wieder zu mir auf den Flurgang heraus, einen Schlüssel und eine brennende Kerze in der Hand. Mit dem Schlüssel schloß sie die neben der Schlafstubenthür befindliche Thür auf und trat, die Kerze hochhaltend, über die Schwelle.

„Willst Du vorlieb nehmen?"

Ich war ebenfalls eingetreten und erklärte ihr, daß ich hier vortrefflich ruhen würde, zumal ich sie in meiner unmittelbaren Nähe wüßte.

Sie sah mich erschrocken an; dann erröthete sie leicht. Schnell ging sie zur Verbindungsthür, die zu ihrem Schlafgemach führte, und überzeugte sich durch einen Druck auf die Klinke, daß diese Thür von der anderen Seite abgeschlossen war.

Nun wollte sie sich zurückziehen, aber ich ergriff ihre Hand und bat leise:

„Verweile doch noch einen Augenblick! Wir haben uns ja noch gar nicht ordentlich begrüßen können. Wie geht es Dir eigentlich, Clara? Was treibt Dein Herr Gemahl?

Wieder malte sich eine tiefere Röthe auf ihren Wangen. Das Licht, das sie noch immer in der Hand hielt, warf einen zauberischen Schimmer auf ihr liebliches, blondumrahmtes Gesichtchen.

„Halte mich nicht auf, Edgar; Du weißt, daß wir uns unter vier Augen nie wieder begegnen dürfen. Was mein Gatte treibt, ist mir nur zu wohl bekannt; er spielt und verliert; er muß ungeheure Summen verloren haben, denn schon hat er dieses Gut bis zu seinem vollen Werthe mit Schulden belastet; ich fürchte, er wird es nicht mehr lange halten können — was dann aus uns werden soll, ich ahne es nicht."

Ein paar Thränen lösten sich von ihren Wimpern.

„Das ist ja entsetzlich!" stöhnte ich dumpf auf. „Wie behandelt er Dich jetzt? ist er immer noch der Wütherich, der sich Dir gegenüber vergißt?"

„Das sollst Du mich nicht fragen. Nein, nein, beruhige Dich! er ist jetzt viel sanfter gegen mich; seitdem Du unser Haus meidest, habe ich wenigstens keine Rohheiten mehr zu erdulden gehabt. Doch nun, schlaf wohl, ich muß noch hinüber in's Kinderzimmer, um mit Tildchen zu beten."

Sie huschte hinaus, und ich hörte, wie sie auf der andern Seite des Corridors eine Thür öffnete und wieder zumachte.

Ich war allein, und die Begierde nach ihr stürmte wieder durch meine Adern. Ich riß das Fenster auf und lehnte mich weit hinaus in's Freie. Es war eine elektrisch schwüle Herbstnacht, die fast gar keine Abkühlung nach der Hitze des Tages gebracht hatte. Ueber mir am Himmel leuchteten die Sterne des großen Bären. Die Bäume des

Parkes, der sich dunkel unter mir breitete, standen schwarz und reglos; kein Lüftchen flüsterte durch die träumenden Wipfel.

Nach einer Weile hörte ich neben mir das Fenster gehen, und eine weibliche Gestalt beugte sich ebenfalls über die Fensterbrüstung vor.

„Bist Du es, Clara?" raunte ich leise.

„Warum schläfst Du noch nicht?" kam es gegenfragend zurück. „Es ist schon spät, und Du mußt doch müde sein von den Anstrengungen des Tages."

„Ich kann nicht schlafen: ich kann nicht — vergessen."

„So bitte Gott um die Kraft, es zu lernen. Der Mensch kann Alles, was er will, wenn ihm dabei auch . . ."

Das Weitere hatte sich in einem undeutlichen Murmeln verloren. Mir hatte es geklungen wie: wenn ihm dabei auch das Herz bricht.

„Clara!" flüsterte ich heiß und dringlich.

Aber mir kam keine Antwort mehr. Ich hörte, wie das Fenster zugemacht wurde. Dann wurde es still.

Ich verließ nun ebenfalls meinen Fensterplatz und begann, mich auszukleiden. Dabei lauschte ich angespannt nach dem Nebenzimmer, ob mir von dort vielleicht noch ein Gruß, ein Gutenachtwunsch ertönen würde. Aber es blieb Alles still. Geräuschlos wie eine Elfe hatte sich das junge Weib zur Ruhe begeben.

So streckte ich mich denn auch auf's Lager und versuchte einzuschlafen. Eine wilde Gedankenjagd scheuchte aber den Schlummer von meinen Lidern, und ich sah unausgesetzt das schlanke, thaufrische Geschöpf, das mich immer an eine Blume des Waldes gemahnte. Fiebernd warf ich mich von einer Seite auf die andere. Warum mußte dieses holdselige Weib, in dessen Besitz ich mich damals ein Gott gedünkt hätte, an der Seite eines lasterhaften und ehrlosen Menschen seelisch verkümmern, während ich selbst ihr nicht die Fingerspitzen küssen durfte, ohne eine Einbuße an meiner Ehre und Selbstachtung zu erleiden? Wie karg, wie grausam war doch das Schicksal auch gegen den, der eifrig bemüht war, jede sittliche Pflicht zu erfüllen und jeden Genuß zu verschmähen, der nur um den Preis des inneren Friedens zu erkaufen war! Da gedachte ich an das Beispiel meiner hochgearteten Mutter, an das reine Leben, das sie mir allzeit vorgelebt hatte, an die Lehren und Grundsätze meines edlen, ritterlichen Vaters: ich hatte den Kampf der Entsagung durchzukämpfen; gewann ich auch hier den Sieg, dann winkte mir ein Kampfpreis, der köstlicher war als alle Stillung heißen Sehnens, als alle Befriedigung des wild begehrenden Herzens. Ich sprach mein Nachtgebet; Ruhe und Zuversicht kam wieder über mich, und nun versank ich in jenen tiefen und traumlosen Schlaf, den nur die Jugend kennt und der einem Manne mit beschwertem Gewissen nie wieder so erlösend zu Theil wird.

Ein Pochen an die Flurthür weckte mich auf. Eine Ordonnanz trat im

Dämmerlicht des frühesten Morgens über meine Schwelle und überreichte mir einen schriftlichen Befehl, den ich sofort nach dem Biwak zu überbringen hätte.

„Es ist gut. Lassen Sie schnell mein Pferd satteln und vorführen."

Die Ordonnanz machte Kehrt und ging hinaus.

Ich sprang aus dem Bette und kleidete mich hastig an. Meine Taschenuhr zeigte noch nicht vier Uhr. So geräuschlos wie möglich machte ich Toilette, um meine Nachbarin nicht zu wecken, dann schlich ich über den Corridor, ging leise die Treppe hinab und schwang mich draußen vor der Hausthür in den Sattel.

In schärfster Gangart jagte ich nach dem Truppenlager, entledigte mich meines Auftrages und war schon vor fünf Uhr wieder zurück im Schlosse.

Das ganze Haus schlief noch; nur der fleißige Chef des Stabes war schon auf und schaute zum offenen Fenster seines Erdgeschoßzimmers hinaus.

Ich machte ihm die pflichtmäßige Meldung.

„Danke, mein lieber Schlichtfeld; es thut mir leid, daß ich Sie mußte stören lassen, aber es war nicht zu vermeiden: die angenommene Aenderung der Kriegslage erforderte es. Nun ruhen Sie sich noch ein paar Stunden aus; Seine Excellenz werden erst gegen acht Uhr mit uns zusammen fortreiten."

Ich salutirte und stieg wieder die Treppe empor, um mein Logirzimmer aufzusuchen.

Das Haus war noch ganz still. Als ich aber an Claras Schlafzimmer vorüber ging, öffnete sich dessen Thür, und die Dame des Hauses guckte forschend nach dem Corridor.

„Mein Gott, Edgar, Du bist schon auf? was giebt es denn?"

Ich stutzte, betroffen durch ihre entzückende Erscheinung. Sie war in einen weißen, spitzenbesetzten Frisirmantel gehüllt, die Fülle des seidigen Blondhaares umrahmte in reizender Unordnung ihre Schläfen, auf ihren Wangen lag noch der rosige Hauch des Schlummers.

„Guten Morgen, Claire!" Unwillkürlich gab ich ihr den Schmeichelnamen, bei dem sie in ihrem Elternhause einst gerufen worden war. „Ich kehre schon aus dem Biwak zurück."

„Sind denn die andern Herren schon auf?"

„Beruhige Dich! mit Ausnahme unsers Stabschefs schlafen sie Alle noch wie die Murmelthiere; wir reiten erst um Acht. Aber wie bezaubernd siehst Du aus!" flüsterte ich schmeichelnd, „Du mußt prächtig geschlafen haben."

„Du nicht?"

„Ich mußte immerfort an Dich denken, und da wollte der Schlaf erst gar nicht kommen."

Am Ende des Corridors tönten Schritte, es war ein Bursche, der nach dem Zimmer seines Herrn ging.

Um nicht gesehen zu werden, trat ich schnell über die Schwelle und drückte die Thür hinter mir leise in's Schloß.

Verwirrt sagte Clara:

„Hier darfst Du aber nicht eindringen."

„Ich will auch nur Abschied von Dir nehmen, Du Süße, Holde!" stieß ich, wie berauscht, hervor. „Nachher, in Gegenwart aller der lästigen Zeugen müßte ich mir zu schmerzlichen Zwang auferlegen."

Stürmisch zog ich sie an meine Brust.

Sie bebte an allen Gliedern und leistete nur schwachen Widerstand.

„Leb' wohl, Du Theure! ach! daß ich Dir entsagen soll, nie werde ich's verwinden können.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, geh! verlaß mich! ich fürchte mich vor Dir!"

Meine Arme, die ich um ihren Nacken geschlungen hatte, lösten sich. Das Herz pochte mir wie mit Hammerschlägen gegen die Rippen, aber ich bezwang mich und wandte mich der Thür zu.

„So möge uns Gott helfen!" murmelte ich zwischen den Zähnen.

An der Thür wandte ich mich noch einmal um und breitete die Arme nach der für mich auf immer Verlorenen aus. Sie flog mir an die Brust, und ich umschlang ihren bebenden Leib. Unsere Lippen suchten und fanden sich. Die Lohe schlug uns über dem Haupte zusammen, und wir vergaßen uns und unsere Pflichten." — —

Der Erzähler schwieg; mit einer halben Drehung seines Oberkörpers beugte er sich über die geschweifte Rücklehne seines Sessels und verbarg sein Antlitz stöhnend in dessen Polster.

Ellen hatte sich geisterbleich erhoben und war leise zu ihm getreten.

„Edgar!" sagte sie, beunruhigt durch die plötzliche Wandlung seines Wesens, denn er röchelte und schien völlig fassungslos.

„Edgar!" wiederholte sie mit bange flehender Stimme, indem sie ihm die Hand auf die Schulter legte.

Er hob sein Angesicht und schaute zu ihr auf. Sein Blick war streng, fast feindlich. Bebend quoll es von seinen Lippen:

„Du verabscheust mich, Ellen, weil ich Dein keusches Ohr mit diesem Geständniß beleidigt habe? O, schone mich nicht! sage mir rund heraus, daß Du über mich den Stab brichst!"

Verneinend bewegte sie ihr Haupt, und voll innigen Mitleids sah sie ihm in die Augen.

„Ich bedauere Dich und die arme Frau."

Er schien sich zu besinnen; das Heraufbeschwören der Vergangenheit hatte ihn die Gegenwart und den Zweck seines Hierseins fast ganz vergessen lassen.

„Du bedauerst uns?“ wiederholte er, kaum seinen Ohren trauend. „Meinst Du denn, daß noch ein Funke von Neigung in meinem Herzen zu jener Unglückseligen glüht? Ich sage Dir, Mädchen, es giebt Stunden, wo ich die Erinnerung an sie verfluchen möchte.“

„O, sprich nicht so, Edgar! Sie hat Dich geliebt, und deshalb soll ihr vergeben werden.“

„Und auch mir vergiebst Du, weil auch Du mich liebst, Ellen? O, sieh, Du himmlisch Gute, zu Deinen Füßen möchte ich jetzt niedersinken und Deine Knie umschlingen, ein seliger Mann, aber ich habe Dir noch nicht Alles mitgetheilt! Du ahnst noch immer nicht die Schwere meiner Verschuldung. Nein, nein! gieb mir noch nicht Deine Hand, beflecke Dich nicht durch die Berührung eines Verbrechers, dessen Schmach Du noch nicht kennst!“

„Edgar! um Gottes Barmherzigkeit willen, sage mir, was Du gethan hast!“

„Siehst Du, Fräulein Karstedt, jetzt erschrickst Du vor mir, jetzt überlegst Du, ob Deine Liebe auch Stand halten wird vor dem Furchtbaren, dem Unerhörten! Bitte, setze Dich dort nieder, mir gegenüber, und vernimm das Ende; dann sei mein Richter und fälle einen gerechten Spruch!“

Erbleichend gehorchte die Geängstete und lauschte dem Aufgeregten, der mit trockener, immer rauher klingender Stimme fortfuhr:

„Seit jener unglückseligen Morgenstunde habe ich Clara Steingart nie wiedergesehen. Ich hätte es vor mir selbst nicht verantworten können, wenn ich hinter dem Rücken des betrogenen Gatten ein unerlaubtes Verhältniß mit ihr auch nur einen Tag lang fortgesetzt hätte. War er auch ein Spieler und ein gewissenloser Ehemann, der, wie alle Welt wußte, im schmachvollsten Verkehr mit leichtfertigen Weibern hier in Berlin stand, ich hatte kein Recht, aus diesen Umständen für mich irgend welchen Vortheil zu ziehen, ich achtete Clara noch immer viel zu hoch, um sie in den Sumpf eines ehebrecherischen Verhältnisses hinabzulocken. Ein derartiger Versuch würde mir voraussichtlich auch schmählich mißlungen sein, denn ich bin fest überzeugt, daß die Frau den Fehltritt eines unbewachten Augenblickes noch viel schmerzlicher bereut hat, als ich dies that. Nie wurde mir seit jenem Tage ein Brief von ihrer Hand, nie eine mündliche Bestellung, die mich zu erneuten Besuchen aufgefordert hätte; sie hüllte sich in unverbrüchliches Schweigen, und es schien, als ob wir für einander todt wären und als ob ewiges Vergessen sich über das Geschehniß jenes Sommermorgens gebreitet hätte.

Da wurde ich an einem trüben, nebeligen Wintertage jählings aus meiner Sicherheit aufgeschreckt. Ich erhielt eine Vorladung zur Zeugenaussage in dem Ehescheidungsproceß, den Herr von Steingart-Oliviero gegen seine Gattin angestrengt hatte. Entsetzt begab ich mich zu meinem Rechtsanwalte, um mich über die Sachlage unterrichten zu lassen. Da erfuhr ich

denn Neuigkeiten, die längst von aller Welt besprochen wurden, und die mir den kalten Angstschweiß auf die Stirn trieben. Herr von Steingart war an jenem Manövertage bald nach unserm Aufbruch heimgekehrt, und es hatte zwischen ihm und Clara ein heftiger Auftritt stattgehabt, denn der längst mißtrauische Gatte hatte einen mit meinem Namen gezeichneten Diensthandschuh in Clara's Schlafzimmer aufgefunden. Daß er nicht sofort Schritte gegen mich unternommen, mich zur Rede gestellt, und, falls er Ursache dazu zu haben glaubte, mich vor die Mündung seiner Pistole gefordert hatte, das konnte ich erst gar nicht begreifen. Mein Anwalt lächelte aber pfiffig und meinte, bei einem Manne wie Steingart könnte man immer die allerniedrigsten Beweggründe voraussetzen; — wahrscheinlich hätte er erst im Laufe des Winters so schlechte Geschäfte gemacht, daß er nun die Ehescheidungsklage gegen seine Frau gewissermaßen als letzten Coup versuchte; wenn Clara schuldig gesprochen würde, dann würde ihm auch ein Theil ihres noch vorhandenen Vermögens zuerkannt werden, und so gewänne er einen neuen Fonds zur weiteren Befriedigung seiner Spielsucht. Aber Clara könnte ja gar nicht für schuldig erklärt werden, erwiderte ich ohne Besinnung meinem Anwalt, denn die Schlußfolgerung, die Herr von Steingart aus dem Funde eines meiner Handschuhe zöge, wäre durchaus hinfällig und eine verleumderische Infamie; mein Gewissen wäre rein; wie der betreffende Handschuh in Claras Schlafzimmer gekommen wäre, das wüßte ich selber nicht, wahrscheinlich würde ihn ein Hund oder eine Katze des Hauses dorthin verschleppt haben. Da machte mein Anwalt große Augen, gab seiner Freude Ausdruck, daß sich der gewissenlose Spieler gründlich blamiren würde, denn sein schamloser Angriff gegen die Ehre seiner Gattin würde entschieden abgeschlagen werden, ja, der Spieß würde sich umkehren lassen, und der Kläger, dessen intime Beziehungen zu allerlei zweifelhaften Frauenzimmern aller Welt bekannt wären, würde nun seinerseits als schuldiger Theil erklärt werden können, so daß seine Gattin mit heilem Rufe und Vermögen aus dieser widerlichen Klagesache hervorgehen würde. Ich sagte dem Anwalt Lebewohl und begab mich nach Hause. Mein Kopf war wie betäubt; ruhelos schritt ich in meinem Zimmer auf und ab und überlegte. Der schlaue Anwalt war auf falscher Fährte; ich hatte ihn durch meine Erklärung in seinen unbegründeten Vermuthungen allerdings bestärkt. Nun aber, da ich allein war und keine Rolle mehr zu spielen hatte, durchschaute ich die niederträchtige und heimtückische Absicht, die den Spieler bei Anstrengung seiner Ehescheidungsklage geleitet haben mochte. Er wollte mich in die Zwangslage versetzen, den Ruf Claras durch meine Zeugenaussage öffentlich bloßzustellen und so auch meine eigene Ehre unrettbar zu vernichten. Deshalb hatte er mich nicht gefordert, sondern zuerst den Weg der Klage gegen seine Gattin beschritten. Wenn ich aber Clara durch meine eidliche Aussage rettete, dann hatte ich falsch geschworen, und er genoß dann eine noch vollere Befriedigung seines

Rachedurstes, indem er mein Gewissen unter die erdrückende Last eines Meineides gebeugt hatte. Oh, der Schurke hatte ganz richtig speculirt! als Offizier und Edelmann konnte ich die Schmach nicht auf mich nehmen, als Dank für die genossene kurze Gunst einer bis dahin ehrenwerthen Dame vor Gericht Aussagen zu machen, die eben diese Dame erbarmungslos als Dirne brandmarken müßten! So durfte ein Gentleman nicht handeln, wenn er nicht den Selbstmord an seiner eigenen Ehre vollziehen wollte!

Was ich in jenen Stunden gelitten, wie ich mich in jener entsetzlichen Alternative grübelnd zerquält und mir Mark und Nerven zerrüttet habe, das kann ich Dir, meine theure Ellen, nicht erschöpfend schildern, und Du würdest auch kaum im Stande sein, mir bis in die letzten, hirnzerwühlenden Consequenzen hinein nachzufühlen. Ingrimmig haderte ich mit meinem Schicksal, das mich in eine Lage gebracht hatte, aus der ich, ohne ein Stück von mir selbst zu vernichten, mich nicht herausarbeiten konnte. Doch endlich dämmerte mir ein Lichtstrahl, ein Hoffnungsschimmer; ich mußte Herrn von Steingart sofort zu einem Waffengange herausfordern. Er hatte mich durch seine Denunciation beleidigt, und in den Augen der Welt, der ich und Clara als unschuldig zu gelten hatten, war ich vollauf berechtigt, blutige Genugthuung von ihm zu verlangen. Das Duell mußte schon am nächsten Tage stattfinden, noch vor meinem erst nach drei Tagen angesetzten Zeugentermine; und dieses Duell mußte meine Rettung werden, denn ich wollte den Gegner schonen und mich selbst ihm so lange als Zielscheibe darbieten, bis ich meine Schuld mit meinem Leben gesühnt haben würde. So entging ich jeder Erklärung vor Gericht und rettete zugleich die Ehre und die Zukunft der unglückseligen Frau und ihres Töchterchens.

Einer meiner Kameraden half mir auch bereitwillig, die erforderlichen Vorverhandlungen so zu beschleunigen, daß schon am anderen Nachmittage der Zweikampf mit Herrn von Steingart in einem Gehölz nahe bei meiner Garnison stattfinden konnte. Aber das, was ich erhofft hatte, traf nicht ein; entweder war mein Gegner ein äußerst stümperhafter Schütze, oder er fehlte mich absichtlich, um mich für den viel empfindlicheren Racheact der mir drohenden Zeugenaussage aufzusparen. Drei Mal schon hatten wir Kugeln gewechselt ohne jeden Erfolg; da verlor ich die Selbstbeherrschung, und im auflodernden Hasse gegen den berechnenden Urheber meiner Gewissensqual zielte ich nach seiner Schulter; die Kugel durchschlug ihm den rechten Oberarm, so daß an eine Fortsetzung des Kampfes nicht mehr zu denken war.

Wie ein eingefangenes Thier durchstürmte ich in der darauf folgenden Nacht mein Zimmer; vergeblich zermarterte ich mein Hirn und spähte nach einem Auswege, aber das Gitter meines Käfigs war aus Eisen geschmiedet, und nirgends konnte ich den Widerstand der gegebenen Verhältnisse durchbrechen. Mir fiel eine Aeußerung meines Anwalts ein, daß ich

in der betreffenden Angelegenheit meine Zeugenaussage verweigern könnte; einen Augenblick stutzte ich, ob sich mir hier vielleicht der erwünschte Ausweg darböte, aber sofort lachte ich höhnisch auf und bemitleidete den Gesetzgeber, der diese zerbrechliche Nothbrücke für das gefährdete Gewissen eines deutschen Mannes gezimmert hatte. Die Aussage verweigern! Das mochte einer Dirne gegenüber am Platze sein! wenn ich aber im vorliegenden Falle von diesem Rechte Gebrauch machte, dann war es genau dasselbe, als wenn ich die Beschuldigung der unglücklichen Frau ausdrücklich anerkannte. Oh, dieses Juristenrecht, dem ich so oder so zur Beute werden sollte! war dies wirklich ein Volksrecht, das dem Empfinden der deutschen Seele entsprach? das der germanischen Anschauung von den schuldigen Rücksichten jedes Ehrenmannes einem schwachen und hilflosen Weibe gegenüber Rechnung trug? Wäre es nicht richtiger, viel viel deutscher gewesen, die Befragung eines Mannes, der sich in meiner Lage befand, gesetzlich überhaupt zu verbieten? Wie stand denn eigentlich die Sache? Wenn Herr von Steingart von seinem Eheweibe geschieden und als der schuldige Theil anerkannt wurde — und er war als Spieler und Wüstling in jeder Hinsicht der schuldige Theil! — dann ging Clara mit heilem Rufe aus dem Scandalprocesse hervor, dann blieb sie als ehrbare Frau nach wie vor befähigt, ihrem unschuldigen Töchterlein die geeignete Erzieherin und Beschützerin vor der Welt zu sein, dann verblieben ihr auch die Mittel, standesgemäß zu leben und das Erziehungswerk ihres Kindes gedeihlich zu vollenden; der geschiedene Spieler und Wüstling aber würde nach wie vor sein Abenteurerleben weiter spinnen; an ihm und seinem Schicksale war Nichts mehr zu verderben. Wenn aber der Ruf der armen Frau durch mich vernichtet wurde, dann gerieth ihr Tildchen in die Krallen des unnatürlichen Vaters, ihr Vermögen wurde theilweise dem ehrlosen Spieler ausgeantwortet, und Vater, Mutter und Kind waren dem sicheren Elend preisgegeben. Und in diesen allgemeinen Verfall wurde ich selbst mit hinein gerissen, denn durch eine belastende Aussage meinerseits ging auch meine Ehre verloren; ich mußte hinfort als ein Ruchloser gelten, dem Nichts heilig war und der das Vertrauen eines schwachen Weibes schmählich getäuscht hatte, eines Weibes, das doch nur aus Liebe zu ihm vom Pfade der Pflicht abgewichen war. Konnte ich unter solchen Umständen noch schwanken, welche Partei ich zu ergreifen hatte?

Das Gespenst des Meineids fletschte mich grinsend an. Allmächtiger Gott: sollte ich wirklich einen Meineid schwören, um mich als Gentleman vor mir selber zu behaupten? sollte ich Gewissensruhe und ewige Seligkeit daran setzen, nur um mir die irdische Ehre zu bewahren? Wer gab denn nur Jemandem das Recht, mich vor eine so furchtbare, so grauenvolle Wahl zu stellen? Nun, wer anders, als eben jenes doctrinäre, romanistische Juristenrecht, das kein volksthümliches, kein deutsches Recht war, das, nur um eine Fiction, einen abstracten Begriff zu retten, erbarmungslos

über das Gewissen und die Ehre fühlender, denkender Menschen hinwegschritt und mir nur um so nichtswürdiger und gesellschaftsfeindlicher erscheinen mußte! Die Folter war doch längst schon abgeschafft, und hier wurde ich rücksichtslos auf ein Folterbett gestreckt und mußte mir die Fasern meines Gewissens dehnen und zerfetzen lassen! Wenn man ein Dutzend schlichter deutscher, juristisch unverbildeter Männer zusammengerufen hätte, um aus ihnen eine Art Vehmgericht zu bilden, das in dieser Sache das Recht zu schöpfen hätte, würden sie nicht alle einstimmig meine Vernehmung abgelehnt haben, um mich nicht in die Lage zu bringen, so oder so zum Schurken zu werden? und hier verlangten Männer ein Zeugniß von mir, die sich die Vertretung des Rechtes zur Lebensaufgabe gemacht hatten und die ganz besonders befähigt hätten sein sollen, in der Seele des Volkes zu lesen und auch die feinsten Regungen des deutschen Gewissens und Ehrgefühls zu verstehen!

Bis zu dem verhängnißvollen Tage meiner Vorladung zerarbeitete ich mir auf solche Weise das fiebernde Hirn; die Gedankenmaschinerie ruhte keinen Augenblick in mir: sie löste einen Wirbelsturm von Vorstellungen aus, die wild und betäubend durch einander rasten, und mitten durch das Geheul der Hölle, das in mir tobte, klang es unausgesetzt, wie ein lang ausgehaltener Orgelpunkt: Du darfst Clara nicht bloßstellen! Du mußt ein Gentleman bleiben!

Diese nicht zu dämpfende Stimme in meinem Innern wurde für mich zum Schicksal, zur Nothwendigkeit, die mir keine Wahl mehr ließ. Auch an mir bewahrheitete sich das Dichterwort, daß, wo von zwei Uebeln eins ergriffen werden muß,

„Wo sich das Herz
Nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten",

es eine Wohlthat ist, keine Wahl mehr zu haben. Auch mir wurde diese Nothwendigkeit eine Gunst, und in der letzten Nacht vor meiner Vornehmung schlief ich zum ersten Male wieder tief und fest und hatte Ruhe vor der fürchterlichen Gedankenjagd, die, wenn sie noch länger fortgedauert hätte, mich zum Wahnsinn gebracht haben würde.

Ich erwachte gestärkt und entschlossen. Ich begab mich nach dem Gerichtsgebäude und machte, ohne zu wanken oder zu zagen, meine Aussage, die der Frau von Steingart ihre angefochtene Ehre voll zurückgab, und ich beschwor die Wahrheit meiner Aussage mit feierlichem Eidschwur.

Schon auf dem Nachhausewege stellten sich aber bei mir die ersten Symptome der Beunruhigung ein. Hatte ich wirklich recht gehandelt? hatte ich von zwei Uebeln das kleinere gewählt? war es richtig gewesen, daß ich der inneren Stimme gefolgt war und meine Aussage als eine unabänderliche Nothwendigkeit betrachtet hatte?

Gewaltsam verscheuchte ich solche Gedanken. Ich wollte nicht mehr

denken; mein Hirn that mir weh von der übermäßigen Anstrengung der letzten Tage, und das Einzige, was ich begehrte, war Ruhe, Ruhe um jeden Preis und unter allen Umständen.

So betäubte ich mich denn wieder durch die rein mechanische Ausübung meines Dienstes, und wenn ich mich Abends zur Ruhe begab und verspürte, daß meine Ermüdung noch immer nicht den erwünschten Grad erreicht hatte, dann nahm ich ein Schlafpulver, um mir Vergessenheit und Schlummer künstlich zu bereiten.

Ein paar Wochen Festungsarrest, die mir als Strafe für meinen Zweikampf mit Herrn von Steingart zuerkannt worden waren, brachten eine wohlthätige Abwechslung in das quälende Einerlei meiner menschenscheuen Zurückgezogenheit. Auf der Festung erfuhr ich, daß die Scheidung des Steingart'schen Ehepaares gerichtlich ausgesprochen worden war; Herr von Steingart war als der schuldige Theil erklärt worden: er erhielt keinen Anspruch auf das Vermögen der geschiedenen Frau, mußte im Gegentheil eine Rente zahlen, die ihr und ihrem Töchterchen ein standesgemäßes Leben sicherte. Der Ruf Claras war gerettet, aber — merkwürdiger Weise empfand ich das jetzt erst zum ersten Male klar und deutlich — meine Ruhe, mein Seelenheil waren vernichtet. Ich hatte einen Meineid auf dem Gewissen! fortan war ich dem Zufall preisgegeben; durch ein unbedachtes Wort, durch ein unbewußtes Traumreden konnte ich mich verrathen; ich war dem Zuchthaus verfallen, und die Zeit, die ich außerhalb von dessen Mauern zubrachte, war nur eine Galgenfrist, die vielleicht schon morgen zu Ende sein konnte!

Seit jener Stunde, da ich zum vollen Bewußtsein meiner That erwachte, hat mir das Schreckenswort: „Zuchthäusler!" unausgesetzt im Ohre getönt! Ich versuchte auf alle mir mögliche Weise meine That vor mir selber zu rechtfertigen. Ich sagte mir, daß, wenn es einen Gott gäbe, dieser Gott auch die Beweggründe meines Handelns kennen müßte und mich freisprechen würde; hatte ich doch falsch geschworen, nicht um mir selber einen Vortheil zu bereiten, sondern nur um einem Mitmenschen in grauenvoll bedrängter Lage beizustehen; durch meinen Falscheid hatte ich mich selbst zum Opfer dargebracht, und diese opferwillige Selbstlosigkeit konnte mir die ewige Gerechtigkeit doch unmöglich zum Verbrechen anrechnen. Und wie mir auch diese Schlußfolgerung noch immer keine Beruhigung gewähren wollte, ging ich einen Schritt weiter und versuchte, mich zu einem philosophischen Atheismus zu bekehren: es gab gar keinen Gott, der da nach menschlicher Weise Buch führte über die Gedanken, Worte und Werke der kurzlebenden Menschen, und deshalb konnte ich einen solchen durch meinen Meineid auch nicht beleidigt, noch zur Rache herausgefordert haben. Merkwürdig! Derartige Speculationen, die wir mit unbeschwertem Gewissen so leicht und spielend vollziehen und die geeignet sind, uns eine Zeit lang als ganz annehmbar zu erscheinen, sie verlieren

alle innere Glaubwürdigkeit und erscheinen uns nur wie kindische Ausflüchte eines auf böser That ertappten Buben, wenn wir selbst mit einem Verbrechen belastet sind, das gerade gegen die Majestät der angezweifelten Gottheit gerichtet war. Ich fand kein Mittel, die innere Stimme zu beschwichtigen, und fortwährend, durch Stunden, Monate und Jahre hindurch, glaubte ich den vernichtenden Zuruf zu vernehmen: „Zuchthäusler! Zuchthäusler!“

Diese unausgesetzte Qual, diese mich verzehrende Bedrängniß, hat das Lachen von meinen Lippen verbannt; wenn ich einmal in Gesellschaft scheinbar heiter und unbefangen bin, so spiele ich mit dem Aufgebot meiner ganzen Willenskraft nur eine heuchlerische Komödie, denn naturgemäß thront der Ernst auf meiner Stirn, und Bekannte haben vollauf Recht, mich den finstern Edgar zu nennen.

Wie ich mich an jenem verhängnißvollen Wendepunkte meines Lebens eigentlich hätte verhalten sollen, bis heute ist mir's noch nicht klar geworden, denn wenn ich damals auch mein Leben durch eigene Hand vernichtet hätte, um jener Zeugenaussage zu entgehen, — und der Gedanke daran war mir ebenfalls gekommen — es hätte Nichts gefruchtet: gerade durch meinen Selbstmord würde ich die Verdächtigung Claras durch ihren Gatten bestätigt und die bedauernswerthe Frau nur um so sicherer in den Sumpf der öffentlichen Verachtung gestoßen haben.

Was aber das Ungeheuerlichste ist, ich glaube, daß ich auch heute noch, wie ich nun einmal fühle und denke, genau eben so handeln würde, wenn mich ein feindliches Verhängniß wieder vor dieselbe Wahl stellen sollte. Und so erscheine ich mir in den dunkelsten Stunden meines freudlosen Seins oft wie ein verstockter Ruchloser, der gar nicht mehr in die Gesellschaft reiner, unbefangener Menschen gehört.

Und in das Herz eines solchen Mannes ist nun der Funke lautersten, das Höchste erhoffender Liebe übergesprungen, und ich habe mich hinreißen lassen, Dir mein Sehnen und Bangen nicht zu verbergen. Ellen! kannst Du einen Mann lieben, dessen Gewissen durch ein so schweres Verbrechen belastet ist? kannst Du ihm Deine reine, unschuldige Hand zum Bunde für's Leben reichen? wendest Du Dich nicht schaudernd und voller Abscheu von ihm ab?“

„Edgar!“ rief die Gequälte, und sie sprang auf und flog an die Brust des Geliebten, um ihm ihre Hand auf den Mund zu legen. „Du sollst Dich nicht so herunterſetzen! ich kann es nicht länger mit anhören. Es ist ja auch gar nicht Dein Ernst; Du weißt selbst recht wohl, daß Du ein edler, ein hochherziger Mensch bist, dessen Großmuth sich Mancher zum Vorbilde nehmen könnte!“

„So sprichst Du mich frei? so willst Du es wagen, mein Weib zu werden?“

„Ich bin ein bestochener Richter, Edgar; ich kann Dich weder frei-

sprechen, noch verurtheilen, denn ich liebe Dich. Aber weil ich Dich liebe, ist mir Dein Bekenntniß doppelt schwer auf die Seele gefallen. Du armer, armer Mann! was mußt Du gelitten haben! was leidest Du heute noch unter der steten Qual Deiner Selbstanklage! Sieh, ich will Dir's tragen helfen und Dir so die Hälfte der Last abnehmen: Deine Schuld ist fortan auch meine Schuld; aber meine Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit soll auch die Deine sein! so blicke denn wieder getrost vorwärts und laß das Vergangene vergangen sein, Du mein lieber, einziger Mann Du!"

Sie schmiegte ihre Wange an seine Schulter und streichelte mit zärtlicher Hand seine heiße Stirn. —

„Ist sie nicht ein Engel?" flüsterte Ellens Mutter nebenan dem immer noch hinter ihrem Sessel stehenden und athemlos lauschenden Herrn Pregert zu. Dann führte sie ihr Batisttüchelchen an die Wimpern, um eine Thräne von dort wegzuwischen, und fuhr schnell wieder gefaßt und beinahe lustig fort:

„Mit welchen Schrullen sich solch ein Dichter plagt! er hat doch ganz correct gehandelt und sollte eigentlich stolz sein auf seine unerschütterliche Discretion! meinst Du nicht auch, Franz?"

Franz Pregert gab vorerst keine Antwort, denn der leise Brummton, der von seinen Lippen kam, konnte kaum als solche gelten, da er völlig unverständlich blieb.

Es war auch gut, daß die winterlich frühzeitige Dämmerung, die das Boudoir schon in tiefe Schatten hüllte, sein Gesicht für Frau Karstedts noch immer leicht umflorten Blick ziemlich unkenntlich machte. Sonst würde die gerührte, aber in keiner Weise beunruhigte Frau mit Schrecken die Veränderung in den Zügen ihres neu gewonnenen Liebhabers wahrgenommen haben. Wenn Franz Pregert wirklich sonst einen mephistoartigen Ausdruck hatte, jetzt glich er vollkommen dem Bilde, das sich die menschliche Einbildungskraft von dem leibhaftigen Satan zu machen pflegt. In seinen Augen blitzte es frohlockend auf, um seinen hämisch verzogenen Mund, dessen Oberlippe sich an der linken Seite ein wenig in die Höhe gezogen hatte, so daß der Eckzahn sichtbar wurde, lag das Zucken triumphirender Rache. Was er immer vermuthet hatte, ja, was ihm trotz des damals beschworenen Zeugnisses Schlichtfelds stets als eine kaum zu bezweifelnde Thatsache erschienen war, jetzt war es ihm durch die eigene Aussage des Belauschten bestätigt worden: der gehaßte freiherrliche Dichterling war ein Meineidiger, ein ehr- und gewissenloser Verbrecher, und er, Franz Pregert, der unbescholtene Rentner, den einst die spröde Clara voll scheinheiligen Zornes so schnöde abgewiesen hatte, weil sie dem übermüthigen Laffen in bunter Uniform den Vorzug gab, er hatte das Schicksal des einstigen Nebenbuhlers in seiner unbarmherzigen Hand.

Am liebsten hätte er laut aufgejubelt, am liebsten die Thür gesprengt und vernichtend in den Nachbarraum gedonnert: „Jetzt habe ich Dich,

Hallunke! auf Dein eigenes Bekenntniß hin nagle ich Dich fest! Deine bethörte Liebste und deren Mutter, meine nunmehrige Braut, sind Zeuge dessen, was Du soeben eingestanden hast!"

Aber still! still! Er mußte vorsichtig sein und die Schwäche schonen, mit der seine Minna dem bewunderten Dichter noch immer entgegenkam.

„Du wirst nach einiger Ueberlegung schon anders urtheilen," raunte er endlich leise in ihr Ohr.

Verwundert hob sie den Kopf und suchte in den Mienen ihres Bräutigams zu lesen. Da es aber schon zu dunkel war, stand sie auf, ließ den tönedämpfenden Thürvorhang wieder zusammenschlagen, schob ihren Arm unter den des Geliebten und zog diesen mit sich nach dem Fenster.

„Bist Du wirklich ein solcher Splitterrichter, Franz?" fragte sie langsam und jede Silbe vorwurfsvoll betonend, „oder hast Du irgend welchen anderen Grund, dem guten Schlichtfeld zu grollen?"

Etwas verwirrt schlug der Gefragte die Augen nieder. Im Stillen dachte er: „Was für ein verteufeltes Ahnungsvermögen doch diese Weiber haben!" Laut versetzte er, und er zwang dabei seinen Blick wieder in ihre Augen:

„Ich grolle ihm keineswegs; mag er seine Verbrechen mit sich selbst abmachen. Aber da er um Deine Tochter wirbt, scheint es mir doch geboten, von seinen eigenen Geständnissen Notiz zu nehmen.

„Ich begreife Dich nicht, Franz! Verbrechen? wäre es denn nicht ein viel größeres Verbrechen gewesen, wenn er jene arme Frau vernichtet hätte? Und die Sache ist ja erledigt, kein Mensch weiß sie außer uns; wir werden selbstverständlich reinen Mund halten, und so ist doch jede Gefahr für ihn auf immer ausgeschlossen."

„Das erscheint mir mehr als fraglich; er kann sich selbst einmal verrathen, und was dann? Möchtest Du einen Zuchthäusler zum Schwiegersohn haben?"

„Wie Du nur redest! mach Dich doch nicht zum Echo des guten Schlichtfeld, mit dem die Phantasie so gern durchgeht! Du hast doch im Grunde dieselbe Hochachtung vor ihm, wie ich sie habe; ich kann es nun einmal nicht leugnen, daß ich für ihn schwärme, und jetzt, da ich seine Beichte gehört habe, finde ich ihn nur um so interessanter."

Herr Pregert biß sich auf die Lippen; mit den Neigungen einer so oberflächlichen und eitlen Frau war nicht zu kämpfen; das Beste war, vorläufig zu schweigen und ganz im Geheimen gegen den belauschten Bösewicht irgend einen Schlag vorzubereiten.

Frau Karstedt spitzte die Ohren und horchte schon wieder nach den Lauten, die jetzt nur undeutlich vom Nebenzimmer herüberdrangen.

„Nein, nein, Geliebte," ließ sich dort die Stimme Edgars vernehmen, „nicht heute! ich kann auf Deine Mama nicht warten; ich bin zu aufge-

regt, um noch heute als Freiwerber vor sie hinzutreten. Es ist schon spät: ich mache mich auf den Heimweg, um ihr nicht etwa zu begegnen. Morgen Mittag komme ich wieder, dann werde ich sie in aller Form um Deine Hand und um ihren Segen bitten. Gott behüte Dich, Ellen, und lohne Dir Deine unerschütterliche Liebe!"

Gleich darauf hörte man die Corridorthür gehen und die Tritte eines Mannes, der die Treppenstufen hinabschritt.

„Adieu, theuerstes Frauchen!" hauchte nun auch Franz Pregert in Minnas kleine Ohrmuschel. „Auch ich trete den Rückzug an; ich möchte nicht gern von Ellen hier in unserem Versteck entdeckt werden. Theile ihr aber mit, daß sie wieder einen Papa bekommen hat, und zwar einen Papa, der sie herzlich lieb hat und über sie wachen wird, wie über sein eigenes Kind."

Er schlüpfte in seinen Pelz und drückte sich vorsichtig und leise durch die Flurthür.

Bald darauf machte Frau Karstedt dieselbe Thür mit absichtlich lautem Geräusch wieder auf, indem sie sich den Anschein gab, als ob sie eben erst heimkehrte und vom Flur aus unmittelbar in ihr Boudoir einträte. Sie schritt geschäftig ein paar Mal hin und her, öffnete dann die Thür zum Salon und grüßte ihre sinnend am Fenster stehende und auf die schon brennenden Gasflammen der Straße hinausblickende Tochter:

„Guten Abend, Ellen! Du wunderst Dich gewiß, daß ich heut so spät komme. Allerhand Aufenthalt, und schließlich konnte ich auch kein freies Plätzchen in der Pferdebahn mehr erobern und mußte zu Fuß gehen. Nun wollen wir aber auch gleich essen — bitte, sage Marie, daß ich da bin."

Ellen hatte sich umgewendet. Statt aber der Weisung der Mutter zu folgen, schritt sie auf diese zu, schlang ihre Arme um deren Nacken und brach in Schluchzen aus.

„Mein Gott, Kind, was ist Dir denn? bist Du krank?"

Die Gefragte schüttelte ihr Haupt, um es dann auf's Neue an der Brust der Mutter zu bergen.

„Warum weinst Du denn, mein Lieb? so sprich doch! ist Dir ein Unglück widerfahren?"

Keine Antwort; nur noch vermehrtes krampfartiges Schluchzen.

Ein Zweifel regte sich in Frau Karstedts Seele: sollte Ellen sich nicht glücklich fühlen? bereute sie vielleicht schon, dem Antrage Schlichtfelds so ohne Weiteres nachgegeben zu haben?

„Aber so rede doch, Närrchen! was hast Du denn? hat Dir vielleicht Jemand seine Liebe erklärt und Dein junges Herz überrumpelt?"

Ellen nickte, aber nur zu der ersten Frage.

Als sie die zweite vernommen hatte, hob sie sofort ihr Antlitz, und ihre Fassung wiedergewinnend, sagte sie energisch:

„Nicht überrumpelt, Mama! ich liebe ihn ja schon lange von ganzem Herzen und möchte keinem Andern auf der ganzen Welt gehören."

„Sprichst Du von Schlichtfeld?"

„Ja, Mama! er war vor Kurzem hier, und er hat mich gefragt, ob ich sein Weib werden will."

„Und da hast Du „Ja" gesagt, und jetzt weinst Du Dir Deine hübschen Augen roth? Kind, wie soll ich das verstehen?"

„Weil . . . weil er . . . nicht glücklich ist."

„Er hat Deine Liebe gewonnen und ist nicht glücklich?"

„Ach, deshalb nicht, Mama, aber er hat Kummer, der ihn bedrückt."

„Worin besteht denn dieser Kummer?"

Ellen schwieg. Sie stand noch immer an die Mutter gelehnt; ihr Wuchs wurde von zeitweisem Schluchzen erschüttert.

Frau Karstedt lächelte verstohlen vor sich hin.

Dann küßte sie das reiche, blauschwarze Haar des Mädchens und sagte zärtlich:

„Mein liebes Kind, so beruhige Dich doch! Deine Liebe wird ihm jeden Kummer verscheuchen."

„Nein, es giebt Dinge, die auch der heißesten Liebe unmöglich sind."

„Gewiß, Geschehenes z. B. kann auch die Liebe nicht ungeschehen machen, aber, wenn man ein so süßes Geschöpf, wie Dich, so recht von Herzen lieb hat, dann lernt man das Geschehene vergessen und überwindet jede Reue und jede Bangigkeit, besonders —" fügte sie schelmisch lächelnd und beziehungsreich hinzu, „wenn man nur aus Großmuth und in edelster Selbstlosigkeit gefehlt hat."

Verwundert hob Ellen ihr Köpfchen und schaute die Mutter fragend an.

„Woher . . . weißt Du, Mama, hat er Dir Etwas . . ."

„Ich habe ja zugehört. Schon seit einer Weile war ich dort drinnen, und da ich Euch nicht stören wollte, wurde ich unabsichtlicher Ohrenzeuge seines Antrages."

Ellen erschrak und sagte in hohem Grade beunruhigt:

„Aber Mama, das darfst Du ja nicht wissen! Wenn er es ahnte, daß Du ihn belauscht hast . . . mein Gott! was für unselige Folgen könnte das haben! Du mußt mir schwören, daß keine andere Menschenseele je erfahren wird, was Du gehört hast!"

Frau Minna empfand ein leises Unbehagen bei dem Gedanken, daß Franz Pregert ihr Genosse beim Lauschen gewesen war, aber sie zwang sich zur Unbefangenheit und sagte munter:

„Kind, das ist doch ganz selbstverständlich! Ueberhaupt mußt Du die Sache nicht so schrecklich schwer nehmen; wo ist denn heute der Mann, der nicht seine Pagenjahre gehabt und irgend ein Abenteuer zu verschweigen hätte? Er liebt Dich wahr und aufrichtig; dafür bürgt Dir

gerade seine freiwillige Beichte, und daran mußt Du Dir genügen lassen, er wird Dich glücklich machen über alle Maßen."

„Aber . . . er hat doch . . ."

„Was hat er denn noch?"

„Nun . . . Du hast es ja gehört . . . er hat damals als Zeuge . . ."

Sie brachte das entscheidende Wort nicht über die Lippen.

Die Mutter mußte ihr nachhelfen.

„Du meinst das mit dem Eide?"

Ellen nickte.

„Mein gutes Kind! Auch das mußt Du nicht allzu schwer nehmen. Er hat es Dir selbst ja auseinander gesetzt: er konnte ja gar nicht anders; er befand sich in einer Zwangslage, aus der es, wenn er ein Ehrenmann bleiben wollte, nur den einen Ausweg gab, und diesen Ausweg mußte er betreten."

„Aber . . . es bleibt doch immer ein Verbrechen," stammelte das gequälte Mädchen, und die Thränen traten ihr auf's Neue in die Augen.

„Ein Verbrechen, das ihn ehrt und das ihm auch der liebe Gott nimmer als Verbrechen anrechnen wird! Schlage Dir doch diese dummen Gedanken aus dem Sinne! Als Frau Baronin von Schlichtfeld wirst Du ganz anders denken; Dein Liebesglück und der Stolz auf Deinen hochgearteten Herrn Gemahl werden Dir gar nicht die Zeit zu dergleichen thörichten Grübeleien lassen."

Marie, das Hausmädchen, brachte eine brennende Lampe in den Salon. Es war gut, daß sie, durch den Schein der Lampe geblendet, die Gesichter der beiden Damen nicht sofort zu erkennen vermochte.

Ellen wandte sich rasch ab, um die letzten Thränenspuren von ihren Wimpern zu trocknen, und Frau Karstedt, die sofort ihren Mienen den Ausdruck völliger Unbefangenheit zu geben vermochte, sagte gelassen:

„Stellen Sie die Lampe dort auf den Ofensims. Und nun bald das Essen . . . ich habe Hunger."

„Sehr wohl, gnädige Frau. Die Nähterin läßt noch sagen, die seidene Taille müßte doch erst ‚geforben' werden, sie kann den Fleck nicht heraus bekommen; und ob die gnädige Frau nachher den Rock anprobiren möchten, sie hat ihn fertig ‚gehoften'."

Frau Karstedt hielt sich beide Ohren zu:

„Sie bringen mich noch um, Marie! Es ist gut, gehen Sie nur und besorgen Sie das Essen."

„Na, was sich die heut wieder hat!" brummte Marie vor sich hin, als sie den Corridor nach der Küche hin durchschritt, „der Herr Pregert ist ihr zu Kopf gestiegen, der scheint wahrhaftig auf den Leim gegangen zu sein."

Als sie bei dem Zimmer der Nähterin vorüberging, steckte sie den Kopf durch die Thürspalte und zischelte:

„Mit dem Anprobiren hat's noch Zeit; erst soll gegessen werden.

Na, ick sage Ihnen, Fräulein, die hat heut wieder 'n Mannsbild im Kopf, sehen Sie sich man vor, daß Sie ihr nicht zu nahe kommen . . . wenn so 'ne Olle Feuer fängt, dann brennt sie gleich lichterloh, hi hi hi!" —

Herr Franz Pregert war eiligen Ganges in der Richtung nach dem Brandenburger Thore davon geschritten. Es war ziemlich kalt geworden, und er schlug den Kragen seines kostbaren Pelzes in die Höhe. Gerade wie er zwischen der Säulenstellung des Thores hindurchging, erkannte er den gehaßten Dichter unmittelbar neben sich. Er zog den Hut und schnitt unwillkürlich eine Grimasse wie der Teufel, wenn er eine Hostie verschlucken soll.

Auch in Edgars Seele regte sich der instinctive Widerwille gegen den heimtückischen Geschichtenträger. Kühl erwiderte er den ungern gespendeten Gruß; dann sagte er, um den Anderen zu reizen, mit sichtlich erzwungener Freundlichkeit:

„Ei, guten Abend, Herr Pregert! Das ist hübsch, daß ich Sie hier treffe! Da kann ich Ihnen gleich eine Neuigkeit mittheilen, die auch Ihnen von Interesse sein wird: ich habe mich soeben mit Fräulein Karstedt verlobt und hoffe, mir morgen auch das Jawort der Mutter zu holen."

„Du Narr, wenn Du wüßtest!" dachte Pregert im Stillen. Laut versetzte er heuchlerisch:

„Ich gratulire! In der That, Sie überraschen mich mit dieser Nachricht, Herr von Schlichtfeld! Gestatten Sie, daß ich Gleiches mit Gleichem erwidere: ich habe mir heute die kleine Hand der Frau Karstedt gewonnen."

Edgar stutzte; er glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Sie meinen Frau Minna Karstedt? die Mutter meiner Braut?"

„Dieselbe. Sie müssen sich nun schon darein finden, daß Sie hinfort in mir Ihren Stiefschwiegerpapa zu verehren haben."

Edgar lachte höhnisch auf.

„In der That, das würde mir doch ein wenig schwer fallen. Ich gebe Ihnen übrigens einen guten Rath: seien Sie künftig etwas vorsichtiger mit Ihren Geschichten, die Sie hinter meinem Rücken und auf meine Kosten erzählen."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Schlichtfeld."

„Nun, dann muß ich deutlicher reden. Sie haben dem Bruder meiner Braut und auch wohl dieser selbst über mich Andeutungen gemacht, die ich nicht gerade als freundschaftliche bezeichnen möchte."

„Ist Ulrich so indiscret gewesen? ich hatte ihn ausdrücklich verpflichtet . ."

„Ich weiß, ich weiß. Er hat auch seinerseits völlig reinen Mund gehalten und Ihr Vertrauen in keiner Weise getäuscht. Ich habe aber unschwer aus gewissen Anzeichen Ihre Maulwurfsarbeiten gegen mich errathen können. Vorläufig genüge Ihnen diese meine Warnung, Herr Pregert, es wird von dem Ergebniß meines morgigen Besuches bei Frau

Karstedt abhängen, in wie weit ich Sie für Ihre Ohrenbläsereien noch verantwortlich zu machen gedenke."

Er flammte ihm noch einen letzten verächtlichen Blick zu und drehte ihm kurz den Rücken, um nach der Königgrätzerstraße weiter zu gehen.

Franz Pregert sah ihm bestürzt nach, und die Furcht kroch ihm an's Herz, daß ihn der erbitterte Dichter am Ende noch vor die Pistole fordern würde. Beunruhigt setzte er seinen Weg über den Pariser Platz fort und dachte über das unliebsame Begegniß nach.

„Dieser Lump, dieser Lump, dieser Zuchthäusler," brummte er endlich in den Bart, „will sich mir gegenüber noch aufspielen! Das fehlte noch, daß ich mir von einem solchen Burschen in die Knochen schießen ließe! Oh nein, dieser Möglichkeit wollen wir doch ein für alle Mal einen Riegel vorschieben. Es thut mir leid, Frau Minna, wenn ich Deinen Wünschen entgegenhandeln muß, aber in der Nothwehr ist jeder Schritt gestattet, und ich muß schnell handeln, um dem Patron zuvorzukommen."

Erst trat er noch in einen Blumenladen ein und kaufte zwei prächtige Sträuße duftiger Theerosen.

„Hier meine Karte. Bitte, senden Sie Karte und Blumen an Frau und Fräulein Karstedt, Kronprinzenufer."

„Sehr wohl, mein Herr; es wird sofort besorgt werden."

„Haben Sie vielleicht einen Wohnungsanzeiger?

„Gewiß; hier ist er."

Er suchte eine Zeit lang vergeblich in dem dicken Bande, denn Hand und Auge waren ihm vor Erregung noch unsicher. Endlich hatte er das Gewünschte gefunden. Er las zwei Mal die gesuchte Adresse, zahlte dann und verließ den Laden, um eine vorüberfahrende Droschke anzurufen.

Zehn Minuten später stieg er vor einem herrschaftlichen Hause im Westen der Stadt aus und begab sich nach dem dritten Stockwerk. Als er mit dem Finger auf den Klingelknopf drücken wollte, zögerte er noch einmal: war das, was er vorhatte, auch das Richtige? konnte es ihm nicht selber auf irgend eine Weise schaden? was würde Minna sagen, wenn sie später davon erführe? Aber er hatte ja keine Wahl mehr; wenn er das Geplante unterließ, so war eine Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Bräutigam Ellens gar nicht mehr zu vermeiden. Sollte er Gesundheit und Leben riskiren, um einen Verbrecher zu schonen? Unsinn! was zögerte er noch? Frau Minna würde sich schlimmsten Falles wieder versöhnen lassen; er leistete ihr und ihrer Tochter, genau betrachtet, doch den wesentlichsten Dienst, und was ihn selbst betraf, ihn trieb außer der Sorge um sein zartes Leben auch noch der heißeste Durst nach Rache an einem übermüthigen und doch so leicht zu fällenden Gegner.

Er hob die Hand und klingelte.

Der gesuchte Herr war zu Hause und empfing ihn in seinem Arbeits-

zimmer. Pregert hielt ihm einen längeren Vortrag, dem der Andere überrascht und gespannt zuhörte.

„Und was bewegt Sie, Herr Pregert, mir diese sehr folgenschwere Mittheilung zu machen?"

„Der Betreffende bewirbt sich um die Gunst der Tochter meiner Braut. Sie können denken, Herr Staatsanwalt, daß ich ein unerfahrenes Mädchen auf jede Weise vor solchem Manne schützen muß."

„Hm, freilich, freilich; das begreife ich. Dann muß ich Sie aber auch zu Protokoll vernehmen; die Anklage ist eine sehr schwere."

Nachdem das erforderliche Schriftstück aufgesetzt und von Herrn Pregert unterzeichnet war, sagte dieser:

„Ich glaube, es wird geboten sein, sehr schnell gegen Herrn von Schlichtfeld vorzugehen, denn wenn er Wind von der Sache bekommen sollte, wird er sich meiner Meinung nach unverzüglich aus dem Staube machen. Können Sie nicht seine sofortige Verhaftung veranlassen?"

Der Staatsanwalt zuckte leicht mit den Schultern und sah dabei den Andern prüfend an. Nach kurzer Ueberlegung erklärte er:

„Ueberlassen Sie getrost mir alles Weitere. Die Sache ist in guter Hand. Ich werde sie schon morgen dem Untersuchungsrichter übergeben und es an der nöthigen Beschleunigung nicht fehlen lassen."

Da Pregert erkannte, daß er vorerst nicht mehr erlangen konnte, so erhob er sich, grüßte verbindlich und zog sich zurück.

Der Staatsanwalt schaute dem Davongehenden sinnend nach. Als die Thür in's Schloß gefallen war, sagte er zu sich selbst:

„Wenn mich nicht Alles täuscht, so leitet diesen Denuncianten nicht die Sorge um fremdes Wohl, sondern irgend ein egoistischer Grund. Aber gleichviel — ich muß meines schweren Amtes walten." —

Edgar hatte, nur um einem ferneren Zusammengehen mit Pregert auszuweichen, die Richtung nach seiner Wohnung eingeschlagen; das, was er eigentlich suchte, Einsamkeit, fand er aber auch hier nicht, in der Königgrätzerstraße. Immer noch fluthete der durch die nahe Weihnachtszeit vermehrte Verkehr ihm auf Tritt und Schritt entgegen. So bog er denn, auf dem Potsdamer Platze angekommen, rechts aus und ging durch die Bellevuestraße dem Thiergarten zu. Als er den Wrangel-Brunnen hinter sich hatte und in der Bellevue-Allee immer weiter vordrang, athmete er endlich erleichtert auf: hier war es menschenleerer und stiller, und er vermochte ungestörter seinen Gedanken nachzuhängen.

Der Abend hatte die Herrschaft gewonnen und den letzten Tagesschimmer am südwestlichen Himmel ausgelöscht. Hell und klar flimmerten die winterlichen Sternbilder am wolkenlosen Firmamente; der Boden war hart gefroren, und die Schritte des einsam Wandelnden klangen in gleichmäßigem Tacte durch die Stille.

War das, was Edgars Herz erfüllte, die Seligkeit eines Mannes, der sich ein schönes, hochherziges Mädchen soeben für's Leben gewonnen hat? Er lächelte bitter und schüttelte mit einem schweren Seufzer das Haupt. Hatte er durch seine Beichte und die ihm von Ellens Lippen gewordene Absolution nun den erhofften Frieden gefunden? Ach! wiederum mußte er, wie so oft schon im Leben, erkennen, daß nur die unerreichten Ziele uns den Traum der Seligkeit vorgaukeln, daß aber jeder im Kampfe des Daseins gewonnene Preis, sobald wir ihn in der Hand halten, uns mehr oder minder eine Enttäuschung bereitet, daß sich sein Gold sehr oft in schwarze Kohle verwandelt! Wie hatte er gelechzt nach dem Augenblicke, da ihm Ellen vergeben und ihn freisprechen sollte von aller Schuld! und nun hatte sie ihm vergeben, hatte ihr Haupt an seine Schulter geschmiegt und ihn des Schatzes ihrer Liebe vergewissert, und nach wie vor brandete die hohle See der Verweiflung in seinem Herzen, und den Frieden hatte er nicht gefunden.

Friede! Friede! wo gab es Frieden für ein schuldbeladenes Gewissen? doch wohl nur dort, wo sich die kleinen grünen Hügel wölben und marmorne Kreuze oder schlichte Steinplatten die Stelle bezeichnen, wo ein müdes Menschenherz für immer ausruht von seinen Kämpfen und Qualen? Nichts hienieden läßt sich ungeschehen machen; keine Reue entfernt den Stachel aus dem Herzen, den die Schuld hineingedrückt hat; selbst der Kuß der Liebe kann die Mahnungen eines belasteten Gewissens nicht dämpfen. Riesengroß, schrecklich und vernichtend, erstand vor ihm das Gespenst des Meineides; grinsend sah es ihn an mit teuflisch blinzenden Augen, und mit knochendürrer Hand wies es nach oben, wo über den Sternen der Ewige thronte, dessen Majestät er frevelnd beleidigt hatte. Alle seine Vernunftschlüsse erschienen ihm jetzt trügerisch: das Gebäude, das er mühsam errichtet hatte und das als feste Burg ihn gegen die Brandgeschosse der Reue und Selbstvorwürfe schützen sollte, fiel wie ein Kartenhaus zusammen, und er begriff, daß kein menschlicher Spruch ihn je von der Qual befreien konnte, die sein Inneres verzehrte. Kein Kuß der Liebe konnte ihm den Fluch in Segen wandeln. Hatte es nicht Ellen klar und deutlich verrathen, daß sein Bekenntniß auf ihre reine Seele wie ein vergiftender Mehlthau gefallen war, daß sie ihn zwar noch immer liebte, aber ihn weder verurtheilen, noch freisprechen konnte, eben weil sie ihn liebte und die Liebe ein bestochener Richter war? Hieß das nicht mit anderen Worten, daß jeder unbestochene Richter ihn verdammen mußte? Ach, er war gerichtet! war dem Zuchthause verfallen, und er wagte es, das Schicksal eines unbescholtenen Mädchens, einer Heiligen, mit seiner geschändeten Existenz zu verknüpfen? War das eine Sühne für seine Schuld, wenn er zu dem alten Verbrechen ein neues fügte und ein knospendes Menschenleben mit an den Schandpfahl seines Elendes kettete?

Immer einsamer war es jetzt um ihn geworden; er war aus der

breiten Allee links ausgebogen und in einen der Nebenwege hineingerathen, die zum Großen Stern führen. Der auffrischende Ostwind fuhr ab und zu durch die dürren Wipfel der Bäume, und es klang jedesmal wie ein Aufstöhnen der Natur, wie ein schauerlicher Sterbeseufzer. Er glaubte aus diesen Tönen den ganzen Jammer der in Sünden befangenen Menschheit herauszuhören. Wie viel unglückliche Liebespaare, wie viel gehetzte Verbrecher und bankrotte Speculanten, wie viel betrogene Ehrgeizige und wahnumnachtete Streber, wie viel Uebersättigte, die voll Ekel und Widerwillen von der reich besetzten Lebenstafel aufgestanden waren, und wie viel Darbende und Sieche, denen eine Brotrinde oder eine Stunde der Qualfreiheit schon Seligkeit gedünkt hätte, waren schon, von der nahen Millionenstadt ausgespieen, in diesen Thiergarten geflüchtet, um hier ihrem nutzlosen Kampfe ein Ende zu machen und Hand an sich selbst zu legen! Sollte er ein Gleiches thun? Zwar die Ausführung solcher That wäre nicht leicht gewesen, denn die Gewässer waren zugefroren, und eine Waffe hatte er nicht bei sich, nicht einmal ein Taschenmesser, mit dem man sich allenfalls die Pulsadern öffnen konnte. Ihn schauderte bei diesem Gedanken; die Vorstellung des langsamen Verblutens erzeugte ihm einen unerträglichen Nervenreiz. Aber er hatte ein Taschentuch und einen Shawl bei sich. Schon Mancher hatte es verstanden, mit Hilfe solcher Dinge sich zu erdrosseln. Doch er rief ein energisches Pfui! Nein, wie ein ertappter Dieb, wie ein ehrloser Betrüger wollte er doch nicht aus diesem Leben scheiden; wenn es einmal zu Ende gehen sollte, dann erschien ihm ein ehrlicher Soldatentod durch Pulver und Blei doch noch bei Weitem anständiger.

Er stutzte, als er den Großen Stern erreicht hatte und nun die Gegend erkannte, in der er sich befand. Bis hierher hatte er sich verirrt? Das war nicht der Ort, den er suchte, denn hier klingelten schon wieder die Pferdebahnwagen, und der Verkehr, dem er eine Zeit lang entflohen war, brandete hier wieder laut und zudringlich ihm entgegen. Er kreuzte die breite Straße und strebte durch die Große-Stern-Allee dem südlichen Rande des Thiergartens zu, um sich an diesem entlang wieder nach der Bellevuestraße und dem Potsdamer Platze zurückzubegeben. Immer fester bildete sich in ihm der Vorsatz aus, seinem verpfuschten Dasein ein Ende zu machen. Eine bloße Auflösung seines Verlöbnisses mit Ellen hätte seine Lage nicht gebessert und ihm den ersehnten Frieden nicht mehr zurückgebracht. Es wußten schon Zwei von seinem Verbrechen, und das war zu viel. Clara Steingart, die er einst durch seinen Falscheid gerettet hatte, konnte, durch eigene Gewissensangst angetrieben, eines Tages freiwillig ihre Schuld bekennen und so ihn mit vernichten. Und nun war auch Ellen eingeweiht. Wenn er dieses edlen Mädchens auch so sicher sein zu dürfen glaubte, wie er auf die Barmherzigkeit Gottes rechnete, so war sie doch auch nur ein schwaches Weib und konnte ihn einmal gegen ihren Willen, ganz unabsichtlich und unbewußt verrathen. Er wollte aber zur

Qual der Selbstanklage nicht noch die neue Qual hinzufügen, daß er vor Entdeckung unausgesetzt zu zittern hatte. Was er damals, als man ihn zum Zeugniß aufgefordert hatte, nicht thun durfte, um Clara Steingart durch feige Weltflucht seinerseits nicht zu belasten, heut durfte er es thun: die Leute konnten seine jetzigen Beweggründe nicht mehr errathen — ein Dichter hatte Hand an sich gelegt — was lag näher, als in solchem Falle die Folgen der Ueberarbeitung, eine durch hochgradige Nervosität erzeugte plötzliche Umnachtung des Geistes, vorauszusetzen?

Es war schon in der achten Abendstunde, als Edgar den Potsdamer Platz betrat. Er war todtmüde, denn Stunden lang war er grübelnd und mit sich selbst kämpfend umhergeschlendert, und dieser geistige Kampf hatte seine körperlichen Kräfte mit verzehren helfen. Er fühlte, wie er taumelte; die erschöpften Gliedmaßen wollten ihm nicht gehorchen. Er wankte in einen der am Platze befindlichen Erfrischungsräume hinein, fiel kraftlos auf einen Stuhl nieder und bestellte einen Schoppen Wein. Nur jetzt nicht krank werden, nicht erlahmen in der Kraft des Willens! Hastig trank er ein, zwei Gläser; zu seiner wesentlichen Genugthuung hoben sich sofort wieder seine Lebensgeister. Der aufmerksame Kellner legte ihm eine der eben eingetroffenen Abendzeitungen hin, Edgar nickte gedankenlos und schob das Blatt ungelesen von sich.

Wozu die Qual verlängern? sprach er leise vor sich hin. Und lauter: „Kellner! was habe ich zu zahlen?“

„Eine Mark fünfzig, mein Herr . . . es war von dem guten Rheinwein.“

Edgar schob ihm einen Thaler hin und sagte tonlos und in sichtlicher Zerstreutheit:

„Behalten Sie den Rest!“

Der Beschenkte dienerte bis zur Erde. Ist der Gast trunken oder verrückt? fragte er sich im Stillen. Als er aber seinen verwunderten Blick in das Antlitz des Aufstehenden gerichtet hatte, lief ihm ein Schauer über den Rücken: in solche Augen hatte er noch nie gesehen; es war, als wenn ihn der Tod daraus angeblickt hätte. Er sah dem Davongehenden schweigend und kopfschüttelnd nach; dann bekreuzte er sich heimlich; er war ein guter Katholik und hätte um keinen Preis der Welt in der Haut des Andern stecken mögen.

Bald nach acht Uhr betrat Edgar sein Wohn- und Arbeitszimmer. Der genossene Wein hatte ihm wieder die alte Festigkeit verliehen. Er zündete die Lampe an, setzte sich an seinen Schreibtisch und warf mit fliegender Hand ein letztes Wort an Ellen auf einen Briefbogen.

„Theure, heißgeliebte Ellen!

Vergieb mir, wenn ich Dir heute noch einen neuen, aber nun auch letzten Schmerz bereite; wenn Du diesen Brief erhalten wirst, dann stehe ich schon vor dem ewigen Richter, nach dessen endgiltigem Spruche ich eine übermächtige Sehnsucht habe.

Ich bin Zeit meines Lebens ein Gentleman gewesen und möchte nicht aus Liebe zu Dir, Du himmlisch Gute und Nachsichtige, zuletzt noch ehrlos handeln. Es würde aber eines Ehrenmannes unwürdig sein, wenn er durch Festhalten an seinem Verlöbniß die reine Seele seiner Braut mitbelasten wollte. Ich gebe Dir Dein Wort zurück; Du bist frei; und da Du jung bist, so wirst Du mich mit der Zeit vergessen und die Liebe eines Andern gewinnen, der Deiner würdiger ist und Dir jenes Maß von Glück und Zufriedenheit geben kann, das ich Dir zu bereiten nicht vermochte. Ich nehme aber Dein Bild mit in die Ewigkeit hinüber; dort soll es mein Fürbitter sein vor dem Throne des Allmächtigen, der Dir, der Reinen und Guten, Nichts abschlagen wird.

Grüße Deinen Bruder Ulrich. Er ist Jurist, und ich hinterlasse ihm als Vermächtniß meine Bitte, daß er später dahin zu wirken suchen möge, daß der Wahnsinn erkannt werde, der sich in den Worten birgt: fiat justitia, pereat mundus. Die Menschen sind nicht des Rechtes wegen da, sondern das Recht der Menschen wegen. Man soll das geschriebene Gesetz, das doch nur ein menschliches Erzeugniß und darum Stückwerk ist, nicht verabsolutiren. Wenn ein Untersuchungsrichter die Wahrheit in einer verhältnißmäßig geringfügigen Sache nur dadurch an's Licht bringen kann, daß er Ehre und Leben eines unbescholtenen Zeugen vernichtet, so versündigt er sich gegen diesen Zeugen, gegen dessen höheres Recht auf's Dasein, das Gott gesetzt hat. Ich weiß, man kann die Gegengründe mit allerlei rhetorischem Blendwerk und hohlem sittlichen Pathos ausstaffiren, aber im Herzen des schlichten und natürlich, nicht künstlich-juristisch empfindenden deutschen Mannes lebt ein Etwas, das mir zustimmt. Wenn Ulrich Näheres zu diesem Falle zu wissen verlangt, so wirst Du den Namen jener Frau verschweigen, für die ich mich einst geopfert habe.

Und nun lebe wohl, Ellen!

„Ob früh ob spät, für Jeden wird am Ende
Das Weibliche zur Lebenssonnenwende" —

so singt der edle Sänger Prinz Emil Karolath, und er hat Recht, auch in meinem Falle. Meine unselige Bekanntschaft mit jener Frau hat die Sonne meines Lebens zur Neige gebracht. Als ich Dir begegnete, da hoffte ich, Du würdest mir eine zweite Sonnenwende bedeuten, die die Tage meines Seins wieder längen würde . . . ach! es war eine zu kurz beseligende Täuschung, denn jede Schuld rächt sich auf Erden, und dafür, daß ich einst in Schwäche gesündigt, will ich heute in freiem Entschlusse büßen.

Bete an meinem Grabe und flehe den Ewigen an, daß er mir ein milder und gütiger Richter sei. Ich nehme ein Geheimniß mit in die Erde, das auch Du zu hüten wissen wirst. Bis zum letzten Athemzuge

Dein dankbarer Edgar."

Es war ihm unmöglich, das Geschriebene noch einmal zu überlesen. Schnell steckte er den Zettel in einen Umschlag, schrieb die Adresse und trug den Brief persönlich nach dem Briefkasten an der nächsten Straßenecke.

In sein Zimmer wieder zurückgekehrt, verschloß er die Flurthür und holte seinen Revolver hervor, dessen Schloßgang er sorgfältig prüfte. Als er sämmtliche Kammern der Waffe lud, wollte ihm ein leises Beben durch die Hand gehn; doch mannhaft rang er die Anwandlung nieder. „Du vollziehst ein Strafgericht an Dir selber," murmelte er vor sich hin, „ein gerechter Richter darf nicht zaghaft sein." Er hatte noch seinen Besuchsanzug an; flüchtig sah er an sich hernieder und nickte; auch nach dem Tode würde er einen sauberen und correcten Eindruck machen. — — —

Am späten Abende dieses Tages schrieb Frau Minna Karstedt noch zwei Einladungen zum Mittagessen für den folgenden Nachmittag um 6 Uhr. Franz Pregert und Edgar von Schlichtfeld sollten ihre Tischgäste sein. Ellen hatte sich unter dem ermunternden Zuspruche der Mutter schon wieder beruhigt; voll sehnender Erwartung harrte sie dem nächsten Tage entgegen. Frau Karstedt hatte von ihrer eigenen Verlobung noch Nichts verrathen, erst morgen, wenn sie die Angelegenheit mit Schlichtfeld erledigt und bei Tische auf das Wohl des jungen Paares getoastet haben würde, wollte sie dieses mit der Verkündigung des eigenen Glückes überraschen.

Scheinbar ohne jeden besonderen Zwischenfall war die Nacht vergangen, und über Berlin war wieder ein frostklarer, sonnenheiterer Wintermorgen angebrochen. Die Welt ging ihren alten Gang, und das Gedränge der mit Weihnachts-Vorbereitungen beschäftigten Menschen schien heut in den Straßen noch lebhafter als gestern werden zu wollen.

Franz Pregert war für seine Verhältnisse schon früh auf den Beinen und erhielt, als er in der zehnten Stunde bei seinem Morgenkaffee saß, Frau Minnas Einladung. Er schmunzelte und beschloß, irgend ein nettes Schmuckstück zu kaufen, mit dem er sich in der Gunst der kleinen hübschen Wittwe, seiner nunmehrigen Braut, noch mehr befestigen wollte. Wenn die Geschichte mit Schlichtfeld zum Klappen kam, dann würde er freilich einen ziemlich schwierigen Stand mit Minna haben, aber eine kostbare Brillantenbroche und einige männliche Festigkeit würden das etwa gestörte Gleichgewicht schon bald wieder herstellen; vor einer vollendeten Thatsache giebt weiblicher Eigensinn noch am ehesten nach.

Eine gewisse Unsicherheit wollte aber doch den Herrn Rentner nicht verlassen, und so entschied er sich zum baldigen Ausgehen, um auf andere Gedanken zu kommen.

Unter den Linden in einem Juwelenladen bewirkte er seinen Einkauf und legte ein ganzes Päckchen bläulicher Banknoten auf den Zahltisch.

In wesentlich verbesserter Stimmung schlenderte er nun nach dem Gerichtsgebäude und suchte einen der dort amtirenden Diener auf, mit dem er eine längere, leise geführte Unterhaltung hatte. Das, was er er-

fahren wollte, schien aber dem Andern nicht bekannt zu sein. Er drückte ihm verstohlen ein paar Geldstücke in die Hand und erhielt dafür den Rath, sich etwa nach einer Stunde wieder herbemühen zu wollen.

So promenirte er denn eine Zeit lang wieder in den Straßen und kehrte gegen ein Uhr nach dem Gericht zurück. Beim Pförtner fand er einen Mann, der schon auf ihn gewartet hatte und ihm eilig Etwas zuflüsterte. Erfreut dankte er und erwies seine Erkenntlichkeit wiederum durch eine kleine Geldspende. Dann verließ er das Haus, bestieg eine Droschke und fuhr nach der Königgrätzerstraße. Dort stieg er aus und spähte nach einem Restaurant, das, wie er sich erinnerte, der Wohnung des Herrn von Schlichtfeld ungefähr gegenüber lag. Als er das Gesuchte gefunden hatte und sich gerade hineinbegeben wollte, sah er eine Dame auf dem Bürgersteige auf sich zu kommen, deren käsefarbenes Gesicht und gezierte, schmachtende Miene ihm sofort bekannt waren. Er ging der Dame entgegen und zog seinen Cylinderhut.

„Guten Morgen, verehrte Frau Schälind. Hübsch, daß wir uns hier treffen! Haben Sie ein Viertelstündchen übrig? Dann können Sie Augenzeugin einer Scene werden, die Ihrem christlichen Herzen einige Genugthuung bereiten wird."

„Ich habe Zeit, mein lieber Herr Pregert. Zwar bin ich in einer Wohlthätigkeitssache unterwegs, aber die kann ich recht gut noch ein wenig aufschieben. Was giebt es denn?"

„Kommen Sie mit mir hinein, es ist ein durchaus anständiges Local. Wir essen ein Caviarbrötchen und trinken ein Spitzgläschen Madeira, und vom Fenster aus gucken wir auf die Straße und sehen, wie das Schicksal einen Verbrecher beim Kragen faßt."

Sie betraten das nach vorn gelegene Gastzimmer und ließen sich an einem Tischchen, dicht am Fenster, nieder.

„Sie machen mich ordentlich neugierig, Herr Pregert. Um wen handelt es sich denn?"

„Um unsern gemeinschaftlichen Freund, den Dramen dichtenden Baron."

In den Augen der blassen Dame blitzte es rachsüchtig und schadenfroh auf.

„Um Schlichtfeld? Nun, das wäre wirklich ein Festtag für mich, wenn dieser eingebildete, unverschämte Mensch einmal gedemüthigt würde! Aber ich begreife noch immer nicht, was haben Sie denn gegen ihn vor?"

„Ich? durchaus Nichts, meine gnädige Frau. Aber die Justiz wird ihn in ihre Krallen nehmen und dem stolzen Vogel einige Federn ausrupfen."

Und er erzählte, worum es sich handelte und daß bald ein Gerichtsdiener drüben in's Haus treten würde, um den ahnungslosen Herrn Baron zur sofortigen verantwortlichen Vernehmung abzuholen.

Frau Schälind strahlte, und auf ihren farblosen Wangen erschienen ein paar dunklere Flecke, die sich wie gestoßener Zimmet auf einer Milchsuppe ausnahmen. Salbungsvoll bemerkte sie:

„Der Christ soll ja nie richten, sondern immer zur Vergebung bereit sein. Aber in diesem Falle — ich glaube, es ist ein Gott wohlgefälliges Werk, wenn sich unser Herz freut, daß einem verlorenen Weltkinde auf seinem Sündenwege endlich ein Halt zugerufen wird. Und Sie sagen, daß man ihn bald abholen wird?“ Und wie Herr Pregert grinsend nickte, rückte sie noch näher an's Fenster, und, scharf nach der Straße spähend, fragte sie leise: „Kennen Sie denn den Gerichtsboten? werden Sie ihn aus der Menge herausfinden?“

„Dort kommt er schon! Der Mann da mit dem grau gesprenkelten Vollbarte und der rothen Frostnase. Nun geben Sie Acht! da geht er in's Haus; hoffentlich ist der Vogel nicht schon ausgeflogen.“

Beide hatten ihre Caviarbrötchen vergessen und waren dicht an die Scheiben getreten, um Nichts von dem zu erwartenden Schauspiele zu verlieren. Die reinste Freude bleibt für gewisse Menschen immer die Schadenfreude. Pregert stand kerzengerade aufgerichtet, hämische Erwartung in seinen gekniffenen Zügen. Neben ihm preßte Frau Schälind die schwarz behandschuhte Rechte gegen ihre linke Brust; allzu heftig pochte ihr das Herz; sie würde ihren letzten unplombirten Zahn geopfert haben, um sich den Genuß des bevorstehenden Anblicks nicht rauben zu lassen.

Fünf, zehn, fünfzehn Minuten vergingen, der Gerichtsdiener kam nicht wieder zum Vorschein. Wohl aber entstand ein Hin- und Herlaufen von Menschen drüben im Hausgange, und vor der Thür auf der Straße bildete sich ein mit jeder Minute wachsender Volkshaufen.

„Wir müssen doch einmal zusehen, was es eigentlich giebt. Das ist ja höchst auffällig; sollte sich der Bursch weigern, dem Beamten Folge zu leisten?“

Sie verließen das Local und gingen über den Fahrdamm.

Eine Frau in der Menge sagte gerade zu ihrer Nachbarin:

„Warum hat er sich denn nur erschossen?“

„Ja, wer weeß det so genau? Een Frauenzimmer wird woll wieder dahinter stecken.“

Herr Pregert erschrak:

„Von wem reden Sie, liebe Frau?“

„Nu, von dem dodigen Baron.“

„Baron Schlichtfeld?“

„Ja, ja, so wird er woll heeßen.“

Franz Pregert faßte Frau Schälind am Arme und sagte entsetzt:

„Kommen Sie, gnädige Frau! Dort geht der Gerichtsdiener, der wird uns Bestimmtes sagen können.“

Sie hatten den sich entfernenden Mann mit dem grau gesprenkelten Barte und der Frostnase bald eingeholt.

„Was ist denn vorgefallen, Herr Schulze?“ fragte Pregert stockenden Athems.

„Ah, Herr Pregert! Gehorsamer Diener! Mein Weg ist umsonst gewesen: der Freiherr Edgar von Schlichtfeld liegt todt in seinem Arbeitszimmer; Kugel mitten durch's Herz. Die Thür war verschlossen, ich mußte sie erst öffnen lassen. Nun, der Mann wird wohl seine Gründe gehabt haben; 's ist vielleicht so am besten."

Der Rentner war unfähig, ein Wort zu erwidern. Er hörte ein Singen und Klingen in seinen Ohren und hielt sich krampfhaft am Arm der von ihm geführten Dame, um seinem wankenden Gange mehr Stetigkeit zu verleihen.

Frau Schälind war mehr enttäuscht, als erschrocken.

„Die Sünden dieser modernen Menschen stinken zum Himmel!" sagte sie empört, „nun hat der Unglückselige zu seinen übrigen Schandthaten auch noch das Verbrechen des Mordes gefügt! Sie scheinen ganz alterirt, verehrter Freund; soll ich Sie auch noch ferner begleiten, oder können Sie allein Ihren Weg fortsetzen? Ich möchte sonst hier in die Leipziger Straße abbiegen."

Herr Pregert faßte sich.

„Bitte, gnädige Frau, lassen Sie sich durch mich nicht abhalten. Ich nehme mir eine Droschke. Aber Sie versprechen mir strengste Discretion, nicht wahr?"

Ein vorwurfsvoller Blick der Gefragten, der ungefähr besagen sollte: Aber das versteht sich doch von selbst.

Dann drückten sich Beide die Hände und trennten sich.

Es war noch nicht drei Uhr. Da aber aus dem Mittagessen bei Frau Karstedt heute doch Nichts mehr werden konnte, entschloß sich Pregert, gleich zu seiner Braut zu fahren, um deren etwaigen Entrüstungssturm möglichst schon im Entstehen zu ersticken.

Im Karstedt'schen Hause herrschte seit dem Eintreffen der heutigen Morgenpost Jammer und Herzeleid. Ellen hatte die letzten Abschiedsworte des Geliebten erhalten und war ohnmächtig zusammengebrochen. Mutter und Bruder waren um die Kranke beschäftigt, auch nach dem Arzte war geschickt worden. Erst gegen ein Uhr hatte sich Ellen so weit erholt, daß sie Ulrich bitten konnte, sofort nach Edgars Wohnung zu gehen und Erkundigungen einzuziehen. Der Bruder hatte die Wohnung des Freiherrn verschlossen gefunden und auf seine ängstlichen Nachfragen im Hause die Auskunft erhalten, daß man nichts Näheres von dem gesuchten Herrn wüßte; der Pförtner versicherte, daß der Herr Baron gestern Abend schon zeitig heimgekehrt wäre und heute, so viel er, der Pförtner, wüßte, das Haus noch gar nicht verlassen hätte. Da war der Gerichtsdiener hinzugekommen, die schlimmsten Befürchtungen waren bestätigt worden, und Ulrich hatte sich, unbemerkt von dem Rentner und dessen Begleiterin, durch die Volksansammlung wieder davon gemacht, um seinen angstvoll wartenden Damen die erschütternde Kunde zu bringen.

Ellen war so fassungslos, daß sie sich schluchzend und wimmernd auf ihr Bett geworfen hatte und dem tröstenden Zuspruche der Mutter gänzlich unzugänglich blieb. Frau Karstedt hatte sich des Edgar'schen Briefes an Ellen unschwer bemächtigt, und obgleich sie ihn wieder und wieder gelesen hatte, wollte ihr es nicht gelingen, die eigentlichen Beweggründe des Barons zu seiner unseligen That auch nur annähernd zu begreifen. Seinen Gewissensdruck konnte sie überhaupt nicht nachempfinden, und Furcht vor Entdeckung konnte den Aermsten doch auch nicht in den Tod getrieben haben, denn er hatte seiner Ansicht nach doch nur seiner Braut gebeichtet, und daß ihn diese je verrathen würde, das konnte er doch vernünftiger Weise unmöglich voraussetzen. Deshalb schüttelte sie nur immer wieder den Kopf und sah rathlos und dem weltflüchtigen Mann zürnend auf ihr armes, von krampfhaften Zuckungen durchschauertes Kind.

Da klingelte es, und bald darauf steckte Marie den Kopf in das Schlafzimmer und flüsterte der gnädigen Frau zu, daß Herr Pregert sie zu sprechen wünschte.

Schnell warf die Begehrte noch einen Blick in den Toilettenspiegel der Tochter, dann huschte sie nach dem Corridor, drückte dem dort harrenden Könnnling die Hand und nahm ihn mit sich nach dem nach vorn gelegenen Salon.

Franz Pregert, der, vom Schreck betäubt, noch gar nicht Zeit gefunden hatte, sich auf irgend eine Entschuldigung seines Thuns vorzubereiten, und der nichts Anderes annahm, als daß Schlichtfeld durch das bloße Erscheinen des Gerichtsdieners zu dem verhängnißvollen Schritte getrieben worden war, platzte mit den Worten heraus:

„Mach' mich nicht verantwortlich für das Geschehene! das habe ich nicht voraussehen können!"

Frau Karstedt, den Sinn dieser Aeußerung vorerst noch gar nicht erfassend, stöhnte aus tiefster Brust:

„Meine arme Tochter! sie ist wie vernichtet; ich fürchte, sie wird es nie verwinden."

„Auch mir thut es ja unendlich leid, Geliebte; aber Du darfst mir nicht zürnen." Er faßte sie um die Taille und zog sie zärtlich an sich. „Sieh, mein Herz, wenn ich diesen Ausgang nur hätte ahnen können, ich würde mir ja lieber die Zunge abgebissen haben, als dem Staatsanwalt auch nur ein Sterbenswörtlein zu sagen."

Und nun fand er auch endlich eine lügnerische Beschönigung für seine Denunciation und fuhr muthiger fort: „Es war ja nur die Sorge um Ellens Zukunft, die mich veranlaßte, Rücksprache mit dem Staatsanwalt zu nehmen und mich über gewisse Momente zu orientiren. Daß dieser Mann der Sache gleich solche Folgen geben würde . . ."

Jetzt hatte Frau Minna verstanden. Mit jähem Rucke entwand sie sich den Armen des Verräthers und fragte, auf's Höchste überrascht:

„Du hast es dem Staatsanwalt gemeldet, Du?“

Verblüfft starrte er sie an:

„Ich wollte mich ja nur vergewissern, ob und welche Gefahren dem Baron drohten . . .“

„Du bist der Angeber gewesen? Oh, pfui! Eine solche Infamie hätte ich Ihnen nicht zugetraut, Herr Pregert! Sie haben ihn in den Tod getrieben, und Sie wagen es, hier noch vor mir zu erscheinen? Verlassen Sie augenblicklich dieses Zimmer! gehen Sie! ich will von Ihnen Nichts mehr hören, noch sehen! Ha ha ha, ein so gemeiner, so unglaublicher Vertrauensbruch! Was Sie in meinem Boudoir erlauschten, was Ihnen heilig hätte sein müssen wie ein Sacrament, das tragen Sie weiter und compromittiren mich und meinen thörichten Glauben an Sie! Oh, schweigen Sie! versuchen Sie nicht erst noch Ihre Rechtfertigung, für die ich keine Ohren mehr habe. Wie? Sie sind noch immer hier? Soll ich vielleicht meinen Dienstboten klingeln und Sie hinausgeleiten lassen? Ich will Nichts mehr von Ihnen hören, verstehen Sie mich? ich will es nicht!“

In flammender Empörung hatte sie es hervorgestoßen, indem sie den Verdutzten gar nicht mehr zu Wort kommen ließ.

Dieser hatte die Hand schon in seine Brusttasche gesenkt, um dort nach dem Schmuck-Futteral zu langen, aber er begriff, daß auch dieses Mittel nicht mehr verfangen würde, und so zog er die Hand wieder zurück. Der alte Fuchs saß im Eisen; er hatte sich verplappert.

„Sie werden später schon noch anders urtheilen lernen, stammelte er beschämt und verwirrt.

Doch sie schnitt ihm das Wort ab und schrie kreischend:

„Sie sollen mich verlassen! Mein Gott, wer befreit mich denn von diesem Menschen?“

Er hörte Schritte nahen vom Berliner Zimmer her, und so ging er rasch durch die Flurthür und versuchte draußen schnell in seinen Pelz zu schlüpfen. Die Hände zitterten ihm; Scham und Wuth rangen in seinem gedemüthigten Herzen um die Herrschaft.

Da kam das Hausmädchen in den Flur und half ihm dienstbereit beim Anziehen seines Pelzes.

„Sie sind sehr freundlich, Mariechen,“ sagte er, sich zum Gleichmuth zwingend und seine Erregung hinter einer verliebten Grimasse verbergend. Ich danke Ihnen, mein schönes Kind! Er drückte ihr ein Markstück in die Hand und kniff sie in die Wange.

„Nanu? det lassen Se man sind, Herr Pregert; so was is bei mir nich anjebracht.“

Sie schob aber doch erst die Münze in ihre Tasche; dann machte sie ihm, höhnisch lachend, die Corridorthür auf und ließ ihn hinaus.

Wie ein begossener Pudel rannte er die Treppe hinab; seine Lippen murmelten Verwünschungen.

Marie grinste ihm schadenfroh nach; sie hatte vorher gelauscht und wußte, daß er auf Nimmerwiedersehen verabschiedet war. Hurtig trippelte sie durch das Berliner Zimmer nach dem langen Gange des Seitenflügels. Dort stieß sie eine Thür auf und zischelte der in dem kleinen Stübchen fast täglich beschäftigten Nähterin zu:

„Nee, so 'n Radau! Erst sollte hier heut 'n großer Feez sein; die Jnädige munkelte so was wie von zwee Verlobungen; und nu is Allens futsch! der Eene hat sich dodtgeschossen, und dem Andern hat unsre Olle jerade den Laufpaß jeschrieben! ick sage Jhnen, er sah janz paff aus, ha ha ha!"

„Warum hat sie ihn denn fortgeschickt?" fragte die Nähmamsell, die ihre Nadel in den ‚geforbenen' Rock gesteckt hatte und neugierig zu dem klatschsüchtigen Hausmädchen aufblickte, „er is doch 'n janz reputirlicher Mann mit sehr ville Moos."

„Ja, das mag der Deibel wissen! villeicht is se hier 'n bisken brustkrank." Marie deutete, während sie dies tuschelte, geheimnißvoll nach ihrer Stirn. „Wissen Se, wenn Eene richtig mannsdoll is, denn können ihr die unberechenbarsten Geschichten passiren. Mir thut nur unser Fräulein leid; die is jut, und ick hätte ihr den hübschen Baron von Herzen jejönnt . . . Du lieber Jott! et kann Eenen janz mau werden, wenn man bedenkt, wat uf dieser Welt nich Allens vorkommen kann."

Am späten Abende dieses Tages saß Ulrich in seinem Studirzimmer, das auf der andern Seite des Salons nach dem Hofe hinaus lag. Vor ihm auf dem Tische, vom Schein der Lampe bestrahlt, lag Edgars letzter Brief an Ellen. Ulrich hatte ihn wiederholt gelesen, und jetzt stützte er das gedankenschwere Haupt auf den Rücken der linken Hand und sann über das Vermächtniß nach, das ihm der Unglückselige hinterlassen hatte.

Da ging die Thür, und Frau Karstedt, in einen Schlafrock aus feinstem weißen Lama gehüllt, huschte über die Schwelle und trat leise an ihren Sohn heran.

Sie legte ihm ihre Hand auf das durchwühlte Gelock und küßte ihn zärtlich auf die Stirn.

„Du solltest Dich nun auch zur Ruhe begeben, Ulrich."

Der also Ermahnte hob das Antlitz und sah die Mutter besorgt an.

„Fühlst Du Dich wieder besser, Mama?"

„Vollkommen, mein lieber Junge; Du weißt, ich bin eine Korknatur und schwimme bald wieder oben."

Sie hatte in der That die schwere Nervenkrisis, die sich nach dem Fortgange Pregerts in einem Anfall von wechselnden Lach- und Weinkrämpfen Luft gemacht hatte, schon gänzlich überwunden und sah wieder mit blanken Augen in die Welt.

„Und Ellen?" fragte Ulrich weiter, der seine Schwester von Herzen lieb hatte.

„Sie schläft, und das ist das beste Heilmittel für ihre jungen Jahre."

Sie sah den Brief liegen und streckte die Hand darnach aus.

„Diesen Brief nehme ich wieder an mich; Ellen wird ihn morgen haben wollen."

„Nimm ihn, Mama; ich habe ihn nicht ohne Bewegung gelesen, wenn ich seinen Inhalt auch nur als Ausgeburt einer verrannten dichterischen Phantasie betrachten kann."

„Aber Ulrich! Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß das, was ich Dir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut habe, nur eine Einbildung des armen Schlichtfeld gewesen sei. Es ist ja ganz klar, daß ihn das brutale Proceßverfahren damals zu einem falschen Eide geradezu gezwungen hat und daß der Bedauernswerthe mit einer solchen Schuld auf dem Gewissen nicht mehr länger zu leben vermochte."

„Das Letztere gebe ich bereitwillig zu; daß er aber zu einem Meineide gezwungen gewesen sei, das muß ich bestreiten."

Frau Karstedt nahm jetzt auch ihrerseits Platz, rückte ihren Stuhl dicht neben den ihres Sohnes und fragte überrascht:

„Du willst doch nicht etwa sagen, daß er jene Dame, deren Namen ich Dir übrigens niemals nennen werde, hätte Preis geben sollen?"

„Vielleicht, Mama, jedenfalls hätte er vermeiden sollen, überhaupt in eine so heikle Lage zu gerathen. Sieh, Mama, es ist eines der wahrsten Worte, daß sich jede Schuld auf Erden rächt. Hätte sich Schlichtfeld mit jener Frau nicht eingelassen, hätte er in ihr die Gattin eines Andern respectirt, so würde er in jene verhängnißvolle Alternative überhaupt nicht gekommen sein. Er war ein Dichter und kein Jurist; das bezeugt sein sogenanntes Vermächtniß an mich, das durchaus hinfällig und verwerflich ist und das ich anzutreten nicht gesonnen bin. Die Ausschließung des Zeugnisses in seinem Falle, das Verbot an den Richter, einen derartig Beschuldigten überhaupt zu befragen, würde ja der Unsittlichkeit nur den allerbedenklichsten Vorschub leisten. Der Richter soll die Wahrheit an den Tag bringen; dazu ist er da, und dazu wird er vom Volke bezahlt. Wenn diese Wahrheit einmal für den einen oder andern Zeugen von Nachtheil ist, nun, so mag man den Zeugen bedauern, aber deshalb den Gang des Rechtes auch nicht einen Augenblick lang aufhalten. Das ist die Art aller juristisch ungeschulten Köpfe: sie wollen wohl die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Rechtes, wenn aber diese Unverletzlichkeit ihnen selbst Schaden und Nachtheil bereitet, dann verlangen sie zu ihren Gunsten eine Beugung, eine Suspension des allgemein giltigen Rechtes."

„Ach, mit Deinem unverletzlichen Rechte und Gesetze! Schlichtfeld erklärt doch ganz unwiderleglich, daß die Menschen nicht des Rechtes wegen, sondern das Recht der Menschen wegen da sei."

Ulrich lächelte und ergriff begütigend das fleischige Händchen seiner Mutter.

„Nimm's mir nicht übel, Mamachen, aber mit solchen Gemeinplätzen wird in Fragen des Rechtes gar Nichts bewiesen. Der Mensch soll jederzeit so handeln, wie er es zu verantworten gedenkt; ist er schwach, weicht er einmal vom geraden Wege ab und sündigt er, dann muß er es sich auch gefallen lassen, wenn ihn so oder so die Strafe ereilt. Sich dieser Strafe aber durch einen Meineid zu entziehen, dazu zwingt ihn weder Gesetz noch Richter, sondern seine eigene falsche Auffassung der Verhältnisse. In gewisser Hinsicht ist es mir eigentlich recht lieb, daß sich Schlichtfeld aller irdischen Verantwortung entzogen hat."

„Pfui, Ulrich, wie kannst Du nur so herzlos sprechen?"

„Nicht herzlos, Mama, gerade, weil ich ein Herz habe, ein Herz für die arme Ellen und auch für Dich, Mama, deshalb betrachte ich seinen Tod als eine Erlösung für uns Alle. Denke Dir nur, er wäre Ellens Gatte geworden und später durch irgend einen Zufall als Meineidiger entlarvt und in's Zuchthaus gesperrt worden — — ach, das ist ja gar nicht auszudenken!"

Frau Karstedt schwieg eine Zeit lang, indem sie ihr Köpfchen an die Schulter des Sohnes legte und behaglich die Augen schloß. Ihr Ulrich war unleugbar ein selbstständiger Kopf und ließ sich nicht so leicht durch Andere beeinflussen und umstimmen, sie war stolz auf ihn. Aber im vorliegenden Falle konnte ihm ihr Herz doch nicht Recht geben; sie richtete sich wieder auf und sagte mit einem tiefen Seufzer:

„Du wirst mir einräumen müssen, daß er trotz alledem ein Gentleman war, ein Cavalier in des Wortes bester Bedeutung, und solche Leute werden heute immer seltener; man sollte die letzten Exemplare dieser Gattung nicht durch unnöthige Strenge eines gewissen Proceßverfahrens aus der Welt drängen."

„Wenn Du ihm die Leichtlebigkeit seiner Jugendjahre nicht zur Last legen willst, mag er ein Gentleman gewesen sein — vielleicht! ich würde es eines Gentlemans nur noch für viel würdiger gehalten haben, wenn er sich mit einer so erdrückenden Bürde auf dem Gewissen unserer Ellen überhaupt nicht genaht hätte."

„Du bist sehr streng, mein lieber Ulrich! Gott gebe, daß sich solche Strenge nicht noch einmal gegen Dich selber richte."

„Ich würde mich dann darüber nicht beklagen dürfen."

„Und dieser Schurke, dieser heimtückische Pregert! Du giebst ihm am Ende noch Recht, daß er den Denuncianten gemacht hat?"

„O nein, Mama! Es war schon elend genug, daß er, ein Fremder, sich zum Lauscher hergab . . ."

„Ich habe auch gelauscht."

„Das ist etwas Anderes, Du bist die Mutter und warst vielleicht nicht unberechtigt, über dem Wohl und Wehe Deiner Tochter zu wachen. Aber er, wenn er einen Funken von Ehre im Leibe hatte, mußte sich

zurückziehen oder die Ohren zuhalten, als er merkte, daß nebenan so discrete Dinge verhandelt wurden. Hoffentlich kommt der Mensch nie wieder über unsere Schwelle."

„Dafür habe ich gesorgt, beruhige Dich, mein Junge!"

„Nun sieh, Mamachen, dann hat uns dieser schwarze Tag doch von zwei recht fragwürdigen Menschen befreit, von einem Verräther und — ich will mich Dir zu lieb möglichst parlamentarisch ausdrücken — von einem compromittirten Narren."

Frau Mimma sprang ungeduldig auf.

„Wir einigen uns nicht, ich merke es schon. Für mich war der arme Schlichtfeld kein Narr, sondern ein Ehrenmann, dem ich stets die höchste Achtung bewahren werde. Ich bin eben kein Rechtsbeflissener, sondern eine einfache, natürlich empfindende Frau. Aber darum keine Feindschaft, mein lieber Sohn! wenn Du Schlichtfelds Auftrag nicht erfüllen willst, vielleicht wird sich eine neue Rechtsanschauung Bahn brechen, die Andere zu gewissen Reformen veranlassen wird. Und nun geh schlafen und denke der Sache nicht mehr nach!"

Sie küßte ihn wieder auf die Stirn und ging hinaus.

Ulrich blieb noch eine Weile, in Gedanken versunken, auf seinem Stuhle.

Draußen heulte der Ostwind um die Giebel.

Der Sinnende unterlag derselben Täuschung, die den armen Schlichtfeld unter den Wipfeln des Thiergartens hatte erschauern machen: ihm war, als ob sich alle bangen Seufzer der kämpfenden und irrenden Menschheit zu einem einzigen, lang gedehnten Klagelaute geeint hätten, und dieser Klagelaut schnitt ihm in die Seele. Er zuckte fröstelnd zusammen, stand auf und zündete eine Kerze zum Leuchten an. Dann löschte er die Lampe aus und schlich leise aus dem Zimmer, um sich ebenfalls zur Ruhe zu begeben.

Illustrirte Bibliographie.

Weibliches Bildnis (sog. Bürgermeisterin) von A. van Dyck. München, Pinakothek.

Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrirte Ausgabe. IV. Die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.

Mit dem vorliegenden vierten Bande ist die neue Ausgabe des Springer'schen Handbuchs abgeschlossen. Es liegt nun als stattliches Werk vor uns, nach Inhalt und Ausstellung vorläufig das beste Compendium der Kunstgeschichte, das die deutsche Litteratur besitzt. Mit der rasch fortschreitenden Forschung hat der Herausgeber das Werk in Einvernehmen zu halten gesucht, soweit dies möglich war, ohne dem Buche des Vaters seinen individuellen Charakter zu nehmen. Immerhin wird man gerade in diesem Bande die bessernde und ergänzende Arbeit des Herausgebers oft genug verspüren. Die Ausstattung mit Illustrationen ist wieder eine ganz besonders reiche: auf 400 Seiten Text 409 Abbildungen, das ist in der That ein bis jetzt kaum erreichtes Zahlenverhältniß. Das

Die Frau des Charles Cordes von Rubens.
Brüssel.
Aus: Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer.
Leipzig, E. A. Seemann.

Die Lautenspielerin von Michelangelo da Caravaggio.
Wien, Galerie Liechtenstein.
Aus: Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer.
Leipzig, E. A. Seemann.

Der Falschspieler von Brouwer.
Dresden, Gemäldegalerie.
Aus: Handbuch der Kunstgeschichte von Anton Springer. Leipzig, E. A. Seemann.

etwas stillose Nebeneinander von Holzschnitten mannigfaltigster Ausführung und Zinkätzungen, überdies in sehr verschiedenem Maßstabe, wird man dabei in den Kauf nehmen; das läßt sich bei Werken solcher Art eben nicht vermeiden. Wenn die in dem Schlußworte des Verlegers ausgesprochene Absicht, eine völlige Umarbeitung der „kunsthistorischen Bilderbogen" entsprechend dem gegenwärtigen Stande der vervielfältigenden Technik zu unternehmen, sich verwirklicht haben wird, dürfte dies auch den neuen Auflagen von Springers Werk zu Gute kommen.

M. S.

Bibliographische Notizen.

Kismet. Frühlingstage in St. Surin. Schloß Tombrowska. Von Johannes Richard zur Megede. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

„Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann!" Mit diesem stolzen Wort männlichen Kraftbewußtseins konnte vor einem halben Jahrhundert, in der Zeit gährenden Thatendranges, da auch die „Ritter vom Geiste" in die Arena der Tageskämpfe handelnd herabstiegen, ein Dichter sein Werk abschließen. Unserer decadenten Zeit der complicirten und gebrochenen Charaktere ist solch eine selbstvertrauende, der Activität freudig huldigende Lebensphilosophie fremd geworden; man fühlt sich dem Schicksal gegenüber weniger in der activen, als in der passiven Rolle, weniger als dessen Herr, denn als dessen Spielball. Das Wort: „Des Mannes Schicksal ist das Weib" ist bezeichnend für

diese feminine, müde Zeit, und die fatalistische Anschauung ist heute keineswegs auf den Orient beschränkt. Das „Kismet" in der Erzählung J. R. zur Megedes, eines verheißungsvollen, jungen Talentes, ist nun freilich nicht wie in dem Glauben der Orientalen eine rein äußere Macht, die das Menschenleben widerstandslos regiert. Hierin läge kaum Etwas, was einen wirklichen Dichter reizen könnte. R. zur Megede hat sich eine schwierigere und reizvollere Aufgabe gestellt: die Darstellung des Menschenschicksals, das aus der Verkettung von äußeren Ereignissen oder Zufällen und inneren Trieben der Menschenbrust mit furchtbarer Nothwendigkeit sich gestaltet. Die Willensfreiheit erscheint hier nicht aufgehoben, aber doch beschränkt; das Fatum ersieht und erspäht gleichsam die wunde Stelle im Menschen, um ihm aus seinen, mit kräftiger Selbstbeherrschung unterdrückten Trieben tückisch das umgarnende Netz zu spinnen, das ihn ohnmächtig dem Verderben ausliefert. Ein erhebender, befreiender Eindruck kann hieraus nicht resultiren; aber man wird die Kunst des Verfassers anerkennen müssen, der uns dies niederdrückende Gemälde mit solcher Anschaulichkeit und solchem Scheine von Wahrheit gestaltet, daß wir es mit klopfendem Herzen, bald bangend, bald wieder aufathmend, gerührt und erschüttert mitleben. Mag auch nicht Alles völlig wahrscheinlich und überzeugend wirken und die Ichform nicht glaubhaft motivirt sein — man vergißt das leicht bei einem Erzähler, dem man gleichsam an den Lippen hängt. Und diese Wirkung zu üben, ist dem Verfasser gegeben; ja, er offenbart, in der Schilderung südlicher Natur, echt dichterische Qualitäten. Die zwei kürzeren Erzählungen „Frühlingstage in Surin" und „Schloß Tombrowska", von denen die erstere uns in eine Pension am Genfer See führt und ein Liebesidyll bietet, das eine Wendung vom Heiteren zum Ernsten nimmt, um dann jäh mit einem nicht ganz natürlich berührenden fröhlichen Ausgang zu enden, die andere eine Gespenstergeschichte im Stile von E. T. A. Hoffmanns „Majorat" ist, legen ebenfalls Zeugniß ab für die Begabung R. zur Megedes, halten aber den Vergleich mit Kismet nicht aus. Der Verfasser arbeitet zum Theil mit bereits reichlich benutzten Motiven und Romantypen, und die sogenannten „Modernen" werden ihn wohl kaum zu den Ihrigen zählen wollen; aber die Schwächen seiner Erstlingswerke dürfen uns nicht abhalten, sein ursprüngliches, kraftvolles Erzählertalent, von dem man, falls es nicht der Vielschreiberei zum Opfer fällt, Bedeutendes erwarten darf, nachdrücklich anzuerkennen.

O. W.

Schicksal? Novellen von Max Wundtke. Dresden, E. Piersons Verlag.

Derartige kleine Lebensbilder, wie sie der Verfasser uns giebt, sind in der Litteratur, der heimischen, wie der fremden, zahlreich genug vertreten, und es gehört nicht eben hervorragendes Talent dazu, um sie zu schreiben. Die vorliegenden zeichnen sich in keiner Weise von der großen Anzahl anderer aus, sind aber immerhin als bessere Lectüre für Leser zu empfehlen, welche den Schattenseiten des Lebens mit Vorliebe in's Auge sehen.

V. T.

Innenleben. Novellen von Alfred Graf zur Lippe. Dresden, Heinrich Minden.

Der Autor bietet uns Scenen aus dem Leben jenes Kreises, der durch Geburt der drängenden Arbeit und Geschäftigkeit des bürgerlichen Lebens entzogen und in Folge dessen mehr in der Lage ist, sich höheren Lebensinteressen hinzugeben. Daß aber auch in dieser vom Zufall bevorzugten Gesellschaftsklasse „des Lebens ungemischte Freude" keine bleibende Stätte findet, das lesen wir auch aus den mit großer technischer Fertigkeit geschriebenen Novellen heraus, die dem pessimistischen Realismus der Zeit ihr Opferfeuer anzünden. Feine treffende Charakteristik, lebensvolle Gestaltung und wahrheitstreue Entwickelung der wunderbaren Geheimnisse von Neigung und Sympathie erheben die Arbeit über die heutige Durchschnittslitteratur.

V. T.

Ein falsches Liebeslied. Novelle von Rudolf Golm. E. Piersons Verlag in Dresden.

Rudolf Golm ist ein Schriftsteller, der mit nicht gewöhnlicher Formgewandtheit Tiefe und Ernst der Auffassung verbindet. Eigenartig an dieser seiner jüngsten Schöpfung ist nicht nur der sonst wenig bearbeitete Vorwurf, sondern auch die geschickte Behandlung desselben. Ein junger, reicher Lebemann hält es für angezeigt, sich zu verheirathen, wählt von den beiden Schwestern, die ihm entgegenkommen, die falsche, d. h., er hätte, auch wenn er die Andere genommen, die falsche gewählt. So seltsam wechselnd ist Geschmack und Urtheil des fin-de-siècle-Chekandidaten, daß er

stets die falsche Wahl trifft, weil er sich des richtigen Leitmotivs bei der Bestimmung einer Lebensgefährtin nicht mehr recht bewußt wird. Ist die Erfüllung da, so kann die Desillusion nicht ausbleiben, und der im schwankenden Wollen gegebene Conflict beginnt. Für den Modernen müßte, um ihn zu befriedigen, das Unmögliche Ereigniß werden, die Gegensätze müßten sich vereinigen, Weltdame und Naturkind müßten — da die Bigamie nun einmal verboten — in einer Person erscheinen. — Die Frische, mit der das Buch geschrieben ist, und die fröhliche Seelenmalerei, die darin vorherrscht, machen es zu einer sehr lesenswerthen Gabe. V. T.

Dorffrieden und Alpenwildniß. Geschichten aus den Tiroler Bergen. Von Julius Syrutschek. Dresden, E. Pierson.

Syrutschek, als Verfasser von Dorfgeschichten bestens bekannt, veröffentlicht in einem neuerdings erschienenen Bändchen eine Sammlung Novellen aus den Tiroler Bergen, an denen wir alle Vorzüge seiner Erzählungskunst wiederfinden: genaue Kenntniß des Volkscharakters und die Fähigkeit, das herrliche Landschaftsbild mit leuchtenden Farben zu schildern und stimmungsvoll in den Gang der Handlung zu verflechten. Neben der Kunst, die Eigenart des Tiroler Bauern lebendig werden zu lassen, verabsäumt der Verfasser niemals, den Leser durch das allgemein Menschliche an seinen Geschichten zu interessiren. Mz.

Hohe Lieder. Von Franz Evers. Schuster & Löffler, Berlin.

Franz Evers ist ein Dichter, dem nicht nur Tiefe der Empfindung und Gedanken, sondern auch plastische Gestaltungskraft in hohem Grade eigen ist. Seine Muse schreitet ernst und feierlich einher, sie hat etwas Hoheitsvolles an sich, offen und wahr ist ihr Antlitz, ihr Ausdruck, ihr Wesen, und so nimmt sie unsere Seele ganz gefangen. Platen warnt davor, daß der Erwachsene sich an Poesie berausche, und es giebt wenig neuere Dichter, an deren Schöpfungen es überhaupt möglich wäre; Franz Evers macht jedenfalls eine Ausnahme. V. T.

Rathgeber für Offizierburschen. Magdeburg, Walther Niemann.

Der anonyme Verfasser dieses Büchleins beabsichtigt bei dem, nach Einführung der 2jährigen Dienstzeit unvermeidlichen jährlichen Wechsel der Offizierburschen, diesen eine kurze Anleitung für ihre Dienstverrichtungen zu geben. Letztere sind kurz und übersichtlich zusammengestellt und können als ein guter Rathgeber bezeichnet werden. Einzelne Capitel, wie „Besorgungen und Bestellungen, Reinigung der Bekleidungsstücke sowie der Wohnung und aller in derselben befindlichen Gegenstände" werden auch eine Hausfrau interessiren. K.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Anzengruber's, Ludwig, Gesammelte Werke. Lieferung 11 bis incl. 19. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift 1897. Heft 10, 11, 12. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 1027—1046. Halle a. S., Otto Hendel.

Böhme, Jacob, Ueber sein Leben und seine Philosophie. Rede gehalten (in kürzerer Fassung) zu Kiel am 8. Mai 1897. Von Dr. Paul Deussen. Herausgegeben zum Besten eines Jacob-Böhme-Denkmals in Görlitz. Kiel, Lipsius & Tischer.

Dêry, Juliane, Die selige Insel. Dramatisches Idyll. Berlin, Schuster & Loeffler.

Ebner-Eschenbach, Marie von, Alte Schule. Erzählungen. Erstes bis drittes Tausend. Berlin, Gebrüder Pactel (Elwin Paetel).

Faur, Faber du, Napoleons Feldzug in Russland von 1812. Mit Text von Major von Kaussler, ehem. württembergisch. Generalstabsoffizier. Mit ca. 100 Originalvollbildertafeln und Textillustrationen. Nebst Anhang: Die Marschälle und berühmten Persönlichkeiten damaliger Zeit. Ebenfalls reich illustrirt. Lfg. 6/10. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Frank, Hektor, Aus dem Vatican. Ernstes und Heiteres. Leipzig, C. G. Naumann.

Gerhardi, Dr. Karl August. Das Wesen des Genies. Berlin, Kritik-Verlag.

Haarhaus, Julius R., Auf Goethes Spuren in Italien. II. Theil: Mittel-Italien. Leipzig, C. G. Naumann.

Harms, Dr. Friedrich, Psychologie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers. Herausgegeben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Hecker, Dr. Oskar, Die Italienische Umgangssprache in systematischer Anordnung und mit Aussprachehilfen. Braunschweig, George Westermann.

Heiberg, Die Rixdorfs. Roman. Leipzig, Gustav Fock.

Heinrich, Hermann, Von echtem Schrot und Korn. Vier Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit. Berlin, Fischer & Franke.

Hirth, Georg, Aufgaben der Kunstphysiologie. 2. Auflage. Circa 40 Bogen 8° mit 17 Illustrationen. Lfg. 3. München, G. Hirths Kunstverlag.

Hoffmann, E. T. A., Doge und Dogaressa. Signor Formica. — Zwei italienische Novellen. Neue Ausgabe für Bücherliebhaber. Berlin, Fischer & Franke.

Hoppeler, R. R., Beiträge zur Geschichte des Wallis im Mittelalter. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Jesinghaus, Walter, Flammenblitze. Gedichte. Erfurt, Eduard Moos.

Josephy, Karl, „Helena". Roman. Bern, Neukomm & Zimmermann.

Kastner, Willy Alexander, Sansara. Neue Folge epischer Dichtungen. Mit dem Bilde des Verfassers. Leipzig, Verlag von Walther Fiedler.

Kawerau, Waldemar, Hermann Sudermann. Eine kritische Studie. Magdeburg, Walther Niemann.

Kritik, Die. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausgeber: Richard Wrede. No. 141, 142, 143, 144. Berlin, Kritik-Verlag.

Künstler-Monographien, in Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. Band XXII. Tiepolo. Mit 74 Abbildungen nach Gemälden und Radirungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

— Band XXIII. Vautier. Mit 111 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Langenscheidt, Paul, Gegen den Strom. Schauspiel in drei Acten. Berlin, Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (Doctor P. Langenscheidt).

— Im Blüthenschnee. Dramatische Scene. Berlin, Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (Dr. P. Langenscheidt).

Linsemann, Paul, Die Theaterwelt Berlin. Eine kritische Umschau. Mit einem Geleitwort von Maximilian Harden. Berlin, Richard Taendler.

Litteraturgeschichte, Deutsch-Oesterreichische. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. J. W. Nagl u. Jakob Zeidler. Lfg. 2. Wien, Carl Fromme.

Magazine, The international, Vol. III. No. 1. Juli 1897. Chicago, Union Quoin Company.

Müller, Sophus, Nordische Alterthumskunde. Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. Lfg. 7 u. 8. Mit einer Tafel in Heliogravüre. Strassburg, Karl J. Trübner.

Nietzsche, Friedrich, Schriften und Entwürfe aus den Jahren 1876—1880. II. Abtheilung. Band XI. und XII. Leipzig, C. G. Naumann.

Rabl, Josef, Illustrirter Führer durch Kärnten mit besonderer Berücksichtigung der Städte Klagenfurt und Villach, sowie der Kärntnerischen Seen und ihrer Umgebungen. Mit 48 Illustrationen, 2 Panoramen und 3 Karten. Zweite verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Reber F. v., und A. Bayersdorfer, Klassischer Sculpturen-Schatz. I. Jahrgang. Heft 8 bis incl. 14. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

Reinsberg-Düringsfeld, Otto Freiherr v., Das festliche Jahr. In Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Festen der germanischen Völker. Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit über 100 Illustrationen. Lieferung 2 u. 3. Leipzig, H. Barsdorf.

Robran, Paul. Abschied und andere Novellen. Leipzig, L. Staackmann.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilhelm Wattenbach. Neue Folge. Zwölfte Serie. Hefte 265, 268. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter.)

Schuhmacher, Heinrich Vollrat, Der Ruhm. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Sigismund, Berthold, Kind und Welt. Für Eltern und Lehrer, sowie für Freunde der Psychologie mit Einleitung und Anmerkungen neu herausgegeben von Chr. Ufer. Zweite, vermehrte Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Studien. Wissenswerthes aus allen Lebensgebieten. Herausgegeben von A. Schupp. Heft 26. — Shakespeare-Studien I. Hamlet. Romeo und Julie von Fritz Düvell. Leipzig, August Schupp.

Thalmayr, Dr. Franz, Goethe und das classische Alterthum. Die Einwirkung der Antike auf Goethes Dichtungen im Zusammenhange mit dem Lebensgange des Dichters dargestellt. Leipzig, Gustav Foek.

Thoreau, Henry Dr., Walden. Deutsch von Emma Emmerich. München, Johann Palms Verlag.

Tschechow, Anton, Russische Liebelei. Novellen. Aus dem Russischen übersetzt von L. Fleihs-Fokschaneanu. München, August Schupp.

Umlauft, Professor Dr. Fried., Die Oesterr.-Ung. Monarchie. 3. Auflage. Lfg. 21 bis 25 (Schluss). Wien, A. Hartlebens Verlag.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeb. von Baronin von Bertha von Suttner. Sechster Jahrg. No. 6. Dresden, E. Piersons Verlag.

Walcker, Dr. Karl, Die Interessenkämpfe der Industrie, des Handels, der Landwirthschaft, der Klein-, Mittel- und Grossstädte. Wirthschaftsgeschichtliche Studien und Betrachtungen. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (A. Haase).

Woraus sie tranken! Feuchtfröhliche Verse von C. Vogel zu keramischen Bildern von R. Piehler. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. I. Jahrgang 1897. Heft 4. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Vormals Fichte-Ulricische Zeitschrift). Im Verein mit H. Siebeck und J. Volkelt herausgegeben und redigirt von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. 1897. Band 110. Heft 1. Juni. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 104399727